Allgemeine
Deutsche Biographie.

Vierundvierzigster Band.

☞ Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 44. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Vierundvierzigster Band.

Günzelin von Wolfenbüttel — Zeis.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1898.

Wolfenbüttel: Günzelin von W. stammte aus einem braunschweigischen Ministerialengeschlechte, das sich um das Jahr 1090 zuerst urkundlich nachweisen läßt und wurde um das Jahr 1170 geboren. Sein Vater Ecbert stand bei dem Herzoge Heinrich dem Löwen in hohem Ansehen, so daß ihm dieser, als er 1172 eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande antrat, den Schutz seiner Gemahlin anvertraute. Selbständig handelnd begegnet uns G. zuerst in Verbindung mit seinem älteren Bruder Ecbert bei einem Kaufgeschäfte des Klosters Steterburg im J. 1187. Einige Jahre darauf vertheidigte er in den Kämpfen gegen Heinrich den Löwen, in denen seine Familie wider diesen ihren Lehnsherrn stand, die Stammburg Wolfenbüttel, die Heinrich's Sohn, der Pfalzgraf Heinrich, eroberte und von Grund aus zerstörte. Als dann 1194 Herzog Heinrich sich mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte, erhielten die unbotmäßigen Lehnsleute ihre Güter zurück, und auch die Burg Wolfenbüttel erstand aufs neue. Der Vater Ecbert scheint inzwischen bereits gestorben und Ecbert d. J. ihm bald nach 1204, wo er am 22. October zum letzten Male urkundlich erwähnt wird, gefolgt zu sein. G. vereinigte nun in seiner Hand den ganzen Besitz der Familie, der außer den braunschweigischen Lehen, insbesondere dem Schlosse Wolfenbüttel, in dessen Nähe noch Grundeigenthum, Gandersheimsche Lehen und die Vogtei des Klosters Heiningen umfaßte, nach dem Aussterben der von Peine (um 1200) aber — wir wissen nicht, auf Grund welchen Rechtes — durch deren Güter, zumal die dicht an Wolfenbüttel stoßende und von dem Bisthum Hildesheim zu Lehen gehende Grafschaft Peine, vermehrt wurde. G. wird daher mitunter auch nach dieser Feste „v. Peine“ genannt. In dem Kampfe um die Königskrone zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV. stand G. entschieden auf der Seite des letzteren, und es spricht für die tüchtigen Dienste, die er ihm leistete, daß er im J. 1200 zum Truchseß ernannt wurde. Als solcher hat er in guten und bösen Tagen treu bei dem Könige ausgehalten. Während dieser in der Ferne weilte, suchte G. das Reichsgut und die welfische Hausmacht vor den Gegnern zu schirmen. Als Graf Herman von Woldenberg von der Harzburg aus sich 1204 des Lichtenbergs bemächtigt hatte und von dort aus das braunschweigische Gebiet verheerte, rückte G. Anfang Juni 1206 vor die Feste, fand sie jedoch so wohl verwahrt, daß er nichts auszurichten vermochte. Da wandte er sich plötzlich gegen die Stadt Goslar, die Rivalin Braunschweigs, die lange Zeit den Haupt-

stützpunkt der Staufer in Norddeutschland gebildet hatte. Am 8. Juni erobert, wurde sie gründlich geplündert und entging kaum völliger Zerstörung. Dann lag G. nochmals sechs Wochen vor Lichtenberg, mußte sich aber zurückziehen, als am 25. Juli Erzbischof Albrecht von Magdeburg, Landgraf Hermann von Thüringen und Markgraf Dietrich von Meißen zum Entsatze heranzogen, und konnte es nicht hindern, daß sie die Festung auf ein Jahr mit Lebensmitteln versahen. Der plötzliche Tod König Philipp's († 21. Juni 1208) befreite Otto von seinen Gegnern und verschaffte ihm allgemeine Anerkennung. G. begleitete ihn zu dem Fürstentage nach Frankfurt, wo er zu denen gehörte, die die Verleihung des Herzogthums Baiern an Ludwig beschwören mußten. Er scheint der einzige Hofbeamte Otto's gewesen zu sein, der auch nach Philipp's Tode in der alten Stellung belassen wurde. Zwar erscheint auch noch 1209 neben ihm der Reichstruchseß Philipp's, Heinrich von Waldburg; aber dann verschwindet dieser und seit dem 19. August 1209 wird G. ausdrücklich als dapifer imperii bezeichnet. Im Sommer 1209 ging letzterer mit Otto nach Italien; er war hier Mitglied der Gesandtschaft, die der König unter Leitung des Kanzlers, Bischof Konrad's von Speier, an Papst Innocenz III. wegen der Kaiserkrönung abschickte, die dann am 4. October dieses Jahres erfolgte. Im folgenden Sommer kehrte G. nach Deutschland zurück, um wichtige Reichsangelegenheiten zu ordnen. So belehnte er im Namen des Kaisers mit der durch des Markgrafen Konrad Tod erledigten Lausitz dessen Vetter, Markgraf Dietrich von Meißen, nachdem dieser eine beträchtliche Geldzahlung geleistet hatte. Als dann am 18. November 1210 der päpstliche Bannstrahl gegen Otto geschleudert war, und ihm auch in Deutschland sofort Gegner erstanden, wandte G. sich 1211 gegen den Landgrafen Hermann von Thüringen. Von den Reichsstädten Nordhausen und Mühlhausen als sicheren Stützpunkten aus drang er vor und erreichte es bald, daß die meisten der thüringischen Großen zu ihm übertraten, und der Landgraf sich auf seine Burgen zurückziehen mußte. Im März 1212 war er wieder bei dem Kaiser in Frankfurt und beschwor hier u. a. den Vertrag, den Otto mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen geschlossen hatte. Dann traf er im Juli die Vorbereitungen für die Belagerung der Feste Weißensee, vor der Otto's Niedergang beginnen sollte. Hier traf ihn die Kunde von dem Tode seiner Gemahlin Beatrix und der Ankunft König Friedrich's in Deutschland. Einer nach dem andern verließ Otto. Unter den Inhabern der großen Reichshofämter war G. der einzige, der nicht zu Friedrich übertrat. Treu nahm er in Gemeinschaft mit seinen Söhnen, von denen Ecbert Walbeck, Burchard Quedlingenburg besetzt hielt, an dem Schutze der Erblande des Kaisers theil, auf die dieser sich bald beschränkt sah und in die die Gegner einzudringen vergeblich versuchten. Er stand auch am 19. Mai 1218 auf der Harzburg am Todtenlager seines kaiserlichen Herrn, der ihm noch in seinem letzten Willen wichtige Aufträge in Betreff der Festen Herlingsberg und Walbeck ertheilte und seine Gemahlin auf den Rath des treuen Beamten verwies. In den folgenden Jahren erscheint G. wiederholt in der Umgebung des Pfalzgrafen Heinrich. Dieser lieferte im Juli 1219 zu Goslar König Friedrich die Reichsinsignien aus und wurde zum Reichsverweser zwischen Elbe und Weser ernannt. Vielleicht hat G. bei dieser Gelegenheit Anschluß an den König gesucht und Zusicherungen von ihm erhalten. Seit 1222 erscheint er neben Eberhard v. Tanne-Waldburg und Werner v. Boland d. J. als Truchseß bei Friedrich. Es war in Niedersachsen der Zeit eine nicht kleine Partei von Grafen und Herren, die im Anschluß an die geistlichen Fürsten von Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim dem Streben der Welfen nach territorialer Herrschaft über jene Lande sich widersetzten, lieber dem fernen Könige unmittelbar dienen, als einem nahen Reichsfürsten sich unterwerfen wollten.

G. setzte sich zwar noch nicht in Opposition gegen die Welfen, aber es geschah doch gewiß in dem Wunsche, sich auf alle Fälle zu sichern, wenn er in Verbindung mit Haold von Biewende u. a. auf einem steilen Höhenzuge der Asse eine starke Burg anlegte. Ihr Bau scheint 1219 schon so weit vorgeschritten gewesen zu sein, daß sich Günzelin's zweiter Sohn Burchard bereits „de Asseburc" nennen konnte. Die Burg lag auf Stift Gandersheimschem Boden. Papst Honorius erließ daher am 17. Juni 1220 auf Bitten der Aebtissin ein Mandat gegen die Erbauer, das jedoch ohne Folgen blieb. Vielleicht ist die Burg damals in Reichsbesitz übergegangen. Im März 1222 treffen wir dann G. an der Seite Kaiser Friedrich's in Italien, der ihn im folgenden Monate zum Legaten von Tuscien ernannte. Jetzt suchte er die kaiserliche Gewalt nicht nur hier, sondern auch außerhalb dieses Gebietes zur Geltung zu bringen. Er leistete der Stadt Viterbo gegen die Römer Hülfe, hielt sich dann zwar zurück und schaute zu, als am 21. Juli d. J. Pisa den Lucchesen und Florentinern in der Schlacht von Castel del Bosco gründlich unterlag. Dann suchte er aber in dem Herzogthume Spoleto in der Mark Ancona die Reichshoheit wieder herzustellen und rief in seinem Uebereifer dadurch arge Verwickelungen mit dem päpstlichen Stuhle hervor. Mochte er dabei auch geheime Wünsche Friedrich's zur Ausführung bringen, so verkannte er doch völlig die politische Lage, die die Verwirklichung solcher Bestrebungen als ganz unzeitgemäß erscheinen ließ. Friedrich mußte ihn daher fallen lassen; er mißbilligte und widerrief alle Schritte, die G. gegen die römische Kirche unternommen hatte, und ließ ihn zu Weihnachten 1222 mit dem Deutschordensmeister Herman von Salza selbst nach Rom gehen, damit er hier die friedliche Gesinnung des Kaisers eidlich erhärte. Bald darauf sandte er ihn nach Deutschland zurück. Hier nahm G. an den Verhandlungen theil, die über den von Graf Heinrich von Schwerin gefangenen König Waldemar von Dänemark geführt wurden. In dem zu Nordhausen am 24. September 1223 errichteten Vertrage, nach dem der König in die kaiserliche Gewalt ausgeliefert werden sollte, wird G. unter denjenigen genannt, welche die Sicherheit gutzuheißen hatten, die bei einer Freilassung des dänischen Königs Heinrich von Schwerin zu gewährleisten war; für das Ansehen der Asseburg aber spricht es, daß sie nebst vier anderen Burgen als Stätte für die Niederlegung der Graf Heinrich versprochenen Geldsumme bezeichnet wurde. Da dieses Abkommen nicht zur Ausführung gelangte, nahm G. als Botschafter des Reichs auch an dem zweiten Vertrage theil, der die Freilassung Waldemar's bezweckte und am 4. Juli 1224 in Bardowik errichtet wurde. In diesem und in dem folgenden Jahre begegnet G. am Hofe König Heinrich's VII., ohne daß das Verhältniß zu den welfischen Fürsten, in deren Umgebung seine Söhne auftreten, getrübt zu sein scheint. Erst als nach dem Tode des Pfalzgrafen Heinrich († 28. April 1227) auf Grund der angeblichen Erbrechte, die von dessen Töchtern Kaiser Friedrich gekauft hatte, die Stadt Braunschweig plötzlich von den Kaiserlichen besetzt wurde, lag der Verdacht nahe, daß G. von dem nahen Wolfenbüttel aus seine Hand dabei im Spiele gehabt habe. Bald gelang es aber dem jungen Welfen Otto der Stadt wieder Herr zu werden und allmählich auch durch kluge Politik einen Gegner nach dem andern auf seine Seite zu ziehen. Mochte G. ihm auch fern bleiben, so ist doch von keinerlei Streit zwischen ihnen uns eine Nachricht überliefert. Im April 1231 treffen wir G. wieder bei König Heinrich VII. auf dem Reichstage zu Worms, wo ihm und dem Grafen Herman von der Harzburg die Ueberwachung der für das Reich erlassenen Münzgesetze in Sachsen übertragen wurde. In demselben Jahre weilt er dann bis in den Mai 1232 bei Kaiser Friedrich in Italien, bei dem er uns darauf noch einmal im Juni 1236 ohne Amtstitel begegnet. Ob er zu jener Zeit den Reichsdienst verlassen, muß dahingestellt

bleiben: er selbst hat den Truchseßtitel bis in sein Alter hinein noch geführt. Seine Thätigkeit beschränkt sich nun, so weit wir sie verfolgen können, auf die Angelegenheiten der Heimath. Doch hat er dem Kaiserhause unverbrüchliche Treue gehalten. Als am Silvestertage 1234 der Erzbischof von Mainz, der Bischof von Hildesheim, G. und verschiedene Große mit Heinrich von Neifen, dem Vertrauten des rebellischen Königs Heinrich, in Goslar zusammenkamen, wird dieser es an Versuchen, jene für seine Pläne zu gewinnen, nicht haben fehlen lassen. Aber es war vergeblich; wie die andern, so blieb auch G. Friedrich II. treu. Als dann zwischen diesem und Herzog Otto im August 1235 zu Mainz die endgültige Aussöhnung erfolgte, die die Begründung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg zur Folge hatte, wird man die Bestimmung, daß die Ministerialen des Herzogs den Reichsministerialen gleich gestellt sein sollten, wesentlich als ein Zugeständniß für G. aufzufassen haben. Obwol nach Kaiser Friedrich II. Tode († 13. December 1250) König Wilhelm von Holland in Niedersachsen allgemeine Anerkennung fand, verweigerte ihm G., der dem Sohne Friedrich's, König Konrad IV., die Treue glaubte bewahren zu müssen, wol der einzige Mann nördlich dem Harze, dennoch die Huldigung. Ein Fürstengericht sprach ihn daher seiner Reichslehen verlustig, und König Wilhelm verlieh diese 1253 seinem Schwager, Herzog Albrecht von Braunschweig. Die Vollziehung des Urtheils scheint G. nicht mehr erlebt zu haben. Er starb wol im J. 1255, sicher am 2. Februar. Die Unterwerfung der Söhne mußte Herzog Albrecht erst durch längeren Kampf erzwingen. 1255 fiel Wolfenbüttel, 1258 ward nach mehrjähriger Belagerung gegen Zahlung einer Geldsumme die Asseburg übergeben, die seitdem den Nachkommen Günzelin's, wenn sie sich auch nach ihr nennen, für immer verloren gegangen ist. — Der Name von Günzelin's Gemahlin ist uns nicht überliefert; sie scheint einem Hildesheimer Ministerialengeschlechte angehört zu haben. Von den Söhnen ist Günzelin II. wol schon vor dem Vater verstorben; ihn überlebten Ecbert, der kinderlos blieb, und Burchard, von dem das noch blühende Geschlecht der Grafen von der Asseburg abstammt.

Vgl. außer den allgemeinen reichsgeschichtlichen Werken von Ed. Winkelmann u. a. das Asseburger Urkundenbuch von J. Grafen v. Bocholtz-Asseburg, Bd. I und den Aufsatz über G. v. W. von C. v. Schmidt-Phiseldeck in der Harzzeitschr., Bd. 16 (1883), S. 209—230.

P. Zimmermann.

Wolfensberger: Johann Jakob W., Landschaftsmaler, geboren am 20. Februar 1797 in Rumlikon im Kanton Zürich, † in Zürich am 15. Mai 1850. Die Kindheit Wolfensberger's und seine frühesten Erinnerungen fielen in die Franzosenzeit. Auf dem Bauernhofe der Eltern aufgewachsen, hing W. mit besonderer Liebe an seiner Mutter, die redlich bestrebt war, dem Sohne die lästige Feldarbeit abzunehmen. Da die kleinlichen Verhältnisse auf dem Lande ihm überhaupt mißfielen, ergriff er die erste beste Gelegenheit, die sich ihm in Zürich bot, freudig beim Schopfe. Lange schon waren künstlerische Neigungen wach in ihm, der bereits als Jüngling, wie seine Gattin erzählt, in der Betrachtung der Schönheiten der Natur sich selbst und seine Sorgen und Hoffnungen vergessen konnte. So mußte er es als Glück empfinden, als Colorist in der Füßli'schen Kunsthandlung eine Anstellung zu bekommen, war ihm doch damit die Aussicht eröffnet, in freiem Studium die technischen Mittel sich anzueignen, die ihn später in den Stand setzten, als künstlerischer Interpret der Herrlichkeiten dieser Welt sein gutes Auskommen zu finden. Nach dreijährigem Aufenthalte in Zürich trat W. im August 1817 die Italienfahrt an auf Kosten des Zürcher Landschaftsmalers Wilhelm Huber, der damals als vielbeschäftigter Vedutenmaler in Neapel weilte und W. als Gehülfen sich verschrieben hatte. Die Reise

ging über Mailand und Genua nach Neapel, woselbst das Schiff, auf dem W. sich befand, eine Woche in Quarantäne gehalten wurde. W. war, als er zu Huber kam, noch durchaus Anfänger. Er konnte viel bei ihm lernen und machte in der That schnelle Fortschritte. Er kam jedoch mit Huber nicht aus. Nachdem er mit ihm eine sechswöchentliche Studienreise nach Amalfi unternommen hatte und von seinem Meister hierauf nach Neapel zurückgeschickt worden war, um einige angefangene Arbeiten zu vollenden, regte sich in W. plötzlich der Wunsch, auf eigenen Füßen zu stehen. Dem Gedanken folgte die Ausführung des Gedankens. W., der sich noch kurz zuvor den getreuen Lehrjungen Huber's genannt hatte, war, als dieser nach Hause kam, verschwunden. Weder Drohungen noch gute Worte konnten ihn bewegen, zum Lehrer zurückzukehren. W., nunmehr gänzlich auf sich gestellt, fand bald hohe Gönner, unter anderen den Herzog von Berwick, König Franz von Neapel und den berühmten französischen Schlachtenmaler Horace Vernet, der ihm besonders wohl wollte. 1821 treffen wir W. in Sicilien, sodann in Rom; dort wie hier (1825—1829) faßte er die classischen Punkte ins Auge, um derentwillen der Fremde Italien zu besuchen pflegt. Vorübergehend (1829) suchte er die Schweizer Heimath auf; schon 1830 war er jedoch wieder in Rom. Die Sehnsucht nach Griechenland, nach der unverfälschten Kunst von Alt-Hellas ließ ihm keine Ruhe. Er durfte sie 1832 befriedigen. Nun boten sich dem entzückten Auge des Künstlers die reinen Linien der jonischen Inseln dar. W. sah Athen und die Akropolis, Olympia, Delphi, das uralte Mykene, Sunium, Akrokorinth und Ithaka. Ueberall war er mit Stift und Farben thätig; erst jetzt wurde er der bedeutende Aquarellmaler, als den wir ihn hoch schätzen. König Otto interessirte sich für ihn und die Gesandten Frankreichs und Oesterreichs beehrten ihn mit ihren Aufträgen. Drei Jahre lange weilte W. in Athen, dann ging er nach Kleinasien hinüber. Er sah sich Constantinopel, Smyrna und Troja an. Seine Schöpfungen aus der griechischen Periode sind wol seine bedeutendsten Leistungen; denn dem, was er später, auf Grund seiner Studien, in Zürich ausführte, fehlte die Unmittelbarkeit der Anschauung. 1835 kehrte W. über Malta nnd Messina nach Neapel zurück, nun besonders in Pästum und Pompeji Studien sammelnd, 1838 wandte er sich endgültig wieder dem Vaterlande zu. Er ließ sich in Zürich nieder, von wo aus er hie und da Reisen unternahm nach Wien, Paris (1839) und London (1840), in welch' letzterer Stadt er 1841 eine Reihe von Handzeichnungen in einem von Fischer veröffentlichten Werke über Griechenland und Italien herausgab. Die Engländer J. Sands und R. Brandard stachen die Blätter Wolfensberger's in Kupfer. Von London brachte er 1842 auch eine Frau heim. Die letzten Jahre seines Lebens verliefen ruhig. Er betheiligte sich 1827, 1833, 1846 bis 1849 an den von der Künstlergesellschaft in Zürich veranstalteten Ausstellungen, um seinen Mitbürgern die Resultate seiner Studien vorzuweisen. 1847 begab er sich zum letzten Mal nach Neapel, und so durfte er sich mit Fug und Recht bis ans Ende mit Odysseus „*πολύτροπον*" nennen. Auch von ihm kann man sagen: „*πολλῶν δ᾽ ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα, καὶ νόον ἔγνω.*"

Die große Mehrzahl der von W. meistens in Aquarell ausgeführten Bilder befindet sich wol in Privatbesitz im Auslande. Durch seine ebenfalls künstlerisch veranlagte Frau hatte er besonders mit England intime Beziehungen geknüpft. Für den Verfasser der griechischen Geschichte G. Grote malte er „die Ebene von Troja", für seinen Freund Jos. Parkes das „Forum romanum", den „Theseus- und Jupitertempel zu Athen". In Zürich besitzen Gemälde von W.: Martin Bodmer (Ansicht von Subiaco und Amalfi); der † Dr. Meyer-Ochsner (Vestatempel bei Tivoli); Zeller-Füßli (Sibyllentempel bei Tivoli); F. Zimmermann in Winterthur (Akropolis). Allgemein zugänglich sind die Werke Wolfensberger's

in den öffentlichen Sammlungen Zürichs. In der Kupferstichsammlung des eidgenössischen Polytechnikums ist der Meister mit fünf Blättern vertreten: 1. 2. „Der Aventin in Rom mit der Peterskuppel im Hintergrunde“ (1828); „Die Akropolis in Athen“; Aquarelle. 3—4. „Auf dem Monte Palatin in Rom“; „Bei der Akropolis in Athen“, Bleistiftzeichnungen. 5. „Bach im Walde“, Sepiazeichnung. Die Stadtbibliothek besitzt eingerahmt ein Hauptwerk: „Das Parthenon auf der Akropolis“. Auch die Mappen des Künstlerguts enthalten einige Aquarelle Wolfensberger's, es seien genannt: „Tempel zu Paestum“ (O. 11); „Bei Subiaco“ (O. 15.); „Ruinen eines Aquäduct“ (O. 17.); „Wasserfall bei Tivoli“ (R. 28). Im Figurenzeichnen war W. schwach, wo Figuren bei ihm vorkommen, wirken sie eher störend, es sei denn, daß Horace Vernet ihm seinen Griffel lieh, wie auf dem einzigen im Künstlergute ausgestellten Aquarell von 1832: „Rom von der Villa Mattei aus gesehen“ (Nr. 260 im Verzeichnisse der bedeutenderen Kunstwerke im Künstlergut zu Zürich von 1893).

Nagler's Künstler-Lex. XXII, 58. — Neujahrsblätter der Zürcher Künstlergesellschaft von 1854 und 1885. Carl Brun.

Wolfers: Jakob Philipp W., Mathematiker und Astronom, geboren am 31. Mai 1803 zu Minden, † am 22. April 1878 zu Berlin. Mit achtzehn Jahren das Gymnasium seiner Vaterstadt verlassend, betrieb W. von da ab in Berlin mathematische Studien, zu welchen er sich mehr als zu dem ursprünglich gewählten Baufache hingezogen fühlte. Sein Lehrer Encke veranlaßte ihn dazu, sich an den Rechnungen für das von ihm herausgegebene Astronomische Jahrbuch zu betheiligen, und dieser mühevollen Arbeit blieb er volle vierzig Jahre (1824—1864) treu. Erst seit 1852 wurde dieses Verhältniß aber auch äußerlich anerkannt, indem auf dem Titelblatte von da an die Worte erschienen: „herausgegeben unter Mitwirkung des Herrn Dr. Wolfers“. Die Doctorwürde hatte er sich 1836 in Greifswald erworben, und den Professortitel erhielt er 1852. Seit 1864 gab er die regelmäßige Mitarbeiterschaft am Jahrbuche auf, verblieb aber immer noch mit demselben in reger Fühlung und konnte 1872 das Jubelfest der Begründung jenes Werkes in guter Gesundheit mitfeiern. Allmählich aber trübte ein Gehirn- und Augenleiden mehr und mehr den Lebensabend des trefflichen Mannes, über dessen Charakter nur eine Stimme herrschte. Die Treue, welche er seiner Heimath gegenüber bewies, sprach sich in einer für das Mindener Gymnasium gemachten Stiftung aus; die Zinsen derselben wurden zu Preisgeschenken für die Schüler verwendet, welche sich im Laufe des Schuljahres in Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften besonders hervorgethan hatten.

Als astronomischer Rechner hatte W. in der wissenschaftlichen Welt einen sehr geachteten Namen, hauptsächlich auch wegen seiner „Reduktionstafeln“, welche in Fortführung von Bessel's „Tabulae Regiomontanae“ 1858 in Berlin erschienen. An dem Unternehmen der Berliner Sternkarten, durch welche die Entdeckung neuer Planeten wesentlich gefördert wurde, nahm auch er lebhaften Antheil. Im J. 1851 beobachtete er in Ostpreußen die totale Sonnenfinsterniß, und auch für das große Werk einer chronometrischen Bestimmung der Längendifferenz Pulkawa-Greenwich lieferte er Beiträge. „Die „Astron. Nachrichten“ enthalten zahlreiche Aufsätze aus seiner Feder, namentlich über Kometen- und Planetoidenbahnen, aber auch über die Aufgabe, den Ort eines Sternes aus Distanzmessungen zu ermitteln. Im „Archiv für reine und angewandte Mathematik“ behandelte W. mit Vorliebe Probleme der höheren Mathematik (Krümmung der Curven, Reihensummirung, Kepler's Aufgabe, Zone des Ellipsoides u. s. w.). Insonderheit jedoch ist Wolfers' rühmenswerthes Bestreben zu nennen, mathematische Classiker in fremdsprachlichem Gewande in Deutschland einzu-

bürgern. Wir haben von ihm: L. Euler's Mechanik, mit Anmerkungen und Erläuterungen deutsch herausgegeben (Greifswald 1848—53); Sir Isaac Newton's Mathematische Prinzipien der Naturlehre, mit Bemerkungen und Erläuterungen herausgegeben (Berlin 1872). An diese sehr tüchtige Bearbeitung eines Fundamentalwerkes hatte W. mehrere seiner späteren Mannesjahre gesetzt.

Auch Geographie und Meteorologie wurden von W. nicht außer acht gelassen. Dies bezeugen seine Berichte in der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, zu deren thätigsten Mitgliedern er sich zählen durfte, wie er denn auch zu den Begründern der Astronomischen Gesellschaft gehörte. Eifrig bemühte er sich um das Studium der Temperaturverhältnisse von Berlin, während allerdings die ihn leitende Hoffnung, in der Wiederkehr besonders strenger Winter eine gewisse Gesetzmäßigkeit ausfindig machen zu können, sich zunächst noch nicht verwirklichen sollte.

Poggendorff, Biogr.-litt. Handwörterb. z. Gesch. d. exakten Wissenschaften, 2. Bd., Leipzig 1863, Sp. 1358 ff. — Vierteljahrsschrift d. Astron. Gesellsch., 13. Jahrg., Leipzig 1878, S. 290 ff. Günther.

Wolff: Adolf Wilhelm W. Er war geboren am 13. December 1815 in der Stadt Flensburg, wo sein Vater als Gymnasialdirector lebte. Von Michaelis 1835 an studirte er die Rechte auf den Universitäten in Kiel und Berlin, bestand 1841 das juristische Amtsexamen mit sehr rühmlicher Auszeichnung und promovirte 1843 in Kiel rite zum Doctor juris (Diss.: „De pignore a creditoris heredibus in familiae herciscundae judicium deducto"). Hierauf habilitirte er sich als Privatdocent an der Kieler Universität, doch zog er es vor sich Michaelis 1844 als Advocat in Flensburg niederzulassen. Im März 1853 entzog die dänische Regierung ihm seine Bestallung wegen seiner Betheiligung an der Politik. Es gelang ihm jedoch 1854 wieder rehabilitirt zu werden und 1858 selbst Appellationsgerichtsadvocat zu werden. Von 1861 an privatisirte er darauf in Kiel bis 1865. Dann zog er wieder nach Flensburg und trat in seine frühere Stellung als Rechtsanwalt ein und ward 1869 zum Justizrath ernannt. Wegen zunehmender Schwachheit legte er am 1. October 1879 seine Praxis nieder und erhielt bei dieser Gelegenheit den Rothen Adlerorden 4. Cl. Er starb am 2. Januar 1892.

W. war poetisch veranlagt und theilte schon als Gymnasiast und Student vielfach Gedichte mit in verschiedenen Tagesblättern und Zeitschriften. Diese sammelte er unter dem Titel: „Aus der Jugendzeit. Gedichte" (Leipzig 1853). Auch später sind einzelne Gedichte von ihm im Druck erschienen, z. B. in Schad's deutschem Musenalmanach 1858. Zu juristischen Zeitschriften lieferte er Beiträge und publicistische Aufsätze in Zeitungen, z. B. Hamb. Korresp. Insbesondere hat er sich, namentlich in letzterer Zeit, Verdienste erworben durch Abhandlungen zur Provinzialgeschichte, namentlich zur Geschichte seiner Vaterstadt Flensburg, mitgetheilt in Biernatzki's Volksbuch, Provinzialesterr. und Zeitschrift der Gesellschaft für schlesw.-holst. Geschichte in Kiel. Zuletzt hat er auch noch Zeugniß seiner philologischen Bildung gegeben, indem er Ovid's Heroiden, im Versmaß der Urschrift übersetzt und erläutert (Leipzig 1880), herausgegeben hat. Wieder gedruckt in Reclam's Universalbibliothek Nr. 1359 und 1360.

Alberti, S.-H. Schriftstellerlex. II, 584; Forts. II, 394. — Brümmer, Deutsches Dichterlex. II, 518. Carstens.

Wolff: Albert W., Bildhauer, geboren am 14. November 1814 zu Neustrelitz in Mecklenburg, kam im J. 1831 nach Berlin und meldete sich bei Rauch mit der Bitte, ihn zum Bildhauer ausbilden zu wollen. Er brachte eine Empfehlung des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz mit, trotzdem

aber machte Rauch die Aufnahme Wolff's in sein Atelier von der Bedingung technischer Vorbildung abhängig. Da aber Rauch gerade in jenem Jahre mehrere Monate von Berlin abwesend war, konnte sich W. die gewünschte Vorbildung in Rauch's Werkstätte unter der Leitung seiner Schüler aneignen, sodaß er soweit fortgeschritten war, daß ihn Rauch nach seiner Rückkehr behielt und er mit der Zeit der Lieblingsschüler des Meisters wurde. W. zeichnete nun fleißig unter der Leitung von Wach und Rietschel und besuchte Abends den Unterricht im Actzeichnen und in der Anatomie, der den Kunstjüngern an der königlichen Akademie ertheilt wurde. Bis zum Jahre 1843 arbeitete er für Rauch und unter dessen Aufsicht. Dann ging er mit Unterstützung des Großherzogs Georg und Anweisungen Rauch's versehen nach Italien und hielt sich längere Zeit in Rom auf. Nach seiner gegen Ende des Jahres 1845 erfolgten Rückkehr nach Berlin half er Rauch bei den Arbeiten für das Denkmal Friedrich's des Großen und errichtete bald darauf ein eigenes Atelier, aus dem eine lange Reihe bedeutender Künstler, wie Cauer, Schaper, Encke, Sinding und O. Lessing hervorgegangen sind. Am 30. October 1866 wurde er als Lehrer der Modellirclasse an der königlichen Akademie der Künste in Berlin angestellt, als welcher er bis zu seinem Tode am 20. Juni 1892 mit ebensoviel Eifer, als Erfolg thätig war. — Die erste größere selbständige Arbeit Wolff's war eine Porträtstatue der Gräfin Raczynska als Hygiea für einen Brunnen der Stadt Posen. Weit bekannter wurde er durch die wildbewegte Gruppe eines Jägers, der einem Löwen mit erhobener Lanze den Todesstoß versetzen will (1849). In Bronceguß ausgeführt und auf einer der beiden Treppenwangen vor dem alten Museum in Berlin aufgestellt, bildet sie das würdige Gegenstück zu der berühmten Kiß'schen Amazone, hinter der sie allerdings inbezug auf Kraft und Lebendigkeit zurücksteht. Andere Denkmäler von Wolff's Thätigkeit in Berlin sind die im J. 1853 vollendete Marmorgruppe auf der Schloßbrücke, die einen von Pallas in den Krieg geführten Jüngling darstellt, die broncene Reiterstatue Friedrich Wilhelm's III. im Lustgarten, die im J. 1871 enthüllt wurde, die allegorischen Reliefs am Nationaldenkmal im Invalidenpark, das Relief mit dem Einzuge der Truppen im J. 1871 an der Vorderseite des Sockels der Siegessäule (1872) und die Marmorgruppe des Dionysos, der mit einem Panther über Eros hinwegschreitet (1884), in der Nationalgalerie. Aber auch außerhalb Berlins fand W. Gelegenheit, zahlreiche Proben seiner Kunst der Oeffentlichkeit zu übergeben. Unter anderen schuf er für Hannover die Reiterstatue des Königs Ernst August (1861), für das Königsthor in Königsberg die in Terracotta ausgeführte Statue Friedrich Wilhelm's IV., für Neustrelitz die Statue des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz und für Ludwigslust diejenige des Großherzogs Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin. Für die Schloßkirche in Neustrelitz lieferte er colossale Terracottafiguren der vier Evangelisten und für die Universität in Königsberg die Personificationen der vier Facultäten. Im Cadettenhause zu Lichterfelde rührt die Broncestatuette Friedrich's des Großen (1877) von ihm her. Für seine Thätigkeit erntete W. allgemeine Anerkennung. Er war im Besitz einer ganzen Reihe hoher Orden und Medaillen und Ehrenmitglied der Wiener und Dresdener Akademien der Künste.

Vgl. Friedr. und Karl Eggers, Christian Daniel Rauch. Berlin 1886, 1887. III, 53—59; IV, 339—340 (Register). — A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. Leipz. 1889. III, 429—431. — Kunstchronik. Leipz. 1891/92. N. F. III, 528. — A. von Werner, Ansprachen und Reden. Berlin 1896. S. 207, 208.

H. A. Lier.

Wolff: Gottfried August Benedikt W., am 28. November 1786 zu Laucha a. d. Unstrut als der Sohn eines Apothekers geboren, erhielt seine Schulbildung anfangs in seiner Vaterstadt, seit Ostern 1801 auf der Landesschule Pforta, die kurze Zeit noch von dem Rector Heimbach, seit Mai 1802 von Karl David Ilgen (s. A. D. B. XIV, 19) geleitet wurde. Zu seinen Mitschülern gehörten u. a. Thiersch (s. A. D. B. XXXVIII, 7), Dissen (V, 254), Näcke (XXIII, 201), K. Imm. Nitzsch (XXIII, 725). Nach sechsjährigem Aufenthalte in Pforta bezog er die Universität Leipzig, wo er 3½ Jahr lang Theologie und Philologie studirte und sich besonders an Gottfried Hermann (s. A. D. B. XII, 174) anschloß. Nachdem er dann den philosophischen Doctorgrad erworben und in Dresden unter Reinhard (XXVIII, 32) die theologische Prüfung abgelegt hatte, folgte er 1811 einem Rufe als Conrector an das Gymnasium zu Guben in der Niederlausitz. Von seinen dortigen Schülern ist besonders Poppo, der bekannte Herausgeber des Thukydides (s. A. D. B. XXVI, 436) zu nennen. Zu Ostern 1816 trat er als fünfter Professor in das Lehrercollegium zu Pforta ein, rückte allmählich zu den höheren Stellen auf und bekleidete zuletzt von 1831 bis zu seinem Tode am 30. October 1847 die zweite Professur und das Ordinariat der Obersecunda. Von 1831 bis 1832 verwaltete er interimistisch die Rectoratsgeschäfte und wurde 1843 durch die Verleihung des Rothen Adlerordens 4. Cl. ausgezeichnet. Sein Unterricht umfaßte zuletzt Geschichte in der Prima und die alten Sprachen in der Obersecunda. Durch eine gewisse Unbeholfenheit im deutschen Ausdruck und die darauf beruhenden Wunderlichkeiten der Satzbildung erregte W. nicht selten die Heiterkeit seiner Schüler; aber seine Herzensgüte gewann ihm ihre Liebe, seine Gelehrsamkeit und Pflichttreue ihre Achtung, und wie er selbst im lateinischen Stil ein Meister war, so hatten die damaligen Portenser es ihm hauptsächlich zu verdanken, daß sie durch die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der sie die Sprache Cicero's zu handhaben verstanden, die Zöglinge anderer Gymnasien in der Regel weit übertrafen. Von Wolff's philologischer Gelehrsamkeit zeugen außer einer zweibändigen Ausgabe des Quintilian (Leipzig 1816) drei Pförtner Programmabhandlungen: „De canticis in Romanorum fabulis scenicis“ (1824), „Prolegomena ad Plauti Aulularium“ (1836) und „De Plauti Aulular. act. III, scen. V“ (1843). Außerdem veröffentlichte er eine „Chronik des Klosters Pforta nach urkundlichen Nachrichten“ (2 Theile, Leipzig 1843 u. 1846).

C. Kirchner, Die Landesschule Pforta, Einladungsschrift zur dritten Säkularfeier ihrer Stiftung (Naumburg 1843), S. 95 f., 131. — Pförtner Programm von 1848, S. X. — B. Rogge, Pförtnerleben (Leipzig 1893), S. 47—52. — E. Gruhl, Erinnerungen an Dr. Otto Gandtner, Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen, Jahrg. LI, S. 10. — Handschriftlich wurde mir von Herrn Rector Prof. Dr. Volkmann zu Pforta gütigst Wolff's „Ecce“ mitgetheilt, eine biogr. Skizze, die bei seiner Begräbnißfeier verlesen worden ist.

Koldewey.

Wolff: Oscar Ludwig Bernhard W., Improvisator und fruchtbarer Belletrist, ward am 26. Juli 1799 zu Altona von jüdischen Eltern geboren und verlebte unter den angenehmsten Verhältnissen seine Jugendzeit. Frühzeitig verrieth er ein hervorragendes Talent zur Aneignung fremder Sprachen und eine große Leichtigkeit im Versemachen. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet bezog er 1817 die Universität Berlin, wo er neben den medicinischen Fachstudien historische und schönwissenschaftliche Vorlesungen hörte und am Studentenleben ungezwungenen Antheil nahm. In Kiel vertauschte er dann das Studium der Medicin ganz mit dem der Litteratur und Geschichte und ließ sich von Jena aus zum Doctor der Philosophie promoviren. Mit einer „Theater-

kritik", die es aber nur auf drei Nummern brachte, versuchte er um diese Zeit ein litterarisches Debüt. Nachdem er noch einige Zeit als Volontär auf der Kieler Universitätsbibliothek gearbeitet hatte, siedelte er nach Hamburg über, das inzwischen auch seine Eltern zum Wohnsitz gewählt hatten. Hier wirkte er als Lehrer an zwei Erziehungsanstalten und trat in nähere Beziehungen zu journalistischen und musikalischen Kreisen, ohne sich aber litterarisch anders als durch einige Uebersetzungen aus dem Englischen bemerklich zu machen. Dagegen regten die Erfolge der italienischen Improvisatoren Gianni und Spricci seinen Ehrgeiz auf, und nachdem er sich gelegentlich im kleinern Kreise mit Glück versucht, ließ er sich am 5. März 1825 bei Gelegenheit einer wohlthätigen Veranstaltung öffentlich als Improvisator bewundern. Der große Erfolg dieses ersten Auftretens ermuthigte ihn, es alsbald in Berlin zu wiederholen. Obwol seine dortigen Eindrücke nicht ohne bittern Nachgeschmack blieben, war er doch jetzt seiner Begabung sicher und entschlossen, von ihr auch weiterhin öffentlichen Gebrauch zu machen. Den Frühling und Sommer brachte er auf dem Lande zu: „mit sehr ernsten und gründlichen Studien", „um sein Talent nach Kräften auszubilden". Welcher Art diese Studien waren, und vor allem: wie sich ihr Zweck und ihre Ergebnisse zu dem somnambulen Zustand verhielten, der ihn nach seinen Angaben beim Beginn gerade seiner bestgelingenden Improvisationen befiel und ihn erst mit dem letzten Verse verließ, darüber hat er sich nie ausgesprochen, wie denn überhaupt seine Selbstbekenntnisse mehr Selbstbespiegelungen sind und seine autobiographischen Angaben die merkwürdigsten Lücken und Widersprüche aufweisen. Sicher ist, daß er in seinem ausgezeichneten Gedächtniß eine Unsumme von Thatsachen, Situationen, wörtlichen Reminiscenzen aus Geschichte und Litteratur aufspeicherte, wahrscheinlich, daß die lyrischen Digressionen, die Gebete, Danklieder, Hymnen, die er, wo er nur konnte, einschob, als bequemer Apparat bereit gelegt wurden.

Im October 1825 trat W. dann seine große Kunstreise an, die ihn über Bremen, Hannover, Celle, Braunschweig, Wolfenbüttel, Weimar bis Leipzig und Dresden führte und nach seinen eigenen Worten, aber auch nach der selten durch einen Mißton gestörten Uebereinstimmung der Presse einem Siegeszuge glich. Auf die musikalische Begleitung, an die anfangs die Ausübung seiner Improvisation fest gebunden schien, leistete er von Wolfenbüttel ab Verzicht. In Weimar erkannte Goethe „das schöne und seltene Talent" an, betonte aber scharf Wolff's allzu subjective Art und meinte zu Eckermann: „wenn er zum Objectiven durchbricht, ist er geborgen". Der Großherzog Karl August ließ dem Improvisator gleich in Weimar eine Professur am Gymnasium antragen — daß Goethe dabei mitgewirkt habe, hat W. selbst nie behauptet —, und schon im Mai 1826 trat W. in diese Stellung ein, nachdem er mit einer letzten Soirée in Hamburg von der öffentlichen Ausübung seines Talents Abschied genommen hatte. Auch sein Uebertritt zum Christenthum dürfte in diese Zwischenzeit fallen, da er erst von jetzt ab seinem Vornamen Bernhard die Namen Oscar Ludwig voranstellt. Das Weimarer Schulamt vertauschte W. im Herbst 1829 mit einer außerordentlichen Professur der neuern Litteratur an der Universität Jena. Im Sommer 1837 avancirte er hier zum ordentlichen Honorarprofessor. Seine formgewandten, lebhaften und vielseitigen Vorträge, die sich auch auf das Gebiet der neuern Geschichte erstreckten, fanden zeitweise überaus lebhaften Zuspruch. Aber W., dem es an Erziehung zu wissenschaftlicher Arbeit gefehlt hatte und an Selbstkritik trotz allen Versicherungen des Gegentheils zeitlebens gebrach, überschätzte diese wie gewisse buchhändlerische Erfolge und gründete darauf Ansprüche, die er durch keine ernsthafte litterarische Leistung rechtfertigen konnte. Von materiellen Sorgen gedrängt und an ein improvisatorisches Schaffen einmal

gewöhnt warf er Bände über Bände auf den Markt: Romane, Novellen, Humoristika, Gedichte, Reisebriefe, litterarische Feuilletons, Anthologien und Compilationen, Grammatiken und Lesebücher; er edirte alte und neue Autoren, übersetzte aus dem Englischen, Französischen, Italienischen, Spanischen, Lateinischen, Griechischen, half bei der Redaction von Taschenbüchern und Modejournalen, Pfennigmagazinen und Handwörterbüchern. So hat er es in seiner litterarischen Production, die eigentlich erst mit der Aufgabe des Improvisatorberufs einsetzt, also kaum 25 Jahre umspannt, auf weit über 100 Bände gebracht. Mit dieser hastigen Vielschreiberei, die sich auch in der Form bald verräth, konnte W. weder in der Wissenschaft noch in der Litteratur für voll gelten, und da er auch an der Universität und in der Gesellschaft auf die Dauer nicht diejenige Stellung fand, auf die er ein Anrecht zu haben glaubte, so verzehrte er sich in der Erinnerung an die kurze Glanzzeit seines Lebens, neben der nur eine größere Reise (1836) an den Rhein, nach Belgien und Paris mit allerlei litterarischen Bekanntschaften und der Erneuerung seiner Freundschaft mit Heine hervortritt. Der ursprünglich weichherzige und anschlußbedürftige, besonders für den Verkehr mit geistig angeregten Frauen beanlagte Mann vereinsamte und verbitterte mehr und mehr, der stets loyale Patriot, der sich aufrichtig als Deutscher fühlte, gern seine Abstammung verschwieg und den christlichen Niedersachsen herauskehrte, warf sich zuletzt den Radicalen in die Arme. Am 13. September 1851 ist er gestorben.

Das Urtheil über Wolff's Begabung und Verdienst stößt überall an die unvermeidlichen Mängel seiner Productionsweise. Wie in seinen Gedichten bequeme Handhabung und Rohheit der Form gleich unverkennbar sind, so begegnen uns in seinen Novellen Situationen und Motive, die einen zweifellosen poetischen Instinct bekunden und doch in der unfeinen Ausführung eher verletzend wirken. Feuilletons und litterarische Charakteristiken gelangen ihm, wo er sich die Zeit nahm, nicht übel, und sein auf reichste Kenntniß der Litteratur begründetes ästhetisches Urtheil war im allgemeinen klar und verständig, obwol nicht immer frei von Plattheiten und weichmüthiger Philiströsität. Seine Anthologien, wie der „Poetische Hausschatz des deutschen Volkes“ (1839, bis zu seinem Tode 15 Auflagen) und der „Hausschatz deutscher Prosa“ (1845, desgl. 5 Auflagen) fanden weiteste Verbreitung und haben wol ihrerseits die Auswahl unserer Lesebücher lange beeinflußt. Dem „Handbuch deutscher Beredsamkeit“ (1846) blieb dieser Erfolg versagt, obwol die Idee Beifall zu verdienen schien. Für die „Geschichte des Romans von dessen Ursprung bis auf die neueste Zeit“ (1841, 2. Aufl. 1850) brachte W. zwar keinerlei tiefergehende Studien mit, wol aber eine umfassende Belesenheit und eine ruhige, tendenzfreie Haltung gegenüber den litterarischen Bestrebungen der Gegenwart. Mehr als einmal steht sein Name, wenn auch nie mit einwandsfreien Gaben, am Eingang von Bestrebungen, die erst die nächste Generation hat zu ihrem Rechte kommen sehen: eine „Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen“ trug er schon 1830 aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammen, seine „Altfranzösischen Volkslieder“ von 1831 hätten bei allen Mängeln der Textbehandlung doch hingereicht, unsern Landsleuten schon damals die naive Anmuth dieser Erzeugnisse nahe zu bringen, — und vielleicht haben sie wenigstens auf M. Haupt gewirkt, der 1835 zu sammeln begann; die einzigartige altfranzösische „cantefable“ von „Aucassin und Nicolete“, die freilich schon früher Uhland, Koreff und Platen zur Um- und Nachdichtung gereizt hatte, hat W. 1833 durch seine Uebersetzung zugänglich gemacht. Und für die Bekanntschaft mit der französischen und englischen Litteratur der Neuzeit hat er mit Geschmack und ohne Vorurtheile sein ganzes Leben hindurch gewirkt.

Eine Autobiographie Wolff's, die bis zum Mai 1826 reicht — er schloß wie Goethe mit seinem Eintritt in Weimar ab — steht vor den „Portraits und Genrebildern" Bd. 1 (Cassel 1839) und ist wiederholt vor dem 1. Bande einer Gesammtausgabe seiner „Schriften", die in 14 Bänden Jena 1841/42 erschien und die Romane, Novellen, Feuilletons und Reisebriefe, sowie eine Auswahl von Gedichten und Uebersetzungen umfaßt. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 29. Jahrg. (1851), S. 737—744. — Lübker-Schröder II, 707 f. (Schriften bis 1828). — Alberti II, 588—592 (vollständigstes Schriftenverzeichniß, seit 1828). — Schröder VII, 151 f. (Schriften der Hamburger Zeit).

Edward Schröder.

Wolff: Christian W. (in seinen früheren Schriften und bei Anderen auch Wolf), Philosoph und Mathematiker, geboren am 24. Januar 1679 in Breslau als Sohn eines Gerbers, † am 9. April 1754 in Halle a. S. als Geheimer Rath, Kanzler und Professor der Friedrichs-Universität. Seinem Vater, der das Elisabethanum in Breslau bis in die Prima besucht, dann aber wegen seiner Mittellosigkeit das obengenannte Gewerbe ergriffen hatte, verdankte er eine sorgfältige Erziehung und frühzeitigen Unterricht, dem er selbst großen Lerneifer entgegenbrachte. Der kirchlichen Gewöhnung des Hauses, der Anleitung zum Besuch der Frühpredigten und zum Erlernen der geistlichen Lieder folgte er um so williger, als er durch ein Gelübde des Vaters dem Predigtamte gewidmet war. So schritt er regelmäßig durch die Classen des Magdalenengymnasiums; unter seinen Lehrern rühmt er den Rector Gryphius, Sohn des bekannten Dichters, wegen seines anregenden Unterrichts und selbst dessen Spott über die Philosophie trieb ihn eher an, sich mit dieser damals noch in scholastischer Unbehülflichkeit sich bewegenden Wissenschaft genauer zu befassen, als von seinen Jahren zu erwarten war. Zudem pflegten die Gymnasien regelmäßigen Unterricht in der Logik und der Ontologie zu bieten. Mehr noch schuldete er Pohl, Kranz und besonders dem Religionslehrer Caspar Neumann, diesem nicht nur wegen seiner Gründlichkeit, sondern auch wegen seiner Predigten, die nach der Neigung jener Zeit dogmatisches Gepräge trugen, und wegen seiner Mahnung zur Philosophie. Selbst mit der katholischen Religionslehre machte sich W. durch den Umgang mit Jesuitenschülern, durch den Besuch des katholischen Gottesdienstes und durch das Lesen von Carbon's Summa theologiae Thomae Aquin. vertraut, so daß er bei den öffentlichen Schulacten durch seine Kenntnisse und durch seine Fertigkeit im Disputiren Aufsehen erregte. Alles dieses stimmte ja zu der Wahl seines Berufs; selbst sein Eifer für die Mathematik, den er übrigens durch privaten Fleiß befriedigen mußte, ging aus dem Streben hervor, für die Theologie eine untrügliche Methode zu gewinnen, welche geeignet wäre, die Glaubenssätze zu beweisen und somit den dogmatischen Streitigkeiten ein Ende zu machen. So erklärt sich, daß W. 1699 nach Jena ging, um Hamberger über Mathematik und Physik zu hören, ebenso daß er dort für die Theologie wenig zu thun fand, obschon er seinen Lehrer Treuner mit Anerkennung nennt. Auch auf der Universität schritt er zumeist durch eigene Arbeit fort; hier gelang es ihm nicht nur Tschirnhausen's medicina mentis zu lesen, wonach ihn schon auf der Schule gelüstet hatte, sondern auch persönlich diesen bedeutenden Philosophen bei einem Besuche in Leipzig kennen zu lernen. Jenenser Theologen hat er kaum gehört; dagegen verwendete er viel Fleiß auf die Rechtswissenschaft, obschon der übrigens geschätzte Professor Flörke seinem Verlangen nach strenger Methode nicht genügte. Nach Leipzig ging W. 1702 zunächst zur Magisterprüfung, dann nach abermaligem einjährigen Jenenser Aufenthalt zur Habilitation auf Grund seiner Abhandlung „de philosophia practica universali methodo mathematica conscripta", die ihm nicht nur die

Mitarbeit an Mencke's acta eruditorum, sondern auch den Beifall Leibnizens eintrug, dem seit 1704 ein für ihn äußerst förderlicher Briefwechsel folgte. Durch Leibniz wurde er bald in die Lehre von der praestabilirten Harmonie und in die Fluxionsrechnung eingeweiht, auch gegen die von Tschirnhausen angenommene Meinung verwarnt, daß der Syllogismus kein Mittel zur Auffindung der Wahrheit sei, sogar mit dem von Leibniz sicher nicht beabsichtigten Erfolge, daß W. in seinen späteren systematischen Werken den Syllogismus als die vornehmste Erkenntnißquelle aufstellte. W. las mit wachsendem Beifalle über Mathematik, Physik und allmählich auch über Philosophie, namentlich über Logik und Metaphysik, obschon Leibniz mit seinem Urtheil ihn lieber in der Mathematik festgehalten hätte. Allein seine enge und mechanische, aber von heißem Verlangen nach unbedingter Gewißheit und einer in sich geschlossenen Erkenntniß erfüllte Geistesart lockte ihn unwiderstehlich zur Philosophie, von der er immer noch die Auflösung der theologischen Zweifel erhoffte. Er predigte öfter, zuletzt 1706 in Leipzig und wurde gern gehört; ja noch 1709 äußerte er brieflich den Wunsch, Professor der Theologie in Helmstedt zu werden, wohin sein Blick durch die frühere Bekanntschaft mit dem dortigen Abt Schmidt gelenkt war; vgl. Bodemann, Briefwechsel des G. W. Leibniz in der kgl. Biblioth. zu Hannover, 1889, Nr. 12. W. war in Leipzig, wie immer, sehr fleißig; er las täglich bis zu sechs Stunden, was freilich damals keine Seltenheit war, arbeitete für die acta eruditorum uud gab die beiden Abhandlungen „de rotis dentatis" (1703) und „de algorithmo infinitesimali" (1704) heraus. Gleichwol wurde er nicht Assessor der philosophischen Facultät, weil die gesetzlich zulässige Zahl der Beisitzer für die polnische Nation, zu der die Schlesier gehörten, schon erreicht war. Einen Ruf an das akademische Gymnasium zu Danzig 1704 lehnte er ab.

Dagegen war er gern bereit, dem Anerbieten einer Professur in Gießen zu folgen, zumal Leipzig durch den schwedischen Krieg beunruhigt wurde. Als er indeß vor Abschluß der Berufung auf der Heimreise Halle berührte, wurde ihm von Hoffmann und Stryck zugeredet, an dieser Universität als Lehrer der seit dem Tode Jakob Spener's und dem Fortgange Ostrowski's nicht vertretenen Mathematik zu bleiben. Da sich hierfür auch Leibniz bei dem Obercurator von Danckelmann dringend verwendete, so wurde W. durch Bestallung vom 2. November 1706 als Professor der Mathematik und der Naturwissenschaften mit einem Gehalt von 200 Thlrn. in Halle angestellt, eröffnete seine Vorlesungen Anfangs 1707 und blieb dort, ungeachtet der Aussicht nunmehr in Leipzig Amt und Besoldung zu finden. Sein Vortrag beschränkte sich zunächst auf die reine und angewandte Mathematik und dehnte sich erst 1709 nach Hoffmann's Berufung zum königlichen Leibarzt auf die Physik, dann allmählich und fast schüchtern auf die Philosophie aus, in der er bald, schon damals zu einigem Aerger der Theologen, eine zahlreiche Zuhörerschaft eroberte. Das Bedürfniß philosophischer Unterweisung war ja groß, da dieses Fach durch Thomasius, der eigentlich kein philosophischer Kopf war und sich selbst rühmte Eklektiker zu sein, auch ebenso wie Gundling nach Neigung und Bildung viel mehr dem öffentlichen Rechte angehörte, ohne Nachdruck und Selbständigkeit, durch den zwischen Halle und Leipzig wechselnden Rüdiger aber völlig ungenügend vertreten war. Mit großem Erfolge bildete und entfaltete nun W. in Lehre und Schrift sein System, das zwar zumeist aus Leibnizens Reichthume, zumal nach dessen Theodicee, Anregung und Inhalt schöpfte, bald aber nach Methode und Ziel ein eigenes Gepräge annahm. Man darf nicht sagen, daß W. diese Abweichung mit Bewußtsein vollzog; vielmehr erstarrten die tiefen und feinen Anschauungen des beweglichen Leibniz in dem engen, stets auf klaren Beweis und greifbare Ergebnisse gerichteten Denken Wolff's gleichsam von selbst zu festen Formen, die

leicht verwendbar waren, aber nirgends über sich hinaus auf ein höheres Erkenntnißgebiet hinwiesen. Schon hieraus erhellt, mit welchem Grunde Leibniz Wolff's Thätigkeit lieber auf die Mathematik, als auf die Philosophie versammelt hätte, und daß mit eben so gutem Grunde W. später seine durchgängige Abhängigkeit von Leibniz in Abrede stellte, ohne sich hierdurch des Undanks gegen seinen größeren Meister schuldig zu machen. Es erinnert an seine scholastische Schulung, wenn er meinte, mehr dem Aquinaten entnommen zu haben. Wolff's schöpferische Schriften fallen sämmtlich in diesen ersten Abschnitt seiner Hallenser Wirksamkeit; neben kleineren mathematischen und physikalischen Abhandlungen (vgl. das Verzeichniß seiner Werke im Anhange der historischen Lobschrift von Gottsched) erschienen 1709 „Aerometriae elementa", 1710 die oft wieder aufgelegten „Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaften" in vier Theilen, 1712 die Logik unter dem Titel „Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes" (2. Aufl. 1719), 1713 der erste Theil seiner ausführlichen „Elementa matheseos", 1716 das „mathematische Lexikon" und dann in rascher Folge 1718 die besonders wichtige „Ratio praelectionum Wolfianarum in mathesin et philosophiam universam", die einen ausgeführten Plan und die Methode seiner Vorlesungen liefert, 1720 die Metaphysik als „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt", und die Sittenlehre als „Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun und Lassen", 1721 die Staatslehre als „Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben des Menschen, insonderheit dem gemeinen Wesen", endlich 1723 kurz vor seinem Fortgange die „Vernünftigen Gedanken von den Wirkungen der Natur", welche nicht sowol eine Naturphilosophie als eine Kosmographie nach dem damaligen Stande der Kenntnisse mit anerkennenswerther Belesenheit darstellen. Mit seinen Werken wuchs sein Ruhm; 1715 erhielt er einen Ruf nach Wittenberg, dessen Ablehnung ihm den Hofrathstitel und eine geringe Gehaltsverbesserung einbrachte, in demselben Jahre nach Petersburg, was er ohne das dringende Abrathen Leibnizens wol angenommen hätte. Dieser Ruf wiederholte sich 1720 und auch nach Peter's Tode wünschte ihn die Kaiserin Katharina 1725 als Vicepräses der Akademie mit einem Gehalte von 2000 Thlrn. zu gewinnen; ja sie verlieh ihm trotz seiner Ablehnung den Titel eines Professors und ein Jahresgehalt von 300 Thlrn., das er bis zu seinem Tode bezog. Auch Jena hätte ihn gern 1716 zum Ersatze Hamberger's gehabt. Er wurde durch Leibniz Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, ebenso 1710 der Londoner und später der Pariser Societät der Wissenschaften; seine Schüler, Köhler in Jena, Bilfinger in Tübingen verbreiteten seine Lehre nach anderen Universitäten: was Wunder, daß Leibniz glaubte ihn gelegentlich mit seinem Ausdruck zur Vorsicht in seinen Schlüssen und zur Verträglichkeit mit seinen Amtsgenossen mahnen zu sollen! Indeß mochte es weniger persönliche Ueberhebung sein, welche W. im Kreise der Universität unbeliebt machte; immer ist ihm ein angemessenes Benehmen nachgerühmt. Vielmehr hatte seine umständliche Methode die Abneigung und gelegentlich den leisen Spott des beweglicheren Thomasius und Ludewig's herausgefordert. Den Hauptanstoß erregte aber seine Lehre bei den Theologen, welche deshalb eifrig nach einem Anlaß spürten seiner Wirksamkeit Schranken zu setzen. Sie witterten in ihm den Deterministen und den Rationalisten, d. h. den Leugner der menschlichen Willensfreiheit und der eingreifenden göttlichen Gnade und des Wunders. Ihrem Angriffe fehlten weder die Vorbereitungen noch auch aufreizende Begleiterscheinungen. Ein siebenbürgischer Student Rhode bekannte schon 1720 von dem Theologen Herrnschmied wegen seines Besuchs der Wolff'schen Vorlesungen, in denen nur zweifelhafte Sachen und Angriffe auf die Heilige Schrift vorkämen, zur Rede gesetzt zu sein;

woraus W. den Verdacht schöpfte, daß man seine Zuhörer anstifte, Stoff zu Anklagen zu sammeln und zu hinterbringen. Im Prorectorat folgte 1721 Joach. Lange auf W.; der Wechsel vollzog sich unter Hochrufen der Studenten auf W. und unter Ausschreitungen gegen den ohnehin unbeliebten und wenig gehörten Nachfolger. W. verschaffte ferner seinem Schüler Thümmig eine außerordentliche Professur gegen den Willen der Facultät, die diese Beförderung dem Sohne Lange's zuwenden wollte. Als dann W. in seiner Rede „de Sinarum philosophia practica“ bei Uebergabe des Prorectorats die Sittenlehre des Confutse seiner eigenen ziemlich gleich stellte und hieraus schloß, daß unbeschadet anderer göttlicher Gnadenwirkungen man auch ohne Offenbarung zu einer menschlichen Glückseligkeit gelangen könne, — übrigens ein Satz, den er ähnlich schon in seiner ratio praelectionum und seiner Gesellschaftslehre vorgebracht hatte, — da glaubten die entrüsteten Theologen nicht länger zögern zu dürfen. Breithaupt predigte sofort gegen diesen vermeintlichen Frevel und Francke forderte Namens der Facultät die Niederschrift der Rede ein. W. wandte mit Recht ein, daß die theologische Facultät zur Censur über ihn nicht befugt sei, erklärte sich aber zu mündlicher Verhandlung bereit. Dies genügte der Facultät nicht; sie beschwerte sich beim Decanatsofficium und beantragte, daß der Prorector, eben Lange, ihre und z. Th. auch der philosophischen Facultät Beschwerde dem Könige zur Entscheidung vorlege. Dies geschah auch trotz des entschiedenen Widerspruchs der Juristen; allein der Obercurator v. Printzen mahnte zur Verständigung. So mochte vielleicht der Zwist sich einstweilen beschwichtigen lassen, wenn nicht W. durch die öffentlichen Angriffe seines ehemaligen Schülers Strähler gegen seine Metaphysik aufs äußerste erbittert die Entscheidung des Hofes und selbst der Provinzialregierung angerufen hätte. Das letztere sicher zur Ungebühr und zu berechtigtem Widerspruche des Senats, da der Regierung keinerlei Gerichtsbarkeit über die Universität zustand. Der Minister v. Printzen verbot freilich dem Magister Strähler weitere Angriffe auf W.; dessenungeachtet veröffentlichte dieser eine zweite Streitschrift, welche Lange in seiner modesta disquisitio unterstützte, und überdies beantragte die Universität nochmals die Prüfung der ganzen Angelegenheit durch die Hofprediger und den damals als Leibarzt am Hofe befindlichen Professor Stahl, welcher im allgemeinen der Sinnesart der Pietisten zugethan war. So wurde denn W. zunächst zur Beantwortung aufgefordert und die Hofprediger mit der Untersuchung befaßt. Bei der milden Denkweise dieser Männer, unter denen Reinbeck geradezu ein Anhänger Wolff's war, und bei der Gunst, in der W. bei Hofe stand, war für ihn eine günstige Entscheidung zu erwarten. Lange hatte dies schon früher befürchtet und deshalb den eingeschlagenen Beschwerdeweg widerrathen. Allein in dem Könige selbst trat ein plötzlicher Sinneswechsel ein, als ihm durch die Generale v. Löben und v. Natzmer, Freunde des Hallischen Pietismus, vorgestellt wurde, daß der Wolff'sche Determinismus auch jeden Soldaten, welcher der Vorherbestimmung zufolge fortlaufe, straffrei mache. Der erzürnte Herrscher verfügte unmittelbar und ohne Anhörung der Minister am 8. Nov. 1723, daß W. seines Amts sofort zu entsetzen sei und binnen achtundvierzig Stunden bei Strafe des Stranges die königlichen Länder zu räumen habe. Die Anstellung Thümmig's wurde widerrufen, an seiner Statt Lange's Sohn befördert und in Königsberg der Wolffianer Fischer entlassen. Eine schüchterne Gegenvorstellung der Obercuratoren, ob nicht zuvor der Bericht der Untersuchungscommission zu hören sei, fand keine Antwort: die Sache war zu Ende und noch 1727 verbot ein königlicher Befehl den Gebrauch der Wolff'schen Schriften bei Karrenstrafe.

Die Universität war durch diese Entscheidung, welche zugleich als ein Schlag gegen die Freiheit der Lehre empfunden wurde, tief erschüttert: die wohlgesinnten

Genossen, und dies war die große Mehrzahl, suchten die Schwere des Verlustes dadurch zu lindern, daß sie W. anheimstellten, auf den Vortrag der Philosophie fortan zu verzichten und sich auf Mathematik und Naturwissenschaften zu beschränken. W. wies diese Zumuthung, welche mit seinem geistigen Sein und Wirken unverträglich war, vornehm ab; überdies würde der Verzicht bei dem erbitterten Könige kaum wirksam gewesen sein. Selbst Theologen waren betroffen; zwar die Versicherung Lange's, daß ihm durch den königlichen Befehl Schlaf und Eßlust für drei Tage genommen sei, ward erst 1740 laut, als Wolff's Rückkehr schon entschieden war, und verdient um so weniger Glauben, als er vordem in Wolff's Verbannung die göttliche Providenz verehrt haben wollte. Aufrichtiger zeigte sich Francke, der noch 1726 Gott für diesen Ausgang dankte; daß er aber seine Freude über Wolff's Absetzung auf der Kanzel, sogar mit Anspielung auf dessen leidende Frau, bezeigt habe, ist ein durch Gottsched verbreiteter und vielfach wiederholter Irrthum, den schon A. H. Niemeyer urkundlich widerlegt hat. W. selbst verhielt sich würdig; ohne ein lautes Wort des Unmuthes über die königliche Ungnade, welche er sofort als das Werk seiner Feinde erkannte, ging er sogleich nach Merseburg und nahm von dort aus den Ruf nach Marburg an, den er schon im Juni d. J. von dem Landgrafen von Hessen-Kassel erhalten hatte. Und da sein dortiges Gehalt von 700 Thlrn. und reichlichen Naturallieferungen das bisherige um mehr als das doppelte überstieg, so erlitt er keine Einbuße, zumal seine Bedeutung wie sein Geschick große Schülermassen nach Marburg zogen.

Für die Verbreitung seiner Lehre erwies sich der Wechsel sehr gegen die Absicht seiner kurzsichtigen Feinde äußerst vortheilhaft. Jetzt erst wurde die Welt auf ihn aufmerksam: ausländische Gelehrte traten mit ihm in Verbindung, selbst Jesuiten fanden sich durch sein System befriedigt und es fehlte nicht an Versuchen, ihn für andere Universitäten, so für Leipzig, Utrecht und das neugegründete Göttingen zu gewinnen. Allein W., auch hierin von ehrenwerther Gesinnung, wies aus Dankbarkeit gegen den Landgrafen alles ab, zumal dieser auch seinen Schüler Thümmig in Kassel anstellte. Der Kampf um seine Lehre entbrannte heftiger als je; schon 1737 zählte Ludovici in seinem ausführlichen Entwurfe einer vollständigen Historie der Wolff'schen Philosophie über 200 Streitschriften auf, deren Mehrzahl zu Gunsten Wolff's sprach. W. nahm in seinen kleinen deutschen Schriften Anlaß, sowol gegen die Hallenser Anfeindungen sich zu vertheidigen als vermeintliche Mißverständnisse seiner Lehre zu zerstreuen; er wehrte sich, nicht ganz mit Recht, gegen die consequentiarum fabri, welche aus seinen Sätzen unzulässige Folgerungen zögen, und bewahrte auch hierbei eine angemessene Haltung; nur gegen Budde, besonders aber gegen Strähler und Lange konnte er seinen persönlichen Unmuth nicht verhehlen. Unter seinen Marburger Schülern verdienen Nettelbladt und Pütter hervorgehoben zu werden; bezeichnend ist, daß der Tübinger Canz, welcher gegen ihn schreiben sollte, durch das Lesen seiner Werke zu einem Anhänger wurde. Wolff's mündlicher Vortrag wird als faßlich und lehrreich, als ungezwungen und natürlich gelobt; in seinen systematischen Werken vertauschte er die deutsche mit der lateinischen Sprache, weil er jetzt nicht nur auf Deutschland, sondern auf das gebildete Europa wirken wolle. Lag hierin einige Eitelkeit, so war dies bei seinem wachsenden Ruhme, auch bei dem Gefühle des erlittenen Unrechts wol verständlich. Uebrigens war die Zeit seines schöpferischen Wirkens in der Philosophie vorbei; sein System war fertig und in sich abgeschlossen und die lateinischen Werke seiner Marburger Zeit wiederholen nur in zunehmender Breite und in verständlichem, oft aber sprachwidrigem Ausdruck, allerdings auch mit wachsender Klarheit die Lehren, welche er schon in Halle verkündet hatte. W. erfreute sich der zunehmenden

Gunst vornehmer Kreise: der sächsische Gesandte in Berlin, Graf Manteuffel, stiftete ihm zu Ehren, wenn auch nach seinem eigenen Worte halb par badinage die Gesellschaft der Wahrheitsfreunde, die in ihrem Siegel den Janus bifrons mit dem Buchstaben L (= Leibniz) und W (= Wolff) führte, und unterhielt mit ihm einen eifrigen Briefwechsel. Und ganz im Gegensatz zu seinen früheren Angebern waren in unmittelbarer Nähe des Königs die einflußreichen Generale v. Grumbkow und Leopold von Dessau, auch der schon genannte Hofprediger Reinbeck zu seinen Gunsten thätig. So erklärt sich, daß der König allmählich in Erkenntniß seiner Uebereilung und des der Universität Halle zugefügten Schadens W. wiederzugewinnen trachtete; auch waren die Aussichten hierzu von vornherein nicht ungünstig, da W. nach dem 1730 erfolgten Tode des Landgrafen trotz des Wohlwollens seiner Nachfolger sich in Marburg nicht mehr behaglich fühlte. Indeß er war durch sein Geschick zur Vorsicht gemahnt und andererseits widerstrebte seinem Dankgefühle ein rascher Wechsel. So kam es, daß Friedrich Wilhelm I. über den Verhandlungen hinstarb und erst seinem Nachfolger die Zurückberufung Wolff's als eine seiner ersten Regierungshandlungen gelang; alle Gegenvorstellungen Lange's konnten dies nicht verhindern (vgl. über die Einzelheiten Schrader, Gesch. d. Friedrichs-Univ. in H. I, 316 ff.). Der oft gedruckte Brief, durch welchen Friedrich II. den Propst Reinbeck zur Verhandlung mit W. anweist, gereicht dem königlichen Schreiber und ebenso W. auch nach seinen allgemeinen Gesichtspunkten zur Ehre; daneben ist indeß ein persönlicher Antrieb, W. wiederzugewinnen, beim Könige nicht zu verkennen. Eine harte Jugend und mancherlei Schwankungen seines Geschicks hatten ihn dem Determinismus, um nicht zu sagen dem Fatalismus geneigt gemacht, und wenn hierdurch seine Thatenlust und das Gefühl seiner persönlichen Verantwortlichkeit keineswegs abgeschwächt war, so verlangte ihn doch, die Gedanken, welche er z. Th. aus seinem französischen Verkehr nur leichthin und brockenweise aufgenommen hatte, in ernster Lehre bestätigt und zusammengeschlossen zu sehen. Denn sein scharfer Geist suchte nach einem festen Grunde und einer Abrundung seines Denkens und wenn auch Koser, Fr. d. Gr. I, 251 mit Recht behauptet, daß Friedrich bis zu seinem Lebensende zwischen der Annahme einer weisen Vorsehung und eines blinden Geschicks geschwankt habe, so wird gerade hieraus sein Streben nach einer wohlbegründeten Ueberzeugung erst recht begreiflich. Ebenso verständlich auch, daß der König den bewährten Gelehrten lieber in seiner Nähe gehabt hätte, weshalb er ihn zunächst in die Berliner Akademie zu berufen beabsichtigte. Allein dies lockte W. durchaus nicht, der den später zwischen ihm und den Akademikern entbrannten Zwist ahnen mochte, auch nach dem leichtfertigen französischen Verkehr nicht lüstern war. So wurde denn W. am 10. September 1740 als Geheimer Rath und Vicekanzler mit einem Gehalt von 2000 Thlrn. nach Halle zurückberufen und hielt daselbst am 6. December seinen feierlichen Einzug. Mit Lange fand eine persönliche Aussöhnung statt und da W. trotz seines Vicecancellariats dem Universitätsdirector Böhmer den Vorrang einräumte, so waltete Friede innerhalb der Universität. Nach dem Tode des Kanzlers J. P. Ludewig rückte W. in dessen Stelle; indeß war dies wesentlich nur ein Ehrenamt, da die großen Befugnisse des Kanzlers nach Seckendorff's Tode erloschen waren. Die Gunst des Königs blieb W. bis zu seinem Tode.

Nicht so die Gunst der Hörer; auffälliger Weise verloren sich diese nach Befriedigung der Neugier und scheinen mit der Zeit gänzlich geschwunden zu sein. Pütter, der soeben noch den Lehrerfolg Wolff's in Marburg bewundert hatte, will diesen Abfall aus äußeren Gründen erklären: W. habe für seine

mitten im Halbjahre eröffneten Vorlesungen gerade die Stunde gewählt, in welche die Hauptvorlesungen der anderen Professoren fielen, und außerdem durch seine Aeußerung, daß er fortan sich mehr aufs Schreiben als aufs Lesen legen wolle, die eigene Unlust verrathen und die fremde geweckt. W. selbst suchte die Quelle des Mißerfolgs in dem niedrigen Bildungsstande der Studenten, der noch eben so sei, wie er ihn 1706 gefunden habe. Danach müßten die Marburger Studenten gebildeter gewesen sein und außerdem W. von 1706 bis zu seiner Verbannung vergeblich in Halle gewirkt, auch nicht tüchtige Schüler hinterlassen haben, die seine Lehre in irgend einer Art fortzusetzen vermochten. Beides trifft nicht zu; auch reichen äußere Gründe zur Erklärung jener seltsamen Erscheinung nicht zu, die sich vielmehr innerlich begreift und auch sonst nicht ohne Beispiel ist. Als W. Halle verließ, war er in Lehre und Wissenschaft eben zur Höhe gelangt, zudem angeregt durch den eben entbrannten Streit; als solcher hat er in Marburg die Geister angezogen, sein Wissen und seine Methode festigend und klärend, aber weder erweiternd noch ändernd. Inzwischen vollzog sich in Halle, zumeist durch seine dortigen Schüler selbst eine zwar leise und allmähliche, aber schließlich bestimmende Wandlung der wissenschaftlichen Anschauungen, nicht gerade gegen W., doch so, daß das Beweisverfahren und die Summe des Bewußtseins ein anderes Gepräge erhielt. Dieser neue Boden war zur Aufnahme der alten Lehre nicht mehr tauglich; die Gemüther verlangten nach neuer Nahrung, mindestens nach neuer Verwendung des bekannten Verfahrens, dergleichen sie bei den Brüdern Baumgarten zu finden gewohnt waren, wogegen die einförmige Wiederholung der ohnehin trockenen Methode sie abstieß. Auch bemerkt Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz, S. 302 richtig, daß philosophische Schulen bei längerer Dauer ihre streng wissenschaftliche Haltung und ihre Geschlossenheit aufgeben, um sich allmählich in die allgemeine Bildung ihres Zeitalters, freilich auch um ihre Anziehungskraft zu verlieren. Dies trifft hier um so mehr zu, als der früher anregende Gegensatz gegen den Pietismus zugleich mit dessen abnehmender Lebenskraft erlosch. Dazu kam das erklärliche Ruhebedürfniß des alternden W. nach eben errungenem Siege, endlich seine selbstgefällige Neigung, schriftstellerisch vor Europa auszubreiten, was immer wieder im Hörsaale zu wiederholen ihm nicht mehr zusagte. Genug, Wolff's Lehrthätigkeit trocknete ein, nicht so seine schriftstellerische, in der er es nach eigenem Rühmen zu großer Geläufigkeit gebracht hatte; er fuhr fort, sein System in lateinischer Sprache verständlich zu machen, schließlich doch so breit, daß sein hoher Gönner Friedrich, dem er jeden Theil seines achtbändigen „ius naturae methodo scientifica pertractatum“ in unverbrüchlicher Treue widmete, milde zur Kürze mahnte. An größeren Werken erschienen in diesem Zeitraume noch 1750 seine „Philosophia moralis“ und seine „Oeconomica“. Seine äußere Lage wurde sehr ansehnlich: der Reichsverweser Kurfürst Max Josef von Baiern ernannte ihn, nach Wolff's eigener Angabe (Wuttke, Wolff's Lebensbeschreibung, S. 29) auf Empfehlung seines Beichtvaters, des Jesuiten Stadler, 1745 zum Reichsfreiherrn, was Friedrich II. gern anerkannte; er erwarb das Rittergut Kl.-Dölzig, seine Mittel gestatteten ihm gesellschaftlich eine standesgemäße Lebensführung. Mit der Tochter des Stiftamtmanns Brandis verheirathet hinterließ er nach dem frühen Tode zweier Kinder einen Sohn Ferdinand; nach längerem Gichtleiden starb er im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre.

Wolff's philosophisches System ist aus seinen S. 4 angeführten deutschen Werken, zu denen seine kleinen philosophischen Schriften in sechs Bänden 1736 bis 1740 eine nothwendige Ergänzung liefern, um so vollständiger zu erkennen, als er selbst auf Klarheit des Ausdruckes stets den größten Werth gelegt hat. Seine späteren lateinischen Werke, neben den schon genannten besonders die

„philosophia rationalis“ (1728), „psychologia empirica“ (1732), „psychologia rationalis“ (1734), „theologia naturalis“ (1736. 37), „cosmologia generalis“ (1737), „philosophia practica universalis“ (1738. 39), sämmtlich methodo scientifica pertractatae, bieten hier und da größere Bestimmtheit, aber keine Fortbildung der Lehre. Daß W. das gesammte Gebiet des menschlichen Erkennens und Wollens darzulegen und schulmäßig abzuleiten beabsichtigte, erhellt aus seinem Begriffe der Philosophie: „Est nempe mihi philosophia scientia omnium possibilium qua talium, ita ut ad obiectum philosophiae referri debeant res omnes, qualescunque esse possunt, sive existant sive non“ (Rat. prael. II, 1, § 3, so schon Aerometr. praef. § 1, 1709; deutsche Log. § 1), in welches Gebiet auch Gottes Wesen und Eigenschaften eingeschlossen sind, rat. prael. § 8. Demgemäß unterscheidet er vier Theile der Weltweisheit, je nachdem sie sich auf den menschlichen Verstand, Gott, Körper und Geist oder Seele bezieht, wovon der letzte Abschnitt das Naturrecht, die Sittenlehre und die Staatskunst in sich begreift (d. Log. S. 4). An anderer Stelle (lat. Log. § 56) gliedert er die Philosophie in drei Theile de deo, de anima humana, de rebus materialibus, oder auch in Logik, Metaphysik und praktische Philosophie, wobei der Metaphysik die Ontologie, die rationale Psychologie, Kosmologie und rationale Theologie zugewiesen werden. Dieses weite Feld kann aber die Philosophie nur bei völliger Freiheit des Denkens bebauen (lat. Log. § 183 f.), „si quis philosophiam methodo philosophica tradere debet, ei jugum servitutis in philosophando imponi nequit et in eligendis sententiis solius veritatis rationem habere debet“. Dies ist nach ihm eigentlich selbstverständlich; denn die Wahrheiten können unabhängig von dem göttlichen Willen bewiesen werden, rat. prael. § 9; auch ist hiervon keine Gefahr zu besorgen, da der wahre Philosoph nichts vertheidigen kann, das der geoffenbarten Wahrheit zuwiderläuft (lat. Log. § 167). Soll nun die Philosophie diesen hohen Ansprüchen genügen, so muß sie zuerst wirkliche Wissenschaft sein, d. h. eine Fertigkeit des Verstandes alles, was man behauptet, aus unwidersprechlichen Gründen unumstößlich darzuthun (d. Log. § 2, lat. Log. § 30, Sittenl. § 293); sie muß also apodiktisch oder evident sein (r. prael. praef. 4). Sie muß ferner dem Naturgesetze des Strebens nach der Vollkommenheit genügen, (Sittenl. § 9—15), d. h. sie muß praktisch oder verwendbar sein. Beide Forderungen seien bisher noch nicht erfüllt. Hierzu bedarf der Philosoph bestimmter, oberster, schlechthin unanfechtbarer und ebenso klarer Grundsätze; diese sind nach W. der Satz des Widerspruchs („es kann etwas nicht zugleich sein und auch nicht sein“, Met. § 5), woraus sich auch der Satz der Identität oder des Nicht zu Unterscheidenden ergiebt (ebendas. § 589), und zweitens der Satz des zureichenden Grundes („Jedes Ding muß nothwendig seinen Grund haben“, Met. § 30). Aus beiden Sätzen folgt auch die Methode der Philosophie, welche Klarheit und Unfehlbarkeit verbinden muß und von der historischen, wie der mathematischen Erkenntniß zu unterscheiden ist (lat. Log. c. 1). Also kann sich die Methode nur in der Analyse und der Deduction d. h. dem Syllogismus bewegen. Zwar hatte W. Aerom. praef. p. 11 gemeint, daß Wahrheiten per intuitum aut per deductionem zu finden seien. Bald ging er indeß dem letzteren Wege um so eifriger nach, als sein mathematischer Kopf nach Zeller's richtiger Bemerkung (Gesch. der Phil., S. 270) sich mehr zum Rechnen mit gegebenen Begriffen, als zur Entdeckung neuer Gesichtspunkte eignete, und allmählich verdrängte bei ihm der syllogistische Beweis jede andere Erkenntnißmethode. Genauerer Betrachtung entgeht freilich nicht, daß sich bei W. die Ergebnisse der Erfahrung überall in die Schlußform einschieben, womit auch sein halb unwillkürliches Bekenntniß über den Werth der Beispiele für die Auffindung der Wahrheit stimmt, Rat. prael. I, 4, § 3, was sogar durch den Satz der lat. Logik

§ 34 „In philosophia itaque principia ab experientia derivanda“ bekräftigt wird. Aber mit Bewußtsein wollte W. nur das syllogistische Verfahren aus unumstößlichen Vordersätzen angewandt wissen und stellt sogar wiederholt die philosophische und mathematische Methode völlig gleich (Lat. Log. § 116—118 und § 139. Methodi philosophicae eaedem sunt regulae quae methodi mathematicae), wenn er auch gelegentlich einen Unterschied zwischen beiden zu machen sucht (Aerom. praef. 11, Schutzschriften I, 50). Sonach war nicht nur nach der Methode, sondern auch nach der Sinnesart unseres Philosophen die Synthese und eigentlich dem entsprechend auch die Transscendenz aus seiner Lehre ausgeschlossen, obschon der Ausdruck cosmologia transscendentalis gelegentlich (Schutzschr. I, 15) vorkommt. Es kann also nicht Wunder nehmen, daß die berühmte praestabilirte Harmonie, die bei ihrem großen Urheber wesentlich transscendentalen Ursprungs und Wesens war, bei W. in ein unfruchtbares Nebeneinander von Leib und Seele ausartete (Met. § 762), womit die Idee der Monade verloren ging. Noch weniger überrascht, daß das Wunder, d. h. die Aufhebung des ursächlichen Zusammenhangs nach strenger Folge bei W. undenkbar ist, da die Natur keinen Sprung mache und die Vollkommenheit der Welt als des Spiegels Gottes jedes übernatürliche Eingreifen ausschließe (Met. § 686, 982, 1045). Wenn also W. die Möglichkeit weniger Wunder halb widerwillig und sicher gegen seine philosophische Ueberzeugung zuläßt (ebendas. § 1039. 1045. 1051. 1059), so ist dies nur eine Anbequemung an die theologische Ueberlieferung, welcher er sowol aus Vorsicht, als in Gemäßheit seiner eigenen religiösen Gesinnung dieses Zugeständniß machte.

Kehren wir nach diesen Vorbetrachtungen zu dem System der Wolff'schen Philosophie als der Wissenschaft alles Möglichen, es möge nun wirklich sein oder nicht, also der gesammten menschlichen Erkenntniß zurück, da Gottes Allmacht nicht auf das Unmögliche geht (Met. § 1022), so gilt als möglich, was in sich keinen Widerspruch enthält, d. h. in dem das Prädicat sich aus dem Subjecte bestimmen läßt, und dieses ist eben deshalb wahr. Das heißt eigentlich nur, es ist logisch unbestreitbar, mit welcher formalen Analyse nicht viel neues zu finden ist. Dem entspricht, daß die Begriffe nicht von außen in die Seele getragen werden, sondern schon in dem Wesen der Seele vergraben liegen (d. Log. S. 11), womit sich jedoch die rat. prael. S. 30 gegebene Erklärung des Begriffs (notionem ego definio per repraesentamen rei in mente) nur insofern vereinigen läßt, als man unter ihm die innere nothwendige Form auch für die Vorstellungen äußerer Dinge versteht. Folgerecht ist aber, daß der Lehre von den Begriffen, welche als klare und dunkle, ausführliche und unvollständige unterschieden werden, der Gebrauch der Wörter, der Sätze und dann erst der Schlüsse und Schlußfiguren angereiht wird. Denn (d. Log. S. 167) darinnen besteht die Erklärung einer jeden, also auch der Heiligen Schrift, daß wir das rechte Verständniß der Worte und die Verknüpfung der Wahrheiten zeigen. Auch das stimmt hiermit, daß als erste Erkenntnißquelle und zugleich als Beweis unseres Daseins unser Selbstbewußtsein angenommen wird (Met. S. 1—5; Psych. emp. § 13), woran sich die uns schon bekannten obersten Grundsätze des Widerspruchs und des zureichenden Grundes schließen. „Dasjenige nun, darinnen der Grund von dem übrigen zu finden ist, was einem Dinge zukommt, wird das Wesen genannt“. Dieses übrige sind die nothwendigen Eigenschaften des Dinges und als solche ewig; sie fallen hiermit unter bestimmte bleibende Denkformen, als Raum, Bewegung, Maß, Einfachheit, Zeit, Kraft, Vermögen, Beziehung u. s. w. Jenes Selbstbewußtsein, von welchem alle Erkenntniß stammt (Psych. emp. § 20), geht in der Seele vor sich, welche als die substantia universi repraesentativa pro situ corporis alicuius organici in universo (rat. prael. III.

§ 22) nicht eben klar und bestimmt, auch in den späteren Psychologien nicht schärfer gefaßt wird. Unser selbst und der Außenwelt sind wir uns aber immer bewußt, da unser Körper, der freilich selbst nicht denken kann (Ps. rat. § 44. 47.), in dessen Sinnen aber alle Aenderungen der Seele ihren Ursprung haben (Ps. rat. § 64), uns immer gegenwärtig ist. So entstehen vermittels der einzelnen Vermögen, Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand, oder der Vorgänge in der Seele die Ideen: repraesentatio rei dicitur Idea, quatenus rem quandam refert seu quatenus objective consideratur, Ps. emp. § 48, was wir zunächst nur Vorstellungen nennen würden; und mittels der Abstraction die Begriffe, Ps. emp. § 282. 283. Die Kraft, das mögliche deutlich vorzustellen, also nach W. die Kraft der Abstraction und der Begriffsbildung ist der Verstand, in dem sich die drei Thätigkeitsarten notio cum simplici apprehensione, iudicium et discursus (Ps. emp. § 325) abstufen; die Einsicht, so wir in den Zusammenhang der Wahrheiten haben (= der Kunst zu schließen) heißt Vernunft, Ps. emp. § 374, Met. § 364. Der Gebrauch der Vernunft wird aber nicht mit uns geboren, da er von dem Gedächtniß abhängt. Dasjenige Wesen, welches den Zusammenhang aller allgemeinen Wahrheiten durchschaut, ist mit der höchsten Vernunft begabt, die jedoch der menschlichen Seele nicht zukommt, Ps. rat. § 471 f. Indem wir uns eine Sache als gut vorstellen, — gut ist aber, was uns und unseren Zustand vervollkommnet, böse das Gegentheil, Ps. emp. § 554, § 565 —, so wird unser Gemüth gegen sie geneigt und diese Neigung nennen wir Willen (Met. § 492), der somit nach Lange's zutreffender Anklage dem Verstande untergeordnet wird. Da nun, wie wir gesehen haben, die von den Sinnen herrührenden Veränderungen der Seele sich in Vorstellungen ausdrücken, so ist schwer einzusehen, wie sich mit jener Entstehung des Willens seine Freiheit, die W. rein formalistisch als die Kraft der Seele aus eigener Willkür aus zwei gleich möglichen Dingen das ihr Gefallende zu wählen bestimmt, vereinbar ist, so entschieden er diese Freiheit auch behauptet und durch den gleichfalls von ihm behaupteten, aber nicht erklärten Einfluß der Seele auf die Sinneswahrnehmungen zu stützen sucht (Ps. rat. § 151 Libertas animae influit in sensationem; § 221 lex sensationum non tollit libertatem). Bei alledem ist die Seele einfach, Met. § 742 ff.; Ps. rat. § 48, und deshalb unverweslich, da die Verwesung bei Trennung der Theile eintritt, Met. § 941; ihr Wesen besteht in der einigen Kraft, sich die Welt vorzustellen. Zwar gibt es auch Thierseelen, aber sie sind sich ihrer nicht bewußt und daher sind die Thiere weder Person noch Geist, d. h. ein Wesen, das Verstand und freien Willen hat, Met. § 789, 896, 924, wenn sie auch ein Analogon der Vernunft besitzen, Ps. rat. § 765; ihre Seelen sind incorruptibiles, aber nicht unsterblich. Die Wirkung von Leib und Seele auf einander ist nach W. weder verständlich, noch erweisbar; vielmehr hat jedes seine Veränderungen für sich, wenn auch die Empfindungen und Begierden der Seele mit den Veränderungen und Bewegungen des Leibes stimmen. Da aber der Leib nichts zu den Empfindungen der Seele beiträgt, so würde die Seele die Welt außer sich sehen, wenn auch keine da wäre, Met. § 777. Womit streitet, daß die Seele nichts empfinde, wenn die Gliedmaßen der Sinne verletzt werden, Met. § 790. Dies soll die Leibnizsche vorherbestimmte Harmonie sein, welche durch ein verständiges und von der Welt verschiedenes Wesen = Gott hervorgebracht wird, Met. § 762, 768, vgl. Pr. rat. § 626. Harmonia praestabilita dari nequit, nisi detur Deus omniscius, sapientissimus, liberrimus, potentissimus, creator et gubernator omnium rerum. Es ist leicht einzusehen, daß W. den eigentlichen Sinn dieser Lehre, namentlich den Begriff der Monade und ihren pantheistischen Hintergrund (Leibniz an W. Brief VIII bei Gerhard: Ceterum ego totam naturam corporibus organicis et animas habentibus plenam

puto, quin omnes animas interitus esse expertes, imo omnia animalia, quippe quae generatione et morte tantum transformantur) nicht erfaßt, sie vielmehr nur äußerlich aufgenommen und im Widerspruch zu ihr über den Dualismus zwischen Körper und Seele, statt ihrer idealen Gegenbildlichkeit und Durchdringung nicht hinausgekommen ist. Seine ehrliche Religiosität hinderte ihn, diesen geistvollen Pantheismus an die Stelle der überlieferten Lehre von des persönlichen Gottes Wesen und Wirken zu setzen.

Das nothwendige Ding also, das seinen selbständigen Grund in sich hat, ewig, körperlos, einfach, ist Gott (Met. § 428 fl.; Theol. rat. § 45 „Ens a se est ens primum et ultimum"); sein Wesen besteht in der Kraft, alles was möglich ist, d. i. alle Welten deutlich und auf einmal vorzustellen, Met. § 1067; Theolog. rat. § 141. Die größte Vollkommenheit ist der Beweggrund seines Willens, daher er die gegenwärtige Welt als die beste, als den Spiegel seiner Vollkommenheit, als eine vollkommene Maschine geschaffen hat, die nur weniger Wunder bedarf, da Gott das Natürliche den Wunderwerken vorziehen muß. Hiermit stimmt, daß W. dem kosmologischen Beweise für Gottes Dasein besonders geneigt ist. Gottes Allmacht geht nicht auf das Unmögliche; sein Wesen und sein Wollen, zu dem er sich selbst bestimmt, ist unveränderlich und seine Seligkeit besteht in ruhigem Besitze der allerhöchsten Vollkommenheit. Hiermit soll seine Gnade nicht aufgehoben sein, da diese der Natur aufhilft, Sittenl. § 47. Allein nach der überwiegend mechanischen Betrachtungsweise Wolff's lag in diesem System allerdings ein Determinismus, welcher sowol die Macht der göttlichen Gnade, als namentlich die menschliche Zurechnungsfähigkeit, wo nicht ausschloß, so doch merklich einschränkte und deshalb seinen theologischen Gegnern besonders anstößig war. W. suchte diesen Vorwurf dadurch abzuwehren, daß er den Unterschied der von ihm behaupteten Zufälligkeit (contingentia) dieser Welt, die ihr Dasein der freien Schöpfung Gottes verdanke und auch anders hätte sein können, von der unbedingten Nothwendigkeit nachdrücklich betonte, hierbei auch seine Abweichung von Spinoza darlegte; vgl. Schutzschriften I, 225: „so wird man allerdings sehen, daß ich keine unbedingte und unumgängliche Nothwendigkeit lehre, viel weniger aber die freyen Handlungen der Menschen einem Schicksal unterwerfe; S. 247: denn ich mache einen Unterschied unter dem schlechterdings möglichen und unter dem möglichen unter einer gewissen Bedingung. — Jenes hat in dieser Ordnung seine bestimmte Wirklichkeit nicht; dieses aber hat in der gegenwärtigen Ordnung der Ursachen, unter welche der heilige Augustin auch unseren freyen Willen mitrechnet, seine bestimmte Wirklichkeit". Allein diese Unterscheidung ist weder klar, noch beweiskräftig; ihr mangelt eine übergreifende Anschauung des obersten Zwecks und der sich hieraus ergebenden Freiheit und Verantwortlichkeit des Willens. Was W. zur Verdeckung dieses Mangels namentlich in seiner Sittenlehre beibringt, auch über die Uebereinstimmung seines Systems mit der geoffenbarten Religion, ist nur eine Anpassung derselben an seine Philosophie, wobei Ziel und Inhalt der christlichen Lehre zu kurz kommt.

Diese Sittenlehre bewegt sich mehr in der Anwendung der allgemeinen Wahrheiten, als in grundsätzlichen Erörterungen; voranzustellen sind die Sätze aus der empirischen Psychologie. Die Seele hängt von dem Körper nach Art und Zeit der Wahrnehmungen, der Körper von der Seele nach Art und Zeit der willkürlichen Bewegungen ab; die Bestimmung der Seele zum Wollen und Nichtwollen ist die Grundlage der gesammten praktischen Philosophie. Das Böse könne nun nicht gewollt werden; denn das Gute zu wollen sei in der Natur der Seele gegründet und das Streben nach dem Vollkommenen sei natürliches und zugleich göttliches Gesetz. Wer also sein Leben nach dem Gesetze der

Natur einrichtet, der richtet es auch nach Gottes Willen ein, und da die menschliche Seligkeit in einem ungehinderten Fortgange zu größerer Vollkommenheit bestehe, so leite uns Gottes Güte zu der Menschen Glückseligkeit. Pflicht ist die dem natürlichen und göttlichen Gesetze gemäße Handlung; oberstes Sittengesetz ist: Thue, was dich und deine Mitmenschen vollkommener macht und unterlaß das Gegentheil. Nicht die Atheisterei führt zum bösen Leben, sondern die Unwissenheit von dem Bösen und Guten, Sittenl. § 21; dieses hatte W. schon früh auf seine besorgte Frage, woher bei der praestabilirten Harmonie das Böse komme, durch Leibniz (Br. X, 50) erfahren: origo mali est a limitatione creaturarum, was er dann auf seine Weise in den Satz faßte Theol. rat. § 289: malum morale possibile ob intellectus humani limitationem. Denn ihm galten als Hauptkräfte der Seele der Verstand und der Wille, doch so, daß dieser aus jenem entspringe. Hiernach bestimmen sich die Pflichten als die Mittel zur Glückseligkeit: „wenn der Mensch bei dem Streben nach Vollkommenheit alle besonderen Absichten dergestalt mit einander verbindet, daß eine ein Mittel zur anderen und endlich alle insgesammt ein Mittel zur Hauptabsicht sind, so ist er weise; daher nach Leibniz die Weisheit eine Wissenschaft der Glückseligkeit ist", Sittenl. § 325, Met. § 914. Bei der Feststellung der einzelnen Pflichten kommt W. zu Vorschriften für das tägliche Leben, welche z. Th. den ethischen Charakter abgestreift haben und die Neigung ihres Urhebers zu alltäglicher Anwendung deutlich bekunden, z. B. daß unter gleich gesunden Speisen die schmackhaftere vorzuziehen sei, daß Speise und Trank niedlich aussehen und Appetit wecken müssen, daß für den Sommer sich dünne seidene Strümpfe schickten, wie die Trauerkleidung einzurichten sei, daß man über Einnahme und Ausgabe ordentlich Buch führen solle und dgl. Die Betrachtung der Pflichten gegen Gott erhebt sich allerdings über diese Trivialität, läßt aber in ihrer unbehülflichen Form (Sittenl. § 661: „Weil die natürliche Verbindlichkeit zugleich eine göttliche Verbindlichkeit ist, die Natur aber uns zur Ehre Gottes verbindet, so muß auch Gott uns zur Beförderung seiner Ehre verbinden"), ebenfalls die Gewohnheit des Syllogismus erkennen und enthält auch in der Unterscheidung der natürlichen Tugenden, die nach göttlicher Vollkommenheit streben, von den christlichen, die das Erlösungswerk zu ihrem Beweggrunde haben, weder eine Anweisung noch eine Erhebung zum seligen Leben. Sie ist somit in Uebereinstimmung mit Wolff's persönlicher Religiosität eine Glückseligkeitslehre ohne Sehnsucht nach Verklärung und ohne Ahnung der Jenseitigkeit.

Wolff's Vorliebe für verstandsmäßigen Aufbau und sein Mangel an geschichtlichem Sinne und ebenso an Gefühl für die Eigenthümlichkeit der Volksarten drückt sich auch in der hierauf folgenden Staats- und Gesellschaftslehre aus; denn sie bildet nur den Abriß eines Vernunftstaates auf Grund des Gesellschaftsvertrages, ohne jede Andeutung, daß der Staat die ursprüngliche Idee darstelle oder daß seine geschichtliche Entwicklung durch die Besonderheit des Volksthums bedingt sei. So hat W. lange vor Rousseau und vor W. bekanntlich schon Hobbes den Vertrag als die Grundlage und Rechtsform des Staates aufgestellt, wenn er auch weit von dem Verlangen entfernt blieb, den bestehenden Staat oder, wie man sich damals ausdrückte, das gemeine Wesen (respublica) nach den Normen dieses Vertrages umgestaltet zu sehen. Nach W. ist die Gesellschaft nöthig, da der einsame Mensch seinen Zustand nicht vollkommen machen kann; die Gesellschaft ist aber ein Vertrag einiger Personen, mit vereinigten Kräften ihr Bestes zu befördern. Das gemeine Wesen ist nun eine aus so vielen Häusern bestehende Gesellschaft, als zur Beförderung der gemeinen Wohlfahrt und Erhaltung der Sicherheit nöthig ist; für sie gilt die Regel: Thue was die gemeine Wohlfahrt befördert und die gemeine Sicherheit erhält. In diesem Gemeinwesen ist die Erkenntniß Gottes wegen der Be-

förderung der Tugend zu verbreiten; denn die Religion ist nothwendig zur Beförderung der Zucht und Gerechtigkeit § 366, und um die Menschen zum regelmäßigen Kirchenbesuch anzuhalten, sind bürgerliche Gesetze über den Gottesdienst nöthig § 421. Der Obrigkeit soll man gehorchen, außer wenn sie gegen das Gesetz der Natur befiehlt; denn die Fundamentalgesetze sind für die Obrigkeit verbindlich, welche hierzu durch die Hofprediger ermahnt werden soll. Diese wenigen allgemeinen Grundsätze werden durch Betrachtungen über die verschiedenen Gesellschafts- und Regierungsformen, über Souveränetät und Majestät, durch Regeln für den Ehestand (die Vielweiberei und die Geschwisterehe werden lediglich aus Nützlichkeitsgründen verworfen), für Erziehung und Strafen (die Tortur wird gestattet) erläutert und gestützt; den Schluß bilden oberflächliche und ohne eigentliche Sachkenntniß entworfene Vorschriften über Import, Handel, Einwanderung, Reisen, Abzugsgelder, Steuern und ähnliches. Aus dem achtbändigen ius naturae sind hierher etwa die beiden Bestimmungen heranzuziehen: I § 284 „Lex naturae dat nobis ius ad ea, quae ad felicitatem consequendam, conservandam et augendam requiruntur“ und VIII, § 820 „Leges fundamentales superior (= Souverän) interpretari nequit nec populus; diese seien vielmehr nach dem Naturrecht zu erklären. Sonst enthält es nur in Band VII weitläufige Ausführungen der deutschen Sittenlehre und in Band II—VI juristische Erwägungen über Sachen- und Obligationenrecht. Also Zweck und Mittel des Staats wie der bürgerlichen Gesellschaft werden nach ihrem Werthe für den gemeinen Nutzen bemessen, wobei sehr hausbackene Rathschläge unterlaufen; daß der Staat Selbstzweck sei, daß er sich auf einem bestimmten Volksthum aufbaue, daß endlich die Religion nicht ein Staatsmittel sei, sondern daß der Staat und die Volkssitte über sich hinaus auf die Religion hinweisen, waren für W. völlig fremde Anschauungen.

Hiermit ist das System Wolff's in seinen Grundzügen umschrieben. Fragen wir nun nach seinem Verhältniß zu seinen Vorgängern, so ergibt sich, daß er ohne ursprüngliche Schöpferkraft ihnen, Tschirnhausen und besonders Leibniz, nicht nur die fruchtreichste Anregung, sondern auch Richtung und Inhalt seiner Gedanken schuldet, wenn diese auch das Gepräge seiner Geistesart angenommen, ja in der Hauptsache anderen Zielen zugestrebt haben. Ihm kam es auf den verstandesmäßigen Beweis mehr als auf den Inhalt des zu Beweisenden an. Auch Leibniz war der mathematischen Methode mächtig; allein sie sollte bei ihm die Synthese nicht ausschließen, sondern zu einer ars inveniendi führen, deren Namen sich freilich auch bei W. findet. Die schöpferische Anschauung des Verwandten und des Verschiedenen hatte Leibniz zu seiner praestabilirten Harmonie, zu seiner Beseelung des Alls, zu der Ineinanderschauung von Seele und Leib geführt. Wolff's phantasieloser Verstand löste die Monade, dieses erst in seiner Vereinigung lebendige und denkbare Wesen in ein lebloses Doppelwesen auf, das in dem Nebeneinander seiner Glieder, ja in dem Nacheinander seiner Vorgänge nach Wolff's eigenem Eingeständniß keine Vorstellung der beiderseitigen Nothwendigkeit und ihrer lebensvollen Einheit zuließ. Auch Leibniz war im Grunde Determinist; allein bei ihm steigerte sich diese Auffassung zu der Freiheit, welche uns durch die Vorstellung des inneren Zweckes zur Selbstbestimmung führt (E. Erdmann, Gesch. der neueren Philos. II, 2, 114 u. 125), wogegen nach W. ein Verständniß der Freiheit überhaupt nicht möglich ist. W. empfand früher auch die Grenze seines Geistes ganz richtig: ut si novis inventis frustra invigilem, aliorum inventa familiaria mihi reddam (Brief an Leibniz vom 20. December 1704). Nachdem er indeß seiner Methode völlig sicher geworden und sein Ansehen über Deutschland hinausgewachsen war, glaubte er seine Selbständigkeit auch gegen seinen Meister behaupten zu dürfen, ganz

richtig, sofern sein Blick nicht in die Tiefe, sondern auf die Verständlichkeit und den Nutzen der Lehre ging. Ein Undank gegen Leibniz lag hierin nicht; W. war sich seines Unterschiedes von seinem großen Vorgänger und des Nutzens seiner eigenen Beweisart wohl bewußt, nur daß er deren Werth überschätzte und für das innere Leben der Leibniz'schen Verkündigungen keine Anempfindung besaß. Aber ein mehreres und anderes als Leibniz hat er wirklich geleistet und seine Arbeit war zur Entwicklung der Philosophie nothwendig; über ihren bleibenden Werth wird uns eine zusammenfassende Schlußbetrachtung belehren.

Zunächst zeichnete sie sich durch die Weite und den strengen Charakter des Systems aus, welches alles zu erklären und aus unerschütterlichen Grundsätzen abzuleiten versprach; wer es verstand, war für alle Aufgaben des Denkens und Handelns gerüstet. Zu dieser Sicherheit verhalf ihm seine deductive Methode, welche sich durch die Unumstößlichkeit der Vordersätze gegen Unklarheit und Schwanken schützte; er selbst schrieb seinem Gönner, dem Grafen von Manteuffel am 27. Januar 1741: „Ich halte freylich bei meiner Philosophie für das Beste, was vom Methodo herrührt, nemlich daß man von der Wahrheit überzeuget wird und die Verknüpfung eines mit der anderen einsiehet, auch zu recht vollständigen Begriffen unvermerkt gelanget und dadurch eine Scharfsinnigkeit erhält, die auf keine andere Weise zu erreichen stehet". Hieraus folgt sein Verdienst um scharfe Begriffsbildung in der Ontologie, auch in der Logik, daher diese alle übrigen Fächer bei ihm stützt und durchsetzt. Dies wurde von Kant anerkannt und gern benutzt. So übte und erzog W. Klarheit des Denkens, was ihm freilich bei seiner Geistesenge leichter wurde, als denen, die für ihre Gedankenwelt neben dem Verstande noch Anschauung und Phantasie zur Verfügung haben. Eben diese Geradheit des Denkens stand im Einklang mit dem Ernste seiner Gesinnung und bewahrte ihn wie überhaupt die deutsche Philosophie seiner Zeit vor der leichtfertigen und selbst frechen Betrachtungsweise, mit welcher die Engländer und Franzosen die religiösen und transscendentalen Voraussetzungen und Hoffnungen des Menschenthums nicht sowol widerlegten, als ableugneten und verspotteten. Wolff's Ethik ist derbe und hausbacken, seine Religiosität ohne Tiefe und ganz ohne Mystik, wodurch er sich nicht nur von den Pietisten, sondern auch von Thomasius und im Grunde selbst von Leibniz unterschied. Aber seine Ethik und Theologie waren einfach und leicht zu fassen; sie wirkten deßhalb auch mit der Kraft einfacher Mittel. Schon dies würde hinreichen, um den großen Nutzen zu erklären, den W. besonders seinen deutschen Landsleuten gebracht hat; denn wie stolz er auch später auf sein europäisches Ansehen war, so ist er in Gesinnung und Wirkung doch ein Deutscher geblieben. Und deutsch sprach er in seiner Philosophie, was nicht nur zur Erweiterung seines Hörer- und Leserkreises, sondern auch zur Entwicklung der deutschen Sprache trotz seines schwunglosen, trockenen und oft unbehilflichen Ausdrucks wesentlich beitrug. Er schuf für die Philosophie die deutsche Terminologie und übersetzte mit Glück lateinische Begriffsbenennungen in seine Muttersprache; so Einbildungskraft für imaginatio, dunkler Begriff für notio obscura, Beiwort für adverbium. Nicht tief oder schmuckvoll war seine Sprache, aber wahrhaftig und angemessen; würdig war seine Auffassung der von ihm vertretenen Wissenschaft und würdig sein Verhalten, als er ihrethalben schweren Druck erlitt. Mit Recht sagt Zeller a. a. O. S. 272: „Vergleichen wir die deutsche Wissenschaft vor W. mit der nach ihm, so fällt uns kein anderer Unterschied stärker ins Auge, als der zwischen der Unsicherheit und Unselbständigkeit der einen, dem Selbstvertrauen, dem Freiheitsbedürfniß, dem Vorwärtsstreben der anderen". Obschon der Gerechtigkeit halber auch Thomasius sein Antheil an diesem ungemeinen Fortschritt zugestanden werden muß.

Diesen unleugbaren Verdiensten stehen fühlbare Mängel gegenüber, welche von seinen theologischen Gegnern und seinen philosophischen Nachfolgern — denn die zeitgenössischen kommen kaum in Betracht — eifrig angefochten wurden und sein Ansehen bei der Nachwelt mehr als billig verdunkelt haben. W. hatte weder Blick noch Neigung für die Theorie der Erkenntniß, was Lambert ihm später mit Recht vorwarf, und seine gepriesene Ableitung aller philosophischen Einsicht aus den beiden Grundsätzen des Widerspruchs und des zureichenden Grundes ist nicht nur unzureichend und oft willkürlich, sondern schließt auch eine grobe Selbsttäuschung insofern ein, als er den Stoff seiner Deductionen doch der Erfahrung entnahm und nur syllogistisch zustutzte. In seinem System hat ferner nur die mechanische Causalität Raum und Geltung. Die göttliche Schöpfung der Welt konnte er freilich nicht leugnen; der angegebene Grund dieser Schöpfung, nämlich damit Gott einen Spiegel seiner Vollkommenheit habe, erklärt nichts und wenn er die Möglichkeit der unmittelbaren göttlichen Wirksamkeit nicht leugnet, so hält er sie doch für überflüssig, da ja ohnehin alles aufs beste bestellt sei und Gott nichts überflüssiges thue, noch mehr weil die allgemeinen Gesetze auch außer und ohne Gott ihre Giltigkeit haben und durch den Verstand auf ihre Richtigkeit zu prüfen sind. Also wird schließlich die menschliche Vernunft znm obersten Richter über jede Wahrheit; was nach ihr gelte, dem könne auch die Offenbarung nicht widersprechen. Bei dieser schlechthin entscheidenden Kraft der Verstandesgesetze bleibt für die Freiheit, die Selbstbestimmung und die menschliche Verantwortlichkeit kein Raum; die oft und nicht ohne Bitterkeit versuchte Abwehr seiner pietistischen Gegner reichte nicht aus, um diesen Mangel zu decken. Sein Begriff des Willens und der Freiheit ist nur formal; die Frage nach dem Ursprung der Sünde, freilich auch von Leibniz nicht glücklich beantwortet, besaß offenbar für W. keine Bedeutung, so fiel denn bei ihm Moral und Religion wider aus einander. Der Hauptgrund dieser Schwäche war, daß W. die Bedeutung des Zwecks in dem hohen und weiten Sinne des Aristoteles als des eigentlichen Hebels für den sittlichen Willen nicht erkannte; dieser oberste Zweck in seinem Reichthum, seiner Anziehungskraft, seiner Wirksamkeit wird von ihm ohne immanente Ableitung zu einzelnen Zwecken herabgesetzt und zersplittert, sodaß seine Teleologie, soweit er derselben überhaupt Aufmerksamkeit schenkt, nur eine äußerliche, in der Sache nicht begründete, oft genug bis zur Lächerlichkeit triviale Anwendung bietet. Endlich fehlt W. die Phantasie, welche auch in der Philosophie für neue Anschauungen und Verbindungen unentbehrlich, schon vor W. in Plato, Spinoza, Leibniz und nach ihm bei Schelling und Schleiermacher so reiche Frucht brachte. W. hat wie schon gesagt von Tschirnhausen und Leibniz viel gelernt; aber er hat den Kern ihrer Lehre kaum verstanden und ihre Sätze allzu hastig und allzuwörtlich verwendet.

Gleichwol bildet die Wolff'sche Philosophie in Deutschland eine neue und fruchtbare Erscheinung, wie weit er auch hinter den Schöpfern der großen Systeme zurückbleibt und wie wenig er sich mit Platon und Aristoteles, den Lehrern aller Zeiten, beschäftigt hat. Aber er hat im Unterschiede von den ahnungsvollen Anschauungen Leibnizens, z. Th. auch zu dessen Ergänzung die Schärfe und Klarheit des Denkens, die Verständlichkeit der Lehren merklich gefördert. Durch die Diesseitigkeit seiner Lehre, nach welcher alles begreiflich und der menschliche Verstand schließlich entscheidend war, hat er die große Menge angezogen, freilich auch die Transscendenz ferngehalten und den Rationalismus geschaffen; denn W. und nicht Thomasius ist unter den Deutschen der Urheber der Aufklärung. Er brachte in seiner verstandesmäßigen Denkart den natürlichen Rückschlag gegen die Ueberspannung des Gefühls, welche in dem späteren Pietismus nicht sowol die Befreiung und die Beseligung als eine einförmige Fesselung des Gemüths

erzeugte und auf die Dauer unerträglich wurde. Durch die ausgeprägte Verwendbarkeit seiner auf den menschlichen und staatlichen Nutzen gerichteten Sätze hat er nachhaltig auf das preußische Staatsleben eingewirkt und die Schule für die Staatsmänner gebildet, welche unter der allgewaltigen Regierung des geistesverwandten Königs die preußische Monarchie nach den Gesichtspunkten der Staatspflicht und des allgemeinen Wohlbefindens lenkten. Denn W. war ganz im Sinne seines großen Herrschers ein aufgeklärter und wohldenkender Absolutist und wenn er gelegentlich die Lehrfreiheit der staatlichen Aufsicht unterwerfen wollte, so wissen wir doch, daß er selbst dem Fürsten keine Gewalt über die leges fundamentales einzuräumen gesonnen war. Zu allem diesem kam seine ehrenhafte Persönlichkeit, welche sich als Quell und Ausfluß seiner Lehre darstellte, ein Mann der bürgerlichen Ordnung, ohne Tiefe und Beweglichkeit, aber im Bewußtsein seines redlichen Strebens ein Vorbild gefestigter Sitte und Wissenschaft, übrigens ohne die geistige Geschmeidigkeit, welche reichere Naturen auszeichnet. Caruit enim illa polita humanitate Leibnitii, sagt Gesner vermuthlich mit Recht, auch wol in der Empfindung, daß W. die aus den Alterthumsstudien fließende Freiheit und Anmuth des Geistes fern blieb.

Ein solcher Gelehrter mußte, aber er wollte auch im eigentlichen Sinne des Wortes Schule machen. Seine nächsten Schüler bleiben zwar nur die Ausleger seines Worts, so Thümmig, die Württemberger Bilfinger und Canz, der Leipziger Gottsched, der Berliner Propst Reinbeck, aus der Marburger Zeit Pütter und der später in Halle zu großer Wirksamkeit gelangende Nettelbladt; selbst Klein verräth noch die Wolff'sche Schule, wenngleich seine Rechtsschriften und seine gesetzgeberischen Arbeiten schon deutlich das Kantische Gepräge tragen. Wir haben an Hegel und Herbart erlebt, mit welcher bannenden Wirkung die Systeme von allumfassender Ableitung und Form zahlreiche Schüler in ihren Kreis zwingen; wie viel mehr muß dies von einem Lehrgebäude gelten, das nach der Scholastik des Mittelalters zuerst wieder mit solchem Anspruch auftrat, auch mit dem gleichen Anspruch auf Leitung des staatlichen und religiösen Lebens! So weit also jene Schüler sich innerhalb des Systems hielten, brachten sie nichts neues, außer etwa Gottsched für die Theorie der Dichtkunst. Das Bestreben, alles zu regeln und auf verstandsmäßige Kategorien zurückzuführen, beseelte sie alle. Eben diese Wirkung der Schule ist auch in Nettelbladt sichtbar, der das ganze Gebiet der Rechtswissenschaft formalistisch gliederte. Selbständiger entwickelten sich die Brüder Baumgarten, von denen der ältere Siegmund Jakob die hallische Theologie mit leiser Hand in Lehre und Schrift aus ihrer pietistischen Erstarrung zu neuem wissenschaftlichen Leben weckte und ihren rationalen Wandel vorsichtig vorbereitete, der jüngere Alexander Gottlob, vielleicht der begabtere und jedenfalls der lebendigere von beiden, die Metaphysik zwar genau nach dem Wolff'schen Schema behandelte, aber die Seelenlehre mit reicheren Anschauungen insbesondere über die Phantasie füllte, der Sittenlehre größere Wärme und Innigkeit verlieh und namentlich in der Aesthetik als der theoria liberalium artium und einer scientia cognitionis sensitivae für die Philosophie ein seit Aristoteles und Plotin kaum angebautes Feld wieder eroberte, das seitdem reiche Frucht getragen hat. Seine Lehrbücher haben Kant viele Jahre zur Grundlage der Vorlesungen gedient; ihm folgte in dem neuen Fache G. F. Meier mit den mehrbändigen und öfters aufgelegten Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften. Mit ihm wandelte sich das System zur Popularphilosophie der Mendelssohn und Genossen; es verdient bemerkt zu werden, daß der tiefere Lessing seine philosophischen Anregungen nicht hieraus, sondern unmittelbar aus Spinoza und Leibniz entnahm.

Unter den Gegnern Wolff's stritten die Pietisten zwar heftig gegen seinen

Determinismus, ohne ihn doch klar zu widerlegen. Auch Joach. Lange nicht, obschon er in seiner „modesta disquisitio novi philosophiae systematis“, in den „placidae vindiciae modestae disquisitionis“ und in der bescheidenen und ausführlichen Entdeckung der falschen und schädlichen Philosophie in dem Wolffischen systemate metaphysico neben allem Geschimpfe wenigstens bemüht ist, philosophisch zu denken; sein Satz: „E conclusionibus, quae per iustam et evidentem consequentiam e praemissis deductae sunt, dijudicandae sunt ipsae praemissae seu principia“ war an sich trotz Wolff's entrüsteter Gegenwehr begründet. Der Jenenser Fr. Budde gab zwar in seinen Bedenken über die Wolffianische Philosophie 1724 deren Sätze richtig wieder, bekämpfte sie aber nur vom theologisch-dogmatischen Standpunkte und war kaum der erregten Widerrede Wolff's würdig. Auch Andr. Rüdiger, den Pietisten als Mitstreiter sehr willkommen, verdient den Namen eines Philosophen nicht, wie aus seiner Erklärung erhellt: „philosophia est cognitio veritatis eius, quae non cuilibet statim manifesta et omnibus tamen perutilis est“. Eher der auch von Kant gelobte Christ. Aug. Crusius, der in seinem Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten 1745 W. zwar nirgends nennt, aber seine Lehre z. Th. mit Grund, öfters platt und oberflächlich, auch mit dem Bekenntniß des Nichteinsehens bekämpft. Der bei weitem bedeutendste Gegner würde J. H. Lambert, der unmittelbare Vorläufer und Freund Kant's, gewesen sein. Allein abgesehen von seinem Lobe (Neues Organon Vorr.: „Wolff, dem wir die genauere Analyse der Begriffe und der Methoden zu verdanken haben“; Architektonik § 11: „Die Ehre, eine Methode in der Weltweisheit anzubringen, war Wolff vorbehalten“), hat dieser hervorragende Denker weniger W. bekämpft, als die Philosophie über ihn hinausgeführt und mit Nachdruck auf die Nothwendigkeit einer Erkenntnißtheorie hingewiesen, eine Aufgabe, deren schöpferische Prüfung dem unsterblichen Kant vorbehalten blieb.

Außer Wolff's Werken und den schon genannten Schriften Chr. Wolff's eigene Lebensbeschreibung, herausg. von H. Wuttke, 1841. — Büsching, Beiträge zu der Lebensbeschreibung denkwürdiger Personen, 1783, I, 1—18. — Steph. Pütter, Selbstbiographie, 1798. — Danzel, Gottsched und seine Zeit, 1848. — Hettner, Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrh., I. — Briefwechsel zwischen Leibniz und Wolff, herausg. von Gerhardt, 1860. — Bodemann, Der Briefwechsel des G. W. Leibniz in der Kgl. Bibliothek zu Hannover, 1889. — Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. II, 1858. — E. Erdmann, Geschichte der neueren Philosophie II, 2, 1847. — E. Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz, 1873; deff. Auffatz über die Vertreibung Wolff's aus Halle, in den preuß. Jahrb. X. — W. Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle I, 1894.

W. Schrader.

Wolff: Emil W., Bildhauer, geboren am 2. März 1802 in Berlin, † am 29. September 1879 in Rom, gehört seinem äußeren Lebensgang nach mehr der römischen, als der Berliner Kunstgeschichte an. 1822 ging er nach Rom und blieb dort bis zu seinem Tode. Auch in seiner Kunst ist er einer der letzten unter den deutschen Neuclassicisten, die ihr Ideal ausschließlich in der antiken Kunst und ihre zweite Heimath daher in Italien sahen. — Die Neigung zum Künstlerberuf lag ihm im Blut: er war der Neffe Gottfried Schadow's. Mit guter Schulbildung, die ihm später sehr zu statten kommen sollte, trat er 1815 in die Zeichenclasse der Berliner Akademie und gleichzeitig in das Atelier seines Oheims ein. Vorerst galt es nur, seine Fähigkeiten zu erproben. Da sich dieselben zukunftsvoll genug erwiesen, besuchte er zunächst zwei Jahre allein die Zeichenclasse, und ging dann von neuem bei Schadow in die Lehre. Die

dortige vierjährige Schulung (1818—1822) brachte ihm vor allem die technische Sicherheit. Schon 1818 debütirte der „Eleve der Bildhauerkunst" auf der Berliner akademischen Kunstausstellung mit einer selbständigen Porträtbüste; 1820 folgten ein Bildniß Goethe's in sitzender Figur, eine zweite Büste und ein Relief: David die Harfe spielend, 1822 zwei weitere Büsten nach dem Leben. Damit ist Wolff's Berliner Thätigkeit abgeschlossen. Er erhielt 1822 ein Staatsstipendium für einen fünfjährigen römischen Studienaufenthalt. Auch in Rom wurden seine ersten Schritte durch die Beziehung zu den Schadows bestimmt. Sein dort weilender Vetter Rudolf Schadow starb in demselben Jahr, und W. vollendete in dessen Atelier zunächst dessen Gruppe „Achill und Penthesilea". Seine erste selbständige größere Arbeit war das Grabmal für den verwandten Freund in S. Andrea della Fratte: dessen gute Porträtbüste und am Fuß ihrer Marmornische ein kleines Relief, welches zeigte, wie der Künstler nach der Vollendung seiner berühmten „Sandalenbinderin" von einem auf Christus hinweisenden Engel abberufen wird, während ein Ruhmesgenius ihm den Kranz spendet. Zarte Empfindung, Zierlichkeit und Schlichtheit zeichnen diese Arbeit aus. In diesem Sinne rühmte sie schon Schinkel, der sie 1824 in Rom sah, und fügte hinzu, sie sei so anspruchslos wie W. selbst. In demselben Jahre gelangte das Modell dieses Reliefs in Berlin zur Ausstellung, zusammen mit einer antiken Scene: „Midas als Schiedsrichter zwischen Apollo und Marsyas". Die Formensprache beider sehr beifällig aufgenommenen Arbeiten nähert sich bereits derjenigen Thorwaldsen's, mit dem W. in Rom auch in persönliche Beziehung getreten war. Er führte für diesen eine seiner Apostelstatuen und eine Büste Pius' VII. aus. — Allein noch unmittelbarer als mit Schadow und Thorwaldsen ist W. kunsthistorisch mit Rauch verbunden. Sein Verhältniß zu diesem war zunächst das des Schülers zum Großmeister. Er bittet ihn um Urtheil und Rath und legt ihm seine Skizzen zur Begutachtung vor. Das geschah auch bei den ersten Werken, die ihn allbekannt gemacht haben: den Statuen eines auf Wild lauschenden und eines heimkehrenden Jägers, eines Fischers und Schiffers. Der letztere wurde 1826 für den König in Carrara zusammen mit dem erstgenannten Jäger und einem Ganymed in Marmor übertragen. Diese Figuren, welche, jedem Realismus fern, nach dem Muster Thorwaldsen's jugendschöne Gestalten in genrehafter Auffassung, aber in stilisirender Strenge wiedergeben, stehen an der Spitze einer ganzen Reihe verwandter Schöpfungen. 1828—30 folgte ihnen ein „Schäfer mit Hund" und eine „Schäferin", ein „Hirtenknabe mit der Flöte" und ein zweiter „Fischerknabe". Aus allen Werken dieser Art spricht mehr oder minder der Wunsch zugleich eine Art von Normalfigur zu schaffen. Das glückte W. wol am besten in der Statue eines griechischen Jünglings, der sich die Beinschienen anlegt (1832; Gipsabguß in der Akademie der Künste in Berlin). Hier macht sich die classische Schulung besonders vortheilhaft geltend. In der classischen Gestaltenwelt war W. von Jugend auf heimisch und in Rom bald zu einem vortrefflichen Kenner der antiken Sculpturen und der antiken Kunst überhaupt geworden. Bezeichnend ist, daß W. ein Wandgemälde von Herculaneum: „Telephos, von der Hindin gesäugt" in eine Marmorgruppe übersetzte (1832). Von den dreißiger Jahren an tragen auch seine selbständigen Schöpfungen fast sämmtlich antike Namen, die schon äußerlich völlig der Phantasierichtung Thorwaldsen's angehören. Die hauptsächlichsten Werke dieser Art sind: „Thetis mit den Waffen Achills" (Gipsmodell 1832, veränderte Marmorausführung 1838); „Ganymed, von Hebe in seinem Amte unterwiesen" (1834; vom König angekauft); „Amor mit der Keule des Herkules, als Besieger des Erdkreises" (1836); „Diana nach der Jagd ruhend auf ihren Bogen gestützt" (1838). Besonders gefeiert wurde die

graziöse Statue einer mit der Büchse der Proserpina emporsteigenden Psyche (1838) und eine formenschöne Amazonengruppe von 1839. Es folgten: „Achill am Grabe des Patroklus", „Omphale mit dem Löwenfell", „Mars von Amor entwaffnet" (1860). Diese anakreontischen Stoffe, denen sich nur ausnahmsweise einmal ein biblisches Thema (Jephtha und seine Tochter) gesellte, treten seit den sechziger Jahren vor allgemeiner gehaltenen Einzelfiguren zurück, die zuweilen eine etwas tiefere psychologische Charakteristik zeigen. Hierher gehört schon die knieende Gestalt der „Circe" (1862), einer zweiten Psyche, diesmal mit dem Dolch, und eines die heimliche Liebe verkörpernden Amors (1864). Von den zwei lebensgroßen sehr sorgfältig gearbeiteten aber sehr kühl aufgefaßten Frauenstatuen von 1868 ist die „Nymphe" in die königlichen Schlösser, die „Judith" in die Berliner Nationalgalerie gelangt. Mit den Statuetten eines Hirtenknaben und seinem Gegenstück, einem „Mädchen mit Tambourin" (1869) griff der Meister auf die Lieblingsaufgaben seiner Jugend zurück. 1874 folgte ein „Hirtenmädchen mit Zicklein". Wie ausschließlich sich W. an eine rein formale Bewältigung seiner Stoffe gewöhnt hatte, zeigt seine Statue einer „Römerin zur Zeit des punischen Krieges, die sich die Ohrringe löst, um sie dem Vaterland zu opfern" (1870): was er hier darstellt, ist lediglich eine Toilettenscene. Wolff's letzte Arbeit (1879) war die Marmorfigur einer Sappho.

In fast allen diesen Werken aus der antiken Mythologie und dem idealen Genre redet die classicistische Schulung eine correcte, aber äußerst kühle Sprache, die weder die ethische Größe Thorwaldsen's, noch den Formenadel Rauch's erreicht. Es sind Durchschnittsarbeiten der durch diese beiden Hauptnamen gekennzeichneten Kunstgattung, und nur allzuoft löst sich in ihnen der persönliche Reiz in glatte Stilistik auf. Das gilt bis zu einem gewissen Grad selbst von Wolff's berühmtestem Werk dieser Gattung in Berlin, der ersten der acht die Laufbahn eines Kriegers schildernden Statuengruppen auf der Schloßbrücke: die Siegesgöttin einen Knaben auf die großen Männer der Geschichte hinweisend, indem sie ihm deren Namen auf einem Schild vor Augen hält. Die Art, wie hier die classicistische Form in den Dienst einer halb idyllischen Auffassung tritt, die trotzdem seelenlos bleibt, wird für Wolff's Kunstcharakter höchst charakteristisch. Die Formenbehandlung ist an sich tadellos, nur macht sich in der Gruppirung der Mangel an plastischer Geschlossenheit fühlbar. Gerade an Compositionstalent bleibt W. hinter Rauch am weitesten zurück. — Den ehemaligen Ruhm haben heute wol am ehesten seine Porträts bewahrt: seine Büsten Winckelmann's, der römischen Freunde: Niebuhr's, Gerhardt's, Braun's, Bunsen's, Ingenheim's und Schadow's, sowie die Statuen Thorwaldsen's und des Prinzen Albrecht von Preußen, allein auch sie reichen nicht aus, um W. eine scharf ausgeprägte Künstlerphysiognomie zu geben.

Als Kunstkenner und eifrige, einsichtsvolle Mittelperson für alle deutschen Kunstinteressen seiner Zeit in Rom hat W. vielleicht größere Verdienste, denn als Künstler. Die Ankäufe von antiken Originalen und Abgüssen seitens des preußischen Staates, besonders für das Berliner Museum, wurden durch ihn vermittelt. Schon hierdurch blieb er in dauernder Verbindung mit den Spitzen des Berliner Kunstlebens, vor allem mit Rauch und Schinkel, und er war auch in Rom der stete Berather Niebuhr's, Bunsen's und Ingenheim's. Als Kenner der antiken Sculptur bewährte er sich auch in zahlreichen Ergänzungen antiker Bildwerke und in einer 1870 in Berlin erschienenen Schrift: „Kurze Anleitung zu einem zweckmäßigen Besuch der päpstlichen Museen antiker Bildwerke des Vaticans und des Capitols für Künstler und Kunstfreunde". Diesen und besonders den römischen Stipendiaten stand W. mit Rath und That zur Seite, und seine Bedeutung für das römische Kunstleben gelangt darin zum

Ausdruck, daß er 1871 einstimmig zum Präsidenten der Academia di S. Luca gewählt und diese Wahl nach der Auflösung der Akademie 1875 erneuert wurde. Dieses wichtige Ehrenamt, welches in Rom seit Thorwaldsen weder einem Ausländer noch einem Protestanten zugefallen war, hat W. bis zu seinem Tode innegehabt.

Vgl. Friedrich und Karl Eggers, Christian Daniel Rauch passim. — Paul Schönfeld, Nekrolog, Kunstchronik 1880, S. 433 ff. — Rosenberg, Geschichte d. modernen Kunst II, 98. Alfred Gotthold Meyer.

Wolff: Friedrich Wilhelm von W., herzogl. württembergischer Oberstlieutenant, im J. 1744 zu Ludwigsburg geboren, erhielt schon am 26. April 1762 im Alter von neunzehn Jahren durch Herzog Karl, bei welchem sein Vater, der General war, sehr in Gnaden stand, ein Hauptmannspatent und nach Errichtung der Hohen Karlsschule bei dieser eine Anstellung als Unterintendant, welche er bis zur Aufhebung der Anstalt durch Herzog Ludwig Eugen inne hatte. Als der in Aussicht stehende zweite Coalitionskrieg, welcher auch das württembergische Reichscontingent in das Feld führte, die Sicherheit der Festung Hohentwiel zu gefährden drohte, wurde W. am 19. Februar 1799 dem dortigen Commandanten, General v. Bilfinger, einem 72jährigen Manne, welcher körperlich noch rüstig war aber für etwas geschwächt in seinen Geisteskräften galt, als Vicecommandant beigegeben; mündlich und schriftlich erhielt er insgeheim die Weisung, falls Bilfinger zur Uebergabe der Festung gestimmt sein könnte, das Commando zu übernehmen und in keinem Falle die Uebergabe zu gestatten; Bilfinger wurde anempfohlen ihm Vertrauen und Gehör zu schenken. Auf Hohentwiel angelangt erstattete W. sofort einen Bericht über die Unzulänglichkeit der Vertheidigungsmittel und bat um Abhülfe der vorhandenen Mängel, fand aber kein Gehör. Die Werke waren in haltbarem Zustande und es war genügend Geschütz vorhanden, die Besatzung aber bestand, abgesehen von den Officieren, aus nur 106 Mann, von denen die Hälfte noch nicht erwachsen oder Invalide waren. Am 1. Mai 1800 erschien der französische General Vandamme mit 10 665 Mann vor der Festung und forderte dieselbe zur Uebergabe auf. Bilfinger war inzwischen die seinem Untergebenen beigelegte Machtbefugniß bekannt geworden; als zwischen ihm und W. eine Meinungsverschiedenheit entstand, hatte letzterer dem Commandanten seine Vollmacht vorgewiesen. Vandamme verlangte Uebergabe; die Besatzung wünschte Neutralität zugestanden zu erhalten, welche die Oesterreicher vorher bewilligt hatten; ein abgehaltener Kriegsrath erklärte, daß an Widerstand nicht zu denken sei; W. begab sich zu Vandamme in das am Fuße des Hohentwiel liegende Dorf Singen und schloß dort eine Capitulation ab, in Gemäßheit deren die Franzosen am Morgen des 2. die Feste besetzten. Auf die Nachricht davon berief Herzog Friedrich ein Kriegsgericht nach Dünkelsbühl, welches am 27. beide Commandanten zur Cassation, zum Tode durch Erschießen und zur Tragung der Gerichtskosten verurtheilte. Der Herzog wandelte die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß um. Zur Verbüßung seiner Strafe ward W., nachdem die Cassation vollzogen war, nach dem Hohenasperg gebracht; zur Bestreitung der Kosten konnte er nicht herangezogen werden, da er kein Vermögen besaß; für seinen Unterhalt waren täglich acht Kreuzer bestimmt, doch sorgten Wolff's verheirathete Tochter und eine Dame, welcher er früher Gutes erwiesen hatte, für eine Aufbesserung seiner Verpflegung. Fluchtversuche, welche er unternahm, mißlangen, erst der am 30. October 1816 erfolgende Tod des nunmehrigen Königs Friedrich brachte ihm die Freiheit. Schon am 8. November begnadigte ihn der Nachfolger desselben, König Wilhelm I. W. begab sich zu seiner im Großherzogthume Baden lebenden Tochter, wo er bald darauf ge-

storben ist; sein einziger Sohn war preußischer Officier gewesen und lebte später zu Treptow a. d. Rega.

Württembergische Jahrbücher, hsg. v. statistisch-topographischen Bureau, Jahrg. 1843, 1. Heft (Stuttgart 1845): „Die Uebergabe von Hohentwiel am 1. Mai 1800“ von Oberst C. von Martens (die einzige zuverlässige, auf den Acten beruhende Darstellung). B. Poten.

Wolff: Friedrich Benjamin W., Chemiker, geboren am 7. September 1766 (oder 1765) zu Polnisch-Lissa, † am 19. Januar 1845 in Berlin. Nach seiner Promotion zum Dr. phil. bekleidete er erst die Stelle eines Adjuncten, dann (1800) eines Professors der Mathematik und Physik am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin bis 1831, wo er sie niederlegte. Außerdem war er von 1820 an bis zu seinem Tode Professor der Logik und Mathematik an der medicinisch-chirurgischen Militärakademie daselbst, ferner fungirte er seit 1811 als Mitglied der technischen Gewerbe- und Handelsdeputation im Handelsministerium. Er gab zusammen mit M. H. Klaproth ein „Chemisches Wörterbuch“ (5 Bde., Berlin 1807—1810) heraus, verfaßte ein „Lehrbuch der Chemie“ (Berlin 1818—1821) und fertigte zahlreiche Uebersetzungen.

Poggendorff, Biogr.-litterar. Handwörterbuch.

Carl Oppenheimer.

Wolff: Friedrich Karl W., Philolog. Er war geboren am 27. October 1766 in Eutin, wo sein Vater Superintendent war, † am 28. April 1845. Nachdem er Theologie und Philologie studirt hatte, fand er 1790 zuerst Anstellung als Collaborator an der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt. 1796 ward er Conrector in Glückstadt und kam im folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft nach Flensburg, woselbst er 1824 zum Rector der Gelehrtenschule (Gymnasialdirector) aufrückte. Am 30. Juni 1840 feierte er hier sein 50jähriges Dienstjubiläum und legte 1841 sein Amt nieder. Er war Ritter des Danebrogordens und Danebrogsmann. Als philologischer Schriftsteller vollendete er zunächst die von E. R. Boie angefangene Uebersetzung von Platon's Republik (Altona 1799, 2 Bde.). Dann übersetzte er Cicero, vom Redner (Altona 1801), dessen Cato, Laelius und Paradoxien (ebd. 1805). Ferner übersetzte und erläuterte er Cicero's auserlesene Reden (1805—19 in 5 Bdn.) und „Neue Sammlung von auserlesenen Reden Cicero's“ (ebd. 1823/24 in 2 Bdn.), die 1829 in 2. Auflage erschienen. Durch diese Uebersetzungen hatte er sich Ruf erworben. Außerdem hat er in Schulprogrammen, wie in philologischen Zeitschriften viele gelehrte philologische Abhandlungen veröffentlicht, auch in Programmen Proben einer neuen metrischen Uebersetzung des Sophokles gegeben (Ajas 1825, Philoctet 1831, 32, Antigone 1834). Desgleichen theilte er in den von Abraham Voß herausgegebenen Briefen von J. H. Voß 1833 einen Aufsatz mit: „J. H. Voß in seiner Wirksamkeit an der Schule“. Mit ihm zugleich hatte W. an der Eutiner Gelehrtenschule gearbeitet. Ueber ihr Verhältniß in dieser Zeit berichtet Sophronizon I, 3, 35 ff.

Lübker-Schröder, Schlesw.-Holst. Schriftstellerlex. II, 706. — Alberti II, 587. — N. Nekrolog d. Deutschen XXIII, 332. — Strodtmann, Der Consistorialrath A. H. Strodtmann. Hamb. 1851, S. 170.

Carstens.

Wolff: Georg W. (seltener Wolf), ein Deutscher, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Paris als Buchdrucker thätig war. Festzustellen sind bis jetzt 21 Drucke von ihm, welche in die Jahre 1489—95 bezw. 1498 und 99 fallen. Es sind meist theologische und humanistische Werke: Predigtbücher, ein Pariser Brevier, Ausgaben von römischen, lateinische Uebersetzungen von griechischen Schriftstellern (Cicero, Terentius, Juvenal, Aristoteles), ferner Gramma-

tiken u. s. w. Doch finden sich auch Justinian's Institutionen unter seinen Drucken. Einen Buchhandel scheint er nicht gehabt zu haben; denn meist sind bestimmte Verleger auf seinen Preßerzeugnissen genannt. Auch erscheint er selten oder gar nicht für sich allein thätig. Auf Drucken der Jahre 1489—92 nennt er das Haus zur goldenen Sonne im Sorbonne-Viertel als Ort seiner Werkstätte, dasselbe, in dem vor und nach dieser Zeit Ulrich Gering seine Presse hatte; er muß also zu diesem Prototypographen von Paris Beziehungen gehabt haben, die freilich nicht ganz klar sind. Im J. 1494 und Anfangs 1495 druckt er in Gesellschaft mit Johannes Philippi von Kreuznach, jetzt wie schon 1493 in der Rue St. Jacques im Hause zur h. Barbara wohnend; 1498 und 1499 aber ist sein ständiger Gesellschafter Thielemann Kerver (s. A. D. B. XV, 651), ihre Wohnung ist dabei, wenigstens 1499, das Haus zum Einhorn in der Rue des Maturins. Daß jedes Mal nach der Trennung von dem Geschäftsgenossen dieser im Hause bleibt, W. dagegen weichen muß, ist vielleicht nicht bedeutungslos. Uebrigens ist W. es, der den Drucken seine Marke beigibt. Dieselbe zeigt in einem aufrechtstehenden Oblongum ein großes, rundes G, in welchem die Buchstaben W O L F im Kreise herumstehen und aus dem ein Kreuz aufsteigt mit der auf Druckerzeichen so häufig vorkommenden viererartigen Figur an der Spitze. (S. dieses Druckerzeichen außer bei Silvester, Brunet u. A. namentlich bei Thierry-Poux, Premiers monuments de l'imprimerie en France, 1890, pl. XVI, wo zugleich auch verschiedene Proben aus Wolff's Drucken gegeben sind.) Ueber die persönlichen Verhältnisse dieses Meisters weiß man zur Zeit nichts, als was seine Drucke an die Hand geben und dies ist wenig genug: es beschränkt sich auf die Beisätze, die er zu seinem Namen fügt, Magister und Badensis. Daß letzteres auf Baden-Baden als seine Heimath weist, ist wol außer Frage, und wenn man auf die Art und Weise achtet, wie der Beisatz Magister angewendet wird, so kann auch wol kein Zweifel sein, daß derselbe nicht die Stellung als Meister, sondern den akademischen Grad bezeichnet. Wo G. W. studirt hat, ist uns freilich nicht gelungen festzustellen.

Vgl. Hain, Repertorium bibliogr. (mit Burger's Register). Eine Ergänzung geben Pellechet, Catalogue des incunables de la bibliothèque publique de Dijon, 1886, p. 51 sq., Marais und Dufresne de St. Léon, Catal. des incunables de la bibliothèque Mazarine, 1893, p. 542 und P. Reichhart in den Beiheften z. Centralbl. f. Bibliothekswesen Bd. 5, 1895, S. 322, 333.

K. Steiff.

Wolff: Heinrich W. war geboren am 15. November 1733 zu Krummenteich im Stifte Bremen, ward vorgebildet auf dem Johanneum in Hamburg und studirte dann Theologie von Ostern 1755 an in Jena, 1757 in Helmstedt. Im J. 1758 bestand er die Candidatenprüfung in Hamburg und 1761 auch in Altona und Kiel. Zunächst fand er Beschäftigung bei Errichtung der Stadtbibliothek in Hamburg. Am 1. Juni 1762 ward er zum Diakonus in Wesselburen in Dithmarschen gewählt, 1766 rückte er ins Hauptpastorat daselbst auf. 1791 promovirte er zum Dr. theol. in Kiel und ward 1792 zum Hauptpastor in der Stadt Oldesloe ernannt, wo er am 15. Mai 1801 starb. Von ihm sind erschienen: „Gedankensprüche sammt dem Inhalt seiner neulichst gehaltenen Predigten" (Hamb. 1762) und „Denkworte und Inhalt seiner über die Episteln 1782 gehaltenen Predigten" (Hamb. 1783). Ein sehr gelehrtes Werk veröffentlichte er: „Ueber die Feldmäuse in Vorderdithmarschen" (Hamb. 1786) und „Versuch die Feldmäuse zu vertilgen" (Kiel 1794). Ferner verfaßte er: „Versuch zur Beantwortung der Frage: Warum die Menschen so wenig und so selten in ihrem Umgang und in ihren Gesellschaften von Gott reden, da doch

ihre Unterredungen keinen nützlichern Gegenstand haben können" (Kiel 1792) u. m. A.

Kordes S. 388. — Lübker-Schröder II, 705. — Hamb. Schriftstellerlexikon VIII, 136. — Fehse, Nachr. v. d. Pred. in Vorderdithmarschen. Flensb. 1769. I, 87 u. 331. — Pratje, Altes u. Neues. Stade 1772. V, 410. Carstens.

Wolff: Jakob W., Sohn des gleichnamigen Steinmetzen, der im J. 1596 zum Bau des Bogens der von dem berühmten Ingenieur Peter Carl entworfenen und in ihren Grundbauten und dem sog. Bockgestell ausgeführten Fleischbrücke zu Nürnberg, als „kunstreicher Meister" von Bamberg berufen bis zu seinem Tode im J. 1612 als Stadt- und Werkmeister in reichsstädtischen Diensten stand, wurde vermuthlich Ende der 70er Jahre des 16. Jahrhunderts geboren. Bei dem Bau der Fleischbrücke war er, wie es ganz den Anschein hat, in außerordentlicher Weise mitthätig. Durch seine besondere Tüchtigkeit lenkte er die Aufmerksamkeit des Raths schon bald auf sich. Im J. 1600 hatte dieser durch den Goldschmied Hans Petzold in Erfahrung gebracht, daß Kaiser Rudolf II. einen „Abriß des Schlosses auf der Veste" begehrt und der junge Steinmetzgesell Jakob Wolff für sich bereits einen Abriß und Plan des Schlosses „sehr artlich und kunstlich" angefertigt habe. Daraufhin ließ der Rath dem Goldschmied eröffnen, da man nicht wisse, ob kaiserlicher Majestät Begehren proprio motu oder auf Angaben anderer geschehen und wie es damit im Grund bewandt sei, so solle er sich dieser Sachen ferner nicht annehmen, sondern, wenn keine weitere Anregung erfolge, sie auf sich beruhen lassen und wo möglich zusehen, daß sie nicht mehr auf die Bahn gebracht, sondern in Vergessenheit gestellt würden. Dem Losungsschreiber Hieronymus Koler ließ der ältere Rath sagen, er solle dieses Werkes halben in Ruhe stehen, denn es sei ihnen nicht lieb, daß er sich dergleichen angelegen sein lasse, Jakob W. aber wurden Abrisse und Pläne abverlangt und dem Baumeister überwiesen, ihm zugleich auch Schweigen auferlegt. Weiterhin bot ihm aber der Rath für seine Arbeit eine Verehrung von 50 Gulden an und ließ mit ihm verhandeln, ob er sich gegen ein jährliches Dienstgeld auf eine Bestallung dergestalt einlassen wolle, daß er ohne Wissen und Willen des Raths nicht in fremde Dienste treten werde. Er ließ ihm sogar noch sagen, daß er ihm eine Reise in Deutschland oder Welschland nicht wehren wolle, sondern geneigt sei, ihm eine Beihülfe dazu zu geben und sich auch mit ihm seiner Mühe und Arbeit halben an der Brücke und anderen Orten der Gebühr nach zu vergleichen.

Man sieht, daß der Rath den jungen Steinmetzen festhalten wollte, ohne Zweifel, weil die von ihm gefertigten Pläne und Risse eine ungewöhnliche Tüchtigkeit und Geschicklichkeit verriethen, und weil er sich auch in seinen sonstigen Arbeiten als begabten Gesellen bewährt hatte. W. ging auf den Vorschlag der älteren Herren mit Freuden ein. So wurde ihm denn „um weiterer Versuchung und Erfahrung willen" eine Reise nach Italien erlaubt, ihm eine Reisesteuer bewilligt und im Anschluß daran ihn zu befragen beschlossen, was er zum Reisegeld begehre, wie lange er auszubleiben gedenke und was er, falls man ihn anstellen wolle, als Besoldung beanspruche. Eine Ergötzlichkeit wegen seiner Arbeit an der Fleischbrücke, um die er noch besonders einkam, wurde ihm übrigens nicht gewährt. Die älteren Herrn ließen ihm laut Beschluß vom 7. Mai 1600 eröffnen, er werde sich zu erinnern wissen, was ihm an Dienstgeld, Reisekosten und anderen Verehrungen zuvor beschehen und gütlich bewilligt worden wäre. Man halte dafür, er solle es dabei bewenden lassen und die Herrn mit einem Mehrern verschonen. Wenn es ihm aber nur um ein Dutzend Gulden zu thun wäre, so wolle es der Herr Baumeister auf sich nehmen und bei den älteren Herrn

verantworten. An dem oben genannten Tage wurde der Dienstvertrag mit Jakob W. vom Rathe abgeschlossen. Allem Anschein nach wollte dieser das Dienstverhältniß endgültig in aller Form geregelt wissen. Er fürchtete wol, der junge Steinmetz könnte sich in eines anderen Herrn Dienst begeben. Durch diesen Dienstvertrag trat er in die Bestallung ein, obschon er noch kein Meister war. Bürgermeister und Rath gaben ihm darin die Zusage, ihm während seiner Gesellenzeit, „bis so lang er seine Meisterstück machen und ihren Herrlichkeiten als ein Werk- und Stadtmeister an gemeiner ihrer Stadt Gepäuen dienen würde, jährlich 50 Gulden Wartgelds zu geben". Es wird ihm aber ausdrücklich gestattet, sich noch ein oder zwei Jahre an auswärtige Orte zu begeben und in deutschen und welschen Landen der Gebäude halben etwas Mehreres zu sehen und zu erfahren. Für jedes Jahr erhält er „zur Steuer am Raiskosten" 40 Gulden. Wenn er nach zwei Jahren zurückkehrt und seine Meisterstücke gemacht hat, soll er als angehender Werk- und Stadtmeister dieselbe Besoldung und Unterhaltung genießen, wie sein Vater, ob dieser noch am Leben oder nicht. Er selbst aber verpflichtet sich, vom Tage des Vertrags an bei keiner anderen Herrschaft in Dienst und Bestallung zu treten, sondern allein Bürgermeister und Rath der Stadt Nürnberg zu dienen.

Ein Vertrag mit so außerordentlich günstigen Bedingungen läßt am besten erkennen, wie hoch man die Fähigkeiten des jungen Künstlers schätzte, wie viel man sich von ihm für die Zukunft versprach. Schon als Gesellen, der erst seine Wanderung antreten will, suchte sich ihn die Stadt für ihren Dienst zu fesseln und auf jeden Fall es zu verhindern, daß er sich einem fremden Herrn verpflichte. Fünf Jahre scheint sich der junge W. auf seiner Wanderung durch Deutschland und Italien weiter ausgebildet zu haben. Erst 1605 erscheint er als Stadtwerkmeister in der ihm vertragsmäßig zugesicherten Stellung.

Aber nicht allein die Nürnberger Bauten nahmen den jungen Baumeister in Anspruch, sein Ruf als hervorragender Architekt war bald weit und breit gedrungen, überall suchte man sich seines Raths und seiner Hülfe zu Bauplänen und Bauten zu versichern. Zu Anfang des Jahres 1608 weilte er mit seinem Vater acht Tage am Hofe Markgraf Christian's von Brandenburg, um ihm wegen der in Aussicht genommenen Bauten zu rathen. Der Rath setzt aber die Bedingung, daß sie zu rechter Zeit sich wieder einstellen. Im März des gleichen Jahres finden wir beide acht Tage bei Graf Wolf Jakob von Schwarzenberg, um ihm zu seinem Schloßbau mit ihrem Rath zu dienen, sie hatten aber vorher versprechen müssen, „sich zu diesem Bau nicht bestellen zu lassen". Im März reist der junge W. abermals auf zwei Tage dahin, ebenso im Juli 1609. Im August begehrte ihn Adam Werdensteiner im Auftrag des Bischofs von Eichstädt auf einige Tage nach Eichstädt. Aber der Rat ließ ihn ein Concept zu einem Brief aufsetzen, daß er wegen vielfacher Arbeit, die keinen Verzug leide, nicht abkömmlich sei; er besorge daher, daß er die Erlaubniß zur Abreise nicht bekommen werde. In einigen Wochen aber hoffe er abkommen zu können. 1611 erhielt er Urlaub an den bischöflichen Hof zu Eichstädt, zugleich aber auch ein Schreiben an den Bischof, er möge ihn nicht zu lange aufhalten, da man seiner bei den Stadtbauten nicht entrathen könne. Auf Bitte des Raths zu Schwabach besichtigte er dort im J. 1610 eine Schlagbrücke. Etwas später überließ man ihn auf einige Tage Hans Adam von Wolfstein zur Besichtigung eines Baus. Anstatt des Meisters Peter Carl, den sich der Administrator der Pfalz erbeten, der aber wegen eines Grund- und Wasserbaus am Spital nicht abkömmlich war, sandte der Rath im August 1610 vorläufig W. nach Heidelberg. Im Mai 1611 durfte er dem Freiherrn Heinrich Hermann zu Burk, Mulching und Wilhelmsdorf auf zwei Tage zu seinen in Aussicht genommenen Bauten rathen.

Aber den Freiherrn ließ man wissen, er möge ihn nicht über die Zeit aufhalten, „dann meine Herren seiner zu gemeiner Stadt Gepeuen dieser Zeit nicht entrathen können“, unserm Baumeister aber wurde bedeutet, wenn er die Zeit nicht einhalte, so werde man ihm ein anderes Mal die Erlaubniß nicht mehr geben.

Zu Ausarbeitung von Plänen zu den Bauten Markgraf Christian's in Frauenaurach erhielt er im Frühjahr 1616 vier Tage Urlaub, aber auf keinen Fall solle er länger ausbleiben bei Strafe des Thurms. Zugleich wurden der Hauptmann und Räthe in Neustadt verständigt, daß man ihm wegen der Stadtbauten keinen längeren Urlaub ertheilen könne.

Aus allem geht hervor, daß der Ruf von der hervorragenden Tüchtigkeit unseres Baumeisters weit über die Mauern Nürnbergs hinausgedrungen war. Man schätzte seinen Rath und seine Dienste an den Residenzen der Fürsten und Bischöfe und sonst. Der Rath zu Nürnberg aber wußte am besten, welch' auserlesene Kraft er in diesem Baumeister besaß, und nur ungern entsprach er deßhalb den stets wiederkehrenden Wünschen hoher Persönlichkeiten, die sich des Beistandes J. Wolff's zu ihren Bauten versichern wollten. In Nürnberg, wo er bis zu seinem Tode als Stadt- und Werkmeister thätig war, leitete er die sämmtlichen Bauten. Seine bedeutendsten Werke sind der Basteibau am Wöhrderthor, den er 1613 und 1614 nach den Plänen des Kriegsingenieurs Meinhard von Schönberg ausführte, die Baumeisterwohnung auf der Peunt vom Jahre 1615 und das neue in den Jahren 1616—1622 erbaute Rathhaus, dessen Bau er bis zum Jahre 1619 leitete. Das Rathhaus ist sein bedeutendstes Werk. Es zeigt italienische Einflüsse, besonders der Hof, der als eine sehr bedeutende, wenn auch nichts originell Nürnbergisches aufweisende Leistung bezeichnet wird. In der Architektur des Nürnbergischen Rathhauses sollen sich insbesondere Palladianische Einflüsse bemerkbar machen. Auf jeden Fall aber dürfen wir ein früher abgegebenes Urtheil in seinem ganzen Umfang aufrechterhalten. „Ohne Zweifel zeigt sich das Rathaus vom Stil der italienischen Renaissance stark beeinflußt. Die Portale und Fenster mit ihren Giebeln, der bossenartige Ausbau der Ecke, die das Gebäude krönende Galerie, die geräumige Halle und der wirkungsvolle Hof mit den großen Rundfenstern, zwischen denen sich Pilaster erheben, während unter ihnen Balustraden sich hinziehen, dieses und anderes weist auf einen Baumeister hin, der mit den Formen und dem Geiste der italienischen Renaissance wol vertraut war. Aber andererseits sind die Verhältnisse nicht von jener Schlankheit und Leichtigkeit, die wir an den italienischen Bauten bewundern und bei aller Schönheit der Formen sind diese doch von einer gewissen Derbheit, die vielleicht auf die Beschaffenheit des Materials, vielleicht auf die Auffassung des Baumeisters, vielleicht auf beides zurückzuführen ist“.

Das Nürnberger Rathhaus wurde bis vor kurzem als ein Werk des Nürnberger Rathsherrn und Rathsbaumeisters Eustachius Karl Holzschuher angesprochen. Aber ganz abgesehen davon, daß zu jener Zeit Patricier nicht als Architekten, die den ganzen Weg vom Lehrjungen bis zum Steinmetzen und Meister durchzumachen hatten, sich ausbildeten, daß fernerhin Eustachius Karl Holzschuher nicht der technische Leiter des städtischen Bauamts, sondern nur Verwaltungsbeamter war, der den Connex zwischen dem Amt und dem Rath zu unterhalten hatte, die gleichzeitige Starkische Chronik liefert den unwidersprechlichen Beweis, daß Jakob W. für das Rathhaus die Pläne lieferte und die ganze Leitung des Baues führte, bis er 1619 in seiner Krankheit von seinem Bruder Hans W. abgelöst wurde. Bei Stark heißt es ausdrücklich zum 20. Mai 1619, daß er, Steinmetz und vornehmster kunstreicher Stadtmeister, das neue Rathhaus mit allen Stuben und Gemächern entworfen und abgerissen und mit seinem Bruder

Haus von schönen, weißen Steinen zum Theil aufgeführt habe, sodaß man in etlichen Stuben wohnen und die vorfallenden Händel verrichten könne. Er sei aber als Rathsbaumeister abgesetzt und seinem Bruder Hans der Steinmetz und Meister auf dem Pflaster Nikolaus Teufel zugeordnet worden. Als Ursache dieser „Enturlaubung“ wird bezeichnet, daß er sich täglich bezecht, der Arbeit nicht recht gewartet und vermeint habe, er könne nichts recht anordnen und verrichten, wenn er sich nicht einen guten Rausch getrunken. So sei er aber, wenn die deputirten Herrn Aediles des großen, schweren Baues am Rathhaus halben Rathschläge gehalten und seines Vorschlags und Bedenkens bedurft, entweder nirgend zu finden oder doch nicht nüchtern gewesen, sodaß er keinen rechten, nützlichen Vorschlag habe geben können. Auch wurde ihm nachgesagt, daß er das Stückgeld für die Steinmetzen eingenommen, ihnen aber nur den Tagelohn gegeben, das übrige aber, was wöchentlich viele Gulden ausgemacht, jenen entzogen und zu seinem eigenen Nutzen verwendet habe. „Weil man aber“, fährt Hans Stark fort, „seiner als eines verständigen und wohlerfahrenen Werkmeisters zu solchem Bau bedurfte, ist er, Jakob, wieder angenommen, aber ihm das Zechen und die Wirthshäuser verboten und alle Tage ein Maß Wein zu reichen versprochen worden, darbei er verblieben“.

Der Mann, den man zuerst mit Schimpf und Schande entließ, dann aber wieder anstellte, weil man ihn nicht entbehren mochte, war ohne Zweifel damals der beste Baumeister, den die Stadt Nürnberg aufzuweisen hatte. Auch sonst weist noch manches darauf hin, daß der Rathhausbau sein Werk war. Erwähnt sei in dieser Beziehung nur an die hübsche Handzeichnung der Rathhaushalle vom mittleren Durchgang aus gesehen, welche von ihm selbst herrührend, folgende Unterschrift trägt: „Von dem Pflaster hinein das Gewelb zum Rathhaus allhier zu Nürnberg anzusehen von M. Jacob Wolffen, meim Schwager, Steinmetzen, so das Rathhaus allhier gebauet Ao. 1619. Ist mir von ihm verehrt worden“. Leider war ihm damals nur noch eine kurze Frist zu leben vergönnt. Er starb wol so bald infolge des unordentlichen und ausschweifenden Lebenswandels, den er geführt hatte. Das Totenbuch enthält unterm 25. Februar 1620 den Eintrag: „Der ersam und kunstreich Jacob Wolff, Steinmetz und Stattmeister auf dem Lorenzer Platz“.

E. Mummenhoff, das Rathhaus zu Nürnberg. Nürnberg 1891.

Mummenhoff.

Wolff: Jacob Gabriel W., Jurist und Verfasser geistlicher Lieder, wurde im J. 1684 (nach anderen Angaben 1683) zu Greifswald als Sohn des Conrectors Magister Jakob W. geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt von Michaelis 1702 an die Rechte und bezog zu Ostern 1705 die Universität Halle, wo er Stryck, Thomasius und Böhmer hörte und zum Doctor promovirt wurde. Er blieb in Halle und wurde im J. 1724 zum ordentlichen Professor der Rechte an der dortigen Universität befördert und später noch durch die Verleihung des Titels eines preußischen Hofraths ausgezeichnet. Er starb in Halle am 6. August 1754. Als Jurist hat er eine lebhafte schriftstellerische Thätigkeit entwickelt und namentlich zahlreiche Dissertationen veröffentlicht. Doch ist sein Namen nicht wegen dieser gelehrten Schriften auf die Nachwelt gekommen, sondern wegen seiner stark hallisch gefärbten Kirchenlieder, von denen er 28 gedichtet hat, von denen aber nur 7 durch die Aufnahme in die evangelischen Gesangbücher wirklich Verbreitung gefunden haben. Die bekanntesten darunter sind: „O wie selig ist die Seel“ und „Es ist gewiß ein köstlich Ding, sich in Geduld stets fassen“. In dem Brüdergesangbuch von 1778 rührt auch Nr. 497: „Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt steht der Himmel offen“, ein Lied, das in den übrigen Gesangbüchern zu fehlen pflegt, von W. her.

Vgl. Hallische Beiträge zu der juristischen Gelehrten-Historie. Halle 1758, Bd. II, 607. — v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saal-Kreyses. Halle 1750, II, 753. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs. Stuttgart 1868, IV, 375, 377. — Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. Dresden 1887, III, 209. H. A. Lier.

Wolff: Johann W., siebenbürgisch-sächsischer Sprachforscher, geboren am 12. Januar 1844, † am 30. December 1893, war ein Bauernsohn aus dem Dorf Malmkrog bei Schäßburg; sein Vater ein ernster, kräftiger, rastlos thätiger Mann, die Mutter still, sinnig und zartfühlend. Schon als Knabe besuchte er die Schule in Schäßburg, dann das Gymnasium, das er 1865 mit Auszeichnung absolvirte. Nach kurzem Aufenthalt in Wien wandte er sich nach Tübingen, wo er bei Keller, dann nach Leipzig, wo er bei Zarncke germanistische Studien trieb und sich für das Lehr- und Pfarramt, das in seiner Heimath verbunden ist, vorbereitete. Mit äußeren Nöthen kämpfend, konnte er unter Sparsamkeit und Entbehrung nicht nur die Studien vollenden, sondern auch einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz durchwandern, aber er brachte zugleich die Anlage zur Krankheit mit, die ihn lähmen sollte, ein Magenübel, das ihm zuletzt den Tod gebracht. Im J. 1870 nach Mühlbach ans evangel. Untergymnasium als Lehrer berufen, wurde er dort 1874 Rector; wenige Wochen vor seinem Tode rief ihn die Nachbargemeinde Petersdorf zum Pfarrer, doch starb er kurz nach der Uebersiedelung, ohne das neue Amt angetreten zu haben.

Er nahm mit jugendlichem Eifer die germanistischen und dialektologischen Arbeiten neu auf, die hier immer gepflegt, im Augenblick einen kurzen Stillstand erfahren hatten. Die Lautphysiolrgie hatte ihre großen Erfolge eben zu erringen begonnen und die neuen Anregungen der Universität verwerthete der junge Lehrer nun in seinen Arbeiten, von denen schon die beiden ersten: „Der Consonantismus des Sieb.-Sächsischen mit Rücksicht auf die Lautverhältnisse verwandter Mundarten“ (1873) und „Ueber die Natur der Vocale im Siebenb.-Sächsischen“ (1875) allgemeine Anerkennung fanden. Das Resultat beider Arbeiten ist, daß das Sächsische zu den Dialecten gehört, die unter dem Namen des Mitteldeutschen zusammengefaßt werden. W. wies entschieden nach, daß die sächsische Mundart rheinfränkisch sei. Damit versuchte aber W. zugleich mit der Sprachforschung die Lösung der Herkunftsfrage der Sachsen zu fördern, ein Ziel, das er nie aus den Augen gelassen hat. Dabei schlägt die Gluth des nationalen Gedankens in allen den Arbeiten gewaltig auf. Weiter standen alle seine Arbeiten im Dienst der Schaffung eines sächsischen Wörterbuches. Er hatte diese Aufgabe in der vierten Generation übernommen; keiner ist es vergönnt gewesen, sie zu beendigen. Das Wörterbuch sollte den gesammten Wortschatz der Sprache ausschöpfen, es sollte den Volksgeist in seinem Werden, in seiner Bedingtheit von der Natur und dem Leben darstellen, ein Spiegel der Volksseele, ein Stück Sittengeschichte deutscher Entwicklung sein.

Es ist eine geradezu erstaunliche Arbeitskraft gewesen, die ihm eigen war, die dazu gar bald unter wachsenden Schmerzen seiner Krankheit im Dienst dieser Ziele rastlos die Bausteine herbeischaffte. In den „Deutschen Dorfsnamen in S.“ stellte er 122 Dorfsnamen, die auf -Dorf endigen zusammen, untersucht ihre Bedeutung und weist nach, daß die Mehrzahl aus Mannsnamen entstanden sind, die mit der Gründung der Orte zusammenhängen. So führt die Untersuchung in die Zeiten der Besiedlung zurück und helle Streiflichter fallen auf die Art derselben. Im selben Geist sind die Abhandlungen über „Deutsche Dorf- und Stadtnamen in S.“, „Die Landesnamen Siebenbürgens“ und die Untersuchungen „Zur Etymol. siebenb. Fluß- und Bachnamen“, sowie die Bezeichnungen für Wald gehalten. Ein neues Gebiet eroberte er in den Agrarhist. Forschungen der sächs.

Wissenschaft. Seine Ergebnisse faßte er in den „Beiträgen zur sieb.-sächs. Agrargeschichte“ zusammen und in dem lichtvollen Culturbild „Unser Haus und Hof“. Er weist darin (in überraschender Weise die Markgenossenschaft im Sachsenland nach, die Gleichheit der Feldlose, die wiederkehrende Austheilung des gemeinsamen Baulandes, die Gebundenheit des Ackers an die gemeinsame Ordnung. Immer auf Grund der maßgebenden deutschen Forschungen entwirft er die Grundzüge unsrer alten Agrargeschichte und weiß darin ein Stück Güter- und Pflichtenlehre des sächsischen Volkes darzustellen. Zum 100 jährigen Geburtstag Jak. Grimm's gab er die „Kleinen Schriften Jos. Haltrich's“ in neuer Bearbeitung heraus, damit wieder ein gut Stück sächsischer Culturgeschichte. Als Begründer (1878) und Herausgeber des Correspondenzblattes des Vereins f. siebenb. Landeskunde (seit 1880) sammelte er die zerstreuten Kräfte zu gemeinsamer Arbeit und weckte das Interesse für diese Forschungen in weitern Kreisen. Daneben gingen die Sammlungen für das Wörterbuch vorwärts. Als er starb, hinterließ er in 10 000 Zetteln den Grundstock des Wörterbuchs und in 17 weiteren Bänden nahezu ausschließlich Vorarbeiten und Beiträge zu dieser Lebensarbeit. Als Publicist im In- und Ausland unermüdlich thätig, besonders in den schwersten Jahren des politischen Kampfes seines Volks, um das Verständniß für dessen Lage und sein Recht zu wecken, in ausgedehntestem Briefwechsel mit einer Anzahl Personen, besonders auch in Deutschland, hat er mit dazu beigetragen, unsre Forschung dort zu Ansehen zu bringen und Theilnahme für die Sachsen zu erwecken. Wie es in kleinen Verhältnissen zu gehn pflegt, mußte er auch sonst nach vielen Richtungen sich verwenden lassen: in den Kirchen- und Schulbehörden, als Prüfungscommissär, als Vorsteher des Jugendbundes in Mühlbach, als Vortragender an Winterabenden, in politischen Versammlungen und nie versagte er. Gegen Ende seines Lebens brachte er noch ein Lesebuch für die höhere Volksschule fertig und einen Theil eines solchen für das Gymnasium. So steht er in der Entwicklung der sächsischen Schule und Wissenschaft als ein unermüdlicher und erfolgreicher Kämpfer da; die volksthümlichen Forschungen, die Agrargeschichte, das Wörterbuch sind für immer auch mit seinem Namen verbunden.

Fr. Teutsch, Denkrede auf Joh. Wolff im Archiv des Vereins für sieb. Landeskunde, 27. Bd., S. 5. Fr. Teutsch.

Wolff: Joseph W., Judenmissionar (er selbst schreibt seinen Namen in seinen gedruckten Reiseberichten Wolff; von andern wird er Wolf geschrieben), geboren 1796 in dem Dorfe Weilersbach in der Nähe von Bamberg (so nach seiner eigenen Angabe; nach Menge 1795 zu Baireuth), † im Mai 1862. Er war Jude von Geburt; sein Vater war Rabbiner an seinem Geburtsorte, kam als solcher bald nach der Geburt des Sohnes nach Halle, später wieder in die Nähe von Bamberg. Seine Schulbildung erhielt W. an verschiedenen Orten; zuerst in Bamberg bis zu seinem 13. Jahre. Er hatte inzwischen einige Kenntniß vom Christenthum erhalten, und da er Hinneigung zu demselben zu zeigen begann, so sah er sich, wie er erzählt, genöthigt, vor den Verfolgungen der Juden aus Bamberg zu fliehen und verlor auch den Zusammenhang mit seiner Familie. Er trieb sich seither an verschiedenen Orten herum, wo er bei mitleidigen Christen verschiedener Confession Aufnahme fand, in Frankfurt, Halle, Wien, München, Solothurn, Prag. In Prag ließ er sich schließlich im September 1812 von dem Benedictinerabt zu Emaus taufen. Davon, daß er schon vor der Taufe an den Universitäten Göttingen und Halle, nach der Taufe in Leipzig, Jena und Berlin philologische Studien betrieben habe, wie Menge berichtet, sagt seine Selbstbiographie nichts; dieselbe erzählt vielmehr, daß er sich nach der Taufe zur Fortsetzung seiner Studien nach Wien begeben und dort 1½ Jahre aufgehalten habe. Hier nahmen sich hervorragende Katholiken seiner

an, besonders Friedrich Schlegel und der Generalvicar des Redemptoristenordens, P. Hoffbauer. Durch Schlegel empfohlen, kam er im J. 1814 in das Haus des Grafen Friedrich Leopold Stolberg nach Tatenhausen, wo er dessen Söhnen und ihrem Erzieher Kellermann Unterricht im Hebräischen ertheilte; er blieb hier drei Monate. Nachher faßte er den Entschluß, nach Rom zu gehen, um sich hier als Missionar ausbilden zu lassen. Nachdem er sich auf der Reise an verschiedenen Orten der Schweiz und Italiens umgesehen hatte, kam er im J. 1816 in Rom an, wo sich der Cardinal Litta, an den er Empfehlungen von seinen deutschen Gönnern hatte, seiner annahm. Am 5. September 1816 wurde er in das Collegium Romanum aufgenommen, am 6. December 1817, nachdem er die vier niederen Weihen empfangen hatte, in das Collegium der Propaganda. Er rühmt sich später, daß er als Alumnus dieser Anstalten die theologischen Studien und Vorlesungen sehr vernachlässigt, dagegen privatim orientalische Sprachen studirt habe. Dabei scheinen die Charakterfehler, die man schon früher in Wien und im Kreise Stolberg's an dem jungen Mann bemerkt hatte, eine gewisse Zerfahrenheit, verbunden mit maßloser Eitelkeit und Selbstüberschätzung, hier noch mehr hervorgetreten zu sein und zu Zerwürfnissen mit den Obern geführt zu haben, die er selber darauf zurückführen will, daß er sich geweigert habe, an die in den römischen Collegien gelehrte Unfehlbarkeit des Papstes zu glauben. Da er sich auch durch öffentliches Räsonniren über Zustände und Verhältnisse in Rom, die ihm nicht gefielen, unnütz machte, (vgl. die Mittheilungen von Ringseis, der 1818 mit ihm in Rom zusammentraf, Historisch-politische Blätter, Bd. 78, 1876, S. 904—907, und den Brief von Stolberg an W. bei Menge), so wurde er schließlich aus Rom ausgewiesen und polizeilich nach Wien fortgeschafft. Von Wien begab er sich, obwol mit dem Katholicismus innerlich schon ganz zerfallen, gleichwol in das Redemptoristenkloster Valsainte in der Schweiz, wo er im December 1818 als Novize eintrat. Nach sieben Monaten verließ er das Kloster wieder, um sich nach England zu begeben und dort zum Protestantismus überzutreten. Hier übernahm die London Society for promoting Christianity amongst the Jews seine weitere Ausbildung zum Missionar; er studirte noch in Cambridge Arabisch und Persisch und wurde dann in das Missionscolleg zu Stansted in Sussex aufgenommen. Im J. 1821 trat er im Auftrage der Gesellschaft seine erste große Missionsreise nach Asien und Aegypten an, um überall die Juden aufzusuchen und ihre Bekehrung zu versuchen. Erst 1826 kehrte er nach England zurück. Seine Berichte über diese erste Missionsthätigkeit erschienen in den folgenden Jahren gedruckt in 3 Bänden: „Missionary Journal and Memoir of the Rev. Joseph Wolff, Missionary to the Jews, written by himself. Edited by John Bayford“ (2. ed. London 1827—1829). Im J. 1827 heirathete er die verwittwete Lady Mary Walpole. In den nächsten Jahren war er unter den Juden in England, Schottland, Irland und Holland thätig, worüber er Berichte im Jewish Expositor veröffentlichte. 1829 war er wieder einmal in Jerusalem. Am 21. December 1829 veröffentlichte er von Limasol auf der Insel Cypern aus eine Prophezeiung, wonach er die Wiederkunft Christi auf das Jahr 1847 ansetzte und die Juden zur vorherigen Bekehrung aufforderte; sich selber stellt er darin als ein besonders auserwähltes Werkzeug Gottes zum Zwecke der Judenbekehrung hin; das sonderbare Schriftstück ist abgedruckt in der (Aschaffenburger) Katholischen Kirchen-Zeitung 1830, Nr. 49, S. 388 f. Am 29. December 1830 trat er von Malta aus, wo er seine Familie zurückließ, eine neue große Reise über Aegypten nach Asien an; von jetzt an beherrschte ihn der Gedanke, die seit dem assyrischen Exil verlorenen zehn Stämme Israels wieder aufzufinden, die er in Bokhara und Balkh, unter den Afghanen, in Indien und China suchte. Sein Tagebuch über diese Reise ließ er 1835 in Malta drucken: „Researches

and missionary labours among the Jews, Mohammedans, and other sects, by J. W., during his travels between the years 1831—1834“. Da er hier die zehn Stämme nirgends entdeckt hatte, suchte er sie später noch in Amerika, ebenfalls vergeblich. Nach England zurückgekehrt, schloß er sich, nachdem er sich bis dahin zu den Methodisten gehalten, der anglicanischen Staatskirche an und erhielt eine Pfarrei. Im J. 1844 machte er nochmals unter gefahrvollen Umständen eine Reise nach Asien. Seit 1845 hielt er sich endlich, nachdem er die Pfarrei von Isle Brewers bei Taunton in der Grafschaft Bristol erhalten hatte, ruhig dort bis an sein Lebensende.

Selbstbiographie bis zum Jahre 1819 im 1. Bande seines Missionary Journal, p. 1—64. — Allgemeine Realencyclopädie oder Conversationslexikon für das kath. Deutschland, herausgeg. von W. Binder, Bd. X (Regensburg 1849), S. 896—898. — Th. Menge, Der Graf Friedrich Leopold Stolberg, Bd. II (1862), S. 398—402. Lauchert.

Wolff: Kaspar Friedrich W., Arzt und Botaniker, geboren zu Berlin 1733, † zu Petersburg am 22. Februar 1794. Seine Schulbildung erhielt W. in seiner Vaterstadt und trat darauf 1753 in das dortige Collegium medico-chirurgicum ein behufs seiner fachmäßigen ärztlichen Ausbildung. Seine Lehrer waren hier in Anatomie und Secirübungen Joh. Fr. Meckel, in Botanik Ludolff und Gleditsch. Ausgerüstet mit guten Vorkenntnissen bezog W., wahrscheinlich noch vor 1756 die Universität Halle, wo er neben fachwissenschaftlichen auch philosophische Studien im Sinne der Leibniz-Wolff'schen Lehre trieb. Am 28. November 1759 wurde er auf Grund seiner Dissertation: „Theoria generationis“ zum Dr. med. promovirt. Diese Erstlingsarbeit war seine bedeutendste litterarische Leistung auf botanischem Gebiete. Mit ihr nahm er den Kampf gegen die damals herrschende Evolutionslehre auf, welche in dem Schweizer Physiologen Albrecht v. Haller ihren bedeutendsten Vertreter hatte und wurde der Wiederbeleber der aristotelischen Lehre vom wirklichen Werden, der moderne Begründer der Epigenesis. Haller war vorurtheilsfrei genug, in seinem Gegner nur den objectiv arbeitenden wackeren Forscher zu sehen und ihn durch eine anerkennende Recension seiner Arbeit in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (1760, 143. Stück), sowie durch Eingehen eines wissenschaftlichen Briefwechsels mit ihm zu ehren. 1764 gab W. eine deutsche Bearbeitung seiner Dissertation: „Theorie von der Generation in zwo Abhandlungen erklärt und bewiesen“ heraus, welche in einem freieren Stil verfaßt, als die in der Dissertation noch herrschende herkömmliche Paragraphendarstellung war, neben einer Uebersicht seiner Theorie der Epigenesis, auch eine Kritik der früheren Versuche, organische Bildung zu erklären, enthält. Eine dritte, wieder lateinisch geschriebene, vermehrte Auflage der Theoria generationis erschien 1774. Von Berlin aus berief der Leibarzt Friedrich's des Großen, Cothenius, der Leiter des gesammten Militärmedicinalwesens in Preußen, den jungen W. nach Breslau mit der Aufgabe, in dem dortigen Lazareth medicinische Lehrvorträge zu halten. Ob W. hier auch praktische ärztliche Thätigkeit ausübte ist unbekannt geblieben. Ebensowenig kennt man den Grund, weswegen er Breslau verließ. Gewiß ist nur, daß seine Bemühungen, an der Universität Petersburg und in dem kleinen, damals schauenburgischen Universitätsstädtchen Rinteln eine Anstellung zu erhalten, scheiterten. Durch Cothenius' Vermittlung gelang es ihm jedoch, 1762 die Erlaubniß zu erhalten, an der Stätte seiner ersten Ausbildung am Berliner Collegium medico-chirurgicum Vorlesungen über Physiologie u. A. zu halten, trotz des Widerspruchs der an dem Institut angestellten Professoren. Freilich war die Macht des ihm feindlichen Lehrkörpers groß genug, seinen Eintritt in seine Zunft zu verhindern, als zwei Stellen, je für einen Anatomen und einen Physiologen frei

wurden. W. war 33 Jahre alt, als er seine Vaterstadt verließ, um einem 1766 an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf der Kaiserin Katharina II. an die Petersburger Akademie zu folgen. Bereits im Anfange des Jahres 1767 traf er in Petersburg ein und erweiterte in den 27 nun folgenden Jahren akademischer Thätigkeit seinen längst begründeten Ruf als ausgezeichneter Anatom und Physiologe durch Arbeiten, welche er in den „Novi Commentarii“ und „Nova Acta“ der Petersburger Akademie niederlegte, welche aber sämmtlich zoologischen Inhalts sind. Er lebte zurückgezogen, war indessen als Forscher wie als Mensch seines ehrlichen und freundlichen Charakters wegen von den Mitgliedern der Akademie geachtet und geliebt, die einen schweren Verlust betrauerte, als ein Schlagfluß im 61. Jahre seines Lebens seinem Schaffen ein plötzliches Ende bereitete.

Die epochemachende Bedeutung der Wolff'schen Dissertation, welche vierzig Jahre lang bei den Botanikern unbeachtet blieb, liegt besonders darin, daß er seit Malpighi und Grew wieder der erste und einzige war, welcher der Anatomie der Pflanzen Arbeit und consequente Ausdauer zuwandte und zu einer Zeit, wo selbst die Structur der fertigen Pflanzenorgane beinahe in Vergessenheit gerathen war, die Entwicklungsgeschichte dieser Structur, die Entstehung des Zellengewebes zu ergründen suchte. Freilich leitete ihn bei seinen Untersuchungen vornehmlich das Streben, für seine Lehre von der Epigenesis inductive Fundamente zu gewinnen, wodurch er von der Verfolgung der rein phytotomischen Fragen vielfach abgelenkt wurde. Dennoch wußte er aus seinen Beobachtungen etwas zu machen und die sinnlichen Wahrnehmungen zur Grundlage einer Theorie zu benutzen. Die thatsächlichen Beobachtungen waren allerdings häufig genug unrichtig, was zum Theil wol die Mangelhaftigkeit seines Mikroscopes verschuldete. Nach Wolff's Theorie bestehen alle jüngsten Pflanzentheile, wie sie sich aus dem von ihm aufgefundenen und von ihm zuerst benannten Vegetationspunkt des Stengels entwickeln, ursprünglich aus einer durchsichtigen gallertartigen Substanz, einer tropfenartigen Ausschwitzung des schon vorhandnen älteren Theiles, die allmählich erhärtet. Der von der Wurzel her zudringende Nahrungssaft schafft sich in Form von anfangs sehr kleinen Tröpfchen in dem ursprünglich homogenen jungen Pflanzentheil Ablagerungsräume, mit Saft erfüllte „Bläschen“, welche, indem sie nach und nach an Umfang gewinnen, die Zwischensubstanz ausdehnen und so die heute als Zellen bezeichneten Hohlräume darstellen. Die Gefäße werden nach W. neben den Zellen dadurch erzeugt, daß ein Tropfen in der gallertartigen Grundsubstanz sich der Länge nach fortbewegt und so ein Canalsystem bildet, welches vornehmlich die Hauptmasse des Stengels darstellt. Denn die Anhangsorgane desselben, die Blätter, leiten den Saft nicht weiter, sondern speichern ihn in sich auf, bestehen daher vorzugsweise aus der zu Zellen umgewandelten soliden Grundsubstanz. Daneben aber erkannte W. auch, daß zuweilen, wie in den reifen Früchten, die Zellen sich isoliren lassen.

Für die botanische Morphologie hat Wolff's Dissertation insofern ein besonderes Interesse, als ihn die hier niedergelegten Beobachtungen und Schlüsse als einen Vorläufer Goethe's in der Lehre von der Metamorphose der Pflanzen erscheinen lassen. Für die Entwicklungsgeschichte des Blattes diente ihm als Material der Weißkohl, für diejenige der Blüthe die Bohne. In der That entdeckte W. das Basiswachsthum der Kelch-, Staub- und Fruchtblätter, übersah es aber bei den Kronenblättern, deutete auch fälschlich die Staubblätter als Achselknospe der Kelchblätter, spricht aber doch entschieden den Satz aus, daß er zuletzt an der Pflanze nichts sehe, als Blätter und Stengel, wobei er die Wurzel zu letzterem rechnet. Als Erklärung für die Metamorphose, die er indessen noch nicht mit diesem Namen bezeichnet, gibt er die veränderte Ernährung

an. Speciell die Blüthe läßt er durch eine vegetatio languescens entstehen. Eine Ernährungsart ist nach ihm ebenfalls der Proceß der sexuellen Fortpflanzung der Gewächse. Schließlich sei noch die Stellung hervorgehoben, welche W. gegenüber der zu seiner Zeit herrschenden Theorie des Bildungstriebes oder der Lebenskraft einnahm, durch welche im lebenden Organismus die Entwicklungsvorgänge beeinflußt werden sollten. Seine Ansicht darüber hat er in einer 1789 in Petersburg veröffentlichten Schrift: „Von der eigenthümlichen und wesentlichen Kraft der vegetabilischen sowohl, als auch der animalischen Substanz" niedergelegt. Indem er wie für die anorganische, so auch für die organische Natur an dem Causalnexus von Ursache und Wirkung festhält, hält er den sogenannten Bildungstrieb für eine besondere Form der Ernährungsfähigkeit, welche von einer dem speciellen Organismus eigenthümlichen Stoffaneignung und Stofforganisirung herrühre.

A. Kirchhoff, Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und bei Goethe im 2. Jahresbericht der Luisenstädtischen Gewerbeschule in Berlin, 1867. — Sachs, Gesch. d. Botanik. — Pritzel, thes. litt. bot.

E. Wunschmann.

Wolff: Nicolaus W. (auch Wolf, Lupi, Luppi), ein Lyoner Buchdrucker um die Wende des 15. Jahrhunderts, der sich Alemannus nennt, genauer Lutriensis oder de Lutrea. Man pflegt diese letztere Bezeichnung auf Lutter zu deuten. Allein von diesem Namen heißen die entsprechenden Bildungen Luttera (Lutterum), Lutterensis, während Lutrea wenigstens als Nebenform neben Lutra für Lautern vorkommt. Und an einen der Orte dieses Namens (insbesondere etwa an Kaiserslautern) zu denken, liegt um so näher, als dieselben nicht wie die Orte des Namens Lutter dem ersten Verbreitungsgebiete der Buchdruckerkunst fern gelegen sind, in Norddeutschland, sondern mitten darin in Süd- und Westdeutschland. Von dieser unbestimmten Andeutung über seine Herkunft abgesehen, weiß man über die Persönlichkeit des Mannes lediglich nichts; denn das Magister, das er außerdem noch seinem Namen beisetzt, ist, da es mit artis impressorie magister wechselt, nicht von dem akademischen Grad sondern nur von seiner Stellung als Meister zu verstehen. In Lyon kommt W. nach Claudin in den Registern des städtischen Archivs zum ersten Mal beim Jahr 1493 vor, und zwar als fondeur de lettres pour imprimer, der in der Grande-Rue-Neuve wohnte. Als Schriftgießer wird er auch bei der letzten Erwähnung in den Registern, unter dem Jahr 1512 bezeichnet. Man wird hieraus wol schließen dürfen, daß die Schriftgießerei der wichtigere Theil seines Geschäftes war. Bekannt ist er aber in der Geschichte nur als Buchdrucker geworden und auch als solcher hat er eine nicht geringe Thätigkeit entfaltet. Wir haben bis jetzt 27 Drucke von ihm festgestellt, die sämmtlich in die Jahre 1498—1512 fallen. Wenn Péricaud a. u. a. Orte partie 2 p. 34 und nach ihm Andere 1492 als Anfangsjahr von Wolff's Druckerthätigkeit nennen, so entbehrt dies der Begründung und beruht wol nur auf einem Druckfehler bei Péricaud (vgl. ebendort partie 3 p. 2: 1498!). Auch Panzer's Angabe, der a. u. a. O. t. IX p. 514 noch einen Druck aus dem Jahr 1515 anführt, aber nur auf Grund einer einzigen Quelle, ist wol als irrig zu bezeichnen. Wenigstens ist bei der letztmaligen Erwähnung Wolff's in den Acten von 1512 am Rande bemerkt: Recessit (d. h. ist fortgezogen). Ihrem Inhalt nach gehören die Drucke dieses Meisters den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft an, doch sind Classikerausgaben darunter am zahlreichsten vertreten. Recht einfach ist sein Druckerzeichen: es ist ein kleines Rechteck mit schwarzem Grund, in welchem die Buchstaben N W stehen, das W von dem kleineren N überragt, aus welch letzterem wieder das bekannte viererähnliche Zeichen aufsteigt (abgebildet u. a. bei Ving-

trinier, Histoire de l'imprimerie à Lyon, 1894, p. 134). Außer in Lyon und gleichzeitig mit seiner dortigen Thätigkeit soll W. nun aber auch in Paris eine Druckerei gehabt haben. So berichten alle, die von ihm handeln und die Bibliographen zählen im besonderen 5 Pariser Drucke aus den Jahren 1499 bis 1512 von ihm auf. Geht man aber der Sache auf den Grund, so zeigt sich, daß in vier von diesen fünf Fällen keineswegs Paris als Druckort genannt ist und dasselbe trifft sicher auch im fünften Falle zu, in welchem es uns nur nicht gelungen ist, ein Exemplar des betreffenden Druckes, der Regulae cancellariae apostolicae von 1501, oder eine genaue Beschreibung desselben aufzufinden. Die irrige Angabe ist dadurch entstanden, daß W. jenen Drucken nur seine Firma und nicht auch den Druckort beigefügt und daß man bei Ergänzung des letzteren unsern Drucker mit seinem Pariser Berufsgenossen Georg W. verwechselt hat. So wird denn N. W. künftig aus der Zahl der Buchdrucker von Paris zu streichen sein.

Vgl. Hain, Repertorium bibliogr. (s. Burger's Register, auch Nr. 15 336 gehört hierher). — Panzer, Annales typogr. t. VII, p. 277 sqq., 501, 548. t. IX, p. 514. t. X, p. 2. — Reichhart in: Beihefte zum Centralblatt für Bibliothekswesen Bd. 5, 1895, S. 258 ff. — Claudin, Antiquités typogr. de la France I, 1880, p. 66, note 1. — Péricaud, Bibliographie Lyonnaise du XV^e^ siècle, partie 2, 1852, p. 34, partie 3, 1853, p. 2.

K. Steiff.

Wolff: Philipp Heinrich W., Ohrenarzt in Berlin, hier am 2. Mai 1813 geboren und am 6. November 1886 verstorben, begann seine medicinischen Studien 1832 in seiner Vaterstadt, beendigte sie 1836 in Bonn, wo er mit der „Nonnulla de contagiis“ betitelten Inauguralabhandlung die Doctorwürde erlangte. Nach Ablegung der Staatsprüfung in Berlin ließ er sich hier als Arzt nieder und beschäftigte sich specieller mit Untersuchung und Behandlung Ohrenkranker. Als Resultat dieser Thätigkeit publicirte er: „Heilung der Schwerhörigkeit durch ein neues, höchst einfaches Verfahren zur Einleitung von Dämpfen in die Ohrtrompete“ (Berlin 1841) und „Die nervöse Schwerhörigkeit und ihre Behandlung durch eine neue Methode“ (Berlin 1844, 2. Aufl. ebd. 1866), worin er in verdienstvoller Weise auf den ventilirenden Einfluß aufmerksam machte, den die Respiration auf das Mittelohr ausübt. Im übrigen war sein Verfahren weder neu, noch erfolgreich, sondern bereits vor ihm von Kramer resultatlos angewendet. Auch hat W. die späteren Forschungen der jüngeren Vertreter der Otiatrie (Wilde, Toynbee, v. Tröltsch) vollständig ignorirt. — W. hat sich auch als Dichter bekannt gemacht. Unter dem Pseudonym Ernst Walter veröffentlichte er mehrere Gedichte, 1838 auch ein Trauerspiel und seit 1854 eine große Zahl dramatischer Werke.

A. Lucae im Biogr. Lex. VI, 318. Pagel.

Wolff: Philipp W., Orientalist, geboren in Ulm am 22. December 1810, † in Tübingen am 1. Januar 1894, widmete auf der Universität Tübingen sein Hauptstudium der Theologie, aber frühe erfaßte ihn die Neigung zur Erlernung orientalischer Sprachen und dies führte ihn nach Halle, wo Rödiger, Gesenius, Tholuck und Ullmann seine Lehrer wurden. Der Erstgenannte spielte ihm den Text eines arabischen Dichters in die Hände, mit dessen Herausgabe W. doctorirte (1834). Später saß er in Paris zu den Füßen Silvestre de Sacy's. In die Heimath zurückgekehrt ließ er sich als Privatdocent für die Sprachen und Litteraturen des Orients in Tübingen nieder (1835), erkannte aber bald, daß diese Laufbahn wenig Aussicht auf Weiterkommen eröffnete. So wandte er sich denn zurück zu seiner ursprünglichen Bestimmung, dem geistlichen Amt. Die Pastorirung der kleinen evangelischen Gemeinde in der alten

Reichsstadt Rottweil war fortan sein Lebensberuf (1837—1882). Aber die Liebe zum Orient erkaltete nicht bei ihm. Noch in Tübingen hatte er sich an die Verdeutschung „morgenländischer Erzählungen“ gemacht und als Anfang die Fabeln Bidpai's nach ihrer arabischen Bearbeitung (Calila und Dimna) ausgehen lassen (Stuttg. 1837). Nun in Rottweil folgten aus dem Persischen übersetzt Sadi's Rosengarten (Stuttg. 1841) und als Probe altarabischer Poesie die unter dem Namen „Muallakat“ bekannten sieben Preisgedichte (Rottw. 1857). Neben der arabischen Dichtung interessirten den Theologen W. die religiösen Vorstellungen der Araber, und als Silvestre de Sacy sein berühmtes Exposé de la religion des Druzes schrieb, fühlte W. das Bedürfniß, in seinem Buch: „Die Drusen und ihre Vorläufer“ (Leipz. 1845) eine freie Bearbeitung von jenem zu geben, welche durch Hinzufügung einer Geschichte der älteren Secten des Islam ihren eigenthümlichen Werth behauptet. Der lange genährte Wunsch, den Orient mit eigenen Augen zu sehen, erfüllte sich bei W. durch eine Palästinareise im J. 1847, welcher ein abermaliger Aufenthalt in Jerusalem im Winter 1869/70 folgte. Hatte schon die Beschreibung der ersten Reise (Stuttg. 1849) praktische Winke für Palästinafahrer enthalten, so trat ein speciell „Jerusalem“ schilderndes Werk (Leipz. 1857, 1862, 1872) ganz im Gewande eines (illustrirten) Reisehandbuchs auf. Als Localforscher über die geschichtlichen Monumente der alten Stadt konnte und wollte W. nicht gelten — denn die von ihm ausgeführten Messungen an der Tempelplatzmauer bilden eine Ausnahme —, wol aber kannte er recht gut die Ergebnisse der gelehrten Untersuchungen und wußte zu ihnen Stellung zu nehmen. Was er geben wollte, war eine ausführliche Beschreibung der heutigen Stadt, ihrer Neubauten so gut wie ihrer Trümmerstätten, ihrer alteingesessenen und ihrer zugewanderten Bewohner. Daß W. bestrebt war, seine eigenen Beobachtungen, wie er sie z. B. in seinen „Flugblättern aus Jerusalem vom November und December 1869“ (Stuttg. 1870) niedergelegt hatte, auf dem Wege der Correspondenz und der Lectüre zu ergänzen und sich über die Vorgänge in der Stadt immer auf dem Laufenden zu erhalten, das zeigte W. als rühriger Mitarbeiter der deutschen morgenländischen Gesellschaft und des Deutschen Palästina-Vereins wie als Berichterstatter verschiedener Zeitschriften (Auswahl in: „Sieben Artikel über Jerusalem aus den Jahren 1859 bis 1869“, Stuttg. 1869). Ein „Arabischer Dragoman“ (1857, 1867, 1883) war dazu bestimmt, die Besucher Palästinas, Syriens und Aegyptens mit den nöthigen Kenntnissen im Neu-Arabischen auszurüsten. An der letzten (allein genügenden) Auflage desselben arbeitete W. noch in Tübingen, wo er als Pensionär seine letzten Lebensjahre zubrachte.

Nekrolog von E. Kautzsch in d. Zeitschr. d. deutschen Palästina-Vereins Bd. 17 (1894), S. III—V. Heyd.

Wolff: Pius Alexander W. wurde am 3. Mai 1782 zu Augsburg als Sohn des Buchhändlers Franz Xaver W. geboren. Seine erste Erziehung und seinen ersten Unterricht erhielt er im elterlichen Hause durch einen Hauslehrer. Hierauf besuchte er das Jesuiten-Collegium zu St. Salvador in seiner Vaterstadt, wo er sich für den geistlichen Stand ausbilden sollte. Als aber seiner Mutter ein blühendes Geschäft durch Erbschaft zufiel, änderten die Eltern ihren Plan und bestimmten Pius Alexander für den kaufmännischen Beruf. Sie schickten ihn frühzeitig auf Reisen und gaben ihm so Gelegenheit, sich Geschäftskenntniß und gewandtes Auftreten anzueignen. Da W. eine lebhafte Neigung für die Wissenschaft hatte, suchte er sich selbständig fortzubilden. Er lernte das Französische, Englische, Italienische und Spanische und las die besten Schriftsteller in diesen Sprachen, übte sich im Zeichnen und Malen, trieb Musik und versuchte sich sogar als Dichter. Am 9. September 1797 kam er nach Berlin als Lehr-

ling in der Schropp'schen Kunst- und Landkartenhandlung, deren Inhaber ein Verwandter seiner Mutter war, und war hier drei Jahre lang thätig. In Berlin zog ihn namentlich der Besuch des Theaters an, an dem damals Iffland, Fleck und Bethmann mit großem Erfolg auftraten. Nachdem er Berlin am 2. Mai 1800 wieder verlassen und sich eine Zeitlang in seiner Vaterstadt aufgehalten hatte, unternahm er Ende des Jahres 1800 eine Reise an den Rhein, die ihn über Schaffhausen nach Basel, Colmar und Straßburg führte. In Straßburg gab er bei Gelegenheit einer Liebhaberaufführung in einem Familienkreise, in dem er Zutritt erhalten hatte, die ersten Proben seiner schauspielerischen Kunst. Nach der Rückkehr in seine Heimath gründete er unter den gebildeten jungen Leuten Augsburgs eine Dilettantengesellschaft, bei deren Aufführungen er viel Beifall fand. Auf diese Weise befestigte sich in ihm mehr und mehr der Entschluß, sich der Bühnenlaufbahn zu widmen. Doch durfte er, solange sein Vater lebte, an die Ausführung seines Planes nicht denken. Erst als dieser am 29. Januar 1803 gestorben war, machte er Ernst damit und begab sich ohne Vorwissen seiner Mutter nach Weimar, wo er durch Goethe in die Schauspielkunst und in die schöne Litteratur eingeführt zu werden hoffte. Auf der Reise dahin traf er am 28. Juni 1803 in Nürnberg mit Karl Franz Grüner, einem Augsburger Bekannten, zusammen, der bisher als Militär gedient hatte und sich nunmehr gleichfalls zum Schauspieler ausbilden lassen wollte. Mit ihm zusammen traf W. am 21. Juli 1803 in Weimar an, wo sie sich sofort Goethe vorstellen ließen. Goethe, der sich damals, wie er selbst erzählt, „das Theaterwesen ziemlich aus dem Sinn geschlagen hatte", ließ sich durch die beiden jungen Leute zu erneuter Thätigkeit für die Bühne bestimmen. Da er gerade Zeit hatte, auch einer heiteren Ruhe genoß, begann er mit ihnen gründlich Didaskalien, aus denen sich dann seine berühmt gewordenen „Regeln für Schauspieler" entwickelten, auch schrieb er persönlich an Wolff's Mutter, um sie über den Schritt ihres Sohnes zu beruhigen. W. wurde auf drei Jahre engagirt, mußte aber vorher eine halbjährige Probezeit absolviren. Er hat seinem Lehrmeister Goethe die größte Ehre gemacht und ist einer der treuesten Apostel des Dichters in Deutschland geworden. sodaß Goethe im Gespräch mit Eckermann von ihm rühmen konnte: „So viel ich auch ins Ganze gewirkt habe und so manches durch mich angeregt worden ist, so kann ich doch nur einen Menschen, der sich ganz nach meinem Sinne von Grund auf gebildet hat, nennen: das war der Schauspieler W.!" Goethe trat mit W. und seinen Collegen in persönliche Beziehungen, suchte sie durch seinen Umgang moralisch zu heben und ihren Geschmack durch ihre Verwendung in guten Stücken zu läutern, ein Bestreben, bei dem ihn Schiller nach Kräften unterstützte. Keiner hat jedoch von Goethe's Einflüssen mehr profitirt wie W. „Wie ein Kind", bemerkt Holtei, „hat W. seinen Lehrer, wie ein Vater hat Goethe seinen Zögling geliebt. Und dies Band der Geister und Herzen hat gehalten bis in die spätesten Tage, bis zum letzten Augenblicke, wo Goethe von seinem Landsitze aus sich in herzlich bekümmerten Zeilen um den Zustand des Sterbenden erkundigte". Am 1. October 1803 trat W. zum ersten Male auf der Weimarer Bühne auf. Man gab Shakespeare's „Julius Cäsar" zum ersten Mal, und W. waren die drei kleinen Rollen des Cinna, Marcellus und Massala anvertraut. Die erste größere Rolle, die ihm Goethe übertragen hatte, war der Seïde in dem von ihm bearbeiteten Mahomet Voltaire's. Goethe war mit Wolff's Durchführung so zufrieden, daß er ihn von da ab sehr häufig zunächst in kleineren Rollen beschäftigte, doch dauerte es verhältnißmäßig lang, bis W. das Fach fand, für das sich seine Begabung am meisten eignete. Er war kein Kraft-Genie, sondern strebte stets mit größtem Eifer nach jener formellen Vollendung, die auch das Ziel der Goethe'schen Theaterschule war.

Wie sehr ihn Goethe schon damals schätzt, erkennt man am besten aus der Thatsache, daß er schon am 26. Mai 1804 Wolff's erste dramatische Arbeit, „Die drei Gefangenen", ein Lustspiel in fünf Acten nach dem Französischen des Dupaty, aufführen ließ. Das Stück wurde mit viel Beifall aufgenommen und hat sich lange auf dem Repertoire der deutschen Bühnen gehalten. Auch im folgenden Jahre erschienen zwei kleinere dramatische Arbeiten Wolff's auf der Weimarer Bühne. Am 2. Februar 1805 gab man das in Versen geschriebene einactige Lustspiel: „Der Selbstgefällige" und am 8. Mai folgte die einactige Posse: „Bankerott aus Liebe". Beide Stücke sind verloren gegangen. Dasselbe Jahr erweitert auch das Repertoire Wolff's als Darsteller. Unter anderem spielte er den Derwisch Al Hafi in Lessing's „Nathan" und schuf vor allem drei Rollen, mit denen er in das Gebiet seiner eigenthümlichsten Begabung eintrat: den Anton in Iffland's „Jägern", den Leicester in Schiller's „Maria Stuart" und den Weislingen in Goethe's „Götz". Namentlich behandelle er die Rolle des Leicester mit wachsender Vollendung, weshalb seine Auffassung später als mustergiltig angesehen wurde. Zur weiteren künstlerischen Entwicklung Wolff's trug seine eheliche Verbindung mit Anna Amalie Becker, die von ihnen am 26. December 1804 geschlossen wurde, ganz wesentlich bei. Sie war am 11. December 1783 als die Tochter des Schauspielers Malcolmi geboren und hatte schon mit acht Jahren als Justel im „Alchymisten" in Weimar debutirt. Seitdem blieb sie in Verbindung mit der Weimarer Bühne. Corona Schröter wurde ihre Lehrerin in der Kunst der Sprache und Darstellung, und am 30. December 1794 erfolgte ihre erste Anstellung an dem Theater in Weimar. Nach dem Tode der Christiane Neumann-Becker übernahm sie einen Theil der von jener gespielten Rollen, bis sie sich als Solisa in Schlegel's „Alarcos" am 29. Mai 1802 Bahn brach und sich seitdem mehr und mehr zur ersten tragischen Heldinnenspielerin der Weimarer Bühne aufschwang. Auf Goethe's Wunsch übernahm sie am 19. März 1803 die Rolle der Isabella in der ersten Aufführung von Schiller's „Braut von Messina" und gefiel in ihr selbst Schiller, der anfangs Bedenken gegen sie gehabt hatte, ausnehmend. Im J. 1803 vermählte sie sich mit dem Regisseur Heinrich Becker, der in erster Ehe mit Christiane Neumann verheirathet gewesen war. Doch wurde diese Ehe, da die beiden Gatten wenig mit einander harmonirten, nach kaum einem Jahre wieder aufgelöst. Für W. dagegen bot seine Frau die wünschenswertheste Ergänzung, da sie mehr Temperament wie er besaß und den öfters Zaghaften mit sich fortriß. „W. gewann durch diese Ehe an innerem Halt, sie schützte ihn vor vielen Irrthümern und trug dazu bei, sein künstlerisches Streben rein zu erhalten". Ihr Zusammenspiel auf der Bühne brachte eine Reihe der höchsten Kunstgenüsse, z. B. im „Tasso", wo W. die Titelrolle und seine Frau die Prinzessin gab, oder in der „Iphigenie", und „Romeo und Julia", Rollen, an die sie ihre ganze künstlerische Kraft mit Erfolg zu setzen pflegten. Die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1806 bereiteten dem Ehepaare mancherlei Unannehmlichkeiten. W. büßte bei der Plünderung Weimars durch die Franzosen einen Theil seiner Habe ein, was für die jungen Leute um so mehr empfindlich war, je weniger glänzend damals ihre äußeren Verhältnisse waren. Im J. 1807 betheiligten sie sich an dem Gastspiel des Weimarer Theaters in Leipzig, wo namentlich Amalie W. großen Erfolg hatte. Während des Fürstencongresses in Erfurt im J. 1808 hatte W. Gelegenheit, den berühmten Talma spielen zu sehen. Als Talma auf Goethe's Veranlassung Weimar besuchte, trat W. mit ihm in nähere Beziehung, und es entspann sich zwischen den beiden Männern ein Freundschaftsverhältniß, das erst durch den Tod Talma's gelöst wurde. Am 17. Mai 1809 trat W. in Weimar zum ersten Mal als Hamlet in der Uebersetzung Schlegel's auf und

bot in seiner Darstellung dieser Rolle eine Leistung ersten Ranges, die von der Kritik allseitig als solche anerkannt worden ist. Noch größer jedoch war der Triumph, den er und seine Frau feierten, als sie am 24. Februar 1810 in Zacharias Werner's gleichnamigem Stück den Kurt und die Trude creirten. Goethe sagte darüber: „Der vierundzwanzigste Februar von Werner, an seinem Tage aufgeführt, war vollends ein Triumph vollkommener Darstellung. Das Schreckliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; dem aufmerksamen Kenner blieb nichts zu wünschen übrig". Bald darauf erschien eine neue Arbeit Wolff's, das fünfactige Lustspiel „Cäsario", das von den Zeitgenossen unter Wolff's Stücken zum Theil am meisten gepriesen wurde, auf der Bühne zu Weimar. Das Gastspiel, das Iffland im Herbste 1810 in Weimar absolvirte, hatte für W. und seine Frau den Vortheil, daß sie von Iffland zu einem Gastspiel in Berlin aufgefordert wurden. Dieses konnte jedoch erst im J. 1811 vor sich gehen, da das Ehepaar vorher keinen Urlaub erhielt und Goethe überhaupt das Auftreten der Weimarer Künstler auf fremden Bühnen zu verhindern suchte. Das Ehepaar reiste am 18. April 1811 von Weimar zunächst nach Leipzig, wo es in aller Eile in einer Reihe von Vorstellungen auftrat, und traf am 30. April in Berlin ein, um in den mit Iffland bereits vereinbarten Stücken mitzuwirken. Für W. lagen die Berliner Verhältnisse jedoch ungünstig. Gerade diejenigen Dramen, in denen er sich am meisten auszeichnete, wie „Hamlet" und „Tasso", waren in Berlin überhaupt nicht einstudirt, und dann durfte er nach den Bestimmungen der Berliner Theater nicht gemeinsam mit seiner Frau auftreten, während sich doch erst im Zusammenspiel mit ihr sein Talent voll und ganz zu entfalten pflegte. Dazu kam noch der wichtige Umstand, daß der Unterschied zwischen Iffland's und Goethe's Auffassung über die Aufgabe der Schauspielkunst so groß war, daß W. in Berlin zunächst höchst befremdend wirken mußte. Die Meinungen der Berliner waren daher sehr getheilt. Man warf den Wolffs Unnatur und Steifheit vor, erkannte aber die gute Schule ihres Vortrags und ihr Eingehen auf die Absichten des Dichters an. Besonders gefiel die Iphigenie der Wolff und sein Posa. W. selbst zog aus dem Gastspiel den Gewinn, daß er es sich fortan mit besonderem Eifer angelegen sein ließ, die idealistische und realistische Darstellungsweise zu einer Einheit zu verschmelzen. Nachdem das Ehepaar auch auf der Rückreise noch einmal an fünf Abenden in Leipzig gastirt hatte, nahm es seine Thätigkeit in Weimar wieder auf, wo sie Goethe fortwährend durch die Anerkennung ihrer Leistungen auszeichnete, wofür die Zeilen, die er Madame W. zu ihrem Geburtstag am 10. December 1812 sandte, ein bleibender Beweis sind. Trotzdem lagen in den dortigen Verhältnissen die Keime zu allerlei Mißhelligkeiten, die schließlich dazu führten, daß sich das Künstlerpaar nach einem anderweitigen Engagement umsah. W. strebte danach, in das Amt eines Regisseurs einzurücken, konnte aber sein Ziel nicht erreichen, da ihm Genast feindlich gegenüberstand und auch Kirms anfing, sein freundschaftliches Verhalten gegen ihn zu ändern. W. war daher geneigt, auf das Anerbieten des Grafen Brühl, der nach Iffland's Tode die Leitung des Berliner Hoftheaters übernommen hatte, nach Ablauf seines Weimarer Contractes einzugehen und reichte am 28. September 1815 zugleich im Namen seiner Frau sein Entlassungsgesuch bei Goethe ein, das dieser durch ein Schreiben am 27. October, wenn auch höchst ungern, zustimmend beantwortete. Leider folgten auf diesen Bescheid noch eine Reihe unerquicklicher Auseinandersetzungen mit der Theatercommission, da Kirms von W. die Rückgabe einiger Garderobestücke und die Rückzahlung von Vorschüssen verlangte. Es kam zu kleinlichen Reibereien, und das gute Einvernehmen, in dem W. bis dahin zu Goethe gestanden hatte, endete zunächst mit einem häßlichen Mißklang. Am 23. März 1816

verabschiedeten sich die Wolffs in „Romeo und Julia“ von dem Weimarer Publicum, das seine ehemaligen Lieblinge, wie es scheint, nicht besonders auszeichnete. Indessen legte sich Goethe's Groll bald wieder, und schon am Vorabend vor Wolff's Abreise nach Berlin ertheilte er Zelter den Auftrag, ihm zu berichten, wie sie in Berlin aufgenommen würden. In Berlin sollten Wolff's ein jährliches Gehalt von 3000 Thalern erhalten; zunächst aber bekam Frau W. davon 1700 und W. selbst 1000 Thaler, doch änderten sich diese Bestimmungen später zu Wolff's Gunsten, indem ihm eine erhebliche Gehaltsverbesserung zugebilligt wurde. Am 23. April 1816 trat W. zum ersten Mal in Berlin als Hamlet als Mitglied der Kgl. Bühne auf. Im Vergleich zu seinem früheren Gastspiel erkannte man allgemein seine bedeutenden Fortschritte an, und Zelter konnte Goethe berichten, daß er mit seinem Zögling Ehre einlege. Dagegen konnte sich Frau W. bei ihrem Debüt als Phädra nicht gegen den Eindruck behaupten, den ihre Vorgängerin, Frau Bethmann, gerade mit dieser Rolle hinterlassen hatte. Ueberhaupt hatte das Ehepaar anfangs weder beim Publicum, noch bei der Tageskritik einen leichten Stand. Man vermißte in ihrem Spiel die in Berlin gewohnte größere Lebendigkeit und Natürlichkeit. Merkwürdiger Weise richtete sich jedoch die Gegnerschaft des Berliner Publicums mehr gegen die Frau, als gegen ihren Gemahl, während sie früher weit besser als er gefallen hatte. Mehr und mehr gewannen sie aber auch in Berlin festen Boden, namentlich nachdem W. von dem Grafen Brühl die Regie für das Trauer- und Schauspiel übertragen worden war. Den ersten größeren Erfolg erzielte er mit der Aufführung von Calderon's „standhaftem Prinzen“ am 15. October 1816. W. erntete in dieser Rolle, die er schon in Weimar gespielt hatte, „den allergrößten und wohlverdienten Ruhm“. Aber so angenehm sich im Laufe der Zeit die künstlerische Wirksamkeit in Berlin für W. und seine Frau gestaltete, so wollte ihnen doch das geräuschvolle Leben der großen Stadt gar nicht behagen. Sie zogen sich daher gern von der Gesellschaft zurück und verkehrten womöglich nur in einem kleinen Kreis näherer Freunde, namentlich im Hause der Familie Beer und in der sogen. Mittwochsgesellschaft, einer Vereinigung von Künstlern, Schriftstellern und Kunstliebhabern. Der Brand des Berliner Schauspielhauses am 29. Juli 1817 brachte für W. die Unannehmlichkeit mit sich, daß er gezwungen war, fortan bei den in den übergroßen Raum des Opernhauses verlegten Vorstellungen sein Organ mehr, als es seiner ohnehin schwachen Gesundheit dienlich war, anzustrengen. Er fing mehr und mehr an zu kränkeln und machte im Herbste des Jahres 1821 eine Gehirnentzündung durch, die ihn vier Wochen hindurch am Lesen und am Sprechen verhinderte. Trotzdem pflegte er nicht nur seinen Berliner Verpflichtungen gewissenhaft nachzukommen und seine eigene dramatische Production fortzusetzen — im J. 1818 vollendete er die Posse: „Der Hund des Aubry“ und am 14. März 1821 wurde „Preciosa“ zum ersten Mal in Berlin gegeben —, sondern er ging auch häufig auf Gastspielreisen, namentlich nach Leipzig, wo das Ehepaar immer mit Jubel aufgenommen wurde. Einen durchschlagenden Erfolg erzielte es auch, als es am 10. April 1822 als Orest und Iphigenie in Dresden auftrat. Der bleibende Gewinn dieses Dresdener Gastspiels war die Bekanntschaft mit Ludwig Tieck, die drei Jahre später dazu führte, daß Tieck sich bemühte, die Wolffs für die Dresdner Bühne zu gewinnen. Heimgekehrt nach Berlin, erkrankte W. an einem schleichenden Fieber, das ihn bis zum Januar 1823 abhielt, seine Thätigkeit als Schauspieler fortzusetzen. Um sich gründlich zu erholen, reiste er im J. 1824 auf mehrere Wochen nach Südfrankreich, kehrte aber nur wenig gebessert nach Berlin zurück, um bald darauf ernstliche Unterhandlungen wegen eines Engagements in Dresden

aufzunehmen, das ihm wegen seiner Lage und wegen der größeren Billigkeit aller Lebensverhältnisse mehr zusagte als Berlin. Man bot Wolffs in Dresden ein Gehalt von 4000 Thalern auf Lebenszeit und zeigte sich auch sonst bereit, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, aber der König Friedrich Wilhelm III. schlug das Entlassungsgesuch des Paares zwar unter schmeichelhafter Anerkennung ihrer Leistungen, aber rundweg ab. Schlimmer als diese vereitelte Hoffnung auf eine Verbesserung seiner materiellen Lage war die fortschreitende Verschlechterung von Wolff's Gesundheitszustand. Nachdem er bereits im J. 1823 sein Amt als Regisseur niedergelegt hatte und nur noch selten in Berlin aufzutreten pflegte, mußte er im Herbste 1825 um einen längeren Urlaub einkommen, der ihm auch bereitwilligst vom Könige gewährt wurde. Er ging auf den Wunsch der Aerzte nach Nizza, fühlte sich jedoch nicht wohl, weshalb er im December nach Lyon übersiedelte. Von da aus begab er sich nach Paris, um Theaterangelegenheiten zu ordnen. Er traf hier noch einmal mit Talma zusammen, wurde aber durch den wenige Monate nach dieser Begegnung eintretenden Tod Talma's doppelt schmerzlich berührt. Von Paris aus reiste er zum Gebrauch der Kur nach Ems und kehrte nach fast zehnmonatlicher Abwesenheit scheinbar neugestärkt nach Berlin zurück. Indessen beruhte sein Wohlgefühl auf einer Täuschung. Die Kehlkopfschwindsucht, an der er litt, griff immer mehr um sich und beraubte ihn beinahe ein Jahr lang der Sprache. Noch einmal hoffte er Heilung von einer Emser Cur; als er jedoch sein Ende herannahen fühlte, strengte er alle seine Kräfte an, um wieder nach Hause zu gelangen. Er kam jedoch nicht weiter, als bis nach Weimar, wo er liegen bleiben mußte und am 28. August 1828, am Geburtstage Goethe's, starb. Am 31. August, an einem Sonntage, wurde er beerdigt, wobei ihm sein Freund und und früherer College Oels die Grabrede hielt, während Goethe, der sich gerade in Dornburg aufhielt, eine aus Epheu geflochtene Lyra zum Aufhängen über sein Grab schickte. Mitte October kehrte Amalie W. nach Berlin zurück, wo sie unter lebhafter Anerkennung des Publicums bis zum Jahre 1844 an der Bühne thätig war, die sie erst verließ, als ein hartnäckiges Augenleiden ihr weiteres Auftreten unmöglich machte. Sie lebte seitdem noch sieben Jahre, rüstigen Geistes, aber körperlich gebrochen, und starb erst am 18. August 1851. Ihre Ruhestätte wurde ihr auf dem Dreifaltigkeitskirchhof in Berlin bereitet. Wenn W. als Schauspieler heute nur noch in Kreisen bekannt ist, die sich mit der Geschichte der classischen Periode unserer Litteratur beschäftigen, so lebt sein Name doch noch unter allen Theaterfreunden fort, da sich sein Schauspiel „Preciosa“ noch immer auf dem Repertoire erhalten hat, obwol es bereits in den Jahren 1809 und 1810 entstanden ist. Diesen Erfolg verdankt W. allerdings nicht bloß seiner eigenen Kraft, sondern mindestens in demselben Maße der Musik Karl Maria von Weber's, der für die eingestreuten volksthümlichen Lieder: „Einsam bin ich, nicht alleine“, „Im Wald, im Wald, im frischen grünen Wald“, und „Es blinken so lustig die Sterne“ die geeigneten Weisen gefunden und auch sonst durch seine Musik das Werk geadelt hat. W. hat das Stück in Anlehnung an die Novelle: „La Gitanella“ von Cervantes gedichtet, sich aber die Freiheit genommen, das Leben und Treiben der Zigeuner das er bei dem spanischen Dichter getreu dargestellt fand, zu idealisiren und eine Reihe humoristischer Figuren hinzuzuerfinden. Uebrigens wird das Stück gegenwärtig nicht in der Fassung gegeben, in der es im Mai 1812 zum ersten Mal in Leipzig über die Bühne ging, sondern in einer Ueberarbeitung, die W. mit ihm in den Jahren 1819 und 1820 vornahm, und in der es am 14. März 1821 in Berlin zum ersten Mal gespielt wurde. Es hat seitdem eine kaum zu übersehende Anzahl von Aufführungen an allen größeren und kleineren deutschen Bühnen erlebt und wird schon wegen der Musik Weber's nicht sobald von den

Theatern verschwinden. Es ist sogar in fremde Sprachen übersetzt worden, z. B. ins Dänische und Englische und, arg zu einer Oper verstümmelt, auch ins Französische. Mit seinen übrigen dramatischen Arbeiten, die meist unter der Neigung zur Sentimentalität leiden, hat W. sich nicht auf der Bühne behaupten können. Seine Begabung war am größten für die Lyrik, für das Drama brachte er wol die Gabe, komische Situationen zu erfinden, mit, doch ließ er sich verleiten, seine Gestalten zu grotesk auszugestalten und verfiel daher nicht selten in den Fehler der Caricatur, woraus es sich erklärt, daß sich seine Lustspiele und Possen mit dem Wechsel des Geschmackes ziemlich rasch überlebten.

Das Hauptwerk über W. ist: M. Martersteig, Pius Alexander Wolff. Ein biographischer Beitrag zur Theater- und Litteraturgeschichte. Leipzig 1879. Vgl. die Besprechung in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 26. März 1879 mit der ergänzenden Anmerkung über die Familie Wolff's. Aus der älteren Litteratur sind vornehmlich folgende Werke zu berücksichtigen: Saat von Goethe gesäet. Weimar und Leipzig 1808. S. 80, 81, 93—95, 103, 104, 115, 116, 135, 136, 141, 142, 144, 145, 162, 163, 191, 196, 198, 213, 221, 222, 244, 245, 247, 248. — E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. Bd. II (Register). — J. V. Teichmann's Litterarischer Nachlaß. Stuttgart 1863. S. 334—346 u. a. St. — F. Gleich, Aus der Bühnenwelt. Leipzig 1866. II, 9—20. — W. G. Gotthardi, Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Jena und Leipzig 1865. II, 38—51. — E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. Weimar 1865. S. 212, 214, 217—219. — F. W. Gubitz, Erlebnisse. Berlin 1869. III, 297—302. — Karoline Bauer, Aus meinem Bühnenleben. Herausgegeben von A. Wellmer. Berlin 1871. S. 108—111, 121—124. — Dieselbe, Komödianten-Fahrten. Berlin 1875. S. 57—60. — Nach Martersteig haben sich eingehender mit W. beschäftigt: K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Dresden 1881. III, S. 946, 947, 1184. — Leonhard Lier im „Bär“. Berlin 1889. XV, 278, wo einer der handschriftlich erhaltenen Briefe Wolff's an Böttiger im Besitz der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden abgedruckt ist, in dem von der von Martersteig übersehenen Mitwirkung Wolff's an der Aufführung von Scenen bes Faustes im Hause des Fürsten Radziwill im Mai 1819 die Rede ist. — J. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethe's Leitung. Weimar 1892 = Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 6 (mit Martersteig unbekannt gebliebenen Briefen Wolff's an Blümner. Vgl. das Register). — Max Koch, Ein Brief Goethe's nebst Auszügen aus Briefen Pius Alexander Wolff's in den Studien zur Litteraturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg und Leipzig 1893. S. 19 bis 39. — L. Geiger, Berlin 1688—1840. Berlin 1895. II (Register).

H. A. Lier.

Wolff: Thomas W. d. Aeltere, hervorragender Jurist von humanistischer Bildung, Sohn des Andreas W. zu Eckbolsheim bei Straßburg i. E. und der Enneline Hell, geboren zu Eckbolsheim ca. 1450, † als Propst zu Alt St. Peter in Straßburg am 16. August 1511. Er besuchte die Universitäten zu Basel (1466) und Bologna (1470) und wurde an letztgenannter Hochschule am 6. Mai 1475 zum Decr. Doctor promovirt. Schon 1465 erscheint er als Chorherr zu St. Thomas (später Scholasticus, dann Cellerarius) und zu Jung St. Peter in Straßburg (später Cellerarius), seit 1482 auch als Chorherr (1484 Propst) zu Alt St. Peter daselbst. Außerdem besaß er Kanonikatspfründen an den Hauptkirchen zu Basel und zu Worms und an dem Collegiatstift zu Neuweiler im U. Elsaß und war gleichzeitig Inhaber der Pfarrkirchen zu Rheinbischoffsheim und Eschau, Straßb. Diöc., und mehrerer Altarpfründen zu Straßburg. Den

größten Theil seiner Pfründeneinkünfte hat W. nach seiner eigenen Aussage für die Erziehung seiner Neffen, des jüngern Thomas W. (s. u.) und dessen Bruders Amandus, aufgewandt; dennoch war er in der Lage, sich sein Dasein behaglich auszugestalten, da er seine nicht gewöhnlichen juristischen Kenntnisse als gelehrter Sachwalter im städtischen Dienst, wie als Vertreter geistlicher Anstalten und Privatpersonen in lucrativer Weise zu verwerthen wußte. Schon am 7. Januar 1486 wurde er von der Stadt als Bürger und Berather angenommen, indem er gelobte, der Stadt ‚in iren sachen getruwelich zu roten, ussgenomen wider geistlich statuta und die den er verbunden ist‘. Als conservator privilegiorum eccl. Argentin. und curator ecclesiarum secularium Argentinensium erscheint W. 1493 bei dem Vertrag der Weltgeistlichkeit mit den Bettelorden der Diöcese Straßburg, im J. 1501 als geistlicher Untersuchungsrichter in dem neuentbrannten Kampfe über die unbefleckte Empfängniß zwischen Dominicanern und Franciscanern. 1506 unter den Wahlscrutatoren bei der Straßburger Bischofswahl. — Obgleich nicht zu den eigentlichen Humanisten zu rechnen, stand er doch den humanistischen Bestrebungen der Zeit sympathisch gegenüber. Er liebte Kunst und Wissenschaft, hatte aber als Mann der Praxis wenig Neigung, sich persönlich näher mit den eigentlich wissenschaftlichen Studien zu befassen. Zu Rudolf Agricola war W. während seines Aufenthaltes in Worms (1484—1485), wo er seines Kanonikates wegen zeitweilig Residenz nehmen mußte, in persönliche Beziehungen getreten; der Straßburger Humanist Peter Schott (s. A. D. B. XXXII, 406) spricht von ihm mit Worten höchster Verehrung Seine erfolgreiche juristische Praxis gab ihm die Mittel, sein Kanonikatshaus in Straßburg mit Gemälden und Sinnsprüchen zu verzieren; seiner Initiative und seinem kunstbegeisterten Sinn, wol auch seiner Freigebigkeit, war auch die künstlerische Ausschmückung des Kreuzganges der Kirche Jung St. Peter und des Chors von Alt St. Peter zu verdanken. Seine beiden Häuser in Straßburg nebst seiner Bibliothek hinterließ er seinem natürlichen Sohne Johannes, damals Vicar an Allerheiligen zu Straßburg, zu lebenslänglicher Nutznießung mit der Bestimmung, daß dieselben später an Jung St. Peter fallen sollten; doch kam es, da Wolff's Stiefbruder Caspar den Schutz der Stadt anrief, zu einem Streite über den Nachlaß, der noch 1514 am Reichskammergericht anhängig war.

Schmidt, Hist. littér. de l'Alsace II, 59 ff., 86. — Vgl. meinen Index biogr. z. d. Acta nation. Germ. univers. Bonon., woselbst die Nachweise.

G. Knod.

Wolff: Thomas W. d. Jüngere, Jurist, Theologe und Archäologe, eifriger Förderer des Humanismus im Elsaß, Sohn des Schultheißen Johannes W. zu Eckbolsheim b. Straßburg i. E., Neffe des vorigen, geboren zu Eckbolsheim im J. 1475, † bei einer zufälligen Anwesenheit in Rom im Jahre 1509. Seine gelehrte Bildung hat W. auf der Universität Erfurt, wo wir ihn seit 1488 finden, und auf italienischen Hochschulen, vornehmlich in Bologna (seit 1492), erworben. Wie er in Bologna sein juristisches Fachstudium durch die Promotion zum Decr. Doctor (6. März 1501) zum Abschluß brachte, so hat ihm im wesentlichen Bologna auch seine humanistische Durchbildung gegeben. Mag man auch schon in der Erziehung seiner Knabenjahre, die unter dem bestimmenden Einfluß seines freisinnigen Oheims Thomas W. d. ä. (s. o.) und seines Pathen, des humanistisch durchgebildeten Peter Schott (s. A. D. B. XXXII, 406), stand, den freien Geist der Schlettstadter Schule verspüren und mit Recht vermuthen, daß ihm in Erfurt weitere humanistische Anregung geworden, so hat er es doch selbst ausgesprochen, daß er Italien den besten Theil seiner Bildung verdanke. Wie so mancher der deutschen Scholaren in Bologna verehrte auch W. in Philippus Beroaldus d. ä. seinen eigentlichen humanistischen Lehrer; auch dem humanistischen Theologen

Matthaeus Bossus, den er vorübergehend in Padua gehört hatte, hat er zeitlebens ein treues Andenken bewahrt. Was ihm aber Bologna und Padua nicht bieten konnten, die Befriedigung seines archäologischen Wissensdranges, suchte er auf eigne Faust in Rom zu erreichen. Unter Lebensgefahr hat er die Ruinen durchwandert, um das ‚alte‘ Rom zu studiren und Inschriften, ‚die Zeugen der Vergangenheit‘, zu sammeln (‚tu cum iuuenis studii causa Romae ageres, periculo vitae te subiecisti, ut abstrusa ignotaque Romanae vetustatis monumenta eruens posteritati consuleres‘, Zasii epp. p. 390). Ist W. auch nicht der erste gewesen, der eine römische Inschriftensammlung heimbrachte, so ist die bei dem jungen Juristen hervortretende (vielleicht durch seinen Lehrer Gammarus in Bologna angeregte) archäologische Richtung seines Humanismus doch von besonderem Interesse, umsomehr, als dieselbe nachweislich dem oberrheinischen Humanistenkreis mancherlei Anregung in dieser Hinsicht gegeben hat. W. ist in der Folge nicht dazu gekommen, seine reichhaltige Inschriftensammlung, die er durch Excerpte aus andern Sammlungen und Beiträge der Freunde vermehrte, herauszugeben. Sie ist uns nur in einer von Bonif. Amerbach i. d. Jahren 1513—1515 zu Freiburg im Hause des Zasius angefertigten Abschrift (z. Z. auf der öffentlichen Bibliothek zu Basel) erhalten (Schmidt im Bulletin de la Société pour la conservation des monum. histor. d'Alsace 1876, p. 156 f.). In die Heimath zurückgekehrt, nahm W. seinen Aufenthalt in Straßburg, wo er mehrere geistliche Pfründen besaß. Schon als Knabe war er (25. Mai 1482) zu einer Kanonikatspfründe an St. Thomas in Straßburg gelangt; später hatte er noch ein Kanonikat an Jung St. Peter und Alt St. Peter erworben. Vorübergehend hatte er auch das Decanat von St. Thomas (verzichtete 1484) und von Alt St. Peter (verzichtete 29. Decbr. 1502) inne. Im Besitze der Propstei St. Martin in Colmar wurde er am 26. September 1502 vom Papste bestätigt. Die Einkünfte seiner Pfründen reichten hin, ihm ein reichliches Auskommen zu gewähren, doch gerieth er wol, da er einen kostbaren Haushalt führte und wissenschaftliche Unternehmungen in liberalster Weise unterstützte, vorübergehend in Geldnoth (Knod in Geiger's Vierteljahrsschrift I, 242). Mit Geiler und Brant verband ihn eine herzliche Freundschaft. Vor allem schloß er sich an Wimpfeling an, dessen humanistische Bestrebungen er mit Feuereifer aufnahm und nach Kräften förderte. Im Zorn wie in der Liebe ist Wimpfeling sein Meister und Vorbild; nicht mit Unrecht hat man ihn das „Echo“ Wimpfeling's genannt. Mit Wimpfeling theilt er die Begeisterung für wahre Geistes- und Herzensbildung, den pädagogischen Eifer, den glühenden Patriotismus, den Abscheu gegen mönchische Unbildung und Unfläterei, wie gegen klerikale Eigensucht und Anmaßung, aber auch die Beschränktheit der Auffassung bei der vergleichenden Beurtheilung und Werthschätzung der sog. christlichen Dichter und der heidnischen Poeten und die ängstliche Scheu, die letzteren in den Jugendunterricht einzuführen. Auch als Schriftsteller steht W. ganz und gar unter Wimpfeling's Einfluß. Im Kampfe mit Murner, mit den Augustinern, mit Locher — überall finden wir W. an seines Meisters Seite. Wimpfeling's ‚Epitome rer. German.‘, seine Schrift, ‚de integritate‘, seine ‚apologia pro re publ. christiana‘ sind durch W. zum Druck befördert worden, und noch manche andere Wimpfeling'sche Schrift ist auf Wolff's Veranlassung erschienen. Andrerseits ist Wimpfeling wieder an der Mehrzahl der Wolff'schen Publicationen — meist Abdrücken christlicher und classischer Kleinigkeiten — direct oder indirect betheiligt, und auch Wolff's Commentare zu einzelnen Psalmen sind auf Wimpfeling's Veranlassung abgefaßt und in Wimpfeling'schem Geiste gehalten. Unabhängig von Wimpfeling erscheint W. nur in seinen Jugendarbeiten, in den noch in Italien verfaßten (heute verlorenen) Dialogen, die in bekannter Manier das Lob der humanistischen Wissenschaften predigten und in

den bereits erwähnten archäologischen Bestrebungen. Selbst Wolff's nicht zur Ausführung gelangte Absicht, eine Straßburgische Chronik zusammenzustellen, steht mit den bekannten ähnlichen Arbeiten Wimpfeling's in augenscheinlichem Zusammenhang. Wenn W. so unverkennbar die Merkmale des Wimpfeling'schen Humanismus an sich trägt, so zeigt er doch andrerseits in seiner persönlichen Lebensführung eine freiere Auffassung, die, vielleicht ein italienisches Erbtheil, ihn gelegentlich mit seinem Meister in einen vorübergehenden heftigen Conflict brachte. Eine vielbekannte, allgemein verehrte Persönlichkeit unterhielt W. einen umfangreichen gelehrten Briefwechsel mit den gleichstrebenden Freunden in Deutschland wie in Italien. Sein gastfreies Haus stand den humanistischen Gästen allzeit offen. Von besonderem Interesse ist jenes symposion sapientum, das er im J. 1505 mit den Straßburger Genossen zu Ehren des bei ihm weilenden ehemaligen Bologneser Studiengefährten Johannes Collaurius und einiger zufällig in Straßburg anwesenden humanistischen Celebritäten, des italienischen christlichen Philosophen Joh. Franc. Picus Grafen von Mirandula und des Konrad Peutinger, in seinem Hause veranstaltete, da es nicht ohne litterarische Nachwirkung blieb: die von W. besorgte Herausgabe der sermones convivales Peutinger's (1506) und die Herausgabe der opp. Joh. Franc. Pici (1507), welche auf Wolff's Veranlassung und auf seine Kosten erfolgte. — Aus unbekannter Veranlassung ging W. im J. 1509 abermals nach Rom; hier wurde er, noch nicht 34 Jahre alt, am 9. October 1509 vom Tode überrascht. Die Nachricht von seinem unerwarteten Tode rief unter den humanistischen Freunden große Bewegung hervor; Wimpfeling und Spiegel, Mutian und Ringmann haben ihm Trauerverse gewidmet, Beatus Rhenanus hat ihm sein Epitaph geschrieben: ‚D. O. M. Thomae Wolfio juniori pontificii iuris perito, priscae eloquentiae facundiaeque studiosissimo, quem tam immatura quam subitaria morte Romae sublatum et Quirites et Germani flevere, amici bene merito posuerunt. Vivit annos XXXIII mens. IX obiit an. salutis MDIX.

Vgl. die fleißige Studie von C. Schmidt, Hist. littér. de l'Alsace II, 58 bis 86, die indessen hinsichtlich der Familie Wolff's und seiner Herkunft durchaus unrichtige Angaben enthält; auch die Charakterschilderung, welche Schmidt von dem Straßburger Kanonikus entwirft, wird durch vorstehende Darstellung wesentlich modificirt; vgl. auch den betreff. Artikel in meinem Ind. biogr. zu den Acta nation. Germ. univ. Bonon. G. Knod.

Wolff: Thomas W., ein Basler Buchdrucker, dessen Name uns auf zahlreichen Drucken der Reformationszeit begegnet. Er war der Sohn des gleichfalls in Basel thätig gewesenen Buchdruckers Jacob W. von Pforzheim, der in der Geschichte als Jacob von Pfortzheim (Pfortzen) bekannt ist und unter diesem Namen auch in der A. D. B. XIII, 555 eine Stelle gefunden hat. Erst durch Stehlin's Regesten (s. u.) ist der eigentliche Familienname des eben genannten Meisters zu Tage gekommen und auch sein Todesjahr läßt sich erst jetzt auf Grund derselben Veröffentlichung feststellen; er starb im J. 1519, zwischen dem 10. Februar und dem 2. April; genauer ist sein Tod noch vor dem 22. März anzusetzen, da an diesem Tage ein Buch bereits mit des Sohnes Namen die Presse verließ. (Berichtigend mag zu dem Artikel Jacob v. Pf. noch bemerkt werden, daß die erste Erwähnung des Mannes im Rathsprotokoll von 1482 nicht lautet, wie allerdings bei Stockmayer und Reber zu lesen ist: „Jakob von Pfortzen, der Buchdrucker von Kempten, kauft das Bürgerrecht", sondern: „J. v. Pf. und Hans Wurster von Kempten emerunt civilegium", s. Heitz-Bernoulli a. u. a. O. S. XVII. Hiemit fallen alle Schlußfolgerungen auf einen Aufenthalt desselben in Kempten dahin.) Was nun aber den Sohn Th. W. betrifft, so ist sein Geburtsjahr nicht bekannt; als Ort seiner Geburt

dagegen ist sicher Basel zu betrachten, trotzdem daß auch er manchmal noch Thomas von Pforzheim genannt wird. 1503 wird er in die Universitätsmatrikel, 1516 in die Aufnahmerodel der Safranzunft eingetragen, dort sicher als Student, hier als Buchdrucker. Nach seines Vaters Tod (s. o.) übernahm er sofort die Leitung der Druckerei, die er mit Thatkraft und Geschick weiterführte. Bis zum Jahr 1535 haben wir ohne weitergehende Nachforschungen 70 Drucke gezählt, die seinen Namen oder wenigstens seine Marke tragen und zu den von ihm gezeichneten kommt jedenfalls noch eine ganze Anzahl nicht gezeichneter hinzu. Nachdem W. anfangs noch die lateinische Bibel, verschiedene Missale, Predigt- und Erbauungsbücher der alten Kirche gedruckt hatte, warf er sich bald wie die andern Basler Meister auf den Wiederdruck der Schriften Luther's und seiner Anhänger; insbesondere druckte er 1523 Luther's Uebersetzung der Bücher Mosis, seine Uebersetzung des Neuen Testaments aber legte er 1523 und 1524 nicht weniger als fünf, nach Andern gar sechs Mal auf. Doch auch Originaldrucke reformatorischer Schriften sind bei ihm erschienen, namentlich mehreres von Oecolampad. Wegen einer Schrift, die er mit Joh. Bebel für Andr. Carlstadt druckte, wurde er 1524 mit ersterem vom Rath eingethürmt; später kam er wegen dieser ganzen Thätigkeit, wie so mancher Drucker des 16. Jahrhunderts, auf den Index. Neben der Reformation war es insbesondere der Humanismus, den er förderte, indem er allerlei philologische Werke, insbesondere aber auch alte Dichter und Schriftsteller, z. B. einzelnes von Euripides, dann Cäsar, Juvenal und Persius, Silius Italicus u. s. f. herausgab. Außerdem hat er mehreres Medicinische und endlich, im Auftrag des Rathes, amtliche Veröffentlichungen gedruckt. Manche Erzeugnisse seiner Presse zeigen künstlerischen Schmuck, für den er sich der Beihülfe eines Urs Graf, Hans Holbein d. J., Hans Lützelburger erfreuen durfte. Hervorzuheben sind in dieser Richtung neben den Ausgaben des Hortulus animae von 1520 und 1522 diejenigen des deutschen Neuen Testaments, an denen Holbein und z. Th. auch Lützelburger mitwirkte. Auch Wolff's Büchermarken gehören hierher, von denen er zweierlei Arten führte. Die eine schließt sich an diejenige seines Vaters an und zeigt auf einem Schild zwei V, von denen das eine nach abwärts gekehrt, in das andere geschoben ist; es kommt in verschiedener Verbindung und Umgebung vor. Die andere Druckermarke zeigt einen Mann im Gelehrtengewand, der aus einer Thüre schreitet (oder auch in einer Nische steht) und indem er die linke Hand auf die Lippen legt, zur Schweigsamkeit mahnt. Es ist von Holbein gezeichnet. Wir verweisen inbetreff des Näheren auf die Wiedergabe dieser Marken und der Umschriften bei Heitz-Bernoulli (s. u.) und bemerken nur, daß es sicher falsch ist, wenn Passavant und Andere, durch die Unterschrift Thomas Wolff verführt, in dem Manne mit der Hand auf der Lippe ein Bildniß von W. sehen wollen. Wann der Meister gestorben ist, darüber haben wir die mannichfachsten zeitgenössischen Quellen vergebens befragt. Seine letzten Drucke stammen aus dem Jahre 1535, dann verschwindet sein Name und auch sein Sohn, Augustin, scheint das Geschäft nicht fortgeführt zu haben.

Vgl. außer den Bibliographien, von denen neben Panzer und Weller auch Weigel-Kuczynski und Weale (Bibliographia liturgica) in Betracht kommen, Stehlin's Regesten z. Gesch. d. Buchdrucks im Archiv für Gesch. d. Buchhandels XIV, 1891, betr. Jacobs von Pforzheim auch XI, 1888 und XII, 1889 (je im Register) und Heitz-Bernoulli, Basler Büchermarken, 1895 (Reg.). Inbetreff des künstlerischen Schmuckes insbesondere vgl. Woltmann, Holbein u. s. Zeit, Th. 2, 1868 (Reg.); Muther, Bücherillustration d. Gothik u. s. w., 1884, Bd. 1, 1303, 1335 ff.; Bd. 2, Taf. 225 ff.

K. Steiff.

Wolff: Tobias W., Medailleur, früher fälschlich Woſt genannt, gehörte zu den ausgezeichnetſten Vertretern ſeines Faches im 16. Jahrhundert. Er ſtammte aus Schleſien und wird im J. 1561 als Meiſter in Breslau genannt. Im J. 1574 wurde er an den kurſächſiſchen Hof berufen, für den er, nach ſeinen Medaillen zu ſchließen, ſchon früher thätig geweſen ſein muß. Später finden wir ihn wieder in Schleſien. Er dürfte bald nach dem Jahre 1600 geſtorben ſein. Von ſeinen Medaillen, die ſich in großer Anzahl erhalten haben, aber noch nicht vollſtändig in der Litteratur verzeichnet ſind, ſind diejenigen mit den Bildniſſen der ſächſiſchen Fürſten wegen ihrer künſtleriſchen Vollendung beſonders hervorzuheben. Eine Monographie, die alle zu erlangenden Arbeiten Wolff's in Abbildungen bringen ſoll, iſt von den Gebrüdern Erbſtein vorbereitet, aber noch nicht im Druck erſchienen.

Vgl. H. Bolzenthal, Skizzen z. Kunſtgeſchichte d. modernen Medaillen-Arbeit (1420—1840). Berlin 1840. S. 171—173. — G. K. Nagler, Neues allgemeines Künſtler-Lexikon. München 1852. S. 98. — A. Erman, Deutſche Medailleure des 16. und 17. Jahrh. Berlin 1884. S. 68—72.
H. A. Lier.

Wolff: Wilhelm W., geboren am 6. April 1816 in Fehrbellin, hat ſeine Laufbahn mit vierzehn Jahren als Lehrling in der königlichen Eiſengießerei in Berlin begonnen und iſt am 30. Mai 1887 als einer der bekannteſten deutſchen Thierbildner geſtorben. Von ſeiner Lebensthätigkeit gehörte das erſte Drittel der Technik an, dann erſt wandte er ſich ganz der Kunſt zu. Seine bildneriſche Begabung hatte ſich freilich ſchon in früher Jugend gezeigt, aber er war auf einen ſichern Erwerb angewieſen. Der Kunſtguß nahm damals, dank der Monumentalplaſtik Rauch's, in Berlin einen Aufſchwung. W. durfte daher dort eine erſprießliche Schulung erwarten. Er fand dieſelbe vor allem auf dem von Beuth geleiteten Gewerbeinſtitut. Dort trat er zugleich bereits auch künſtleriſchen Aufgaben nahe und empfing in der Modellirclaſſe Ludwig Wichmann's den erſten Kunſtunterricht. Hiervon abgeſehen iſt er als Künſtler Autodidact, und hat ſich auch ſpäter keinem einzelnen Meiſter unmittelbar angeſchloſſen. In dem nächſten Jahrzehnt trieb er das Modelliren überhaupt nur als Nebenbeſchäftigung, in den Mußeſtunden, die ihm ſein techniſcher Beruf ließ. Als Beuth den Eleven nach dreijähriger Thätigkeit am Gewerbeinſtitut ein Staatsſtipendium zu einem Pariſer Aufenthalte erwirkte, dachte er an den Gießer, nicht an den Künſtler. Auch W. ſelbſt ſuchte und fand in Paris, bei Soyer, vor allem die Vervollkommnung im Metallguß, in welchem damals Frankreich Deutſchland noch weſentlich überlegen war, ebenſo, als er dann von Paris nach München zog. In der Stiglmayr'ſchen Anſtalt vollendete er ſeine Ausbildung und eröffnete nach ſeiner Rückkehr in Berlin bei der „Alten Münze“ eine Metallgießerei vorwiegend für Kunſt und Kunſtgewerbe, die bald in Blüthe kam. Eine ganze Reihe von Berliner Kunſtwerken ſind aus ihr hervorgegangen, unter anderen die Broncethüren des Alten Muſeums, und der nach Cornelius' Entwurf ausgeführte ſilberne Glaubensſchild von A. F. Fiſcher für den Prinzen von Wales in der Nationalgalerie. — Auch auf den Berliner akademiſchen Kunſtausſtellungen erſchien Wolff's Name im Beginne der vierziger Jahre zunächſt vorwiegend als der eines Kunſtgießers, der die Entwürfe Anderer — ſo beſonders Friedrich Drake's — ausführte. Als ſelbſtändiger Künſtler wurde der ſchon geſchätzte Bildgießer weiteren Kreiſen erſt 1846 bekannt, und zwar durch ein Werk, das bereits dem Specialgebiet ſeiner ganzen folgenden Kunſtthätigkeit angehört, durch eine Thiergruppe: „Gelagerte Bulldoghündin mit zwei Jungen“. Die ſchlichte Naturwahrheit erinnert hier an einen Naturabguß, die ganze Auffaſſung, und beſonders die wohlerwogene Compoſition jedoch bezeugen zugleich einen ungewöhnlich feinen Künſtlerblick. Mit glücklichem Griff ſtellte W. bald

darauf auch den Humor in den Dienst seiner Kunst, indem er den tödtlichen Ausgang einer Staaroperation, die man an einem Bären des zoologischen Gartens versucht hatte, nach Art der Fabel von Reineke Fuchs dadurch persiflirte, daß er auch das den Bären umgebende Aerztecollegium in das Thierreich übertrug. — Die Hündin und diese parodistische Scene machten ihn schnell bekannt und lenkten auch die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf ihn. So war auch für den Künstler endlich die Zeit gekommen. Er übergab die technische Leitung der Gießerei bald seinem Bruder Albert und wandte sich ganz der Sculptur zu. Von nun an gingen aus seinen fleißigen Händen Jahr für Jahr neue Thierstücke hervor, Einzelgestalten und Gruppen, Freifiguren und Reliefs in allen Maßstäben von der Lebensgröße bis herab zur Miniaturplastik, sehr zahlreiche Arbeiten, die in Zink-, Bronce- und Silberguß und in Hausteinnachbildung eine weite Verbreitung fanden und den „Thier-Wolff" populär machten. Von diesen Werken seien mit Angabe des Ausstellungsjahres folgende genannt: „Büffel im Kampf mit Wolfshund und Dogge", „Panther mit Beute" (1846); „Eber mit Hunden", „Löwe durch Schlange erschreckt" (1848); „Lebensgroßer Courshund", „Löwe einen Hirsch erlegend" (1850); „Zebu im Kampf mit Tiger", „Erlegter Eber mit Hunden" (im Jagdschloß Grunewald b. Berlin), „Gestürzter Hirsch" (1854); „Lebensgroßer Reiher" (als Brunnenaufsatz), „Wildeber" (1856); „Stürzender Edelhirsch" (1860); „Sauhatz", „Fuchs im Eisen" (1862); zwei als Pendants ungemein fein wiedergegebene Gazellen (1866) in Sanssouci. Wolff's bekannteste Arbeit an öffentlicher Stätte in Berlin ist die im Modell 1870 vollendete lebensgroße „Löwengruppe", welche später in Bronceausführung im Mittelweg des südöstlichen Thiergartentheiles aufgestellt wurde: neben dem vom tödtlichen Speer verwundeten Weibchen, steht hochaufgerichtet der zornbrüllende Löwe, während zwei Junge den Leib der Mutter umkriechen. 1876 folgten die kleineren Figuren eines ruhenden Löwen und eines Tigers. Auch die Modelle zu den vortrefflichen geschnitzten Turnierrossen in der Waffensammlung des Berliner Zeughauses stammen von W. Auf das Studium des Hundes hatte W. von jeher besondere Sorgfalt verwandt, und seit jener Bulldoghündin die mannichfachsten Typen dargestellt. Seine letzte größere, selbständige Gruppe (1878/79) zeigt zwei Bernhardiner Hunde bei der Rettung eines Verschütteten. Seine Exactheit in der Wiedergabe des Thierkörpers veranlaßte das landwirthschaftliche Ministerium in Berlin, ihm die Ausführung von Mustermodellen nach deutschen Zuchtthier-Racen zu übertragen, und diese Nachbildungen von Rindern, Pferden, Schafen u. s. w. sind in der That von unübertrefflicher Treue. Mit der Vervollständigung dieser Reihe war er bis zu seinem Tode beschäftigt. —

Selbstverständlich beschränkte sich die schöpferische Thätigkeit des Meisters keineswegs nur auf die Thierbildnerei. Neben mannichfachen Jagdscenen, wie sie seinem Lieblingsstoff entsprachen, und einer Reiterstatue des St. Hubertus hat er eine ganze Reihe tüchtiger Arbeiten der Porträt- und der Idealplastik hinterlassen, so eine gute Broncebüste Herder's für dessen Heimathstadt Mohrungen, die nach einem Gemälde ausgeführte Marmorbüste Sebastian Bach's in der Singakademie in Berlin, die Reliefbildnisse bedeutender Chemiker im Berliner Laboratorium in der Georgenstraße, sowie die Porträts Paul Heyse's, v. Lepel's, Wilhelm v. Merckel's, des Capellmeisters Taubert, die Porträtstatuette des Romandichters Heinrich Smidt; und für den Schloßpark in Oranienburg schuf er eine vortreffliche Statue der Kurfürstin Luise Henriette. Als Idealbildner steht er innerhalb des Rauch'schen Kreises, im Zeichen des Neuclassicismus. Das bezeugen seine „Bacchantin auf dem Panther" (1860), die Springbrunnengruppe „Nymphe mit Schwan" (1864), und besonders die formenschöne Marmorstatue einer in graziöser Haltung rastenden Krugträgerin. In dem Modell zu einem

silbernen Tafelaufsatz für den Vicekönig von Aegypten (1852), welches olympische Gottheiten mit ihren Lieblingsthieren darstellte, war ihm schon früh Gelegenheit geworden, an demselben Werk seine künstlerische Herrschaft über die Menschen- und die Thiergestalt zu bewähren. Seine kunstgeschichtliche Bedeutung aber deckte sich mit seinem populären Ruhm als Thierbildner.

W. hat die Thierwelt realistisch dargestellt. Das war in der deutschen Plastik des Classicismus ein Neues. Rauch und seine Schule unterwarfen die Thierfigur den Gesetzen ihrer Monumentalplastik. Darauf deutete schon die Bevorzugung einzelner Gattungen hin, welche den Künstlerblick zu allen Zeiten besonders angezogen haben, der Löwen und der Panther, des Rosses und des Hirsches und, unter den Vögeln, des Adlers. Idealisirt und stilisirt geben sie dieselben wieder. Obgleich Rauch für sein Reiterstandbild Friedrich's d. Großen ein bestimmtes Pferd aus dem königlichen Marstall zum Vorbild nahm, hat er kein individuelles Pferdeporträt geschaffen. Aehnlich verhielt man sich bei selbständigen Thierstücken. Auch dort eine sichtliche Bevorzugung der Linien- und Formenschönheit, nicht aber die Wiedergabe des thierischen Lebens als Selbstzweck. Dieses Thema hatte sich dagegen die französische Plastik schon früh gestellt, und es zugleich auch auf alle Thiergattungen ausgedehnt. Ihre früheste allbekannte Schöpfung dieser Art ist François Giraud's „chien braque“. Wolff's „Bulldog-Hündin“ darf sich damit wohl messen, und der hier angeschlagene Grundton hallt in allen seinen Thierbildern fort. Schlichte Natürlichkeit ist ihr Grundzug, mögen sie compositionell einen mehr dramatischen, oder einen mehr genrehaften Charakter tragen, oder lediglich ein ruhiges Porträt des Thieres als solchen geben. Mit diesem Realismus steht W. Gottfried Schadow näher, als Rauch. In der That sind die einzigen Thierdarstellungen in der gleichzeitigen Berliner Plastik, die neben denen Wolff's in diesem Sinne zu nennen wären, die Windspiele, welche Schadow für seine bekannte Statue Friedrich's des Großen in Potsdam modellirte. — Aber mit diesem Realismus verband W. auch ein feines Gefühl für Linienschönheit und plastische Geschlossenheit der Composition. Das darf den Mangel an drastischer Kraft in seinen Werken ersetzen. Die animalische Wildheit des Thieres und den heroischen Zug in demselben hat W. nur selten dargestellt. Dies zum Ausgangspunkte einer neuen Thierplastik zu machen, blieb dem französischen Großmeister Barrye vorbehalten.

Vgl. Ludwig Pietsch, Nekrolog. Vossische Zeitung vom 5. Juni 1887, erste Beilage. Der „Thierwolff“, und: „Wie ich Schriftsteller geworden bin“. Berlin 1893. I, 156. — Adolf Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. Leipzig 1889. III, 432 f.

Alfred Gotthold Meyer.

Wolff: Johann Jacob W. von Todtenwart, Staatsmann, geboren zu Speyer am 28. August 1585, † zu Regensburg am 25. März 1657. Sein Vater Leonhard war Reichskammergerichtsbeisitzer, seine Mutter hieß Anna Bien. Zur Todtenwart, später von Todtenwart nannte sich die Familie Wolff von einer diesen Namen tragenden Warte, die bei Schmalkalden, gegen Meiningen zu gelegen war. W. studirte die Rechte in Gießen, Jena und Altorf und vermählte sich 1607 mit der Nürnberger Patricierstochter Ursula Ayrer, wodurch er sich gute Verbindungen sicherte. 1612 ernannte ihn die Stadt Regensburg zu ihrem Syndikus, zunächst auf zwei Jahre. In dem Decret wird er als Johann Jacob Wolff von Nürnberg bezeichnet. 1614 von der Stadt Regensburg in wichtigen Geschäften an den kaiserlichen Hof gesandt, entledigte er sich seiner Aufgabe mit so viel Gewandtheit und Erfolg, daß bald weitere ähnliche Aufträge folgten, die ihm den Ruf eines vortrefflichen politischen Agenten verschafften. Neben der Stadt Regensburg, wo er 1616 auch das Amt

eines Stadtschreibers erhielt, bedienten sich seiner namentlich die Landgrafen Ludwig V. und Georg II. von Hessen-Darmstadt, in deren Diensten zwei seiner Brüder standen, der eine, Anton, in hohen Aemtern, als Kanzler und Statthalter. Für die weitausschauenden Pläne Landgraf Ludwig's und zur Pflege der Beziehungen zum Kaiser war W. der rechte Mann. 1623 ernannte ihn der Landgraf zu seinem Rath, und 1628 erhielt er den Titel eines kaiserlichen Rathes. Daß ein solcher Mann auch starken Anfeindungen ausgesetzt war, ist natürlich. Ende August 1633 wurde er auf einer Reise von Nürnberg nach Regensburg von den Schweden aufgehoben und in Mainz gefangen gesetzt. Man beschuldigte ihn, unter dem Vorwand harmloser Geschäfte heimlich im Auftrag des Kaisers gegen die verbündeten evangelischen Städte und die Krone Schweden zu arbeiten. Erst Anfangs Januar 1634 wurde er der Haft entlassen. Er hat diese Vorgänge mit vielen Einzelheiten in einem ausführlichen Promemoria dargestellt. Vom Kaiser erhielt er 20 000 Thaler angewiesen zur Entschädigung für die ausgestandenen Leiden. Bei den Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück vertrat er Hessen-Darmstadt und Regensburg. Im J. 1655 unternahm er seine letzte Reise nach Wien. Im ganzen ist er 51 Mal am kaiserlichen Hoflager gewesen. Von seiner Frau Ursula, die bereits 1614 starb, hatte er sechs Kinder, von denen ihn nur eine Tochter überlebte. Zwei weitere Ehen, die er einging, blieben kinderlos.

Albr. Chr. Kayser, Leben des Herrn Johann Jacob Wolff von und zu Todtenwart ... Mit 35 Beilagen. Regensburg 1789. — Acten im Darmstädter Staatsarchiv. Arthur Wyß.

Wolfferam: Dr. Johannes W., Superintendent in Gotha, geboren daselbst um 1530, † ebenda 1598. Nach Absolvirung des dortigen Gymnasiums und Vollendung seiner akademischen Studien fand er zunächst eine Anstellung als Diakonus in Hardessen im Lüneburgischen, später wurde er zum Domprediger in Eimbeck ernannt. Im J. 1562 als Diakonus in seine Vaterstadt zurückberufen, gehörte er während der Grumbach'schen Händel 1566—67 der Partei an, welche das Verhalten Herzog Johann Friedrich's des Mittleren nicht billigte. W. sprach sich sogar in seinen Predigten offen gegen die Inschutznahme der Geächteten aus und suchte die Gothaische Bürgerschaft darüber zu belehren, daß der Kampf nicht des Glaubens halber geführt werde. Auf Grumbach's Betreiben wurde deshalb eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, die man jedoch wieder einstellte, als die Herzogin Elisabeth sich seiner annahm und bei ihrem Gatten für ihn bat. — An den theologischen Streitigkeiten des Flacius und Strigel nahm W. keinen hervorragenden Antheil, wol aber suchte er die lutherische Kirche gegen die Angriffe eines katholischen Pater Naß zu vertheidigen. Er schrieb gegen ihn ein Buch: „Centuriae quinque testimoniorum de sola fide, das ist: Fünffhundert Gezeugnis, darinne das Wort und Rede: Allein der Glaube: gefunden wird", welches mit einer Vorrede des weimarischen Superintendenten Tim. Kirchner 1587 in Erfurt erschien. Im J. 1588 erfolgte die Ernennung Wolfferam's zum Superintendenten in Gotha, welche Stellung er bis an sein Lebensende bekleidete.

Der Sage nach erfand W. das gothaische Weizenbier und da er sich eines beträchtlichen Leibesumfanges zu erfreuen hatte, verfaßte einer seiner Feinde, Johann Fraxineus oder Eschner aus Trügleben, bei seinem Tode eine höchst gehässige Grabschrift auf ihn.

Vgl. Letzner, Dasselsche und Einbecksche Chronik, Theil I, Buch 6, S. 69. — Brückner, Kirchen- und Schulenstaat im Herzogthum Gotha, II, 71. — Tenzel, Supplement III zu Sagitarii historia Gothana, S. 859. — Wilkii Suada Gothana XXI, 541. — Schulze, Elisabeth, Herzogin von

Sachsen, S. 92. — Beck, Johann Friedrich der Mittlere, S. 534. — Gelbke, Kirchen- und Schulverfassung des Herzogthums Gotha I, Theil 47.

Berbig.

Wolffersdorff: Karl Friedrich von W., königlich preußischer Generallieutenant, am 6. Juli 1716 zu Zella im Kurfürstenthume Sachsen als der Sohn eines Officiers geboren, trat gleich diesem in den Kriegsdienst seines Heimathlandes, war, als am 14. October 1756 die Capitulation von Pirna dem Bestehen der sächsischen Armee ein vorläufiges Ende machte, zum Oberstlieutenant aufgestiegen und gehörte zu den 53 Officieren, welche bei diesem Anlasse preußische Kriegsdienste nahmen. Er wurde zunächst Oberst bei dem aus sächsischen Soldaten gebildeten Infanterieregimente Haugk, als dieses indessen nach kurzer Zeit sich aufgelöst hatte erhielt er Ende 1758 das Commando des Infanterieregiments Hessen-Kassel Nr. 48. Im nächstfolgenden Jahre hatte er Gelegenheit dem damals vom Könige ihm schriftlich ausgedrückten Vertrauen zu entsprechen. Schon am 9. Mai 1759 hatte er sich in einem bei Hof gelieferten Treffen vortheilhaft bemerklich gemacht, am 1. August rief ihn Generallieutenant v. Fink, als dieser sich gegen das bei Naumburg lagernde, durch österreichische Truppen verstärkte Reichsheer unter dem Prinzen Friedrich von Pfalz-Zweibrücken wenden mußte, mit 4 Bataillonen Infanterie und 50 Husaren zur Vertheidigung der Festung Torgau zurück, außer diesen hatte W. hier ein wenig zuverlässiges Garnisonbataillon zu seiner Verfügung. Schon am 10. erschien der Feind vor der Stadt, am 11. begann die Beschießung, am 12. und 13. folgten Sturmangriffe, welche die Besatzung abschlug, Mangel an Pulver und Kugeln nöthigten W. jedoch am 14. gegen freien Abzug mit allen Kriegsehren zu capituliren. Als darauf am 16. die Besatzung vertragsmäßig abmarschirte, versuchte der Reichsgeneral Prinz Stolberg diese, durch eine an die darunter befindlichen Reichskinder oder Kaiserlichen gerichtete Aufforderung zum Austreten aus den Reihen, zur Desertion zu verleiten. Wolffersdorff's entschlossenes Auftreten verhinderte, daß der Aufforderung Folge geleistet wurde. Er schoß sofort einen Ausreißer nieder, bedrohte den Prinzen, welchem er die Pistole auf die Brust setzte, mit gleichem Schicksale, ließ seine Truppen gegen die feindlichen Front machen und verlangte in die Festung zurückkehren zu dürfen, wenn ihm nicht die Bedingungen der Uebergabe ganz genau gehalten würden. Der österreichische General Luczinsky, welcher herbeikam, gab W. Recht und der Ausmarsch ging ohne weitere Störung von statten. Es muß hinzugefügt werden, daß W. ein herkulisch gebauter Mann war. In der nächsten Zeit zeichnete er sich noch in mehreren kleinen Gefechten aus, durch die Capitulation von Maxen aber gerieth er am 21. November 1759 ohne sein Verschulden in österreichische Gefangenschaft. Der Friedensschluß gab ihm die Freiheit wieder und am 30. Juli 1763 ernannte ihn der König zum Generalmajor. 1770 erfolgte die Beförderung zum Generallieutenant. Im nämlichen Jahre bewahrte ihn des Königs Erinnerung an seine vor dem Feinde geleisteten Dienste vor der Ahndung einer Ausschreitung, welche W. sich hatte zu Schulden kommen lassen als er mit Gewalt versucht hatte in der zur Stellung von Rekruten nicht verpflichteten Stadt Altena solche auszuheben, wobei seine mit Schießbedarf nicht versehenen Soldaten von den Bürgern mit siedendem Wasser und glühenden Eisenstangen empfangen und zum Abzuge in ihre Garnisonen Hamm und Soest genöthigt worden waren. Andere Zeichen von des Königs Erkenntlichkeit waren die Verleihung des Gutes Ostholz bei Hamm, eines Kanonikates, einer Amtshauptmannschaft und einer Drostei sowie das Geschenk einer goldenen Schnupftabaksdose. W. starb am 6. Mai 1781 und ward in der Kirche zu Mark, wohin Ostholz eingepfarrt war, bestattet. W. war ein Mann von Geist und Leben,

freundlich und freigebig, schlau und schalkhaft. Im J. 1759 erhielt die Lunette III der damaligen Festung Torgau seinen Namen.

Neue militärische Blätter, XXX. Bd., 1. Semester, S. 1 ff. Potsdam 1887 (Lebensbeschreibung von E. Graf Lippe). — Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. Juli bis September 1891, S. 959 ff. Rathenow. (Aus der militärischen Geschichte der früheren Elbfestung Torgau von E. Schild). — Bürger, Vorgänge in und um Torgau während des Siebenjährigen Krieges. Torgau 1860. B. Poten.

Wolffgang: Johann Georg W., Kupferstecher, wurde im J. 1664 in Augsburg geboren. Mit seinem Bruder Andreas Matthaeus zusammen erhielt er bei seinem Vater Georg Andreas W., der ebenfalls Kupferstecher war, den ersten künstlerischen Unterricht. Um sich weiter auszubilden, gingen die Brüder im J. 1684 nach Amsterdam. Von dort aus unternahmen sie einen Ausflug nach England, wurden indessen auf der Rückfahrt von algierischen Korsaren gefangen genommen und nach Algier mitgeführt, wo sie die niedrigsten Sclavendienste verrichten mußten. Durch Vermittelung eines Juden gelang es ihnen schließlich, mit ihrer Vaterstadt Verbindungen anzuknüpfen und durch ein Lösegeld, das ihr Vater zahlte, die Freiheit zu erlangen. Nach Augsburg zurückgekehrt, war Johann Georg bis zu seiner Verheirathung mit Maria Barbara Lomer im J. 1696 gemeinschaftlich mit seinem Vater thätig. Im J. 1704 wurde er laut Patent vom 19. Februar zugleich mit dem Augsburger Kupferstecher Elias Christoph Heiß zum königlich preußischen Hofkupferstecher ernannt. Sie waren beide am königlichen Hofe in Cleve erschienen, um dort von ihrem neuen Herrn ihre Aufträge entgegenzunehmen. Wolffgang's Berufung erfolgte wesentlich, um an der neu errichteten Akademie der Künste und Wissenschaften in Berlin zu wirken und zugleich die kürzlich erfolgte Königskrönung in einer Reihe von Stichen darzustellen. Anfangs scheint er sich dort in ziemlich drückender Lage befunden zu haben, die er dem Könige in einem Schreiben schildert, in dem er um die Pension des verstorbenen Malers de Clerck bittet. Diese wurde ihm auch am 29. Juni 1705 in der Höhe von 200 Thalern gewährt. Am 4. Juli 1707 erhielt er die Weisung, von jeder Kupferplatte, die auf Befehl des Königs angefertigt würde, 100 Abdrücke an den Director der Kunstakademie einzuliefern. Der König sorgte auch dafür, daß der Künstler für seine Arbeit in den Besitz von gutem Material gelangte und ließ zwei messingene Pressen zum Abziehen der Platten für ihn herstellen, die im J. 1730 wegen möglicher Feuersgefahr auf Befehl aus seinem Hause in die Bibliothek gebracht wurden. Bis zu seinem am 21. December 1744 erfolgten Tode lebte W. in der preußischen Hauptstadt. — Während seines langen Lebens schuf er eine beträchtliche Anzahl von Werken. In seinen jungen Jahren suchte er sich an den Stichen Edelinck's zu bilden und copirte verschiedene von diesen, so besonders das nach Lebrun gestochene Crucifix und eine Maria Magdalena. Von Arbeiten, die er in Augsburg schuf, ist ferner noch die von ihm in Gemeinschaft mit Jacob Müller illustrirte Symbolographie des Jacobus Boschius, die im J. 1701 bei Caspar Beucard (Augsburg und Dillingen) erschien, sowie die allegorische Verherrlichung eines gewissen Weiße nach Joh. Andr. Thelot (1702) zu erwähnen. Die Thätigkeit Wolffgang's in Berlin ist zum Theil eine nur in sehr geringem Maße künstlerische gewesen. Von Seiten des Hofes erhielt er eine Reihe von Aufträgen, bei denen es mehr auf sachlich getreue Darstellung, als auf künstlerische Wiedergabe ankam. So hatte er gleich nach seiner Ankunft einen großen Kupferstich nach Schlüter's Standbild des Großen Kurfürsten anzufertigen. Die Krönungsceremonie, zu deren Herstellung er nach Berlin berufen war, erschien im J. 1712 bei Ulrich Liebpert unter dem Titel: „Der Königlich-Preußischen

Crönung Hochfeierliche Solemnitäten. — — — — In zwantzig Kupffer-Platten vorgestellet Durch Joh. G. Wolffgang." (Text von Joh. von Besser.) Im gleichen Verlage erschien ein „Trauer-Ehren-Gedächtnis" für die Königin Sophie Charlotte und für den König Friedrich I. mit Kupfern von Wolffgang. Für das letztere Werk wurden 17 Platten durch den Kupferstecher Otte angefertigt. Ferner bewahrt das königl. Kupferstich-Cabinet in Berlin einen kleinen „Schreib Calender vor den königl. Preuss. Hoff auf das Jahr MDCCXXXIII", den W. mit Kupfern ausgestattet hat. Auch zur Wiedergabe von Festlichkeiten, die am Dresdener Hof stattfanden, wurde er herangezogen. Im Dresdener königl. Kupferstich-Cabinet befinden sich 26 Stiche eines Damencaroussels, von W. in den Jahren 1718/19 nach Vorlagen von Johann Samuel Mock angefertigt. — Das Beste leistete der Künstler entschieden auf dem Gebiete des Porträtfaches. Eine beträchtliche Reihe von Bildnissen ist uns von seiner Hand erhalten, zum größten Theil nach Gemälden von Antoine Pesne. Seine Stellung am preußischen Hof brachte es natürlich mit sich, daß er eine Anzahl Porträts von Angehörigen des königlichen Hauses in Kupfer stach. Er schuf mannigfache Bildnisse der drei preußischen Könige, in deren Diensten er stand, der Königinnen, sowie einzelner Mitglieder des Hofes. Von Darstellungen bekannterer Zeitgenossen sind u. A. erhalten Porträts von G. F. Händel (nach einem Gemälde des G. A. Wolffgang), Aug. Herm. Francke, J. Ernst von Grumbkow ꝛc. — Die Arbeiten Wolffgang's auf dem Gebiete des Porträtstiches sind sehr ungleich; daher ein großer Abstand zwischen seinen besten und den geringeren Leistungen. Er bemühte sich, in seinen Stichen die Technik der Franzosen nachzuahmen, vermochte jedoch deren Effecte, namentlich in der wirkungsvollen Gegenüberstellung von Licht- und Schattenpartien nicht zu erreichen. Besondere Sorgfalt verwendet er auf die Modellirung des Gesichtes, die er bei seinen besten Arbeiten in peinlichster Weise durchführt. Eine kräftige Wirkung erzielt er niemals. Seiner Darstellungsweise haftet etwas Weichliches an. Frauenbildnisse gelingen ihm daher am besten. Ihre zarten Fleischtöne weiß er durch Anwendung feiner Uebergänge der Strichlagen in anmuthiger Weise wiederzugeben. Vortrefflich ist ihm namentlich das Brustbild der Freifrau Beata Sophia Juliana von Ende geglückt, ein lebensvolles, liebreizendes Gesicht mit großen schelmischen Augen (1717). Vornehm in der Haltung ist das Porträt der Königin Anna von Großbritannien. Auch die Bildnisse des Fräulein Catharina Elisabeth von Chwalkowska nach Pesne (1713) und der Frau Elisabeth Charl. Mylius (1726) gehören zu den besten Leistungen des Künstlers. Alle seine Frauenporträts zeigen eine elegante Behandlungsweise, wie er sie von den Franzosen gelernt hatte. Eine natürliche, keine gesuchte Anmuth macht sich bei ihnen in Haltung und Ausdruck bemerkbar. Bei den männlichen Bildnissen tritt die mangelnde Kraft in der Grabstichelführung vielfach störend hervor. Eins der bekanntesten ist das Porträt des Goldschmiedes Dinglinger nach Pesne (1722), (abgebildet bei Seidel a. a. O.). Bei großen Blättern, wie diesem u. a., fallen Mängel, wie die einförmige Behandlung des Hintergrundes, die ungenügende, zu wenig energische Gegenüberstellung von Licht- und Schattencontrasten in weit höherem Grade auf als bei Stichen kleineren Formates. Unter diesen giebt es einige, namentlich von Männern mit weichen Gesichtszügen, die ganz vortrefflich sind: vor allem das fein abgestimmte Bildniß des Kölner Erzdiakons Johannes Schindler nach S. Beesendorff, sowie das Porträt des Professors Friderich Hoffmann nach Pesne und das kleine zierliche Brustbild des Eosander v. Göthe, ebenfalls nach Pesne. — Ist W. auch gerade keine bedeutende künstlerische Erscheinung, so ragt er doch über das Mittelmaß der deutschen Kupferstecher damaliger Zeit hinaus. Er darf in Berlin als ein Vorläufer des großen Georg Friedr. Schmidt angesehen werden, dem allerdings von dem

Handwerksmäßigen, das bei W. doch vielfach hervortritt, nichts mehr anhaftet. Ob Schmidt an der Berliner Akademie, an der er seine erste Ausbildung erhielt, den Unterricht Wolffgang's genoß, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen.

Reisen und wunderbare Schicksale zweyer in die Algierische Leibeigenschaft geratener Brüder Andr. Matth. u. Joh. G. Wolffgang — — — von dem Sohne eines derselben. 1767. — Huber u. Rost, Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler. Zürich 1796. Bd. 1, S. 317. — Nicolai, Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. Berlin und Stettin 1786. Anhang. S. 120. — Nagler, Künstler-Lexikon 1852. Bd. 22, S. 64. — Seidel, Die Berliner Kunst unter Friedr. Wilhelm I. Ztschr. f. bild. K. 1888. S. 196.

Werner Weisbach.

Wolffhart: Konrad W. oder Wolfhart, vgl. **Lycosthenes**, **Konrad**, Band XIX, S. 727 f. Ueber ein von ihm herausgegebenes Gesangbuch vgl. Wackernagel, Bibliographie S. 293, und Goedeke, 2. Aufl., Band 2, S. 175, Nr. 19. Das Gesangbuch enthält nur Psalmlieder, von welchen die meisten von Burkard Waldis sind.

Wölffle: Johannes W., einer der besten Kunstlithographen der älteren Zeit, war als Sohn eines wenig bemittelten Webers in Ebersbach a. d. Fils, OA. Göppingen, am 26. Juni 1807 geboren und starb in Faurndau am 20. November 1893. Von dem Schicksal, gegen seine Neigung das väterliche Handwerk ergreifen zu müssen, befreite ihn der württembergische Finanzminister Weckherlin, der ihn bei Wölffle's Pathin, der Pfarrerin Reinfelder in Buoch im Remsthale (dem „Gastfreundlichen Pfarrhause" der Ottilie Wildermuth) kennen lernte. Er verschaffte dem vierzehnjährigen Knaben, dessen Neigung längst auf die Kunst gegangen war, Aufnahme in die neugegründete k. lithographische Anstalt nebst einem Stipendium von 100 fl. W. genoß dort den Unterricht von Dannecker u. A. und konnte neben strenger Arbeit für die kartographischen Aufgaben des topographischen Bureaus sich auch als Maler ausbilden. Im J. 1831 ging er nach München und versuchte sich mit dem Pinsel in Darstellungen aus dem Volksleben, in Landschaften und Jagdstücken. Bald aber zog ihn der Lithograph Ferdinand Piloty an sich, der damals das Prachtwerk herausgab: Sammlung der vorzüglichsten Gemälde aus der k. Gemäldegallerie zu München und Schleißheim in Lithographien, München 1834 ff., später unter dem Titel: K. Bayerische Pinakothek zu München und Gemälde-Gallerie zu Schleißheim in lithographischen Abbildungen, hrsg. von Piloty und Löhle. München 1837 ff. in fol. Zu dieser großartigen Unternehmung, worin auch Nachbildungen von Gemälden neuerer Künstler aus der Privatsammlung König Ludwig's aufgenommen wurden, hat W. von allen Mitarbeitern nicht bloß die meisten, sondern auch die besten Blätter geliefert (s. d. Verzeichniß bei Nagler, N. a. K. L., Bd. 22, S. 25). Mit beweglicher Phantasie wußte er sich in die Kunstwerke der verschiedensten Zeiten und Gattungen hineinzuleben und mit einem an die Franzosen erinnernden technischen Geschick ihnen die Ausdrucksmittel der Lithographie, um deren Vermehrung und Verbesserung er sich mannigfache Verdienste erwarb, anzupassen. Seine besondere Stärke hatte er in der Landschaft, außerdem war er hervorragend geschickt im Thierstück und im Porträt. Nach Ferdinand Piloty's Tod im J. 1844 führte er auch die künstlerische Leitung der von diesem im J. 1833 mit Jos. Löhle gegründeten Kunstanstalt.

In München ganz eingelebt, mit den bedeutendsten Künstlern dort eng befreundet, auch mit einer Münchener Tochter verheirathet, verlor der gemüthvolle Schwabe doch nie die Anhänglichkeit an seine Heimath. Alle Jahre kam er

dahin zurück und als ihm sein durch überfleißige Arbeit geschwächtes Augenlicht Maßhaltung in der Ausübung seiner Kunst auferlegte, baute er sich in der Nähe seines Geburtsortes, in Faurndau, OA. Göppingen, ein sonniges Landhaus mit dem Blick auf den Hohenstaufen. W. schuf dort noch eine Reihe von großen Ansichten württembergischer Städte, zumal solcher, welche wie Kirchheim, Göppingen u. a. die Berge seiner geliebten Schwäb. Alb zum Hintergrund hatten; sie zeichnen sich besonders durch eine, den Landschaften der Niederländer abgesehene geistreiche Lichtführung aus. Im Sommer von den Münchener Freunden, namentlich aus den Familien Piloty und Miller häufig besucht, erfreute sich der liebenswürdige Greis eines heiteren Lebensabends, viel verehrt und auch viel ausgezeichnet (Medaillen von Bayern, Württemberg, Hohenzollern-Sigmaringen), bis ihn ein sanfter Tod hinwegnahm.

Vgl. Nagler, N. a. K. Lex. Bd. 22, S. 24 ff. — Nekrolog in der Litter. Beil. d. Staatsanzeigers für Württ., Jhrg. 1894, S. 190 ff., von E. Sch.[üle]. — Schwäb. Kronik (d. Schw. Merkurs), Jhrg. 1893, S. 2403.

A. Wintterlin.

Wolffradt: Gustav Anton von W., Staatsmann, wurde am 1. September 1762 zu Bergen auf der Insel Rügen geboren. Sein Vater Karl Gustav v. W., Sohn eines schwedischen Obersten, war 1760—85 Landvogt der damals noch schwedischen Insel († 1794); seine Mutter war eine geborene v. Bagevitz, Tochter des Hofraths v. B. († 1789). Gustav Anton war der einzige Sohn der Ehe, aus der nur noch eine zwei Jahre jüngere Tochter stammte. Den Unterricht erhielt er durch Hauslehrer, zuletzt (seit Michaelis 1777) durch den Dichter Ludw. Gotthard Kosegarten. Da er fast ganz ohne den Verkehr mit Altersgenossen aufwuchs, so entwickelten sich bei ihm ein reger Sinn für ernste Beschäftigung, ein frühreifes Wesen und ein Hang zur Einsamkeit. Im September 1779 bezog er die Universität Göttingen zum Studium der Rechtswissenschaft, das er hier vier Jahre lang hauptsächlich unter der Leitung der Professoren Georg Ludw. Böhmer und J. St. Pütter mit gleichem Eifer wie Erfolge betrieb. Am 26. Mai 1783 vertheidigte er unter Böhmer's Vorsitze eine von ihm verfaßte Arbeit: „Dissertatio juridica sistens theoriam generalem de adquisitione fructuum“ (Göttingen, Dieterich 1783). Durch Pütter wurde W. dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand zu Braunschweig und Lüneburg empfohlen, der ihn in demselben Jahre (28. September 1783) zum Hofrathe bei der Justizkanzlei in Wolfenbüttel ernannte. Nachdem er hier ein paar Proberelationen gehalten und am 30. Januar 1784 ein Examen sehr gut bestanden hatte, wurde er am 26. Februar d. J. als Hofrath in das Collegium eingeführt. Er gewann in Wolfenbüttel bald freundschaftliche Beziehungen und vermählte sich hier am 15. Mai 1787 mit Elisabeth v. Knuth, der einzigen Tochter des Consistorialpräsidenten v. Knuth. Dennoch folgte er etwa ein Jahr darauf einem Rufe in die Heimath, wo er zum Assessor bei dem kgl. schwedischen Tribunale in Wismar ernannt wurde. Der Herzog hatte ihm unterm 8. April 1788 nur ungern den Abschied ertheilt, und als 1801 die erste Stelle der Justizkanzlei frei wurde, berief er W., der inzwischen zum Oberappellationsrath befördert war, als Präsident jener Behörde wieder nach Wolfenbüttel zurück, wo er am 11. December 1801 sein neues Amt antrat. Der Herzog hielt große Stücke auf ihn und berief ihn daher unterm 17. Februar 1805 als wirklichen Geheimrath nach Braunschweig in das Ministerium, wo er das Justizfach zu verwalten, daneben aber, losgelöst von dem Ministerium und nur unter der Aufsicht des Fürsten, die Finanzsachen zu bearbeiten hatte. Dies that er zu voller Zufriedenheit des Herzogs, der in den letzten Jahren keinem Beamten ein größeres Vertrauen schenkte als ihm. Als am 20. September 1806 der Erb-

prinz gestorben war, bereitete W., während Karl Wilhelm Ferdinand als Oberbefehlshaber des preußischen Heeres im Felde stand, für dessen jüngsten Sohn Friedrich Wilhelm die Thronfolge vor, indem er die beiden älteren regierungsunfähigen Prinzen zum Verzicht auf die Succession bewog. Auf die Kunde von der Verwundung des Herzogs bei Auerstädt reiste W. ihm bis Hornburg entgegen; am 21. October vollzog der Fürst die von W. inbetreff der Thronfolge entworfenen Urkunden. Als er dann seine Flucht vor den Franzosen fortsetzen mußte, wollte W. ihn begleiten, aber der Herzog machte ihm zur Pflicht, bei seinem Lande zu bleiben. Er versprach dies und hat sein Wort, das dem todtwunden Fürsten eine wahre Beruhigung war, treu gehalten. Das Herzogthum kam zunächst in französische Verwaltung, doch setzte das alte Staatsministerium unter einem französischen Gouverneur vorläufig die Geschäfte in alter Weise fort. W. war die Seele dieser Regierung und suchte nach Kräften die an das Land von den fremden Gewalthabern gestellten Anforderungen so erträglich wie möglich zu gestalten. Er stand auch an der Spitze der braunschweigischen Deputation, die am 9. November in Berlin in einer Audienz bei Napoleon sich vergeblich bemühte, dem Herzogthume die Selbständigkeit und die angestammte Dynastie zu erhalten. Mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm blieb W., angeblich wegen Oelser Angelegenheiten, unter stillschweigender Zustimmung der französischen Befehlshaber in Verbindung. Nach dem Frieden von Tilsit, der den Herzog jeder Aussicht auf das Herzogthum beraubte, traf er mit ihm noch einmal in Celle zusammen, wo er seines Dienstes entlassen und autorisirt wurde, die Gemüther aller derjenigen zu beruhigen, die sich durch ihren Eid noch dem Hause Braunschweig verpflichtet fühlten. Nach Errichtung des Königreichs Westfalen gehörte W. zu den ersten Mitgliedern des Staatsraths, die am 11. December 1807 ernannt wurden; noch am 31. desselben Monats ward er hier Präsident der Section für die Justiz und das Innere. Gerade ein Jahr später übertrug ihm der König das Ministerium des Innern, das er bis dicht vor das Ende des westfälischen Königthums geführt hat. W. hat ohne Hintergedanken und selbstsüchtige Zwecke dem neuen Herrscher treu und aufrichtig gedient. Dieser achtete ihn, aber er hatte zu ihm weder Zuneigung noch volles Vertrauen. Deshalb hat W., der zweifellos ein sehr tüchtiger Geschäftsmann war, dem aber höhere staatsmännische Begabung und diplomatische Gewandtheit entschieden fehlten, auch keinen großen Einfluß auf den lebhaften jugendlichen Fürsten ausgeübt. Wenn W. auch infolge seiner Stellung unterm 9. Januar 1810 in den Grafenstand erhoben (Vollziehung des förmlichen Patents vom 5. Novbr. 1812) und am 14. November 1810 zum Commandeur des Ordens der westfälischen Krone ernannt wurde, so hat er doch streng rechtlich gesinnt andere Wohlthaten vom Könige weder gesucht noch erhalten. Er galt nicht mit Unrecht für einen Anhänger des Alten, der bei Annahme neuer Ideen eine etwas schwerfällige Bedächtigkeit zeigte und alles, was nicht nach der Verfassung geändert werden mußte, gern bewahrte. So behielt er z. B. den Gebrauch der deutschen Sprache in seinem Amtsbereiche nach Möglichkeit bei. Diese Verhältnisse erschwerten ihm oft seine Geschäftsführung und machten ihn unzufrieden mit sich selbst; er fühlte sich nicht so sehr an Jahren, wie im Gemüthe zu alt für seine Stellung. Auch die enge Verbindung, in der seine Geschäfte mit dem Hofleben standen, war ihm zuwider; ebenso wenig war letzteres seiner Frau sympathisch. So sehnten sie sich beide inmitten des Glanzes von Kassel nach einem behaglichen zurückgezogenen Leben mit den alten Freunden in Wolfenbüttel. Dennoch hielt er in seiner Stellung aus, weil er fürchten mußte, daß sonst ein Franzose oder Halbfranzose an seinen Platz gesetzt werden würde, und nicht zum wenigsten auch deshalb,

weil er nur so seinem zweiten Vaterlande Braunschweig, dem er treue Anhänglichkeit bewahrte, sich nützlich erweisen zu können glaubte. Das hat er stets nach besten Kräften gethan. Er suchte, was irgend möglich war, für Braunschweig zu retten; so hat er sich auch um die Erhaltung der Universität Helmstedt vergeblich bemüht, und eine große Freude war es ihm stets, wenn er Braunschweiger im Staatsdienste befördern konnte. Auch trug W. keine Scheu für mißliebige Persönlichkeiten bei dem Könige offen einzutreten. Er nahm den im Verdachte patriotischer Gesinnung stehenden Grafen v. d. Schulenburg-Wolfsburg in seinen Schutz, und als der König den Präfecten Henneberg, den jungen Eschenburg und v. Marenholtz, die dem Herzoge Friedrich Wilhelm im J. 1809 in Braunschweig, um ihn zu schnellem Abzuge zu bewegen, die Stellung der feindlichen Truppen verrathen hatten, auf das höchste erzürnt vor ein Kriegsgericht stellen wollte, wo sie unfehlbar zum Tode verurtheilt worden wären, hat W. durch zweistündige Verhandlung mit dem Könige ihnen das Leben gerettet. Um so mehr kann es wunder nehmen, daß er damals gegen den Herzog Friedrich Wilhelm eine so gehässige Haltung einnahm. Daß W. das Verfolgungsdecret gegen den Herzog unterschrieben, wurde ihm schon derzeit von nichtbraunschweigischen Beamten in Kassel ernstlich verdacht. Hauptsächlich zum Vorwurfe wurde ihm später sein in den Braunschweig. Anzeigen (1809, Nr. 61) abgedrucktes Schreiben an den Präfecten Henneberg vom 5. Aug. 1809 gemacht, allerdings nur von solchen, die nicht wußten, daß ihm dies der König in die Feder dictirte, unmittelbar nachdem er für Henneberg und die Andern die Gnade des Königs erwirkt hatte. Dann verdrossen auch die wegwerfenden Worte, mit denen W. in der Ständeversammlung am 2. Februar 1810 des heldenmüthigen Zuges des Herzogs gedachte: „Kühne Abenteurer suchten das Elend des dreißigjährigen Krieges in unseren Zeiten zu erneuern“. Um solche Aeußerungen zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß das Verhältniß Friedrich Wilhelm's zu seinem Vater, der gegen den Sohn sehr streng war und geringes Zutrauen in ihn setzte, kein sehr gutes, zeitweise geradezu ein gespanntes war. So konnte es leicht kommen, daß der Sohn gegen den Vertrauten des Vaters, in dem er einen ihm gesetzten Führer und Vormund witterte, eine gewisse Voreingenommenheit faßte, die vielleicht auch durch das Verhalten jenes selbst gefördert wurde. Jedenfalls war die Stellung Wolffradt's zu dem jungen Fürsten, wol auch veranlaßt durch die Verschiedenheit der Charaktere, von anfang an keine gute. Es kam hinzu, daß W. in den Bestrebungen des Herzogs eine zwecklose Beeinträchtigung der westfälischen Interessen erblickte, denen er sich ganz ergeben hatte. Denn er gehörte, wie Reinhard sagte, zu denen, qui pour faire aimer le gouvernement westphalien sacrifieraient tout autre intérêt. Gerade das mochte mit dazu beitragen, daß er trotz oder vielleicht besser wegen seiner Anhänglichkeit an Braunschweig hier gegen ein ihm persönlich nicht sympathisches Mitglied des braunschweigischen Fürstenhauses, das seine Kreise störte, um so schroffer und rücksichtsloser vorging. Sonst wurde ihm im allgemeinen vielmehr zu große Milde vorgeworfen. Als im J. 1812 in Braunschweig mancherlei Mißstimmungen im Volke laut wurden, ward er für diesen schlechten Geist in schärfster Weise von dem Könige verantwortlich gemacht. Er aber war und blieb der loyale Beamte, der er von Anfang an gewesen. Das zeigte sich auch noch beim Zusammenbruch des westfälischen Königthums. Als Czernichew am 28. Septbr. 1813 Kassel überfiel, reiste W. mit seiner Gattin nach Wesel ab, erhielt dort aber vom Könige den Befehl, nach Kassel zurückzugehen. Hier forderte der Justizminister Siméon am 12. October seinen Abschied; am folgenden Tage wurde sein Ressort W. übertragen, während das Ministerium des Innern der Finanzminister Malchus mit übernahm. Es geschah dies wol auch deshalb,

weil W. sich den übereilten Anordnungen des Generals Allix widersetzt hatte. Am Morgen des 26. October folgte die endgültige Abreise Jerome's von Kassel, dem W. mit seiner Gattin mittags nachfolgte. Am 2. November trafen König und Minister in Köln zusammen. Nachdem W. dann längere Zeit in Aachen, Brüssel und Compiegne verweilt hatte, ging er Mitte Januar 1814 mit dem Könige nach Paris, wo er auch zurückblieb, als dieser die Stadt verließ. Er erhielt hier die Nachricht vom Tode seines Schwiegervaters v. Knuth († 25. Jan. 1814), in dessen behaglichem Hause in Wolfenbüttel er stets gehofft hatte, sein Alter in Ruhe zu verleben. Jetzt trug er dennoch Bedenken dorthin zu gehen. Die Stimmung des Volkes war gegen manche ehemals westfälische Beamte und nach einigen Anzeichen auch gegen ihn eine sehr gereizte. Es waren Spottverse gegen ihn verbreitet; so in dem Gedichte „Der Abschied von Cassel“, das sein früherer College, der ehemals westfälische Finanzminister v. Bülow verfaßte, mit dem er früher sehr schlecht gestanden hatte. Der Herzog Friedrich Wilhelm hatte ihm allerdings in ehrendem Gedächtniß an seinen Vater und die Verdienste, die er unter dessen Regierung um das Braunschweiger Land sich erworben habe, den Wunsch genehmigt, als Privatmann in seinen Landen zu leben. Vielleicht hatte er mehr erwartet. Seine Bitte, dem Herzoge in Paris aufwarten zu dürfen, wurde ihm in höflicher Form abgeschlagen. So hielten ihn denn Unentschlossenheit, Krankheiten von ihm und seiner Frau u. a. bis zur Rückkehr Napoleon's in Paris fest. Erst am 5. Mai 1815 kam er in Wolfenbüttel an, gerade in den Tagen, da Herzog Friedrich Wilhelm seinen Truppen zum Kampfe gegen Napoleon nachfolgte, aus dem er nicht heimkehren sollte. Man mißtraute W., zumal in dieser Zeit, verständigte ihn unter der Hand, daß er die Erledigung seiner Erbschaftsangelegenheiten beschleunigen und seinen Aufenthalt auf einige Tage beschränken möchte. Er erlebte allerlei Verdrießlichkeiten; ein hitzköpfiger Officier forderte stürmisch eine Ehrenerklärung des Officiercorps, das er 1809 „Bande“ geheißen habe, oder Genugthuung mit der Waffe. Wurde dieser auch vor weiteren Zudringlichkeiten ernstlich gewarnt, W. Schutz zugesagt, so schlug ihm das Geheimrathscollegium am 9. Mai — der Herzog war am 6. Mai bereits abgereist — eine Verlängerung seines Aufenthalts doch ab. Am 10. d. M. reiste er aus Wolfenbüttel fort. Er hat sich dann in seinem Geburtsorte Bergen niedergelassen, wo er in stiller Zurückgezogenheit in Verkehr mit einigen Freunden, in eifriger Beschäftigung mit den Wissenschaften und in edler Wohlthätigkeit den Rest seiner Tage verlebte und in Briefen an entfernte Freunde gern von seinen Lebensschicksalen erzählte, wobei seine unverminderte Anhänglichkeit an den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und sein stets steigender Widerwille gegen den Herzog Friedrich Wilhelm vor allem zum Ausdrucke kamen. Nach langem Krankenlager ist er am 13. Januar 1833 gestorben. Seine Frau, die ihm in allen Lebenslagen die treueste Gefährtin war, ist ihm am 27. Juli 1836 ebenfalls zu Bergen im Tode nachgefolgt. Kinder waren ihrer Ehe nicht erwachsen.

Vgl. außer den allgemeinen Werken über die Geschichte Westfalens von Goecke, Kleinschmidt, Thimme u. a. den Aufsatz F. K. von Strombeck's in den Zeitgenossen, 3. Reihe, Bd. IV, S. 87—90 (wiederholt: Vaterl. Archiv f. Hann.-Br. Gesch. Jahrg. 1833, S. 37—44) und die Denkwürdigkeiten e. ehemal. Braunschw. Ministers von A. P(ütter). in der Deutschen Rundschau Bd. 45, S. 376—405 und Bd. 46, S. 52—71. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel. P. Zimmermann.

Wolffson: Isaac W., praktischer Jurist, geboren zu Hamburg am 19. Januar 1817, studirte Jurisprudenz zu Heidelberg, Göttingen und Berlin. Im J. 1838 ließ er sich, nachdem er am 26. März zu Göttingen promovirt hatte,

in seiner Vaterstadt zur Betreibung der Advocatur nieder. Obschon er dabei, als Jude, nicht unter seinem Namen thätig werden konnte, sondern für jeden Schriftsatz der Unterschrift eines zugelassenen Advocaten bedurfte, erwarb er sich doch rasch eine hochgeachtete Stellung, so daß er Mitglied der ersten constituirenden Versammlung Hamburgs, 1848, wurde. Als im Verlauf dieser Reformbewegung den Juden 1849 die bürgerliche Gleichberechtigung verliehen wurde, kam W. in die Lage, nunmehr auch officiell als Advocat aufzutreten, wodurch seine Praxis bedeutend wuchs. Trotzdem, oder richtiger gesagt auf Grundlage dieser Praxis, ist er denn auch dazu vorgegangen, seine hohe juristische Begabung und Einsicht im öffentlichen Interesse zu verwerthen.

Nicht sowol durch litterarische Leistungen, obschon W. es auch an solchen nicht hat fehlen lassen, und zwar selbst bis in das staatsrechtliche Gebiet hinein; als vielmehr durch Betheiligung am öffentlichen Leben und an der Gesetzgebung, zunächst Hamburgs, später auch des deutschen Reiches. Als der Beginn dieser Wirksamkeit erscheint der Eintritt Wolffson's in die Hamburger „Bürgerschaft“, 1859, deren hervorragendstes Mitglied er bis 1889 geblieben, deren erster Präsident er 1881 und 1882 gewesen ist. Als der Höhepunkt dieser Thätigkeit aber muß es gelten, daß W., der 1871—1881 seine Vaterstadt im deutschen Reichstag vertrat, in den Jahren 1875 und 1876 Mitglied der Reichstagscommission für die Ausarbeitung der Justizgesetze, 1890 aber gar, infolge bundesräthlicher Ernennung, Mitglied der Commission für die zweite Lesung des bürgerlichen Gesetzbuches gewesen ist. In dieser Commission war er der einzige ständige Vertreter der deutschen Rechtsanwaltschaft — eine Auszeichnung, welche ihn zur Annahme des Postens bei seinem hohen Alter, im Interesse seines Standes, trotz schwerer persönlicher Opfer, bestimmte. Seine Mitarbeit ist hier, wie bei allen Stellungen, die er einnahm, bei allen Collegien, denen er angehörte, eine ebenso fleißige wie einsichtige, ebenso zielbewußte wie erfolgreiche gewesen.

Nachgetragen sei, daß W. auch seit 1879 erster Vorsitzender der Anwaltskammer der drei freien Städte war. Am 12. October 1895 ist er zu Hamburg gestorben. Seinen trefflichen Charakter, seine Begabung und seine Aufopferung für das Gemeinwohl, namentlich auch seinen milden Sinn und die Liebenswürdigkeit seines Wesens wissen die Nachrufe nicht genug zu rühmen. Seine vielfachen Verdienste um die hamburgische Specialgesetzgebung können hier nicht aufgezählt, geschweige denn gewürdigt werden. Eine Zierde seiner Vaterstadt und seines Standes, zu dem er sich den Zutritt so mühsam erringen mußte, ist er unzweifelhaft gewesen; die Anerkennung aber, welche ihm allseitig zu Theil wurde, und welche ihm erst die Möglichkeit zu weiterem Schaffen, in der Heimath wie in weiteren Kreisen, eröffnete, ist eine culturhistorisch erfreuliche Erscheinung, deren Gedächtniß mit dem seinen verbinden gewiß auch heißt in seinem Sinne verfahren.

Gefl. ausführliche Mittheilung sämmtlicher Lebensdaten von dem Besprochenen nahestehender Seite. — Bericht der Hanseatischen Anwaltskammer über das Jahr 1895. — Trauer-Rede des Chefs der Hamburg. Justiz-Verwaltung, geh. den 15. October 1895. Ernst Landsberg.

Wolfgang, Fürst zu Anhalt, geboren zu Köthen am 1. August 1492, † zu Zerbst am 23. März 1566. Für ihn paßt trefflich Grimm's Namensdeutung auf einen Helden, dem der Wolf des Siegs den Gang bahnt. Als Sohn Fürst Woldemar's VI. und der F. Margarete, geb. Gräfin von Schwarzburg, geboren zwei Tage vor Columbus' Abfahrt nach Amerika, wo der Papst Aussicht hatte auf schnelle Erweiterung seiner Herrschaft, wuchs er in 25 Jahren mit Tausenden heran zu einem erbitterten Gegner Roms und bezeugte sein Bekenntniß heldenmüthig. An ritterliche Künste von früh auf gewöhnt und wohl

vorbereitet studirte er in Leipzig von 1500 ab (vgl. Matrikel von Erler 1, 435; 2, 20) und fand an seinem Oheim F. Adolf, dem spätern Bischof von Merseburg, wie an dessen Brüdern Wilhelm und Magnus gewissenhafteste Führer. Früh verlor er um Weihnachten 1508 seinen treuen Vater und erbte ganz Köthen, Harzgerode, Ballenstedt, Sandersleben, Freckleben, Mehringen, Gänsefurt, Hecklingen, halb Bernburg, Dornburg, Koswick und halb Zerbst. Wolfgang's Zerbster und Bernburger Besitz ward für die Sache der Reformation so wichtig, wie die Vermählung seiner Schwestern für sein Schicksal seit 1547 und für seine religiöse Entwicklung seit 1513: die Barbara's 1503 mit Heinrich Reuß III., Burggraf zu Meißen, Herrn von Plauen und die Margareta's 1513 mit dem spätern Kurfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen, an dessen Hof er mitten in der geistigen Bewegung stand. Barbara's Ehe ward ihrem Bruder eine unversiegbare Quelle häßlichster Verdrießlichkeiten durch Erbstreitigkeiten mit dem unechten Heinrich. Verwittwet 1519 heirathete sie den Wüstling Johann von Kolowrat zu unglücklichster Ehe, aus der sie der Tod 1533 erlöste. W. nahm sich der verwaisten Kinder an; Benisch v. Kolowrat ließ er in Köthen von Schlaginhausen unterrichten und in Gernrode bei seiner Schwestertochter Aebtissin Anna von Plauen. Deren Bruder Heinrich IV. half ihm 1547 (vgl. B. Schmidt, Burggraf Heinrich IV. 1888, S. 28 ff.). Wie W. am Magdeburger Hofe unter Ernst und Albrecht als Truchseß gedient hatte, schloß er mit Kursachsen eine Einung wegen Stellung von Reisigen und ward dort Geheimrath. Trotzdem er oft die Kurfürsten, denen er bis zum Tode treu blieb, z. B. 1520 bei der Krönung, 1521 in Worms u. s. w. zu vertreten und zu begleiten hatte, litt darunter die Regierung seines Ländchens nicht, da ihn seine sparsame und umsichtige Mutter fest vertrat. Sie that es schon 1510, wo er mit F. Adolf Rom kennen lernte, ebenso vielfach enttäuscht wie Luther, von dessen Bestrebungen er persönlich in Wittenberg Kenntniß erhielt. Er entschied sich für ihn, wahrte aber wie Friedrich der Weise seine fürstliche Stellung der Bewegung gegenüber. Ein Bedürfniß der Zeit waren Einungen von Fürstengruppen. In der Einung zur Lippe am 12. Mai 1519 vertrugen sich Bischof Erich II. von Osnabrück und Paderborn, Herzog von Braunschweig, W. und viele andere Herren aus dem Harzkreise, aus Westfalen u. s. w. zu friedlicher und kriegerischer Hülfe. In Nordhausen am 28. Mai 1519 wurden die Verhandlungen fortgesetzt. Wie sonst schon früher (1528 in Mecklenburg) betheiligte sich W. als Einigungsverwandter in Alfeld am 23. März 1534 an Schlichtung des Streits Graf Enno's von Ostfriesland mit dem Herzogthum Geldern. Die Bedeutung dieser Bündnisse trat stark zurück hinter der des Schmalkaldischen Bundes vom 27. Februar 1531, dem W. sofort beitrat (vgl. G. Kawerau, Kirchengesch. 1894, S. 105 ff.). Die Zeit war schnell herangerückt, wo W. daheim seine mit dem Wittenberger Hofe getheilte Ueberzeugung (vgl. Th. Kolde, Friedrich der Weise, 1881. H. Lorenz, Fürst W. Neue Forschungen 1892. G. Kawerau, Landesherrliches Kirchenregiment, 1887) vertreten mußte, daß Luther „auf dem rechten Wege“ sei. In Zerbst waren Aschermittwoch 1522 Ausschreitungen gegen Caplan Johannes Wilbolt passirt und wurden die hölzernen Oelgötzen vor den Thoren gestürmt. Die Excesse fanden ihre Ahndung. Im Franciscanerkloster war Johann Luckow evangelisch, er rettete sein Leben durch Flucht vor seinen Brüdern Ostern 1523 und ging als Prediger nach Herzberg bis Ostern 1527. Luther hatte schon am 18. Mai 1522 hier gepredigt und durch Verkehr mit den Schützen für sich eingenommen (vgl. E. Neubauer, Zerbster Schützengesellschaft, 1897), die in der Augustiner Brüderschaft seit 1397 waren. Caplan Cyriacus Gerike (s. A. D. B. VIII, 784), einst Kistenmacher, Luther's Schüler, ward durch den Brandenburger Bischof Michael 1523 aus der Zerbster Nicolaikirche vertrieben: er ging nach

Greußen in Sondershausen, dann nach Köthen und Bernburg. Ihm folgte in Zerbst Paul vom Rode (s. A. D. B. XXIX, 7), der auch bald weichen mußte. Weihnachten 1524 ward Johannes Groniger (Groner), früher in Leisnig und Oschatz, an St. Nicolai zu Zerbst Pfarrer. Bis 1527 im Amt erfuhr er an seiner Kirche die Rohheiten von Bilderstürmern: Zinse, Zehnten und Opfer wurden an Geistliche oft nicht entrichtet. Auf Groner folgten Nicolaus Pinzelt, Conradus Feigenbutz, Johann Rosenberg, Theodor Schmidt (Fabricius) bis 1570 (vgl. M. Reichmann, St. Nicolaikirche, 1894). An St. Bartholomäi in Zerbst stand seit 1525 Paulus (Grunart), seit Ostern bis Michael 1527 Johannes Luckow, Heinrich Kessinger (Gessinger, Hessinger) aus Oesterreich, Ulrich Bullinger, Johannes Muhme aus Zerbst, Lazarus Eisenburg aus Halle, gestorben als Pastor in Querfurt, seit 1558 Abraham Ulrich aus Kranach in Franken, 1570 nach Fabricius Superintendent. In Köthen wirkte Martin Kaufmann, Cyriacus Gerike, seit 1533 Johann Schlaginhausen (s. A. D. B. XXXI, 329 ff.), Albertus Christianus. In Bernburg fand Ostern 1526 die Reformation Eingang, ward aber von W. im Sommer für gefährdet durch seine Vettern erachtet, so daß er nicht mit nach Speier zog und daheim blieb. Die Aebtissin Elisabeth von Weida zu Gernrode setzte schon im November 1525 im nahen Waldau Johann Goth als Pfarrer ein (vgl. F. Kindscher im Anhaltischen Staatsanzeiger 1892, Nr. 172), der bald als Diakon an St. Marien in Bernburg mit Pfarrer Peter Schulze stand. In Dessau herrschte bis zur Berufung Nicolaus Hausmann's 1532 nach Begrenzung der Reformen durch die Augsburger Confession gegentheilige aggressive Strömung, wie das Bündniß vom 19. Juli 1525 zeigt (vgl. W. Friedensburg, Gotha-Torgauisches Bündniß. 1884, S. 12, 113 und Reichstag zu Speier. 1887, S. 290. Kawerau, Kirchengesch. S. 64). W. trat am 12. Juni 1526 dem Torgauer Bündniß bei. Neben der Berufung evangelischer Geistlicher in ganz Anhalt nach Stadt und Land, an der W. eifrig theilnahm, betrieb er vorzüglich seit 1525 die Aufhebung der Klöster in Frose und Gernrode, Münchennienburg, Kölbigk, Mehringens Koswick, Bernburg, Ballenstedt, Hecklingen, in Zerbst des Frauenklosters, den Augustinerklosters und des Franciscanerklosters sowie der sonstigen katholischee Stiftungen, Widmungen an Privataltäre, Brüderschaften u. s. w. (vgl. E. Kühn und Th. Stenzel in den Anhalt. Geschichtsmittheilungen III. IV. VI). Die großen Einkünfte aller dieser Anstalten ließ er zur Begründung und Förderung von Kirchen und Schulen, Aufbesserung der Pfarrgehälter und der Lehrer, besoldungen, Errichtung von Stipendien für Schüler und Studirende, Unterstützung von Armen und Siechen, zu Gründungen für alte bedürftige Leute- Wittwen und Waisen u. s. w. verwenden, wozu er zugleich sein eigenes beträchtliches Vermögen opferte, so daß sein Name noch heute, da die Nutznießung in seinem Sinne noch jetzt so erfolgt, von Unzähligen dankerfüllt gefeiert wird. So schwer die Maßregeln hier und da durchzuführen waren, so glückten sie doch meist schnell oder bald: in Zerbst erstand 1531 schon aus dem Brüderkloster eine Schule, die im jetzigen Franciseeum fortblüht. Gernrode freilich und Nienburg nahmen Wolfgang's ganze Lebenszeit in Anspruch.

Wie W. in Speier sich am 19. April 1529 als erster Protestant aus Anhalt der Rechtsverwahrung seiner Freunde anschloß und in Augsburg das Bekenntniß am 25. Juni 1530 mit unterzeichnete, nahm er im Februar 1537 mit seinen Vettern Johann und Joachim in der Glanzzeit des schmalkaldischen Bundes an den obschwebenden Verhandlungen theil (s. A. D. B. XXXI, 334) wie mit F. Johann und Georg im April und Mai 1541 am Regensburger Tage, 1542 an der Befehdung und Verhaftung des Herzogs Heinrich d. J. von Braunschweig (vgl. O. v. Heinemann, Geschichte v. Braunschweig, 1886. II, 358 ff.),

welcher 1548 vergeblich an W. Schadenersatzansprüche richtete, da Kurfürst August für W. eintrat.

Zu Gunsten seiner Vettern ging W. 1544 in eine kleine Besitzänderung ein: er überließ ganz Zerbst an F. Johann und nahm dafür ganz Bernburg mit Ausnahme der Aemter Plötzkau und Warmsdorf, die F. Georg übernahm (vgl. F. Siebigk, Anhalt. 1867, S. 152). 1562 trat er all sein Land ab außer Koswick und behielt 1564 auch dieses nicht mehr, da er sich bis zu seinem Tod mit seinem eigenen Zerbster Schlosse begnügte.

In Eisleben stand er wenige Stunden nach Luther's Tod am 18. Februar 1546 an dessen Sterbelager und berichtete über dessen seliges Ende. Der Gewittersturm brach schon im Sommer 1546 über die Schmalkaldener los. W. nahm in Oberdeutschland am Krieg theil wie an der Fortsetzung in Niederdeutschland. Er eroberte das Anhalt seit dem 14. Jahrhundert vorenthaltene Aschersleben mit kursächsischer Hülfe am 5. Januar 1547 und ließ sich am 6. huldigen. Die Antwort darauf war die kaiserliche Acht am 12. und der Verlust seines Landes nach der Mühlberger Schlacht am 24. April (vgl. M. Philippson, Geschichte der neuern Zeit. 1886, S. 193). Karl V. belieh mit diesem Land den Grafen Siegmund von Lodron, Oberstallmeister der Kinder Ferdinand's (vgl. B. Schmidt, Heinrich IV., S. 158—270). Dieser besetzte auch wirklich im Mai das Land, ward aber sofort zurückgerufen, nachdem durch W. und seine Vettern Verhandlungen darüber angeknüpft worden waren, daß Wolfgang's Neffe, der böhmische Oberstkanzler Burggraf Heinrich dem neuen Besitzer die verwirkte Herrschaft abkaufen und nach Begnadigung Wolf's sie an diesen wieder abtreten sollte. Lodron erhielt für die Auflassung von den Vettern 32 000 Thlr., der Bischof von Arras für seine Verwendung als Oberstkanzler beim Kaiser 13 000 Thaler am 23. Mai. Heinrich ließ das Land durch drei Räthe Wolfgang's als Befehlshaber verwalten und überwies seinem Oheim die Nutznießung, auch nachdem er 1549 den kaiserlichen Lehnbrief erhalten hatte. W. war selten außerhalb Landes während seiner Aechtung, sondern hielt sich meist im Harz, besonders in Gernrode bei seiner Nichte, oft auch in und bei Köthen auf, bis er durch den Passauer Vertrag vom 31. Juli 1552 wieder zu Gnaden kam. Im Feldlager vor Magdeburg bei Kurfürst Moriz unterstützte er dessen Verhandlungen mit der Stadt im October 1550, die nach einer Belagerung von dreizehn Monaten 1551 fiel (vgl. G. Hertel und Fr. Hülße, Geschichte Magdeburgs I, 536). Auffällig weigerte sich Heinrich seinen Lehnbrief auszuantworten. Er starb 1554 darüber hin. Erst 1568 haben seine Söhne sich dazu bequemt gegen Ersatz der Kanzleigebühren, die der Vater für die Urkunde entrichtet hatte. Ein Proceß, den bis 1553 Heinrich's Schwester Margarete, Gemahlin des Bohuslav Felix von Hassenstein, erhob wegen ihrer Ansprüche als Enkelin nach Barbara's Tode auf ihr Erbtheil aus dem Nachlaß von Wolfgang's Mutter Margarete, ihrer 1539 entschlafenen Großmutter, blieb für W. belanglos.

Je mehr W. nach 1552 das Bedürfniß fühlte sich von persönlicher Theilnahme an den Welthändeln auf die treue Regierung seines Landes zu beschränken, um so mehr erfreute es ihn, die Segnungen zu sehn, die sein Streben seit Jahrzehnten ermöglicht hatte. Schon 1527 hatte er der Stadt Köthen eine Willkür verliehn, Hoym erhielt Stadtrecht, er vereinte Altstadt und Neustadt Bernburg, Schlaginhausen hatte seit 1536 in Köthen die Kirchenvisitation durchgeführt, der Augsburger Religionsfriede vom 25. September 1555 war Wolfgang's Freude. Nur am Naumburger Fürstentage 1561 nahm er noch theil. Im Bernburger Schloß baute er das lange Gebäude, das Koswicker Schloß und die Kirche St. Nicolai führte er nach den Verwüstungen von 1547 neu auf, ebenso Kirche und Rathhaus zu Sandersleben, in der Bernburger Saale erstand eine

Schleuse, den Bürgern erließ er den Frohnpfennig. In den letzten Lebensjahren erneute er die Zerbster Bartholomäikirche, in der er seine Grabstätte sich baute. Er war von je einfach zu leben gewohnt. Das übliche Zutrinken haßte er und verbot es seinen Begleitern zur hellen Freude seiner zärtlich um ihn besorgten Mutter. Das Zipperlein plagte ihn sehr. Von jeher liebte er geistliche Anregung. Er zog daher gern Prediger in seinen Verkehr. Schlaginhausen saß oft an seiner Tafel und der seiner Mutter. Zuletzt ging er täglich mit Abraham Ulrich um. „Hilf, du heilige Dreifaltigkeit!" war oft sein Wort. Er entschloß sich nicht zum Ehestand. Repräsentantin seines Hauses war seit 1539 Fräulein v. Schaderitz aus der Gröbziger Adelsfamilie. Sein Bildniß von L. Cranach d. Jüngeren aus der Bartholomäikirche ist aus Beckmann's Historie Theil V, S. 138 bekannt. Denkmünzen auf ihn verzeichnet Th. Stenzel im Anhaltischen Staatsanzeiger 1892, Nr. 160. Durch Standbilder ist er in Bernburg ausgezeichnet. F. Kindscher.

Wolfgang, Herzog von Baiern, geboren als neuntes Kind Herzog Albrecht's III. von Baiern-München und der Anna von Braunschweig am 1. November 1451, † am 24. Mai 1514 in Landsberg. Wie vielen anderen wittelsbachischen Prinzen ward auch ihm das Unvermögen, in die bescheidene Rolle und Zurücksetzung jüngerer Fürstensöhne sich zu finden, zum entscheidendsten und verhängnißvollen Zuge seines Lebens. Gleich seinem Bruder Albrecht war er anfangs zum geistlichen Stande bestimmt. Eine bairische Gesandtschaft ging 1458 nach Rom, um für die beiden Prinzen Pfründen zu erwirken, und 1460 reisten diese mit ihrem älteren Bruder Johann selbst nach Rom, um mit Papst Pius, Cusa und anderen Cardinälen bekannt zu werden und ihre geistliche Zukunft zu fördern. W. weilte damals länger als die Brüder in Italien oder ist doch bald wieder dorthin zurückgekehrt: 1464 wohnte er in Perugia; in dem Münchener Kaspar Schmidhauser, den ein Italiener Guido dort in schmeichlerischen Versen besang (clm. 19 652), ist wol sein Erzieher zu suchen. Von tieferen Spuren der humanistischen Ausbildung, die dem Prinzen damals zu theil geworden zu sein scheint, ist jedoch nichts zu bemerken. Nach der Heimath zurückgekehrt, unterstützte W. seinen Bruder Albrecht in dem Anspruch auf Mitregierung, den dieser seit Johann's Tode gegenüber Sigmund erhob, und einigte sich mit dem ersteren (4. Sept. 1465) zu Regensburg dahin, daß sie beide ihr väterliches Erbtheil als gemeinsames Gut genießen wollten. Ein Vorschlag zur Ordnung des Hofhalts, der damals entweder vom fürstlichen Rath oder vom Landschaftsausschuß ausging, scheint vorauszusetzen, daß W. wieder in die Fremde geschickt werde. Nachdem der energische Albrecht (IV.) durch Sigmund's Verzicht (3. Sept. 1467) die angestrebte Alleinregierung erlangt hatte, erklärte W. am 28. März 1468 zu dessen Gunsten in Erwägung „seiner löblichen, guten Regierung" seinen zwölfjährigen Verzicht auf die Herrschaft und ward dafür mit dem Schlosse Greifenberg und einer Jahresrente von 2400 fl., die nach sechs Jahren auf 3000 fl. erhöht werden sollte, ausgestattet. Daß er sich bei dieser mageren Entschädigung nicht lange beruhigen würde, mochte Albrecht, wiewol W. in dem nun vom Bruder Christoph gegen ihn erhobenen Erbstreit anfänglich noch zu ihm hielt, wol voraussehen. Mit Wolfgang's Zustimmung griff er deshalb den vorher gescheiterten Plan einer geistlichen Versorgung für den jüngsten Bruder wieder auf. Der Kaiser und andere fürstliche Fürsprecher verwandten sich beim Papste um einen Cardinalshut für W. und Albrecht reiste zu diesem Zwecke selbst nach Rom, doch ward das Ziel nicht erreicht. W. hatte Albrecht bis Mantua begleitet und war dort bei seinem Schwager und seiner Schwester zurückgeblieben.

Seit diesem wiederholten Scheitern des geistlichen Planes, das ungefähr

mit seiner Mündigkeit zusammenfiel, regte sich auch bei W. die Unzufriedenheit mit seiner bescheidenen Stellung und Eifersucht gegen den glücklichen älteren Bruder. Das Zerwürfniß zwischen diesem und Christoph gedieh 1470 so weit, daß der letztere auf Befehl Albrecht's verhaftet wurde. Auf die Kunde dieser Gewaltthat entfloh W. aus München und setzte nun alle Hebel in Bewegung, dem gefangenen Bruder hülfreiche Freunde und Albrecht Gegner zu gewinnen. Seine klagenden Briefe gingen an den Kaiser, an den päpstlichen Legaten, an verschiedene Fürsten, an die Stadt München und die oberbairische Landschaft. Dem Landshuter Rathe Martin Maier maß er eine Hauptschuld an Albrecht's Erbitterung gegen Christoph bei. Auf dem großen Regensburger Reichstage von 1470 erschien der jugendliche Prinz, geleitet von Rittern des von Albrecht aufgelösten Böcklerbundes, und verfocht mit Beredsamkeit Christoph's Sache. Erst nach dessen Aussöhnung mit dem Bruder ließ sich (21. Mai 1477) auch W. zu neuem Regierungsverzicht bestimmen. Er erhielt jetzt eine Jahresrente von 4000 fl., worunter die Einkünfte der Schlösser Greifenberg und Hegnenberg inbegriffen waren. Dazu erwarb er nach einem Schiedspruch der Herzoge Ludwig und Albrecht von den Brüdern von Riedheim die von den Herzogen Johann und Sigmund verpfändete Herrschaft Schwabeck zurück. Deren Besitzergreifung gelang jedoch erst nach blutiger Fehde mit den Riedheimern, zu deren Durchfechtung sich W. eidgenössischer Söldner bediente und in deren Verlauf er das Schloß Riedheim eroberte. Seinen gewöhnlichen Wohnsitz nahm W. auf dem Schlosse Liechtenberg am Lech. 1486 treffen wir ihn bei der Augsburger Bischofswahl, die er und die anderen bairischen Herzoge vergebens auf Johann von der Pfalz zu lenken suchten. Um diese Zeit erscheint er auch als Pfleger von Weissenhorn im Dienste des Landshuter Vetters Georg d. Reichen. Als K. Maximilian von seinen aufständischen Unterthanen in Brügge gefangen genommen ward und der Kaiser die Reichsfürsten zu seiner Befreiung aufrief, folgten W. und Christoph diesem Rufe und thaten sich in dem flandrischen Feldzuge rühmlich hervor. 1488 ward W. von K. Max mit einem Jahressolde von 800 fl. als Rath und Diener, im selben Jahre auch vom alten Kaiser Friedrich als Diener aufgenommen.

Mit dem regierenden Bruder Albrecht IV. gerieth W. neuerdings in heftigen Zwist, als dieser 1487 zwei Beamte Wolfgang's zu Greifenberg, seinen Jägermeister und den Pfleger Erhard v. Persall ins Gefängniß werfen, den Ersteren sogar foltern ließ. So blies auch W. ins Horn, als sich Albrecht's unterländische Ritterschaft in dem Löwenbunde zur Wahrung ihrer verbrieften Rechte gegen den Herzog zusammenschloß. Im November 1489 erklärten W. und Christoph ihren Beitritt zu diesem Bündniß, beide erneuerten ihre Ansprüche auf Landestheilung und fanden beim Kaiser ein geneigtes Ohr für ihre Hülfsgesuche. Friedrich ergriff gern die Gelegenheit, W. und Christoph für ihre Kriegsdienste in den Niederlanden und in Ungarn sich dankbar zu erweisen und dem aufgedrungenen Schwiegersohn Albrecht neue Schwierigkeiten zu bereiten. Auf Wolfgang's Vorschlag ernannte er (13. Januar 1490) den Pfalzgrafen Philipp zu seinem Commissär und Schiedsrichter in dem brüderlichen Erbstreit und auf dem Nürnberger Reichstage erhob W. vor dem Könige und dem kaiserlichen Anwalt Klage gegen Albrecht, worin ihm Christoph bald folgte. Konnte Albrecht auf manche Beschwerden der Brüder mit Recht erwidern, es zieme ihm nicht ihretwillen „gemeinen Landes Nutz und Nothdurft zu unterlassen", so waren doch andere Klagen, besonders daß Albrecht ohne der Brüder Zustimmung dem Erzherzoge Sigmund eine Million auf Baiern verschrieben hatte, nicht so leicht zu entkräften. Am 15. September 1490 schlossen W. und der Löwenbund ein Bündniß zu gegenseitiger Hülfe mit dem Schwäbischen Bund. Maximilian

bestätigte (6. Juli 1491) diese Verbindung und versprach dem Schwäbischen Bunde, wenn er darum angegriffen werden sollte, seinen Beistand. Hierdurch ermuntert, ließ W. am 6. August 1491 einen gedruckten Aufruf an die Landstände ausgehen, worin er auf Abtretung seines ihm rechtlich zustehenden Landesviertels drang. Vom Kaiser erhielten dann (1. Octbr.) W. und Christoph die Weisung, als Hauptleute des Schwäbischen Bundes die gegen die Reichsstadt Regensburg wegen ihrer Unterwerfung unter Albrecht's Herrschaft ausgesprochene Acht zu vollziehen. Um Einfluß auf den Böhmen- und Ungarnkönig Wladislaus zu gewinnen, ließ sich W. (3. Dec.) auch unter dessen „Diener von Haus aus" aufnehmen. Der Schwäbische Bund aber war nicht rechtzeitig gerüstet und die Löwenritter, die mit kurzsichtiger Uebereilung trotzdem losschlugen, wurden von Albrecht mit leichter Mühe niedergeworfen. W. hatte erst Ende Januar 1492 seine Rüstungen vollendet, überschritt mit den in seiner Herrschaft Türkheim gesammelten Truppen den Lech, ließ von Liechtenberg aus die benachbarten Dörfer plündern und die Unterthanen zur Huldigung zwingen. Mit Christoph vereint, drang er bis Tölz vor, das gleichfalls der Plünderung preisgegeben wurde. Als aber Albrecht heranrückte und die Landwehr der bedrohten Bezirke aufbot, wurde W., dem der Schwäbische Bund nur eine kleine Reiterschar zu Hülfe gesandt hatte, rasch in die Vertheidigung zurückgedrängt, seine Schlösser Greifenberg und Hegnenberg (13. und 15. Februar) von Albrecht's Truppen erobert. Ende April aber sammelte sich auf dem Lechfeld eine gewaltige Heeresmacht des Reichs und des Schwäbischen Bundes und am 10. Mai vereinigten sich mit ihr die 200 Reiter und das ansehnliche Fußvolk der Herzoge W. und Christoph, die erst zwei Tage darauf an Albrecht ihre Fehdebriefe schickten. Dieser, von seinem Verbündeten, H. Georg, im Stiche gelassen, sah sich gezwungen, Regensburg dem Reiche und seinen Brüdern alles, was er ihnen im Kriege abgenommen hatte, zurückzustellen. Die Unterhandlungen, die Albrecht mit den Brüdern einleitete, versprachen jedoch wenig Erfolg, so lange der Kaiser die Ansprüche der letzteren auf Mitregierung unterstützte. Noch am 22. Septbr. 1492 erließ Friedrich an die bairischen Landstände den Befehl, den Herzogen Christoph und W. zu huldigen. Die Stände aber wollten weder von Mitregierung der immer in Schulden steckenden Brüder noch von einer neuen Landestheilung etwas wissen, zwei Landtage, welche Christoph und W. nach Freising ausschrieben, wurden durch Albrecht's Verbot und Mangel an Besuch vereitelt. So haben die bairischen Stände damals durch ihr Verhalten der Primogeniturordnung Albrecht's vorgearbeitet. Unter Albrecht's persönlicher Einwirkung verstand sich dann auch der Kaiser zum Einlenken und empfahl den Brüdern in einem Mandat vom 31. December gütliche Auseinandersetzung. Diese herbeizuführen halfen die Landstände mit und bewogen auf einem Landtage zu München (20. März 1493) Christoph und W. zu der Erklärung, daß sie ihren Bruder nicht widerrechtlich der Regierung entsetzen, sondern ihrer früheren Verschreibung getreu bleiben wollten. Als aber W. um Ostern 1494 mit K. Maximilian bei Hohenschwangau und am Plansee auf Bären jagte, erhob er doch wieder Klagen gegen Albrecht und nach Christoph's Tode verlangte er Antheil an dessen Erbe. Er wandte sich mit seinen Forderungen an den Landschaftsausschuß und sogar an den Schwäbischen Bund, ohne jedoch Albrecht noch ernstliche Verlegenheiten bereiten zu können.

In dem Landshuter Erbfolgestreit fielen Wolfgang's und Albrecht's Interessen zusammen. Am 23. April 1504 erhielten auf dem Rathhause zu Augsburg die beiden Fürsten als nächste Agnaten die Belehnung mit allen Reichslehen Georg's, freilich unter Vorbehalt des königlichen „Interesse". Mit Maximilian und Albrecht hat W. den großen Reiterangriff in der Böhmen-

schlacht bei Wenzenbach (11. Septbr. 1504) mitgemacht. Auf dem Schlachtfelde empfing er nach errungenem Siege den Ritterschlag von der Hand des Königs. Als Albrecht am 8. Juli 1506 die hochwichtige Primogeniturordnung erließ, zeigte W. durch sein Verhalten, daß die Jahre seinen Egoismus wohlthätig gemildert hatten. Daß er unvermählt geblieben war, erleichterte ihm das Entgegenkommen gegen den Bruder und das Interesse des Landes. „Aus brüderlicher Liebe und Treue“ verzichtete damals W. auf seinen Erbtheil, doch ward ihm nun die Entschädigung weit reichlicher als vordem bemessen. Im Westen des Landes, wo er auch bisher gehaust hatte, wurden ihm auf Lebenszeit außer seinen alten Schlössern die Schlösser, Städte und Gerichte Aichach, Friedberg, Mering, Landsberg, Schongau, Rauhenlechsberg, Weilheim und Pähl und im ganzen eine Jahreseinnahme von 12 000 fl. zugesprochen. Wolfgang's Unterthanen sollten gleich den anderen Landsassen an den bairischen Landtagen theilnehmen und „in Krieg und Befriedung des Landes“ gleich diesen sich halten, Irrungen zwischen den Brüdern vor die Landschaft gebracht werden.

Nach Albrecht's des Weisen Tode (18. März 1508) übernahm nach dessen Anordnung W. neben sechs Landständen die vormundschaftliche Regierung an Stelle des minderjährigen Wilhelm IV. Diese währte bis zum 13. November 1511, doch trug der ohnedies nicht staatsmännisch angelegte Fürst in höheren Jahren um so weniger Verlangen, die Bequemlichkeit eines ungezwungenen Landlebens mit mühsamen Regierungsgeschäften zu vertauschen und ließ sich unter Berufung auf Alter und Gesundheit von seinen Mitvormündern einräumen, daß er sich durch Räthe in den Sitzungen des Regiments vertreten lassen durfte. W. erlebte noch den Anfang der neuen Erbstreitigkeiten zwischen seinen Neffen Wilhelm und Ludwig und den schlimmen Conflict des ersteren mit der Landschaft. Als sich dann die Brüder im Widerspruch mit der väterlichen Erbordnung auf gemeinsame Regierung einigten, erklärte er, daß er dieses Abkommen nicht anerkenne und seine fürstlichen Rechte sich vorbehalte. Den Beschwerden der Stände, die damals über die Verwaltung seines eigenen Landestheiles laut wurden, gab er wenigstens theilweise Folge, indem er insbesondere in die Absetzung des als schwelgerischer Verschwender verhaßten Rentmeisters Paßweiler willigte. Ein langwieriger Streit mit Wolf von Freiberg, dessen Vater Paul von einem Jäger Wolfgang's erschossen worden war, zwang den Fürsten seine Stände um Hülfe zu der befürchteten Fehde anzugehen, doch kam dann (22. Aug. 1511) unter Vermittlung des jungen Wilhelm IV. ein gütlicher Vergleich zu Stande. W. starb am 24. Mai 1514 in Landsberg und ward in Andechs begraben. Er wird als der stärkste unter den Brüdern bezeichnet, unter denen sich doch der athletische Christoph befand. Nach Füetrer's Fortsetzung (Oberbayer. Archiv V, 81), mit deren Schilderung andere Chronisten (so cgm. 5422, f. 86, 87 und die Chronik bei Lipowsky, H. Christoph, S. 160) wohl übereinstimmen, war er ein langer Herr, großen Leibs, aber faul, „keines sondern Wesens“, lebte gern allein auf seinen Schlössern, hielt ruhig Hof, hatte aber den Brauch: wer wider ihn handelte, dem vergab er nicht. Für seine Ehelosigkeit entschädigte er sich durch den Umgang mit schönen Bauerndirnen. Hervorgehoben wird seine Freude an Rennpferden, an der Jagd, am Trinken und daß er gern aufs Feld zu den Bauern ging. Von den politischen Fähigkeiten seines Bruders Albrecht hat er nichts besessen und das im Hause Wittelsbach bereits eingebürgerte Mäcenatenthum zu entfalten war ihm schon durch die Kargheit seiner Mittel verwehrt.

Häutle, Genealogie des Hauses Wittelsbach. — Riezler, Gesch. Baierns III u. IV (Mscr.)

Riezler.

Wolfgang, Pfalzgraf, Herzog von Zweibrücken und Neuburg, geboren am 26. September 1526 in Zweibrücken, † am 11. Juni 1569 in Nessun bei Limoges, war der einzige Sohn des Herzogs Ludwig II. und der Elisabeth, einer Tochter des Landgrafen Wilhelm's des Aelteren von Hessen. Sein Vater, der vierte in der Reihe der von Stephan, dem dritten Sohne Ruprecht's von der Pfalz, abstammenden Herzoge von Zweibrücken, hatte 1523 dem ihm von Franz von Sickingen empfohlenen Johann Schwebel aus Pforzheim einen Wirkungskreis eröffnet und sich seitdem stets der Reformation geneigt bewiesen, an der Speierer Protestation und Augsburger Confession jedoch nicht theilgenommen. Als Ludwig am 3. December 1532 starb, wurde der sechsjährige W. sein einziger Erbe, zunächst unter der Vormundschaft seiner Mutter und des ältesten Bruders seines Vaters, des Pfalzgrafen Ruprecht. Obwol ursprünglich dem geistlichen Stande angehörig, zeigte sich Ruprecht als entschiedenen Förderer der Reformation und gab schon 1533 durch Einführung einer von Schwebel ausgearbeiteten Kirchenordnung der evangelischen Kirche im Zweibrücker Gebiete die nothwendige Organisation. Als Erzieher Wolfgang's berief er im Juni 1533 Schwebel's Landsmann Kaspar Glaser aus Pforzheim, einen mildgesinnten Lutheraner, welcher das Vertrauen seines Zöglings in vollem Maße gewann, 1540 nach Schwebel's Ableben dessen Nachfolger ward und bis zu seinem 1547 erfolgten Tode das Kirchenwesen im Herzogthum leitete. Die Augsburger Confession ließ Ruprecht nachträglich durch Schwebel unterschreiben, lehnte aber im Februar 1537 den Eintritt in den schmalkaldischen Bund ab. — In seinem 14. Lebensjahre kam W. zur Ausbildung in höfischer Sitte und Vorbereitung auf die Führung der Regierung an den Hof des Kurfürsten Ludwig nach Heidelberg, 1541 an den des Kurfürsten von Trier, wobei jedoch sein Hofmeister Seifried v. Oberkirch strenge Weisung erhielt, dafür zu sorgen, daß W. nicht vom Worte Gottes abgewendet und zum Papstthum verführt werde. (Vgl. L. Eid, D. Hof- u. Staatsdienst im Herzogt. Zweibrücken 1444—1604. Mitt. d. hist. Ver. d. Pfalz XXI, S. X u. 40 ff.). Am 2. Juli 1541 empfing er von Kaiser Karl V. auf dem Reichstage zu Regensburg sein Reichslehen. Ein 1540 mit dem Könige von Frankreich abgeschlossener Dienstvertrag sicherte W. von diesem einen Jahressold, wurde aber bereits 1542 gekündigt, nachdem König Franz wieder die Waffen gegen den Kaiser ergriffen hatte. Im Juli 1543 durch W. oder dessen Vormund neuerdings angeknüpfte Verhandlungen über dessen Aufnahme in den schmalkaldischen Bund kamen nicht zum Abschlusse. Im folgenden Monate führte W. bei dem Feldzuge gegen Herzog Wilhelm von Cleve dem kaiserlichen Heere einige Fähnlein zu. Am 3. October 1543 schloß er in Marburg mit seinem Vormunde Ruprecht einen Vergleich, nach welchem er demselben zum Danke für die treugeführte Vormundschaft die kleine Grafschaft Veldenz nebst Lauterecken und einigen weiteren Besitzungen erbeigenthümlich überließ. So wurde Ruprecht, welcher bereits am 27. Juli 1544 mit Hinterlassung eines erst einjährigen Sohnes Georg Hans starb, der Stifter einer neuen pfälzischen Nebenlinie, welche bis 1694 blühte.

Um dieselbe Zeit war W. in sein 18. Lebensjahr eingetreten und erscheint seitdem als selbständiger Regent. Seine Mutter, welche 1539 mit dem Pfalzgrafen Georg von Simmern in die zweite Ehe getreten war, unterstützte ihn dabei zunächst noch mit ihrem Rathe und war namentlich besorgt, ihm frühzeitig eine geeignete Gemahlin zuzuführen. W. folgte gerne dem mütterlichen Rathe und vermählte sich am 8. März 1545 mit Anna, der kaum sechzehnjährigen Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen. Der glücklichen Ehe entsprangen dreizehn Kinder, von denen fünf Söhne und fünf Töchter den Vater überlebten.

Alsbald nach Uebernahme der selbständigen Regierung nahm W. an wichtigen politischen Verhandlungen theil. Im Frühjahre 1544 erschien er auf dem

Reichstage zu Speier und erneuerte seine Beziehungen zu dem Kaiser Karl V., welcher ihn bald darauf auf seinem Siegeszuge nach Frankreich in Zweibrücken besuchte. Im Februar 1545 betheiligte er sich an der Versammlung der pfälzischen Wittelsbacher in Heidelberg, welche das Verbleiben der Kurwürde bei der pfälzischen Linie zu sichern bestimmt war, und blieb auch dann fest auf Seite der Pfälzer, als ihm Herzog Wilhelm von Baiern vorschlug, die Kur zwischen Wilhelm's und Wolfgang's Hause wechseln zu lassen, und so die Versuchung an ihn herantrat, seinen Nachkommen auf Kosten der übrigen pfälzischen Wittelsbacher einen Vorzug zu verschaffen. Am 20. November 1546 erneuerte W. den sog. Disibodenberger Vertrag mit Pfalzgraf Johann II. von Simmern von 1541, nach welchem beide pfälzischen Stämme nach dem Aussterben der Kur sich behülflich sein sollten, die Kurwürde und die pfälzischen Erblande in ihre Hände zu bringen, wobei der eine Stamm die Kur mit Zubehör und der andere die Erblande erhalten sollte. In den religiösen Fragen nahm W. seine Stellung entschieden auf Seiten der protestantischen Stände. Im evangelischen Glauben erzogen, war er ein überzeugter, aufrichtig frommer Protestant, dem sein Glaube Herzenssache war. Dem schmalkaldischen Bunde trat er, obwol er wiederholt von seinem Schwiegervater dazu gedrängt wurde, nicht bei, vielleicht mit unter dem Einflusse eines nochmaligen im Mai 1546 empfangenen Besuches des Kaisers, und bewahrte während des Krieges Neutralität. Aber wie er vor dem Kriege an den Schritten der protestantischen Stände zu Gunsten des evangelischen Kurfürsten Hermann von Köln theilgenommen hatte, so trat er nach dem unglücklichen Ausgange des Kriegs bei dem Kaiser für seinen Schwiegervater Philipp von Hessen ein, für den er auch mit den Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Moritz von Sachsen auf Verlangen Karl's V. Bürge wurde.

Eine anerkennenswerthe Standhaftigkeit bewies W. in Sachen des Augsburger Interims. Schon auf dem Augsburger Reichstage ließ er durch seine Vertreter erklären, daß er den Beschlüssen nicht zustimmen könne, und schrieb dann dem Kaiser, welcher sich damit nicht zufrieden gab, am 8. Juni 1548, er könne von der Religion, in der er geboren und erzogen und von deren Wahrheit er überzeugt sei, nicht abstehen. Er wolle von seinen Räthen ein Gutachten darüber erholen, was an dem Augsburger Rathschlage mit unverletztem Gewissen angenommen werden könne, und werde darüber dem Kaiser baldthunlichst berichten. Der Kaiser nahm diese Erklärung überaus ungnädig auf und verweigerte W., als er sich nun entschloß, persönlich nach Augsburg zu reisen, so lange jede Audienz, bis er eine befriedigendere Antwort gegeben habe. Vorher schon hatte man deutlich mit Anwendung von Gewalt gedroht, wenn W. die Annahme verweigern werde. In dieser Zwangslage entschloß sich W. zu der schriftlichen Erklärung, er sei zur Vollstreckung des Interims bereit, soweit dies mit unverletztem Gewissen geschehen könne, bitte aber, ihm dazu die nothwendige Zeit zu lassen. In der ihm endlich gewährten Audienz schlug der Kaiser zwar W. die Bitte, nicht alle Vorschriften des Interim ausführen zu müssen, rundweg ab, gestattete ihm jedoch dazu eine gewisse Frist. In der That befahl nun W. am 22. August 1548 die Verkündigung des Interims im Herzogthume. Als aber die Geistlichen, gewiß zu Wolfgang's Freude, einmüthig erklärten, sie könnten um des Gewissens willen Vieles, was das Interim enthalte, nicht ausführen, berichtete W. dem Kaiser, welcher ihm inzwischen neue Mahnungen zugesandt hatte, er habe das Interim zwar verkünden lassen und theilweise schon durchgeführt, die Erfüllung aller Vorschriften desselben aber sei so schnell nicht möglich, weil er keine dazu willigen tauglichen Prediger habe. Obwol nun der Kaiser auf der sofortigen vollständigen Ausführung des Interim bestand, scheiterte dieselbe doch an diesem Punkte. Die Bischöfe, an welche der

Kaiser W. zur Erlangung von Pfarrern wies, hätten zwar gerne katholische Geistliche gesandt, aber nicht solche, welche sich zur Einführung des Interim hergegeben und das Abendmahl unter beiden Gestalten ausgetheilt hätten. Die evangelischen Pfarrer erklärten aber auch jetzt noch, sie würden lieber auf ihre Aemter verzichten, als das Interim annehmen. Da nun W. sich zwar bereit erklärte, von den Bischöfen ihm zugesandte, auf dem Grunde des Interim stehende Pfarrer zuzulassen, aber gegen die Zulassung katholischer Priester sich entschieden verwahrte und die evangelischen Geistlichen ihr Amt weiter verwalten ließ, so blieb das Interim im Herzogthum Zweibrücken unausgeführt. Auch der Kaiser, welcher noch im April 1549 entschieden auf die vollständige Erfüllung der Augsburger Beschlüsse gedrungen und W. seine Unzufriedenheit zu erkennen gegeben hatte, mußte sich, wie es scheint, damit schließlich zufrieden geben. Wenigstens wurde W. von seiner Seite nicht weiter behelligt.

Als 1552 Wolfgang's Schwager, Kurfürst Moritz von Sachsen, im Bunde mit Heinrich II. von Frankreich gegen Karl V. in die Waffen trat, hielt W., dessen Gebiet den französischen Angriffen offen lag, auch in dieser schwierigen Lage dem Kaiser die Treue und bewahrte volle Neutralität, wenn er auch König Heinrich, welcher am 19. Mai durch Zweibrücken kam, höflich begrüßte. An den Verhandlungen zu Passau, sowie denen zu Augsburg 1555 nahm W. keinen persönlichen Antheil, wirkte jedoch bei den letzteren durch seine Vollmachtträger entschieden, wenn auch erfolglos, für die Beseitigung des s. g. geistlichen Vorbehalts aus dem Religionsfrieden.

In Gemeinschaft mit den übrigen pfälzischen Fürsten, welche jetzt in erfreulicher Eintracht zusammenwirkten, betheiligte sich W. in dieser Zeit an verschiedenen Vereinbarungen über die Erbfolge nach dem vorauszusehenden Aussterben der pfälzischen Kurlinie. Im März 1551 trat er mit Pfalzgraf Johann von Simmern von dem erwähnten Disibodenberger Vertrage von 1541 und 1546 zurück, weil er mit der goldenen Bulle und den Hausgesetzen in Widerspruch stehe, und erneuerte mit den übrigen pfälzischen Fürsten die Vereinbarung von 1545 über die Nachfolge in der pfälzischen Kur. Am 2. November 1553 unterzeichnete er sodann den Heidelberger Erbfolgevertrag, nach welchem sämmtliche Kurlande nach dem Aussterben der Kurlinie ungetheilt an Johann von Simmern und dessen Mannsstamm fallen sollten. Die jüngere Linie Wolfgang's sollte durch ein Capital von 20000 Gulden und eine auf die Grafschaft Lützelstein im Elsaß, die hintere Grafschaft Sponheim und etliche andere pfälzische Gebietstheile angewiesene Jahresrente von 12000 Gulden entschädigt werden. Wenn W. schon hierdurch die Aussicht auf eine nicht unbedeutende Vergrößerung seines kleinen Landes erhielt, so sicherte er sich dadurch einen noch weit ansehnlicheren Gebietszuwachs, daß er, obwol er selbst oft mit finanziellen Verlegenheiten zu kämpfen hatte, seinen stets geldbedürftigen Vettern von der Kurlinie mit bedeutenden Gelddarlehen aushalf. So streckte er dem Kurfürsten Friedrich II. 100000 Gulden vor und erhielt im Herbste 1551 als Ersatz für die nicht bezahlten Zinsen, die bis dahin von Friedrich's Bruder Wolfgang geführte Statthalterschaft in der Oberpfalz, welche er führte, bis er im August 1557 durch den späteren Kurfürsten Friedrich III. ersetzt wurde. In dieser Zeit hatte er seinen Hofhalt in Amberg und ließ seine Zweibrücker Lande durch eine aus drei Personen bestehende Statthalterschaft verwalten, kam jedoch auch selbst häufig nach Zweibrücken. Noch bessere Rente trugen W. seine dem Pfalzgrafen Otto Heinrich gewährten bedeutenden Darlehen, indem ihm dieser am 13. November 1553 „wegen sonderlicher Liebe, Dienste und Freundschaft“ für den Fall seines Ablebens sein Fürstenthum Neuburg erbeigenthümlich zum Geschenke machte und auch die Genehmigung des Kaisers und der Agnaten, sowie der Neuburger Landstände dazu erwirkte. Durch weitere 100000 Gulden erwarb W. von Otto

Heinrich käuflich das Fürstenthum Sulzbach mit Parkstein und Weiden und kam so mit dem Tode Otto Heinrich's 1559 in den Besitz eines von seinem Stammlande entlegenen rechtsrheinischen Gebietes, welches jenes an Größe und Bedeutung nicht wenig übertraf.

Besondere Fürsorge widmete W. den kirchlichen Angelegenheiten. Als Statthalter in der Oberpfalz befestigte er dort die schon vorher eingeführte Reformation. In Zweibrücken schritt er, sobald ihm der Augsburger Religionsfriede die rechtliche Grundlage dazu gegeben hatte, zur Organisation des Kirchenwesens durch Einführung einer unter dem Beirathe von Melanchthon und Brenz ausgearbeiteten und am 1. Juni 1557 veröffentlichten Kirchenordnung, welche die den Verhältnissen nicht mehr entsprechende von 1533 ersetzte. Dieselbe beruht in der Hauptsache auf der mecklenburgischen Kirchenordnung von 1552 und 1554 und der württembergischen von 1553 und trägt in der Lehre lutherisches Gepräge. Am 2. Januar 1560 führte W. diese als trefflich anerkannte Kirchenordnung auch für sein Fürstenthum Neuburg ein. Im Zweibrückischen sollte eine 1558 eingesetzte Visitationscommission, zu der auch Joh. Marbach aus Straßburg gehörte, die allgemeine Durchführung der Ordnung sichern. Die hierzu erlassene Instruction legt besonderes Gewicht auf die Einrichtung von Schulen. In jedem größeren Dorfe sollte eine deutsche Schule, in den Oberamtsstädten eine Lateinschule, für den höheren Unterricht aber ein Gymnasium in Hornbach in den Räumen des dortigen von Pirminius gegründeten Klosters errichtet werden. In der That wurde letztere Schule schon am 1. Januar 1559 eröffnet und ihr Emanuel Tremellius, welcher schon seit 1554 den Unterricht der pfalzgräflichen Kinder in Amberg geleitet hatte, als Rector vorgesetzt. Der Unterhalt dieser Schule sollte aus den Einkünften des Hornbacher und einiger anderen damals oder bereits früher eingegangenen Klöster bestritten werden. Im Fürstenthume Neuburg wurde 1561 ebenfalls ein Gymnasium zu Lauingen errichtet und aus den Gefällen der dort eingezogenen Klöster unterhalten.

An den nach dem Augsburger Religionsfrieden im Reiche über die Glaubensfrage gepflogenen Verhandlungen nahm W. lebendigen Antheil. Besonders nahe Fühlung unterhielt er mit dem ihm enge befreundeten Herzoge Christoph von Württemberg, mit dem er sich vor dem Wormser Religionsgespräche 1557 eifrig um die Aufrechterhaltung der Einigkeit unter den Protestanten bemühte und die Verdammung der Zwinglianer und anderer Secten durch die Abgesandten des Herzogs Johann Friedrich von Sachsen vergeblich zu verhindern suchte. Dem gleichen Zwecke sollte mit nicht besserem Erfolge der sog. Frankfurter Receß vom 18. März 1558 dienen, dessen Redaction von Wolfgang's Kanzler Sitzinger herrührt. Auch auf dem Augsburger Reichstage von 1559 wirkte W. nach Kräften für die Einigung der Protestanten im Reiche, mußte aber zu seinem Bedauern erkennen, daß der Zwiespalt unter ihnen immer größer wurde und daß der Frankfurter Receß, in dem W. eine geeignete Grundlage der Einigung sah, nicht nur von den streng lutherischen Thüringern zurückgewiesen wurde, sondern auch dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, welcher denselben selbst unterschrieben hatte, nicht mehr als ein Evangelium galt, das von Jedermann zu unterschreiben sei. Ueberhaupt zeigten sich hier bereits die ersten Spuren des späteren Mißverhältnisses zwischen W. und Friedrich III., welcher am 12. Februar 1559 Ottheinrich's Nachfolger in der pfälzischen Kur geworden war. Mit Ottheinrich's Tode trat auch dessen erwähnte Schenkung in Kraft und W., der das Fürstenthum Neuburg schon seit 1555 verwaltet hatte, konnte dasselbe am 4. März 1559 in erblichen Besitz nehmen. Bei Ausführung der übrigen vertragsmäßigen Bestimmungen und beim Vollzuge des Testaments Ottheinrich's kam es zwischen Friedrich und W. noch zu verschiedenen Schwierigkeiten, welche zwar durch den Wormser Vertrag vom 4. April 1560 und den Bruchsaler Vergleich

vom 22. März 1562 beigelegt wurden, aber bei beiden Fürsten eine gewisse Verstimmung zurückließen.

Vorerst hielt dies indessen W. nicht ab, mit dem Kurfürsten Hand in Hand zu gehen, sobald es sich um gemeinsame Interessen des Protestantismus handelte. So trat er im October 1559 mit Friedrich bei dem französischen Könige und dem Rathe der Stadt für die bedrängten Evangelischen in Metz und bei dem Kurfürsten von Trier für die Protestanten dieser Stadt fürbittend ein. Bei dem Naumburger Tage von 1561 erschien W., der sich vorher schon eifrig um das Zustandekommen einer Versammlung der evangelischen Fürsten bemüht hatte, persönlich und nahm an den Verhandlungen hervorragenden Antheil. Trotz seiner entschieden lutherischen Ueberzeugung mißbilligte er die dort von dem Herzoge Johann Friedrich von Sachsen eingenommene schroffe Haltung und betheiligte sich an den Schritten der übrigen evangelischen Fürsten gegenüber dem Trienter Concile, sowie an deren Fürbitte für die französischen Reformirten bei dem neuen Könige Karl IX. von Frankreich. Bald nach dem Naumburger Tage bahnte sich jedoch in Wolfgang's Stellungnahme eine Aenderung an. Bei den nunmehr fortgesetzten Verhandlungen forderte er immer entschiedener eine schärfere Fassung der Abendmahlslehre und stimmte im September 1562 den Beschlüssen der Fuldaer Conferenz nur ungern zu, weil die ausdrückliche Verdammung der papistischen und reformirten Irrlehre darin fehlte. Seine Abneigung gegen den Calvinismus hatte W. schon früher unzweideutig an den Tag gelegt. So hatte er schon 1560 den ersten Rector der Hornbacher Schule Tremellius, den früheren Lehrer seiner Kinder, als sich herausstellte, daß derselbe calvinischen Anschauungen huldigte, nicht nur von seinen Amte entlassen, sondern auch einige Monate in Haft behalten und dann aus seinem Lande verwiesen. Im folgenden Jahre traf dasselbe Geschick den Konrad Marius, welcher Tremellius als Prinzenerzieher ersetzt hatte. Als dieser mit dem schroff lutherischen Hofprediger Rauscher zu Neuburg in Conflict gerieth, wurde er im April 1561 deshalb verhaftet und im August des Landes verwiesen. Beiden Gelehrten gewährte bald Kurfürst Friedrich ehrenvolle Stellungen in Heidelberg, was gewiß nicht dazu beitrug, die gereizte Stimmung Wolfgang's gegen diesen zu verbessern.

Diese Stellung zum Calvinismus hinderte W. jedoch nicht, überall dort, wo er die Interessen des Protestantismus bedroht glaubte, auch für die Reformirten einzutreten. Klarer und weitherziger, als die meisten anderen evangelischen Fürsten Deutschlands, sah er in der Bedrängniß der Protestanten außerhalb Deutschlands auch eine große Gefahr für diejenigen des Reichs. An dem calvinischen Bekenntnisse der französischen Evangelischen nahm er zwar lebhaften Anstoß und suchte bei ihnen wiederholt für die Annahme der Augsburger Confession zu wirken. Aber er glaubte sie darum doch nach Kräften unterstützen zu müssen. So trug er nicht nur im September 1562 zu einem dem Prinzen von Condé von mehreren deutschen Fürsten gemachten Anlehen 10 000 Gulden bei, sondern faßte auch ernstlich den Plan, ihnen mit Sendung deutscher Truppen zu Hülfe zu kommen. Zu diesem Zwecke machte er der Königin Elisabeth von England das Anerbieten, in ihren Dienst zu treten und den Hugenotten zwanzig Fähnlein und zweitausend Reiter zuzuführen. Als Elisabeth das ablehnte und im Januar 1563 nach der unglücklichen Schlacht bei Dreux neue Boten der Hugenotten dringend um Hülfe ersuchten, wollte er die Sache selbst in die Hand nehmen und schritt trotz aller von befreundeter Seite ihm zugehenden Abmahnungen schon zur Anwerbung der hierzu erforderlichen Mannschaften. W. dachte dabei zunächst an einen Angriff auf Metz und appellirte in einer an seine fürstlichen Freunde gerichteten Zuschrift vom 14. März 1563 nicht bloß an ihren Protestantismus, der die Unterstützung der bedrängten französischen Christen zur Gewissens-

pflicht mache, sondern auch an ihren deutschen Patriotismus, der dazu auffordere, den günstigen Augenblick zu ergreifen, um Metz, Toul und Verdun dem Reiche wiederzugewinnen. Doch fand W. mit all' dem keinen Anklang und wurde auch von dem Kaiser ernstlichst zur Einstellung seiner Rüstungen aufgefordert. Trotzdem hätte er wol seine Absicht ausgeführt, wenn nicht die Nachricht von der inzwischen durch den Frieden von Amboise den Hugenotten gewährten Duldung und von den zum besseren Schutze von Metz getroffenen Vorkehrungen an ihn gelangt wäre. So aber entließ er am 4. April 1563 den größeren Theil der angeworbenen Truppen.

Hatte W. schon hierbei einen Sinn an den Tag gelegt, der auch vor gefährlichen Unternehmungen nicht zurückschreckte, so trat dieser Wagemuth noch klarer in den Beziehungen hervor, in welche er seit April 1564 mit dem bekannten geächteten Abenteurer Wilhelm von Grumbach trat. Wurde W. auch nicht vollständig in Grumbach's Pläne eingeweiht, so kannte und billigte er sie doch theilweise. So erklärte er sich im Sommer 1564 bereit, bei einem nicht zur Ausführung gelangten Anschlage Grumbach's mitzuwirken, nach welchem der Bischof von Metz, Cardinal von Lothringen, überfallen und gefangen genommen werden sollte. Im Herbste desselben Jahres scheint er sogar dem Gedanken eines Feldzugs gegen Herzog Albrecht von Baiern näher getreten zu sein, mit welchem er wegen dessen Verfahren gegen die Protestanten und aus anderen Gründen in Irrungen gerathen war. Noch am 25. Februar 1565 hatte W. zu Römhild eine Zusammenkunft mit Grumbach und brach, obwol er schon früher entschlossen war, sich mit Grumbach in kein Unternehmen einzulassen, erst im April dieses Jahres auch formell die Beziehungen zu ihm ab.

Wolfgang's Verhältniß zu dem Kurfürsten Friedrich war inzwischen immer schlechter geworden. Neben verschiedenen sonstigen Irrungen hatte dazu besonders die von Friedrich ins Werk gesetzte Einführung des Calvinismus in der Kurpfalz beigetragen, welche W. in höchstem Grade erregte. Die wiederholten Vorstellungen, welche er in seinem Eifer um die reine lutherische Lehre mit seinem gleichgesinnten Freunde Christoph von Württemberg im J. 1563 deshalb an Friedrich richtete, waren ebenso erfolglos geblieben, wie das Maulbronner Colloquium vom April 1564. Der Kurfürst fuhr in seinen Maßregeln fort und entließ schonungslos die lutherischen Prediger, so allein im Oberamte Germersheim neun, welche großentheils bei Pfalzgraf W. Wiederanstellung suchten und dadurch seine Erbitterung gegen Friedrich erhöhten. Mit doppeltem Eifer suchte nun W. dem Eindringen der Irrlehren in seinem eigenen Gebiete zu wehren. Er erließ am 1. Juni 1564 eine scharfe Verwarnung vor dem Calvinismus und veranstaltete eine neue Kirchenvisitation durch den eifrigen Lutheraner Joh. Marbach von Straßburg. Den Eiferer Tileman Heßhus aber, dessen Streitsucht den ersten Anlaß zu dem Gesinnungswechsel Friedrich's gegeben und der diesen eben erst in einer Schmähschrift angegriffen hatte, berief W. am 5. Mai 1565 zu seinem Hofprediger. Gewiß trug dieser das Seine dazu bei, um die bestehende Spannung zwischen beiden Fürsten noch zu steigern. In dieser erbitterten Stimmung kam W. zu den von Kluckhohn und Menzel ausführlich dargelegten Versuchen, andere protestantische Fürsten und den Kaiser Maximilian selbst, welcher sich dem Calvinismus sehr abgeneigt zeigte, für den Gedanken zu gewinnen, daß Friedrich, wenn alle Mahnungen zur Rückkehr zur Augsburger Confession vergeblich blieben, vom Religionsfrieden auszuschließen sei. Am 22. März 1565 erklärte er sich sogar dem kursächsischen Rathe von Sebottendorf gegenüber ziemlich deutlich bereit, wenn es darüber zur Execution käme, den Vollzug derselben zu übernehmen. Zum Glücke fanden diese weitgreifenden Pläne bei den übrigen evan=

gelischen Fürsten keinen Anklang, da diese bei aller persönlichen Abneigung gegen den Calvinismus doch fühlten, daß ein derartiges Vorgehen den protestantischen Interessen zuwiderlaufe. Auch auf dem Augsburger Reichstage von 1566, auf welchem Kaiser Maximilian den Gedanken des Ausschlusses Friedrich's aus dem Religionsfrieden aufgriff, bemühte sich W. nach Kräften, den Kurfürsten von den übrigen protestantischen Ständen zu trennen. Schon vorher hatte er durch eine Zuschrift vom 8. December 1565 Friedrich erklärt, es handle sich zwischen Lutheranern und Calvinisten nicht um Nebenpunkte, sondern um Hauptartikel, in denen man nicht nachgeben könne und man dürfe mit denen, welche in solchen irrten, keine Gemeinschaft haben. Demgemäß wollte W. auch in Augsburg, als der Kaiser den protestantischen Fürsten die Frage vorlegte, ob sie Friedrich als ihren Religionsverwandten erkennten und ob seine Lehre der Augsburger Confession entspreche, geradezu geantwortet wissen, Friedrich sei dem Augsburger Bekenntnisse nicht verwandt. Als die übrigen Fürsten sich jedoch darauf nicht einließen und am 26. Mai vernünftiger Weise erklärten, sie könnten nicht in die Verdammung Solcher willigen, die, sei es in deutschen oder fremden Landen, in einigen Artikeln von ihnen abwichen, da sie damit nur ihrer weiteren Verfolgung Vorschub leisten und das Papstthum fördern würden, stimmte, wie es scheint, auch W. dieser Erklärung zu und schied von dem Kurfürsten in ziemlichem Frieden, nachdem noch einige Streitpunkte anderer Art zwischen beiden auf dem Reichstage friedlich beigelegt worden waren. Namentlich gab jetzt Friedrich seine lange verweigerte Zustimmung zur Erhebung eines Zolles, welchen W. in seinem Gebiete eingeführt hatte, um die auf seinen beiden Fürstenthümern ruhende drückende Schuldenlast zu erleichtern, und zu dessen Erhebung er nun am 1. Juni 1566 für zwanzig Jahre auch die Genehmigung des Kaisers erhielt. Ebenso kam jetzt ein bereits in dem Wormser Vertrage von 1560 gegebenes Versprechen Friedrich's zur Einlösung, indem der Kaiser nicht nur am 29. April die Anwartschaft Wolfgang's und seiner Nachkommen auf die pfälzische Kur bestätigte, sondern ihn auch am 29. Mai nach vorausgegangener Ermächtigung durch Friedrich ausdrücklich mit der Kurwürde mitbelehnte.

Auch nach dem Augsburger Reichstage hörten die Mißhelligkeiten zwischen beiden Fürsten indessen noch nicht völlig auf. Noch Ende 1566 that W. Alles, was er vermochte, um der von Friedrich beabsichtigten Einführung des Calvinismus in der Oberpfalz Schwierigkeiten zu bereiten. Und als W. im Frühling 1567 aus anderen Gründen größere Kriegsrüstungen vornahm, traute der Kurfürst es ihm zu, daß dieselben gegen ihn gerichtet seien. Aber es sind keine Anhaltspunkte vorhanden, welche diese Besorgniß Friedrich's als gegründet erscheinen lassen, und die Erklärung Wolfgang's, welcher jede feindliche Absicht gegen denselben in Abrede stellte, erscheint als durchaus glaubwürdig. Ueberhaupt war W., dessen confessionelle Befangenheit nicht geleugnet werden kann, in seinem Verhalten gegen Friedrich gewiß nicht von bewußt selbstsüchtigen Motiven geleitet. Allerdings zeigte er in dieser Zeit einen unruhigen Thatendrang, welcher mit den ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln in ziemlichem Widerspruch stand und vielleicht außer durch sein Temperament und die politischen Verhältnisse durch den Blick auf seine zahlreiche Kinderschaar hervorgerufen war. Aber dieses Motiv gab bei ihm nicht den Ausschlag, und es war ihm wirklich, wie er oft versicherte, um die Aufrechterhaltung des reinen lauteren Wortes Gottes, wie er es verstand, zu thun. Dies kann um so weniger bezweifelt werden, als eine Entsetzung Friedrich's von der Kur weder W., noch seinen Kindern einen Vortheil bringen konnte, da nicht bloß Friedrich's Sohn Ludwig, sondern auch seine Brüder Reichard und Georg lutherisch waren und deshalb an eine Nachfolge Wolfgang's oder seines Stammes in der Kurwürde unter den vorliegenden Umständen nicht

gedacht werden konnnte. Daß bei den zahlreichen außer der Glaubensfrage zwischen beiden Fürsten bestehenden Differenzen Friedrich keineswegs immer gegen W. das von diesem erwartete Entgegenkommen bewies, wird ein unbefangenes Urtheil außerdem nicht verkennen und die Gereiztheit Wolfgang's damit zwar nicht gerechtfertigt, aber doch begreiflich finden.

Immerhin zeigt sich bei W. in dieser Zeit eine Neigung zu größeren politischen Actionen, welche leicht gefährlich werden konnte. Er erfreute sich unter den deutschen und besonders den protestantischen Fürsten eines hohen Ansehens und Einflusses. Sein begeisterter Eifer für die Sache des Evangeliums, die politische Einsicht, welche er, unterstützt von tüchtigen Räthen, in vielen Fragen an den Tag legte, und die Energie, mit welcher er seine Anschauungen vertrat, hatten ihm eine Bedeutung im Reiche verschafft, welche über die seiner kleinen Herzogthümer weit hinausging. Bestrebt, der in ihm schlummernden Thatkraft ein Feld zu eröffnen, glaubte er die Gelegenheit dazu am ersten in kriegerischen Unternehmungen zu finden, zu denen er sich, wie sich später herausstellte, nicht mit Unrecht, besonders berufen und befähigt glaubte. So war er, wie erwähnt, schon 1563 zu dem Plan eines Angriffes auf Metz und 1564 zur Verbindung mit Wilhelm von Grumbach gekommen. So ließ er sich im folgenden Jahre sogar dazu herbei, am 1. October 1565 auf drei Jahre mit dem Könige Philipp von Spanien einen Dienstvertrag abzuschließen, nach welchem er sich gegen ein jährliches Dienstgeld von 4500 Gulden verpflichtete, ihm nicht nur Werbungen in seinen Landen zu gestatten, sondern auch unter bestimmten Bedingungen selbst Truppen zuzuführen. Obwol W. sich in dem Vertrage ausdrücklich vorbehielt, gegen den Kaiser, die Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz und überhaupt gegen die Religion der Augsburger Confession nicht dienen zu müssen, war dies doch bei der bekannten Stellung Philipp's zur Reformation eine sehr bedenkliche Sache, da W. leicht in die Lage hätte kommen können, in Philipp's Dienste gegen die Reformirten in den Niederlanden die Waffen ergreifen zu müssen. In der That kam jetzt eine Zeit, in welcher Wolfgang's Verbitterung gegen die Reformirten einen solchen Grad erreichte, daß er selbst vor diesem Gedanken nicht zurückschreckte. Als anfangs 1567 die ersten Kämpfe in den Niederlanden ausbrachen, erklärte sich W. bereit, dem Könige Philipp tausend Reiter und zwei Regimenter Fußvolk zur Verfügung zu stellen und nur der Umstand, daß Philipp schon genügend Truppen zu haben glaubte und deshalb das Anerbieten dankend ablehnte, bewahrte W. davor, selbst gegen den Protestantismus kämpfen zu müssen. Vorher schon hatte W. im September 1566 Gelegenheit gefunden, mit seinem ältesten Sohne Philipp Ludwig an dem auf dem Augsburger Reichstage beschlossenen Feldzuge gegen die Türken persönlich theilzunehmen, und dem Kaiser nach Ungarn 300 Reiter zugeführt. Auch im folgenden Frühjahr bot er dem Kaiser seine Dienste gegen die Türken an und nahm in der sicheren Erwartung, die angeworbenen Truppen entweder in den Niederlanden oder in Ungarn verwenden zu können, schon größere Rüstungen vor. Als der Kaiser dies Anerbieten jedoch dankend zurückwies, gerieth W. in nicht geringe Verlegenheit, was er mit den geworbenen Mannschaften machen und wie er sie bezahlen wolle. Im Reiche waren seine Rüstungen bekannt geworden und man traute ihm die abenteuerlichsten Pläne gegen den Kurfürsten Friedrich oder den Herzog Albrecht von Baiern zu, so daß der Kaiser selbst ihn im Juni 1567 zur Einstellung seiner Rüstungen aufforderte. Als auch befreundete Fürsten ihm deshalb Vorstellungen machten, stellte W. jedoch jede feindliche Absicht gegen Reichsstände in Abrede. Der letzte Grund dieser Rüstungen Wolfgang's ist nicht aufgeklärt, doch scheint er damals wirklich befürchtet zu haben, daß er wegen der Erhöhung des Zolls in seinem Gebiet von den Nachbarständen angegriffen werde. Seine Stellung war in dieser Zeit eine

ziemlich isolirte geworden, und er stand fast nur noch mit Herzog Christoph in näherer Verbindung. Mit seinem Verhältnisse zum Könige von Spanien mag es zusammenhängen, daß man ihn theilweise schon zu den lauen Protestanten zählte, ja da und dort davon munkelte, er wolle selbst katholisch werden. Daß ein katholischer Geistlicher in dem seiner Residenz Neuburg nahen Dillingen schon von der Kanzel Wolfgang's baldige Rückkehr zum Katholicismus triumphirend verkündigte, kam ihm wol selbst zu Ohren. Die jetzt eintretenden Ereignisse in den Niederlanden, die Verhaftung der Grafen Egmont und Hoorne mit den sich daranschließenden Gewaltthaten und die gleichzeitige nothgedrungene Erhebung der französischen Protestanten öffneten W. vollends die Augen, und er erkannte, daß er allmählich auf einen verderblichen Irrweg gerathen und daß seine Politik in der letzten Zeit eine verfehlte und unhaltbare geworden war.

Es ist W. hoch anzurechnen, daß er sich dieser Erkenntniß nicht verschloß und nicht säumte, die nothwendigen praktischen Folgerungen daraus zu ziehen. Er war immer gut protestantisch gewesen und hatte bei aller Begeisterung für das reine Lutherthum nie völlig das Gefühl dafür verloren, daß die Reformirten trotz aller Abweichungen im Einzelnen doch in der Hauptsache mit den Lutheranern auf demselben Boden standen und daß das Zusammenhalten mit ihnen deshalb in ihrem beiderseitigen Interesse liege, ja eine Gewissenspflicht sei. In dieser Einsicht betheiligte er sich im Juli 1567 wieder an einer von verschiedenen evangelischen Fürsten bei dem Bischofe von Cambray für die von ihm bedrängten Protestanten eingelegten Fürbitte. Als ihn dann im November Herzog Alba unter Berufung auf seinen spanischen Dienst selbst aufforderte, ihm zweitausend Reiter nach den Niederlanden zuzuführen, gab ihm W. zunächst eine hinhaltende Antwort, kündigte aber nicht lange danach dem König Philipp förmlich den Dienst. Wol suchte ihn Philipp zu halten und lehnte am 24. Mai 1568 das Entlassungsgesuch ab, aber W., in seinem Entschlusse durch die inzwischen erfolgte Hinrichtung Egmont's und Hoorne's noch bestärkt, beharrte in seiner vom 13. Juli 1568 aus Bergzabern datirten Antwort auf seinem Begehren und schied damit aus dem unglückseligen spanischen Dienste, für den er nur eine einmalige Zahlung von 4500 Gulden erhalten hatte. Vorher schon war W. im März 1568 nach Heidelberg gekommen, wo eine vollständige Aussöhnung mit dem Kurfürsten Friedrich stattfand und wir sehen von nun an beide Fürsten in fortan ungetrübter Freundschaft zusammenwirken.

Bald darauf brach in Frankreich der Religionskrieg von neuem aus. Auch nach dem am 23. März 1568 abgeschlossenen Frieden von Longjumeau dauerten die Verfolgungen der Protestanten fort und Prinz Condé und Admiral Coligny, welche im August nach La Rochelle hatten flüchten müssen, schickten ihre Agenten an die deutschen evangelischen Fürsten mit der Bitte um Hülfe. Pfalzgraf W. hatte sich schon früher von neuem erboten, der Königin Elisabeth von England bei einem Kriege gegen Frankreich 2000 Reiter und 40 Fähnlein Fußvolk zu stellen, aber eine abschlägige Antwort erhalten und war entschlossen, nicht länger unthätig zu bleiben. Schon am 18. September 1568 schloß er mit dem Condé'schen Agenten Francourt einen Vertrag ab, in welchem er sich verpflichtete, dem Prinzen von Condé gegen späteren Ersatz seines Aufwandes ein Heer von 6000 Reitern, 16 000 Mann Fußvolks und 600 Schanzgräbern nebst 34 Geschützen zuzuführen. Am 29. October wurde dieser Vertrag von Condé und Coligny bestätigt, wobei diese auf Wolfgang's Verlangen ausdrücklich erklärten, daß sie nicht aus Ungehorsam gegen ihren rechtmäßigen König, sondern nur um der Religion willen und zur Vertheidigung ihres Lebens und Gutes die Waffen ergriffen hätten. W. begann nun alsbald seine Rüstungen. Weder die Bitten seiner Gemahlin Anna noch die Vorstellungen seines Hof=

predigers Heßhusius, welcher in einem Gutachten erklärte, man könne den in neun Grundirrthümern befangenen Hugenotten nicht mit gutem Gewissen zu Hülfe kommen, noch die Warnungen, die der Kaiser an ihn richtete, und die von seinen fürstlichen Freunden ihm zugehenden Abmahnungen machten ihn in seinem Entschlusse wankend. Auch der völlige Mißerfolg des ersten Feldzuges des Prinzen von Oranien, welcher im November die Niederlande verlassen mußte und dann mit dem kleinen Reste seines Heeres in das Elsaß kam, entmuthigte ihn so wenig, wie die Nachricht, daß der Herzog von Aumale im November mit einem ansehnlichen Heere in Lothringen erschien, um den Zuzug der deutschen Truppen zu den Hugenotten zu hindern. W. fuhr in seinen Werbungen fort. Die nothwendigsten Mittel dazu verschaffte er sich besonders von dem Kurfürsten Friedrich, dem er dafür am 2. Febr. 1569 große Theile seines Gebietes verpfändete und anderes verkaufte.

Im Februar 1569 waren Wolfgang's Rüstungen so weit gediehen, daß er an die Ausführung seines Unternehmens denken konnte, welches an Kühnheit in der Geschichte wenige seines gleichen hat. Die Hugenotten hatten ihre Truppen im westlichen Theile von Frankreich, nahe dem atlantischen Meere. Mit etwa 1400 Mann, welche der Prinz von Oranien und verschiedene französische Edelleute zu seinem Heere stellten, bestand Wolfgang's ganze Streitmacht aus 8750 Reitern, welche sich im Elsaß gesammelt hatten, 8440 Mann Fußvolks, welche noch rechts des Rheines standen und erst später nachrückten, und 30 bis 40 Geschützen. Mit diesem Heere sollte er nun den mächtigen König bekriegen, der ihm unter Aumale schon ein mindestens ebenso starkes Heer entgegengesandt hatte, und sich durch fast ganz Frankreich durchkämpfen, um endlich den befreundeten Hugenotten die Hand zu reichen. Während der Gegner über alle Hülfsquellen des Landes verfügte, mußte er durch das ihm unbekannte Feindesland ziehen und war, sobald einmal der Feldzug begonnen hatte, von der Verbindung mit der Heimath fast völlig abgeschnitten. Fürwahr eine schwierige, ja unlösbar scheinende Aufgabe. Aber in der Gewißheit, daß er für eine gute Sache kämpfe, und in Vertrauen auf Gottes Beistand ging W. in den Kampf, der ganzen Gefahr seines Unternehmens bewußt und doch getrosten Muthes.

Am 20. Februar 1569 brach W. mit seiner Hoffahne von Bergzabern nach dem Elsasse auf, wo er bei Hochfelden seine Reiterei musterte und Kriegsrath hielt. W. selbst, der über den religiösen Interessen die deutschnationalen nicht aus dem Auge verlor, hätte sich am liebsten zunächst gegen Metz gewendet, um die 1552 dem Reiche entrissenen Bisthümer Metz, Toul und Verdun zu besetzen. Aber Francourt, der sich bei dem Heere befand, und Wolfgang's Generallieutenant Graf Vollrad von Mansfeld traten dafür ein, daß man baldmöglichst den von dem Herzoge von Anjou bedrängten Hugenotten Hülfe bringe und sich im Westen Frankreichs mit deren Heere vereinige. W. gab nach und befahl den Marsch durch Burgund. Am 12. März wurde von Hochfelden aufgebrochen. Zunächst ging es über Schlettstadt und Sennheim in die Freigrafschaft bis zur Saône. Hier kam es am 28. März bei Ormoy zu dem ersten Scharmützel mit den Truppen Aumale's, welche vergeblich Wolfgang's Uebergang über den Fluß zu verhindern suchten. Westlich davon bezog W. mit seiner Reiterei bei Jussey ein Lager. Hier traf ihn die schlimme Nachricht von der Niederlage der Hugenotten bei Jarnac am 13. März und dem Tode des Prinzen von Condé. Dazu wurde W. selbst, dessen Gesundheit überhaupt eine geschwächte war, von heftigem Fieber befallen. Schon legte er sich die Frage vor, ob er unter diesen Umständen das unternommene Werk zu Ende führen könne, und dachte daran, umzukehren und den Oberbefehl dem Prinzen von Oranien zu überlassen. Als aber seine Obersten erklärten, in diesem Falle würden auch sie

nicht bleiben, entschloß er sich auszuharren, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte, und ließ sich von diesem Entschlusse auch durch große Versprechungen nicht abwenden, durch welche ihn um diese Zeit der Herzog von Lothringen und der König von Frankreich zur Auflösung seines Heeres bestimmen wollten. Am 12. April setzte W., obwol seine aus Deutschland erwarteten Fußtruppen noch immer nicht angekommen waren, seinen Marsch längs der Saône bis zur französischen Grenze fort, wo er bei Membrey wieder Halt machte, um seine Infanterie zu erwarten, welche hier auch endlich zu ihm stieß. Von Membrey aus sandte er auch seinen Rath, den Licentiaten Johann Wolf an den französischen Hof nach Verdun, um diesem zu wiederholen, daß er nur freie Religionsübung für seine Glaubensverwandten wolle und umzukehren bereit sei, sobald der König diese gewähre und ihm seinen Aufwand für den Krieg ersetze.

Die Antwort des Königs fiel, wie zu erwarten war, abschläglich aus und W. rückte am 23. April in Frankreich ein und unter steten kleinen Gefechten mit Aumale auf schlechten Wegen der Loire zu. Da den Soldaten aus Geldmangel ihr Sold nicht ausbezahlt werden konnte, fingen auch diese an schwierig zu werden und konnten nur durch in den durchzogenen Gebieten auferlegte Brandschatzungen je und je wieder befriedigt werden. W. selbst litt fortwährend am Fieber und bekam noch dazu an einem vor Jahren schlecht geheilten Schenkelbruche den Rothlauf, so daß er nur mit großen Beschwerden die Stiefel anziehen und das Pferd besteigen konnte. Aber W. scheute weder Beschwerden noch Gefahren. Am 12. und 13. Mai wurde die Yonne überschritten und unter Wolfgang's persönlicher Führung das Schloß Breve erstürmt. Hier traf ein mit der Gegend bekannter Abgesandter Condé's bei W. ein und diente bei dem Weitermarsche als Führer. Nachdem vorher die Vorhut an einer unbewachten Furt bei Pouilly die Loire überschritten hatte, wurde am 21. Mai die Stadt La Charité nach kurzer Belagerung und Beschießung eingenommen und auch das feste Schloß bei dieser Stadt mußte capituliren. Aumale suchte die Einnahme zu verhindern, kam aber mit seinen Truppen zu spät. Neu ermuthigt durch diesen bedeutenden Erfolg zog W. weiter nach Südwesten, von wo ihm nun auch Coligny entgegenrückte. Obwol Aumale inzwischen seine Truppen mit denen Anjou's vereinigt hatte und jetzt W. weit überlegen war, hatte dieser von nun an selbst bei den schwierigen Flußübergängen über den Auron, die Cher, die kleine und große Creuse nur weniger bedeutende Kämpfe mehr zu bestehen. Nur beim Ueberschreiten der Vienne, welches am 9. Juni erfolgte, entspann sich noch ein größeres siegreiches Gefecht, in welchem 200 Feinde gefangen wurden. Das letzte ernste Hinderniß der Vereinigung beider Heere war damit beseitigt, da das hugenottische Heer nur noch drei Tagereisen entfernt bei Limoges stand. In der That machte sich Coligny am 9. Juni mit 200 Reitern auf, um W. entgegenzueilen und ihn feierlich zu begrüßen, und langte am Nachmittage des 11. Juni in Wolfgang's Hauptquartiere an, nachdem nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten das von diesem ins Auge gefaßte Ziel vollständig erreicht war.

Aber es sollte Coligny nicht vergönnt sein, dem heldenmüthigen Pfalzgrafen den Dank seiner durch ihn geretteten Glaubensgenossen persönlich zu bezeugen. Er konnte nicht mehr vor W. gelassen werden, da dieser in den letzten Zügen lag und wenige Stunden nach Coligny's Ankunft verschied. Die Anstrengungen der letzten Tage hatten den Rest seiner Kräfte völlig aufgerieben. Nach einem kalten Trunke, den er am 6. Juni, vom Fieber und dem langen Ritte überhitzt, zu Benevent gethan hatte, hatte er sich sehr unwohl gefühlt, aber dennoch zu Pferde den Weitermarsch mit dem Heere fortgesetzt. Am 9. Juni, nach dem Gefechte an der Vienne, übernachtete er in einer Scheune des Dörfchens Naigo und empfing, des nahen Todes gewiß, andächtig das h. Abendmahl. Tags darauf

zog er zu Wagen weiter und kam, nachdem er noch bei gutem Bewußtsein die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft Coligny's empfangen hatte, am 11. Juni um Mittag schon sterbend nach dem Flecken Nessun, wo er, fern von der Heimath, Abends sieben Uhr ohne Todeskampf sanft entschlief. Sein Leichnam wurde zunächst am 17. Juni in Angoulême bestattet und nach Cognac verbracht, von wo ihn Licentiat Wolf zwei Jahre später unter merkwürdigen Abenteuern auf dem Seewege über La Rochelle und Lübeck nach der Heimath brachte. Hier fand er endlich am 23. September 1571 in der Kirche zu Meisenheim seine bleibende Ruhestätte.

Schon längere Zeit vor dem Antritte seines Zuges hatte W. am 18. August 1568 ein ausführliches Testament gemacht, welches auch eine staatsrechtliche Bedeutung gewonnen hat. In demselben ordnete W. zwar noch eine Theilung seiner Lande an, indem er das Fürstenthum Neuburg seinem ältesten Sohne Philipp Ludwig und Zweibrücken seinem zweiten Sohne Johannes zuwies, verbot jedoch jede weitere Theilung und entschädigte seine drei jüngeren Söhne durch auf weitere Landestheile angewiesene Apanagen. Damit war aber in Wolfgang's Hause für die Zukunft die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt eingeführt. Da bekanntlich alle jetzt lebenden Glieder des königlich und herzoglich bairischen Hauses von W. abstammen, so haben die heute geltenden Familiengesetze des Hauses Wittelsbach in jenem, am 5. April 1570 von Kaiser Maximilian bestätigten, Testamente Wolfgang's ihre rechtliche Grundlage. Zugleich legte das in dem Testamente niedergelegte, offenbar aus aufrichtigem Herzen kommende Glaubensbekenntniß Wolfgang's in Verbindung mit den ihm beigegebenen väterlichen Ermahnungen ein ehrendes Zeugniß für dessen Verfasser ab, der trotz der von ihm zeitweise eingeschlagenen Irrwege als einer der merkwürdigsten Fürsten seines Jahrhunderts in der Geschichte dasteht. Mit Recht erkannten die Protestanten Frankreichs, als sie über ein Jahr nach Wolfgang's Tode endlich zu Saint Germain den ersehnten Frieden erhielten, in W. den Helden, dem sie nächst Gott ihr Leben, ihre Güter, ihre Ehre und, was mehr ist, ihre Gewissensfreiheit verdankten. In Wolfgang's eigenen Landen erhielten die von ihm geschaffenen trefflichen Ordnungen des Kirchen- und Schulwesens noch lange sein Andenken und trugen ihre segensreichen Früchte. Der opferwillige Glaubensmuth aber, mit dem er für die als recht erkannte Sache sein Leben ließ, und die seltene Thatkraft, mit welcher er drei Jahrhunderte vor dem Kriege von 1870 mit seinem kleinen Heere den Ruhm der deutschen Waffen bis in die Nähe des atlantischen Oceans trug, sichern ihm für alle Zeiten bei allen guten Deutschen das wohlverdiente ehrende Andenken.

Herzog Wolfgang's zu Zweibrücken Kriegsverrichtungen von Joh. Heinr. Bachmann. Mannheim 1769. — N. v. Schlichtegroll, Herzog Wolfgang von Zweibrücken und Neuburg. München 1850. — J. G. Lehmann, Gesch. des Herzogthums Zweibrücken. München 1867. — Kluckhohn, Briefe Friedrich's des Frommen. Braunschweig 1868. — E. Krieger. Pfalzgraf Wolfgang. Westheim 1879. — L. Molitor, Gesch. einer deutschen Fürstenstadt. Zweibrücken 1885, S. 190 ff. — H. Leher, Die Wolfgange im Hause Wittelsbach (i. d. Zeitschr.: Das Bayerland, 1895, S. 402 ff.) — Besonders Karl Menzel, Wolfgang von Zweibrücken. München 1893. In diesem gediegenen Werke sind alle übrigen Quellen verzeichnet. Ney.

Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf, Herzog von Neuburg und Jülich-Berg, wurde geboren zu Neuburg a. D. am 4. November 1578 als ältester Sohn des Pfalzgrafen Philipp Ludwig und seiner Gemahlin Anna, Tochter des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg und starb an den Folgen eines Schlagflusses zu Düsseldorf am 20. März 1653. Im J. 1584 erhielt er den Magister Wolfgang Christmann zum Präceptor, später den Dr. Kaspar Heuchelin. Als

seine Hofmeister begegnen uns 1595 Oswald Schwaf, 1598 Ludwig Veit Fuchs von Bimbach, Hofmarksherr zu Möhren. Der Unterricht erstreckte sich neben den Elementargegenständen auf Latein, Italienisch, Französisch und Englisch. In den beiden erstgenannten Sprachen brachte er's bald zu einer gewissen Fertigkeit, so daß er einige Schriften Cicero's und italienische Romane lesen konnte. Spanisch hat er erst später gelernt. Auch in Geschichte, Musik und Gesang wurde er unterrichtet, das Hauptgewicht aber auf eine tüchtige Unterweisung in den Lehren der Augsburger Confession gelegt. Der Prinz betrieb alle diese Gegenstände nicht mit besonderem Eifer, mehr Gefallen fand er an körperlichen Uebungen, Ritterspielen, Fischen und Jagen. Nur im Zeichnen übte er sich gerne, wie er denn zu den sinnlich wahrnehmbaren Dingen lebenslänglich mehr Neigung in sich verspürte, als zu abstracten Wissenschaften. Eine Universität scheint er nicht besucht zu haben. Dagegen machte er sich ausweislich der Neuburger Hofrathsprotokolle mindestens seit dem Jahre 1597 mit den Geschäften der Landesregierung vertraut. Die hierzu nöthigen Vorkenntnisse wurden ihm von den juristischen Räthen seines Vaters beigebracht. Im J. 1594 nahm ihn letzterer mit auf den Reichstag nach Regensburg, wo ihm Gelegenheit geboten war, in die von den einzelnen Reichsständen verfolgten kirchlich-politischen Ziele einen Einblick zu thun, dann die Stände und den Kaiser Rudolf II. persönlich kennen zu lernen. Sein weltmännischer Gesichtskreis wurde durch Reisen erweitert. Im J. 1596 bereiste er Norddeutschland und Dänemark, wo er der Krönung des Königs Christian IV. beiwohnte, 1597 Italien. Von August 1600 bis April 1601 besuchte er die Höfe der benachbarten weltlichen Fürsten und der rheinischen Kurfürsten; vom Hofe und Lande seines Oheims, des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, ging er über die Pfalz, Lothringen und Frankreich nach England, dann über Holland, Belgien und Frankreich zurück in die Heimath. Größere Bildung und Menschenkenntniß zu erlangen und für die Zukunft allenfalls nützliche Bekanntschaften zu machen war diesmal nicht sein einziger Reisezweck gewesen: im Haag und zu Brüssel hatte er namens seiner Eltern Fürbitte einzulegen, daß die Lande seines Jülicher Oheims von den Einlagerungen der sich bekriegenden Spanier und Holländer befreit werden möchten; in Paris hatte er Heinrich IV. an die Zahlung der von ihm als König von Navarra den Nachkommen des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken schuldig gewordenen Kriegsentschädigung zu erinnern. Nach der Heimkehr war er zunächst wieder in der Kanzlei thätig, wo er in Abwesenheit seines Vaters von nun an die Sitzungen leitete.

Die Reise in die Jülicher Lande war auch unternommen worden, um sich bei den dortigen Städten, Räthen und Landständen einstweilen als zukünftigen Landesherrn einzuführen. Starb mit dem kranken Vetter Johann Wilhelm der Mannesstamm der Jülicher Herzoge aus, so hatten nach einem Privileg Kaiser Karl's V. vom Jahre 1546 dessen vier Schwestern das Recht der Nachfolge. Nach der neuburgischen Auslegung des Privilegs war die zweitälteste von ihnen, Wolfgang Wilhelm's Mutter, die alleinige Erbin ihres Bruders. Da bei dem paralytischen Zustande des letzteren eine Katastrophe stets zu erwarten stand, hatte unser Pfalzgraf, der als der erstgeborne der Neuburger Jungherzoge die Jülicher Lande bereits als die seinigen anzusehen begann, Grund genug, seine Ansprüche bei Zeiten zu sichern. Es galt vornehmlich, drei mächtige Factoren, die bei der Sache interessirt waren und eintretenden Falls durch das Schwert ein anderes Recht schaffen konnten, für sich zu gewinnen: den Kaiser, Spanien und die Holländer. Denn von allen dreien war zu befürchten, daß sie sich der Lande lieber selbst bemächtigen würden. Hatte man sie für sich, so ließ sich mit den wirklichen Erbinteressenten schon fertig werden. Wie ein rother Faden

zieht sich von nun an durch das ganze Leben des Pfalzgrafen das einzige Bestreben, dieses sein Erbe um jeden Preis festzuhalten. Bedarf auch seine Geschichte im einzelnen noch sehr der Aufhellung durch archivalische Forschung, so läßt sich doch jetzt schon mit Bestimmtheit behaupten, daß alle seine politischen Handlungen — und eine solche ist auch seine Conversion — nur von dem Gesichtspunkte der Jülicher Erbfrage aus richtig beurtheilt werden. Verfolgen wir ihn kurz auf den hierbei eingeschlagenen vielfach verschlungenen Pfaden, indem wir zugleich die übrigen wichtigen Daten seines Daseins einflechten.

In einer am 26. December 1601 abgehaltenen von Wolfgang Wilhelm geleiteten Sitzung des Neuburger Raths, in der den Regenten und Befehlshabern in Belgien und Holland für die auf der letzten Reise erwiesenen Aufmerksamkeiten und um sie in willfähriger Gesinnung gegen das pfalzgräfliche Haus zu erhalten, reiche Geschenke zugedacht wurden, vermeinte der Prinz, es könne ihm zur besseren Verfolgung der jülichschen Interessen eine weitere Ausbildung in Kriegs- und politischen Sachen nichts schaden, er wolle deswegen in kaiserlichen Diensten am Türkenkrieg theilnehmen und den Acceß beim Reichshofrath erlangen. Das erstere widerriethen die Räthe aus verschiedenen Gründen, dagegen hielten sie mit dem Prinzen einen Cursus in der Reichshofrathskanzlei auch deshalb für nöthig, weil er sich bei der Gelegenheit beim Kaiser, dessen Räthen und den Erzherzogen insinuiren und dieselben zur Uebertragung der anzustrebenden Curatel über den kranken Herzog von Jülich, wenn er von den dortigen Räthen und Landständen zur Mitregierung erfordert würde, um so geneigter stimmen könne. Der alte Pfalzgraf war einverstanden, nur wollte er den Sohn nicht unter dem Reichshofrathspräsidenten Landgraf Georg Ludwig von Leuchtenberg sitzen sehen. Er suchte ihm daher in den nächsten Jahren durch Vermittlung seines Landsassen Zacharias Geizkofler zu Haunsheim, der zugleich kaiserlicher Rath und Reichspfennigmeister war, das Präsidentenamt zu verschaffen, welchem naiven Verlangen indeß nicht entsprochen wurde. Wolfgang Wilhelm, der seinerseits den Sitz unter dem Landgrafen nicht für schimpflich hielt, mußte also zu Hause bleiben. Er und sein Vater wurden von nun an nicht müde, in Prag wegen der Beschwerungen der niederrheinischen Lande Vorstellungen zu erheben und in Düsseldorf auf die Curatel hinzuarbeiten. Am 1. Juni 1603 berieth sich der Prinz mit seinem damaligen und noch langjährigen Factotum Geizkofler u. a. über die zur Administration der Jülicher Lande führenden Mittel. Der Reichspfennigmeister empfahl eine persönliche Vorstellung und Bitte beim Kaiser, den als obersten Lehnsherrn die vom Altherzog Philipp Ludwig geplante Vergleichung mit den anderen Interessenten nur beleidigen könne. Wolfgang Wilhelm reiste nun zunächst auf den Reichstag nach Regensburg, dann an den kaiserlichen Hof, wo er aber nichts erreichte.

Als im folgenden Jahre der französische Herzog Karl Gonzaga von Nevers Miene machte, mit Besetzung der auch von ihm beanspruchten Jülicher Erbschaft eine vollendete Thatsache herzustellen, gerieth man in Neuburg auf den Gipfel der Nervosität. Durch Gesandtschaften an den Bischof von Würzburg und die rheinischen Kurfürsten, nach Frankreich, Holland und England und durch Correspondenzen mit König Philipp III. von Spanien, dem Erzherzog Albrecht zu Brüssel und dem spanischen Gesandten zu Prag suchte man die Grundlosigkeit der Neversischen und die Rechtmäßigkeit der neuburgischen Ansprüche darzulegen. Auch am Kaiserhof ließ man Werbungen verrichten und wandte sich um Fürbitte an die österreichischen Erzherzoge Matthias und Maximilian, bei welch letzterem Wolfgang Wilhelm am 5. November 1604 in Dillingen seine Sache persönlich vorgebracht hatte. Die Hauptrolle bei all dieser Geschäftigkeit spielte Geizkofler, der mit W. W. den zögernden alten Herzog fortriß. Den König Heinrich IV.

von Frankreich hatte Geizkofler im Verdacht, daß ihm das Beginnen des Revers wohl bewußt und gefällig gewesen, weil er die Erbschaft selbst an sich zu bringen gedenke. Im October und November 1605 finden wir unsern Pfalzgrafen wieder in Prag thätig, wo er trotz seines Anerbietens, den Katholiken in Jülich ihre Glaubensübung durch einen Revers zu sichern, wenn ihm der Kaiser zur Verwaltung der Lande verhelfe, nach mehrfachen Propositionen, Repliken und Resolutionen keine bindende Zusage erhielt. Theils abgekühlt, theils neue Hoffnungen nährend kehrte er heim und entwarf eigenhändig eine 51 halbbrüchig beschriebene Folioseiten umfassende, die Grundzüge seines weiteren auf die Erlangung der Administration und des Coadjutoriums in den Jülicher Landen gerichteten Handelns enthaltende Denkschrift. Darnach gab es fast keine auswärtige Macht, keinen Reichsstand und keine Partei mehr, die nicht als Vorspann heranzuziehen waren, um, von den bereits genannten abgesehen, nur Dänemark, Baiern, Florenz, Lothringen und Kurpfalz zu erwähnen. Besonders Burgund müsse man im Auge haben, meinte er, weil dessen Macht so groß sei und es das Schwert in der Hand halte. In langen Sitzungen wurden des Prinzen Vorschläge oftmals durchberathen und im ganzen gebilligt. Im J. 1606 war derselbe wieder auf Reisen in Ansbach, Heidelberg, Darmstadt und München, überall vom Gedanken an seine Erbschaft begleitet. Zwischen den Höfen von Heidelberg und Neuburg bestand der kurpfälzischen Vormundschaftsfrage halber schon länger eine Entfremdung; dazu waren Wolfgang Wilhelm und Kurfürst Friedrich IV. vor Jahren auf einer Kindstaufe zu Birkenfeld während des Zechgelages so hart aneinander gerathen, daß eine tödtliche Feindschaft zwischen beiden Vettern die Folge war, die den jähzornigen Kurfürsten zur Drohung hinriß, er werde dem Pfalzgrafen eine Kugel in den Leib schießen. Nun hielten beide Häuser für gut, sich zu versöhnen. Im Vorjahre waren die niederrheinischen Gebiete von Holländern und Spaniern wieder arg heimgesucht worden. Die Furcht vor den letzteren bildete aber seit langem ein starkes Moment in der kurpfälzischen Actionspolitik, anderseits machte der in Aussicht stehende Verlust der Jülicher Lande das bisher aus confessionellen Gründen sich sträubende Neuburg geneigt, den Unionsplänen des calvinistischen Kurfürsten näher zu treten. Auch die zwischen Brandenburg, Kurpfalz und den Generalstaaten zur Sicherung der brandenburgischen Ansprüche auf Jülich im J. 1605 geschlossenen Verträge bewogen Neuburg seine bisherige neutrale und conservative Politik etwas bei Seite zu legen. Dabei konnte man immerhin die Früchte der anderweit geknüpften Verbindungen ruhig abwarten. In München wurde Wolfgang Wilh. im August prächtig empfangen. Er übergab zur Weiterbeförderung an die bei ihrem Vater, dem Herzog Karl von Lothringen, weilende Herzogin von Jülich einen Auszug aus der im Vorjahre ausgearbeiteten, seine Aufnahme als Coadjutor des kranken Jülicher Herzogs bezweckenden Denkschrift. Herzog Maximilian erfüllte des Prinzen Bitte, erklärte ihm aber, nachdem lothringischerseits dessen Vorschläge abgewiesen worden waren, daß er sich mit der Angelegenheit nicht weiter befassen werde.

Das Jahr 1607 sah Ereignisse, welche Neuburg weiter nach links drängten. Herzog Maximilian von Baiern war im Anzuge, an der Reichsstadt Donauwörth die Acht zu vollstrecken und führte gegen den benachbarten Neuburger Vetter wegen seiner Unterstützung der Stadt eine scharfe Sprache. Die Abtei Kaisersheim ermunterte er in ihrem Widerstande gegen den seit Jahren die Landeshoheit über sie beanspruchenden Herzog und ließ sich vom Kaiser zu ihrem Conservator ernennen. Außerdem zwang er einige neuburgische Orte in den Bezirk des ihm gehörigen kaiserlich gefreiten Landgerichts Hirschberg. Der von Baiern fast rings umgebene Pfalzgraf fürchtete einen Ueberfall und begann zu

rüsten. Gemäß dem von Wolfgang Wilhelm entworfenen Gutachten über den Bau von Festungen im Herzogthum arbeitete man in Neuburg Tag und Nacht an den Schanzen und musterte das Landvolk in den Aemtern. Nach der Einnahme Donauwörths trieb die Angst vor den kommenden Dingen den gänzlich isolirt dastehenden alten Pfalzgrafen zum Anschluß an Kurpfalz und seinen Anhang, dem er auf dem Reichstage von 1608 bereits wacker secundiren ließ. Sein Dränger auf diese Bahn war Wolfgang Wilhelm. Im März und April 1608 war derselbe behufs Vorbesprechungen über die zu gründende protestantische Union mit andern Ständen in Stuttgart beisammen, im Mai mit seinem Vater auf dem Gründungstag zu Ahausen. Nach dem Berichte Christian's von Anhalt an Kurpfalz ließ man dort den jungen Pfalzgrafen deshalb an den Berathungen theilnehmen, damit er inskünftige umsoweniger Ursache habe, an den von ihm selbst mitberathenen Sachen herumzudisputiren. Da man die neuburgischen Anträge auf Unterstützung seiner Sonderbeschwerden und Wünsche durch die Union nicht gleich anfangs förmlich ablehnen wollte, nahm man sie zu weiterem Bedenken entgegen. Denn Wolfgang Wilhelm durfte nicht aller Hoffnung beraubt werden. Als Unionsmitglied mochte er nun hoffen, den Kaiser zu einer ihm günstigen Entscheidung in der Jülicher Coadjutorfrage zu vermögen. Während seines bald darauf erfolgten, von den Unirten sehr übel vermerkten Aufenthalts in Prag konnte er indeß trotz seiner Drohung, sich mit starker Hülfe den Zugang zu den niederrheinischen Landen erzwingen zu wollen, nichts bezwecken. Im August mußte er auf dem zweiten Unionstage zu Rothenburg seines Vaters bezw. seine eigenen Anträge auf Verstärkung der zur Sicherung der Landesgrenze bei Donauwörth lagernden neuburgischen Truppe durch Unionssoldaten, dann auf Beistand in der Jülicher Sache zunächst mit der Begründung fallen sehen, daß die Union nicht zum Schutz von Anwartschaften verpflichtet sei und man sich dazu wegen des in Frage kommenden Interesses anderer Unirter und Verwandter jetzt nicht erklären könne. Auch inbezug auf die Kaisheimer und Hirschberger Sache zeigten die Genossen wenig Lust, Neuburgs „Privatwerke“ zu besorgen. So begann denn Wolfgang Wilhelm wieder mit „anderen fürträglichen Mitteln“ zu drohen, worunter er diesmal augenscheinlich die katholische Partei verstand.

Am 25. März 1609 schied Herzog Johann Wilhelm von Jülich aus dem Leben, am 1. April trat Wolfgang Wilhelm die Reise nach den Jülicher Landen an, um sie als das Erbe seiner Mutter in Besitz zu nehmen. Als er ankam, hatte Brandenburg bereits Besitzergreifungspatente anschlagen lassen; er that vom Schlosse Benrat bei Düsseldorf aus dasselbe. Der zwischen den Häusern Brandenburg und Neuburg, von denen jedes die Erbschaft für sich allein beanspruchte, am 10. Juni zu Dortmund geschlossene Vertrag verhinderte zunächst weiteren Zwiespalt zwischen diesen beiden Prätendenten und die kaiserliche Sequestration der Lande. Es wurde bestimmt, daß durch ihn keinem Erbrecht der übrigen Interessenten vorgegriffen sein solle und daß bis zum gütlichen oder rechtlichen Austrag des streitigen Erbrechtes der Besitz der Lande von den zwei possidirenden Fürsten, wie sie nun genannt wurden, gemeinsam zu führen sei. Durch diesen Vertrag war wenigstens äußerlich die Eintracht der beiden Häuser hergestellt. Wolfgang Wilhelm und der von Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg als sein Stellvertreter an den Rhein gesandte Markgraf Ernst suchten nun das Erworbene wirklich zu besitzen. Es galt, die Landstände auf ihre Seite zu bringen und den Erzherzog Leopold, der gekommen war, die Lande in des Kaisers Namen zu sequestriren, aus der von ihm besetzten Festung Jülich zu vertreiben. Es wäre den Possidirenden unter dem Widerstreben der deutschen Erbinteressenten schwerlich gelungen, das Feld gegen die vereinigte spanisch-österreichische Macht

zu behaupten, wenn nicht die Union und die benachbarten europäischen Mächte Holland, Frankreich und England sich ihrer angenommen hätten. Die Truppen der Mächte zwangen Jülich am 1. September 1610 zur Capitulation. Der Erbfolgekrieg war damit vorläufig zu Gunsten der beiden Fürsten, die nun gänzlich Herren im Lande waren, beendigt.

Inzwischen hatten sich Ereignisse vollzogen, die auf den weiteren Gang der Jülicher Angelegenheit von bedeutendem Einflusse waren, nämlich der Abschluß des 12jährigen Waffenstillstandes zwischen Spanien und Holland, die Gründung der Liga und die Ermordung Heinrich's IV. Der Dortmunder Vertrag erwies sich als eine schwache Schranke gegen die Begehrlichkeit seiner Schließer und insbesondere Wolfgang Wilhelm's. Derselbe hatte in dem Rath Lemble und dem Vice-, später obersten Kanzler Dr. Zeschlin zwei einsichtige Geschäftsmänner von Hause mitbekommen, war mit von der Neuburger Landschaft bewilligten und durch zahlreiche Anleihen aufgebrachten Geldern zunächst besser versehen als Markgraf Ernst und überragte diesen durch Geschäftsgewandtheit, rastlose und hartnäckige Verfolgung seiner Ziele. In der Gesammtregierung hatte er daher bald das Directorium an sich gezogen. Er sah aber wohl ein, daß seine augenblickliche günstigere Position nicht von Dauer sein könne und daß England, die holländischen Generalstaaten und Kurpfalz zu Brandenburg mehr Neigung als zu ihm verspürten und den Mitpossidenten auf seine Kosten gern allein im Lande sehen würden. Auch befürchtete er, daß Brandenburg, das bei Frankreich viel geltende Hessen-Kassel und das ebenfalls Erbansprüche erhebende Sachsen, zwischen denen eine Erbverbrüderung bestand, sich in der Jülicher Sache nicht im Stiche lassen würden. Grund genug für den in der Wahl seiner Mittel auch sonst nicht gerade scrupulösen Pfalzgrafen den Rückhalt wieder beim Hause Oesterreich und bei Erzherzog Albrecht in Brüssel zu suchen. Letzterer war während des spanisch-holländischen Waffenstillstandes um so eher in der Lage, den ihm sympathischen Neuburger moralisch und materiell zu unterstützen. Später wurde er Mitglied der Liga und trachtete sie in der Jülicher Frage für seinen Schützling auszubeuten. Gegen den Erzherzog Leopold energischer vorzugehen war der Pfalzgraf erst nach dem Haller Unionstag und dem dort mit Heinrich IV. geschlossenen Subsidienvertrag zu bewegen gewesen. Dem hierzu mahnenden französischen Gesandten Badouère gab er am 14. August 1609 eine von Scharfblick zeugende Darlegung der seine Isolirung bedingenden politischen Situationen. Daraus folgerte er die Gründe, die ihn bestimmten, das ihm nach Frankreich als einzige Stütze bleibende Haus Oesterreich nicht zu reizen. Zugleich vergaß er nicht, seine Rechte auf die gesammten Lande zu betonen. Ehe der König sich nicht zum Bürgen des Dortmunder Vergleichs gemacht habe, bedeutete er dem Gesandten weiter, könne er zu einem Vorgehen gegen Leopold sich nicht entschließen, da er nicht wisse, für wen er arbeite. Gleichzeitig suchte er sich bei den alten, kaiserlich gesinnten Jülicher Räthen und Landständen beliebt zu machen. Eben wegen seiner Hinneigung zu Oesterreich hatte Venedig sein Anerbieten, die Stelle eines Generals der Republik zu übernehmen, im September 1609 abgelehnt. Einige Monate vor der Eroberung Jülichs hatte nun der Pfalzgraf so leidlich in den Geleisen der Union sich bewegt. Als ihm aber durch den Bund, der im Münchener Vertrag vom 24. October 1610 vor der Liga hatte die Waffen strecken müssen, der jülichsche Besitz nicht genügend verbürgt erschien und in Frankreich eine spanierfreundliche Regierung ans Ruder gekommen war, schaukelte er zunächst wieder zwischen Oesterreich und den Unionsverwandten hin und her. Der im October 1610 zu Köln gemachte Versuch, die Jülicher Wirren friedlich zu schlichten und zwischen den rechtlichen Anschauungen des Kaisers, der die Jülicher Lande als erledigtes Reichslehen zu betrachten schien und den-

jenigen der Possedirenden einerseits, dann den Interessen Brandenburgs, Neuburgs und Sachsens, das bereits am 7. Juli die Eventualbelehnung erhalten hatte, anderseits zu vermitteln, schlug fehl und zu dem von Brandenburg am 31. März 1611 zu Jüterbock abgeschlossenen Vergleich mit Sachsen, in welchem dieses in den ungetheilten Besitz der Lande aufgenommen wurde, verweigerte Neuburg seine Zustimmung. Denn Wolfgang Wilhelm ließ sich schlimmsten Falls zu einer Theilung nur zwischen ihm und Brandenburg herbei. Ein neuer Versuch des Kaisers Matthias, sämmtliche Hauptprätendenten mit Einschluß von Zweibrücken und Burgau zu einigen, verlief auf einem Tage zu Erfurt im Mai 1613 resultatlos, weil Brandenburg jetzt die Erbschaft allein zu bekommen hoffte. Doch greifen wir den Ereignissen nicht zu weit vor.

Bei dem schlechten Einvernehmen der beiden Fürsten in Düsseldorf konnte die Gesammtregierung nicht mehr lange dauern. Wolfgang Wilhelm, der vor radicalen Schritten immer zurückschreckte und gleich seinem Vater im Grunde eine conservative Natur war, nur daß bei seinem elastischen Wesen der Conservativismus verschiedene Mauserungen ertrug, war noch nicht so weit, mit seiner Vergangenheit zu brechen. Eine eheliche Verbindung mit der Tochter Anna Sophie des Kurfürsten von Brandenburg sollte ihm, wo nicht den Alleinbesitz, so doch zunächst die ausschließliche Verwaltung der Jülicher Lande verschaffen. Schon verschiedene Candidatinnen waren für ihn in Frage gekommen. Bereits zur Zeit des von den Herzogen Philipp Ludwig und Maximilian zwischen den beiderseits mitgebrachten Theologen zu Regensburg veranstalteten Religionsgesprächs (1601), dem auch Wolfgang Wilhelm beiwohnte, ging das später oft wiederkehrende, übrigens wol nur auf einem jesuitischen Wunsche beruhende Gerücht von einer Conversion des jungen Pfalzgrafen und seiner Vermählung mit Maximilian's Schwester Magdalena. Gleichzeitig hören wir von dem Plane einer Heirath mit Agnes, der Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. In sie scheint der Prinz ernstlich verliebt gewesen zu sein. Kurz vor ihrer Vermählung mit Herzog Philipp Julius von Pommern sah er sie 1604 auf einer fürstlichen Hochzeit zu Plassenburg zum letzten Mal und schrieb darüber seinem Bruder August, er werde bei sich abnehmen können, wie ihm beim Abschiednehmen zu Muth gewesen sei. Im J. 1605 empfahl ihm Geizkofler eine Heirath mit der „schönen und gar gottesfürchtigen" Schwester Sophie des Kurfürsten von Sachsen, wobei die sächsischen Ansprüche auf die Jülicher Lande „richtig gemacht" werden könnten. Der Prinz versprach, sich die Sache überlegen zu wollen, aber nicht wegen der Ansprüche, die er für eitel Dunst halte. In den Jahren 1609—10 geht wieder die Rede von Magdalena von Baiern und einer Herzogin von Vendôme, natürlicher Tochter Heinrich's IV., dann neben der obengenannten Anna Sophie von der Tochter Elisabeth Jakob's I. von England. Bei der übrigens mehr als das Werk seiner Eltern denn als sein eigenes anzusehenden Bewerbung um die Engländerin war dem Prinzen der spätere Winterkönig zuvorgekommen. Bereits auf dem Haller Bundestag hatte der Pfalzgraf die Union und Heinrich IV. als Vermittler einer Heirath zwischen ihm und der Brandenburgerin gewünscht, allerdings vergeblich. Im Februar 1611 traf er nach beinahe zweijähriger Abwesenheit wieder in Neuburg ein, im März erschien er in München. Aus dem dort mit Maximilian über die Mittel zur Herstellung der Einigkeit und des Vertrauens im deutschen Reiche gepflogenen Gespräche konnte der Baiernherzog entnehmen, daß der Neuburger Vetter seinem eigenen Ideenkreis merklich näher gerückt war. Es war die Zeit, wo das vom Kurfürsten von Mainz angeregte Project eines Bundes zwischen Katholiken und reichstreuen Lutheranern zum Schutze der von den Calvinisten, d. h. Kurpfalz und seinem Anhang bedrohten Reichsverfassung einige Aussicht auf Verwirk-

lichung bot. Kam der Bund zu Stande, so trat ihm auch Neuburg bei. Will man nun auch auf Grund des Umstandes, daß des Pfalzgrafen Vater einige Monate nach diesem Besuche von Maximilian ein Darlehen von 24 000 Gulden erhielt, nicht annehmen, Wolfgang Wilhelm habe damals schon den Gedanken einer Vermählung mit der bairischen Prinzessin sich entschlüpfen lassen, so ist doch als sicher zu vermuthen, daß der Pfalzgraf, als er im Juli und August desselben Jahres zu Küstrin und Schönefließ mit dem brandenburgischen Kurfürsten wegen seiner Verehelichung mit dessen Tochter unterhandelte, entsprechend seiner Gewohnheit, bei dem Gegentheil immer mit den fürstlichen Häusern aufzurücken, mit denen er sich ehelich verbinden könne, auch diesmal seine guten Beziehungen zu Baiern und Oesterreich ins Feld führte, um eine möglichst hohe Mitgift für die Braut herauszuschlagen. Der Preis dünkte Brandenburg zu hoch. Heimkehrend konnte er sich auf dem Unionstage zu Rothenburg und dem Kurfürstentage zu Nürnberg überzeugen, daß das Project der Sammlung aller Reichstreuen zu verschwinden und die Prager Regierung ins Lager der Union, von der er sich ohnehin nichts mehr versprach, einzuschwenken begann. Seine Jülicher Pläne konnten aber, wie die internationale Stellung zu der Frage nun einmal war, nur durch den festen Anschluß an eine der großen extremen Parteien gefördert werden. Bei den Calvinisten war ihm Brandenburg schon zuvorgekommen, es blieb ihm also nurmehr die durch Spanien und Baiern repräsentirte streng katholische Partei übrig. Auf dem Kurfürstentage hatte er auch sehen müssen, wie trotz vieljähriger schriftlichen und mündlichen, auf die goldene Bulle und das Herkommen gegründeten Ausführungen Neuburgs nicht sein Vater als der älteste männliche Verwandte, dem er bereits 1610 vom Niederrhein aus den Entwurf eines Administrationswappens zugeschickt hatte, sondern der Zweibrückener Oheim und Unionscollege Johann II. die pfälzische Kurstimme ausübte. All das trieb ihn in die Arme Baierns. Im December 1611 erschien Wolfgang Wilhelm wieder in München und hielt um Magdalena an. Man kam seinem Wunsche entgegen und bezeichnete die Verschiedenheit der Religion als einziges Hinderniß. Während er nun durch den englischen Obersten Griffin Markham, einen fanatischen Katholiken, der, wegen Theilnahme an einem Complott gegen die Krone aus England verbannt, 1605 in die Dienste des Erzherzogs Albrecht und nachher des Pfalzgrafen getreten war, mit dem bairischen Hofe weiter verhandeln ließ, reiste er nach Königsberg, um hier im Februar und März 1612 ganz entgegengesetzte Besprechungen über die brandenburgische Heirath zum Ende zu führen. Auch diesmal konnte er sich mit dem Kurfürsten über die Bedingung der Heirath, nämlich die Ausgleichung der beiderseitigen Jülicher Ansprüche, nicht einigen und bei Gelegenheit der schweren Trinkgelage kam es zwischen den zwei Fürsten zu ärgerlichen Ausbrüchen, aus denen die bekannte Ohrfeigengeschichte entstanden ist. Der Riß war unheilbar. Geradeswegs eilte der Pfalzgraf wieder nach München. Daß Magdalena nur um den Preis seiner Bekehrung zu bekommen war, stand nach den bisherigen Verhandlungen fest. Auf des Werbers Erbieten, der zukünftigen Gemahlin freie und ungehinderte Religionsübung belassen zu wollen, ging man in München nicht ein. Und so mußte er sich denn zu dem Schritte entschließen, der ihm wol der schwerste in seinem Leben geworden ist. Im April und Mai 1612 hatte er mit Maximilian Conferenzen über die Unterscheidungslehren der römisch-katholischen und lutherisch-protestantischen Confession. Im Juni war er wieder am Niederrhein, wo er Zeit fand, nach dem Rathe seines fürstlichen Missionars in den großen Katechismus des Canisius sich zu vertiefen. Um dem Anfänger die Uebung der theologischen Tugend des Glaubens zu erleichtern hatte ihm Maximilian, der die große Gefahr, welche der Uebergang der Jülicher Lande in

protestantische Hände für die westdeutschen Katholiken geschaffen hätte, paralysirt wünschte, seinen und aller katholischen Fürsten Beistand in dieser Frage in Aussicht gestellt. Verlockend genug war der Lohn. Durch die Bekehrung brachte der Pfalzgraf Spanien, Baiern, Oesterreich und den nahegesessenen Kurfürsten Ferdinand von Köln, des Baiernherzogs Bruder, auf seine Seite, auch eine Vergleichung mit den Ansprüchen der jüngsten Schwester seiner Mutter, der an den Erzherzog und Markgrafen Karl von Burgau verheiratheten Sibylle, war dann voraussichtlich zu erzielen. Auch der alte Streit mit dem Stift Kaisersheim, gegen welches Neuburg eben wieder neue Thätlichkeiten begangen hatte, ließ sich dann wol beilegen. Das neue Ereigniß wurde bald in Köln, Brüssel und Rom bekannt. Die Prager Reise des spanischen Feldherrn Spinola (Aug. 1612), dem Wolfgang Wilhelm in einem Schreiben an seinen Vater alle Beförderung zu erzeigen bittet, ist theilweise damit in Verbindung zu bringen. Nochmals befiel ihn ein Grausen vor seinem Schritte. Zu Ende des Jahres ließ er durch eine Gesandtschaft die Höfe zu London und im Haag über ihre Geneigtheit, ihn zu unterstützen, sondiren, fand aber Alles für den Brandenburger gestimmt. Das Bündniß Englands und schließlich auch der Generalstaaten (Mai 1613) mit der Union trieb ihn, die Krisis zu beendigen. Er war so nervös geworden, daß er aus den bei einem Trinkgelage zu Köln gefallenen ihm hinterbrachten Worten eines calvinistischen Adeligen, Brandenburg müsse die Lande behaupten, eine heimliche Verschwörung Jülicher Landstände wider seine Person folgerte. Am 19. Juli legte er zu München in aller Stille das katholische Glaubensbekenntniß ab. Nach seinen späteren Aeußerungen war ihm, wie andern Convertiten, die katholische Lehre hauptsächlich durch die Positivität ihres Kirchen- und Traditionsprincips plausibel gemacht worden. Auch die Wahrnehmung, daß im damaligen Katholicismus die monarchischen Tendenzen vorherrschten und daß die fürstlichen Persönlichkeiten auf der katholischen Seite wenigstens in Deutschland zu jener Zeit ein gewisses Uebergewicht über die protestantischen entwickelten, dürfte mitbestimmend gewirkt haben. Wenn wir noch hinzufügen, daß der Pfalzgraf von rein confessionellen Gesichtspunkten nie beengt war und daß ihm die Pracht des katholischen Cultus wie alles Sinnenfreudige gewaltig imponirte, so dürfte die Bekehrung auf ihre natürlichen Grundlagen zurückgeführt sein.

Die Vermählung Wolfgang Wilhelm's mit Magdalena, worein der von der ganzen Bekehrungsgeschichte nichts ahnende alte Pfalzgraf um so lieber willigte, nachdem ihm der Sohn eine Heiligung der ungläubigen Frau durch den gläubigen Mann in Aussicht gestellt hatte, wurde am 10. November zu München gefeiert. Die Neuvermählten waren zu Düsseldorf, wo sie im Januar 1614 angelangt waren, nicht auf Rosen gebettet. Der brandenburgische Kurfürst Johann Sigismund hatte, um in den gefährlichen Zeitläuften wenigstens Ruhe in seinem Gewissen zu haben, wie er sagte, und sich des Beistandes der Generalstaaten und der Engländer zu versichern, ebenfalls einen Confessionswechsel für geboten erachtet und war Calvinist geworden. Sein Stellvertreter in den Jülicher Landen war nach dem Tode Ernst's der Kurprinz Georg Wilhelm, dem aber der Pfalzgraf die Anerkennung als Statthalter verweigerte. Die confessionellen Gegensätze stießen nun heftig zusammen, indem der Neuburger jetzt wie früher noch die Lutheraner, der Brandenburger die Reformirten begünstigte. Die Leibwachen der beiden Fürsten zogen häufig die Schwerter gegen einander; als die Pfalzgräfin dem katholischen Gottesdienste anwohnte, ward einmal durch die Fenster der Kirche geschossen. Ein allerdings fehlgeschlagener Versuch des Kurprinzen, sich der Stadt Düsseldorf durch Ueberrumpelung zu bemächtigen, die Uebergabe der Festung Jülich an die Holländer durch den brandenburgischen Befehlshaber daselbst, dann Truppenwerbungen des nun in Cleve

residirenden Kurprinzen bestimmten Wolfgang Wilhelm, um bei dem zu gewärtigenden Kampfesausbruch der bewaffneten Hülfe katholischer Stände gewiß zu sein, am 25. Mai 1614 in der Collegiatkirche zu Düsseldorf das katholische Glaubensbekenntniß öffentlich zu wiederholen. Sein 1621 protestantisch gewordener Hofprediger, der Jesuit Jakob Reihing (s. A. D. B. XXVII, 698), ertheilte ihm die Firmung und suchte in einer Schrift über die 12 Grundfesten der katholischen Religion den Uebertritt zu rechtfertigen. Wie nun für den Brandenburger die Generalstaaten rüsteten, so die Spanier für den Pfalzgrafen. Außerdem wurde dieser durch ein bairisches Darlehen unterstützt und durch Geldvorschüsse der Liga, die auf einem Tage zu Ingolstadt im Juli 1614 einhellig seine Sache zu der ihrigen gemacht hatte. So konnte er mit ansehnlicher Truppenzahl zum Heere des Marquis Spinola stoßen, der auf die Kunde von dem Ereigniß in Jülich von der Brüsseler Regierung zur Hülfeleistung des Pfalzgrafen beordert, mit diesem im September die starke clevische Rheinfestung Wesel belagerte und eroberte. Nun marschirten aber auch die Holländer unter Prinz Moriz heran und der spanisch-niederländische Krieg schien von neuem zu beginnen. Da kam es, nachdem am 22. August der alte Pfalzgraf zu Neuburg gestorben und Wolfgang Wilhelm dort regierender Herzog geworden war, noch einmal zu einem gütlichen Ausgleich. Durch den Vertrag zu Xanten wurde am 12. November 1614 die gemeinschaftliche Regierung aufgegeben und, indem jeder der beiden Prätendenten sich den Anspruch auf das Ganze der Erbschaftslande vorbehielt, vereinbart, daß Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein von Brandenburg, Jülich und Berg aber von Pfalz-Neuburg allein verwaltet werden sollten. Im Geleite seines Beschützers und Freundes Spinola im December zu Brüssel angelangt, verblieb der Pfalzgraf hier noch den ganzen Januar 1615, von dem erzherzoglichen Paar mit Ehren und Aufmerksamkeiten überschüttet. Dann aber trachtete er nach dem Stammlande an der Donau, wo seine Gegenwart dringend nöthig war.

In Neuburg hatte er sich mit seiner Mutter und den jüngeren Brüdern August und Johann Friedrich über die väterliche Verlassenschaft auseinanderzusetzen. Bereits seit vielen Jahren lebte er mit Bruder August, dem er den Besuch der Geheimrathssitzungen streitig machte, in heftigen Differenzen. Da er Vater und Mutter bei dem Drängen August's geneigt sah wieder zu den früheren Theilungen zurückzukehren, befürchtete er nicht ohne Grund, es möchte auch die Adjunction des Bruders dazu beitragen, die durch Herzog Wolfgang im J. 1568 eingeführte Primogenitur zu erschüttern. Ein mit dem Vater und den Brüdern im J. 1611 abgeschlossener Vergleich, worin ihm die Erstgeburt zuerkannt wurde, vermochte seine Besorgniß nicht dauernd zu zerstreuen, da durch die von Philipp Ludwig in seinem Testament und Codicill versprochene Erläuterung der mit dem Rechte verbundenen Privilegien in Ehrenvorzügen und Nutzbarkeiten gegentheilige Ueberraschungen nicht ausgeschlossen erschienen. Da kam ihm die Münchener Werbung zu Hülfe. Man erklärte dort, den Ehevertrag nicht eher schließen zu können, bis die jüngeren pfalzgräflichen Brüder auf den Antheil an den jülichschen sowol als neuburgischen Landen den bestimmtesten Verzicht geleistet hätten. Das geschah und Wolfgang Wilhelm wurde auf dem Landtag von 1613 förmlich als Landessuccessor proclamirt. Hätte Pfalzgraf Philipp Ludwig von der Bekehrung des Sohnes gewußt, so wäre dessen Ernennung zum Regierungsnachfolger unterblieben. Als die Kunde am 10. Mai 1614 durch zwei bairische Gesandte nach Neuburg gebracht und dadurch der ganzen pfalzgräflichen Familie das größte Herzeleid angethan worden war, hatte er nochmals versucht, den Sohn umzustimmen, dann aber in einem Zusatze zu seinem Testamente denselben für enterbt erklärt, sobald er die geringste Aenderung an der lutherischen Landes-

kirche vornehmen würde. In Stadt und Herzogthum Neuburg war die Stimmung gegen den neuen Herrn eine revolutionäre. Der in der Begleitung der Pfalzgräfin Magdalena noch 1614 herausgekommene Hofmarschall Goswin von Spiring hatte für nöthig befunden, von Ingolstadt bairische Reiter herbeizuführen, gegen die sich die Neuburger Einwohnerschaft denkbarst feindselig benahm. Endlich im Februar 1615 hielt der Pfalzgraf mit seiner Gemahlin den Einzug. Der engere Ausschuß der Landschaft hatte bereits beschlossen, vor Bestätigung der ständischen Landesfreiheit, in welcher der Fortbestand der evangelischen Religion garantirt war, nicht zu huldigen. Ein beruhigendes Manifest und das sichere Auftreten des von starker Leibwache escortirten Herzogs brachten ihm andere Gesinnungen bei. Am 17. Juli schloß Wolfgang Wilhelm nach Eröffnung des väterlichen Testamentes mit seinen Brüdern den Abfindungsvertrag, gemäß welchem sie ihn trotz Abmahnungen des Herzogs von Württemberg und des Markgrafen von Baden-Durlach, die als Testamentsexecutoren des alten Herzogs die beiden Nachgeborenen gegen den Bruder aufzuwiegeln suchten und vom Kaiser zur Ruhe verwiesen werden mußten, als regierenden Landesherrn anerkannten. August erhielt zum Unterhalt das Amt Sulzbach, die Pflege Floß und einen Antheil an dem mit Kurpfalz gemeinschaftlich besessenen Amt Parkstein-Weiden, Johann Friedrich die Aemter Hilpoltstein, Heideck und Allersberg. Landesfürstliche Superiorität, Appellation, Reichs-, Kreis- und gemeine Landessteuern, Ungeld und andere gemeine Landschaftsverwilligung wie auch die Erlassung von Statuten und Ordnungen blieben dem Landesherrn reservirt. Die Brüder begaben sich kurz darauf in ihre Residenzen Sulzbach und Hilpoltstein, begleitet von neuburgischen Commissaren, die sie in ihre Erbtheile einzusetzen, die Erbhuldigung einzunehmen und dabei dem Herzog von Neuburg die volle Landesoberherrlichkeit vorzubehalten hatten. Zu gleicher Zeit und schon vorher wurde die Huldigung von Commissaren im übrigen Lande entgegengenommen. Nun ging der Pfalzgraf an sein Werk der Gegenreformation, anfangs sehr bedächtig. Kurz nach dem Einzuge hatte er in der Schloßcapelle den katholischen Gottesdienst wieder eingeführt, nun schaffte er das von seinem Vater im Vorjahre eingeführte mit Ausfällen gegen die Katholiken gespickte sogen. montägige Gebet um Erhaltung der evangelischen Lehre ab. Im Edict vom 25. December 1615 wurden völlige Religionsfreiheit für Katholiken und die Einführung des gregorianischen Kalenders im ganzen Herzogthum angekündigt. Die Mehrzahl der Landstände, welche vor Verbürgung des evangelischen Bekenntnisses auf dem Landtage von 1615 die Steuerbewilligung verweigerte, wußte er, ohne ihnen zu willfahren, durch Wein und Confect, gütliches Zureden und Drohungen unterzukriegen, der standhafte Nörgler Landmarschall Wolf Lorenz Wallrab von Hauzendorf fiel gänzlich in Ungnade, der ebenfalls renitente Landschaftscommissär Ludwig Andreas Lemblein, erhielt das Prädicat „Vaterlandsfeind“ und mußte den Abschied nehmen. Im folgenden Jahre schloß der Pfalzgraf mit den Bischöfen zu Eichstädt, Augsburg und Regensburg, in deren Diöcesen die neuburgischen Katholiken ressortirten, wegen des Chor- und Ehegerichts ein Concordat ab. Ueber ein Jahr dauerten die Verhandlungen, weil den Kirchenfürsten das Verlangen „zu sehr nach dem lutherischen Sauerteige des alten Neuburger Consistoriums schmeckte“. Da aber der Pfalzgraf dieses Gericht, welchem die Ehesachen, Streitigkeiten über Zehnten und die Patronatsangelegenheiten übertragen wurden, als unerläßliche Vorbedingung der Abschaffung der protestantischen Geistlichen forderte, wurde es endlich am 14. December 1616 ins Werk gesetzt. Ein willenloses Werkzeug der Clerisei war also der Pfalzgraf nicht, wie auch hieraus zu ersehen. Gleich jetzt sei bemerkt, daß er schärfere gegenreforma-

torische Vorstöße jedesmal nur dann unternahm, wenn er dadurch eine politische Action zu unterstützen vermeinte. So auch diesmal. Zunächst handelte es sich für ihn um die noch immer nicht erfolgte kaiserliche Belehnung mit den jülichschen Landen. Bereits im J. 1615 hatte er den Minister des Kaisers Matthias und Bischof von Wien, Melchior Klesl, um ihn für sich zu gewinnen, durch eine Gesandtschaft wegen Durchführung der Gegenreformation um Rath fragen lassen, zugleich drängte er wegen der jülichschen Belehnung. Klesl schickte ihm in der Folge einige von ihm gehaltene pseudonym gedruckte Conversionspredigten mit dem Bemerken, daß Ketzer „mit hohen Subtilitäten gar nicht, sondern nur gerade hinaus wollen tractirt werden". Wegen der Belehnung schreibt er, der Pfalzgraf sei etwas empfindlich und vermeine, seine Sachen müßten alsbald ins Werk gerichtet werden, wie er's verstehe und gern haben wolle, dem Kaiser aber gebühre, alle Umstände wohl zu erwägen. Im August und September 1616 war nun Wolfgang Wilhelm selbst in Prag, wo er dem doppelzüngigen Schaukelpolitiker, dessen Verschmitztheit er zu spät durchschaut zu haben scheint, von den bereits bewerkstelligten Bekehrungen einiger seiner Hofbeamten, darunter des Frhrn. Adam von Herbersdorf und seines Stiefsohnes, des mit nach Prag gekommenen späteren Feldmarschalls Gottfried Heinrich Frhr. von Pappenheim, berichten konnte. Man scheint ihm bedeutet zu haben, daß das noch nicht genüge. Sei dem, wie ihm wolle, im J. 1617 wurden die bisherige Parität der beiden Confessionen und das Simultaneum aufgehoben, der Katholicismus als Landesreligion erklärt und allen Prädicanten der Dienst gekündigt. Die Errichtung eines Jesuitencollegs in Neuburg war dazu der erste Schritt. In dem nämlichen und folgenden Jahre wurden, theilweise unter Aufgebot von Militär durch den Statthalter Herbersdorf, die Aemter an der Donau bekehrt. Was noch übrig blieb erhielten die Jesuiten, die seit 1619 den neuburgischen Nordgau in Angriff genommmen hatten, zur Nachlese. Auch in seinen Jülicher Landen zeigte der den Spaniern zur Dankbarkeit verpflichtete Pfalzgraf einen regen Bekehrungseifer, nur hatte er dort leichteres Spiel, weil im katholischen Theil des Adels schon ein guter Grundstock vorhanden war. Als Handlanger dienten ihm dort Jesuiten und Kapuziner. So konnte er denn, als er im März 1618 wieder zu Brüssel erschien, stolze Erfolge aufweisen und um so eher die politischen Gegendienste erhoffen, die er bald brauchte.

Der Aufstand in Böhmen war ausgebrochen und Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zum König der böhmischen Adelsrepublik ausgerufen worden. Wolfgang Wilhelm war auf Einladung Baierns im J. 1620 nach einigem Zögern der erneuerten Liga beigetreten, unter der Bedingung, daß er „mit der anticipirten Contribution verschont und auch sonst leidlich belegt werde". Hätte er gewußt, daß der Preis der ligistischen Hülfe für das darniederliegende Kaiserhaus die Uebertragung der pfälzischen Kur an Baiern sein sollte, so hätte er nimmermehr mitgethan. Der auf dem Regensburger Deputationstage von 1623 erfolgten Belehnungshandlung blieb er, obgleich in genannter Stadt weilend, protestirend ferne. In einer vor der Investitur eingereichten Schrift hatte er nachzuweisen versucht, daß die Kur bei Entsetzung des Pfälzer Vetters nach der goldenen Bulle, alten Hausgesetzen und Reichssatzungen und den seinem Vater und ihm in den Jahren 1612 und 1615 von Kaiser Matthias gegebenen Exspectanzbriefen ihm als nächstem Agnaten gebühre. In dieser seiner Ueberzeugung hatte ihn auch der in den Vorjahren als Unterhändler des die Sache vor allen fördernden Papstes Gregor XV. an den Höfen von Wien, München, Brüssel und Madrid herumreisende Kapuzinerpater Hyacinth, der ihn im Namen des Kaisers um seine Beistimmung ersuchte, nicht irre zu machen vermocht. Mit der ihm eigenen Zähigkeit in Verfolgung seiner Interessen reiste der Pfalz-

graf dem Kaiser von Regensburg aus nach Prag nach und rang ihm einen in der Hauptsache allerdings nichts besagenden neuen Anwartschaftsbrief auf die Kur ab, worin ihm dieselbe mit mannichfachen Verclausulirungen für den Fall Ablebens des neuen Kurfürsten Maximilian zugesagt wurde. Mit neuen Hoffnungen zog er nach Neuburg zurück, von wo aus er seinem Groll gegen den Münchner Schwager in einer sofort ins Werk gesetzten Bereitung der an Baiern angrenzenden Aemter etwas Luft machte. Seine Gemahlin schickte er nach Karlsbad.

Der dreißigjährige Krieg warf seine Wellen auch in die Jülicher Lande. Die Spanier beschwerten sie mit Durchzügen nach der von Spinola besetzten linksrheinischen Pfalz, die bairischen Obersten Herbersdorf und Anholt nahmen hier unten militärische Werbungen vor. Seitdem der Pfalzgraf gehört haben wollte, die Holländer beabsichtigten, die brandenburgischen Ansprüche an die Jülicher Lande an sich zu kaufen, ließ er fortwährend an der Befestigung Düsseldorfs arbeiten, so daß die Bauern dort ebenso wie in seiner Residenz Neuburg von den zum Schanzenbau geleisteten Scharwerkfuhren erzählen konnten. Mittlerweile war der spanisch-holländische Waffenstillstand abgelaufen und die beiderseitigen Feindseligkeiten hatten aufs neue begonnen. Die von den Holländern besetzte Festung Jülich übergab sich zwar im Februar 1622 an die Spanier, dafür mußten nun die neuburgischen Truppen gemeinsam mit den neuen Herren operiren. In den Jahren 1623 und 1624 waren die niederrheinischen Herzogthümer abwechselnd ein Tummelplatz der einen oder anderen Soldateska geworden, die nur gelegentlich für Neuburg oder Brandenburg auftraten. Unter diesen Umständen fanden die letzteren für gut, sich zu vergleichen, wozu der inzwischen verstorbene Erzherzog Albrecht in Brüssel dem Pfalzgrafen bereits im J. 1621 die Genehmigung ertheilt hatte. Unter Zugrundelegung des nicht zur rechtlichen Ausführung gekommenen Xantener Vertrags wurden im Provisionaltheilungsvertrage zu Düsseldorf vom 11. Mai 1624 unter Fortwahrung der Rechte beider Theile auf die ganze Erbschaft Cleve, Mark, Ravensberg und das bergische Amt Windeck dem Brandenburger, Berg, Jülich, Ravenstein und die clevischen Aemter Ysselburg und Winnikendonk dem Pfalzgrafen zugetheilt. Da man diesem zu Brüssel zu verstehen gegeben hatte, der Vertrag bedürfe der Approbation des spanischen Königs, trat er, um sie zu erlangen, Ende August 1624 über Paris die spanische Reise an und verweilte von October bis März in Madrid, wo er in den königlichen Zimmern des Hieronymitenklosters Wohnung nahm, von Philipp IV. zwar mit Ehrenbezeigungen überhäuft wurde, aber in der Hauptsache nichts erreichte, indem man ihm ein- für allemal bedeutete, sich mit solchen Sachen nicht mehr nach Spanien, sondern an die Statthalterin zu Brüssel, die Infantin-Wittwe Isabella, zu wenden. Die Ernennung zum spanischen Geheimrath — das goldene Vließ hatte er schon 1615 erhalten — bot ihm für den Mißerfolg nur schwachen Ersatz. Und doch hatte er bereits im J. 1622 dem spanischen Orden der Barmherzigen Brüder in Neuburg ein Kloster errichtet. Auf dem Heimwege besprach er sich zu Paris wegen des Düsseldorfer Vertrages mit Ludwig XIII., was aber zu Brüssel sehr übel vermerkt wurde, weil man dort besonders mit Rücksicht auf den gerade zwischen Spanien und Frankreich bestehenden Kriegszustand, wegen der angeblich allzu großen Offenherzigkeit des Pfalzgrafen eine Störung der spanischen Zirkel befürchtete. In Wirklichkeit ärgerte man sich über die Eigenmächtigkeit des Neuburgers, der, ein Feind alles Doctrinarismus in der Politik, zur Erreichung seiner Zwecke auch in andern als in den spanischen Schnürstiefeln sich zu bewegen beliebte und dem das französische Wohlwollen bisher viel genützt hatte, was allerdings unter dem vor kurzem an die Spitze der Regierung berufenen

Cardinal Richelieu anders werden sollte. Nachdem der Pfalzgraf noch über sechs Wochen bei seinem Freunde Spinola vor und nach Eroberung der Festung in Breda sich aufgehalten hatte, gelangte er über Antwerpen und Brüssel im August 1625 nach Düsseldorf, Ende November nach Neuburg zurück.

Von einigen Besuchen in München abgesehen, blieb er das ganze Jahr 1626 in Neuburg. Zu Pfingsten hatte er den Florentiner Fürst Don Lorenzo de Medici als Gast bei sich. Der Sorge für die im letzten und laufenden Jahre durch Schauer und Kälte nothleidende Landwirthschaft, welche seine Getreidekasten stark in Anspruch nahm, war ein guter Theil seiner Zeit gewidmet. Als Erholung dienten ihm wie immer Jagd und Fischfang. Im J. 1627 riefen ihn dringende Geschäfte auf vier Monate nach Wien. Bei den jülich-bergischen Landständen fand er nicht die gleiche Willfährigkeit wie bei den neuburgischen. Sein Streben, am Niederrhein absolut zu regieren, scheiterte an ihrer Widerhaarigkeit. Beim Kaiser hatten sie vorgebracht, der ihre Privilegien nicht achtende Pfalzgraf beschränke sie in der freien Wahl eines Directors, hindere sie durch Drohungen an der freien Ausübung ihres Steuerbewilligungsrechtes auf den Landtagen, vertheile die Steuern ungerecht, und verwende die bewilligten Gelder nicht zu dem von ihm angegebenen Zwecke, sondern nach Belieben, ohne ihnen darüber Rechnung abzulegen, treibe eigenmächtig neue Steuern, Servisgelder und Accisen ein. Diese Beschwerden kamen dem Kaiserhofe, wo man durch die Waffenerfolge unter Wallenstein damals in einen wahren Siegestaumel zu gerathen begann und am liebsten alle Reichsfürsten auf einmal eingesackt hätte, sehr gelegen. Ein zu Anfang 1627 an Wolfgang Wilhelm ergangenes Mandat, in welchem alles, was er „als angemaßter Inhaber der Fürstenthümer und Lande zu Behauptung derselben vermeintlicher apprehendirter Possession in obgehörten unterstandenen Attentaten gethan", mit gleichzeitiger Strafandrohung für den Wiederholungsfall als nichtig und kraftlos erklärt wurde, veranlaßte ihn nun, sich persönlich zu rechtfertigen und „den Weg zur apprehendirten Possession etwas besser zu machen". Mit dem ebenfalls in der Kaiserstadt befindlichen Abte des Klosters Kaisersheim, dessen Reichsunmittelbarkeit Neuburg noch lange nicht anerkennen wollte, unterhandelte der Pfalzgraf vor dem Reichshofrath mit Erfolg über einen bis zur Entscheidung des am Reichskammergerichte anhängigen Processes gelten sollenden Interimsvertrag, der ihn aber im J. 1637 nicht von dem Versuche abhielt, in Wahrung des prätendirten Erbschutzes die freie Wahl eines neuen Abts durch militärische Umzingelung des Klosters zu verhindern. Als Hauptgewinn der Wiener Reise trug der heimkehrende Pfalzgraf ein kaiserliches Decret bei sich, durch welches ihm und seinen Erben das allerdings von ihm schon vorher angenommene Prädicat „Durchlaucht" verliehen wurde. Durch die officielle Beilegung des Titels war er aber wenigstens in dieser Hinsicht dem kurfürstlich gewordenen Baiern gleichgestellt worden.

An dem schon vor Unterzeichnung des Restitutionsedicts seit Jahren die Gegenreformation emsig betreibenden Kaiserhof mochte Wolfgang Wilhelm, der als Kenner politischer Windrichtungen nicht umsonst mit Kaisersheim sich vertragen hatte, mit den dort herrschenden Strömungen sich noch vertrauter gemacht haben. Auch dürfte ihm nicht entgangen sein, daß seine Nichtunterstützung Ferdinand's II. in der Niederwerfung des Aufstandes der wegen ihrer religiösen Bedrückung zur Verzweiflung getriebenen oberösterreichischen Bauern gelinde Zweifel an seinem katholischen Eifer erregte. Einem solch' lauen Fürsten konnte man die dem Hause Baiern provisorisch übertragene Kurwürde, worauf er in einem eben zu Wien übergebenen Memorial von neuem Anspruch erhoben hatte, nicht zuwenden. Der seit 1622 in Rom lebende Wiener Bischof Klesl, welcher mit dem pfalzgräflichen Agenten Motmann den Vicekanzler der Kirche, Cardinal Ludovisi, und

durch diesen den Papst Urban VIII. für die Kurbestrebungen Wolfgang Wilhelm's gewinnen sollte, hatte diesen eingeladen, nach Rom zu kommen und bei Seiner Heiligkeit sein Herz auszuschütten. Das Haupthinderniß für die Uebertragung der Kur an den Pfalzgrafen, berichtete diesem Klesl, der übrigens zur selben Zeit Maximilian von Baiern und anderen Herren zu dienen sich befliß, erblicke die Curie in dem lutherischen Bekenntniß der pfalzgräflichen Brüder. Dadurch werde befürchtet, daß die unlängst aus Ketzerhänden recuperirte Würde mit der Zeit wieder in solche falle, und es sei also zunächst nichts sehnlicher zu wünschen, als daß die Herren Gebrüder katholisch würden. Die Nutzanwendung ergab sich von selbst.

Wolfgang Wilhelm hatte beim Regierungsantritt schwere Hypotheken übernehmen müssen. Durch den Vertrag von 1615 hatte er den Brüdern ansehnliche Aemter und ihnen und einigen pfälzischen Verwandten noch dazu jährliche Deputate aus seiner Rentkammer zugewiesen, außerdem in einem Vertrage vom 5. November 1613 zu Deputatleistungen an Mutter und Brüder aus den Jülicher Landen sich verpflichtet; die Schulden waren ihm und seiner Landschaft geblieben. Ein sorgenfreies Auskommen genügte nun aber den Brüdern nicht; sie behaupteten, wie ihr älterer Bruder geborne deutsche Reichsfürsten und niemand als dem Kaiser unterworfen zu sein, ihre landesfürstliche Obrigkeit sei durch den Vertrag von 1615 nur „limitirt und constringirt". Mehr Schwierigkeiten als der jüngere, geistig unbedeutende Johann Friedrich, machte der aufgeweckte August, der gegen die höfischen Formen des ältesten Bruders gerne absichtlich seine urwüchsige Derbheit ins Treffen führte. Er hatte sich in Sulzbach eine Kanzlei errichtet und an deren Spitze einen Kanzler gestellt, der als solcher natürlich von Neuburg aus nicht anerkannt wurde. Bald beklagte sich August über den dort gegen ihn und seine Regierung üblichen „ungewöhnlichen Kanzleistil", sonderlich wegen des Wortes „begehren" und beschwerte sich, daß man „seine" Landsassen zur Erbhuldigung und Ablegung der Landsassenpflicht bei Strafe nach Neuburg citire. Vom Niederrhein her ließ er sich über den Bruder allen möglichen Klatsch berichten. Den Reformationsbestrebungen desselben setzte er das väterliche Testament entgegen, das auch in Sulzbach angeschlagene Mandat über die Freistellung der katholischen Religion hatte er abreißen lassen. Die Kirchenvisitationsrelationen seiner Aemter an den geistlichen Rath nach Neuburg zu überschicken, wie verlangt wurde, war er nicht zu vermögen. Bei protestantischen Fürsten und auf den Unionstagen zu Rothenburg und Heilbronn brachten die beiden Brüder ihre Beschwerden über die im Fürstenthum Neuburg überhaupt vorgenommenen religiösen Neuerungen vor, von Universitäten erholten sie Rechtsgutachten über die Zuläßigkeit. Wolfgang Wilhelm, der als Landesherr formell völlig berechtigt war, den Protestantismus auch in den brüderlichen Erbämtern zu unterdrücken, hatte dann Connivenz geübt und würde es sicher gerne noch weiter gethan haben, wenn ihm, wie wir gesehen, nun die Staatsraison nicht ein anderes Verfahren dictirt hätte. Seine bisherige Haltung ist allerdings auch zum Theil durch die ihm gebotene Rücksichtnahme auf seine alte Mutter erklärlich, welche die jüngeren Söhne in ihrem Widerstande gegen ihn unterstützte. Pfalzgräfin Anna war im J. 1615 auf ihren Wittumssitz Höchstädt a. D. gezogen, im dortigen Schlosse genoß sie die Einkünfte des gleichnamigen Amtes. Ihr katholischer Vater hatte sie in seiner protestantischen Zeit im evangelischen Glauben erziehen lassen und als er, spanischen Einflüssen nachgebend, sie mit zwei Schwestern wieder katholisch machen sollte, mit schwachen Rückbekehrungsversuchen kein Glück gehabt. Anna besonders blieb zeitlebens eine unbeugsame Bekennerin der Augsburger Confession. Hatte sie Wolfgang Wilhelm trotz der beweglichsten Vorstellungen von der Ueberweisung der Pfarrkirche zu Lauingen, worin ihr Gatte, einige vorangegangene Kinder und Verwandte die

letzte Ruhstatt gefunden hatten, an den katholischen Cultus nicht abzuhalten vermocht, so glückte ihr das lange Zeit mit beiden Kirchen zu Höchstädt. Wiederholtem Drängen des eifrigen Augsburger Bischofs Heinrich von Knöringen nachgebend, überließ endlich der Pfalzgraf im J. 1624 die kleine Höchstädter Spitalkirche den Katholiken. Weiter durfte er nicht gehen, denn die Mutter bedeutete ihm, er wolle ihr alsdann angeben, wie sie anderwärts an einem bequemen evangelischen Ort fürstlich alimentirt werden könne. Da aber hierzu ihre Wittumsgefälle nicht ganz reichen würden, werde er ihr mit einer ergiebigen Geldhülfe aus dem niederländischen Einkommen, wie sich schon längst gebührt hätte, beförderlich sein; andernfalls müsse sie sich als Landesmutter und Principalin an die jülich-bergischen Landstände um eine Beisteuer wenden. Schon früher hatte sie von dem Sohne eine Zubuße aus den Jülicher Landen begehrt. Da aber bei dem steten Kriegszustande die Pachtgelder nicht eingingen und Brandenburg einen Theil der Gefälle an sich riß, war er selbst kaum mit den nothwendigsten Mitteln versehen. Er schrieb ihr, sie möge ihre Wittumsgefälle recht zusammenhalten, dann werde sie schon auskommen; andernfalls sei er erbietig, gegen Abtretung derselben sie mit Deputat, Kost und Besoldung in Neuburg zu unterhalten. Da sie sich als eigentliche Herrin der niederrheinischen Lande betrachtete, ließ sie es an starker Bevormundung gegenüber dem Sohne nicht fehlen. Ueber alles wollte sie stets unterrichtet, bei allen Verhandlungen mit Brandenburg genannt sein. Wolfgang Wilhelm, der mit Damen umzugehen wußte, theilte ihr mit, was er gerade für nöthig hielt. So sehr er im übrigen gegen die Mutter als der aufmerksamste Sohn sich bewies, hatte er bei den nun folgenden Schritten gegen die Brüder für alle ihre Klagen und Bitten nur taube Ohren, da man einmal wissen müsse, wer denn eigentlich der Landesherr sei. Höchstädt indeß blieb trotz bischöflicher Mahnung bis zu dem 1632 erfolgten Tode Anna's von weiterer Gegenreformation verschont.

Von den Landen des Winterkönigs war dem Pfalzgrafen nur der kurpfälzische Antheil des Gemeinschaftsamtes Parkstein und Weiden zur Administration überlassen worden. Ueber die Einkünfte desselben gerieth er mit dem nahegesessenen Bruder August in Differenzen. Von diesem vorenthaltene Steuergelder nahm er zum Ausgangspunkt der von ihm im Sommer 1627 begonnenen Rekatholisirung zunächst im genannten Amte, dann in den übrigen Aemtern der Brüder. Nachdem er gegen die letzteren unterm 8. März ein sie von fernerer vertragswidriger Obstruction abmahnendes kaiserliches Mandat ausgewirkt hatte, betraute er seinen Vicekanzler Simon von Labricq aus Lüttich mit Durchführung der Bekehrung. Für den Nothfall stand bairisches Militär hülfsbereit in Amberg zur Verfügung. Binnen weniger Monate war die Hauptarbeit gethan, die Prädicanten wanderten. Im Gefolge des Commissärs mitgekommene Jesuiten besorgten das weitere. Auch in Sulzbach und Hilpoltstein selbst wurde der Katholicismus eingeführt und die Brüder auf private Religionsübung beschränkt. In ihrer Wehrlosigkeit waren sie indeß nicht um ein Zufluchtsmittel verlegen: sie verliehen, um das Bekenntniß ihrer Erbunterthanen zu retten, einer Menge von Bürgern und Gewerbsleuten den Hoftitel. Solche Ausdehnung des Hofstaats bekämpfte der Landesherr eine Zeit lang nicht ohne Erfolg, schließlich mußte er aber den protestantischen Gottesdienst in den Schloßcapellen der brüderlichen Residenzen kaiserlichem Mandate gemäß dulden. Von ihm früher entlassene protestantische Räthe, wie Melchior Erasmus zu Frankfurt und der frühere Landschaftscommissär Lemblein, die er in kritischen Momenten gerne wieder aus der Rumpelkammer hervorholte, hatten schon vorher sein unerhörtes Vorgehen gegen leibliche Brüder und die Ausschaffung der evangelischen Landsassen als politisch unklug befunden. Die Bekehrung der Brüder konnte der Pfalzgraf auch durch den Hinweis auf die Vortheile,

welche der Gesammtfamilie durch einträchtiges Zusammenwirken bei Erstrebung der nur von Katholiken erreichbaren Kurwürde winkten, nicht erreichen. Ebensowenig vermochte er dieselben durch Uebersendung der Schrift bellum ubiquisticum des Dillinger Jesuiten und Universitätskanzlers Lorenz Forer von dem „schlechten Grund“ ihres Glaubens zu überzeugen; sie empfahlen ihm vielmehr die Retractationsschrift des Exjesuiten Reihing zur Lectüre. Als er später durch das Anerbieten, gegen Abtretung der Aemter die flandrische Herrschaft Winendael, ein jülichsches Lehen, einantworten zu wollen, den Hemmschuh loszuwerden suchte, ging man in Sulzbach nicht darauf ein.

Es war hohe Zeit, daß der Pfalzgraf wieder an den Rhein zog. Im J. 1628 waren die Holländer in Jülich-Berg eingefallen, um sich für eine im J. 1616 dem Kurfürsten von Brandenburg von ihnen vorgeliehene Summe von 248 000 fl. bezahlt zu machen. Da hatte der Kaiser am 24. April d. J. für die sämmtlichen Jülicher Stände wider die Possidirenden ein Schutzmandat erlassen und den General Tilly mit der Sequestrirung der Lande beauftragt. Dieser kam dem Befehle, soweit es ging, nach und lieferte u. a. die zwei Kirchen zu Wesel im Namen des Pfalzgrafen wieder den Katholiken aus, wofür die Holländer die katholischen Kirchen zu Rees und Emmerich den Reformirten einräumten. Der Vertrag von 1624 war ein papierner geblieben, da Brandenburg von der Zeit günstigere Bedingungen erhoffte und, wie Wolfgang Wilhelm glaubte, vorerst die Erfolge der dänischen Armee abwarten wollte. Als nun die von den Truppen der Mächte heimgesuchten Lande den Händen der beiden Fürsten ganz zu entgleiten begannen, einigten sich diese am 19. März 1629 zu einem neuen Vertrage, der den vorhergegangenen auf 25 Jahre verlängerte. Mit der Infantin Isabella zu Brüssel, deren besonderer Gunst er sich erfreute, hatte der Pfalzgraf durch seinen Beichtvater, den Jesuiten Theodor Rosmer, schon einige Zeit wegen der Einwilligung hierzu unterhandeln lassen, der jülichsche Landmarschall Franz von Spiring besorgte dies im Haag. In einem am 26. August 1630 hier getroffenen die Ausführung des Vertrags bezweckenden Abkommen, wurde der bisherige Besitzstand der zwei Fürsten neuerdings gewahrt; nur die Grafschaft Ravensberg sollte von beiden gemeinschaftlich verwaltet werden, wurde dann aber so getheilt, daß Brandenburg nur ein Amt, Neuburg deren drei erhielt. Die spanischen und holländischen Truppen sollten die Lande bis auf je drei bezw. vier weiter besetzt gehaltene Plätze verlassen.

Im October 1628 hatte der Pfalzgraf für seine am 25. September zu Neuburg verstorbene Gemahlin in Düsseldorf eine zweitägige Todtenfeier gehalten und dann die seit 1609 noch über der Erde befindliche Leiche des letzten Jülicher Herzogs feierlich bestatten lassen, damit ihm der Allmächtige, wie er seiner Mutter schrieb, dereinst auch um so eher sein Ruhebettlein vergönne; im Juni 1629 war er wieder in Neuburg, von August bis October in Wien, wo er wegen Aufhebung des Sequesters vorstellig wurde. Nach Neuburg zurückgekehrt, reiste er bereits im Januar 1630 über Wien nach Oberitalien auf den Schauplatz des mantuanischen Erbfolgekrieges zu seinem Freunde Marquis Spinola, der, seit Jahresfrist spanischer Statthalter in Mailand, über die Undankbarkeit seines Souveräns bald den Verstand verlieren sollte. In Mailand kaufte er Ringe und andere Kleinodien; am 29. März berief er von Alessandria aus die neuburgischen Landstände zusammen mit dem Begehren, ihm zur Verfolgung seiner Prätensionen, Bezahlung von Gehältern und Pensionen an seine jülichschen Beamten und, da er nun zu einer zweiten Ehe schreiten solle, zur Bestreitung des hierzu nöthigen Aufwandes auf die nächstfolgenden drei Jahre eine ergiebige Beisteuer und zum Ersatz der von den jülichschen Gefällen jährlich nach Neuburg beschehenen Lieferung einen erspreßlichen Beischuß, beides im vorhinein, zu bewilligen.

Auf Bitten der auch diesmal willfährigen Stände, die ihm vorstellten, daß man im Reiche einen Einbruch fremder Mächte mit Bangigkeit erwarte, kehrte er heim. Im Juni war er mit seinem Kanzler Zeschlin bereits wieder in Düsseldorf, darauf im Haag, im October auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, als dort die Frage der Restitution des Kurfürsten Friedrich V. zur Berathung stand. Aus den Verhandlungen konnte Wolfgang Wilhelm entnehmen, daß der Kaiser, der bereits durch einen Vertrag vom 22. Februar 1628 gegen Herausgabe des seit Jahren verpfändeten Oberösterreich die Kur, die Oberpfalz und den rechtsrheinischen Theil der Rheinpfalz dem Kurfürsten Maximilian erblich übertragen hatte, daran nichts mehr ändern werde. Was hatte ihm also der letzte Expectanzbrief geholfen? Nicht einmal die Festsetzung eines Termins zum Austrag der Ansprüche aller Prätendenten hatte er, so sehr er auch bat, vom Kurfürstencolleg erlangen können. Dieser schwere Schlag brachte einen bedeutungsvollen Frontwechsel in ihm zur Reife.

Von den kurpfälzischen Landen war ihm nur das halbe Amt Parkstein-Weiden definitiv zu gute gekommen. Als er nicht lange vor dem Regensburger Tage durch seinen Mentor Klesl von dem kaiserlich-bairischen Vertrage Kenntniß erhalten hatte, schrieb er diesem ganz alterirt zurück, er werde sich in Zukunft mehr um seine nächsten Verwandten, als um die Religion annehmen. In der That brachte ihn das gemeinsame Unglück den Verwandten aus der pfälzischen Linie der Wittelsbacher, deren Senior und Sachwalter er repräsentirte, wieder näher. Auch die allgemeinen Verhältnisse bestimmten ihn zu einer Schwenkung. Spanien hatte ihm bisher seine vergebliche Unterstützung in der Kurfrage nur aus Opposition gegen das gefürchtete Baiern geliehen, ob es in Zukunft die nicht aufgegebenen Ansprüche fördern könne, war sehr zu bezweifeln. Im Jahre 1629 hatte es durch den Verlust von Wesel und Herzogenbusch an die Generalstaaten zwei große Schlappen erlitten, in Amerika und Ostindien fügten holländische Schiffe seinem Handel bedeutende Verluste zu, denen in fortgehendem reißenden Verfall bald der von Portugal folgen sollte. Es galt nun mit aufgehenden Sonnen zu rechnen und solche stellten die protestantischen Mächte Holland und Schweden dar. Mit beiden hatte Frankreich, wo zu Ungunsten des Pfalzgrafen durch Richelieu die politischen Leitmotive den religiösen wieder vorangestellt worden waren, gegen die spanisch-habsburgische Macht Subsidienverträge geschlossen. Hatte eine katholische Frau nicht helfen können, so vermochte es vielleicht eine protestantische. Von derartigen Erwägungen geleitet verehelichte sich Wolfgang Wilhelm am 11. November 1631 mit Katharina Charlotte, der erst sechzehnjährigen dritten Tochter des Pfalzgrafen Johann II. von Zweibrücken. Da ihm der päpstliche Dispens zur katholischen Einsegnung der Ehe mit der ihm blutsverwandten Braut nur unter der von ihr und ihren Eltern nicht zu erlangenden Bedingung gestattet werden wollte, daß das Bäschen zur katholischen Kirche übertrete, erschlich er sich nach vielen vergeblichen Versuchen, den Papst umzustimmen, die Dispensation von dem Erzbischof von Utrecht. Dabei stützte er sich auf eine Abhandlung des Jesuiten Suarez und erhielt hinterher Indemnität. Durch die Heirath war er mit dem holländischen Statthalter Prinz Friedrich Heinrich von Oranien verwandt geworden, mit dem er bald sehr gute Beziehungen unterhielt. Als im J. 1628 der Kurfürst von Trier und der Landgraf zu Hessen-Darmstadt als kaiserliche Commissäre sämmtliche Interessenten am Jülicher Erbe nach Düsseldorf beschieden, um ihnen die zur Verfolgung ihrer Ansprüche nöthigen Documente — es waren im ganzen 60 volle Kisten — aus den Archiven mitzutheilen, war das ebenfalls betheiligte Zweibrücken nicht erschienen. Dessen Prätensionen waren nun mit der jungen Frau an Neuburg gelangt. Die in Jülich gelegenen, vom Pfalzgrafen in Besitz ge-

nommenen kurpfälzischen Lehen konnte er hoffen, als Preis der Maklerdienste für die Gesammtfamilie eines Tages sein rechtmäßiges Eigenthum nennen zu dürfen. Obgleich er sich von Kaiser und Liga betrogen fühlte und den Groll hierüber nicht verbarg, brach er doch die ihn mit beiden verbindenden Brücken nicht ab. Neutrale Haltung sollte ihm seinen Länderbesitz die zu erwartenden Kriegsstürme hindurch retten. Seine Anhänglichkeit an römisch-kirchliche Institutionen konnte ihn auf der einen, das reformirte Bekenntniß seiner Frau, die er gegen alle Bekehrungsversuche schützte und der er bis an ihr Lebensende den Prediger Johann Hundius zur Abhaltung des Gottesdienstes in ihrer Hofcapelle auch für die Reformirten Düsseldorfs beließ, auf der anderen Seite empfehlen.

Kaiser und Liga hatten auf dem Regensburger Kurfürstenconvente die Abführung ihrer Truppen aus den Jülicher Landen bewilligt und so waren diese im J. 1631 zum ersten Mal seit Beginn des Erbfolgestreites (mit Ausnahme einiger Plätze, wie oben gedacht), in den vollen Besitz der beiden Possidirenden gekommen. Diesen Zustand suchte der Pfalzgraf zu erhalten, bezw. zu vervollkommnen. Bald nach dem ersten Auftreten Gustav Adolf's in Deutschland hatte er ihn durch Vermittelung des schwedischen Residenten Camerarius im Haag um Verschonung aller seiner Länder gebeten und beruhigende Erklärungen erlangt. Dagegen gewährten Kaiser und Liga die früher zugestandene Neutralität jetzt nicht mehr und mahnten von einem Sonderabkommen mit Schweden ab. Schon ehe der Sieger von Breitenfeld nach der Donau aufbrach, hatte er im Winter 1631 zu Mainz die erneuten neuburgischen Bitten um Verschonung sehr kühl aufgenommen und gestand letztere nur unter der Bedingung zu, daß der Pfalzgraf die Feinde Schwedens aus seinen Landen entfernen und ihnen auch später weder Durchmärsche, noch Musterplätze gestatten, noch sie in anderer Weise unterstützen werde. Als nun im April 1632 nach der Schlacht am Lech die vor Neuburg rückenden Schweden dort bairische Besatzung antrafen, konnte von Neutralität keine Rede mehr sein. Wenn sich Gustav Adolf doch noch zur Ausstellung eines Schutzbriefes für das Herzogthum Neuburg herbeiließ, that er es nur mit Rücksicht auf den in seinem Gefolge befindlichen Pfalzgrafen August, der sich anfangs mit seinen Beschwerden an den Leipziger Convent, dann aber an den nordischen König gewandt hatte und, wie es schien, auf Grund des von dem älteren Bruder nicht gehaltenen väterlichen Testamentes in das Fürstenthum Neuburg eingesetzt werden sollte. Sein und Gustav Adolf's baldiger Tod war demnach für Wolfgang Wilhelm ein Glück zu nennen. Auch der Umstand, daß dieser zum Beweise seiner Parteilosigkeit seinen Sohn Philipp Wilhelm von der Inhaberschaft eines spanischen Regiments entbinden ließ, hätte hieran wohl nichts geändert. In Neuburg lösten sich um diese Zeit schwedische Besatzungen unter Bernhard von Weimar und bairische und kaiserliche unter Tilly und Aldringen wiederholentlich ab. Bernhard ließ 1633 den Statthalter Goswin Frhrn. von Spiring und den Rector Hundpis des Jesuitencollegs gefangen nach Würzburg abführen, wo sie erst nach Jahresfrist wieder freigelassen wurden. In bitteren Klagen ergoß sich der Pfalzgraf gegen Kurfürst Maximilian über Aldringen, der seiner katholischen Hauptstadt (die allerdings wieder etwas evangeliumfreundlicher geworden war), mit Feuerkugeln, Bomben und Granaten dermaßen zugesetzt habe, daß die im Schlosse befindlichen, „mit keinem Geld nicht zu bezahlenden“ Registraturen nebst Archiv mit der ganzen Stadt in Flammen aufzugehen drohten. Am Niederrhein mußte er dem zum Entsatze Mastrichts heranziehenden Feldmarschall Pappenheim den Durchzug durch das Jülichsche gestatten. Im August 1632 sah er im Lager des Prinzen Friedrich Heinrich die Festung an die Holländer übergehen, nachdem er zwischen den drei Lagern hin und her reitend einen Frieden oder Waffenstillstand zwischen den Generalstaaten und Spanien zu vermitteln vergeblich sich

bemüht hatte. In Brüssel verfolgte man seine Unterhändlerthätigkeit mit mißtrauischen Blicken, sein persönlicher Besuch zerstreute zwar, wie immer, die Wolken bei der Infantin, nicht aber bei ihren Ministern; die Räumung der Festung Jülich, die bis zum Ausgang des dreißigjährigen Krieges in spanischen Händen war und der paar andern Plätze konnte er jedoch nicht erreichen. Die nach dem Tode Isabella's 1633 angestrebte Statthalterschaft in Belgien hätte sie ihm gebracht; er mußte aber bei seiner Bewerbung dem spanischen Cardinalinfanten Ferdinand gegenüber den kürzern ziehen. So scheiterte denn seine Politik der Neutralität vollständig. Wenn letztere ihm auch im J. 1634 von Schweden für Jülich-Berg bewilligt wurde, so kam sie doch nicht zur Ausführung, weil die Gegenseitigkeit, worauf sie begründet war, von andern Mächten nicht respectirt wurde. Seine niederrheinischen Lande wurden abwechselnd von schwedischen und hessen-kasselschen Truppen unter Baudissin, Eberstein und Rose, von den Kaiserlichen und Baiern unter Gronsfeld, Merode, Bönninghausen, Götz, di Grana, Piccolomini, Johann von Werth, Lamboy, Hatzfeld und Wahl, von den Franzosen unter Guébriant durch Einquartierungen und Brandschatzungen bedrängt. Etwas besser erging es den Stammlanden an der Donau und auf dem Nordgau, obgleich auch sie durch Einlagerungen der Baiern unter Wahl, Werth, Mercy und Spork und durch durchziehende kaiserliche, dann französische und schwedische Truppen unter Turenne und Wrangel viel zu leiden hatten. Des Pfalzgrafen Beschwerden verhallten auf dem Reichstage zu Regensburg und auf dem Nürnberger Kurfürstentage im J. 1640 völlig wirkungslos.

Viel zu schaffen machte ihm während der ganzen Zeit der Conflict mit seinen Landständen am Niederrhein. Kaiserlicher Warnung ungeachtet hatte er fortgefahren, dort absolut zu regieren. Indem er die Officiere nicht aus dem einheimischen Adel, sondern aus Fremden nahm, den Soldaten ihren Sold nicht von den Landschaftscommissären, sondern von seinen Beamten reichen ließ, hatte er das Heer in seine Gewalt gebracht. So vermochte er Truppen in beliebiger Anzahl zu halten und wider den Willen der Stände auferlegte Steuern einzutreiben. Die Neigung der Landschaft zu einem Compromiß war um so geringer, als sie die Stimmung in Wien gegen ihren immer noch provisorischen Herrn wol kannten. Wirklich fanden sie auch bereits 1634 williges Ohr beim Kaiser, der den Feldmarschall Graf Philipp von Mansfeld beauftragte, die schon geworbenen pfalzgräflichen Truppen mit den kaiserlichen zu vereinigen und die Eintreibung der Steuern zu hindern. Als dem letzteren Verbote auf Befehl des Pfalzgrafen eine Folge nicht geleistet wurde, überreichten die Stände 1635 eine Specification ihrer Klagen und leiteten damit einen die ganze landesherrliche Verwaltung betreffenden Proceß ein, der erst im J. 1649, als er in der Hauptsache gegenstandslos geworden war, seine endgültige Entscheidung fand. Im Jahre 1636 vereinigte Feldmarschall Piccolomini in Ausführung einer Bestimmung des Prager Friedens die Truppen Wolfgang Wilhelm's mit den seinigen, sodaß jener mit den wenigen ihm zu freier Disposition gebliebenen Streitkräften 1637 kaum im Stande war, seine Hauptstadt Düsseldorf gegen die vordringenden Schweden, Hessen und Holländer zu schützen. Schärfer als sein Vater ging Ferdinand III. gegen den Pfalzgrafen vor, weil dieser durch sein Militär die Unterthanen hinderte, die Umlagen für das Reich aufzubringen. Das kaiserliche Mandat vom 11. October 1638 stellte die Privilegien der Stände in vollem Umfange wieder her. Der Landesherr sollte von den durch ihre Beamte zu erhebenden Steuern nur die zu seinem Privatgebrauche benöthigten Summen erhalten. Es ging diesem aber nicht ein, fortan von dem ständischen Willen abhängig sein zu sollen. Er protestirte und berief im J. 1639 sämmtliche Vögte von Jülich und Berg, sowie die Vorsteher und Schultheißen eines jeden Dingstuhles

und Kirchspieles nach Düsseldorf, um sich von ihnen die geforderten Gelder bewilligen zu lassen. Die Beschlüsse dieses sog. Bauernlandtages wurden indeß cassirt, der Bischof von Osnabrück und der Abt von Corvei entschieden als kaiserliche Commissäre gegen den Urheber des Staatsstreichs. Die Dinge nahmen eine so bedenkliche Wendung, daß der Pfalzgraf am 11. April 1641 ein Mandat zu erlassen sich gezwungen sah, worin er den Verlauf der Streitigkeiten von 1621 an erzählt und sich von allen Beamten von neuem Treue und Gehorsam geloben läßt. Auch weiterhin kehrte er sich an bezügliche kaiserliche Verordnungen so wenig als möglich. Nach den Landesfreiheiten befand er sich den Ständen gegenüber allerdings im Unrecht, als Landesherr aber im Recht, soweit er, die zu seinen Ungunsten gezogene Grenze zwischen fürstlicher und ständischer Gewalt nicht achtend, über die Köpfe selbstsüchtiger Junker hinweg die zur Rettung seines Territoriums nöthigen, verfassungsmäßig ihm nicht zugänglich gemachten Mittel auf anderem Wege sich verschaffte. Wie anders aber als durch Steuereintreibung sollte er in den kommenden Jahren der Landgräfin Amalie von Hessen die zur Abhaltung ihrer beutelüsternen Scharen von seinen Landen nöthigen Contributionen aufbringen? Wenn er solche den Kaiserlichen, deren schützende Umarmung ihn erdrückte, vorenthielt und die Bewilligung zur Ausschreibung versagte, glaubte er nur im Interesse der armen, ohnehin genug ausgepreßten Unterthanen zu handeln. Mit bitterem Grolle vergegenwärtigte er sich die Begünstigung der sein fürstliches Ansehen so sehr erniedrigenden Stände durch den Kaiser. Nicht minder verargte er dem seit 1635 Ferdinand's Schwager gewordenen Kurfürsten Maximilian, mit dem er fast ganz zerfallen war, den er aber doch durch häufige Anlehensgesuche belästigen mußte, daß er ihn am Wiener Hofe nicht wenigstens moralisch unterstützte. Durch die Rivalität in der Kurfrage und die gemischte Ehe hatte sich Wolfgang Wilhelm den Münchener Schwager entfremdet. Als er 1635 letztmals nach Wien reiste, lehnte Maximilian einen ihm bei der Gelegenheit zugedachten Besuch dankend ab. Die Verstimmung gegen München und Wien war im Pfalzgrafen so stark geworden, daß er im J. 1638 den Zeugwart Stephan Hörmann, der 1633 an die Kaiserlichen und Baiern unterschiedliche Sachen aus dem Neuburger Zeughause verkauft hatte, mit dem Schwert hinrichten ließ. Zu gleicher Zeit vermehrte er die Einkünfte des Neuburger Jesuitencollegs durch einen zweiten Fundationsbrief um ein Erkleckliches. Daß ihn der vaterländische Geist nicht immer begleitete und vor kaiserfeindlichen Verbindungen, wie z. B. mit dem Herzog von Braunschweig und Frankreich nicht zurückhielt, wird im Hinblick auf Zeit und Umstände nicht wunder nehmen. Der westfälischen Kreisdefensionsverfassung weigerte er sich auf Anrathen Frankreichs 1643 beizutreten, 1644 schloß er mit dieser Macht einen Neutralitätsvertrag ab. In Wien dachte man nun wieder an die Sequestrirung der Jülicher Lande, zum wenigsten wollte man den Pfalzgrafen zu Gunsten seines Sohnes entsetzen. Man ließ diese Pläne wieder fallen und nöthigte ihn, in Düsseldorf kaiserliche Besatzung aufzunehmen, damit er die Stadt nicht den Franzosen in die Hände spielen könne.

Das einzige Bindeglied zwischen Ferdinand III. und dem Pfalzgrafen bildete die Zeit über sein Sohn Philipp Wilhelm, geboren 1615. Am bairischen und kaiserlichen Hofe hatte er das Fürstenideal, wonach er erzogen worden war, mehr als seinem Vater lieb war, in sich ausgeprägt. Vor kurzem hatte ihn dieser zu seinem Statthalter in Neuburg bestellt, nun strebte er den Regierungsnachfolger in einer den allgemeinen Interessen seiner Lande förderlichen Weise zu verheirathen. Heirathspläne mit Prinzessinnen von Orleans und Toscana gab der alte Herr bald auf und kam auf das schon vorher gehabte Project einer Vermählung des Prinzen mit der ältesten Schwester Luise Charlotte des am 1. December 1640

zur Regierung gelangten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zurück, indem er von dem Ehebunde die Beendigung des langwierigen Erbstreites erhoffte. Es gelang ihm, den Widerstand des von den Kurfürsten von Baiern und Köln gegen die protestantische Heirath unterstützten Sohnes zu brechen, nachdem er bei dem Jesuitengeneral in Rom die Abberufung des ebenfalls entgegenarbeitenden prinzlichen Beichtvaters durchgesetzt hatte. Nun mußte man aber die Entdeckung machen, daß die Brandenburgerin, mit der als präsumtiver Schwiegertochter Wolfgang Wilhelm bis dahin correspondirt hatte, bereits mit dem Markgrafen Ernst von Jägerndorf verlobt war. Die bald darauf erfolgte Vermählung Philipp Wilhelm's mit der Prinzessin Anna Katharina Constantia, Schwester des polnischen Königs und Schwägerin Ferdinand's III., ward zwar von seinem Vater als politisch gleichwerthig angesehen, indeß trat doch eine Erkaltung der bisher leidlich guten Beziehungen zwischen Neuburg und Brandenburg ein. Seit Ende 1643 schlug der neue Kurfürst, der des Glaubens war, sein Unterhändler und Minister Graf Adam Schwarzenberg habe sich 1629 von Neuburg übervortheilen und bestechen lassen, gegen den Pfalzgrafen ein kriegerisches Verfahren ein, um eine günstigere Teilung zu erlangen. In den Verhandlungen war Neuburg zwar zur Nachgiebigkeit bereit, die aber nicht bis an die Grenze der brandenburgischen Forderungen heranreichte. So ließ denn der Kurfürst im November 1646 unverhofft Truppen ins Bergische einmarschiren, die er aber, da Polen und Frankreich für den Pfalzgrafen eintraten, Friedrich Wilhelm die holländische Unterstützung, auf die er wegen seiner bevorstehenden Vermählung mit der Tochter Luise Henriette des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien rechnete, nicht fand und auch der Kaiser ein scharfes Schreiben an den Ruhestörer abließ, im December wieder zurückziehen mußte. In dem neuen Düsseldorfer Provisionalvertrag vom 18. April 1647 erkannte Brandenburg die Uebereinkunft von 1629 als gültig an und mußte sich mit einer gleichen Theilung von Ravensberg, sowie der Abtretung der Herrschaft Ravenstein durch den Pfalzgrafen begnügen. Außerdem versprach dieser tolerantere Behandlung der in Jülich-Berg lebenden 60 000 Protestanten, sowie Rückgabe der ihnen im J. 1609 gehörenden Kirchen. Bei dieser Forderung fand der Kurfürst auch die Unterstützung der Generalstaaten, welche die neuen pfalzgräflichen Gegenreformationsversuche mit Gefangensetzung katholischer Geistlicher in clevischen Städten erwiderten.

Endlich ward der Friede in Deutschland geschlossen, um dessen Zustandekommen der Pfalzgraf sich seit langem bemüht hatte. Bereits an den nach der Schlacht von Breitenfeld angeregten Verhandlungen über einen Universalfrieden hatte er lebhaften Antheil genommen. Beim Heilbronner Bunde machte er sich 1633 als Friedensvermittler anheischig. Mit dem General Holzappel betrieb er in den Jahren 1638 und 1639 den durch Ableben des als Bundesobersten in Aussicht genommenen Herzogs Bernhard von Weimar zerstörten Plan, die Freiheit der Religion und der Reichsstände durch Vereinigung der Landesherrn am Rhein und im nördlichen Deutschland zu sichern und zugleich mit dieser Macht die Franzosen und Schweden von deutschem Boden und deutschen Angelegenheiten fern zu halten. Auch nach 1648 blieben die rheinischen Lande noch auf viele Jahre hinaus der Tummelplatz französischer, lothringischer und kaiserlicher Soldateska. Im Cleve'schen lagen die holländischen Garnisonen, im Herzogthum Jülich die Spanier. Am 21. März 1651 schlossen die drei geistlichen Kurfürsten zu gegenseitiger Vertheidigung ihrer Lande gegen ausländische und reichsständische Angriffe zu Frankfurt a. M. einen Particular-Defensionsvergleich, der als der erste wahre Vorläufer des Rheinbunds vom Jahre 1658 anzusehen ist. Auch Wolfgang Wilhelm trat demselben am 2. April bei, da er die bewaffnete Hülfe seiner Bundesgenossen voraussichtlich bald brauchte.

Seit 1642 zeigte der Pfalzgraf wieder etwas kirchlichen Restaurationseifer. In Frankreich, auf das man zu Düsseldorf um diese Zeit stets einen Seitenblick richtete, war nach dem Tode Ludwig's XIII. und Richelieu's die Regierung in die Hände der Königin-Mutter Anna, einer spanischen Prinzessin, gelangt. Alle Anzeichen sprachen für einen zu erwartenden Umschwung zu Gunsten der spanisch-katholischen Partei am Hofe. Ihr konnte man sich durch ein Vorgehen gegen die jülich-bergischen Protestanten empfehlen, ebenso dem heftig zürnenden Kaiser. Bestellte man zur Beaufsichtigung der oberen neuburgischen Landeskinder einen Religionsagenten zu Augsburg, so waren durch die Staatsraison Bekehrungsversuche an den niederrheinischen Evangelischen umsomehr geboten, weil diese bei dem zu erwartenden neuen Waffengang mit Brandenburg für ihren Beschützer sich erheben konnten. Hierbei hatte man umso weniger zu riskiren — denn blindes Wagen war des Pfalzgrafen Sache nie —, als eventuell das verschwägerte Polen den Gegner im Osten beschäftigte und von Holland, wo seit dem Friedensschlusse mit Spanien und dem Tode des Statthalters Wilhelm II. die herrschend gewordene kaufmännische Aristokratie sich mehr um ihre Handels- und Geldinteressen als um allgemeine Angelegenheiten der protestantischen Welt bekümmerte, nicht viel zu befahren war. Nach dem am 21. März 1651 erfolgten Tode seiner die Protestanten soweit möglich schützenden zweiten Gemahlin war Wolfgang Wilhelm bereits im Mai mit der 18jährigen Maria Franziska, Tochter des 1635 verstorbenen bairischen Generalfeldzeugmeisters Egon Landgrafen von Fürstenberg-Heiligenberg, zur dritten Ehe geschritten. Da seine beiden Kinder zweiter Ehe, Ferdinand Philipp und Eleonore Franziska, 1633 und 1634 im Geburtsjahr starben und sein Sohn von der bairischen Magdalena noch immer kinderlos war, glaubte er, wenn auch umsonst, seinen auf zwei Augen ruhenden Stamm nochmals zum Grünen bringen zu können. Auch diese Heirath war eine politische. Zwei von katholischem Religionseifer glühende scharfsichtige und geschäftskundige Brüder der jungen Frau, Franz und Wilhelm Egon, standen im Dienste des neuen Kölner Kurfürsten Maximilian Heinrich von Baiern, segelten mit diesem ganz im französischen Fahrwasser und erfreuten sich mit ihrem Gebieter der Protection des mächtigen französischen Ministers Mazarin, der, gerade damals aus Frankreich verbannt, vom Kölnischen aus seinen Hof beherrschte und dem natürlich der pfalzgräfliche Schwager warm empfohlen wurde. Mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm, des regierenden Kaisers Bruder, der seit 1647 Statthalter in Brüssel war, stand Wolfgang Wilhelm im vertraulichsten Einvernehmen. Auf einen solchen Anhang gestützt konnte er hinter den sicheren Wällen Düsseldorfs ruhig der kommenden Ereignisse harren. Sie ließen nicht lange auf sich warten.

Im Vertrage von 1647 waren Brandenburg und Neuburg übereingekommen, daß fortan in den gesammten Erbschaftslanden ein Normalstand der beiden Confessionen in der Weise zu begründen sei, daß für den Besitz von Kirchen und kirchlichen Einkünften der Stand des Jahres 1609, für das Recht der öffentlichen und privaten Religionsübung der des Jahres 1612 maßgebend sein solle. Das westfälische Friedensinstrument redete zwar von der Jülicher Erbfolgeangelegenheit nur beiläufig und bestimmte, daß „dieser Streit nach geschlossenem Frieden auf dem gewöhnlichen Rechtswege vor dem Kaiser durch freundschaftlichen Vergleich oder auf andere rechtmäßige Weise ohne Zögern entschieden werden solle“, enthielt aber die für die kirchlichen Verhältnisse des gesammten Reichs lautende Bestimmung des Normaljahres 1624, wonach der 1. Januar dieses Jahres der normative Termin für die Abgrenzung der bezüglichen Confessionsrechte sein sollte. Während nun Brandenburg die Bestimmung des 1647er Vertrags über die des allgemeinen Friedensinstrumentes stellte, er-

griff der Pfalzgraf den bezüglichen Artikel des letzteren mit Eifer, um dadurch der Verpflichtungen jenes Vertrags sich zu entledigen, nach dessen Abschluß er eine ganze Nacht in höchster Angst zugebracht haben wollte, in der Erwartung, daß der Teufel kommen und ihn holen werde. Er fand nun für seine Auffassung die Beihülfe des kaiserlichen Hofes, der eine Reichscommission zur Durchführung des Normaljahres 1624 in die Jülicher Lande entsandte, zwang seine Protestanten zur Beobachtung katholischer Bräuche, nahm ihnen Kirchen und Schulen und übte überhaupt jedweden Druck auf sie aus. Als die von Brandenburg eingelegte Verwahrung gegen die kaiserliche Commission und gegen die pfalzgräflichen Maßregeln nicht beachtet wurde, erließ der Kurfürst am 13. Juni 1651 ein Kriegsmanifest mit einem an die Landstände von Jülich und Berg als seine Unterthanen gerichteten Aufruf, worin die Absicht der Eroberung der beiden Fürstenthümer ziemlich unverblümt ausgesprochen war und dem der Einmarsch brandenburgischer Truppen in das Herzogthum Berg auf dem Fuße folgte. Der Kurfürst hatte aber zur Durchführung des Unternehmens eine zu geringe Macht auf den Beinen, die Holländer, von denen er allerdings nicht sehr viel erwartet hatte, rührten sich gar nicht für ihn, die jülich-bergische Landschaft stellte das ständische Interesse über das kirchliche und wollte von Krieg und Kriegssteuern so wenig wissen wie seine eigene cleve-märkische. Wolfgang Wilhelm dagegen erntete nun die Früchte seiner Diplomatie: die Genossen des Frankfurter Bundes schickten bewaffnete Hülfe, der länderlose Herzog Karl von Lothringen fiel mit seinen gefürchteten Reitern in Cleve-Mark ein, größere Mächte standen in Reserve. Brandenburg erkannte, daß es das Spiel verloren hatte. Nachdem eine Conferenz der beiden Fürsten bei Angerort am 19. August wegen eintretender Unpäßlichkeit des Pfalzgrafen resultatlos verlaufen war und der Krieg, welcher bis jetzt nur zu kleineren Zusammenstößen geführt hatte, dank der Unnachgiebigkeit des ebenfalls die gesammten Jülicher Lande erstrebenden Neuburger Erbprinzen größere Dimensionen anzunehmen drohte, brachten endlich zwei kaiserliche Commissäre, der Feldmarschall Graf Hatzfeld und der kurtrierische Kanzler Anethanus am 11. October zu Cleve den Frieden mit Brandenburg zu Stande und zwangen durch Androhung der Reichsexecution auch den Pfalzgrafen zur Unterzeichnung. Alles blieb beim Alten. Die Frage, ob in den Jülicher Landen das Jahr 1624 oder 1647 (1612) Gültigkeit habe, wurde einer aus protestantischen und katholischen Fürsten zusammengesetzten kaiserlichen Commission zur — nach dem reichsüblichen Lauf der Dinge von dieser niemals zu Stande gebrachten — Entscheidung übertragen. Wie durch die früheren Vergleiche war auch diesmal das Prestige Neuburgs bedeutend gefördert worden. Wolfgang Wilhelm hat zwar die Beendigung des Erbstreites nicht erlebt, aber durch die zielbewußte, geschmeidig zähe und umsichtige Art, mit der er die wechselnden politischen Lagen hindurch seine Ansprüche behauptete, den Besitz von Jülich und Berg seinem Hause gesichert. Dem Gegner aber hat der pfälzische Wittelsbacher durch die Geschichte seines Lebens, insbesondere aber durch den letzten Zusammenstoß bewiesen, daß der Schwache nur durch Anlehnung an Stärkere mächtig wird, eine politische Lehre, in deren fruchtbarer Anwendung Friedrich Wilhelm zum „Großen Kurfürsten“ ausreifen sollte.

Was sein Verhältniß zu Sulzbach und Hilpoltstein anbelangt war Wolfgang Wilhelm zu dem Bruder Johann Friedrich mit wachsenden Jahren in ein immer besseres Einvernehmen getreten; gerne verzichtete dieser in den schweren Kriegsjahren auf einen Theil des ihm gebührenden jülichschen Einkommens zu Gunsten des Landesherrn. Er starb 1644 kinderlos und seine Aemter fielen an Neuburg zurück. Dagegen hatte der Sohn des 1632 verstorbenen Pfalzgrafen August, Christian August, über den der Hilpoltsteiner Vetter die Vormundschaft

geführt hatte, die väterlichen Unabhängigkeitsbestrebungen wieder aufgenommen und im J. 1645 seine Beschwerden über das von Wolfgang Wilhelm behauptete und ausgeübte Reformationsrecht beim Osnabrücker Friedenscongreß vorgebracht mit der an sämmtliche Reichsstände gerichteten Bitte um Vermittlung, daß er in Gewissens- und politischen Sachen in den althergebrachten Stand zurückversetzt werde. Da Frankreich, Schweden und der Kaiser für ihn entschieden, führte er in Benützung der Wohlthat des allerdings in diesbezüglicher Gültigkeit von Neuburg bestrittenen Normaljahres im J. 1649 in seinen Erbämtern das evangelische Bekenntniß ein. Die Einigung, welche auf dem Nürnberger Friedensexecutionsconvente 1650 und 1651 über die Zurückgabe der Pfarreien und das Stärkeverhältniß der Confessionen im Sulzbachischen zwischen den Vertretern von Onkel und Neffe nicht erzielt worden war, kam durch einen Vergleich zu Stande, den Philipp Wilhelm ohne Wissen und Willen seines Vaters mit Christian August am 22. Februar 1652 an demselben Tage zu Köln abschloß, an welchem sich der alte Pfalzgraf wegen verfallener Erbschulden und des Jülicher Deputats mit dem Neffen verglich. In dem geheimen Vertrag verpflichtete sich Sulzbach in kirchlicher Beziehung zur Einführung des Simultaneums, wogegen Philipp Wilhelm die Erbämter von dem bisher bestandenen Appellationsverbande mit Neuburg unabhängig erklärte. So gab der Sohn eines Vaters, der die Religion der Politik geopfert hatte, staatliche Interessen gegen religiöse preis. Es war nicht das erste Mal, daß er eigenmächtig handelte, und so den alten Pfalzgrafen an sein Verhalten gegen den eigenen Vater erinnerte. Wiederholentlich mahnte ihn Wolfgang Wilhelm, er solle mit Kaiser, Königen, Kurfürsten und Republiken in Sachen, die seine Lande und ihres Hauses Interesse beträfen, ohne sein Vorwissen sich nicht einlassen, damit sie einander nicht widersprächen, denn vier Augen sähen mehr als zwei. Trotzdem wollte der Sohn, um bei seiner bevorstehenden Bewerbung um den polnischen Thron Brandenburg nicht als Gegner zu haben, im J. 1646 den Erbfolgestreit durch einen geheimen Erbvergleich beendigen. Der Versuch mißglückte; es liefen nämlich in der Düsseldorfer Kanzlei hin und wieder an den Sohn gerichtete Schreiben ein, die ihm dann von seinem wachsamen alten Herrn erbrochen zugeschickt wurden. Im J. 1647 tauschte er von Geldnoth, die der Vater nicht immer zu lindern vermochte, bedrängt, in einem geheimen Nebenreceß zum Düsseldorfer Vertrag den ihm väterlicherseits übertragenen neuburgischen Theil Ravensbergs gegen die Herrschaft Ravenstein aus, 1652 schloß er mit den jülich-bergischen Ständen ein geheimes Bündniß. Bald darauf fand Wolfgang Wilhelm, der seine Autorität gegen den Nachfolger immer schwerer aufrecht hielt, in der von ihm erbauten Andreaskirche zu Düsseldorf die letzte Ruhstatt.

Wolfgang Wilhelm war eine übermittelgroße stattliche Erscheinung. Seine sehr schlanke Figur gedieh erst im reiferen Mannesalter zu behäbiger Wohlbeleibtheit, der ernste Blick seiner ausdrucksvollen braunen Augen erst dann zu huldreicher Milde. Sein sanguinisch-cholerisches Temperament läuterte er zu vorsichtiger Stetigkeit. Ein jovialer Lebemann hielt er viel auf gute Küche und wohlsortirten Weinkeller, die er jedoch selten übermäßig in Anspruch nahm. Von leichteren Erkrankungen und häufigen Katarrhen abgesehen erfreute er sich bis in sein hohes Alter ungeschwächter körperlicher und geistiger Rüstigkeit; auf einem Bilde, das ihn als Siebziger in spanischer Tracht mit ergrautem Schnurr- und Knebelbart und dem auch sonst gern umgeschnallten Degen darstellt, möchte man ihm gern zehn Jahre abziehen. Früher heftig und jähzornig gewann er mit steigenden Jahren eine die Dinge im Spiegel des Humors auffangende weltüberlegene Heiterkeit. In der ersten Hälfte seiner Regierung auf zahlreichen Fahrten nach andern Höfen seine politischen Angelegenheiten betreibend ward

er im J. 1636 des Wanderns müde und spann sich ganz in sein geliebtes Düsseldorf ein, das er von da ab nur auf kleinere Entfernungen in seine Lande oder nach Köln verließ. In pedantischer Regelmäßigkeit lebte er ein herzliches Familienleben; seiner zweiten Frau war er mit großer Verehrung zugethan. In geschäftsfreier Zeit pflog er gern der Jagd; eine Liebhaberei von ihm waren große Doggen, die er zur Hasenhetze verwandte. Im übrigen floh er aus des Lebens Drang zur befreienden Kunst, deren verständnißvoller Freund er war. Nur die Poesie war an seinem Hofe nicht vertreten; denn die echten deutschen Dichter waren noch in weiter Ferne. Die Jesuitenkirchen zu Neuburg und Düsseldorf sind nach von ihm modificirten Plänen gebaut worden. Besondere Sympathie hegte er für die gleichzeitige niederländische Malerei, deren Vertreter, wie Rubens, Van Dyck, Francken, Gerard Segers, Deodat del Mont u. A. er bei häufigem Aufenthalt in den Niederlanden persönlich kennen gelernt hatte und mit zahlreichen Aufträgen beehrte. Der brandenburgische Gesandte v. Burgsdorf sah im J. 1647 im Schlafgemach des fürstlichen Paares bei dem Bette einen Altar mit vielen Bildern aus dem alten und neuen Testament. Der ihn dahin führende Pfalzgraf sagte ihm, daß er „vermittelst derselben Gemälde die beiden Testamenter allezeit vor seinen Augen und in seinem Auge hätte und sich deren Beihülf zu seiner Andacht im Gebet gebrauchte“. Wie ein hervorstechender Zug in seinem Wesen die Vorliebe für italienische Bildung überhaupt ist, so besonders für italienische Sänger. Mit ihnen, Capellknaben und Discantisten, und deutschen Musikern brachte er, der für getragene Melodien sehr eingenommen war, und auch in seiner protestantischen Zeit in der Kirche gern mitgesungen hatte, Messen, Cantaten, Motetten und Opern, vornehmlich aber die großen geistlichen Compositionen Palestrina's und seiner Schüler zur Aufführung. Seine Concertmeister waren nacheinander Biagio Marini, Giacomo Negri und Hieronymo Castellino. Im J. 1638 ernannte er den Lütticher Kanonikus Egidio Hennio zum Superintendenten der Hofcapelle, der indeß nur zeitweilig in Düsseldorf zu erscheinen und seinem Gönner zu den hohen Kirchenfesten passende Messen zu componiren und zu übersenden hatte. Für die Zunftgelehrsamkeit hatte der fürstliche Mäcen, der den Umgang mit geistreichen Künstlern, Kriegsleuten und Theologen liebte und einen ausgedehnten Briefwechsel mit dem ganzen civilisirten Europa unterhielt, nicht die gleiche Neigung. Indeß unterstützte er die Wissenschaft gern, wo sie einen Fortschritt verhieß. Bereits als Erbprinz spendete er im J. 1613 dem Pädagogen Wolfgang Ratich zur Anschaffung von Büchern 500 fl. Gerne gewährte er unbemittelten Studirenden Stipendien, wenn sie auch nicht der Theologie sich beflissen. Für den „gemeinen Mann“ hatte er viel Wohlwollen und freute sich bei Schützenfesten der Frohnatur seiner Rheinländer. Als ein Freund von prunkvollem und etikettenmäßigem Auftreten hielt er einen ansehnlichen Hofstaat; zu Trabanten nahm er nur „lange Personen mit großen Bärten, welche mannhaft, discret und ausrichtsam, getreu und redlich“.

Wolfgang Wilhelm war einer der thätigsten Fürsten des 17. Jahrhunderts. Wie der großen Politik widmete er sich auch der inneren Landesverwaltung, den Angelegenheiten des Hofes und seiner Familie bis in die kleinsten Einzelheiten mit unermüdlichem Fleiße. „Ohne mich könnet ihr nichts thun“ dürfte man all seinen Rescripten als Motto vorsetzen. In allen wichtigeren Fällen traf er selbst die Entscheidung. Bei den Regierungen zu Neuburg und Düsseldorf repräsentirte er nicht nur, sondern war er factisch der oberste Kanzleichef. Concepte, Kammeretats und Rechnungen mußten ihm von Neuburg nach der rheinischen Residenz zugeschickt werden, um oft mit zahlreichen Correcturen und Revisionsnotaten von seiner Hand zurückzukehren. Er selbst erledigte viele

Referate, emsig machte er Tagebuch- und andere Aufzeichnungen. Als Beamte stellte er nur solche an, die sich anfangs zu längeren, später zu beständigen Diensten einließen, weil er, wie er sagte, nicht immer neue Leute abrichten wollte. Oefter kam es vor, daß er an die mit Geschäften überbürdete Neuburger Kanzlei Düsseldorfer Räthe abcommandirte. Zu wichtigeren Geschäften, besonders im Gebiete der auswärtigen Politik, bediente er sich, um nicht über juristische Zwirnsfäden zu stolpern, anstatt der rechtsgelehrten Räthe gerne gewandter Cavaliere. Er behauptete als das Recht des Regenten Fremde in Bestallung zu nehmen. Als ihm die neuburgischen Stände nahe legten, vermöge der Landesfreiheiten Inländer vor den Ausländern und sonderlich vor solchen, die nicht im Lande begütert seien, zu befördern, sagte er das zwar zu, aber nur unter der geschraubten Bedingung, daß sie sich qualificirten. Im Hof- und Kanzleidienst finden sich denn auch manche Italiener, z. B. des Pfalzgrafen Kammerdiener La Croce, der Leibarzt Mariani, der Haushofmeister Servi, der Geheimsecretär Buonamici, ein Freund Galilei's, der Oberst und Capitän der Leibgarde Fabriani de Becquetti Veronese, ein Freund des venetianischen Botschafters Padavin zu Wien. Die Servi, Becquetti, Basile, Negri, Beverelli, Brocchi und Bracciolini, von welch letzteren ein Verwandter bei dem Cardinal Barberini, nachmaligem Papst Urban VIII., Secretär war, erwarben im Neuburgischen die Hofmarken wegziehender protestantischer Landstände. Daß sie nicht lediglich Protectionskinder waren, sondern aufgenommen wurden, um dem neuen Landesherrn vermöge ihrer Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten in der alten Heimath politische Nachrichten und Diplomatenklatsch zukommen zu lassen und seine Interessen an fremden Höfen zu fördern, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Von seinen Beamten forderte der Pfalzgraf die strengste Pflichterfüllung. Ob unter seiner Regierung das neuburgische Justizwesen zerrüttet wurde, wie behauptet wird (vgl. den Artikel Manz A. D. B. XX, 281 fg.), müßte erst noch untersucht werden. Sicher ist, daß unter ihm der Hexenwahn, besonders im J. 1630 zahlreiche Opfer forderte, u. a. auch den Hofkastner und Kammerrath Müller. Zur Instruirung der Hexenprocesse bot die Hofrathsbibliothek reiche Hülfsmittel. In der Civilrechtspraxis richtete man sich, wie es scheint, nach dem im J. 1629 von Johann Melonius, kaiserl. Notar, Hofrath und Stadtsyndikus zu Neuburg, aus lateinischen und deutschen Rechtsbüchern zusammengetragenen, dem Landesherrn und seinem Sohne gewidmeten thesaurus iuris. Als gewiegte Juristen standen dem Pfalzgrafen seit Zeschlin's Ableben zur Seite: der oberste Kanzler Franz Gise, der Vicekanzler Labricq, der Hofrathspräsident Hans Jakob v. Sürgenstein und der humorvolle Geheimrath und Landschaftskanzler Wolf Michael Silbermann, vermuthlich Verfasser der Denkschrift: „Lucii Veronensis de successione in iura ditionesque Juliae, Cliviae, Montium etc. dissertatio, refutatio, apologia“.

Daß die Conversion Wolfgang Wilhelm's in erster Linie auf politische Beweggründe zurückzuführen ist dürfte nicht mehr bezweifelt werden. Indeß war er nach seiner ganzen Veranlagung für die katholische Confession geradezu prädestinirt. Die seit der Concordienformel eingetretene theologische Verknöcherung und strenge Gebundenheit der lutherischen Lehre hatte schon manchen gemüthvollen Protestanten in das katholische Lager herübergebracht. Künstlerisch angelegte Naturen lieben mehr wie andere durch das Morgenthor des Schönen in das Land der Erkenntniß zu gelangen. Wenn in Aussicht stehende materielle Vortheile das Werk zu Ende geführt haben, werden sie nie fanatische Eiferer für die doch zunächst nur subjective neue Wahrheit werden. Auch Wolfgang Wilhelm, den man für einen Fanatiker ausgegeben hat, war es zeitlebens nie,

wol aber eine religiöse, auf praktische Frömmigkeit gerichtete Persönlichkeit, die ihr Wahlspruch „In Gott mein Trost" als Kompaß durch das ganze Leben begleitete. In einem eigenhändigen auf der Heimkehr von Spanien von Bordeaux den 26. März 1625 datirten Briefe suchte er seiner Mutter die Vernunftmäßigkeit der biblischen Forderung guter Werke zu beweisen und daß man nicht durch den Glauben allein, wie Luther behaupte, selig werde, sondern dadurch, daß man den Willen des Vaters im Himmel thue, „welches sowohl in den Werken, als in dem Glauben und nicht allein durch den Glauben erwiesen werden muß". Größeren Bekehrungseifer als der Pfalzgraf zeigte seine erste Gemahlin, welche ihn indeß nur wenig zu beeinflussen vermochte und die er auf dem Wege der Tugend nicht einholen zu können erklärte. Erfolgreicher arbeiteten an ihm die Jesuiten, insoweit sie ihre Abmahnung von Anstellung protestantischer Beamten oder Ermahnung zur Ausmerzung der Augsburger Confession außer mit Schädigung der Religion auch mit der des „gemeinen Wesens" begründeten und der Pfalzgraf selbst im Interesse seiner äußeren oder inneren Politik für nöthig hielt, ihren Vorstellungen Gehör zu schenken. Allerdings scheinen sie ihm zuweilen über den Kopf gewachsen zu sein, wofür aber dann die Reaction nicht ausblieb. Wenn er seine Bekehrungsbestrebungen in Schreiben öfters mit dem „Schaden so vieler tausend Seelen" motivirte, that er es offenbar nur den Jesuiten zu Gefallen, die er als geschickte Lehrer hochschätzte, sonst aber mehr fürchtete als liebte. Thatsächlich hat er in seiner Hauptstadt Neuburg so wenig als in Düsseldorf den Protestantismus ganz ausgerottet, wenn er auch hin und wieder wegen unfleißigen Gottesdienstbesuches, Auslaufens zu solchem an unkatholische Orte und Nichteinlieferung der Beichtzettel, Erinnerungsschreiben abließ. Manche seiner Beamten, die sich nicht bekehren ließen, deren Dienste er aber nicht entbehren wollte, ließ er jahrzehntelang bis zu ihrem Tode auf dem Posten, darunter auch den Stallmeister v. Schönstein. An öfteren Versuchen, sie umzustimmen, ließ er es besonders zu der Zeit, wo er noch die pfälzische Kur zu erlangen hoffte, nicht fehlen. Immer empfahl er die Lectüre katholischer Bücher. Der hartnäckige Hofrath Stan mußte für ihn lateinische Schriften des Brüsseler Jesuitenrectors Scribanius ins Deutsche übertragen. Nur einer, Kanzler Zeschlin, convertirte mit einem wahren Galgenhumor. In den gesammten pfalzgräflichen Landen sah es beim Anzuge der Schweden mit dem Katholicismus sehr flau aus; über die ketzerischen Zustände im Bergischen sandte der Kölner Nuntius im J. 1630 einen wehmüthigen Bericht nach Rom. Da schienen auch die neu eingeführten Bruderschaften wenig zu fruchten. Die an die Stelle abgedankter lutherischer Prediger tretenden katholischen Pfarrer mußten sich wegen der Competenzen mit jenen vergleichen. Obgleich der Pfalzgraf im Staatsinteresse nur eine Landesreligion wünschte, ließ er doch ihm lieb gewordene protestantische Landsassen nur sehr ungern ziehen; nach dem westfälischen Frieden verlangte er von den noch vorhandenen nur das Versprechen, sich „unärgerlich" verhalten zu wollen. Schon vorher aber hat er auch diesbezüglich Beweise toleranter Gesinnung gegeben, indem er zwei berühmte Protestanten reformirter Confession mit der Vergünstigung, daß sie der Religion halber unangefochten gelassen werden sollten, in seinen Landen sich ankaufen ließ: Peter Melander Graf von Holzappel, mit dem er lange Zeit befreundet war und der ihm bei den Holländern werthvolle Dienste leistete im Herzogthum Berg, den Maler und Kunsthistoriker Joachim von Sandrart als einen „Virtuoso" zu Stockau im Neuburgischen. Bei aller Anhänglichkeit an kirchliche Institutionen behauptete er der Hierarchie gegenüber die Hoheitsrechte des Staates. Als sich der augsburgische Generalvicar einmal unterstand, den geistlichen Rath zu Neuburg wegen angeblich unrechtmäßiger Ausübung der Ehe-

gerichtsbarkeit mit der Excommunication zu bedrohen, gerieth er über solchen Schmälerungsversuch seiner Rechte in heftige Erregung, ebenso widersetzte er sich, wenn auch vergebens, der Jurisdictionsausübung eines päpstlichen Legaten über die Jülicher Katholiken. Nicht recht eingehen wollte ihm die von den bischöflichen Ordinariaten verlangte Ausscheidung und Restitution der seit der Reformation zu weltlichen Zwecken verwendeten geistlichen Güter und Gefälle im Herzogthum Neuburg; er willfahrte nur bei einigen Klöstern; im übrigen ließ er als guter Fiscal durch seinen Kirchenrath berathschlagen, durch welche Mittel geistliche Güter wiederum in bauliches Wesen gebracht, inskünftige zur Hofkammer das jährliche Deputat von Getreide, zur Landschaft die schuldige Steuer entrichtet und dann noch Pfarrer und Kirchendiener erhalten werden möchten. Von seinem Nachfolger war mehr zu erlangen.

Obgleich der Pfalzgraf ein genauer Rechner und nicht ohne haushälterischen Sinn war, gelang es ihm doch nicht ein Finanzgleichgewicht herzustellen; jedes Rechnungsjahr schloß mit einem Deficit. Enorme Summen — „die sich auf viel Tonnen Golds erstrecken", wie er seiner Mutter schrieb — verwandte er auf die Verfolgung der Jülicher Angelegenheit, den Krieg, die Loskaufung von Quartierlasten, zahllose Gesandtschaften und Reisen, auf denen er mit Verehrungen nicht geizte — die Zehrungen und Präsente der spanischen Reise von 1624 auf 1625 beliefen sich nach Khevenhiller für Madrid allein auf 800 000 Gulden — auf diplomatische Agenten, Bearbeitung und Gewinnung einflußreicher Persönlichkeiten an fremden Höfen. Gutachten der Universitäten zu Löwen und Douai hatten ihm die Nachfolge in den rheinischen Kurlanden zugesprochen. War der Congreß zu Münster auch nicht auf seine Aspirationen eingegangen, so doch theilweise auf die des Pfalzgrafen Karl Ludwig, mit dem er in Interessensolidarität stand und den er seit 1637 unterstützte. Das hatte ebenfalls viel Geld gekostet. Außer den pflichtmäßigen Deputaten ließ der von fast zärtlichem Familiengefühl beseelte Pfalzgraf seinen während des langen deutschen Krieges in Bedrängniß gerathenen Verwandten nicht selten ansehnliche momentane Unterstützungen in Geld, Victualien, Ackerpferden u. s. w. zukommen. Verschwenderische Freigebigkeit gegen geistliche Orden und künstlerische Neigungen stellten an seine Casse große Anforderungen. Alle diese Ausgaben vermochte er durch die in der Kriegszeit nur unvollständig eingehenden Kammergefälle nicht zu decken. Seine Beamten mußten auf die Auszahlung ihrer Gehälter und Pensionen oft jahrelang warten, ja ihm noch obendrein nach Verhältniß ihrer Besoldung Gelder vorstrecken, worüber etliche den Dienst quittirten. Eine Anleihe nach der andern wurde gemacht, Kammergüter und Landschaft wurden immer mehr verschuldet. Die ihm durch die Domanialwirthschaft nicht sicher verbürgten Einnahmen suchte der Pfalzgraf aus Handel und Verkehr und durch Förderung der Beweglichkeit des Grundbesitzes herauszuschlagen. Er erhob Finanzzölle von Lebensmitteln und industriellen Erzeugnissen und duldete zugleich die Juden, von denen er sich hohe Schutzgelder zahlen ließ. Letzteres war allerdings nicht nach dem Geschmacke seiner Brüder, die sich beschwerten, daß man den Juden neben dem „Unterschleif", den man den Evangelischen verweigere, sogar Synagogen verstatte; auch die Katholiken ärgerten sich über die Semitenfreundlichkeit ihres Herrn, der Augsburger Bischof legte im J. 1646 Fürbitte ein für die Bewohner der Stadt Höchstädt, die nur dann, wenn man die Juden ausschaffe, zum katholischen Glauben sich bekehren wollten. Weiterhin suchte sich der Landesherr zu helfen durch Verkauf und Verpfändung von Aemtern und Dorfschaften, durch Veränderung der Lehen, indem er, um sie entsprechender ausnützen zu können, aus Kunkel- Mannlehen machte, durch Erhöhung der Besitzveränderungsgebühren und Anziehung der Steuerschraube überhaupt. Die

Confiscationen der Hexenhinterlassenschaften boten ebenfalls eine wenn auch nicht vorhergesehene Einnahme. Die Administration der Gefälle in Neuburg war seit 1629 dem eben damals errichteten ständigen Geheimrathscollegium unterstellt. Da in der Kipper- und Wipperzeit, in der wir uns befinden, der massenhafte Umsatz der elendesten Geldsorten auch in seinen Landen zu traurigen Erschütterungen des wirthschaftlichen Lebens führte, verglich sich der Pfalzgraf über die Währung der goldenen und silbernen Münzsorten auf Probationstagen mit den benachbarten Kreisständen. Im J. 1623 erließ er eine neue Münz- und Taxordnung. Zur „Sanierung" der Verhältnisse in den fürstlichen Münzstätten wurden theilweise Juden beigezogen. Wolfgang Wilhelm war, wie die seinem Sohn ertheilten bezüglichen Rathschläge beweisen, ein trefflicher Landwirth. Bei den Baumeistereien mußte ihm über die kleinsten Dinge, über vorhandenen Vorrath an Heu und Stroh, Fütterung der Pferde, deren Zucht auf seinem Gestüte Rohrenfeld er besondere Aufmerksamkeit widmete, u. s. w. berichtet werden. Für die Bauern hatte er ein warmes Herz; in Mißjahren ließ er ihnen aus seinen Kasten Speise- und Samengetreide auf künftigen mäßigen Anschlag verabreichen, wodurch er sie allerdings im eigenen Interesse steuerfähig erhielt.

Des Menschen Leben schwankt auch im Urtheile der Nachwelt zwischen seinem Zerrbild und seinem Urbild. Letzteres zu zeichnen ist hier versucht worden. Ein an Kämpfen, Enttäuschungen und Arbeit reiches Leben hat der Pfalzgraf durchlebt, das ihm als einfachem Herzog von Neuburg wol erspart geblieben wäre. Ist das einzelne Leben nach den großen Ideen zu bewerthen, von denen es erfüllt ist, so gebührt Wolfgang Wilhelm, obgleich auch bei ihm so oft das Unzulängliche Ereigniß geworden ist, in der Geschichte der deutschen, im besondern der Wittelsbacher Fürsten und zuletzt der Menschheit als würdigem Walhalla-Genossen ein Ehrenplatz.

Leichen- u. Klagpredigten von Christoph Engelberger und Georg Pistorius, 1653. — P. Ph. Wolf, Gesch. Maximilian's I. u. seiner Zeit. 3. u. 4. Bd., 1809 fg. — F. J. Lipowsky, Gesch. d. Landstände v. Pfalz-Neuburg, 1827. — G. W. H. Brock, Die evang.-luther. Kirche d. ehem. Pfalzgrafschaft Neuburg, 1847. — G. Chr. Gack, Gesch. d. Herzogth. Sulzbach u. s. w., 1847. — J. M. Beitelrock, Gesch. d. Herzogthums Neuburg. Aschaffenburger Lycealprogramm 1859 ff. — C. Siegert, Gesch. d. Herrschaft, Burg u. Stadt Hilpoltstein (in d. Verhandl. d. Hist. Ver. v. Oberpfalz u. Regensburg, Bd. XX, 1861). — F. A. W. Schreiber, Maximilian I. der Katholische u. s. w., 1868. — Briefe u. Akten z. Gesch. d. dreißigj. Krieges, 1870 ff., Bd. 1—6. — O. Krebs, Beiträge z. Politik d. Pfalzgr. Wolfg. Wilh. u. Phil. Wilh. v. Neuburg (in d. Z. d. hist. Ver. f. Schwaben u. Neuburg XIII; 1886). — B. Erdmannsdörffer, Deutsche Gesch. v. Westfäl. Frieden bis z. Regierungsantr. Friedrichs d. Gr., 1888. — A. Sperl, Gesch. der Gegenreformation i. d. pfalz-sulzbachischen u. hilpoltsteinischen Landen, 1. Th., 1890. — G. Froschmaier, Quellenbeiträge z. Gesch. d. Pfgr. W. W. 1894 (Neub. Gymnasialprogr.). — M. Ritter, Deutsche Gesch. i. Zeitalter d. Gegenreformation u. s. w., 2. Bd., 1895. — B. Schönneshöfer, Gesch. d. Bergischen Landes, 1895. — J. Breitenbach, Aktenstücke z. Gesch. d. Pfgr. W. W. v. Neuburg, 1896. — M. Philippson, Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm v. Brandenburg, 1. Th., 1897. Daneben Notizen u. Beiträge i. d. Neuburger Kollektaneenblättern, den Annalen d. hist. Ver. f. d. Niederrh., des Bergischen u. Düsseldorfer Geschichtsvereins, des hist. Ver. d. Oberpfalz, die allgem. Litteratur über den Zeitraum bei Dahlmann-Waitz, Quellenkunde, u. Archivalien.

Breitenbach.

Wolfgang: W. v. Salm, Bischof von Passau (1540—1555), wurde 1509 [nach Bruschius erst 1514] als Sohn des Grafen Niklas v. Salm, des späteren Vertheidigers von Wien, geboren. Seine Erziehung scheint eine außerordentlich sorgfältige gewesen zu sein: sein Wissen in der antiken Philosophie und in den hl. Schriften, seine Kenntnisse in alten und neuen Sprachen werden gerühmt, eine Reise des Jünglings nach Italien wird berichtet. Frühzeitig schon Kanonikus, wurde er 1534 Dompropst und 1540 Bischof von Passau, — wie es heißt, vor allem auf Empfehlung König Ferdinand's. Denn der König schätzte ihn hoch und betraute ihn mehrfach mit wichtigen Missionen: an den Reichstagen von 1544 und 1546, an dem Heilbronner Bundestage von 1553 nahm er als königlicher Bevollmächtigter theil; zu Anfang der 50er Jahre ist W. wiederholt am Wiener Hofe und der König hätte ihn gerne ganz in seine Dienste gezogen. Beim Abschluß des Passauer Vertrags 1552 war W. neben Herzog Albrecht von Baiern als erfolgreicher Vermittler zwischen den beiden Parteien thätig. Mit dem bairischen Herzog verband ihn herzliche Freundschaft, — sein guter Einfluß auf den jungen unerfahrenen Fürsten ist mehrfach nachweisbar. Albrecht hätte ihm gerne das Erzbisthum Salzburg verschafft; seit Herbst 1550 bemühte sich die bairische Regierung, W. an Stelle des zur Resignation geneigten Erzbischofs Ernst nach Salzburg zu bringen, und Hg. Albrecht empfand es als persönliche Beleidigung, daß 1554 die Wahl des Capitels auf einen andern fiel. W. selber zeigte keinen Kummer darüber, — hatte er es doch auch abgelehnt, sich um das Cardinalat zu bewerben. Mehr galt ihm wol die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaften; Passau wurde unter seiner Regierung ein Sammelpunkt geistigen Lebens. Litteraten und Gelehrte suchten die Stadt für längere oder kürzere Zeit auf, die Räthe und Beamten des Bischofs waren zum guten Theil angesehene Gelehrte des Zeitalters, — in solcher Umgebung fühlte W. sich am wohlsten. Gerühmt werden seine Bibliothek und die Schule zu Passau, in der zahlreiche Söhne des österreichischen Adels unterrichtet wurden. Freilich, es ist bezeichnend für den Geist der Schule, daß viele dieser Adligen später Vorkämpfer der Reformation in Oesterreich wurden. Der Grund dafür liegt nicht in einer protestantischen Richtung dieser Schule und ihres Herren, — W. ist mit Unrecht als heimlicher Protestant angesehen worden, seine gut katholische Gesinnung steht nach den heute vorliegenden Zeugnissen außer allem Zweifel; aber er sah vorurtheilsfrei die Mißstände des alten Kirchenthums, auch neigte seine ganze Natur zur Versöhnlichkeit, — in ihm war noch nichts von der Schärfe der Gegenreformation. Dennoch galt seine stete Sorge der kirchlichen Erneuerung seines Bisthums: durch Heranziehung guter Prediger, durch Visitationen, durch das eigne makellose Beispiel suchte er zu wirken. Man darf W. zu den besten Bischöfen seiner Zeit rechnen; sein Ansehen war gleich groß bei Katholiken wie bei Protestanten. Er starb am 6. December 1555 an der Wassersucht.

Die älteren Quellen wie Bruschius und Hansiz sind ebensowenig zuverlässig wie die neueren Bearbeitungen der Passauer Geschichte von Buchinger, Schrödl und Erhard. Für das Geburtsjahr Wolfgang's habe ich mich an Hornik's Chronologia Pataviensis (Mſ. der bischöfl. Bibl. zu Passau) gehalten. In Vorbereitung ist eine Schrift von Reichenberger, Wolfgang v. Salm, Bischof von Passau, deren Ergebnisse — nach freundlicher Mittheilung des Verfassers — in der Hauptsache übereinstimmen mit Goetz, Die bayer. Politik im ersten Jahrzehnt der Regierung Hg. Albrecht's V. S. 13—17 (Anm. 13 Angabe von Quellen und Litteratur).

Walter Goetz.

Wolfgang, Bischof von Regensburg (Weihnachten 972 bis zu seinem Tode am 31. October 994). Es fehlt an jedem Anhaltspunkt, um die Zeit seiner Geburt näher zu bestimmen, verbürgt aber ist, daß er ein Schwabe war, und eine spätere Ueberlieferung nennt Pfullingen als seinen Geburtsort. Auch die Namen seiner Eltern sind nicht bekannt, nur von einer Schwester seines Vaters, Namens Atta, erfahren wir, daß sie, als W. schon Bischof war, Zehnten in Rohrbach (Niederbaiern, bei Reisbach) zur Dotirung des Gotteshauses in Haberskirchen verwendete. Die Familie war freien, aber nicht adeligen Standes und hinreichend begütert, um dem Knaben eine gute Erziehung zu verschaffen. Ein Geistlicher führte den siebenjährigen in die Anfangsgründe des Wissens ein und der begabte Schüler machte bald solche Fortschritte, daß ihm der häusliche Unterricht nicht mehr genügte, weshalb ihn der Vater nach Reichenau brachte, dessen Klosterschule damals besonderen Rufes genoß. Auch hier benützte W. die Gelegenheit, sich die gelehrte Bildung dieser Zeit anzueignen, aufs beste, von nicht geringer Bedeutung für ihn war es aber, daß er in der Schule mit gut veranlagten und vornehmen Jünglingen zusammenlebte, von denen namentlich Heinrich, der Bruder des Bischofs Poppo I. von Würzburg, sich ihm in aufrichtiger Freundschaft verband. Dieser veranlaßte ihn auch, nach Würzburg zu kommen, wo der aus Italien berufene Grammatiker Stephan als Lehrer wirkte. Mit diesem aber hatte W. kein Glück; der scharfe, auf das Wesentliche gerichtete Verstand des aufgeweckten jungen Schwaben erregte die Eifersucht und den Zorn des dünkelhaften, in den formalen Gedankengängen der Berufsgelehrten jener Zeit befangenen Italieners, der den besserwissenden Schüler von seinem Unterrichte ausschloß, damit aber nur dessen Neigung zu selbständigem Innenleben verstärkte. Schon damals faßte dieser den Entschluß, in ein Kloster zu gehen, doch hielt ihn Heinrich zurück, der im J. 956 Erzbischof von Trier geworden war und den Freund mit sich nahm. In selbstloser Bescheidenheit lehnte W. eine ihm angebotene hohe Stellung ab und begnügte sich mit der Aufsicht über die Schule, wobei er nicht geringes Geschick und lebhaften Lehreifer bekundete. Wenn wir eine Urkunde Erzbischof Heinrich's vom Jahre 963, die von Uultgangus cancellarius ausgefertigt worden ist, auf W. beziehen dürfen (Beyer, Mittelrhein. UB. 1, 276 nr. 217, Görz, Mittelrhein. Regesten 1, 282 nr. 993), so war W. außerdem in besonderer Vertrauensstellung als Kanzler thätig. In Trier hatte W. auch Gelegenheit, seine ideale Auffassung von strenger Beobachtung der Regel des hl. Benedict in die That umsetzen zu können, da der Erzbischof am Dome gemeinsames, geregeltes Leben der Geistlichen einführte, wobei er jedenfalls in dem Freunde, der endlich die Würde eines Decans annahm, den berufensten eifervollsten Mitarbeiter fand. Noch bevor diese Bemühungen rechten und dauernden Erfolg zeitigen konnten, starb Heinrich am 3. Juli 964 in Italien, nicht ohne vorher den Freund dem Kaiser empfohlen zu haben. So tief auch W. das Ableben des Erzbischofs betrauerte, so war es für ihn doch eine Befreiung von Verpflichtungen, die mit seinem innersten Wesen nicht zusammenhingen, es war daher für ihn auch in Trier keines Bleibens mehr. Mochte er hier manchen gleichgesinnten Genossen gefunden haben, so namentlich den Abt Wigger von S. Maximin, den Decan Ramuold, den Maximiner Mönch Adalbert, der dann Erzbischof von Magdeburg wurde, so waren doch gerade jene Absichten, auf die er das größte Gewicht legte, auf Widerstand gestoßen, den nur des Erzbischofs Machtgebot zurückgehalten hatte. So verließ er die Moselstadt mit dem festen Entschlusse, Mönch zu werden, und darin konnte ihn auch Erzbischof Bruno von Köln nicht beirren, zu dem er sich vorerst begab, obwol Wolfgang von der Persönlichkeit des Kölner Metropoliten, der wiederum seinerseits den vollen Werth des Gastes erkannte, den nachhaltigsten Eindruck mit sich nahm.

In der Heimath sollte W. noch den schwersten Kampf bestehen. Eltern und Verwandte hätten wol gerne gesehen, daß der Sohn, für dessen Ausbildung sie so viel gethan hatten, zu hoher geistlicher Würde emporsteige, und waren darüber enttäuscht, daß er die unter so günstigen Anzeichen eröffnete Laufbahn aufgeben wollte, sie machten daher alle Anstrengungen und waren zu allen Opfern bereit, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, doch mußten sie dem festen Willen des gottergebenen, für seine Idee begeisterten Mannes weichen. Er suchte nunmehr das Kloster Einsiedeln auf, das sich durch die Strenge seiner Gewohnheiten großen Ruhm erworben hatte; hier begann er, nachdem die Probezeit unter Leitung des Abtes Gregor überstanden war, als Lehrer mit großem Erfolg zu wirken. Während seines Aufenthaltes in Einsiedeln kam er auch in persönliche Berührung mit dem Bischofe Ulrich von Augsburg (s. A. D. B. XXXIX, 215), der ihn zum Priester weihte und vielleicht auch seine Gedanken auf eine neue Thätigkeit lenkte, indem er ihn auf die Bekehrung der Ungarn wies, deren Fürst Geisa sich eben damals bei seinen Bestrebungen für die Einigung seines Volkes dem Christenthum und den Deutschen günstig zeigte. Später erzählte man, daß ein Traumgesicht, in dem einer der Helden der Askese und der Wohlthätigkeit, der h. Othmar, dem Einsiedler Mönche sein Schicksal voraus verkündete, den Ausschlag gegeben habe, eine fromme Sage, zu der vermuthlich der Umstand, daß W. in einer diesem Heiligen geweihten Kirche starb, den Anlaß gegeben hat. Vielleicht schon im Herbste 971, wahrscheinlicher aber im Frühjahr 972, brach W. mit geringem Gefolge auf, predigte eine Zeitlang in der Ostmark und begab sich dann in das ungarische Grenzland, um auch hier das Wort Gottes zu verkünden.

War die Mission mit unzureichenden Mitteln unternommen und entbehrte sie der nothwendigen hierarchischen Autorität, so konnte sie um so weniger Erfolg haben, als dem Einsiedler Mönch nicht Zeit gelassen wurde, diese Mängel etwa durch den Eindruck seiner Persönlichkeit auszugleichen, denn Bischof Piligrim von Passau (s. A. D. B. XXVI, 131), der jedenfalls besseren Einblick in die Sachlage hatte und wie andere deutsche Bischöfe seiner Zeit auf strenge Beachtung der episkopalen Rechte hielt, berief den wandernden Mönch, von dem er Kunde erhalten hatte, zu sich. Auch er erkannte in näherem Verkehr bald die ausgezeichneten Eigenschaften Wolfgang's und bemühte sich, für ihn den rechten Platz ausfindig zu machen, wozu sich in nächster Nähe die beste Gelegenheit bot, da am 23. September 972 Bischof Michael von Regensburg gestorben war. Piligrim setzte alle Bedenken, welche der Erhebung eines fremden, armen und wenig angesehenen Geistlichen auf einen bairischen Bischofsstuhl entgegenstanden, bei Seite und erreichte es durch die Vermittelung des Grafen Berthold, daß der Kaiser seine Absichten billigte. Als die Zustimmung des Hofes in Passau eintraf, gelang es auch, den Widerstand des Auserwählten selbst zu überwinden. Die kaiserliche Abordnung geleitete ihn nach Regensburg, wo die Wahl durch Klerus und Volk stattfand, und darnach ging W. nach Frankfurt, um hier zu Weihnachten 972 aus den Händen des Kaisers, und zwar wenn nicht beide Biographen sich geirrt haben, Otto's II., den Bischofsstab zu empfangen. Bald darauf wurde er in Regensburg von dem Erzbischofe Friedrich von Salzburg geweiht. Schon nach wenigen Monaten mußte er seinen Bischofssitz wieder verlassen, um sich in der zweiten Hälfte des Juni auf dem Hoftage in Worms einzufinden, wo Otto II. zum ersten Male nach dem Tode des Vaters die Großen des Reiches um sich versammelte. Mit Wolfgang's Anwesenheit wird es zusammenhängen, daß damals die Urkunden für das von der Herzogin Judith besonders begünstigte Regensburger Nonnenkloster Niedermünster vom Kaiser bestätigt wurden. Auf der Rückkehr fand W. in Nördlingen eine Gesandtschaft aus Augs-

burg, welche ihm den Tod des Bischofs Ulrich meldete und ihm die Bitte vorlegte, anstatt des erkrankten Erzbischofs Friedrich die Exequien zu leiten. W. entsprach dem und brachte am 7. Juli die Leichenfeier zu Ende, wofür er einen Ornat seines verstorbenen Gönners zum Andenken erhielt.

In seine Stadt zurückgekehrt, machte sich W. sofort daran, die Grundlage für sein ferneres Wirken zu schaffen. Er hatte erkannt, daß der Hebung des religiösen Lebens die Reform der Geistlichkeit vorangehen müsse und daß diese am besten durch Errichtung eines Musterklosters, welches als Vorbild und Pflanzschule dienen sollte, bewirkt werden konnte. Zu diesem Behufe trennte er das Kloster S. Emmeram von dem Domcapitel und bestellte den aus Trier berufenen Ramuold (s. A. D. B. XXVII, 222) zum Propste und im J. 975 zum Abte, wobei er sich aber einen bestimmten Einfluß auf die Oberleitung und die Oberaufsicht über das Kloster vorbehielt. Selbstverständlich wurde auch bei den Kanonikern des Domes strengere Zucht eingeführt. Eine zweite kirchliche Angelegenheit von größter Bedeutung, welche ihn gleich anfangs beschäftigte, war die Errichtung des Bisthums Prag. Die erste Anregung hierzu war bereits von Herzog Heinrich II. ausgegangen, die Ausführung erfolgte aber erst im J. 975 durch den Kaiser, wobei W. einen neuen schönen Beweis seiner Selbstlosigkeit gab, indem er auf seine bischöflichen Rechte über Böhmen verzichtete und dadurch die von ihm mit klarer Voraussicht als nothwendig erkannte Selbständigkeit des böhmischen Kirchenwesens ermöglichte. Auch der Colonisation der Besitzungen seines Hochstifts in der Ostmark widmete er rege Aufmerksamkeit und wählte mit großem Geschick als ersten Ausgangspunkt derselben Steinakirchen, an der Stelle gelegen, wo die von der Donau abzweigende Straße in das Erlafthal einmündet. Zunächst sollte allerdings sein umsichtiges Wirken eine Unterbrechung durch den Gegensatz der bairischen Liudolfinger gegen den Kaiser erfahren, welcher in den Jahren 974, 976 und 977 Baiern zum Schauplatze heftiger und verheerender Kämpfe machte. Da uns überliefert wird, diesem Streit sei Ramuold ausgewichen, indem er sich wieder nach Trier begab, so hat man seit Aventin's Zeiten ähnliches auch für W. angenommen und man brachte damit die Erzählung von dem Aufenthalte des Heiligen an dem Abersee, welchen fromme Sage seit dem 14. Jahrhundert mit Wundergeschichten aller Art reichlich geschmückt hatte, in Verbindung. Es mag zugegeben werden, daß diese Geschichten einen Kern richtiger Ueberlieferung einschließen, da das Kloster Mondsee dem Regensburger Bischofe unterstand, W. jedenfalls öfters hier weilte, sicher in wirthschaftlichen Angelegenheiten, vielleicht aber auch, ebenso wie sich der hl. Ulrich nach Staffelsee zurückzog, hierher kam, um in der Einsamkeit des Alpenlandes sich frommen Uebungen und Betrachtungen hinzugeben, wobei er auch den zum Kloster gehörigen Abersee besucht haben kann. Gerne entfloh er der Stadt und erfreute sich, ebenso wie Ulrich, an den Schönheiten der Natur, verweilte in einsamem Gespräch mit einem vertrauten Geistlichen, wie Tagino, in dem schön gelegenen Weltenburg. Aber von einer mehrjährigen Weltflucht des thätigen und pflichtgetreuen Mannes kann im Ernste nicht die Rede sein, vollends nicht in den schweren Kriegsjahren, denn wir haben in zwei Urkunden Kaiser Otto II. (Mon. Germ. DDO. II, 204, 205) Belege dafür, daß W. gerade im Juli 976 in Regensburg war und sowol für sein Hochstift als auch für den Bischof Albuin von Saeben-Brixen vom Kaiser werthvolle Schenkungen erwirkte. Fraglich ist, ob die ante Ratisponam vorgenommene Excommunication des Herzogs Heinrich II. (Mon. Germ. LL. 3, 485) unter seiner Mitwirkung erfolgt oder nur von der im Gefolge des Kaisers befindlichen Geistlichkeit vorgenommen worden ist, jedenfalls aber dürfen wir annehmen, daß W. dem Kaiser Treue gehalten und dadurch sein Bisthum vor größerem Schaden bewahrt hat.

Schon im J. 978 finden wir ihn im Dienste des Reiches auf dem denkwürdigen Zuge nach Frankreich und als Anfangs December das deutsche Heer auf dem Rückzuge an der Aisne von den Franzosen angegriffen wurde, gelang es seiner Umsicht und seinem Muthe, die bairischen Scharen unversehrt über den hochgehenden Fluß zu bringen. Nunmehr sollte er sich ruhigerer Zeiten erfreuen. Anfangs 979 wurde die Reform des Klosters Tegernsee abgeschlossen, an der er vermuthlich Theil hatte, im October begab er sich zum Kaiser nach Saalfeld, wo er die Beurkundung einer schon im J. 976 bewilligten Schenkung erhielt, durch welche seinem Hochstifte ein Gebiet in der Ostmark zur Anlage eines Castells, des heutigen Wieselburg zugewiesen wurde, welches, an der Vereinigung der beiden Erlafflüsse gelegen, wol geeignet war, die beiden Thäler und namentlich die junge Kolonie von Steinakirchen gegen unvorhergesehene Ueberfälle ungarischer Reiter zu schützen. Im nächsten Jahre erwirkte er eine Schenkung für S. Emmeram und weihte die neue Krypta dieses Klosters, in welcher die von Ramuold aus Trier mitgebrachten Reliquien ihren Platz fanden. Ein anderer kaiserlicher Gunstbrief für S. Emmeram wurde am 2. April 981 in Rom ausgefertigt (DO. II, 247), doch darf daraus nicht geschlossen werden, daß W. und Ramuold damals in Rom verweilten. Dagegen ist als sicher anzunehmen, daß W. im Juni 983 an dem großen Reichstage zu Verona Theil nahm. Welche Haltung er in dem Streite über die Reichsregierung nach dem Tode Otto's II. einnahm, wissen wir nicht, jedenfalls stand er, als Heinrich II. im J. 984 wieder die Herrschaft in Baiern übernahm, im besten Einvernehmen mit demselben. Der Herzog übergab ihm seinen Sohn, den nachmaligen Kaiser Heinrich II., zur Erziehung und auch die andern Kinder ehrten in dem Bischofe ihren Freund und Lehrer. Jetzt konnte W. mit Unterstützung Heinrich's die Reform der Regensburger Frauenklöster, welche Judith dem Sohne als letzten Wunsch aufgetragen hatte, durchführen. Schon früher hatte er zu diesem Behufe bei der Paulskirche ein ihm unmittelbar unterstehendes Nonnenkloster (Mittelmünster) errichtet, welches unter seiner Leitung sich zu einer Musteranstalt entwickelte. W. sollte nicht allein den gewünschten Erfolg seiner Bemühungen in den Klöstern seiner Stadt, sondern auch die Ausdehnung der von ihm hier verwirklichten Ideen erleben. Nach seinem Beispiele hatte Erzbischof Friedrich von Salzburg dem Kloster St. Peter die Selbstständigkeit wiedergegeben und den ersten Abt Tito aus St. Emmeram berufen, aus diesem Kloster war auch der zweite Abt von Tegernsee, Gozbert, hervorgegangen, im J. 990 erfolgte die Reform des Klosters Nieder-Altaich unter Wolfgang's Mitwirkung und im nächsten Jahre ertheilte er dem Mönche Gotthard die Priesterweihe, der nachmals seine Ideen mit größtem Erfolge weiter verbreiten sollte; auch mit dem Grafen Aribo, dem Stifter von Seeon, stand W. im besten Einvernehmen. Daß er dem am 25. October 992 ordinirten Bischofe Otbert von Verona ein kostbar ausgestattetes Sacramentar schenkte, beweist uns, daß er auch jenseits der Alpen Verbindungen mit hochgestellten gleichgesinnten Geistlichen hatte. Wenig später sollte sein Leben, wie es scheint, noch bevor er das Greisenalter erreicht hatte, zu Ende kommen. Auf einer Fahrt in die Ostmark wurde er vom Fieber ergriffen, setzte aber doch die Reise zu Schiffe fort, bis er in Pupping (zwischen Aschach und Efferding) anhalten mußte. Hier starb er in der Nacht des letzten Octobertages 994 in einem Kirchlein des hl. Othmar. Am nächsten Morgen trafen Erzbischof Hartwig von Salzburg und Graf Aribo ein, welche den Leichnam nach Regensburg brachten, wo er in der Krypta von S. Emmeram beigesetzt wurde.

Erscheint W. als einer der Hauptförderer strengen regularen Lebens der Geistlichkeit und als ein Mittelpunkt der darauf gerichteten Bestrebungen, so kann doch von der Ausbildung eines bestimmten Systems in dieser Hinsicht bei

ihm nicht die Rede sein, es ist daher auch kaum zulässig, seine Thätigkeit mit der cluniacensischen Richtung zu vergleichen, die von ganz andern kirchlichen und nationalen Bedingungen gestützt und gefördert wurde. Man kann nur sagen, daß er die Reform des Clerus mit strenger Unterordnung unter die bischöfliche Gewalt vereinigen wollte und dies auch in seinem Machtbereiche durchgeführt hat. Es war dies ein Verhältniß, das nur bei der wohlwollenden, ernsten und selbstlosen Natur Wolfgang's gedeihen konnte, aber da es wesentlich auf die Persönlichkeit gestellt war, sofort zu Streitigkeiten und zur Unterdrückung der Klöster führen mußte, wenn diese Voraussetzungen nicht zutrafen. Man wird in diesem Punkte, in dem er als ein Gesinnungsgenosse Ulrich's, Piligrim's und des Mainzer Erzbischofs Willigis erscheint, einen wesentlichen äußern Unterschied dieser Richtung vor der cluniacensischen erblicken dürfen. Beschränkte sich W. zudem auf das nächste, seine Stadt und seine Diöcese, so war für ihn auch gar kein Anlaß, jene allgemein wichtigen Fragen, welche die Cluniacenser bewegten, wie etwa das Verhältniß zu Rom, zu berühren. Man wird überhaupt sagen dürfen, daß die Thätigkeit Wolfgang's nicht so organisirt war und so sehr auf Reflexion beruhte, wie die der Cluniacenser, sondern aus dem Innersten seines Wesens mit natürlicher Gewalt entsprang. Das zeigt sich auch in seinem Einfluß auf die Laienwelt hohen und niederen Standes, wobei er durch seine Predigt und mehr noch durch das leuchtende Beispiel seiner Persönlichkeit große Erfolge erzielte, so daß er in gewissem Sinne als ein Vorläufer der Hirschauer Mönche erscheint, wenn auch der Ueberlieferung, daß er zuerst die Regensburger in Brüderschaften vereinigt habe, nicht jene Glaubwürdigkeit zukommt, die man ihr neuestens wieder beizulegen geneigt ist. Sehr beachtenswerth sind in diesem Zusammenhang auch die strengen sittlichen Anforderungen, die er an die Geistlichen stellte. Durch diese Thätigkeit nicht minder als durch das unausgesetzte Interesse, das er dem Schulwesen entgegenbrachte, hat er sich auch einen ehrenvollen Platz in der deutschen Erziehungsgeschichte gesichert. Unabläßig war er bemüht, die geistige Arbeit in den Klöstern zu heben und anzuregen, zahlreiche Bücher wurden geschrieben und gekauft, über seine Veranlassung wurde in S. Emmeram ein stattlicher Büchersaal gebaut. Von Ueberbleibseln seiner eigenen litterarischen Thätigkeit, die ihm mit Sicherheit zugeschrieben werden können, besitzen wir nur einen Vers, mit dem er die Pforte dieses Saales schmückte, wir müssen uns damit begnügen, das Lob, welches seine Biographen ihm auch in dieser Hinsicht spenden, hinzunehmen und den Spuren seines Geistes in den gelegentlichen Aeußerungen, die sie von ihm berichten, und unter denen namentlich eine Disputation, die er am kaiserlichen Hofe mit einem Haeretiker siegreich bestand, zu erwähnen ist, nachzugehen. Es kann hier auch nur in Kürze hervorgehoben werden, daß er durch stets bereite und verständige Wohlthätigkeit schwere Mängel der damaligen Gesellschaftsordnung erträglich zu machen suchte, daß er mit rühriger Umsicht für den Besitzstand seines Hochstifts und der ihm unterstehenden Klöster sorgte, daß der alte Regensburger Handel unter günstigen Verhältnissen blühte, was die begüterten Kaufleute dem hl. Emmeram durch freigebige Zuwendungen dankten.

Der beste Beweis für den Werth dieses reichen Lebens liegt in der weitausgedehnten Verehrung, welche dem Bischofe auch nach seinem Tode gezollt wurde. Schon König Heinrich II. besuchte in andachtsvoller Stimmung das Grab seines Lehrers und dem Beispiele des Fürsten folgten viele Fromme. Am 7. October 1052 wurden die Gebeine Wolfgang's von dem Papste Leo IX. in überaus feierlicher Weise erhoben und in die neue Krypta übertragen. Damit beginnt der eigentliche Cult des Heiligen, der namentlich im 14. und 15. Jahr=

hunderte besonderen Aufschwung nahm und in unseren Tagen anläßlich der neunhundertjährigen Wiederkehr seines Todestages neu belebt wurde.

Noch im 11. Jahrhundert hat W. drei Biographen gefunden, die erste Lebensbeschreibung ist verloren, nur einzelnes aus ihr bei Othloh erhalten. Sie dürfte zwischen den Jahren 1007 und 1014 abgefaßt worden sein und wurde, wie Othloh sagt, e Francis gebracht, was man allgemein auf Franken bezogen hat. Man könnte aber nach Othloh's Sprachgebrauch auch an lothringische Kreise, ja vielleicht an die Cluniacenser denken, denen es wol entsprechen würde, den Reformator der bairischen Geistlichkeit zum Helden einer Lebensbeschreibung gemacht zu haben. Zwischen 1035 und 1037 hat dann der S. Emmeramer Mönch Arnold in seinem Buche über den hl. Emmeram auch Wolfgang's gedacht. Diese Nachrichten hat vor 1052 ein anderer Conventuale Othloh mit denen der älteren Biographie vereinigt und aus mündlicher Ueberlieferung ergänzt. Sein Werk ist die Grundlage aller folgenden Lebensbeschreibungen des Heiligen geworden.

Arnoldi Liber de S. Emmeramo, Mon. Germ. SS. 4, 556 ff. — Othlohi Vita SS. 4, 527 ff.; beide auch in den Acta S. Wolfkangi, bearbeitet von Hippolyt Delehaye in Acta SS. Novembris tomi II. pars prior, S. 527 ff. — Gerhardi Vita Udalrici cap. 27, SS. 4, 414. — Mon. Germ. DD. 2. Bd. — Pez, Thesaurus 1c, 88 ff. — Wittmann, in Quellen und Erörterungen zur bayr. Gesch. 1, 7 ff. — Ried, CD. Ratisbon. 1. Bd. — Bretholz in Mittheil. des Instituts für oest. Geschichtsforschung 12, 33 ff. — Gerdes, Bischofswahlen, p. 33. — Dümmler, Jahrb. Otto's I., 366, 495, 503. — Hirsch, Jahrb. Heinrich's II., 1, 112 ff. — Steindorff, Jahrb. Heinrich's III., 2, 183, 335. — Riezler, Gesch. Bayerns 1, 377 ff. — Hauck, Kirchengesch. Deutschlands, 3. Bd. — Kaindl, Beiträge zur ältern ungar. Geschichte, 13 und 54. — Specht, Gesch. des Unterrichtswesens, S. 381. — Kolbe, Die Verdienste des Bischofs Wolfgang von Regensburg um das Bildungswesen Süddeutschlands, Breslau 1894. — Dümmler, Ueber den Mönch Othloh von S. Emmeram, in SB. der Berliner Akademie 48 (1895), 1095. — Janner, Gesch. der Bischöfe von Regensburg 1, 350 ff. — Schindler, Der h. Wolfgang, Prag 1885. — Der h. Wolfgang, hist. Festschrift hrsgg. von J. B. Mehler, Regensburg 1894. Karl Uhlirz.

Wolfgang: Eduard W., Bildhauer, geboren am 13. Februar 1825 zu Gotha, kam mit guter Vorbildung 1840 nach München zu Ludwig Schwanthaler, in dessen Atelier W. nicht allein bei der Ausführung von zahlreichen Werken des Meisters (z. B. an dem Denkstein für den Erzbischof Freiherrn von Gebsattel in der Münchener Frauenkirche) Verwendung fand, sondern auch verschiedene Statuen Schwanthaler's, darunter eine Nymphe in Marmor in Reinhardsbrunn copirte, aber auch eigene Schöpfungen gestaltete. Zu seinen frühesten, selbständigen Arbeiten gehört ein lebensgroßer, sitzender Mercur (in Coburg), die kleine Figur einer den Unsterblichkeitstrank kredenzenden Psyche (in Erzguß angekauft vom Kunstverein zu München), das Modell zur Statue des Herzogs Ernst I. von Coburg-Gotha. Nach Gotha zurückgekehrt 1850, erhielt W. eine Anstellung als Hofbildhauer und Conservator der Sammlungen plastischer Kunstwerke und ertheilte vielfachen Unterricht im Zeichnen und Modelliren. Insbesondere fertigte W. zahlreiche Porträtbüsten in Marmor: des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha und der Frau Herzogin Alexandrine (für die Königin Victoria von England), der Herzogin Luise (im Mausoleum zu Coburg und im Besitze des Prinzen Albert), des Herzogs Ferdinand Kohary (im Denkmal zu Coburg und für Prinz August in Wien); des Staatsraths Morgenstern in Dorpat, des Grafen Wedel, des Buchhändlers Perthes, der Sängerin Saemann de Paëz; die Reliefbildnisse der Frau Schröder-Devrient, des Malers E. Jacobs

(in Bronze auf dessen Denkmal zu Gotha); die Statuen der Apostel Jakobus und Philippus für die Kirche zu Geisa (Weimar-Eisenach), außerdem zwei Zoologie und Mineralogie, Malerei und Sculptur vorstellende Gruppen für die Attica des neuen Museums zu Gotha und zwei Reliefs (Handel und Industrie) in Cement gegossen für das Schloß Trostenetz (in Südrußland), welchen sich vier Knabenstatuetten (Handel, Schifffahrt, Ackerbau und Maschinenkunde) in Zinkguß anschlossen. In seiner Lehrthätigkeit bewies W. gleiche Routine im Zeichnen, Modelliren und insbesondere in der Behandlung der Ornamentik; mit beharrlicher Ausdauer suchte er in der Verbindung von Wahrheit und Schönheit sein Ideal. „Es war ihm gegeben, das Schöne zu fühlen und zu finden und es mit seiner Allgewalt aus dem Steine wirken zu lassen". Der Künstler starb schon am 13. März 1874 zu Gotha.

Vgl. Nagler 1852, XXII, 61 und Bohnstedt's Nekrolog in Nr. 166 der „Allgemeinen Zeitung" vom 15. Juni 1874.

Hyac. Holland.

Wolfger von Ellenbrechtskirchen, Bischof von Passau (1191 bis 1204), Patriarch von Aquileja (1204—1218), † am 24. Januar 1218. Er entstammte einem alten bairischen Adelsgeschlechte, dessen verschollene Stammburg beim heutigen Hofkirchen im Landgericht Vilshofen a. d. Donau stand, und dürfte der Sohn Wernher's v. E. sein. Er und sein Bruder Sighard waren die letzten Sprößlinge des Hauses, denn beide traten in den geistlichen Stand. Sighard, Erzpriester von S. Pölten, der Hauptstadt des Passauer Sprengels in Niederösterreich, verliert sich seit 1208 aus der Geschichte. Seit 1183/1184 taucht W. urkundlich als Propst von Zell am See und von Münster auf, welche beide Propsteien er bis zu seiner Wahl zum Bischof von Passau (11. März 1191) innehatte. Am 2. Juni d. J. weihte ihn Ezb. Adalbert III. von Salzburg zum „Priester", welche Weihen er mithin früher nicht hatte, am 9. Juni zum Bischof; am 12. d. M. wurde W. in Passau feierlich eingesetzt. Vorher, im März 1191, hatte sich W. die Regalien bei König Heinrich VI. in Italien auftragen lassen. 1192 suchten das Bisthum der verwüstende Krieg zwischen Ludwig, dem Herzoge Baierns, auf der einen, den Grafen von Bogen und dem Böhmenherzoge auf der anderen Seite, und die Fehde der Ortenburger mit Leopold V. v. Oe. und den Andechs-Meranern verwüstend heim. 1193 bis 1194 befand sich W. in der Umgebung des Kaisers, als es sich um Haft und Lösung König Richard's (Löwenherz) von England handelte, und wurde dem Staufer durch seine Dienste hierbei sehr werth, was ihm auch greifbaren Vortheil bescheerte. 1195 finden wir W. in Italien als „treuen Vermittler" zwischen Kaiser und Papst; er kehrte dann nach Deutschland zurück und nahm am Wormser Reichstage (Anf. Dec. 1195) das Kreuz. — Die Pilgerfahrt trat er im Mai 1197 in Gesellschaft Hz. Friedrich's I. von Oesterreich an, befand sich Ende Juli zu Linaria in Sicilien bei K. Heinrich VI. Im Morgenlande blieb er dem sterbenden Babenberger Friedrich I. († am 16. April 1198) zur Seite und begab sich dann nach Deutschland, in seine Diöcese zurück. 1199 ging er nach Rom, um den Spitalsbrüdern der h. Maria die päpstliche Sanction als deutscher Ritterorden zu erwirken, was bis zum Tode seines kaiserlichen Gönners Heinrich's VI. († am 28. Sept. 1197) nicht gelungen war, und jetzt (Febr. 1199) gelang.

In dem deutschen Thronkriege zwischen dem Staufer Philipp und Otto dem Welfen stand W. seit 1200 entschieden auf Seite des ersteren und dürfte an dem im Januar 1202 zu Halle abgefaßten Proteste der deutschen Fürsten an P. Innocenz IV. in Hinsicht des Verhaltens des römischen Legaten, wesentlichen Antheil gehabt haben, gerade so wie an den vorhergehenden Berathungen beim

Bamberger Krönungsfeste K. Philipp's. Aus den mehr als in einer Hinsicht so werthvollen „Reiserechnungen" der Kleriker seines Gefolges für die Zeit vom September 1203 bis Januar 1204 entnehmen wir Wolfger's Wanderung nach Wien, bei welcher Gelegenheit (Nov. 1203) Walther von der Vogelweide in seinem Gefolge (?) auftaucht, sodann an die böhmische Grenze und wieder zurück nach Passau, wo W. am 3. Januar 1204 ankam. Bald darauf, wie dies die weiteren Reiseaufzeichnungen darlegen, trat er die Wanderung nach Rom an, um hier für die Sache K. Philipp's und die eigene zu wirken, und andererseits die Anerkennung der zweiten Ehe K. Ottokar's II. von Böhmen beim Papste zu erlangen, in der Angelegenheit der Kreuzfahrt K. Emerich's von Ungarn zu vermitteln, was alles mit jener Reise nach Oesterreich und ans böhmische Gemärke im Zusammenhange stehen dürfte. Vor dieser Reise nach Rom fand nämlich noch die Wanderung Wolfger's von Wien nach Theben, b. Preßburg, (Ende März 1204) statt, welche die Verhandlungen mit Ungarn betroffen haben muß; dann finden wir ihn am 1. April zu W. Neustadt, um von hier die Alpenstraße durch Steier und Kärnten nach Italien einzuschlagen. Den 9. April treffen wir ihn zu Villach, am 12. auf dem Boden Friauls, in Gemona-Klemaun; dann führt die Reise über Pordenone nach Treviso, Padua (17. April), weiter nach Ferrara, Bologna, Florenz, wo er das Osterfest beging, weiter nach Viterbo und Sutri; am 4. Mai erreichte W. die Siebenhügelstadt. Auf dieser Reise rechnete er längst schon mit einem Ereigniß, das bald darauf eintrat, nämlich mit dem Ableben des Patriarchen Peregrin von Aquileja († am 15. Mai 1204), da er bereits für diesen Fall seines Anhanges beim Domcapitel des h. Hermagoras sicher war, und andererseits, was Passau betrifft, für die Wahl des aquilejischen Dompropstes Poppo zu seinem Nachfolger vorgearbeitet hatte, was freilich durch die Bewerbung des Freisinger Bischofs Otto aus dem Grafenhause Berg, zu Gunsten seines Bruders Mangold—Maingot, Propstes von Münster, bei W. selbst (März 1204) durchkreuzt werden sollte. 1204, noch im Mai, wurde W. in Aquileja zum Patriarchen gewählt, am 24. Juni ertheilte ihm P. Innocenz III. die Erlaubniß zur Annahme der Wahl, was voraussetzt, daß W. sich trotz seiner bisherigen staufischen Parteistellung mit der Curie günstig aus einander gesetzt und dem Papste bestimmte Bürgschaften geboten haben müsse. Andererseits kam auch thatsächlich die Wahl Poppo's zum Passauer Bischof zu Stande, der aber nur kurze Zeit (1204 bis 1205) diese Stellung einnahm; Mangold wurde sein Nachfolger. Der neue Patriarch, unser W., verstand es, seine Stellung als deutscher Reichsfürst zu wahren und sich aller Schleppträgerei in der welfischen Parteinahme des Papstes fern zu halten; er war es, der es als Reichslegat sogar zur Anerkennung König Philipp's durch den Papst brachte (1205—1206). Als aber 1208 K. Philipp ein Opfer der Rachsucht des Pfalzgrafen von Wittelsbach geworden, hatte W. keinen Grund, der Weisung Innocenz III. zu Gunsten Otto's IV. zu widerstreben, unterließ es aber auch nicht, sich schon 1209 die durch die Aechtung der Andechs-Meraner veranlaßte Wandlung der Dinge in Krain und Istrien zu Nutze zu machen und für sein Hochstift den bereits 1077 verbürgten Anspruch auf das aquilejische Marchionat in den beiden genannten Ländern von Seite Otto's IV. neuerdings bestätigen zu lassen. Zuvor hatte jedoch W. als Bevollmächtigter des neuen Königs, Otto IV., den Weg aus Deutschland nach Italien eingeschlagen, die Bologneser zu ihren Verpflichtungen gegen das Reich gezwungen, den Florentinern eine Buße von 10 000 Mark für ihre Widerspenstigkeit aufgetragen und so der Romfahrt und Kaiserkrönnung des Welfen die Wege geebnet. Als dann bald Otto IV. mit seinem bisherigen Gönner P. Innocenz III. zerfiel und gebannt wurde, und der Sohn K. Heinrich's VI., Friedrich II., als

Schützling der Curie auf der Bildfläche erschien, konnte W. seiner angestammten staufischen Gesinnung um so leichter wieder gerecht werden. Der neue König, der den welfischen Kaiser immer mehr in den Hintergrund drängte, bewies sich auch 1214, 7. August, durch die Freiheitsurkunde für Aquileja erkenntlich, was im Beisein Wolfger's auf dem Augsburger Hoftage erfolgte. 1215 wurde W. zum Concil nach Rom entboten, während der Graf Meinhard II. v. Görz zum Einfalle in das Gebiet seines Lehnsherrn, des Patriarchen, rüstete. Der gebannte Graf mußte sich jedoch bald zur Einstellung der Feindseligkeiten (1216) bequemen. Dem Patriarchen gelang es auch, nach seiner Rückkehr die angriffslustigen Venetianer zu beschwichtigen, im Auftrage P. Honorius III. den Frieden zwischen der Republik, den Trevisanern und Paduanern zu erwirken und sich auch mit Hz. Leopold VI. von Oesterreich über strittige Besitzrechte zu vertragen (1217). Er starb, angeblich 82 Jahre alt, am 24. Januar 1218 als einer der geachtetsten Inhaber des Patriarchates deutschen Stammes, der auch seine Beziehungen zu Walther von der Vogelweide aufrecht hielt und von diesem selbst mit Dichtungen bedacht wurde. Er verstand es, den meist unbotmäßigen Vasallenadel Friauls im Zaume zu halten, machte sich um das Münzwesen seines Hochstiftes verdient, stiftete zum Besten der Pilger ein den Johannitern übergebenes Hospiz zu Camarcio bei Aquileja, wußte die Handelsinteressen Friauls zu wahren, geordnete Zustände zu schaffen und zu halten und allgemein beliebt zu bleiben.

Catalogus recentior. episc. Patav. (Pez, scr. rer. austr. I, 17). — Buchinger, Gesch. des Fürstenthums von Passau I. (München 1816). — Schöller, Die Bischöfe v. Passau (Passau 1844). — de Rubeis, Monum. eccl. Aquilej. 1740 (p. 651—664). — Liruti, delle cose del Friuli (Udine, II, S. 183—206). — Manzano, Annali del Friuli, II. — Graf Coronini, Aquileja's Patriarchengräber (Wien 1867). — J. Czörnig, Das Land Görz-Gradiska (Wien 1873). — Buttazoni, Del patriarca Volchero (Triest 1871). — Zingerle, Reiserechnungen Wolfger's v. E. (Heilbronn 1877). — Winkelmann, Jhb. d. d. R. u. Philipp v. Schwaben u. Otto IV. (Leipzig 1873, 1878). — Kalkoff, Wolfger v. Passau, 1191—1204 (Weimar 1882). — Juritsch, Gesch. d. Babenberger (Innsbr. 1894). F. v. Krones.

Wolfhagen: Friederike W., Romanschriftstellerin, wurde am 13. Nov. 1813 zu Tönning geboren, wo ihr Vater Bürgermeister und Polizeimeister war. Ihre Jugend war keine rosige. Gingen einerseits alle die Leiden, welche dem Lande nach den Napoleonischen Kriegen erwuchsen, und die sich überall durch das Zurückgehen des Wohlstandes und durch die staatsrechtliche und politische Bedrängniß bei dem deutschen Volksstamme sehr fühlbar machten, nicht spurlos an ihr vorüber, so war ihr andererseits in ihrem achten Lebensjahre als die Folge eines ungemein heftigen Keuchhustens das Leiden unheilbarer, sich mehr oder weniger fast täglich einstellender Kopfschmerzen zu Theil geworden. Trotzdem drängte eine bedeutende geistige Begabung sie früh auf das Gebiet schriftstellerischer Thätigkeit, der wir seit dem Jahre 1836 eine ganze Reihe von meist historischen Romanen und Erzählungen verdanken, die sie unter dem Namen Marie Norden veröffentlichte, wie „Der Brand von Pera und die Empörung zu Kairo“ (1836); „Hofkabalen“ (1836); „Patkuls Tod“ (1836); „Die Belagerung von Antwerpen und die Vergeltung“ (1837); „Der Matador“ (1840); „Erzählungen“ (1843); „Astolfo Bardonnas“ (1844); „Ilmhorst“ (1846); „Feldblumen“ (1847). Inzwischen hatte ihr Vater 1843 seinen Abschied aus dänischen Diensten genommen und seinen Wohnsitz nach Wandsbeck verlegt; sie selbst hatte zur Stärkung ihrer Gesundheit verschiedene Bäder besucht, wiederholt größere Reisen nach Süddeutschland, der Schweiz, Oesterreich und Oberitalien unternommen und längere Zeit bei

Verwandten in Kopenhagen geweilt. Im J. 1848 siedelte sie von Wandsbeck nach Dresden über, wo sie bald Augenzeuge des Maiaufstandes 1849 wurde, den sie dann in ihrem Zeitbilde „Dresden's Maitage“ (1850) novellistisch behandelte. Ihr Leben in Dresden gestaltete sich mehr und mehr freundlich, und der Verkehr mit bedeutenden Männern der Litteratur und Kunst, besonders ihre freundschaftlichen Beziehungen zu dem als Gründer der Schillerstiftung bekannten Major Serre wirkten befruchtend auf ihre weitere litterarische Thätigkeit. Sie schrieb hier noch: „Deutsche Lebensbilder“ (1851); „Rudolf oder: Das Abenteuer im Riesengebirge“ (1853); „Ottokar oder: Die Reise nach Sebastopol“ (1855); „Dunkle Wege“ (1856); „König Wilhelm der Dritte und seine Zeit“ (1859); „Agnes und Marie“ (1860); „Die vieljährige Schuld“ (1859); „Kolumbus und seine Zeit“ (1861); „See- und Landgeschichten aus Schleswig-Holstein“ (1865); „Die Dänen hinter dem Danewerk“ (1867). Zunehmende Kränklichkeit nahm ihr dann die Feder aus der Hand; sie mußte in der Folge nur noch auf die Erhaltung ihrer Gesundheit bedacht sein. Ein plötzlich und sehr heftig auftretender Gelenkrheumatismus machte ihrem Leben am 3. Juli 1878 ein schnelles Ende.

Nach Mittheilungen aus der Familie. — G. Scheve, phrenol. Frauenbilder. Dresden 1865. Franz Brümmer.

Wolfhard, Priester und Mönch im Kloster Herrieden bei Ansbach, verfaßte auf Veranlassung des Bischofs Erchenbald von Eichstätt (882—912) um 895 eine Lebensbeschreibung der h. Walburgis, der Schwester des h. Willibald und Aebtissin von Heidenheim, von welcher er nur sehr wenig wußte, desto mehr großentheils sehr abgeschmackte Wundergeschichten aus Monheim, wohin der Bischof 893 Reliquien abgegeben hatte, alles in der schwülstigen gesuchten Ausdrucksweise, welche damals für schön galt; für Sittengeschichte ist das Werk nicht unergiebig. Sehr verdient machte sich W. um den Klerus seiner Zeit, indem er auf Antrieb desselben Bischofs in einer großen Compilation für jeden Tag im Jahr die Legenden der betreffenden Heiligen zusammenstellte, wodurch bei dem immer zunehmenden Heiligencult ein dringendes Bedürfniß befriedigt wurde.

Holder-Egger: Ex Wolfhardi Haserensis Miraculis S. Waldburgis Monheimensibus. Mon. Germ. SS. XV, 535—555, mit den in d. Vorr. zusammengestellten Nachrichten. Wattenbach.

Wolfhard: Adrian W., geboren um 1491, der freien Künste Magister, ein Siebenbürger Sachse, als Humanist unter seinen Zeitgenossen angesehen. In Wien erscheint 1509 ein A. W. aus Enyed immatriculirt. Ein Lobgedicht auf Kaiser Maximilian und Ausgaben verschiedener Dichter und Gelehrten (darunter einiges von Horaz) tragen seinen Namen. Er ist wahrscheinlich als Pfarrer in Treppen bei Bistritz 1545 gestorben.

Trausch, Schriftstellerlex. d. S. Deutschen III, 509. Fr. Teutsch.

Wölfl: Joseph W., geboren zu Salzburg 1772, † zu London im Mai 1812, war ein Clavierspieler außerordentlichster Art und ein fleißiger, wenn auch nicht über seine Zeit hervorragender Componist. Er war ein Schüler von Michael Haydn und Leopold Mozart; in seiner frühesten Jugend Violinspieler, wandte er sich bald dem Clavierspiel und der Composition zu und war schon mit 18 Jahren auf eine so hohe Stufe künstlerischer Reife gelangt, daß er auf Mozart's Empfehlung vom Grafen Orginsky als Capellmeister nach Warschau berufen wurde. Nach der Theilung Polens erschien er 1795 in Wien. Hier erregte er durch sein Clavierspiel, das als das blendendste seiner Zeit gepriesen wurde, ungeheures Aufsehen und machte sich auch durch die Composition einiger komischer Opern, die dem Geschmacke des Publicums entgegenkamen, sehr beliebt.

Daneben wurde er durch seine persönlichen Vorzüge, sein liebenswürdiges, heiteres Naturell, seine gesellschaftlichen Talente, alles Eigenschaften, die die Wirkung seiner künstlerischen Leistungen noch erhöhten, der bewunderteste Liebling der Wiener Gesellschaft. 1798 heirathete er die Schauspielerin Therese Klemm. Diese Verbindung zeigte sich aber bald als eine unglückliche, und W. begann Kunstreisen zu machen. Er besuchte zunächst Brünn und Prag, dann Leipzig, Dresden, Berlin und Hamburg, wo er längere Zeit verweilte. Ueberall wurde der Clavierspieler in ihm bewundert, der Componist geachtet, der liebenswürdige, heitere Gesellschafter geliebt. So erging es ihm auch in Mainz, Braunschweig und mehreren anderen deutschen Städten, die er besuchte. Endlich finden wir ihn (im September 1801) in Paris, wo sein Erscheinen eine wahre Begeisterung erregte. Etwa vier Jahre lebte er hier auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms. Von den beiden Opern, die er für das Théâtre Feydeau schrieb, scheint die zweite empfindlich abgefallen zu sein, und der Verdruß darüber dürfte W. veranlaßt haben, Paris den Rücken zu kehren und nach London zu gehen. Hier lebte er bis zu seinem Tode als der angesehenste Clavierspieler und Componist, wenn auch seine für das Kings Theatre geschriebenen Ballette kein besonderes Glück hatten. Wölfl's Vorliebe für gesellschaftliche Unterhaltung, für Kartenspiel, Billard u. dergl. soll ihn schon in Paris und später auch in London oft in unangenehme Verlegenheiten gebracht und moralisch vielfach niedergedrückt haben; demgemäß wurde auch sein Lebenslauf mitunter mit recht romantischen Berichten ausgeschmückt, von denen sich keiner gründlich als wahr erweisen läßt. So viel steht nur fest, daß er in bescheidenen Verhältnissen gestorben ist. W. componirte mit großer Leichtigkeit, mit unbedingter Sicherheit in der Behandlung der Form, und für die kurze Zeit seines Lebens erstaunlich viel. Die meisten seiner Werke sind zu seinen Lebzeiten gedruckt und viel gespielt worden, darunter nicht weniger als 60 Sonaten für das Pianoforte, 33 für Pianoforte und Violine, 21 Pianoforte-Trios, ebenso viele Flötensonaten, 7 Pianoforteconcerte, 15 Streichquartette und eine sehr große Zahl von Phantasieen, Rondos, Variationen, Tänzen u. dergl. W. hatte eine ungewöhnlich große und wohlgebildete Hand und brachte mit dieser manch' neue und verblüffende Klangeffecte auf dem Claviere hervor. Viele Stellen in seinen Werken geben Zeugniß davon. Die virtuose Seite seiner Clavierwerke hat diesen unter allen übrigen die längste Lebensdauer gesichert. Als aber die Virtuosität neue Bahnen einschlug, wurden auch sie bei Seite gelegt. E. Mandyczewski.

Wolfram: Joseph W., ein Componist und zuletzt Bürgermeister in Teplitz, geboren zu Dobrzan in Böhmen am 21. Juli 1789, † am 30. December 1839 zu Teplitz. Nachdem er im väterlichen Hause die erste Schulvorbildung genossen hatte, kam er 1800 aufs Gymnasium zu Pilsen. Schon hier zeigten sich seine Anlagen zur Musik, und er überraschte seine Angehörigen mit kleinen Compositionen fürs Clavier. Im J. 1805 ging er nach Prag, um sich dem Rechtsstudium zu widmen; auch hier bildete die Musik seine stete Begleiterin und verschaffte ihm als tüchtigen Clavierspieler manche vortheilhafte Bekanntschaft. Als der Sohn wohlhabender Eltern ging er nach Vollendung seiner Studien auf Reisen, hielt sich in Wien längere Zeit auf behufs Musikstudien bei Drechsler, und veröffentlichte einige Lieder und Claviercompositionen. Bis zum Jahre 1811 führte er ein sorgloses Leben, zum größten Theile der Kunst gewidmet, bis seine Eltern durch Unglücksfälle ihr Vermögen verloren und der Sohn nun auf eigenen Füßen stehen mußte. Auf Empfehlung seiner Freunde fand er als Musiklehrer in Wien bald reichliche Beschäftigung und war aller Nahrungssorgen enthoben; dennoch gab er die Stellung auf und zog die Sicherheit einer amtlichen Stelle vor. Er verließ 1813 Wien, ging nach Prag und trat in den Staatsdienst.

Dabei vergaß er aber der Musik nicht, sondern wandte sich an immer höhere Aufgaben. Schon in Wien hatte er die Oper „Ben Haly“ geschrieben, die aber nicht zur Aufführung gelangte; ihr folgten ein Requiem, eine Messe, Sinfonieen, Quartette und Cantaten, die seinen Namen als tüchtigen Musiker bekannt machten. 1816 war er Syndikus in Theusing, dann Magistratsrath in Graupen; bald darauf kam er in gleicher Stellung nach Teplitz, wo man ihn 1824 zum Bürgermeister wählte. Hier schrieb er seine Opern und Singspiele, die sich einer sehr guten Aufnahme erfreuten und bald ihren Weg über ganz Deutschland machten. Seine Oper „Alfred“ erzielte in Dresden 1826 einen solchen Erfolg, daß man sogar Willens war, ihm die durch den Tod Weber's erledigte Capellmeisterstelle zu übergeben, bis Reissiger ihm den Platz streitig machte und auch erhielt. W. kehrte gern auf seinen Teplitzer Ruheposten zurück, der ihn hinreichend nährte und viel Zeit zum Componiren ließ. Es folgten nun noch zahlreiche Opern wie „Der Bergmönch“, Text von v. Miltitz, „Das Schloß Candra“ und „Die bezauberte Rose“, die sich beide im Autograph auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befinden, ferner die Opern: „Der Normann auf Siciliens Thron“, in 3 Acten, „Hercules“, „Drakäna die Schlangenkönigin“, „Maja und Alpino oder die bezauberte Rose“, die auch im Clavierauszuge in Dresden erschien, und die Operette „Prinz Lieschen“. Die allgemeine Leipziger Musikzeitung bringt zahlreiche Recensionen seiner Opern und anderer Compositionen. Nach seinem Tode veranstaltete die Berliner Oper eine Aufführung von Weber's Oberon zum Besten seiner hinterlassenen Familie.

Schilling's musikal. Conservations-Lexikon. Rob. Eitner.

Wolfrath: Friedrich Wilhelm W., gelehrter Theolog, war geboren am 3. September 1757 in Glückstadt, wo sein Vater, Mag. D. F. Wolfrath, Diakonus an der Stadtkirche († am 30. März 1789) war. Von dem Vater vorbereitet, studirte er von 1775 an in Kiel Theologie, 1778 in Leipzig, 1779 in Halle und bestand dann das theologische Amtsexamen in Glückstadt mit dem ersten Charakter. Nachdem er eine Zeit lang Hauslehrer gewesen, ward er 1781 Adjunct an der Hauptkirche in Altona und Nachmittagsprediger in Ottensen, 1789 zweiter Prediger in Rellingen, 1794 Propst und Hauptpastor in Husum, 1798 Schloß- und Garnisonsprediger in Glückstadt, promovirte am 31. Juli 1801 rite zum Dr. theol. in Kiel (Diss. inaug. „De poenis divinis haud quaquam arbitrariis“, 1801) und folgte dann 1805 dem Ruf zum professor primarius der Theologie an die Universität Rinteln, sowie zugleich zum Hauptpastor und Superintendent der Grafschaft Schaumburg und Consistorialrath. 1807 ward er hier auch Dr. philos. h. c. und starb in Rinteln am 26. Juni 1812. Seine Schriftstellerei eröffnete er mit: „Freuden der einsamen Andacht für denkende Christen“ (1784, 3 Bde.); dann folgten „Predigten über die Bestimmung des Menschen“ (1785); „Aussichten in die unsichtbare Welt“ (1787). Er vollendete darauf Feddersen's „Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen“ mit dem 6. Bande (1790) und setzte dieselben in 2 Bänden (1791/92) fort. Sein „Homiletisches Handbuch“ erschien 1798 in 4 Bänden. Predigten sind von ihm erschienen: „Christliche Reden bei besondern Gelegenheiten“ (1791); „Ueber den Werth der Freundschaft“, vier Predigten (1805); „12 Predigten“ (1808; 2. Aufl. 1812). Während seiner akademischen Thätigkeit veröffentlichte er für seine Vorlesungen: „Lehrbuch der allgemeinen Katechetik und Dialektik“ (1808) und „Lehrbuch der religiös-moralischen Katechetik und Dialektik“ (1807). Außerdem verfaßte er „Liturgisches Handbuch“ (1806 in 2 Bdn.) und „Religionslehrbuch für den fortgesetzten Schul- und Confirmandenunterricht“ (1811). Carstens.

Wolfrum: Veit W., evangelischer Theolog und Liederdichter. Geboren am 3. Mai 1564 zu Hildburghausen als Sohn eines Frachtfuhrmanns, erhielt W. seine Vorbildung in seiner Vaterstadt, dann in Braunschweig, Aken, Eisleben, Nürnberg. Zwei Mal stand er im Begriff, der gelehrten Laufbahn zu entsagen trotz seiner glänzenden Begabung; seine Armuth schien ihn zu zwingen. Die Familie Fetzer in Nürnberg förderte ihn endlich nachhaltig, auch während der Studienjahre. In Wittenberg war sein Hauptlehrer Polyk. Leyser, dessen schroff lutherischen Standpunkt auch W. einnahm. Nach acht Semestern promovirt als Erster unter 52 Candidaten, hielt er Vorlesungen zu Wittenberg und Jena; der akademischen Laufbahn gedachte er treu zu bleiben. Aber in besonders ehrender Weise berufen, trat er am 7. Jan. 1592 als Archidiakonus in Wittenberg sein erstes geistliches Amt an; zugleich hatte er an den Prüfungen der Theologen theilzunehmen, war auch Assessor des Consistoriums. Er zählte damals 28 Jahre. Bereits ein Jahr später schlug ihn Aegidius Hunnius dem Rathe zu Zwickau als Stadtpfarrer und Superintendenten vor; Hunnius war unter den Visitatoren, die im November 1592 drei Zwickauer Geistliche, unter ihnen den Ephorus, wegen unreiner Lehre (Kryptocalvinismus) absetzten.

W. folgte diesem Rufe und wandte sich dem geistlichen Amte mit solchem Eifer zu, daß er mehrere spätere Anträge von Professuren in Wittenberg und Jena ablehnte. In Zwickau fand er schwierigen, von den vorausgegangenen Parteistreitigkeiten zerrissenen Boden; auch machten ihm einige Geistliche, sowie die anfängliche Abneigung eines Theils des Rathes, endlich die Nachlässigkeit des Rectors am Gymnasium, das W. zu beaufsichtigen hatte, vielen Verdruß. Gleichwol hat er als gewissenhafter Seelsorger und tüchtiger, gerne gehörter Prediger allmählich allgemeinste Anerkennung errungen. Unmittelbar aus dieser Amtsthätigkeit sind seine ascetischen Schriften erwachsen. Seine „Praxis Evangelica“ besteht aus Kirchengebeten, die W. im Anschluß an die evangelischen Predigttexte zu halten pflegte; sie sprachen die Gemeinde so an, daß vielfach ihre Veröffentlichung im Druck begehrt ward. W. setzte diese Gebete fast ausschließlich aus Worten der Bibel zusammen, die er durch und durch kannte und beherrschte. Dieses Verfahren bewahrte ihn vor mancher geschmacklosen Eigenthümlichkeit in der Ausdrucksweise seiner Zeit, wie denn seine Gebetbücher lange gebraucht wurden. Gleichfalls aus seelsorgerischer Arbeit erwuchs sein „Geistlichs Regiment zur Zeit der Pest“, 42 Gebete für die besonderen Erfordernisse der Pestzeiten; ebenso ein kleineres Schriftchen, aus Anlaß des Majestätsbriefes verfaßt („Danksagung zu Gott dem Allmechtigen“ u. s. w.), worin er, der eifrige Lutheraner, doch auch eine erfreuliche Weitherzigkeit zeigt. Ein bleibendes Verdienst erwarb sich W. für seine Gemeinde durch Herausgabe eines umfangreichen Gesang- und Gebetbuches: „Zwickawischer Bürgerschafft Hauß- vnd Kirchenschatz“. Fast ein Jahrhundert war es im kirchlichen Gebrauche, bis es seit 1703 durch Blumberg's „Geistliche Schwanenlust“ abgelöst wurde.

In diesem Gesangbuche sind auch einige Dichtungen von W. selbst enthalten; ihrer neun finden sich in Blumberg's ebengenanntem, vier auch noch in dem bis 1883 benutzten Zwickauer Gesangbuch. Sie sind von herzlicher, inniger Frömmigkeit erfüllt und bezeugen ein kindliches, unerschütterliches Gottvertrauen, das sich am schlichtesten und ergreifendsten in dem Liede ausspricht: „Fürchte dich nicht, spricht Gott der Herr“: „Kein Mutter kann zu ihrem Kind In Nöthen eilen so geschwind, Sie kann ihm helfen nicht so sehr — Ich, Gott, dein Herr, thu es viel mehr“. Vereinzelt finden sich auch Geschmacklosigkeiten, wie in dem Pfingstlied: „Ein Täublein klein hat keine Gall, Kein reissend Kläulein überall“, daneben in überraschender Weise die Töne fast schwärmerischer Liebe zu seinem „herzlieben Jesulein“. Damit entrichtete er

seiner Zeit seinen Tribut. Hat sich keines seiner elf Lieder, so viel wir sehen, in allgemeinem Gebrauch erhalten — da sie doch in fast ganz Sachsen gebräuchlich geworden waren —, so hat W. mit seinen Gesängen vergangenen Geschlechtern wenigstens wichtige und heilsame Dienste gethan; und höher ging sein Bestreben kaum.

Im Dienste seiner Kirche stand auch seine Thätigkeit als polemischer Schriftsteller. In Anhalt wurde das starre Lutherthum unter Johann Georg (seit 1586) zurückgedrängt, ja 1596 das Abendmahl nach reformirtem Brauch mit Brechen der Hostie gefeiert — zunächst allerdings nur am Hofe; und in Nürnberg, der Stadt, der W. so viel verdankte, hatte man den Anschluß an die Concordienformel abgelehnt. Beides schien W. den Bestand der lutherischen Kirche zu gefährden; er beabsichtigte der Gefahr durch einen Appell an die beiden bedrohten Kirchen zu begegnen. So veröffentlichte er den „Beweis, das Fürst Georg von Anhalt ... mit der Lehre, so im Concordienbuch vnd den Meisnischen Visitations Artikeln begriefen bis in die grube es trewlich gemeint", sowie ein zweites Schriftchen: „Ausführlicher vnd beständiger Beweis, das die Nürmbergische Kirche .... mit den Sacramentirischen und Calvinischen Irrthumen ... nie zu thun gehabt". Andere Streitfragen confessioneller Art behandelte er in Thesen für die Synoden (Ephoralconferenzen) seiner Diöces; die Thesen verfaßte W., als Vorsitzender; vertheidigt wurden sie von dazu bestimmten Geistlichen. Sie behandeln die Eintheilung des Dekalogs (111 Thesen), das Brechen des Brotes beim h. Abendmahl (100 Th.), den rechten und falschen Gebrauch von Bildern (485 Th. für 2 Synoden) und die Frage der Allgegenwart Christi im Anschluß an Jesu Wort: „Mir ist gegeben alle Gewalt usw." Ausdrücklich bezeugt W., daß er sich selbst und seine Ephoralgeistlichen durch diese Arbeiten in der Ueberzeugung von der alleinigen Berechtigung des orthodox lutherischen Standpunktes festigen wollte; so behielt er in allem den praktischen Endzweck im Auge. Seine Polemik ist scharf und klar; vom Standpunkt der Concordienformel will er auch nicht einen Fuß breit abweichen, damit nach den Schwankungen am Ende des 16. Jahrhunderts die sächsische Landeskirche sich ruhig und beständig in einer Richtung entwickeln könne. Seine Polemik wendet sich am heftigsten gegen die „Calvinisten", worunter er gelegentlich alle protestantischen Irrlehrer versteht. Aber auch die Jesuiten greift er wiederholt scharf an; brachten doch zahlreiche vertriebene Evangelische den Beweis für die Geistesrichtung und Macht der Gesellschaft Jesu auch nach Zwickau; einzelne dieser Handwerker und Geistlichen fanden hier eine neue Heimath, theilweise durch Wolfrum's Bemühungen.

Ein weiteres Feld für seine Arbeitskraft, und zwar im Kirchenregimente, fand W. in dem Consistorium, das von 1602—5 in Zwickau bestand. In diesem Amte hat er, ebenso wie als Superintendent und als Generalvisitator, eine milde, versöhnliche Sinnesart bethätigt; er verstand es trefflich, Streitigkeiten gütlich beizulegen und Entzweite zu versöhnen. Er verfuhr gelegentlich in einer Ehesache so mild, daß er deshalb später Tadel von Dresden aus hören mußte; doch war W. keineswegs träge oder gleichgültig. Er sann nur darauf, unnöthige Härte zu vermeiden; und die Gesetze seiner Zeit waren ja in vielen Stücken allzu hart. Andrerseits konnte W. unerbittlich fest sein, wo man begangenes Unrecht nicht einsehen oder zugestehen wollte. Durch diese sachliche, unbestechliche Ruhe und den Eifer für die Sache, nicht für seine Person, gewann er in seiner 35jährigen Thätigkeit die Achtung und Liebe seiner Gemeinde und Diöcese vollkommen, — das Muster eines lutherischen Geistlichen seiner Zeit.

Hohen Ruhm erntete W. bei seinen Zeitgenossen und den nächstlebenden Geschlechtern durch seine erstaunliche Gelehrsamkeit und seinen rastlosen Lerneifer.

Noch mit 59 Jahren erlernte er als Autodidact die arabische Sprache und regte den berühmten Zwickauer Orientalisten Johann Zechendorf zu gleichem Studium an. Neben dem Unterrichte in der hebräischen und der syrischen Sprache ertheilte W. am Gymnasium auch solchen im Arabischen. Begeistert von diesem Studium hielt er vor einer ansehnlichen Versammlung von Honoratioren aus Zwickau und Umgegend eine dissertatio in laudem linguae Arabicae, die er 1625 unter dem Titel „Nox Cygnea“ (Cygnea = Zwickau) mit mehreren Beigaben durch den Druck veröffentlichte. Auch bei diesem späten Studium hatte er praktische Ziele im Auge; unter anderem die Rechtfertigung des Christenthums gegen den Islam, die ohne genaue Kenntniß des Arabischen natürlich unmöglich wäre. Vorzüglich wollte er seine Schüler in Stand setzen, diese Arbeit zu leisten. Er selbst hinterließ ein — verloren gegangenes — Manuscript „Pericula Arabica“, das die Richtigkeit der Luther'schen Bibelübersetzung durch Vergleichung der arabischen Uebertragung zu beweisen suchte. —

Wolfrum's äußerer Lebensgang war schlicht. Er war zwei Mal verheirathet, in erster Ehe mit einer, bei der Trauung $14^{1}/_{2}$ Jahre alten Urenkelin des Kanzlers Christian Baier, der 1530 dem Kaiser Karl V. das Augsburgische Bekenntniß mit überreichte; als diese im 10. Wochenbette starb, vermählte er sich, durch sehr zahlreiche Glückwünsche geehrt (2 Hefte Epithalamien sind in der Zwickauer Rathsschulbibliothek erhalten), im October 1613 mit Maria Pietzsch, der Tochter eines verstorbenen Zwickauer Stadtvogtes. Von seinen Kindern überlebten ihn vier Töchter und drei Söhne, von denen keiner höhere Bedeutung erlangte.

Schon lange kränklich, starb W. am 9. August 1626 an Zuckerkrankheit. 71 Trauergedichte beklagten seinen Heimgang, zum Theil von Männern wie Aegidius Hunnius, zum Theil von schlichten Bürgern in rührenden Tönen — dies das höchste Lob, das ihm werden konnte.

J. U. D. Theod. Steinmetz, Narratio de totius vitae cursu u. s. w., Anhang der gedruckten Leichenpredigt des Pfr. Val. Hentzschel in Reinsdorf. — Unschuldige Nachrichten 1721 u. 22 (von „M. F. C. C.“). — Werke wie Jöcher; Koch (Kirchenlied), Wetzel, Henning Witte (im Diarium biograph. zum Jahr 1626). — Genauer: Herm. Klotz, D. Veit Wolfrum, Sup. zu Zwickau 1593—1626. Zwickau 1892. Hermann Klotz.

Wolfsohn: Wilhelm W., Schriftsteller, wurde am 20. October 1820 in Odessa als Sohn armer Israeliten geboren. Er besuchte später das deutsche Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann die Universität Leipzig, um hier Medicin zu studiren, wandte sich aber bald philosophischen und philologischen Studien zu und beschäftigte sich schon damals mit dichterischen Versuchen und Uebersetzungen lateinischer Dichter, wovon er einzelnes unter dem Pseudonym Carl Maien veröffentlichte. Unter seinen Bekanntschaften in Leipzig ist besonders die mit Ferdinand Lassalle erwähnenswerth, der ihn in seinem Tagebuche von 1841 einen sehr poesiereichen Dichter nennt, und von ihm schreibt: „seine ‚Veilchen‘ (eine Gedichtsammlung, die 1840 erschienen war), obwohl da die Kraft und der Wille noch manchmal unklar, haben einige ausgezeichnete Gedichte; in jedem zeigt sich eine große Kraft und eine glühende Begeisterung. In der Lyrik gehört er, ohne es zu wollen, zu der Heine'schen Schule, doch nicht ganz. Seine ‚Sternbilder‘ (ebenfalls 1840 erschienen) schließen Gedichte ein, die wahrhaft außerordentlich sind, z. B. ‚Pflicht und Liebe‘, ‚Elisabeth‘, ‚Jean Paul‘ und vor Allem ‚Mein Herz‘. Carl Maien hat einen schönen edlen Zweck, er ist ein Kämpe für das Judenthum. Er ist in der Poesie, was Gabriel Riesser in der Prosa. In diesem Sinne hat er (mit Siegm. Frankenberg) ein Taschenbuch ‚Jeschurun‘ (als ‚Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus

dem Leben der Juden', 1841 in Leipzig erschienen) herausgegeben, in dem sich besonders ‚der böhmische Dorfjude' durch seine lebhafte naturgetreue Darstellung und die ‚Briefe' durch ihre Wahrheit auszeichnen."

Nach Vollendung seiner Studien wirkte W. zunächst in Leipzig als Schriftsteller und veröffentlichte 1843 das Werk „Die schönwissenschaftliche Litteratur der Russen"; in Odessa, wohin er im selben Jahre zurückkehrte, und dann in Moskau las er über deutsche Litteratur, lehnte aber eine ihm daselbst angetragene Professur ab, weil er die dabei gestellte Bedingung, zum Christenthume überzutreten, nicht erfüllen wollte, obgleich er doch später (1851) eine Christin heirathete und auch seine Kinder taufen ließ. Im J. 1845 ging W. nach Deutschland zurück, hielt in verschiedenen Städten anziehende litterarische Vorträge, betheiligte sich auch an den „Blättern für Litterarische Unterhaltung" und veröffentlichte 1848—51 eine dreibändige Sammlung russischer Novellen in deutscher Uebersetzung und mit biographisch-kritischen Einleitungen unter dem Titel „Rußlands Novellendichter", sowie 1851 das „Neue Laienbrevier" aus deutschen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart. An der Wochenschrift „Das deutsche Museum", die er zur selben Zeit mit Robert Prutz in Leipzig gründete, war er nur bis zum October 1851 betheiligt. Im folgenden Jahre siedelte W. dauernd nach Dresden über und wandte sich hier auch der dramatischen Dichtkunst zu. Seine Schauspiele, die 1857—59 gesammelt erschienen, sind: „Zar und Bürger", „Nur eine Seele" und „Die Osternacht", von denen besonders das zweite lebhaften Anklang fand, über zahlreiche Bühnen ging nnd sich auch längere Zeit auf dem Repertoire erhielt (in Leipzig z. B. wurde es noch im September 1865 wiederholt). „Meine Theaterarbeiten", schreibt W. selbst über diese Stücke, „sind nicht mehr im Zuge eines subjectiv-poetischen Genügens entstanden. Sie hatten den bestimmten Zweck, Charaktere und Zustände, die mich aus unmittelbarer oder aus historischer Anschauung beschäftigten, auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen." Während das Schauspiel „Zar uud Bürger", dem man einige gelungene und wirksame Scenen nicht absprechen kann, ganz im Stile und in der Form von Schiller's pathetischen Jambendramen geschrieben war, war das von den meisten Theaterdirectionen als Tendenzstück ursprünglich zurückgewiesene „Nur eine Seele" in flotter, lebendiger Prosa abgefaßt und seinem Inhalte nach wohl geeignet, das liberale Bürgerthum der damaligen Zeit in aufregende und begeisterte Stimmung zu versetzen. Freilich technisch geschickt, wahrhaft und natürlich in Handlung und Charakteren ist nur der erste Act; die beiden folgenden fallen immer mehr ab, alles wird bei fortwährendem Scenenwechsel überstürzt und endet schließlich mit unglaubhaften und unnatürlichen romantischen Schwärmereien.

In den Jahren 1857—61 schrieb W. auch eine Anzahl scharfsinniger kritischer Aufsätze, die in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung unter dem Titel „Kulturbriefe" erschienen, hielt dann in Königsberg und Petersburg wieder Vorträge und gründete 1862 die Zeitschrift „Russische Revue", die 1864 zu einer „Nordischen Revue" erweitert wurde und den Deutschen die Kenntniß der russischen Litteratur vermitteln sollte; hierzu trugen vornehmlich auch seine obenerwähnten Uebersetzungen aus dem Russischen bei, die in glatter und fließender Sprache geschrieben, sich ganz wie eigene Werke des Uebersetzers lesen. Ein weitere Sammlung „Russische Geschichten", die W. übertragen hatte, gab 1884 sein Sohn heraus, nachdem der Vater bereits am 13. August 1865 in Dresden gestorben war.

Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter u. Prosaisten (4. Aufl.) Bd. 4. — Hübsche persönliche Mittheilungen spendet Th. Fontane i. d. 50. Sonntagsbeilage z. Vossischen Ztg., 12. Dec. 1897. Max Mendheim.

Wolfvoet: Victor W., Maler, wurde am 4. Mai 1612 zu Antwerpen getauft. Er war der Sohn eines Malers, der ihm die erste Anleitung in seiner Kunst gab, und entwickelte sich später in der Schule von Rubens. Was er zu leisten im Stande war, kann man am besten aus seinem „Besuch der Maria und Elisabeth“ in der Jakobskirche zu Antwerpen sehen, einem Bilde, das im Stile der besten Rubensschüler gehalten ist. Das einzige außerdem noch bekannte Bild des Künstlers besitzt die Dresdner Galerie. Es stellt „das Medusenhaupt“ vor und hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem den gleichen Vorwurf behandelnden Bilde der kaiserlichen Galerie in Wien, das von Rubens und Snijders herrührt. W. starb in Antwerpen am 23. October 1652.

Vgl. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool. Antwerpen 1883. S. 798, 799. — A. Woltmann u. K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 462. — Woermann, Katalog der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausg. 3. Aufl. Dresden 1896. S. 349. H. A. Lier.

Wolke: Christian Hinrich W., philanthropischer Pädagog, besonders bekannt als Gehülfe und Nachfolger Basedow's in Dessau, geboren am 21. August 1741 im damals anhalt-zerbstischen, jetzt oldenburgischen Jever, † am 8. Januar 1825 in Berlin. Chr. H. W. war Sohn eines Landwirthes und Viehhändlers, der ihm erst spät höhere Studien verstattete und dann als Ziel die Rechtswissenschaft vorschrieb. Er besuchte seit 1761 das Gymnasium ('Hochschule' nach seiner Ausdrucksweise) zu Jever und seit 1763 die Universität ('Höchstschule') zu Göttingen. Hier vertauschte er nach seines Vaters Tode 1765 das juristische Studium mit dem der Mathematik und Physik. Der Versuch, den er vom 1. October 1766 an im Kloster Gerode (Eichsfeld) als Lehrer der Mathematik machte, scheiterte an Mißhelligkeiten mit dem Abte Ambrosius. Zu Fuße pilgerte W. bereits im December d. J. über Göttingen nach Leipzig, wo er unter Gellert, Ernesti u. A. weiter studirte. Auch Zeichen- und Malkunst pflog er hier unter Oeser und unterrichtete einen jungen Grafen Hoym in der Mathematik, wie schon in Göttingen zwei Russen und einen Engländer in bildenden Künsten rc. Hierauf übernahm er die Vorbildung eines ammerländischen Hofmeiers, der bis zum zwanzigsten Lebensjahre Landwirth und dann zehn Jahre Händler in Nordamerika gewesen war, für die Universität, die dieser bereits nach einem halben Jahre mit Erfolg als Studiosus juris bezog. W. wollte nun über Hamburg nach London reisen, dort als Erzieher sein Glück zu versuchen, ward aber in Hamburg durch Büsch an Basedow empfohlen und Januar 1770 von diesem als Gehülfe für das Elementarwerk gewonnen, wozu ihn namentlich auch seine Geschicklichkeit im Zeichnen und Radiren empfahl. Nach und nach überließ ihm Basedow fast ganz die Besorgung seiner wirthschaftlichen Angelegenheiten und den Unterricht seiner Kinder, zunächst der durch ihre künstlich gepflegte Frühreife berühmt gewordenen Emilie. Mit drei Jahren konnte diese infolge des Wolke'schen Unterrichtes fertig deutsch lesen, lernte bald darauf in drei Monaten französisch und begann mit fünf Jahren das Lateinische, sorgfältig dabei behütet vor allen Phantasiespielen, in denen sonst Kinder ihren höchsten Genuß finden. Sie durfte nie die Grenze zwischen Bild und Sache, Puppe und Kind, Wirklichkeit und Spiel auch nur für Augenblicke übersehen. Selbst darüber, daß und wie Vater und Mutter ihres Daseins Urheber waren, ward sie baldmöglichst klar unterrichtet, um nicht in die märchenhaften Vorstellungen zu verfallen, die sonst darüber in Kinderstuben verbreitet sind. Mit Basedow zog W. 1773 nach Dessau und richtete dort, während Basedow seine Sache geräuschvoll noch außen betrieb, in stiller Arbeit das Philanthropin nach der von jenem aufgestellten Idee vorläufig ein. Zur wirklichen Ausführung des großen Basedow'schen Planes, also zu dem

eigentlichen angekündigten Philanthropin, ist es nach W. überhaupt nicht gekommen; er selbst lehnte daher später diesen allgemein üblichen Namen für die vielgenannte Dessauer Anstalt ab. Eifrig bedacht auf Verbesserung, namentlich Erleichterung des Unterrichtes, erfand er u. a. 1777 eine sog. Lesemaschine, die viel Beifall erwarb. Im J. 1776 ernannte der fürstliche Gönner des Philanthropins W. zum Professor. Nachdem dieser die Anstalt bis 1778 mit Basedow und theilweise mit Campe geleitet hatte — 'bescheiden und unbeschreiblich thätig', wie Kant ihn schildert —, übernahm er sie seitdem gänzlich und stand ihr bis 1784 vor. In diesem Jahre begleitete er, um Basedow's Zanksucht auszuweichen und seiner angegriffenen Gesundheit aufzuhelfen, einen Zögling, Grafen E. von Manteuffel, über Schweden, Dänemark, Kur- und Livland nach St. Petersburg. Von Katharina II. als berühmter, um die Sache der Aufklärung verdienter Landsmann ehrenvoll aufgenommen und in der tonangebenden Gesellschaft bald wegen seiner überraschenden Unterrichtserfolge bei zwölf, theilweise nationalrussischen, des Deutschen unkundigen Cadetten bewundert, ward er dauernd in Petersburg zurückgehalten. Ein ihm gewährtes kaiserliches Gnadengeschenk von 20 000 Rubeln war zwar nicht zu erheben. Man zeigte ihm an der Casse die lange Liste der vor ihm Bedachten, die noch nicht befriedigt waren, und bot ihm 1500 Rubel, die er aber ausschlug. Trotzdem gestaltete durch glänzend honorirten Privatunterricht und eine blühende Erziehungsanstalt von anfangs dreißig, später gegen siebzig Insassen seine und seiner ihm von Dessau nachgekommenen Gattin äußere Lage sich günstig. Indeß verlor er die gesammte Ersparniß von 12 000 Thalern durch unvorsichtige Gutmüthigkeit im Verleihen. Genöthigt durch eine heftige Grippe und deren Folgen, kehrte W. 1801 in seine Heimath Jever zurück, die, seit 1793 den russischen Herrschern Katharina II., Paul I., Alexander I. zugefallen, Namens dieser durch die Fürstin-Wittwe von Anhalt-Zerbst verwaltet wurde. Er lebte dort als kaiserlich russischer Hofrath von den Pensionen, die ihm der Fürst von Anhalt (200 Thaler), der Kaiser Alexander (500 Rubel — leider nicht Silberrubel; daher in der Folge kaum 100 Thaler) und die Fürstin von Zerbst ausgesetzt hatten. Jevers Einverleibung in Holland und demnächst in Frankreich vertrieb ihn aus seinem Asyle und beraubte ihn eines wesentlichen Theiles seiner Einkünfte. Er zog 1809 nach Dresden und zeitweise nach Tharandt, wo er vergeblich versuchte, durch Wiederaufnahme seiner künstlerischen Jugendstudien und durch Unterricht seine Lage zu bessern, die in jenen Jahren oft drückend war. Nach dem Tode seiner trefflichen Gattin, die 1813 als Opfer treuer Verwundetenpflege am Lazareththyphus in Dresden starb, bereitete eine dankbare Dessauer und Petersburger Schülerin und Pflegetochter, die an einen höheren Staatsbeamten in Berlin verheirathet war, dem liebenswürdigen einsamen Greise einen sorgenfreien Ruhesitz, dessen er noch elf Jahre als verehrtes Mitglied eines ansprechenden Verkehrskreises dankbar genießen durfte. Aus diesem Kreise ging 1814 die Berliner Deutsche Gesellschaft hervor, die W. dankbar unter ihren Begründern zählt. Zeitgenossen schildern W. als einen 'großen, massigen, venerabel aussehenden Mann' und geben ihm fast ausnahmslos das Zeugniß einer edlen, für die Jugend aufopfernden, sanften und freundlichen Sinnesart. An dem ärgerlichen Streite zwischen Basedow und ihm, der Jahre lang das Ansehen des Philanthropins erschütterte, trägt offenbar Basedow's Eifersucht und Heftigkeit die größere Schuld. Andrerseits trat das bis zur Lächerlichkeit getriebene Ueberverständige und tändelnd Schrullenhafte der Wolke'schen Schriften auch in seinem persönlichen Vortrage und Behaben hervor. Den Fortschritt vom Philanthropismus vulgaris zu Pestalozzi vermochte W. nicht mehr mitzumachen. Für das pädagogische, geniale Pathos des großen Schweizers fehlte ihm rechtes Verständniß. W. hat, wie er selbst sagt, viel 'geschriftet', aber 'nie für Geld' (?),

wenigstens hat er in Summa mehr Ausgaben als Einnahmen davon gehabt. Er hatte im Sinne des bekannten Klopstockischen Versuches sich seine eigene phonetische Orthographie zurechtgemacht und huldigte einem an Phil. von Zesen erinnernden, doch nicht folgerecht durchgeführten Purismus in Bekämpfung der Fremdwörter. Außer der Pädagogik, besonders der Basedow'schen und philanthropinischen, waren Pasigraphie und Telephrasie (Telegraphie), Taubstummenpflege (Hörsinherstelkunst oder Hörgebekunst) und deutsche, namentlich auch plattdeutsche (düdsge, sassisge) Sprache, sowie Bienenzucht, Gegenstände seines litterarischen Fleißes. Neben seiner Mitarbeit am Basedow'schen Elementarwerke seien erwähnt: „Pädagogische Unterhaltungen für Eltern und Kinderfreunde" (Dessau 1777—84, 4 Jahrgänge), 16 philanthropische Lehr- und Lesebücher der Dessauer Zeit (nach eigener Zählung); „Buch zum Lesen und Denken"; „Beschreibung von 160 kleinen Bildern", auch russisch und französisch, und „Petit livre pour apprendre à lire" aus der russischen Periode; „Kinderbibliothek, bestehend in 7 Schriften" (Fibel, 4 Lesebücher, Rechen- und Zahldenkkunst, Anleitbuch für Mütter, Lehrer ꝛc.), Berlin 1822; ferner: „Beschreibung der 100 (auch zu Basedow's Elementarwerk gehörigen) Kupfertafeln" (Leipzig 1781, 2 Theile); dasselbe französisch („Methode naturelle d'instruction. Explication des planches du Livre élémentaire etc.", 1782, 2 tomes) und lateinisch („Wolkii Commentarius in tabulas centum aeri incisas a D. Chodoviekio", 1784, 89, tom. 2); „Avis sur une maison d'éducation et d'instruction établie à St. Pétersbourg" (1785); „Nachricht von den zu Jever durch die Galwani-Voltaische Gehör-Gebe-Kunst beglückten Taubstummen ꝛc." (Oldenburg 1802); „Anweisung, wie Kinder und Stumme zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind" (Leipzig 1804); „Anweisung für Mütter und Kinderlehrer ꝛc. zur Mitteilung der allerersten Sprachkenntnisse und Begriffe" (das. 1803; hierin als Kupfertafel das von W. selbst entworfene charakteristische Bild eines „Denklehrzimmers"); „Kurtse Erzihunglere oder Anweisung zur körperlichen, verstandlichen und sittlichen Erzihung" (das. 1805); „Anleit. zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zuwenigst 20tausend) Sprachfehler ꝛc." (Dresden 1812; II., unveränd. Auflage, Leipzig und Berlin 1816); sowie die (für unsere Zeit kaum noch genießbaren) poetischen Blumenlesen: „Philanthropistenlider" (Dessau 1779); „210 Lider frölicher Gesellschaft und einsamer Frölichkeit" (Leipzig 1782); „Düdsge ōr Sassisge Singedigte, Gravsgriften, Leder, Vertelsels un wunderbare Eventüre, süst nömt Romansen un Balladen" (Berlin 1804; Eigenes und überarbeitetes Fremdes mit beachtenswerthem Vorworte).

Quellen: Zwei kurze Autobiographien von W., deren eine 1774 in Basedow's Schrift: „Das in Dessau err. Philanthropin", deren andere — in Wolke's Schreibweise — in der „Allgem. Schulzeitung" 1825 erschien, sowie eine Selbstcharakteristik aus 1810 (bei Hasselbach; s. u.). — Biographien: Hasselbach (Aachen 1826) und H. Gräse im „Neuen Nekrologe der Deutschen" (Jahrgg. 1825, I, Ilmenau 1827); ferner Nietzold, „Wolke am Philanthropin zu Dessau" (Grimma 1890). — Pinloche, Philanthropinismus (Paris 1889; II. deutsche Auflage mit Rauschenfels Leipzig 1896) sowie die sonstige Litteratur über diesen Gegenstand. — Wolke's Schriften am genauesten verzeichnet bei Gräse, am Schlusse s. Nekrologes (l. l. p. 95—100). Sander.

Wolkenstein: David W. (Nephelithus), Mathematiker und Musiker, ward am 19. November 1534 zu Breslau geboren. Ueber sein Leben ist wenig bekannt. 1553 bezog er die Universität Frankfurt. Später soll er in Wittenberg Melanchthon's Schüler gewesen sein. Eine alte Tradition erzählt, daß er im Anfang der siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts nach Straßburg kam, wo er dem Mathematiker Konrad Dasypodius (s. A. D. B. IV, 764) bei dem mehrere

Jahre in Anspruch nehmenden Bau der astronomischen Münsteruhr, eines viel bewunderten Meisterwerkes mechanischer Kunst, behülflich war. In Anerkennung seiner Leistungen wurde er wenige Jahre später auf Betreiben des Dasypodius und des Rectors Johann Sturm (s. A. D. B. XXXVII, 21) zum Professor der Mathematik an der Straßburger Akademie berufen. Neben dieser Wirksamkeit soll W. auch die Stelle eines ordentlichen Musikdirectors an der Akademie bekleidet haben. Daß er zum mindesten auch als Lehrer der Musik thätig gewesen ist, geht aus den von ihm hinterlassenen Schriften hervor: „Primum volumen musicum scholarum Argentoratensium“ (Argentorati, IV. edit. 1579, V. edit. 1585); „Harmonia Psalmorum Davidis quatuor vocum“ (Argentorati 1583); „Psalmen für Kirchen vnd Schulen auff die gemeine Melodejen syllaben weiß zu vier Stimmen gesetzt“ (Straßburg 1583); „Henrici Fabri Compendium musicae cum compendiolo recognito, cui in usum Academiae Argentoratensis cum vulgaribus tonorum psalmodiis cantica ecclesiastica quatuor vocibus a D. Wolckenstein composita adjecta sunt“ (Argentorati 1596). — W. starb zu Straßburg am 12. September 1592. M. Hippe.

Wolkenstein: Oswald von W. (1367—1445). Er wurde als der zweite Sohn Friedrich's v. W. auf dem Schlosse Trostburg in Südtirol geboren. Wie er in seinen Gedichten angibt, hat er schon als zehnjähriger Knabe sich aus der Heimath entfernt und durch eine Reihe von Jahren ein abenteuerliches Leben geführt. Wenn auch genaue Angaben fehlen, so ist doch aus den Gedichten bestimmt zu entnehmen, daß er außerordentlich weit herumgekommen ist. Er rühmt sich der Kenntniß von zehn Sprachen; er hat sich an den Kämpfen in Lithauen betheiligt und vielleicht schon in seiner Jugend den Markgrafen Sigmund von Brandenburg, den nachmaligen Kaiser, kennen gelernt. Im September 1397 tritt er zum ersten Male auf und zwar in Tirol. Sein Vater, der 1400 starb, hatte seinen ererbten Besitz bedeutend vermehrt und eine angesehene Stellung unter dem Tiroler Adel erlangt. Unter seinen neu erworbenen Gütern war auch die Burg Hauenstein, gegenüber von Kastelrutt, auf welche der in Südtirol begüterte Edelmann Martin Jäger rechtmäßige Ansprüche hatte. Der Rechtsstreit um Hauenstein währte über dreißig Jahre und hatte für Oswald's Leben einschneidende Folgen. Ihm fiel bei der Erbtheilung im J. 1407 Hauenstein zu und damit die Pflicht, die Familie Jäger für das, was ihr die Wolkensteiner seit Jahren entrissen hatten, zu entschädigen. Oswald hatte nie die Absicht, es zu thun und wurde erst 1427 durch Herzog Friedrich von Tirol zu einem endgiltigen Ausgleich gezwungen. Ein Liebesverhältniß zu Martin Jäger's Tochter, das auf diese ein ungünstiges Licht wirft, brachte ihm schlimme Enttäuschungen; sie veranlaßte ihn, wol um seiner los zu werden und ihn zu entfernen, eine Fahrt ins heilige Land zu machen und heirathete inzwischen den Hausmann in Hall. Trotzdem hielt der verblendete Dichter an ihr durch dreizehn Jahre fest; sie heirathete ihn auch nicht, als sie Wittwe geworden war. Im October 1401 machte er den Zug König Ruprecht's nach Oberitalien mit, 1402 war er nach einem Zeugnisse seiner beiden Brüder nicht im Lande. Als der mächtige Adel Tirols sich vereinigte, um dem Landesfürsten gegenüber sich soviel Rechte als möglich zu sichern, waren die Wolkensteiner lebhaft betheiligt. W. gab sich leidenschaftlich den politischen Bestrebungen des Tiroler Adels hin und als Herzog Friedrich mit König Sigmund in Feindschaft gerieth, war er es, der die Verbindung zwischen dem Tiroler Adel und Sigmund unterhielt. Im J. 1415 war W. bei Sigmund, vielleicht ist er in dessen Auftrag nach Spanien geschickt worden; nach einer Bemerkung in einem Gedichte hat er die Gewinnung von Ceuta mitgemacht. Am 18. September d. J. traf er mit Sigmund in Perpignan zusammen. 1417 ist er als Zwischenhändler um die Sache des Tiroler Adels bei Sigmund zu vertreten,

beim Concil zu Constanz anwesend; in diesem Jahre heirathete er Margareta von Schwangau und hielt sich in der Folgezeit größtentheils in Tirol auf. Der Streit mit Jäger wurde heftiger denn je geführt; da er auf rechtlichem Wege kein Ende nehmen wollte, nahm Martin Jäger im Herbste 1421 den Dichter gefangen: mit Gewalt und durch schwere Mißhandlung sollte W. zur Zahlung einer Entschädigung für Hauenstein gezwungen werden. Im März 1422 wurde er auf Veranlassung des Herzogs Friedrich frei; aber schon im August nahm ihn dieser selbst gefangen, nachdem er ihn und seine Brüder am 8. August noch mit Trostburg belehnt hatte. W. hatte sich jedenfalls in politischen Dingen viel zu Schulden kommen lassen, der unermüdliche Gegner des Landesfürsten sollte gezwungen werden, auch im politischen Leben endlich sich ruhig zu verhalten. König Sigmund's drohende Haltung verschaffte dem Gefangenen im December 1423 die Freiheit. 1424 ist W. auf einer Reise nach Heidelberg und an den Rhein. 1425 war er bei Sigmund in Preßburg, eifrig thätig für seine adeligen Verbündeten gegen den Tiroler Herzog und erhielt vom Könige freies Geleite zur Aussöhnung mit diesem. Er benützte es jedoch nicht, sondern kämpfte nur heftiger gegen seine Feinde. Als die Macht des tirolischen Adels mit der Niederwerfung der Starkenberger gebrochen war, scheint sich W. an die Grafen von Görz gewendet zu haben, um der verlornen Sache des Adels weiter zu helfen. Im Februar 1427 wurde er vom Herzoge zum Landtage in Bozen vorgeladen; er entzog sich der Verantwortung durch die Flucht, wurde aber in den Vorlanden aufgegriffen und vom Herzog gefangen gesetzt. Nur durch die Bitten seiner mächtigen Freunde entging er der Todesstrafe und söhnte sich endlich am 1. Mai 1427 endgültig mit Herzog Friedrich und Martin Jäger aus. Friedrich hatte den beweglichen Gegner dauernd zur Ruhe gebracht und dessen Freunde durch die Aussöhnung sich nicht zu Gegnern gemacht. W. wurde vom Herzoge verpflichtet, einen Zug gegen die Hussiten mitzumachen; schon 1419 war er einmal in Mähren. 1430 war er auf dem Reichstage in Nürnberg, 1431 begleitete er Sigmund nach Italien und reiste im Mai 1432 im Auftrage des Königs nach Basel zum Concil. Er ist wol nicht mehr nach Italien zurückgekehrt, im März 1433 ist er in seiner Heimath nachzuweisen. Auch noch nach der Aussöhnung mit dem Herzoge war er im öffentlichen Leben in der Heimath thätig; in Streitigkeiten mit dem Bischof von Brixen spielt er Ende 1427 eine Rolle; einem Schreiben seiner Frau Margareta, die ihn überlebte (sie wird am 26. Februar 1448 als todt erwähnt), ist zu entnehmen, daß er im öffentlichen Leben viel beschäftigt war und sich vor Feinden zu hüten hatte (28. Mai 1443). Eine Urkunde vom 2. August 1445 bezeichnet ihn als todt.

Sein unruhiges Leben spiegelt sich in seinen Dichtungen. Zwar fehlt es sehr an der Klarheit der Darstellung und seine Gedichte lassen sich nur mühsam für seine Lebensgeschichte verwerthen; eine Reihe von ihnen behandeln ausschließlich, andere in Anspielungen Begebenheiten aus seinem Leben, wieder andere Zeitereignisse, an denen er Antheil nahm, ohne persönlich daran betheiligt gewesen zu sein. Er verfügt über ein bedeutendes dichterisches Talent und vermag jeden Stoff den er aufgreift, in den verschiedensten Strophenformen des Liedes unterzubringen; bei manchen Gedichten ist deutlich zu erkennen, daß es dem Dichter in erster Linie darum zu thun war, seiner Neigung zu gekünstelter Technik in Verwendung der Strophenformen und des Reimes nachzugehen. Daß seine musikalische Ausbildung, die von Musikkennern hoch angeschlagen wird, dieser Neigung Vorschub leistete, ist leicht ersichtlich. Originell ist er seiner ganzen Natur nach. Gerade jene Gedichte, in welchen er einen allbekannten, vorhandenen Stoff behandelt, wie die Sprüche Freidanks, das sündige Leben der Welt, das Leiden Christi nach Art der Passionsspiele, sind poetisch schwache

Leistungen. Ganz anders sind seine Liebeslieder; hier weiß er alle Saiten der sinnlichen Leidenschaft anzuschlagen und in lebhaftem, freilich oft ungeordnetem Wechsel zu verwerthen. Er zeigt sich als Kenner des Minnesanges, hat das Tagelied in verschiedenen Formen verwerthet, weiß vom Verheimlichen des Liebesverhältnisses, von Merkern, Meldern, aber nur zu häufig wird in diesen Gedichten der Ausdruck des innigen Empfindens durch das unverhüllte Aussprechen sinnlichen Begehrens begleitet und thut der lyrischen Wirkung Eintrag. Hierin zeigt sich der gelehrige Schüler der höfischen Dorfpoesie und unter den Gedichten dieser Gattung sind solche, welche den ärgsten der früheren Zeit bezüglich der Unsittlichkeit nicht nachstehen. Ein anderes für W. bezeichnendes Moment ist es, daß er seine Gattin Margareta mit derselben sinnlichen Leidenschaft besingt und von ihr mit den gleichen Ausdrücken spricht, wie von den Mädchen, denen die Gedichte seiner „niedern“ Minne gelten. Als er sie heirathete, war er fünfzig Jahre alt; später hat er mehrere Anspielungen in seine Gedichte einfließen lassen, aus denen hervorgeht, daß sein Familienleben nicht ohne Trübung war. Das Volkslied, und die Volkspoesie überhaupt, hat stark auf ihn gewirkt. Daß W. Ausbildung im Gesange erhalten hat, erzählt er selbst; daß er die Technik des Meistergesanges kennen lernte, ersieht man aus seinen lehrhaften Gedichten, in welchen er die Mutter Gottes verherrlicht, Betrachtungen über die Nichtigkeit des weltlichen Getriebes macht und voll Reue sich sein sündiges Leben zu Herzen nimmt. Die Darstellung ist realistisch; überaus häufig hat der Dichter seine Persönlichkeit eingeflochten, besonders liebt er es, über seine widrigen Schicksale ironische Worte zu machen. Die sprunghafte Erzählung seiner geschichtlichen Gedichte ist ebenso wie die Liebeslieder von Anrede und Gegenrede durchzogen und einige seiner Gedichte sind geradezu lyrische Gespräche. In der Composition vermißt man oft jegliche Sorgfalt. Planlos sind nicht zusammengehörende Dinge nebeneinander erwähnt, der Dichter bewegt sich viel in unvermittelten Gegensätzen; ausführliche Darstellung neben lückenhafter Erwähnung, grobe Kleinmalerei zeigen, daß er an eine künstlerische Glättung seiner Producte nicht dachte. Mit dem Maßstabe seiner Zeit gemessen, ist W. eine hervorragende Erscheinung, ein gut begabtes Talent, in dem sich die Ueberlieferungen des Minnegesanges fruchtbar gezeigt haben, sodaß er nicht mit Unrecht der letzte Minnesänger genannt wird. Aber auch der Meistergesang hat ihn bedeutend beeinflußt und es ist von Interesse zu beobachten, wie sich diese beiden litterarischen Strömungen in diesem Lyriker geltend gemacht haben. Zeitlich ist seine dichterische Thätigkeit vom Ende des 14. Jahrhunderts bis in seine späten Lebensjahre zu verfolgen. — Sein Charakter weist, abgesehen von seiner politischen Thätigkeit, alle Schattenseiten des absterbenden Ritterthums auf; man erkennt ihn aus seinen Gedichten zur Genüge.

Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. Von Beda Weber. Innsbruck 1850. — Wichtige Untersuchungen zur Lebensgeschichte von Anton Noggler, Zeitschrift des Ferdinandeums. N. F. Bd. 26 und 27. Innsbruck 1882 und 1883. — Ders. Zeitschrift für deutsches Alterthum 27, 179. — O. v. Zingerle, ebenda 24, 268. — G. Bösch, Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit 27, 79. — Max Herrmann, Seuffert's Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3, 602. — Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein. Herausgegeben von Beda Weber. Innsbruck 1847. — Ignaz v. Zingerle, Oswald von Wolkenstein, Wiener Sitzungsberichte, 64, 617 ff. 1870. — J. Bächtold, Deutsche Hdsch. aus dem britischen Museum 1873. S. 95—108. Uebersetzungen der Gedichte von J. Schrott. Stuttgart 1886 und L. Passarge, Leipzig (Reclam). — Weitere Litteratur verzeichnet Goedeke, Grundriß I² 306 und Wurzbach, Biogr. Lexikon 58, 64 ff.

Joseph Schatz.

Wolkenstein: Veit Freiherr von W., war einer der zwölf Söhne des Oswald Freiherrn von Wolkenstein des Jüngeren und Enkel des gleichnamigen Minnesängers. Die Lust nach Abenteuern, welche den Großvater fast durch ganz Europa getrieben hatte, bewog den Enkel, in der Ferne sein Glück zu suchen. Er trat in die Dienste des Erzherzogs Maximilian, als dieser nach dem Tode Karl's des Kühnen in die Niederlande zog, um die Vermählung mit der ihm verlobten Maria von Burgund zu feiern. W. nahm an den Kämpfen des Erzherzogs gegen die Franzosen und die französischen Parteigänger in den Niederlanden regen Antheil; er focht in der Schlacht bei Guinegate, wo er sich in der Schaar jener Ritter befand, die von den Gegnern anfangs zum Rückzuge nach Aire gezwungen, hernach unter Führung des Philipp von Ravenstein rühmlichen Antheil an der Schlacht nahmen. Diese Dienste errangen W. neben Martin von Polheim schon im J. 1478 die dankbare Anerkennung Kaiser Friedrich's III. und gewannen ihm die Gunst und das Vertrauen des Erzherzogs und seiner Gemahlin in hohem Grade. Der Erzherzog ernannte ihn zu seinem Rathe und Kämmerer und verlieh ihm bereits im J. 1484 die Lehensexpectanz auf das Schloß Rodeneck in Tirol. Im J. 1486 begleitete W. seinen Herrn zur Königswahl nach Frankfurt und zur Krönung nach Aachen, woselbst er von der Hand des Königs den Ritterschlag empfing. Im nächsten Jahre erscheint er schon in der Stellung eines obersten Feldhauptmannes, die er eine Reihe von Jahren hindurch bekleidete. Wir werden nicht fehlen, wenn wir ihm in dieser Eigenschaft einen hervorragenden Antheil an der großen Reform beilegen, mittelst welcher Maximilian gerade damals das Kriegswesen Deutschlands von Grunde aus umgestaltete, der Schöpfung der Landsknechte. In dem Maße, in welchem sich W. die Gunst seines Herrn errang, traf ihn aber andrerseits die Abneigung der Flandrer. Möglich, daß die mignons des Königs, zu welchen auch W. zählte, ihre Stellung mißbrauchten, möglich daß die Beschuldigungen der flandrischen Stände nur dem Hasse entsprangen, der jedesmal ausländische Günstlinge des Herrschers zu treffen pflegt, es blieb W. der Vorwurf nicht erspart, gleich den übrigen deutschen Günstlingen des Königs seine Stellung ausgebeutet zu haben, um sich in ungerechter Weise zu bereichern, und als im J. 1487 in Brügge der Aufstand gegen Maximilian losbrach, wurde W. nebst den anderen Freunden des Königs verhaftet, vom Könige nach einem rührenden Abschiede getrennt und ins Gefängniß gesteckt, von wo er bald nachher nach Gent gebracht wurde. W. gelang es aber, in kurzem seine Freiheit wieder zu erlangen, er eilte ins Reich, um bei Kaiser und Ständen den Hülfs- und Rachezug nach Flandern zu betreiben und betheiligte sich eifrig am Kampfe gegen die Rebellen. Als kurz nachher der König unter gewissen Bedingungen in Brügge freigelassen wurde, stellte sich W. neben dem Grafen Rudolf von Anhalt als Geisel für den König, wurde aber freilich nach kurzer Zeit wieder freigelassen. Als Lohn für diese Dienste empfing W. im J. 1491, nachdem Maximilian Herr von Tirol geworden war, das Schloß Rodeneck. Im Kriege mit den Franzosen gelang ihm an der Spitze einer vom Erzherzog Sigismund gesandten tirolischen Hülfstruppe durch Einverständniß mit den Bürgern die Einnahme von St. Omer. Bald wurde W. im Reiche eine andere Aufgabe zu theil. Von seinem Großvater hatte er die Beredsamkeit geerbt, die ihn befähigte, als Wortführer seines Herrn auf den Reichstagen eine große Rolle zu spielen. Zuerst hat er 1489 zu Frankfurt im Namen des Königs die Reichsstände zu ausgiebiger Hülfe gegen Frankreich und Ungarn zu bewegen gesucht. Der Krieg mit Frankreich wurde allerdings bald nachher am 22. Juli dieses Jahres durch den Frankfurter Frieden beendigt, bei dessen Abschlusse auch W. zugegen war, in Ungarn aber brachte der Tod des Königs Matthias eine Wendung hervor. Max trat bekanntlich selber als Thronbewerber auf, und der

Gesandtschaft, welche im März 1490 zum Wahlreichstage nach Ungarn gesandt wurde, gehörte auch W. an. Die Sendung mißlang, und W. ist nun eifrig mit den Rüstungen zum Kriege gegen die Ungarn beschäftigt. Wieder hat er auf dem Tage des schwäbischen Bundes zu Gmünd und auf dem Ulmer Städtetag die königlichen Propositionen, welche Hülfe zum Ungarnkrieg fordern, vertreten. Inzwischen war durch Vermählung König Karl's VIII. von Frankreich mit Anna von Bretagne ein neuerlicher Bruch mit Frankreich erfolgt, und es ist nun der Franzosenkrieg, den W. in erster Linie betreiben hilft. Nachdem er auf einigen Versammlungen des schwäbischen Bundes den König vertreten hatte, war es besonders auf dem Reichstage zu Coblenz, wo er im September 1492 in langer schöner Rede, wie die Frankfurter Rathsfreunde berichten, mit beweglichen Worten die Reichsstände aufforderte, die dem deutschen Könige zugefügte Schmach nicht ungerächt zu lassen. Mit dem Könige wohnte er im nächsten Jahre zu Wien dem Leichenbegängnisse Kaiser Friedrich's III. bei. Auf dem berühmten Frankfurter Reichstage von 1495 entwickelte W. eifrige Thätigkeit, um die Reichsstände zum Kriege gegen Frankreich und zur Unterstützung der italienischen Politik des Königs zu bewegen. Hier hat er sicherlich auch an den vom Könige gemachten Entwürfen wegen des gemeinen Pfennigs mitgewirkt. Auch an der Eröffnung des Reichskammergerichtes war W. betheiligt. Zu Frankfurt im Hause Groß-Braunfels, wo das Kammergericht tagen sollte, hielt er am 31. October 1495 im Beisein des Königs und einer großen Versammlung eine stattliche Rede, in welcher er den Kammerrichter Grafen Eitel Fritz von Zollern ermahnte, an Stelle des Königs nach der Kammergerichtsordnung das Kammergericht zu besetzen und Recht zu sprechen, worauf der König dem Grafen von Zollern mit Ueberreichung des Scepters und Richterstabes die Gerichtsgewalt verlieh und das Personal des Gerichtes beeidet wurde. Fortwährend erhielt sich W. in der Gunst seines Herrn. Mächtige Fürsten, wie Markgraf Albrecht von Brandenburg und Städte wie Frankfurt suchten um seine Vermittelung beim Könige nach. Der König verlieh ihm 1496 Schloß und Herrschaft Yvano im Valsuganathale als Pfandlehen, da W. seinem Herrn in finanziellen Nöthen beigesprungen war, wodurch er allerdings selber in eine üble Lage gekommen zu sein scheint. Seit 1496, wo wir W. noch auf einem schwäbischen Städtetage zu Augsburg treffen, tritt er in den Hintergrund. Zu Ende 1498 oder zu Anfang 1499 (zwischen 11. September 1498 und 20. Januar 1499) ist er in Freiburg im Breisgau vermuthlich auf dem Reichstage gestorben, nachdem er kurz zuvor in den Orden des goldenen Vließes aufgenommen worden sein soll. Zu Freiburg im Chore des Münsters ist er begraben worden. W. war mit Elisabeth von Montfort in kinderloser Ehe vermählt. Rodeneck, das er kurz vor seinem Tode an seinen Bruder Michael gegen Zahlung einer Leibrente überlassen hatte, fiel diesem zu, der später zum kaiserlichen Landhofmeister und Ritter des goldenen Vließes befördert, der eigentliche Stammvater der Linie Wolkenstein-Rodeneck geworden ist.

Jean Molinet, Chroniques publiées par J. A. Buchon. — Ulmann, Kaiser Maximilian I., 1. Band. — Chmel, Monumenta Habsburgica. — Harpprecht, Staatsarchiv des kais. Kammergerichtes II. — Janssen, Frankfurts Reichscorrespondenz II. — Müller, Reichstagstheater. — Klüpfel, Schwäbischer Bund; und andere Quellenwerke über Maximilian I. — Die Maximiliana des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives. — Burgklechner, tirolischer Adler, Band 6 und 8 (Handschrift des Wiener Staatsarchives Nr. 454). — Mayerhofen's Genealogie (Handschrift des Museums in Innsbruck, gütige Mittheilung des Herrn Custos Conrad Fischnaler). — Wolkensteinische Acten des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg (gütige Mittheilung des Herrn Bibliothekars Dr. Fuhse).

Hans von Voltelini.

Wollanck: Friedrich W., ein Justizrath und Musikdilettant, geboren am 3. November 1782 zu Berlin, † vom 5. zum 6. September 1831 ebendort. Schon als Knabe zeigte sich seine Vorliebe für Musik. Er besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium und studirte dann auf den Wunsch der Eltern Jura, zuerst 1801 in Frankfurt a. O., dann in Halle. Als Sohn wohlhabender Eltern brauchte er sich um des Lebens Nothdurft nicht zu sorgen und konnte sich neben seinen Rechtsstudien mit Muße der Pflege der Musik hingeben. Schon als Gymnasiast hatte er bei Gürrlich Compositionsunterricht genossen, und im gastlichen Elternhaus verkehrten viele angesehene Musiker, von denen er Belehrung und Anregung erhielt, wobei seine Compositionsversuche zur Aufführung gelangten. Im J. 1803 kam er als Auscultator ans Stadtgericht in Berlin, wurde 1805 Referendar, 1808 Assessor, am 19. Februar 1811 Justizcommissar beim Stadtgericht, und 1813 erhielt er den Titel eines Justizrathes. Ueberall wo Musik gemacht wurde, war W. dabei. Schon im J. 1799 trat er unter Fasch in die Singakademie, 1808 war er einer der Mitbegründer der Zelter'schen Liedertafel, für die er an 26 Lieder für Männerchor componirte. Alle durchreisenden und concertirenden Virtuosen, wie Rode, Spohr u. A., verkehrten in seinem Hause, und da er selbst Violinist war, fand er reichlich Gelegenheit, sich zu vervollkommnen. Auf einer Reise nach Dresden lernte er Karl Maria v. Weber kennen, mit dem er stets in freundschaftlichem Briefverkehr blieb. Derselbe feuerte ihn an, eine Oper zu schreiben. Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden und erzeugte die Singspiele: „Der Alpenhirt" in 3 Acten, von Kost gedichtet, am 19. Februar 1811 in Berlin aufgeführt, ferner „Thibaut" von Lowis, ein Liederspiel in 1 Act mit Chören, und zu Gubitz Drama „Lieb' und Frieden" schrieb er Lieder und Chöre, welches am 22. October 1813 zur Aufführung gelangte. Die kgl. Bibliothek zu Berlin besitzt im Mscr. 23 330 die erste und letzte Composition. 1826 besuchte er Paris und lernte dort Cherubini, Rossini u. A. kennen. Als sich in Berlin die irrthümliche Nachricht verbreitete, Cherubini sei gestorben, schrieb er ein Requiem zur Todtenfeier desselben, doch sollte es nicht für Cherubini, sondern für ihn selbst sein, denn als die Cholera 1831 Deutschland zum ersten Male heimsuchte, erlag auch er der Epidemie. Die Singakademie und Liedertafeln feierten sein Gedächtniß und weiheten im nächsten Jahre sein Grabdenkmal ein. Außer obigen Singspielen schrieb er zahlreiche Lieder, die op. 1 bis 20 im Druck erschienen sind, sowie noch eine Nachlese aus seinen hinterlassenen Compositionen erschien. Auch Instrumentalwerke schrieb er, wie Ouverturen, Quartette, Sextette, Concerte, Sonaten u. A. Nur zwei Bagatellen erschienen bei Trautwein.

Allgem. musik. Lpz. Ztg. 33, 727 (in 14, 838 der Abdruck eines Liedes) und v. Ledebur's Lexikon.

Es gibt noch einen Joh. Ernst Wilhelm Wollanck, von dem die kgl. Bibliothek in Berlin im Mscr. 18 555 ein Salve regina für Tenor und Instrumente besitzt. Man weiß nicht, ob er mit Obigem in irgend einem Verwandtschaftsgrade steht. Rob. Eitner.

Wolleben: Heini W., schweizerischer Kriegsheld, gefallen in der Schlacht bei Frastenz am 20. April 1499. Im Urserenthale am Fuß des Gotthard, das sich in milder Abhängigkeit von Uri durch Rath und Ammann selbst regierte, blühte im 15. Jahrhundert die Familie der Wolleb oder, wie sie in den Urkunden und Acten der Zeit meist genannt wird, Wolleben. Dieselbe gehörte zu den angesehensten des Thales und stellte nicht selten das Haupt der Gemeinde. 1455 wird ein Heini W. zum ersten Mal genannt, der 1467 bei einem Rechtsstreit zwischen Uri und Urseren schon als Altammann erscheint. Dieser Ammann Heinrich W. trieb Handel mit Pferden nach der Lombardei und gerieth mit

Mailand in einen langwierigen Streit, in dem ihm und anderen schweizerischen Roßtäuschern zu Varese 1470 oder 1471 ihre Thiere widerrechtlich weggenommen wurden, ohne daß sie bei den Behörden des Herzogthums Schutz gefunden hätten. Die Fruchtlosigkeit der wiederholten Rechtsbegehren des Ammanns W. und der Reclamationen der Tagsatzung in seiner Sache war eine der Ursachen des sogen. Irniser Krieges von 1478, in den die Urner die Eidgenossen wider Willen hineinrissen. Nach dem Siege der Schweizer bei Giornico mußten die Herzöge von Mailand einen Frieden eingehen, der sie unter anderem verpflichtete, den schweizerischen Händlern und sonstigen Privatpersonen, die an sie oder ihre Angehörigen Ansprüche hätten, promptes Recht zu gewähren, und eine Folge dieser Bestimmung war, daß Mailand 1480 die Entschädigungsforderungen der zu Varese beraubten Roßtäuscher endlich anerkannte.

Der Ammann Heinrich W., der 1491 als todt erwähnt wird, hatte zwei Söhne, Peter und Heini, auf welche die Zähigkeit, mit der er sein Recht verfolgt hatte, in gesteigertem Maaße überging, so daß die beiden W., namentlich der jüngere Heini, ein schweizerisches Seitenstück zu Kohlhaas bilden. Auch sie trieben Handel nach Italien und erlitten auf ihren Reisen um 1490 trotz ertheilten sicheren Geleites der savoyischen Regierung in Piemont einen gewaltsamen Ueberfall seitens einiger Florentiner, wobei ihnen merklicher Schaden an Leib und Gut zugefügt wurde. Bei den piemontesischen Behörden scheinen sie, trotzdem sich die Tagsatzung für sie verwendete, nicht viel Trost gefunden zu haben, indem jene wohl die Unmöglichkeit vorschützten, der Uebelthäter habhaft zu werden. Deshalb gab die eidgen. Tagsatzung im Juni 1491 den beiden W. ein Empfehlungsschreiben an die Regentin von Savoyen, die Herzogin Blanka, mit, sie möchte ihnen zu gebührendem Schadenersatz verhelfen, bezw. ihnen gestatten, durch Niederwerfen von Florentinern Selbsthülfe zu üben. Wirklich begannen die W., wie sie nachher zu beweisen sich anerboten, mit Erlaubniß des Generalstatthalters der Herzogin, des Grafen Philipp v. Bresse, in Gesellschaft eines savoyischen Edelmannes, der ihnen sein Schloß zum Schlupfwinkel lieh, auf die im Savoyischen reisenden Florentiner Kaufleute Jagd zu machen. Die herzogliche Regierung scheint jedoch rasch andern Sinnes geworden zu sein; da das Treiben der W. im Widerspruch mit den von ihr den Kaufleuten erteilten Geleitszusagen stand, ließ sie die ganze Gesellschaft aufheben und ihr wegen Straßenraubes den Proceß machen. Der adlige Gefährte der W. wurde gegen ein Lösegeld entlassen, aber einer ihrer Gesellen gehängt, und ihnen drohte ein Gleiches, als eine von Bern und Freiburg unterstützte Botschaft der vier Waldstätte ihre Freilassung erzwang. Die W. sannen für die ihnen widerfahrene Unbill auf Rache und planten in der Faschingszeit 1492 einen Freischarenzug gegen das damals noch zu Savoyen gehörige Waadtland, ein Gedanke, der bei der kriegslustigen Jugend der Länder großen Anklang fand und verwirklicht worden wäre, wenn nicht Bern die Ausführung hintertrieben hätte. Durch Berns Vermittlung ließ sich die Herzogin Blanka herbei, ihren Span mit den W. durch einen Schiedsspruch der Tagsatzung austragen zu lassen (8. April 1492). Savoyen mußte die beiden Brüder und ihre Genossen mit 5000 rh. Gl. entschädigen und ihrem adligen Helfershelfer das Lösegeld erlassen. Dabei wurde den W. ihre Ansprache gegen die Florentiner vorbehalten, „daß sie sich derer mögen behelfen, wie bisher“, d. h. die Tagsatzung ertheilte ihnen die förmliche Erlaubniß, die Florentiner zu befehden, wo sie solche fänden. Das Brüderpaar aus Urseren machte davon den ausgiebigsten Gebrauch. Die ehemaligen Kaufleute verwandelten sich in rastlose Wegelagerer und betrieben die Jagd auf reisende Florentiner oder florentinische Waarenballen in oder in der Nähe der Schweiz mit solchem Eifer, daß die Eidgenossen anfingen, bedenklich zu werden, zumal

dieser Privatkrieg sie verhinderte, den italienischen Kaufleuten nach altem Herkommen sicheres Geleite zuzusagen, und den Transit von ihren Straßen abzulenken drohte. Im Frühling 1493 überfiel Heini W. einen Florentiner auf österreichischem Boden bei Feldkirch und brachte seinen Raub in das Gebiet des Abtes von St. Gallen in Sicherheit, der dem Geschädigten in aller Form dreimal Rechtstag, Frieden und Geleite verkündete, aber, als niemand erschien, Heini mit seiner Beute ziehen ließ. Infolge dessen machten nun die Florentiner vor Kaiser und Papst Processe gegen den Fürstabt wegen Begünstigung von Straßenraub anhängig, die sich bis 1498 hinzogen. Diese Unannehmlichkeiten ihres Bundesgenossen bewogen die Eidgenossen, 1494 den W. das eidliche Versprechen abzunehmen, daß sie künftig kein Kaufmannsgut, es sei florentinisches oder anderes, mehr innerhalb oder außerhalb der Eidgenossenschaft anfallen würden.

Ueber dieser Lebensweise hatten die beiden Brüder den Sinn für friedlichen Erwerb eingebüßt und befriedigten nun ihren kriegerischen Hang in der Reisläuferei. Im Einverständniß mit ihrer urnerischen Landesobrigkeit betrieben sie für den Herzog Ludwig von Orleans, als dieser im Sommer 1495 das Herzogthum Mailand erobern wollte, Werbungen und führten ihm trotz der Verbote der Tagsatzung zahlreiches Kriegsvolk zu. Heini W. war oberster Hauptmann der Schweizersöldner, mit denen Ludwig von Orleans am 13. Juni 1495 Novara einnahm, und machte die Belagerung dieser Stadt durch die Truppen der heiligen Liga mit. 1497 trat er, vermuthlich wegen Soldstreitigkeiten mit Frankreich entzweit, in die Dienste des Herzogs Ludovico Moro von Mailand über und suchte sich für diesen durch einen Handstreich des Schlosses Misox zu bemächtigen, das dem Trivulzio, dem hervorragendsten Parteigänger Frankreichs im Mailändischen, angehörte. Als das Unternehmen fehlschlug, kehrte Heini W. in die Heimath zurück und versuchte im August oder September 1497 zur Abwechslung seine alte Florentinerfehde wieder aufzunehmen, gerieth aber dadurch mit den eidgenössischen Regierungen in Conflict. Nur durch einstweilige Entfernung aus der Schweiz — vermuthlich trat er wieder in fremde Dienste, ohne daß wir sagen könnten, wo — entging er einem Proceß, den die Tagsatzung gegen ihn sowol wegen der Verletzung seines eidlichen Versprechens als wegen gewisser von ihm gegen den Luzerner Schultheißen Seiler ausgestoßener Injurien anzustrengen beschloß.

Mit dem Beginn des Schwabenkrieges taucht Heini W. wieder in der Heimath auf. Er befand sich als Hauptmann der Mannschaft von Urseren bei dem Contingent, das Uri, zuerst von allen Eidgenossen, auf Hülferufe von Dissentis her Ende Januar 1499 in Bewegung setzte, um den von den Kaiserlichen angegriffenen Graubündnern zu Hülfe zu kommen. Kaum in Cur angelangt, empfingen die Urner die Kunde von dem zwischen den Bünden und den kaiserlichen Feldhauptleuten vereinbarten Glurnser Frieden (2. Febr.) und traten deshalb durch das Sarganserland den Heimmarsch an. Allein die Innsbrucker Regierung verweigerte dem Glurnser Vertrag die Ratificirung, sie wies ihr Kriegsvolk im Etschland und Vorarlberg an, nicht abzuziehen, und der reizbare Heini W. that ihr den Gefallen, ihr den erwünschten Vorwand zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten an die Hand zu geben. Als er am 6. Februar als Anführer der „Freiheit“, d. h. der Abtheilung, die den Sicherheitsdienst zu besorgen hatte, am Rhein abwärts zog, ließ er sich durch die unfläthigen Neckereien der Landsknechte des Schlosses Gutenberg auf dem andern Ufer zum Ueberschreiten des Rheines verlocken und steckte zu Klein-Mels am Fuß des Schlosses ein Haus und eine Scheune in Brand. Diese eigenmächtige That Wolleben's gab das Signal zum Ausbruch des Schwabenkrieges. Am andern Tag überrumpelten die Oesterreicher und Schwäbischen die Luziensteig und

Maienfeld, die Urner stellten ihren Heimmarsch ein, und W. half mit einer kleinen Abtheilung den Bündnern am 11. Februar die Luziensteig wieder erobern und das Dorf Balzers am Nordfuß derselben einnehmen. Hierauf eilte er über den Rhein in das Lager zu Atzmoos, wo sich die eidgenössischen Hülfsvölker sammelten, und führte noch in der Nacht 1000 Mann zur Unterstützung der Bündner über den Fluß, mit denen er am andern Tag im Gefecht bei Trisen in wirksamer Weise eingriff. Nachdem er sich an der Einnahme von Vaduz und wol auch an der Schlacht bei Fußach und Hard, in der sein Vetter Hans Wolleben fiel, betheiligt, unterstützte er mit Erlaubniß der Eidgenossen, begleitet von einer Schar von 20 Freiwilligen, die Graubündner im Kleinkrieg, bis ein größeres Unternehmen den kühnen Haudegen wieder in den Schoß seiner engeren Landsleute rief.

Anfangs April 1499 sammelte sich, veranlaßt durch einen Einfall, den die Kaiserlichen in der Charwoche ins Rheinthal gemacht hatten, ein ansehnliches eidgenössisches Heer bei Atzmoos und Werdenberg, das aber in Verlegenheit war, wie es dem Feinde beikommen sollte. Die Kaiserlichen lagerten bei Frastenz hinter einer gewaltigen Letzi (Verschanzung), die sich von der Illklamm bei Feldkirch bis an den „Lanzengast“, den jetzigen Tisnerberg, hinauf zog und den Walgau in eine Festung verwandelte, aus der sie nach Belieben vorbrechen konnten. Um den Feind aus seiner Höhle hervorzulocken, verlegten die Schweizer ihr Lager auf feindliches Erdreich nach Vaduz und Schan und ließen durch die Bündner das Schloß Gutenberg belagern, in der Erwartung, die Kaiserlichen würden einen Versuch machen, dasselbe zu entsetzen. Als aber diese ruhig in ihrem Schlupfwinkel blieben, entschlossen sich die Schweizer nach einer Woche, sie dort aufzusuchen. Die Seele des Unternehmens war Heini W., der die feindliche Stellung persönlich auskundschaftete und sich anheischig machte, sie zu nehmen. Am 20. April brach das eidgenössische Heer vor Tag von Vaduz und Schan auf. Ein Frontalangriff auf die mit Basteien, Bollwerken und Geschütz wohl versehene feindliche Verschanzung erschien als zu gewagt; man beschloß daher auf Wolleben's Rath, dieselbe auf der südlichen Flanke am Abhang des Tisnerberges zu umgehen. Zu diesem Zweck mußte aber vorerst die Höhe des Lanzengast, die von 300 Büchsenschützen und etwas weiter unten von einer Kerntruppe von 1500 Schwazer Erzknappen, dem sogen. „stählernen Haufen“, besetzt war, gesäubert werden. In aller Stille klomm W. mit 2000 Mann, die das Banner seiner Heimath Urseren begleitete, die Felsen hinan, zuletzt unter den Kugeln der feindlichen Handschützen, und nöthigte die 300 auf der Höhe, sich auf die stählerne Schar zurückzuziehen. Dann sprengte er diese in viertelstündigem Kampfe aus einander und jagte sie dem eidgenössischen Gewalthaufen, der inzwischen die Letze am Abhang des Tisnerberges überhöht hatte, in die Spieße. Vereinigt drangen nun Wolleben's Colonne und der Gewalthaufen über die Verhaue im Walde in das Gelände hinter der umgangenen Letzi vor. Hier wartete ihrer aber erst die eigentliche Schlacht. Die rechte Flanke an die Verschanzung, die linke an das Dorf Frastenz gelehnt, die Ill im Rücken, stand die Masse des kaiserlichen Heeres unerschüttert in voller Schlachtordnung. 600 Büchsenschützen auf dem einen Flügel gaben sammt der Artillerie auf die anrückenden Eidgenossen ihr Feuer ab, das aber diesen, da sie sich zur Erde duckten, keinen Schaden that. Schon wollten sie sich erheben, da rief Hauptmann W.: „Nichts da, es ist noch nicht Zeit!“ Im gleichen Augenblick krachte eine zweite Salve vom andern Flügel her. Jetzt gab W. das Zeichen zum Angriff und die Eidgenossen eilten an den Feind. Aber dieser leistete tapfern Widerstand. Zwei Stunden lang kreuzten die beiden Schlachtreihen ihre Spieße und rangen mit

Aufbietung aller Kräfte um den Sieg. Schließlich traten W. und ein zweiter Schweizer aus der Ordnung hervor und drückten mit quer gegen einander gehaltenen Speeren den Königlichen die Spieße im ersten Glied nieder, so daß sie dieselben weder aufheben noch brauchen konnten. Heini W. bezahlte seine muthige That alsbald mit dem Leben, von einem Büchsenschützen durch den Hals geschossen und von Spießen durchbohrt, sank er zu Boden, aber die Phalanx der Kaiserlichen wurde durchbrochen und zum Weichen gebracht. Gegen 3000 wurden erschlagen oder in die Ill gejagt, wo sie ertranken und am Rechen von Feldkirch ein schauerliches Leichenfloß bildeten.

Die meisten gleichzeitigen schweizerischen Quellen berichten einfach, daß Heini W. in der Schlacht erschossen worden sei, ohne der näheren Umstände seines Todes zu gedenken. Anshelm, der den gewöhnlichen Schilderungen zu Grunde liegt, verlegt den tödtlichen Schuß in den Anfang der Schlacht, indem er W., während er aufrecht stehend die Schlacht leitete, von der zweiten Salve der kaiserlichen Schützen getroffen werden und die Eidgenossen sterbend zum Angriff ermuntern läßt. Allein dies ist ohne Zweifel bloße Combination Anshelm's. Die Darstellung Pirckheimer's, der früher der allein bekannte Gewährsmann für die Winkelriedthat Wolleben's war, hat in einer der bestunterrichteten Quellen, den noch während des Krieges zu Cur niedergeschriebenen „Acta des Tyrolerkriegs“ ihre Bestätigung gefunden.

Müller, Heini Wolleb (Urner Neujahrsblatt auf 1898). — Wilhelm Meyer, Die Schlacht bei Frastenz (Archiv für schweiz. Geschichte, Bd. XIV). — Eidgenössische Abschiede, Bd. II und III, 1. — Geschichtsfreund der V Orte, Bd. 43. — Schreiben der Luzerner Hauptleute (bei Glutz-Blotzheim), Gesch. der Eidgenossen, S. 522. — Acten im Staatsarchiv Zürich. — Kind, Correspondenzen aus dem Schwabenkrieg (Rätia II). — Acta des Tyrolerkriegs (Rätia IV). — Lenz, Reimchronik über den Schwabenkrieg. — Ludwig Feers Luzerner Chronik (Geschichtsfreund Bd. II). — Chronik des Felix Brennwald (irrthümlich als Fortsetzung der Chronik Tschudi's publicirt in Balthasar's Helvetia, Bd. 4). — Diebald Schillings (des Luzerners) Schweizer Chronik. — Pirckheimer, bellum Suitense. — Die Berner Chronik des Valerius Anshelm, Bd. I u. II. **Wilhelm Oechsli.**

Wollheim: Anton Eduard W. da Fonseca, Schriftsteller, wurde als Sohn des Lotteriecollecteurs Hirsch Jacob W. und seiner Gattin Henriette, geb. Goldschmidt, am 12. Februar 1810 in Hamburg geboren, wohin der Vater aus Breslau eingewandert war. Er besuchte von seinem 13. bis zum 16. Jahre das Gymnasium in Breslau und dann das Hamburger, studirte darauf von 1828—31 in Berlin Philosophie, Philologie (namentlich orientalische), Geschichte und Staatswissenschaften und promovirte daselbst im September 1831 mit der Dissertation „De nonnullis Padma-Purani capitibus“ zum Doctor der Philosophie. In Paris, wohin er sich nun begab, setzte er seine Studien fort und war zugleich journalistisch thätig, trat aber dann, um die Hand einer jungen Portugiesin zu gewinnen, die mit ihrem Vater, einem hochgestellten Officier, in Paris im Exil lebte, in Kriegsdienste des Dom Pedro. Einige schwere Verwundungen aber nöthigten ihn, diese Carrière aufzugeben, die durch den Tod seiner Braut auch zwecklos geworden war. W. kehrte über England nach Hamburg zurück und begab sich, als hier bald darauf sein Vater gestorben war, nach Kopenhagen, wo ihm alsbald der Auftrag wurde, die kostbaren Palimanuscripte der königl. Bibliothek zu ordnen und zu katalogisiren. Kurz darauf lernte ihn auch der König Friedrich VI. kennen und stellte ihn als Secretär in seinem Privatcabinet an, wo W. mehrere politische und völkerrechtliche Abhandlungen ausarbeiten sollte. Während einer vertraulichen Mission an den da-

maligen Kronprinzen von Preußen eröffnete dieser ihm Aussicht auf eine günstige Stellung in russischen Diensten, worauf W. sogleich seinen Abschied in Kopenhagen erbat; doch erhielt er diese Stelle nicht und lag nun in Berlin wieder seinen Studien ob. In dieser Zeit übertrug er auch Dumas' Schauspiel „Kean", das dann in Wollheim's Bearbeitung am 6. December 1836 im Königstädtischen Theater mit gutem Erfolg über die Bühne ging. Bald darauf übernahm er die Redaction der „Lesefrüchte" in Hamburg, gab diese ihm nicht zusagende Thätigkeit jedoch nach kurzer Zeit wieder auf und ging nun 1838 nach Wien, wo er zunächst litterarisch thätig war, auch ein Schauspiel „Andrea" schrieb, das die Abenteuer des französischen Marschalls Andrea Masséna behandelte und am Wiedener Theater zur Aufführung kam. 1840 kehrte W. nach Hamburg zurück, wo ihm die Leitung eines neuen litterarischen Unternehmens übertragen wurde. Am 20. November 1842 vermählte er sich mit Dorothea Alexandrie Marie verw. Goldschmidt, geb. Leffmann, fungirte in dieser Zeit (bis 1848) auch als Dramaturg am Hamburger Stadttheater und entfaltete eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit. 1848 ging er von neuem nach Wien, um hier ein Journal ins Leben zu rufen, wohnte auch der ersten Aufführung seines Schauspiels „Raphael Sanzio" bei, das ebenso wie sein politisch-satyrisches Märchenspiel „Rosen im Norden oder des Teufels Wette" in Hamburg und Berlin sehr gut aufgenommen wurde. Im November 1849 ließ sich W. in Berlin nieder und habilitirte sich an der dortigen Universität für orientalische und neuere Sprachen; er war dann auch als Berliner Correspondent des Londoner Journals Morning Chronicle thätig, gab aber schon 1852 seine Wirksamkeit hier wieder auf, um in Paris ein französisches Blatt in deutschem Interesse zu gründen, was jedoch nicht glückte, so daß W. sehr bald nach Deutschland zurückkehrte und nach Wien ging, wo es ihm nach verschiedenen neuen Irrfahrten endlich 1854 gelang, mit der Regierung in Verbindung zu kommen, für die er nun zunächst bis 1858 sowol publicistisch wie in diplomatischen Angelegenheiten wirkte (vgl. hierüber Bd. 1 seiner „Neuen Indiscretionen") und vielfache Missionen nach Paris, Italien und Norddeutschland übernahm. Daneben war W. fortgesetzt schriftstellerisch thätig, wie seine zahlreichen politischen Broschüren und poetischen Werke zeigen, und stand mit vielen meist conservativen Zeitungen als Correspondent und Mitarbeiter in Verbindung. Vom Januar 1858 an gab er dann in Hamburg in österreichischem Interesse die politisch-belletristische Wochenschrift „Controle" heraus und übernahm zugleich die Direction des Stadttheaters daselbst, die er Anfang 1862 wieder aufgab, um von neuem in den Dienst der österreichischen Regierung zu treten. Im Januar 1864 siedelte er sodann wieder nach Paris über, wo er nun bis zum November 1867 blieb, in der Hauptsache journalistisch thätig war und unter anderem für die Agence Havas die fremdländischen Correspondenzen und Journale zu übertragen hatte, wozu ihn seine Kenntniß von mehr als 30 alten und modernen, morgen- und abendländischen Sprachen besonders befähigte. Während der Pariser Ausstellung fungirte er als Generaldolmetscher der im Ausstellungsraume errichteten kaiserlichen Post. Nachdem er das Jahr 1868 in Hamburg verlebt und daselbst ein Sommertheater in der Vorstadt St. Georg errichtet hatte, das aber bald wieder aufhörte, ging W. im December wieder nach Berlin und gab hier bis Mai 1870 seine Wochenschrift, die „Controle", jetzt in preußisch-deutschem Interesse und zwar mit Unterstützung der Regierung heraus. Als ihm dann Ende September 1870 eine Anstellung bei der Presse im Militärgouvernement zu Rheims angeboten wurde, reiste W. sofort dahin ab und übernahm hier alsbald die Redaction des „Moniteur officiel du Gouvernement général", dessen Hauptzweck es war, die von französischen Blättern verbreiteten unwahren An-

gaben durch authentische Berichte zu ersetzen. Das Streben aber, die Unterstützung der Regierung zur Gründung eines französischen Journals in deutschem Interesse zu erlangen, das W. jetzt und noch viele Jahre mit Eifer verfolgte, hat keinen Anklang gefunden. Nach dem Aufhören des „Moniteur“ am 1. April 1871 erhielt W. auf eine Empfehlung seines alten Jugendfreundes, des Hofrathes Louis Schneider, eine Stellung als Beirath des Grafen Waldersee, der bis zur Ernennung eines Botschafters die deutschen Geschäfte in Paris führen sollte, eine Stellung, die W. neben mancherlei journalistischer Thätigkeit auch unter dem Grafen Arnim beibehielt, bis sie ihm im Sommer 1872 plötzlich ohne Angabe eines Grundes gekündigt wurde, sei es nun, weil, wie Graf Arnim behauptete, einige ihm mißgünstig Gesinnte in Berlin gegen ihn gehetzt hätten, sei es, daß die damals stark hervortretende Abneigung Bismarck's gegen alle Beamten katholischer Confession daran schuld war; W. selbst ist sich darüber nie klar geworden. Er hat sich nach seiner Entlassung fortgesetzt mit wissenschaftlichen (so einer „National-Litteratur der Skandinavier“, die 1876—77 in 3 Bänden erschien), staatsrechtlichen (z. B. „Der deutsche Seehandel und die französischen Prisengerichte“) und dramatischen Arbeiten beschäftigt, sowie mit verschiedenen Journalen correspondirt, wozu ihn nach dem Tode seiner Gattin († 1873) der Verlust seines Vermögens um so mehr nöthigte. Er hat dann theils in Berlin, theils in Hamburg, Wien, Petersburg ꝛc. gelebt. Ein Versuch, seine Vorlesungen an der Berliner Universität wieder aufzunehmen, scheiterte 1881 an dem Widerspruche des dortigen akademischen Senats. Wollheim's überaus bewegtes Leben endete am 24. October 1884 im St. Hedwigskrankenhause zu Berlin.

Als Schriftsteller und Publicist hat W. eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet, wie seine zahlreichen, theilweise anonym herausgegebenen Bücher und Broschüren über alle möglichen Tagesfragen, seine dem praktischen Bedürfnisse dienenden Wörterbücher und Grammatiken der verschiedensten Sprachen, seine litterarhistorischen, dramatischen und novellistischen Arbeiten und Uebersetzungen zeigen, die sich zum Theil in der 4. Auflage von Brümmer's Dichterlexikon, in Schröder's Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller (Bd. 8), bei Wurzbach (Bd. 58) und namentlich vielfach zerstreut in seinen „Indiscretionen“ (1883) und „Neuen Indiscretionen“ (2 Bde. 1884) verzeichnet finden. Das Wenige, was mir trotz meiner Bemühungen von seinen belletristischen Werken vor Augen gekommen ist, muß ich für herzlich unbedeutend erklären, über Weiteres aber auf R. v. Gottschall's Urtheil in seiner „Deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts“, Bd. 3 und 4 verweisen, der besonders Wollheim's Streben nach einer zeitgemäßen Wiederbelebung der Romantik hervorhebt. Den erfahrenen Theaterleiter bekundete seine nicht ungeschickte Bühnenbearbeitung des 2. Theiles von Goethe's Faust. Zu seinen interessantesten Werken sowol in Hinsicht auf seine eigenen Schicksale wie auf die Zeitgeschichte aber gehören zweifellos die drei Bände Indiscretionen, in denen W. lebendig und, wie mir scheint, im ganzen wahr und freimüthig offen Personen und Verhältnisse, die sein Leben berührten, schildert, zum Theil weit abschweifend Dinge erzählend, die nicht mit dem Uebrigen in Zusammenhang stehen, aber durch ihre Eigenart immer bezeichnende Lichter auf ihren Gegenstand werfen. Max Mendheim.

Woellner: Johann Christof v. W., bürgerlicher Abstammung, wurde am 19. Mai 1732 zu Döberitz in der Mark Brandenburg geboren, wo der Vater, Johann Christof, Pfarrer war. Die Mutter, Dorothea Rosine, war eine geborene Cuno, mit der Familie v. Kautsch verwandt. Trotz beschränkter häuslicher Verhältnisse erhielt W. eine gute Vorbildung auf der Schule in dem nahen Spandau und durch gemeinsamen Privatunterricht mit einem jungen Adligen, wobei er sich eine geläufige Kenntniß des Französischen und des

Englischen aneignete. Mit einem vorzüglichen Zeugniß von der Schule entlassen, studirte der begabte, fleißige und höchst strebsame Jüngling seit Mai 1750 Theologie in Halle, wo er auch zuerst predigte, und wurde zu Ende des Jahres 1753 von dem General v. Itzenplitz auf Groß-Behnitz in der Mark zum Hofmeister seines Sohnes Friedrich angenommen. Gewandt, gebildet und beredt, wußte W. sich in die Gunst der Familie Itzenplitz so einzuschmeicheln, daß er schon gegen Ende 1755 zum Prediger in Groß-Behnitz berufen und nach einigen Monaten trotz seiner großen Jugend von König Friedrich und dem geistlichen Departement bestätigt wurde. Einige seiner Predigten, besonders die zur Feier der Siege von 1756 bis 1758 gehaltenen, hat er später (1761) veröffentlicht und seinem Lehrer und Freunde J. A. Ziegler gewidmet; sie sind in flüssiger Rhetorik gehalten, aber ohne Kraft und Tiefe, und wenn auch nicht eigentlich rationalistisch, doch nur schwach dogmatisch gefärbt. Bald nach dem Tode des Generals v. Itzenplitz (5. September 1759) überließ W. die Pfarrstelle seinem Vater, wie er angiebt, wegen schwacher Brust, und übernahm im J. 1762 von der ihm sehr gewogenen Wittwe des Generals, die ihm auch die Expectanz auf ein Kanonikat in Halberstadt kaufte, das Gut Groß-Behnitz in Pacht. Mit Eifer und Erfolg warf sich W. hier auf die Landwirthschaft, er pflanzte Obstbäume, legte Maulbeerplantagen an, wodurch er sich dem König besonders zu empfehlen dachte, und begann zugleich eine umfängliche litterarische Thätigkeit, bei der er neben landwirthschaftlichen Fragen auch die Lage des Bauernstandes behandelte. Er veröffentlichte: „F. Home, Grundsätze des Ackerbaus und des Wachsthums der Pflanzen“ (1763, 3. Aufl. 1782), deutsche Uebersetzung eines englischen Werkes; „Unterricht zu einer kleinen aber auserlesenen ökonomischen Bibliothek bestehend in einer Anzeige der besten ökonomischen Bücher und derer vornehmsten in größeren Werken zerstreut befindlichen Abhandlungen über alle Theile der Landwirthschaft“ (der erste Theil, 1764 erschienen, ist dem von W. später so geschmähten Cabinetsrath Eichel gewidmet, der zweite, 1765, dem Minister Freiherr v. d. Horst); „Die Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg nach ihren großen Vortheilen ökonomisch betrachtet“ (1766; die französische Ausgabe „Essai sur la nécessité et l'utilité d'abolir les communes ou pâturages en communauté dans la marche électorale de Brandebourg“ hat mir nicht vorgelegen); „Sendschreiben an den Verfasser der gemeinnützigen Anmerkungen über die Abhandlung von Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg“ (1767); „Preisschrift wegen der eigenthümlichen Besitzungen der Bauern, welche bei der russisch kaiserlich freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg 1768 das Accessit erhalten“ (1768); „Versuch einer Düngung des Ackers ohne Dünger“ (1774; hat mir nicht vorgelegen). Außerdem recensirte er lange Jahre hindurch in Nicolai's „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ fast alle auf die Landwirthschaft bezüglichen Veröffentlichungen. W. zeigt sich in diesen Schriften als vortrefflichen praktischen und in der englischen Schule theoretisch gebildeten Kenner der Land- und Forstwirthschaft, sehr reformatorisch in seinen Vorschlägen über die Aufhebung der Gemeinheiten und die Verleihung von Eigenthum an die Bauern, wobei er aber doch das herrschende fridericianische System in Preußen, wie in Rußland die Leibeigenschaft respectirt.

Die nahen Beziehungen zu der Familie Itzenplitz hatten inzwischen dahin geführt, daß W. sich am 14. Jan. 1766 in Groß-Behnitz mit der einzigen Tochter der Generalin, Amalie, vermählte. Während Mutter und Bruder die Heirath begünstigten, meldeten die adligen Verwandten den ungewöhnlichen Vorgang dem König Friedrich, auf dessen Befehl ein Fiscal sogleich nach Groß-Behnitz eilte, um die Eheschließung zu verhindern. Vierundzwanzig Stunden zu spät gekommen, nahm er die junge Frau (nicht, wie immer erzählt wird, W. selbst)

mit nach Berlin, wo sie festgehalten wurde, bis eine mit großer Rücksichtslosigkeit durchgeführte Untersuchung über das Verhältniß Woellner's zur Familie Itzenplitz nichts Belastendes ergeben hatte. Frau Woellner wurde am 18. Februar entlassen, ihr Vermögen aber unter die Aufsicht des Ober-Pupillencollegiums gestellt und bei Lebzeiten König Friedrich's trotz aller Gesuche Woellner's, der mit der Familie Itzenplitz immer im besten Einvernehmen blieb, und trotz Verwendung einflußreicher Gönner nicht wieder freigegeben. Die Bitte eines Verwandten um Verleihung des Adels an W. lehnte König Friedrich, wie berichtet wird, mit den Worten ab: „Der Wöllner ist ein betriegerischer und Intriganter Pfafe". Kein Zweifel, daß durch diese Vorgänge in W. eine leidenschaftliche Abneigung gegen König Friedrich wie gegen den märkischen Adel geweckt wurde, die einen charakteristischen Zug in seinem späteren Wirken bildet. Trotz jener Vorfälle genehmigte übrigens König Friedrich noch im J. 1767, daß W. auf seinen Antrag der zur Auseinandersetzung der Gemeinheiten eingesetzten Commission auf zwei Jahre „qua commissarius oeconomicus" beigegeben werde. Zwei Jahre später bereiste W., im Auftrage des Ministers v. Hagen, Ostfriesland und einen Theil von Holland, um die dortigen Torfgräbereien kennen zu lernen, da der Ersatz der Holzfeuerung durch Torf zur Schonung der heimischen Wälder immer einer seiner Lieblingsgedanken war und blieb. Die Hoffnung auf eine staatliche Anstellung, die er an diese Aufträge geknüpft haben mag, erfüllte sich nicht; dagegen ernannte ihn am 11. Juni 1770 Prinz Heinrich zum Kammerrath und Rentmeister seiner Domänenkammer, mit dem Auftrage, für die regelmäßige Einziehung der Pachtgelder und die forstmäßige Verwaltung der Domänen zu sorgen. Die neue Stellung, die er meist von Berlin aus bis zum Jahre 1786 verwaltete, wenn sie auch bei 520 Thalern Gehalt nicht glänzend war, ließ ihm doch außerordentlich viel freie Zeit zu Reisen und besonders zu der Beschäftigung mit den geheimen Ordensverbindungen, die von nun ab einen großen und jedenfalls wichtigsten Theil seiner Thätigkeit ausmachte.

So viel sich hat ermitteln lassen, ist W. bereits im J. 1765 dem Freimaurerorden beigetreten, in dem er es durch seine rührige Strebsamkeit, Fleiß und rednerische Gewandtheit bald zu einer hervorragenden Stellung brachte. Was ihn in diese Kreise führte, war neben einer mystischen Geistesrichtung, die er mit vielen Zeitgenossen theilte, neben dem Verlangen nach geheimer Wissenschaft, vor allem ein ehrgeiziges Streben nach vornehmen Verbindungen, nach Macht und Einfluß. Mit der Aufnahme in den Freimaurerorden schienen sich ihm die Wege zu diesen Zielen zu öffnen. W. trat in nahe Verbindung mit den deutschen Fürsten, die an dem Unwesen der Geheimbündeleien damals lebhaft theilnahmen, mit dem Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels, dem Prinzen Ludwig von Darmstadt, Karl von Hessen und Anderen. Schon 1777 wurde er Praepositus der aus 5 Logen bestehenden Berliner Präfectur. Bei freimaurerischen Feierlichkeiten, auch zu König Friedrich's Geburtstag, war er der Sprecher, der durch seine von einem gewissen mystischen Zauber umflossene Persönlichkeit die Zuhörer einnahm, durch seine wortreiche und schwungvolle Beredsamkeit hinriß und fesselte. Auf den Conventen, die damals häufig abgehalten wurden, vertrat er die Berliner Logen, so 1771 in Pförten in der Lausitz, angeblich auch 1773 in Berlin, wo er Protokollführer gewesen sein soll. Allein seine hochgespannten Erwartungen verwirklichten sich nicht. Er hatte auf etwas Ungeahntes gehofft, auf geheime Weisheit, übernatürliche Kräfte, die sich ihm auf den höheren Stufen des Ordens offenbaren sollten: die Enthüllungen blieben aus. Der Convent von 1775 in Braunschweig, an dem statt seiner der Kammergerichtsrath Hymmen die Berliner Freimaurer vertrat, brachte ihm

neue Enttäuschungen, ebenso der durch den vorgeblichen Ordensoberen Gugomos im J. 1776 nach Wiesbaden einberufene Congreß, an dem W. zusammen mit Hymmen theilnahm und bei dem er thatsächlich von Gugomos zum Ritter geschlagen wurde. In verzehrender Ungeduld wandte W. damals überallhin sich an die vermeintlichen Oberen, an Eingeweihte, durch die er in die letzten und tiefsten Geheimnisse des Freimaurerordens einzudringen hoffte. „Seit 12 Jahren", so schreibt er einmal im J. 1777 an den Minister v. Wurmb nach Dresden, „ist mein äußerstes Bestreben dahin gerichtet, in den Mysterien unseres Ordens mehrere Kenntniß zu erlangen .. Ich habe einen brennenden Eifer im Orden weiter zu kommen und bitte Gott täglich um diese Gnade, denn das Glück der wissenden Brüder im Orden hat zu viel Reiz für mich ... Ein Wort von Eurer Excellenz wird mein Schicksal im Orden entscheiden, denn ich folge entweder vertrauensvoll und verbanne alle meine Zweifel oder ich convocire meine Brüder, stelle ihnen die große Gefahr vor, darin sie sich stürzen, und wenn ich allenfalls nicht wider den Strom schwimmen kann, so lege ich meinen Hammer nieder und meine Seele ist unschuldig an ihrem Blute."

Die Drohung der letzten Worte hat W. bald darauf verwirklicht. Am 12. Januar 1779 sagte er sich feierlich von den Freimaurern los, um, so viel wir sehen, unter dem Einfluß des Herzogs Friedrich August von Braunschweig, dem eben wieder emporkommenden Orden der Rosenkreuzer sich anzuschließen. Durch seine eifrige Wirksamkeit breitete der Orden sich rasch aus, sodaß W. nach wenigen Jahren unter den Namen Heliconus und Ophiron oder Chrysophiron, als Oberhauptdirector an der Spitze von 26 Zirkeln mit etwa 200 Mitgliedern stand, zu denen Prinzen und Officiere, unter ihnen seit dem 24. December 1779 Bischoffwerder, Edelleute und hohe Staatsbeamte gehörten. Das Ziel des Ordens, wie W. es in einem Bericht an das über ihm stehende Großpriorat bezeichnet, war: „die Ehre des Allmächtigen in einer gefallenen Welt zum Glück des Menschengeschlechts durch die von der göttlichen Barmherzigkeit den höchsten Ordensoberen allein verliehenen übergroßen Kenntnisse und Kräfte mächtig zu befördern". Es wurden fleißig Zirkelsitzungen gehalten, ferner alle Vierteljahre am 21. des dritten Monats sogenannte Conventionstage, deren vielfach noch erhaltene Protokolle von dem rührigen und doch recht inhaltlosen Treiben der Ordensbrüder ein deutliches Bild gewähren. Man beschäftigte sich mit Ordensangelegenheiten, mit Geldsammlungen, erbaulichen Vorträgen, daneben aber auch mit chemischen Experimenten, Verwandlung der Metalle, und Geheimmitteln gegen Krankheiten. Auch hier war es W., der meist das Wort führte, den Briefwechsel besorgte, die ganze Organisation leitete, in der Schrift „Die Pflichten der Gold- und Rosen-Creutzer alten Systems" (1782) dem Orden ein Lehrbuch gab. Eine große Menge von Schriftstücken von seiner Hand bezeugen den Fleiß und den Ernst, mit dem er in diesen Dingen gearbeitet hat. Aber auch hier, wie im Freimaurerorden, sah er sich bald, als „Bruder vom achten Grade", an den Grenzen des Erreichbaren; und schon seit 1784 kommen wieder seine Klagen über die Unzugänglichkeit der letzten Grade, das Schweigen der Oberen. Dennoch, trotz aller Enttäuschungen und Fehlschläge, hielt er fest zu dem Orden, an dessen geheimnißvolles Ansehn seine eigene Machtstellung gekettet war, und man kann bis in das Jahr 1796 die Spuren seiner rosenkreuzerischen Thätigkeit verfolgen.

Das wichtigste Ereigniß in der Entwicklung des Rosenkreuzerordens, dasjenige worauf die Bedeutung des Ordens für die preußische Geschichte beruht, wurde auch das wichtigste Ereigniß in Woellner's Leben. Am 8. August 1781 wurde der Prinz von Preußen, der schon seit dem Bairischen Erbfolgekriege mit Mil-

gliedern der geheimen Gesellschaften verkehrt hatte, durch den Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels in den Orden aufgenommen, durch W. eingesegnet. Mit der ihm eigenen Gewandtheit wußte W. allmählich die Gunst des Prinzen zu gewinnen, dessen mystischen Neigungen er schmeichelte, dessen Sinnlichkeit er nicht, wie Bischoffwerder, entgegentrat. Von besonderer Bedeutung für den Prinzen wie für die innere Geschichte Preußens wurde es, daß W. seit Ende des Jahres 1783 bis zum August 1786 für den Prinzen eine Reihe von Vorlesungen ausarbeitete, die er ihm zum Theil persönlich vortrug, alle zur Durchsicht überreichte. W. wurde dadurch der eigentliche Lehrer des Prinzen, dessen Ansichten über Verwaltung, Finanzen, Wirthschaft des preußischen Staates er entscheidend beeinflußte. Woellner's Vorlesungen behandelten: das Forstwesen (1783/84), die Bevölkerung des preußischen Staates (1784), Finanzen und Staatseinkünfte (1784), die Leibeigenschaft (1784/85), die Religion (1785), die Oberrechenkammer und die kurmärkische Landschaft (1785/86), Fabriken und Commerzwesen, das Friedrich Wilhelms-Hospital, das Cabinet, die Regie, Charakteristik von 100 guten Beamten, die Succession in Wusterhausen, „ob bei dem Tode des Königs Majestät die königlichen Geschwister etwas ererben", Gedanken über die bessere Einrichtung der Akademie der Wissenschaften zum Nutzen des Staates, ein ganz neuer Fond zu neuen Staatsverbesserungen (sämmtlich 1786). Diese Vorlesungen in ihrer Gesammtheit betrachtet, bilden wol die schärfste Kritik des fridericianischen Systems, die damals geschrieben ist, und zugleich ein in die Zukunft weit vorausgreifendes, kühnes, grundstürzendes Reformprogramm. W. geht darin von dem Gedanken aus, daß der preußische Staat in seiner eigenartigen Lage, zur Aufrechterhaltung seiner Machtstellung, mehr Menschen und mehr Geld gebrauche, die beide nur durch eine vollständige Umwälzung des fridericianischen Steuer- und Wirthschaftssystems erreichbar seien. Mit unleugbarer Sachkenntniß, wenigstens in allen landwirthschaftlichen Fragen, im übrigen sichtlich durch physiokratische Anschauungen beeinflußt, erörtert W. das herrschende Mercantilsystem, das Monopolwesen, vor allem die Lage des Bauernstandes in Preußen. Er ist kein radicaler Agrarier, er wünscht die durch König Friedrich emporgebrachte Fabrikation namentlich von Woll- und Seidenwaaren zu schützen, aber nicht durch Beibehaltung der Monopole, sondern durch größere Freiheit für die Fabriken wie für den Handel. „Wie leicht", sagt er einmal, „wird es einem Regenten die Commercien zu unterstützen; alle übrigen Entreprisen zur Aufnahme des Staates kosten alle große Summen, hier bedarf es nur eines einzigen Wortes, und dies Wort heißt: Freiheit". Darum verlangt W. Aufhebung der Aus- und Einfuhrverbote, der Regie, der Monopole der Seehandlung, des Lagerhauses, der Splittgerber'schen Unternehmungen. Monopole, lehrt er, bringen Geld ein, aber sie schaden dem Wachsthum der Bevölkerung, sie schicken sich für einen Herzog von Gotha oder von Weimar, nicht für einen König von Preußen, der an seine Armee denken muß. Er empfiehlt auch, unter Ausfällen gegen „unmoralische Fabrikantenseelen", höhere Löhne, überhaupt mehr Fürsorge für die Arbeiter und Aufhebung des Druckes, „unter dem meine lieben Protégés, die Tausende der armen Arbeiter schmachten". Aber wichtiger als Fabriken und Handel ist ihm doch die Landwirthschaft, der Bauernstand. Der Bauernstand ist das Fundament des Staates; man lasse die andern Stände klagen, verschone aber den Bauer. Im Staate Friedrich's geschehe das Gegentheil: die Classe, die zur Armee die Menschen stellt, muß auch noch den Unterhalt der Armee hauptsächlich tragen. Statt dem Vorbild Heinrich's IV. und Sully's zu folgen, ahme man die neueren Einrichtungen Frankreichs nach und bringe dadurch den preußischen Bauernstand an den Bettelstab. Er zählt die Lasten auf, unter denen der preußische Bauer erliege: die Naturalverpflegung

der Cavallerie, die dem Bauer die Fourage nehme, die Haltung von Vieh und den Betrieb der Landwirthschaft erschwere, den Acker entwerthe; die Frohndienste, die den Bauer ruiniren, und selbst den Gutsherrn schädigen; die Vorspannpässe, die namentlich in der Nachbarschaft von Berlin und Potsdam eine Landplage sind; die Extramonate bei der Contribution; die Fabriksteuer; das Verbot der Einfuhr des guten schwedischen Eisens; die Friedensmagazine mit ihren störenden Verboten des freien Getreideverkehrs im Inland, wodurch der ohnehin überlastete Bauer sein Getreide theuer zu verkaufen verhindert werde. Alle diese Einrichtungen müssen abgeschafft, und die Ausfälle ersetzt werden durch die Ausdehnung der Contribution auf Edelleute, Stifter u. s. w., durch eine Kopfsteuer in der Form einer progressiven Classensteuer, die namentlich die größeren Vermögen schärfer heranzieht, durch eine Luxussteuer auf Equipagen, Dienstboten, Reitpferde, Delicatessen. Um aber dem Bauernstand gründlich aufzuhelfen, das Wachsthum der Bevölkerung unermeßlich zu steigern, empfiehlt W. neben der selbstverständlichen Aufhebung der Leibeigenschaft, die Zerschlagung der königlichen Domänen, Säcularisation der Stifter, allmähliche Verwandlung auch der großen Rittergüter in Bauernhöfe, selbst auf Kosten des Tresors; sein Ideal wäre die Auftheilung des Landes in Bauerngüter zu je zwei Hufen; er versprach sich davon auch die Nationalisirung des preußischen Heeres. Seinem Hauptziel, Hebung der Bevölkerung und ihres Wohlstandes, sind auch seine Betrachtungen und Vorschläge über das Religionswesen angepaßt. Die durch König Friedrich eingeführte, durch das geistliche Departement und den Mißbrauch der Toleranz geschützte sogenannte Aufklärung, so ist Woellner's Gedankengang, führt zur Irreligiosität, diese zur Unsittlichkeit und Ehelosigkeit, dem hauptsächlichsten Hinderniß der Volksvermehrung. Diesem Unwesen, das den Staat entsittlicht und entvölkert, muß abgeholfen werden durch das Beispiel des Königs, durch strenge Heilighaltung des Sonntags, an dem auch Exercitien und Paraden unterbleiben müssen, durch scharfe Beaufsichtigung der Prediger und schon der Candidaten beim Examen, durch Einführung der Büchercensur, vor allem aber durch einen redlichen Chef des geistlichen Departements, der als wahrer Seelsorger für Millionen Menschen wirke. W. meinte hiermit keineswegs Gewissenszwang zu empfehlen. Er preist in schwungvollen Worten die Toleranz, welche die Vermehrung der Bevölkerung, Handel und Wandel, Wissenschaften und freie Künste fördere, Länder und Staaten in Flor bringe, und verlangt Duldung für Juden, Türken und Heiden. Allein die Toleranz gebiete nicht, Angriffe und Spöttereien gegen die Religion zu dulden, und wenn auch ein Jeder glauben und denken könne, was er wolle, so stehe es anders mit einem Lehrer oder Prediger, der vermöge seines Amtes verbunden sei Jesum zu lehren.

Es gibt kaum eine Frage der Verwaltung und Staatswirthschaft, kaum eine Erscheinung des öffentlichen Lebens, die W. in diesen Vorlesungen nicht erörtert, bei der er nicht den bestehenden Zustand scharf und zuweilen treffend kritisirt, Reformen vorgeschlagen hätte. Doch hinterlassen seine Ausführungen, so interessant sie sind, einen keineswegs erfreulichen Eindruck, nicht bloß wegen des raschen und oberflächlichen Absprechens über die schwierigsten Fragen, wegen der leichtfertigen und oft verleumderischen Angriffe gegen die ihm verhaßten Minister, wie Schulenburg-Kehnert, Zedlitz, Heinitz, und wegen der beflissenen Ergebenheit für die Neigungen und Interessen des Prinzen. Der schlimmste Mangel ist, daß, wie man bald inne wird, dem neuen Reformator sittlicher Ernst und sittlicher Wille fehlen. W. mochte leicht merken, daß von allen Vorschlägen doch nur der Kampf gegen die Aufklärung wirklich das innerste Interesse Friedrich Wilhelm's berührte, der dazu auch als Rosenkreuzer verpflichtet zu sein meinte. Schon im März 1786 (in diese Zeit gehört das von Preuß veröffentlichte Promemoria, Zeitschrift für preußische Geschichte 3, 87; Philippson 1, 206) hat W. als das Ziel seines

Ehrgeizes die Ernennung zum Chef des geistlichen Departements ins Auge gefaßt, um „als unwürdiges Instrument in der Hand von Ormesus (Ordensname des Prinzen) Millionen Seelen vom Untergange zu retten und das ganze Land wieder zum Glauben an Jesum zurückzubringen" (an Bischoffwerder 18. März 1786). Damit hat W. sich selbst den Gang seines Schicksals gezeichnet: der himmelstürmende Reformator wich mehr und mehr vor dem Kämpfer gegen die Aufklärung, weil nur dieser sich in Gunst und Macht behaupten konnte.

Zunächst, mit dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm's II., seines Schülers, schien Woellner's Zeit gekommen: am 26. August 1786 zum Geheimen Oberfinanzrath ernannt, bald nachher auf sein Verlangen in den Adelstand erhoben (2. October), wurde W. thatsächlich der Cabinets- oder Premierminister, der in allen inneren Angelegenheiten, großen wie kleinen, die Entscheidung gab. Er ordnete den Nachlaß des verstorbenen Königs, dessen ungedruckte Schriften bald darauf mangelhaft herausgegeben wurden; er leitete die Auseinandersetzung über die Erbschaftstheilung, wobei er zwischen dem König und den anderen Gliedern der königlichen Familie vermittelte, die sich gern an ihn wandten und denen er gern gefällig war; er entwarf Ansprachen des Königs an Stände, an Minister. Er wurde nicht, wie er gewünscht hätte, Finanzminister, aber er erhielt die Verwaltung der wichtigsten Casse, der Dispositionscasse, in der die Ueberschüsse der großen Staatscassen zusammenflossen, die Aufsicht über sämmtliche Immediat- (d. h. Staats-) Bauten, sowie die Direction der Hofbauämter in Berlin und Potsdam, eine Directorstelle im Seidenbau-Departement neben Hertzberg, einen Platz in dem 4. und 5. Departement des Generaldirectoriums, dem „vereinigten Fabriken- und Commerz- wie auch Accise- und Zoll-Departement". Bald wurde er auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Mitglied und Assessor der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften. Was der neue König an volksthümlichen Reformen, an Veränderungen in der Verwaltung durchführte oder versuchte, war ausschließlich Woellner's Werk: die neue Einrichtung der Regie, die Aufhebung der Monopole des Tabaks- und Kaffeehandels, an deren Stelle ganz nach Woellner's früherem Plan die Einführung einer Art Classensteuer, der ersten directen Steuer in Preußen, versucht wurde, die Erleichterungen für den Transitverkehr und besonders für den Getreidehandel; andrerseits die Umgestaltung des Generaldirectoriums, dem früher abgesonderte Verwaltungszweige wie das Forstdepartement wieder eingeordnet und zugleich ein mehr collegiales Geschäftsverfahren vorgeschrieben wurde, die gänzliche Unabhängigkeit der Oberrechenkammer, diejenige aller Woellner'schen Reformen, die sich am besten bewährt und erhalten hat. Allen diesen Reformen, obgleich sie namentlich für die Wiederbelebung des Handels sich förderlich erwiesen, fehlten doch Zusammenhang und nicht selten ausreichende Sachkenntniß, ebenso wie sittliche Willenskraft; vollends von der dringendsten Reform, der Hebung des Bauernstandes, die auch König Friedrich Wilhelm selbst früher als nothwendig anerkannt hatte, war, so viel wir sehen, gar nicht mehr die Rede. Dagegen begann W. allmählich auch die geistlichen Angelegenheiten an sich zu ziehen; schon am 22. Februar 1787 wurde er zum Rath bei dem neuerrichteten Ober-Schulcollegium ernannt. Es ist nicht klar, weshalb König Friedrich Wilhelm, indem er auch in kirchlichen Fragen seinen Rath immer häufiger einholte, gleichwol zögerte, ihn zum Minister des geistlichen Departements zu ernennen; was über den Widerstand der Gräfin Ingenheim und ihrer angeblichen Partei behauptet wird, ist nichts als Vermuthung, entstanden durch eine falsche Angabe über den Tod der Gräfin, die nicht am 25. März 1788 (wie Philippson 1, 180 angibt), sondern erst am 25. März 1789, also nicht vor, sondern lange nach Woellner's Ernennung verstorben ist. Wie es

scheint, hätte der König gewünscht, grade durch den bisherigen Chef des geistlichen Departements, durch Zedlitz selbst den Kampf gegen die Aufklärung geführt zu sehen; als dieser versagte, ließ er zunächst dessen Geschäftskreis mehr und mehr einschränken, dann, dem von Bischoffwerder unterstützten Drängen Woellner's nachgebend, ernannte er ihn am 3. Juli 1788 zum Wirklichen Geheimen Staats- und Justizminister und Chef des geistlichen Departements in lutherischen und katholischen Angelegenheiten. Woellner's ersehntes Ziel war erreicht: der Sohn des bürgerlichen Landpastors, der „pauvre roturier", wie er sich selbst einmal nennt, hatte sich durch geschickte Benutzung der geheimen Verbindungen zum preußischen Staatsminister aufgeschwungen; von dem König, der sich durch die Ordenspflicht in seinem Gewissen gebunden hielt und von Woellner's besonderer Mission überzeugt war, hatte er „in dem Kriege gegen die Aufklärer das Generalcommando" erhalten. Wenige Tage nach seiner Ernennung, am 9. Juli, erließ er unter freudiger Zustimmung des Königs das berufene Religions-Edict, mit dem zusammen sein Name in der preußischen Geschichte fortlebt. Das Edict entsprach ganz den in Woellner's Vorlesung über die Religion ausgesprochenen Grundsätzen: Duldsamkeit gegen die verschiedenen in Preußen zugelassenen Religionsparteien und Secten, soweit sie sich ruhig verhalten, aber Schutz der christlichen Religion gegen die Angriffe der Aufklärer; kein Gewissenszwang, aber strenges Verbot gegen Geistliche, Prediger oder Schullehrer der protestantischen Confession, bei Strafe der Cassation in ihrer Amtsführung von dem in den symbolischen Büchern enthaltenen Lehrbegriff abzuweichen, und sorgfältige Aufsicht auf die Besetzung der Pfarreien, der theologischen Universitätsprofessuren und der Schulämter. Das Edict wurde ergänzt durch eine Reihe anderer Bestimmungen, welche die Schulen dem Staat (den Kammern) entzogen und den Consistorien als Provinzialschulcollegien überwiesen, die Prüfungscommission für die Lehrer durch Heranziehung der Generalsuperintendenten fast ausschließlich aus Geistlichen zusammensetzten, die Kirchenzucht durch Vorschriften über Ehen in verbotenen Graden, gegen Wiederverheirathung von Wittwern und Wittwen u. s. w. verschärften, endlich durch das „erneuerte Censur-Edict für die preußischen Staaten" vom 19. December 1788, das von Carmer ausgearbeitet, den Censoren strenge Pflichterfüllung einschärfte, bei Uebertretung der Censurvorschriften für Drucker und Verleger aber nur mäßige Geldstrafen festsetzte, die Verfasser unter das gemeine Recht stellte. Dazu kam die Einführung neuer orthodoxer Lehrbücher für den Religionsunterricht in den Schulen wie für das theologische Studium auf den Universitäten. Alle diese Maßregeln, die meist noch unter recht plumpen Formen ins Leben gerufen wurden, erregten in der öffentlichen Meinung lebhafte Aufregung, in den Kreisen des fridericianischen Beamtenthums, namentlich in dem Oberconsistorium nachdrücklichen Widerspruch. Allein König Friedrich Wilhelm II., mochte seine Güte auch in einzelnen Fällen die harten und groben Verfügungen des Ministers wohlwollend mildern, war doch in der Bekämpfung der Aufklärung mit ihm grundsätzlich durchaus einverstanden und trieb ihn nicht selten noch zu schärferem Vorgehen an. Die Opposition, namentlich gegen das Religionsedict, das ihm recht aus dem Herzen geschrieben war, empörte ihn, sodaß er schon im September 1788 ganz selbständig verfügte, der Fiscal solle die Vergehungen dagegen als gesetzwidrig bestrafen. Ferner genehmigte er, daß die Entscheidung bei allen Verhandlungen im Oberschulcollegium wie im Oberconsistorium künftig, ohne Rücksicht auf die Stimmen der Räthe, dem Minister allein zustehen solle, und ließ zur Unterstützung Woellner's den schlesischen Consistorialrath H. D. Hermes und den Rosenkreuzer G. Fr. Hillmer berufen, die dann die Einrichtung eines besonderen „Ober-Religionscollegiums zur Abstellung des eingerissenen Unwesens in Religionsangelegen-

heiten“ beantragten. Hiergegen aber sträubte sich W., unterstützt von Goldbeck; dafür wurden Hermes und Hillmer dem Oberconsistorium beigegeben und zugleich zu Mitgliedern einer neu errichteten Immediat-Examinationscommission ernannt, die auf Grund eines neuen Examinationsschemas alle Prüfungen der Candidaten für ein Schul- oder Pfarramt zu überwachen hatte (Mai 1791). Auf Hillmer's Anregung wurde auch ihm und seinen Genossen vom Könige die Censur übertragen, worauf die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ und die „Berlinische Monatsschrift“ Berlin verließen. Mit diesen Bestimmungen und Einrichtungen war der Kampf gegen die „Neologen“ organisirt, durch den Friedrich Wilhelm II. und W. der inneren Geschichte Preußens in dem Jahrzehnt von 1788 bis 1797 das Wesenszeichen aufprägten.

Damit erschöpft sich aber Woellner's Wirksamkeit keineswegs. Als Verwalter der Dispositionscasse griff er in die Erledigung aller großen Finanzfragen ein, immer beflissen, das persönliche Interesse des Königs dabei klug zu wahren. Als Chef der Bauverwaltung leitete er die großen Neubauten des Königs in Potsdam. Als erster Vertrauensmann des Königs prüfte er alljährlich die Uebersichten über die Verwaltung und bereitete die Fragen vor, die der König bei den üblichen „Ministerrevuen“ um Trinitatis zu stellen pflegte. Mehr und mehr verschwand dabei aus seinem Wirken jeder reformatorische Zug; übrig blieben nur gewisse kleine Liebhabereien, Pflege der Maulbeerbäume, Sorge für Torfgräbereien u. dergl. An den Schwankungen in der Verwaltung, dem Besteuerungssystem, der Zoll- und Handelspolitik hat er, soviel wir sehen, später einen entscheidenden Antheil nicht mehr gehabt. Ebensowenig besaß er Einfluß in Fragen der auswärtigen Politik. Mit dem Kriege gegen Frankreich war er keineswegs einverstanden, obwol er an den Berathungen über die Aufbringung der nöthigen Geldmittel 1792 und in Frankfurt a. M. 1793 theilnehmen mußte; wiederholt, namentlich bei der Krisis im October 1794, hat er den König um Wiederherstellung des Friedens gebeten.

Das Jahr 1794 bildet für die Stellung Woellner's zum Könige einen Wendepunkt. Durch die Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich, durch die Erwerbung Südpreußens war das Interesse des Königs an der Bekämpfung der Aufklärung zeitweise abgelenkt, keineswegs erloschen. Als er im März 1794 von der Examinationscommission Berichte erhielt, welche die Erfolglosigkeit der bisherigen Maßregeln einräumten, brauste sein Eigenwille hitzig auf. W. selbst stellte dem König entschuldigend vor: im Gegensatz zu dem cholerischen Hermes, der immer mit dem Schwerte dreinschlagen wolle, sei er für ein gelindes Verfahren. „Gott kann doch nicht mehr von uns fordern, als wir nach unseren Kräften und nach den jedesmaligen Umständen thun können. Das Uebrige ist seine Sache“ (19. März 1794; nicht 19. Mai, Philippson 2, 155). So aber hatte der König es nicht gemeint. In den schärfsten Ausdrücken tadelte er Woellner's Schwäche und Eitelkeit; er nahm ihm das Baudepartement ab, damit er „sich ganz der Sache Gottes widmen“ könne, und war nahe daran, ihn auch aus dem geistlichen Ministerium zu entfernen. Zugleich erließ er eine Reihe von Verfügungen, um „in seinen Staaten ein rechtschaffenes thätiges Christenthum als den Weg zur wahren Gottesfurcht aufrecht zu erhalten“: bei Besetzung von Inspectoraten und Predigerstellen sollten die von der Examinationscommission einzureichenden Listen zuverlässiger Candidaten vorzüglich berücksichtigt werden; jeder Lehrer und Professor sollte künftig vor seinem Amtsantritt einen Revers ausstellen, daß er „weder in seinem Unterricht noch außer demselben auf keine Art weder direct noch indirect etwas gegen die christliche Religion, gegen die Heilige Schrift und gegen die landesherrlichen Verordnungen im Religionswesen vorbringen werde“. Die schon früher erlassenen Bestimmungen wurden in Erinnerung

gebracht und W. selbst zum schärfsten Vorgehen gegen „renitente Prediger, Schullehrer und Professoren" aufgefordert. Zugleich wurden Hermes, Hillmer und Hecker zu Mitgliedern des Ober-Schulcollegiums ernannt (Cabinetsordre vom 27. März). Weitere Verfügungen wandten sich gegen Niemeyer und Nösselt in Halle, Reinbeck in Frankfurt a. O., Kant in Königsberg. Das eigenhändige Schreiben, in dem der König diese Maßregeln anordnete, schloß er mit den Worten: „Diesem Unwesen muß absolut gesteuert werden, eher werden wir nicht wieder gute Freunde" (30. März 1794). W. gehorchte dem Willen des Königs: der Kampf zu Gunsten eines absolutistisch-orthodoxen Regimentes innerhalb der protestantischen Kirche, der Schulen und Universitäten Preußens wurde mit allem Nachdruck, in den schroffsten Formen aufgenommen. Man entzog das Erkenntniß gegen „neologische" Pfarrer den Justizbehörden und übertrug es dem gefügigeren Consistorium; den Universitätsprofessoren wurde der vom König anbefohlene Revers zur Unterschrift vorgelegt; jede Anstellung und Beförderung von einem Zeugniß der Examinationscommission über die Orthodoxie des Candidaten abhängig gemacht; die Heilighaltung der Sonn- und Festtage eingeschärft, Kant verwarnt, eine Visitation aller Universitäten und städtischen Schulen durch die Examinationscommission angeordnet und theilweise auch ausgeführt. Man sieht: was als „Höhepunkt des Woellner'schen Regiments" immer bezeichnet wurde, ist thatsächlich ein ganz persönlicher Vorstoß des Königs in dem Kampfe gegen „die Aufklärung", das letzte Aufflackern seiner alten Kampfeslust, die mit der bald darauf eintretenden Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte gleichfalls allmählich verlöscht.

„Gute Freunde" sind der König und sein Minister, trotz aller eifrigen Bemühungen Woellner's, doch nicht wieder ganz geworden, wenn auch W., mit Ausnahme des Baudepartements, seine bisherigen Stellen und Würden behalten durfte und in Verwaltungsfragen wie in Finanzsachen noch oft Berichte abzustatten und Rathschläge zu ertheilen hatte. An den Gnadenbezeigungen, deren die Günstlinge des Königs bei den südpreußischen Güterschenkungen in so reichem Maße sich erfreuen durften, hatte W. allein keinen Antheil. Nur bei Gelegenheit seiner Mitwirkung an der Einführung der Lotterie in Ansbach-Baireuth gewährte ihm der König eine Zulage zu seinem Gehalte (29. April 1797), das bei Abnahme des Baudepartements verkürzt worden war. Den Verlust der königlichen Gunst und Gnade ertrug W. so würdelos, wie wenige Jahre früher Graf Hertzberg; der einst fast allmächtige Minister verschmähte es jetzt nicht, da er auch mit Bischoffwerder etwas entzweit war, selbst den Kämmerer Ritz um seine Vermittlung, seine Protection bei dem König in unterwürfigster Weise, schmeichelnd und klagend, anzurufen.

Nicht minder würdelos war das Verhalten Woellner's nach dem Ableben König Friedrich Wilhelm's II. Während er selbst dazu mitwirkte, die in dem Kampfe gegen die Aufklärung eingeführten Neuerungen zu beseitigen, die Examinationscommission aufzuheben, dem Oberconsistorium seine alten Rechte wiederzugeben, benutzte er eine Verfügung des neuen Königs, um den kirchlichen Behörden das Religionsedict von 1788 in Erinnerung zu bringen, worauf König Friedrich Wilhelm III. in der von Mencken entworfenen berühmten Cabinetsordre vom 11. Januar 1798 mit einer scharfen Verurtheilung des Woellner'schen Regimentes antwortete. Es nützte W. nichts, daß er bereitwillig alle „Befehle seines Herrn vollstrecken, dem Willen des Königs auf das pünktlichste streng gehorchen" zu wollen erklärte: am 11. März 1798 erhielt er, ohne Gewährung einer Pension, seine Entlassung. Eine weitere Untersuchung gegen ihn, Bischoffwerder und den Orden der Rosenkreuzer, die einzelne Rathgeber des Königs auch infolge der Enthüllungen in dem Lichtenau-Processe forderten, wurde, so

viel ich sehe, durch den Einfluß des Grafen Haugwitz verhindert. Die ungnädige Entlassung traf W. um so härter, als er keineswegs in glänzenden Verhältnissen lebte. Er hatte im J. 1790 mit dem Vermögen seiner Frau einige Güter im Kreise Beeskow erworben, die er mit Unterstützung des Königs, aber auch mit erheblichen eigenen Opfern emporzubringen suchte und deren Erhaltung ihn jetzt in Verlegenheiten verwickelte. Wiederholte flehentliche Gesuche um Bewilligung einer Pension blieben unberücksichtigt. So starb er, sorgenbedrückt und verlassen, am 10. September 1800 auf seinem Gute Groß-Rietz, wo er auch begraben liegt. Seine Frau, mit der er in kinderloser aber glücklicher und von gegenseitiger innigster Herzlichkeit getragenen Ehe gelebt hatte, folgte ihm ein Jahr später.

Obwol durch den völligen Mangel an Charakter abstoßend, bleibt W. doch immer merkwürdig durch seine nicht gewöhnliche Begabung und seine noch ungewöhnlichere Laufbahn, vor allem durch die Aufstellung eines umfassenden und vielfach eigenartigen Reformprogramms, das mitten in der Blüthe des fridericianischen Staates auf ein ganz anders gestaltetes Staaswesen vorahnend hindeutet. Unter der Zucht eines Stein konnte W. bei der Reform des Bauernstandes, der Landwirthschaft vielleicht eine brauchbare Kraft werden; das Regiment des unglücklichen Friedrich Wilhelm II. löste fast nur die schlimmen und verderblichen Eigenschaften seines seltsam gemischten Wesens aus. Seine Persönlichkeit und sein Wirken waren möglich und sind verständlich nur in der Zeit des wüsten Durcheinanders von Unglaube und Aberglaube, in der allgemeinen Zersetzung vor der großen Umwälzung.

Woellner's Nachlaß, zerstreut im Privatbesitz. — Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin, des königl. Hausarchivs zu Charlottenburg. — Aus der bisherigen Litteratur kommen nur in Betracht: Preuß, Zur Beurtheilung des Staatsministers von Woellner (in der Zeitschr. f. Preußische Geschichte u. Landeskunde, II. u. III. Bd.) und Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens, zwei Bände (schönes Material, fleißig zusammengebracht, aber unzureichend verarbeitet).

P. Bailleu.

Wollrabe: Ludwig W., Schauspieler, wurde am 26. März 1808 in Hamburg als Sohn eines Hautboisten geboren, der volle fünfzig Jahre hindurch im Orchester des Hamburger Stadttheaters thätig war. Als er elf Jahre alt war, wurde er in das unter der Leitung Weidner's stehende Kinderballetcorps des Stadttheaters aufgenommen, blieb aber kaum ein Jahr darin, da er das Unglück hatte, in eine Versenkung zu stürzen, und sich dadurch einen schweren Leibesschaden zuzog. Nach seiner Confirmation gaben ihn die Eltern bei einem Buchdrucker in die Lehre, und als er in dieser Stellung nicht gut that, bei einem Gewürzkrämer. Da auch dieser Versuch mißlang, schickten sie ihn nach Braunschweig in ein großes Handelshaus, wo es ihm recht gut ging. Doch gewann in Braunschweig die Neigung zum Theater solche Macht über ihn, daß er nach Hamburg zurückkehrte und sich von den Directoren Herzfeld und Schmidt für das Stadttheater engagiren ließ. W. verlangte von ihnen, daß er in größeren Rollen auftreten dürfte und machte sich, als ihm sein Begehren nicht erfüllt wurde, auf die Flucht, um sich nunmehr einige Jahre hindurch in verschiedenen Städten als Mitglied einer Anzahl von Schmieren herumzutreiben. In der Gesellschaft einer Frau Ruhle, die eine Zeit lang in Kalisch spielte, ging er zur Oper über, indem er Tenorrollen übernahm und z. B. den Octavio im „Don „Juan" sang. In Ostrowo verlobte er sich mit Emilie Bachmann und trat dann mit ihr und ihrer Mutter in die Gesellschaft von Vogt und Groche in Neiße ein. Dann ging er mit ihnen zu dem Director Bormot nach Oppeln, wo sein Bruder Heinrich

gleichfalls engagirt wurde. Nachdem er vierzehn Jahre hindurch ein unstätes Wanderleben geführt hatte, erhielt er im J. 1834 eine Anstellung als Tenorist am Stadttheater zu Lübeck, das damals unter der Direction von Gerstel und Ulrich stand. Er debutirte hier als Johann von Paris, fiel aber so gründlich durch, daß er sich genöthigt sah, wieder zum Schauspiel zurückzukehren. Er ließ sich daher von dem Director Karl Theodor Müller, dem sogenannten „Franzosen-Müller“, als erster Komiker für Hildesheim anwerben, mit dessen Truppe er auch in Celle und Lüneburg auftrat. Nach einem kurzen Gastspiel an dem Hoftheater zu Hannover, wurde er für das Hoftheater zu Detmold als Komiker engagirt, hielt es aber auch an ihm nicht lange aus, sodaß er froh war, als ihm Gelegenheit geboten wurde, sich am Stadttheater zu Köln als Liebhaber zu versuchen. Er gefiel in den Rollen des Posa, Carl Moor und Faust so gut, daß er sofort unter günstigen Bedingungen für Köln engagirt wurde. Nachdem er von Köln aus auch in Aachen vorübergehend gespielt hatte, begab er sich nach Breslau, wo seines Bleibens wieder nicht lange war, da er sich mit der Direction überwarf. Längere Zeit hielt er am Leipziger Stadttheater aus, das damals von Ringelhardt geleitet wurde. Er fand hier ein Publicum, das sich für seine Leistungen begeisterte und ihn namentlich wegen seiner vollendeten Darstellung ritterlicher Charaktere auszeichnete, und einen Kreis gebildeter Männer, in deren Umgang er sich wohl fühlte. Doch dauerte das angenehme Verhältniß in Leipzig nur kurze Zeit. W., besser wie je gestellt, überließ sich dem Dämon des Spieles, kam dadurch physisch und moralisch herunter und verlor die Achtung des Publicums. Er sehnte sich daher danach, von Leipzig fortzukommen und war so glücklich, ein Anerbieten für das Hoftheater in München zu erhalten. Doch kam es nicht zur Uebersiedelung nach München, da W. in Halle auf der Durchreise plötzlich gelähmt wurde und zwanzig Wochen lang im rheumatischen Fieber zu Bett liegen mußte. Als er wieder genesen war, wandte er sich nach Düsseldorf, wo er unter der Direction Henkel's mit Glück in Heldenrollen auftrat und z. B. den Ingomar in Halm's „Sohn der Wildniß“ zum ersten Mal spielte. Da sich jedoch Henkel sehr bald nach Wollrabe's Anstellung ganz vom Theater zurückzog, wurde er wieder stellenlos und mußte sich mit vorübergehenden Engagements in Mainz, Bremen und Hamburg begnügen. In Hamburg hielt er kurze Zeit eine Theaterschule und ein Theaterbureau, konnte aber mit keiner dieser beiden Unternehmungen auf einen grünen Zweig kommen. Seine freie Zeit benutzte er damals, um die Bühnengeschichte seiner Vaterstadt Hamburg zu schreiben. Auf diese Weise entstand die „Chronologie sämmtlicher Hamburger Bühnen, nebst Angabe der meisten Schauspieler, Tänzer und Musiker, welche seit 1230—1846 an denselben engagirt gewesen und gastirt haben.“ Das Werk erschien erst im J. 1847 in Hamburg im Verlag von Berendsohn, als W. bereits die Direction des Theaters in Schleswig übernommen hatte. Er machte hier und in Eckernförde gute Geschäfte, wurde aber von dem dänischen Minister Scheele ausgewiesen, als in einer Vorstellung des „Wilhelm Tell“ das Publicum das Lied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ anstimmte. So wieder auf das Trockene gesetzt, eilte er nach Wien, in der Hoffnung, dort durch Vermittelung seines Freundes Lortzing eine Anstellung zu finden. Er hatte sich nicht getäuscht und erhielt wirklich ein ziemlich günstiges Engagement an dem unter Pokorny's Leitung stehenden Theater an der Wien. Der bald darauf erfolgte Ausbruch der Wiener Revolution vertrieb ihn aber wieder. Er flüchtete nach Baden und kam hier auf den Gedanken, seine Kinder Amalie, Ferdinand und Cäcilie, an denen er ein merkwürdiges Gesangs- und Darstellungstalent entdeckt hatte, zu einem Schauspieler- und Sängerensemble auszubilden und sein Glück mit ihnen auf Gastspielen zu

versuchen. Er führte sie zuerst nach Brünn und erzielte hier große Erfolge. Während dieser Zeit starb seine Frau, die er in Baden bei Wien zurückgelassen hatte, und zwei seiner jüngsten Kinder. Mit den am Leben gebliebenen setzte er sein Gastspielunternehmen fort und ließ sie in Olmütz, Prag, Dresden, Leipzig, Magdeburg und Hamburg auftreten, von wo er nach Riga zog, wo sich die jugendliche Gesellschaft im December 1851 und im April 1852 in Stücken wie „Kurmärker und Picarde", „Der Stralauer Fischzug", „'s letzte Fensterln" producirte und W. schöne Einnahmen hatte. Durch unglückliche Umstände büßte er jedoch in Riga seine Baarschaft ein und mußte froh sein, sich und die Seinen gesund wieder nach Deutschland hinüberzuretten und für die Dauer von zwei Jahren die Leitung des Hoftheaters in Altenburg zu erhalten. Am 17. April 1854 vermählte er sich hier mit Minna Müller, die als Liebhaberin einen guten Ruf hatte. Oekonomische Schwierigkeiten vertrieben ihn auch aus Altenburg, wie bald darauf aus Sondershausen, wo er gleichfalls für kurze Zeit die Direction des Hoftheaters übernommen hatte. Unstät von einem Ort zum andern getrieben, war er hierauf mit seiner Frau an den Theatern zu Rotterdam, Pest, an Treumann's Quaitheater in Wien und in Breslau thätig und bekleidete dann in den Jahren 1866—67 die Stelle eines Opernregisseurs in Riga. Nach einem kurzen Gastspiel in Karlsbad siedelte er, wiederum mit seiner Frau, als Oberregisseur nach Olmütz über, wo seine Frau schwer erkrankte. Nach ihrer Genesung ließen sie sich noch einmal nach Lemberg engagiren. Seit Ostern 1869 aber zog sich W. von der Bühne zurück und ließ sich in Hamburg nieder, wo seine Frau Unterkunft am Stadttheater fand. Er lebte von der Unterstützung seiner Kinder, unter denen sich seine Tochter Amalie (geboren am 20. Februar 1837 und vermählt im J. 1861 mit dem Fürsten Leopold von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, später von König Ludwig II. von Baiern zur Freiin Wollrabe von Wallrab und im Jahre 1875 zur Gräfin von Löwenstein-Scharffeneck erhoben) als Soubrette am Wallnertheater in Berlin ausgezeichnet hatte und Auguste als erste Sängerin am kgl. Hoftheater zu Hannover engagirt war, und starb am 26. Januar 1872 in Prag. — Schon auf seinen Wanderfahrten und später in Leipzig und Wien hat sich W. als Bühnenschriftsteller versucht. Sein erstes Stück war eine zweiactige Posse: „Trauer, Verlobung und Hochzeit, oder das Gericht zu Riebfelden" (Emmerich 1837). In Leipzig ließ er die Original-Lustspiele in vier Aufzügen: „Cäcilie oder Hoch- und Wohlgeboren" (1842) und „N. N. N. N." (1842), sowie die Posse: „Der schwarze Kater oder zwei Schneider auf Reisen" (1841) erscheinen. Ferner erwähnt er noch folgende, wol ungedruckt gebliebene Stücke: „Nur nicht nach Norden", „Sieben Romeos und eine Julie" und „Das Kind aus dem Volke" und bemerkt dazu: „Besonderen Beifall habe ich mit keinem geerntet, ich hatte das Zeug nicht dazu". In Wien wollte er bei Wallishauser mit J. C. Böhm zusammen im J. 1848 eine Damenzeitung herausgeben. Am 1. August desselben Jahres erschien in Wien unter seiner Redaction eine „Allgemeine österreichische Theaterchronik für die gesammte Bühnenwelt", die es auf fünf Nummern brachte. Am Abend seines vielbewegten Lebens schrieb er: „Memoiren von Ludwig Wollrabe. Enthüllungen 80 jähriger Bühnen-Erlebnisse" (Hamburg 1871, Selbstverlag des Herausgebers).

Vgl. außer diesen Memoiren E. Kneschke, Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig. Leipzig 1864. S. 110. — H. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877. S. 315. — Mor. Rudolph, Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon. Riga 1890. S. 270. — Wurzbach, LVIII, 73.

H. A. Lier.

Wolny: Gregor W., Geschichtschreiber. Als Sohn eines Tuchmachers in Freiberg am 20. December 1793 geboren, besuchte er in seiner Vaterstadt das Gymnasium, studirte in Brünn Philosophie (1811) und widmete sich in Olmütz (1812—1815) der Theologie. Im J. 1816 trat er in den Benedictinerorden im Kloster Raigern in Mähren, wo er auch sein Leben als Subprior beendete (3. Mai 1871).

Die Anregung zu historischen Studien hatte er schon von seinen Lehrern in Brünn empfangen; das Kloster, dessen Capitular er geworden, war ein günstiger Boden für seine weitere Entwickelung auf diesem Gebiete. Zählte es doch unter seinen Mitgliedern mehrere ganz bemerkenswerthe Historiker. Um nur einen zu nennen, so war Bonaventura Piter, der Autor des Thesaurus absconditus, seu vita s. Guntheri, Propst von Raigern; sein Sammelfleiß hatte schon in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts ein staunenswerthes Material zur Herausgabe eines böhmisch-mährischen Diplomatars und zu einem Corpus scriptorum Bohemiae zusammengebracht. Da das Kloster Raigern das Brünner Gymnasium mit Lehrkräften zu versehen hatte, wurde W., als im J. 1821 an diesem Gymnasium eine Professur der Weltgeschichte und der Philologie neuerlich zu besetzen war, mit dieser Lehrkanzel betraut. Mehr als zwanzig Jahre wirkte er rühmlichst in dieser Stellung, bis er (im J. 1843) sein Amt in die Hände seines Schülers P. Beda Dudik legte, des späteren berühmten Historiographen Mährens. Von da an widmete er sich daheim im Kloster ganz seinen historischen Arbeiten, die er bereits in Brünn, dem Vorbilde Hormayr's folgend, mit der Herausgabe des „Taschenbuch für Geschichte Mährens und Schlesiens“ (1826—1828) rühmlich eingeleitet hatte. Den Mittelpunkt aller historischen Bestrebungen in Mähren bildete schon damals, wie noch heute, die historisch-statistische Section der k. k. mähr. Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft, Natur- und Landeskunde. Aus diesem Kreise sind Männer wie Boczek, Chytil, Chlumetzky, Dudik und d'Elvert hervorgegangen und ihnen schloß sich auch W. engstens an. Während nun Boczek das mähr. Diplomatar, Dudik die politische Geschichte Mährens bearbeitete, wählte W. als Feld seiner Thätigkeit die Topographie. Sein erstes großes Werk „Markgrafthum Mähren, topographisch, statistisch und historisch geschildert“, erschien in Brünn 1835—1842 in 6 Bänden. Doch schon beim Sammeln des Materials zu diesem Buche fühlte er bei der Ausgedehntheit des Stoffes die Nothwendigkeit, in einer neuen Arbeit das topographische Thema noch mehr zu beschränken, und so entstand nach 20jähriger Arbeit das neunbändige Werk: „Kirchliche Topographie von Mähren, meist nach Urkunden und Handschriften“, Brünn 1855—1866. Die Bedeutung dieser Werke liegt vor allem in der mit bienenhaftem Fleiße gesammelten Menge historischen wie statistischen Materials. Tausende von Urkunden, die ihm die Landtafel und die reichen Bestände der mährischen Klöster, vorzugsweise aber die Archive des Olmützer Bisthums und Capitels geliefert hatten, officielle amtliche Statistik, ergänzt durch Berichte der Patrimonial- und kirchlichen Behörden, die ihm in höherem Auftrag zur Verfügung gestellt wurden, waren ihm jene fast unversiegbaren Quellen, aus deren Tiefen er in vollem schöpfen konnte, um die genaue Schilderung des Landes Mähren zu bieten. Fand der im Stillen arbeitende Benedictinermönch wol schon im eigenen Bewußtsein, für die Wissenschaft, wie für sein Vaterland tüchtiges geleistet zu haben, hinlängliche Befriedigung, so sollte ihm doch auch die Anerkennung der Mitwelt nicht vorenthalten bleiben. Wir erwähnten bereits seine Berufung zur Stelle eines Subpriors im Stifte; die Universität Prag ehrte ihn durch Verleihung des Ehrendoctorats der Philosophie, der Bischof von Brünn, sein Diöcesan, durch den Titel eines Consistorialrathes;

die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien nahm ihn in die Reihe ihrer correspondirenden Mitglieder auf und zahlreiche in- und ausländische wissenschaftliche Gesellschaften folgten diesem Beispiele.

Sein Wirken und seine Persönlichkeit haben viel dazu beigetragen, daß unter allen Ländern Oesterreichs Mähren auf dem Gebiete der historischen Forschung einst im Vordergrunde stand.

C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon, Wien 1889. Th. 58. — J. Chmel im Notizenblatte zum Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen. Jhrg. 1855, 1858. V. Kratochvil.

Wolrab: Nicolaus W. — so und nicht Wolrabe pflegt sich der Mann selbst zu schreiben — ist der Name eines Druckers und Verlegers, der uns auf vielen und bedeutenden Werken aus dem vierten und fünften Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts begegnet. Sohn eines gleichnamigen Leipziger Buchbinders, der aber wol zugleich Buchführer war und 1506 auch Buchdrucker genannt wird, kaufte N. W. 1533 das Bürgerrecht von Leipzig. Es ist möglich, daß er damals schon sein Geschäft errichtete; doch stammen die frühesten Leipziger Drucke mit seinem Namen, die wir gefunden haben, erst aus dem Jahre 1537. Entsprechend der von oben begünstigten Richtung und wol auch seiner eigenen Neigung folgend — er war mit einer Nichte des Joh. Cochläus verheirathet — druckte und verlegte er zunächst viele gegenreformatorische Schriften, unter denen namentlich solche von G. Witzel zu nennen sind. Auch Mich. Vehe's (kathol.) Gesangbuch erschien in erster Auflage bei ihm 1537. Als aber im J. 1539 die Reformation im Herzogthum Sachsen eingeführt wurde, nahm W., der doch auch später noch sich scharf gegen die Reformatoren äußerte, keinen Anstand, Schriften Luther's und seiner Anhänger zu drucken. Ja er wurde sogar von der Regierung mit der Herausgabe der neuen Agende, der Apologie und der lutherischen Bibelübersetzung betraut. Der Nachdruck der letzteren trug ihm freilich geharnischte Einsprachen der Reformatoren, vor allem Luther's ein. Das Druckerzeichen, dessen sich W., wenigstens in der früheren Zeit bediente, zeigt eine reichgekleidete Frau, die in der Rechten ein Crucifix, in der Linken ein aufgeschlagenes Buch hält. Nach der Umschrift stellt es die Braut Christi, d. h. in diesem Falle die Kirche dar. Auf späteren Drucken findet man als Büchermarke die Fortuna, wie sie mit geschwelltem Segel auf einer Muschel fährt. Obgleich sich W. hoher Gunst erfreute, insbesondere von Seiten der Herzogin Katharina, der Gemahlin Herzog Heinrich's die bald schützend bald fördernd sich seiner kräftig annahm, hatte er doch kein Glück mit seinen Unternehmungen. Daß er durch einige derselben mit den Behörden in Conflict gerieth, war noch das Wenigste, wiewol es ihm einmal, 1539, sogar strenge Haft, ein andermal, 1542, durch Unterdrückung eines von ihm hergestellten Werkes (von J. Schenck's Homilien) schwere Schädigung brachte. Aber geradezu verhängnißvoll wurde für ihn, daß er, der von vornherein nicht viele Mittel hatte, zu hoch „sich verstieg", wie er selbst einmal andeutet. Seine Unternehmungen standen in ganz und gar keinem Verhältniß zu seinen Mitteln; sehr bald gerieth er in die Hände von Gläubigern, die z. Th. seinen Leichtsinn zu ihrem Vortheil ausbeuteten, z. Th. aber auch mit ihm ins Verderben gerissen wurden. Daß er bei den Versuchen, sich herauszuhelfen, schließlich zu schwindelhaften Mitteln griff, kann nicht geleugnet werden, während es wol zu weit geht, sein Geschäft überhaupt ein Schwindelgeschäft zu heißen. Das Ende war, daß W. sein Bücherlager und das Eigenthumsrecht an der Druckerei den verschiedenen Gläubigern überlassen mußte und daß er es vorzog, Leipzig den Rücken zu kehren und sein Heil in Frankfurt a. O. zu versuchen. Vielleicht war er schon 1546 dort; Drucke von ihm kennen wir aber erst von 1547 an aus genannter Stadt, auch ist er erst 1547 in die Universitätsmatrikel

eingetragen. Die Leipziger Bedrängnisse verfolgen ihn aber auch hierher und so zieht er bald wieder weiter. Zunächst finden wir ihn und zwar schon 1549 wieder in Leipzig, wo er auch wieder druckt bis 1551. Daß er zwischenhinein nach Küstrin gegangen und dort 1550 ein markgräfliches Ausschreiben veröffentlicht hat (Potthast) ist sehr fraglich; wahrscheinlich liegt hier eine Verwechslung von Ausstellungs- und Druckort vor. Dagegen scheint sicher, daß er weiterhin, bis 1555, in Dresden sich aufgehalten hat. Zuletzt gelang es ihm in Bautzen und zwar als dortiger Prototypograph, eine Druckwerkstätte einzurichten. Aus dem Jahre 1556 kennt man den ersten — und einzigen? — dortigen Druck von ihm. (Falsch ist es, wenn bei Gräße u. a. zu lesen ist, er habe schon 1522 die Druckerei in Bautzen eingeführt und unwahrscheinlich ist es nach dem oben Gesagten auch, wenn der Geschichtschreiber der Stadt Bautzen, Böhland, hiefür das Jahr 1552 angibt.) Bald nach 1556 oder noch in diesem Jahre muß W. gestorben sein. Denn 1558 schon finden wir seinen Sohn Johann W. im Besitz des Geschäftes, das nun offenbar wieder eine festere Grundlage gewann. Denn Joh. W. kommt als Bautzener Verleger und Drucker noch 1580 im Meßkatalog vor, an dessen Stelle tritt von 1581 an Michael W. (wol der Enkel des Nikolaus) und erst 1596 verschwindet der Name der Familie aus den genannten Verzeichnissen.

Vgl. Kirchhoff, Die Entwickelung des Buchhandels in Leipzig, 1885, bes. S. 53—66, mit der Berichtigung im Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels XII, 1889, S. 303 fg. Vgl. ferner dass. Archiv XI, 1888, S. 224 ff.; XIII, 1890, S. 4, 24. — Geschichte des deutschen Buchhandels, Bd. 1, v. Kapp, 1886 (s. Register). — Widmann, Eine Mainzer Presse der Reformationszeit, 1889 (s. Register). — Potthast, Geschichte der Buchdruckerkunst zu Berlin im Umriß (unvollendet) S. 8 fg.

K. Steiff.

Wolrad I. (Walram, Walrabe, Walrawe, Walraffe), Graf von Waldeck. Graf Heinrich (VI.) aus dem Hause Waldeck, welches im 13. Jahrhundert aus dem angesehenen Stamme der Grafen von Schwalenberg hervorging —, wegen seiner vielen Fehden und Kriegszüge der Eiserne genannt, hinterließ bei seinem im J. 1397 erfolgten Tode zwei Söhne, welche nun die Stammväter zweier Linien wurden. Während Adolf (III.) die ältere Landauische Linie begründete, welche mit Otto IV. im J. 1495 wieder ausstarb, wurde der zweite Sohn Graf Heinrich (VII.) der Stifter der neueren Waldeckischen Linie. Er vermählte sich bald nach dem 27. August 1398, an welchem Tage zu Eltvil die Eheverschreibung stattfand, mit Margarete, der Tochter des Grafen Walram († 1393) von Nassau aus der älteren Wiesbadener Linie. Aus dieser Ehe entsprossen, soweit bekannt, drei Kinder: Wolrad I., welcher der Stammvater der Fürsten von Waldeck geworden ist, Elisabeth und Margarete.

Einer im Mittelalter weitverbreiteten Sitte zu Folge, legte man einem Sohne den Namen seines Großvaters mütterlicher Seite bei und so kam denn der Name Wolrad aus dem nassauischen Hause, in welchem er schon lange gebräuchlich war, in die waldeckische Familie. Noch zu Lebzeiten seines Vaters nahm W. an verschiedenen, für das Land sehr wichtigen Regierungshandlungen Theil. So verschrieb er mit seinem Vater im J. 1424 die Hälfte der ihnen gehörigen Grafschaft dem Landgrafen Ludwig von Hessen für 22 000 rheinische Goldgulden wiederlöslich, mit dem Zusatze, daß die Lösung, solange der Landgraf lebe, nicht stattfinden dürfe; ferner, daß im Falle des Aussterbens der Grafen von Waldeck die Grafschaft solange bei Hessen bleiben solle, bis von den Erben 200 000 Goldgulden gezahlt sind. Im Falle des Aussterbens der Leibes-Lehnserben des Landgrafen, solle die Hälfte der Grafschaft frei an die Grafen zurück-

fallen. Trotz dieser Abmachungen begannen die Waldecker ein doppeltes Spiel. Schon hatte der Landgraf die Huldigung der Burgmannen, Vasallen, Bürger und Bauern entgegengenommen, als eine geheime Zusammenkunft der Gräfin Margarete und ihres Sohnes Wolrad mit den Erzbischöfen Konrad von Mainz und Dietrich von Köln der Angelegenheit eine andere Wendung gab. Die Grafen Heinrich und Wolrad widerriefen einseitig ihren Vertrag mit Hessen, beriefen sich auf ein jetzt plötzlich zum Vorschein kommendes, schon früher dem Erzbischof Konrad gegebenes Versprechen, versetzten ihm die Hälfte ihrer Grafschaft für 18 000 Gulden, öffneten ihm und dem Kölner ihre Schlösser und sprachen beide um Vermittelung bei dem Landgrafen an. Der Erzbischof von Mainz machte hierauf dem Landgrafen das Anerbieten, ihm die Pfandsumme wiederzuerstatten, was jedoch abgelehnt wurde. Bald danach kam es —, es waren noch eine Menge anderer Gründe dabei im Spiele, insbesondere die Verhältnisse im Hochstift Fulda, — zu offenem Kampfe zwischen Hessen und Mainz, in welchem die Waldecker ihre neuen Freunde Mainz und Köln unterstützten. Nach mehreren empfindlichen Niederlagen, welche die Mainzer bei Groß-Englis (Fritzlar) und bei Fulda erlitten hatten (1427), kam es zu einem für die Besiegten höchst nachtheiligen Frieden, in welchen auch Waldeck aufgenommen wurde. Der Landgraf gab jedoch die Pfandschaft gegen Erstattung der Pfandsumme auf. Einige Jahre nach diesen Ereignissen wurde Graf Wolrad (19. Mai 1434) durch Erzbischof Konrad zum obersten Amtmann und Landvogt bestellt über die in Hessen gelegenen mainzischen Besitzungen: Die Städte und Schlösser Amöneburg, Battenberg, Neustadt, Rosenthal, Hausen, Fritzlar, Jesberg, Hofgeismar, Schonenberg, Naumburg, Elnhoch (Melnau), Wetter, Wildungen und Rhoden; für das Amt erhielt Wolrad einen Jahrgehalt von 800 rhein. Goldgulden. Ihm folgte jedoch schon im J. 1438 in dieser Stellung sein Schwager, der Gemahl seiner Schwester Elisabeth, Graf Johann II. von Ziegenhain, der dies Amt im folgenden Jahre wieder an Landgraf Ludwig von Hessen abgab. Aus den Kämpfen des Jahres 1427 mochten übrigens die Grafen von Waldeck die Lehre gezogen haben, daß Mainz nicht mehr die Macht war, auf welche sich kleinere Herren in diesen kriegerischen Zeiten zuverlässig stützen konnten und so entschloß sich denn schon im J. 1431 Graf Otto der Landauischen Linie, sein Gebiet dem Landgrafen Ludwig von Hessen zu Lehen aufzutragen. Diesem Beispiel folgten im J. 1438 (21. Oct.) auch Graf Heinrich und sein Sohn Wolrad mit ihrem Theil der Grafschaft. Die freie Herrschaft Waldeck, damals noch keine Reichsgrafschaft, mit der Anwartschaft ihres Anfalls, sobald der gräfliche Mannesstamm ausstürbe, ward ein hessisches Lehen und der Landgraf übernahm, außer der lehnsherrlichen Vertheidigung, die erbliche Pflicht, die den verheiratheten Gräfinnen zustehenden Rechte auf Leibgedinge zu wahren und im Falle des Heimfalls jede der noch unausgesteuerten Töchter mit 4000 Gulden auszustatten. Am nämlichen Tage wurde noch der Lehnbrief ausgestellt, doch huldigten Mannschaft und Städte der Grafschaft dem Landgrafen Ludwig erst 1441. Zur Regierung kam Graf Wolrad im J. 1442, ob vor oder nach seines Vaters Tode († 1444?) ist noch nicht nachgewiesen. Im J. 1452 löste er das an Mainz verpfändete Rhoden, Schloß und Stadt, von Johann Spiegel zum Desenberg, an welchen es von Mainz verafterpfändet war, mit Bewilligung des Erzbischofs Dietrich für 1100 Gulden wieder an sich und versprach in dem Revers, daß er die Pfandschaft gegen Erlegung dieser Summe jeder Zeit an Mainz zurückgeben wolle. In den folgenden Jahren herrschten in Waldeck, besonders nach der kölnischen Grenze hin, wieder höchst traurige Verhältnisse, die eine Fehde löste die andere ab, und das Uebel wurde zuletzt so arg, daß endlich im J. 1460 Graf Wolrad zu Adorf (in Waldeck nahe Marsberg) mit dem Erzbischof von

Köln zusammentraf und ein Landfriedensbündniß schloß, welches einen Monat vor Beginn erneuter Feindseligkeit von beiden Seiten gekündigt werden konnte; dasselbe hatte natürlich das Schicksal aller derartigen Verträge, in kurzer Zeit vergessen zu werden. Im gleichen Jahre belehnte der Graf auch einen Henrich von Immighausen auf dessen Lebenszeit mit dem Dorf Meineringhausen. In Hessen war mit dem Tode des Landgrafen Ludwig des Friedfertigen († 1458) Zwietracht zwischen dessen Söhnen Ludwig II. und Heinrich III. wegen der Landestheilung entstanden und dauerte der Hader bis zum Jahre 1469. Diese Zeit hatte sich Bischof Simon von Paderborn zu Nutzen gemacht. Er fiel in Niederhessen ein (1464) und richtete dort großen Schaden an; der Landgraf vergalt Gleiches mit Gleichem, und erst im Herbst 1466 kamen hessische und paderbornische Bevollmächtigte zu Corbach zusammen, um eine Sühne herbeizuführen. Der Landgraf bat seinen „lieben Ohemen Walrauen Grauen zcu Waldecken", auch alsdann zu Corbach zu sein, zu helfen und zu rathen, daß die Gebrechen zwischen Paderborn und Hessen vereinet würden. Die Verhandlungen blieben, wie es scheint, einstweilen fruchtlos, die Feindseligkeiten begannen von neuem und erst 1469 fand zu Corbach die wirkliche Aussöhnung statt. Zur selben Zeit hatte W. einen üblen Handel mit dem Kaiser, in den er in seiner Eigenschaft als Stuhlherr des Freistuhls zu Sachsenhausen in Waldeck verwickelt wurde. Das dortige Freigericht hatte nämlich in einer Rechtssache gegen die Stadt Straßburg entschieden, diese aber durch das kaiserliche Kammergericht den Rechtsspruch für unbündig und kraftlos erklären lassen; Graf W. wurde darauf mit den Freigrafen von Kaiser Friedrich in die Acht und Oberacht erklärt, doch nahmen sich jetzt die Freigrafen von Volkmarsen, Warburg und Wünnenberg des Grafen von Waldeck an und forderten im J. 1470 den Kaiser auf, den Ausspruch des Kammergerichts außer Kraft zu setzen und Straßburg anzuhalten, daß es dem oben erwähnten Urtheilsspruch Folge leiste, anderenfalls mit sammt seinem Kanzler und den Beisitzern des Kammergerichts zum 27. April 1471 vor ihnen zu erscheinen. Näheres über diese Angelegenheit ist nicht bekannt, doch mag die Acht den Grafen im Ganzen nicht sehr beschwert haben. Von Regierungshandlungen, welche in die nächsten Jahre fallen, sind einige Belehnungen bekannt: 1471 belehnte er die Brüder Johann und Craft von Grafschaft für eine Schuld von 1100 rhein. Gulden mit dem Schloß und Dorf Obern-Ense, 1472 seinen Rath und Marschall Curd von Viermünden mit dem freien Stuhl zu Fürstenberg und 1473 die Brüder Johann und Reinhard von Dalwig mit Schloß und Amt Lichtenfels, welches deren Nachkommen noch jetzt besitzen und wonach sich dieselben heute noch nennen. Die letztgenannten Belehnungen nahm Graf W. mit seinem Sohn Philipp I. vor; derselbe war auch gegenwärtig, als sein Vater mit dem Grafen Otto und dem Magistrat der Stadt Sachsenhausen ein dort von Johann Röttger (Rynck) gestiftetes Hospital bestätigte und befreite (1472). Die letzten Lebensjahre des Grafen W. standen wieder im Zeichen des Kampfes. In dem Kriege, welchen Erzbischof Ruprecht von Köln, unterstützt von Karl dem Kühnen von Burgund, gegen den von den Städten Köln, Bonn, Neuß 2c. aufgestellten Bisthumsverweser Hermann, gebornen Landgrafen von Hessen führte, focht Heinrich III. von Oberhessen auf Seite Hermann's. Nachdem ein von Heinrich ausgeschickter Haufen von den Kölnischen in der Nähe der Stadt Brilon bei der Burg Scharfenberg eine schwere Niederlage erlitten hatte (Nov. 1473), verband sich Landgraf Heinrich III. am 14. März 1474 mit Graf W. und dessen Sohn Philipp wider das Erzstift Köln und die Stadt Brilon. Im nämlichen Jahre fiel man noch ins Kölnische ein, demüthigte Brilon und zerstörte die Burg Scharfenberg bis auf den Grund. Zur selben Zeit lag auch Graf Otto zu Landau mit Bischof Simon von Paderborn in Fehde, in deren Verlauf die

Paderbörner bei Lichtenau von Otto geschlagen wurden. Zu Beginn des folgenden Jahres fielen jedoch die Besiegten in Waldeck ein und belagerten die Stadt Mengeringhausen; während Otto seine Leute sammelte und zum Entsatz heranrückte, war jedoch schon Graf W. erschienen, er begab sich zum Bischof in das Lager und es gelang ihm, den Streit beizulegen (1. Febr. 1475). Er starb wahrscheinlich noch im gleichen Jahre.

W. hatte sich im J. 1440 mit Barbara, der Tochter des Grafen Michael I. von Wertheim vermählt; der Sitte der Zeit folgend, traten Beide in eine der zahlreichen frommen Brüderschaften, die Kalandsbruderschaft zu Corbach. Ihre Kinder waren: Philipp I., geboren 1445, Philipp II., geboren 1453, und Elisabeth. Graf W. hatte vor seinem Ableben die Bestimmung getroffen, daß sein Sohn Philipp I. allein ihm in der Regierung folgen und es ebenso stets in seinem Hause gehalten werden sollte. Diese Verordnung konnte übrigens für einen Erstgeburtsvertrag schon darum nicht gelten, weil sie von dem Reichsoberhaupt nicht bestätigt worden war, und sie theilte denn auch das Schicksal aller derartigen Einrichtungen in damaliger Zeit, daß sie nicht über die Personen hinausdauerte, für die sie zunächst bestimmt war. Philipp I. folgte zwar seinem Vater, doch starb er noch im J. 1475 und sein jüngerer Bruder Philipp II. kam zur Regierung; er wurde der Stifter der älteren Eisenbergischen Linie. Elisabeth wurde mit Albrecht II. von Braunschweig-Grubenhagen vermählt und das Beilager zu Eimbeck am 15. October 1471 gehalten.

Ad. Th. L. Varnhagen, Grundlage der Waldeckischen Landes- und Regentengeschichte. Bd. II. Arolsen 1853. — Chr. Rommel, Geschichte von Hessen. II. Theil. Kassel 1823. — Ad. Th. L. Varnhagen, Sammlungen zu der Waldeckischen Geschichte. I. Theil. Mengeringhausen 1780. — L. Curtze und Fr. v. Rheins, Geschichte der Kirche St. Kilian zu Corbach. Arolsen 1843.

Wilhelm Christian Lange.

Wolstein: Johann Gottlieb W., berühmter Veterinär des vorigen Jahrhunderts, ist am 14. März 1738 zu Flinsberg in Schlesien geboren. Nachdem er seit 1753 in Wigandsthal und Görlitz die niedere Chirurgie erlernt hatte, kam er 1760 als Begleiter eines schwer verwundeten Officiers von Görlitz nach Wien. Hier widmete er sich dann 9 Jahre lang dem wissenschaftlichen Studium der Chirurgie, Geburtshülfe und Medicin, besonders unter Leitung von Leber, Cranz, de Haën, bildete sich praktisch in verschiedenen Spitälern aus, und da er besonderen Eifer entwickelte, wurde er auf den Vorschlag von Cranz und Brambilla auf Staatskosten nach Paris resp. nach Alfort geschickt, um dort unter Bourgelat und Chabert Thierarzneikunde zu studiren. Hier hielt er sich zwei Jahre lang auf, bildete sich dann seit 1772 noch unter dem berühmten Roßarzt de la Fosse weiter aus, trieb nebenher noch Studien zur menschlichen Heilkunde, besuchte darauf England, Holland, Hannover, Dänemark, Preußen, um das Gestütswesen eingehender zu studiren, erlangte 1775 in Jena die med. Doctorwürde und kehrte endlich nach 6jähriger Abwesenheit wieder nach Wien zurück. Auf Befehl des Kaisers entwarf er einen Plan zu einer Thierarzneischule, die 1777 als „Thierspital" ins Leben gerufen und seiner Leitung unterstellt wurde. 1794 hatte er das Unglück, aus einem unbekannten Grunde — vielleicht wegen seiner freisinnigen politischen oder religiösen Anschauungen — verhaftet und abgesetzt zu werden. Aus Oesterreich ausgewiesen — W. war der erste in Oesterreich staatlich angestellte Protestant —, begab er sich nach Altona, wo er 1805 zum Mitglied des schleswig-holsteinschen Sanitätscollegiums gewählt wurde und am 2. Juli 1820 starb. W. muß als der wissenschaftliche Begründer der Thierheilkunde in deutschen Landen angesehen werden. Auch schriftstellerisch ist er auf seinem Specialgebiete thätig gewesen. U. a. veröffentlichte er: „Ueber das

Paaren und Verpaaren der Menschen und Thiere nebst einer Abhandlung über die Krankheiten, die aus der Verpaarung entstehen“ (Altona 1815).

Biogr. Lexicon VI, 322. Pagel.

Wolter: Charlotte W., Schauspielerin, geboren zu Köln am 1. März 1831, † zu Wien am 14. Juni 1897. Sie stammte aus armer, kinderreicher Familie und sog, früh statirend und hinter den Coulissen sich herumtreibend, die unbezwingbare Leidenschaft zur Bühne in sich ein. Die Wege, welche sie nach Wien führten, wo sie kurze Zeit dramatischen Unterricht genoß, um bereits 1857 in Pest als Waise von Lowood und Deborah vorübergehendes Aufsehen zu erregen, sind dunkel. Sie schlug sich darauf mit Wandertruppen durch Ungarn und mußte glücklich sein, im Carl-Theater bei Nestroy ein Unterkommen für eine Gage von fünfzig Gulden monatlich zu erhalten. Die Stubenmädchenrollen, die ihr zugetheilt wurden, standen mit ihrem ganzen Gehaben in Widerspruch, und ihr satyrischer Director gab sie dem Gelächter des Publicums gerne gelegentlich preis. Doch scheint auch er, der sogar eine Deborahprobe mit ihr anstellte, eine Ahnung ihrer Begabung gehabt zu haben, die auch für Andere bei Gastvorstellungen Emil Devrient's und Hendrichs', welche ihr größere tragische Rollen boten, ans Licht trat. Ihr eigentlicher Entdecker ist wol Rudolf Valdek gewesen, der sie an Laube empfahl, dessen Darstellung in der Geschichte des Burgtheaters wol allzusehr von dem Bestreben, als alleiniger Finder zu gelten, getragen ist. Er ließ die junge Künstlerin in Brünn auftreten, wo das Publicum, wie auch Valdek, den er als Berichterstatter entsendete, seine Hoffnungen bestätigte. Nachdem sein Antrag, sie sofort für das Burgtheater zu engagiren, an dem energischen Widerstande der Oberbehörde scheiterte, ließ er sie nach Berlin ziehen, von wo sie Maurice 1861 für das Hamburger Stadttheater holte. Laube, der sie fest im Auge behalten hatte, ließ sie im Juni 1861 als Adrienne Lecouvreur, Jane Eyre, Maria Stuart und Rutland im Essex gastiren; nachdem der Hamburger Contract von Maurice widerstrebend gelöst worden war, betrat sie am 12. Juni 1862 als Iphigenie die Bühne des Burgtheaters, dem sie bis an ihr Lebensende angehören sollte. Das Verzeichniß ihrer am Burgtheater gespielten Rollen umfaßt 127 Nummern, in denen sie 2109 Mal aufgetreten, die „Cameliendame“ und „Ein Weib aus dem Volke“, Stücke, die auf der Hofbühne nicht zugelassen waren, spielte sie öfters in den Privattheatern bei Wohlthätigkeitsvorstellungen. Ihre Urlaube benutzte sie zu Gastspielen in fast allen größeren deutschen und österreichischen Städten. Am 1. Juli 1874 vermählte sie sich mit dem Grafen OSullivan de Grass, der ihr 1888 im Tode voranging. Der 15. Mai 1887 brachte die großartig begangene Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Jubiläums. Zum letzten Male betrat sie die Bühne am 23. Juni 1896 in Philippi's „Dornenweg“, zugleich die letzte neue Rolle, die sie geschaffen.

Charlotte W. zog in das Burgtheater ein, als eben die Generation der Halmschen Dichtung und der Halm'schen Künstler im Absterben war. Die kluge, feinsinnige Julie Rettich hatte der nach Leidenschaft begehrenden Jugend nichts mehr zu sagen. So schlug denn der neue Ankömmling ein wie ein elementares Ereigniß; in ihm siegte schon physisch wie künstlerisch das Weib in seiner herrlichsten Erscheinungsform. Der Kopf war eine tragische Bildung von unvergleichlicher Reinheit und statuenhafter Schönheit der Linien, zugleich aber voll pulsirenden Lebens durch das reiche Mienenspiel, die gewaltige Ausdrucksfähigkeit der schmalen Lippen, die Blitze des grauen, düster glühenden Auges. Der Körper, nicht allzu groß, von katzenartiger Schmiegsamkeit, aber auch, wo es der Ausdruck forderte, hoheitsvoll gebieterisch wachsend. Und aus diesem herrlichen Leibe klang eine tiefe, melodische Stimme, wie voller Orgelklang brausend, aber auch der kühnsten Falsetttöne, des grellsten Schreis, der sprichwörtlich geworden, fähig. Im Innern

dieses wahrhaft dämonischen Wesens aber lag eine heiße, lodernde Leidenschaft, die fortwährend nach wildem Ausbruch suchte und sich nur schwer zurückdämmen ließ. Gerade in dem Zauber, den diese Naturgewalt ausübte, lag auch die künstlerische Gefahr für Charlotte W., und sie ist an der Grenze, die scharf zwischen Wahrheit und Rohheit gezogen ist, nicht immer ganz vorbeigekommen, zumal, wo sie des Beifalls sicher war. So lauten denn die Berichte erfahrener Kunstkenner über ihre ersten Leistungen im Burgtheater nicht immer zustimmend; ihr grober Naturalismus, ihre gewaltsamen Bewegungen, die vernachlässigte Sprache werden ihr immer wieder vorgehalten, ein scharfes Epigramm Halm's beklagte, daß sie Prosa an Stelle von Versen spreche und Sinn und Dichter todtschlage, selbst Laube setzt ihr in der Geschichte des Burgtheaters ein scharfes Warnungszeichen, wenn er fürchtet, daß sein großer Fund, den er an ihr gemacht, wieder verloren gehen könne. Die Grundbedingung der Künstlerschaft sei gesetzlich klare Rede. „Von diesem Gedanken muß Frl. Wolter durchdrungen sein, wenn ihre Laufbahn noch fernerhin eine aufwärtsgehende sein soll.“ Aber diese Bedenken theilte weder das Publicum, noch die Schar junger Dichter, die in ihr den Genius ihrer dramatischen Träume verkörpert sahen. Kaum aufgetreten, ward sie nicht ein Theil des Burgtheaters, sie war fast ein Burgtheater für sich, und „Charlotte Wolter“ muß ein Capitel der Geschichte des österreichischen Dramas überschrieben werden, in dem Mosenthal, Weilen, Wilbrandt und Nissel die Hauptpersonen sind. Ihre Persönlichkeit, ihre Züge sind in fast sämmtlichen historischen Dramen dieser Dichter erkennbar. Eine derartige Natur gestaltet eine Rolle von ihrem Höhepunkte aus: da sie nur die Momente der großen Erregung fesseln, wirft sie leicht — und das geschah oft — Expositionen, sie setzt nicht gern aus einander, sie erhellt durch Licht, das sie über einzelne Scenen ergießt, das Ganze. Und so suchen auch die für sie arbeitenden Dichter effectvolle, historische oder erfundene Vorgänge, die sich an die beherrschende Persönlichkeit einer Frau knüpfen, sie exponiren leichthin und lassen die Hauptgestalt im Hintergrunde, um sie plötzlich in großen, wenig motivirten Scenen auferstehen und mit Glanz untergehen zu lassen. Exclamationen und wilde Ausbrüche helfen über psychologische Schwierigkeiten hinweg. So begreift es sich auch, wie nahe der Künstlerin eine Reihe Grillparzer'scher Frauengestalten in ihrer Ueberkraft stehen mußten, wie sie eine Reihe Shakespeare'scher Schöpfungen nachzuschaffen verstanden.

Aber damit sind bereits Aufgaben genannt, die sie nie und nimmer auf die Dauer ohne eine künstlerische Schulung gelöst hätte. Laube hatte nicht in die Zukunft geschaut; ein anderes seiner Worte sollte in Erfüllung gehen: „Fräulein Wolter ist das starke Naturell der Leidenschaft, welches sich der artistischen Leitung bedürftig weiß und unter artistischer Leitung dramatische Wirkungen erreicht von eminenter Gewalt“. Auch die Widerspenstige vermochte dem Zwange der Tradition des Hauses, an dem sie wirkte, nicht zu widerstehen, fast unmerklich erlag sie deren Banne, Maaß und Gliederung legte sich selbst über ihre kühnsten Gestaltungen. So schlug sie, deren sprachliche Ausbildung man tadelnswerth gefunden, in ihrer Orsina ein Redetempo an, das wohl nie wieder von einer anderen Darstellerin erreicht werden wird, oder durfte die Traumscene der Lady Macbeth in unheimlich hohen Tönen durchführen, die auch nicht der leiseste Faden in der Stimme zu brechen vermochte. In dieser Durchbildung wurden auch Virtuosenstücke zu reinen Kunstwerken, weil sie sich nie aus zusammengetragenen Mätzchen aufbauten, sondern jede Nuance aus der großen Leidenschaft der Situation schufen, weil die Darstellerin nie mit modernen Nerven, sondern im einheitlichen Zuge einer gewaltigen Persönlichkeit arbeitete. Nur durch sie wurde eine Schlächterscene, wie sie Dingelstedt für die Ermordung der Adelheid

im Götz von Berlichingen zusammencomponirt hatte, möglich. Wer sieht sie nicht vor sich, diese weiße Gestalt, vom hellen Mondlicht bestrahlt, wie sie aus dem Erker hinausblickt nach dem abziehenden Franz? Wer fühlt nicht den Fieberschauer, der sie beim Anblick der dunkeln Gestalt durchzittert? Wer vergißt jenen wundervollen Augenblick, wo der ganze Körper zu Stein wurde, der Mund sich öffnete und lange, lange offen blieb, bis sich endlich der markerschütternde Schrei aus der gepreßten Kehle entlud? Und nun das wilde Taumeln und Kreischen, bis sie unter dem Stricke des Henkers langsam verröchelt! .... Diese Schöpfung wird mit ihr wohl untergehen, wie gar manche andere, wie auch die Messalina, die nur durch sie Daseinsberechtigung gewann. Es war ein Schwelgen in glühenden Tönen und in Farben, die nicht zufällig ein Hans Makart auf der Leinwand festgehalten hat. Und doch leuchtete auch durch diese Orgie der Schauspielkunst ein reineres, vergeistigendes Licht, das die Darstellerin an ihrer eigenen Lampe entzündet hatte: „Selbst in dieser Rolle" — sagt Harden — „bewahrte ihr Genius sie vor dem Fall in den stinkenden Schlamm der Gassendirne; die Leidenschaft dieser Messalina war zu mächtig, als daß man sie mit genauem Maaß messen durfte, und diese große, wirbelnde Passion wurzelte nicht nur in thierischen Trieben. Daß Marcus ihr letzter Geliebter war, das letzte Lächeln in einem zerstörten Leben: darin suchte und fand die Wolter die Tragik dieser unreinen, verzerrten Gestalt." Doch während sie hier noch mit ihren alten zauberischen Mitteln wirken durfte, war sie bereits ausgezogen, das Land der Griechen, das ihr fremd gewesen war, wie ihrer Medea, mit der Seele zu suchen. Jene Bildung, deren Erreichung ihr ein Recensent in jungen Tagen abgesprochen, sie fand sie durch ihren Gatten, einen vornehmen, künstlerischen Dilettanten, dessen Bild von dem Charlotte Wolter's nicht zu trennen ist. Kühlend legte er seine feine aristokratische Hand auf die glühende Stirne der Schauspielerin, und sie empfand dankbar die Labung. Er hat sie nicht nur äußerlich geadelt. Ihre Sappho, die Emilie Binzer noch 1867 zu „megärisch" erschien (Grillparzer-Jahrbuch I, 85), wurde ein classisches Kunstwerk, in reiner Harmonie der Erscheinung und der Redekunst, die es verstand, all die musikalischen Wirkungen dem Verse zu entlocken, die er in sich birgt, während vollendete Plastik der Bewegung und künstlerische Gewandung das Auge des Zuschauers genießen ließ. Sie hat das Drama geradezu bewiesen und der Sappho gegenüber Melitta ein Recht verschafft, das eine schwächere Darstellung zweifelhaft erscheinen lassen könnte. Ein Vergleich, den Laube zwischen ihr und Sophie Schröder zieht, fällt zu Ungunsten der Letzteren aus: „Das Blut der Liebe pulsirte in Frl. Wolter viel stärker, und dadurch wurden Rolle und Stück wärmer und schöner." Die größte Wandlung aber vollzog sich mit der Iphigenie, die sie am Abschiedsabende vom alten Hause 1888 auf eine ungeahnte Höhe trug. Mit dieser Leistung erst hat sie, nach Speidel's Worte, „ihre Vermählung mit dem Burgtheater gefeiert". In ruhigem Melodienzuge klangen die Reden von ihren Lippen, der Anruf an die goldene Sonne erschütterte, wie nie zuvor; und daneben stellte sich eine Helena im Faust, welche die schweren Trimeter in lebensvollster Sprache hinklingen ließ. Sie war Natur; sie wurde Kunst. In diesem Werdegange steckt eine Summe schauspielerischer Arbeit, die nur zu oft geringschätzig behandelt wird. Nach dieser Richtung hat die Künstlerin ihre Vollendung nicht erlebt; von einer Isabella in der Braut von Messina, einer Rolle, die ihr immer lästig gewesen war, hätte sie nun erst wirklich Besitz ergriffen. Ihr wesentliches Gebiet blieb die tragische Charakterrolle: sie war eine Shakespeare-, eine Grillparzer-, eine Hebbelspielerin; daneben hat sie auch das moderne Sensationsstück ins Burgtheater eingeführt. So Vollendetes sie da leistete, sie war immer zu groß und zu wahr, und ihre Schuld ist es, wenn man in Wien manche ge-

schickte französische Kartenkunststücke allzu schwer und ernst beurtheilte. Ihre „Marianne“ war Alles, nur kein „Weib aus dem Volke“, ihre Marguérite Gauthier entbehrte des eigenartigen Geruchs des Kränklichen, den Sarah Bernhardt ausströmte. In der „Phaedra“, die sie im Wettkampfe gegen die Französin ausspielte, siegte sie mit ihrer Wucht und Gluth über die deutschen Zuschauer, wenn auch die melodisch rührenden Töne der poesievollen ausländischen Künstlerin dem Geiste der Dichtung viel näher standen. Mit einem leeren, kalten Geschöpfe, wie der Sidonie in Fromont und Risler, wußte sie ebenso wenig anzufangen, wie mit psychologischen Filigranarbeiten. Man glaubt gerne, daß sie, wie Bauernfeld niederschreibt, bei der Rahel in der „Jüdin von Toledo“ „nicht aus noch ein“ wußte (Grillparzer-Jahrbuch 6, 166). Es fehlte ihr auch gänzlich an leichtem Humor, während sie die der Tragik verwandte Satire vollständig beherrschte. Sie bedurfte Rollen, die sich mit einem starken Griffe nehmen lassen. Ueber ihre Kunst und deren Mittel hat sie wenig nachgedacht, auch theoretische Erörterungen blieben ihr immer fremd; sie sah ein Stück nur vom Standpunkte ihrer Rolle, vermochte aber von da aus oft richtig und scharf zu urtheilen, wie Bauernfeld gelegentlich zu berichten weiß (Grillparzer-Jahrbuch 6, 145). Es war ein wundervoller Instinct, der sie bei allen ihren Schöpfungen, besser als ein klügelnder Verstand es vermocht hätte, leitete. Sie besaß einen angeborenen, unerlernbaren Geschmack, der sich besonders in ihren Costümen offenbarte. Für sie war die Kleidung ein wesentlicher Theil der Rolle, sie verstand die prunkendsten modernen Toiletten wie die künstlerisch gefalteten Draperien griechischer Gewandung ebenso sicher anzugeben, wie zu tragen. — Ganz ließen sich die Spuren ihrer traurigen Vergangenheit weder aus ihrer Kunst, noch aus ihrem Leben verwischen. Von fürstlicher Pracht umgeben, blieb sie einsam, beinahe weltabgeschieden, besonders nach dem Tode ihres Gatten. Sie gab sich ihrer Umgebung nie anders, als sie auch auf der Bühne war: heftig aufwallend, unbedacht in ihren Aeußerungen, aber leicht versöhnlich und bereuend. So hatte sie eine der seltensten Eigenschaften für Schauspielerinnen: Wahrheit des Wesens. Mit ihr hat das Burgtheater seine markanteste, eigenartigste Persönlichkeit verloren, und die deutsche Bühne trauert um die stärkste weibliche tragische Individualität, die sie vielleicht jemals besessen hat.

M. Ehrenfeld, Charlotte Wolter. Wien 1887. — H. Laube, Das Burgtheater, passim. — L. Speidel in Wien 1848—1888, II, 376—378. — Wurzbach 58, 87—93. — Die Nekrologe der Wiener Blätter, der Münchener Allgemeinen (18. Juni von A. Bettelheim). — M. Harden (Zukunft 1897, S. 565—568). — A. v. Weilen (Deutsche Dramaturgie 1897, S. 322 bis 327) und Fünfzig Jahre Hoftheater, S. 1—5. — Leo Hirschfeld, Charlotte Wolter. Ein Erinnerungsblatt. Mit Illustrationen und einer statistischen Rollentabelle von A. J. Weltner. Wien 1897. — Jacob Minor im demnächst erscheinenden 8. Bde. des Grillparzer-Jahrbuchs. Alexander v. Weilen.

Wolter: Maurus W., Erzabt, Begründer und erster Präses der Beuroner Congregation O.S.B., wurde am 4. Juni 1825 in Bonn als Sohn eines Rentiers geboren und erhielt in der Taufe den Namen Rudolf. Die Familie zählte zwölf Kinder, von denen sieben in den geistlichen Stand eintraten. Rudolf W. war ein schwächliches Kind, zeigte aber von frühester Jugend auf lebhafte Neigung zum Lernen. Nachdem er vom Jahre 1836 an acht Jahre lang das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er im Herbste 1844 die heimische Universität, um an ihr Theologie und Philologie zu studiren. Namentlich zog ihn die letztere Wissenschaft an, die damals in Bonn durch Männer wie Ritschl, Ritter und Welcker ausgezeichnet vertreten war. Die politischen Unruhen der Zeit trieben ihn in das Lager der Conservativen. Er

wurde einer der ersten Führer und Mitbegründer der Studentenverbindung „Union“ und reiste als Vertreter der conservativen Bonner Studentenschaft zum Studentencongreß nach Eisenach, wo er sich begnügte, gegen die tumultuarischen Vorgänge auf dieser Versammlung Protest einzulegen und, ohne sich an den Verhandlungen betheiligt zu haben, heimkehrte. Nachdem er sich im Herbste 1849 die philosophische Doctorwürde erworben hatte, verbrachte er ein Jahr im katholischen Priesterseminar zu Köln. Am 3. September 1850 wurde er vom Cardinal Johannes v. Geißel zum Priester geweiht, bald darauf als Rector des Progymnasiums nach Jülich gesandt und im J. 1854 als Rector an das Domgymnasium zu Aachen berufen, wo seine Brüder Ernst und Karl gleichfalls als Lehrer thätig waren. Doch war seines Bleibens in Aachen nicht lange. Er sehnte sich nach dem klösterlichen Leben und trat schon im folgenden Jahre in Rom in den Benedictinerorden ein. Als er sein Noviziat in Perugia vollendet hatte, legte er am 15. October 1857 in der Basilika St. Paul zu Rom den Profeß ab und empfing den Klosternamen Don Mauro. Im J. 1859 lernte er bei dem Cardinal Hohenlohe in Tivoli die Fürstinwittwe Katharina von Hohenzollern kennen. Mit ihrer Unterstützung begründete er in dem verlassenen Kloster Beuron im Donauthal eine Benedictinerniederlassung und trat dann mit dem Abt Guéranger in Solesmes in nahe Beziehungen, um der alten Benedictinerregel eine neue, den Zeitverhältnissen entsprechende Auslegung zu geben. Nach vorläufiger Bestätigung durch den Diöcesanbischof Hermann von Vicari wurden die neuen Constitutionen am 5. Mai 1873 in Rom zuerst auf zehn Jahre und nach neuer Ueberarbeitung im J. 1883 endgültig approbirt. Maurus übernahm als Prior und Abt die Leitung des Klosters und hatte die Freude, zu sehen, daß die Zahl der Professen allmählich wuchs. Im J. 1872 wurde der Grund zu der Abtei Maredsous in Belgien gelegt, die im J. 1875 einen Theil der Beuroner Mönche aufnahm, als diese infolge des Culturkampfes aus Deutschland ausgewiesen wurden. Der größere Theil der Brüder fand jedoch mit Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich seine Zuflucht in dem Servitenkloster Volders, unweit Innsbruck. Als seine Untergebenen von dort im März 1880 nach dem Kloster Emaus in Prag übersiedelten, mußte Abt Maurus, schwer erkrankt, in Tirol zurückbleiben. Erst Ende des Jahres 1880 war er so weit wiederhergestellt, daß er selbst nach Emaus ziehen konnte, wo man eben anfing, die Abteikirche zu erneuern und sie mit passendem Bilderschmuck zu versehen. Als sich der Raum in Emaus nicht mehr ausreichend erwies, wurde im Juli 1883 in Seckau in Steiermark eine neue Zweigniederlassung ins Leben gerufen. Da die Zahl der Klöster nunmehr auf drei angewachsen war, war die Schöpfung Wolter's auch kirchenrechtlich zu einer eigenen Congregation angewachsen, und W. trat als Erzabt an ihre Spitze, wodurch ihm eine neue Last von Arbeiten und Verpflichtungen aufgebürdet wurde, indem es galt, die Rechts- und Lebensverhältnisse der Congregation zu ordnen und die Beziehungen der einzelnen Abteien unter einander und zu ihrem gemeinsamen Oberhaupt zu regeln. W. sah in der Durchführung dieser Organisation seine Lebensaufgabe und begründete sie auf die Einrichtung einer Aebteversammlung oder eines Generalcapitels, das im Herbste 1885 zum ersten Male zusammentrat. Aus Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit verlegte W. seinen Sitz im Frühling 1885 nach Seckau, sah sich aber genöthigt, als die gewünschte Wirkung dieses Klimawechsels nicht eintrat, einen Aufenthalt in den belgischen Seebädern zu nehmen und den Winter von 1886 auf 1887 in Südfrankreich zu verleben. Bald nach seiner Rückkehr hatte er die Genugthuung, daß das Mutterkloster Beuron nach Beendigung des Culturkampfes am 20. August 1887 wieder bezogen werden durfte. Auch gelang es ihm, in Prag die Begründung des Frauen-

klosters St. Gabriel durchzusetzen. Als aber im Sommer 1890 die Aebte der Beuroner Congregation zum dritten Generalcapitel in Beuron zusammentraten, erkrankte W. schwer an einem Unterleibsleiden und verschied nach nur dreitägigem Schmerzenslager am 8. Juli 1890. Noch kurz vor seinem Ende hatte er sein litterarisches Hauptwerk, das „Psallite sapienter“, an dem er mehr als zwanzig Jahre gearbeitet hatte, abgeschlossen und noch selbst das Manuscript des fünften und letzten Bandes in die Druckerei gesendet. Seine übrigen Schriften sind verzeichnet in den „Scriptores ordinis S. Benedicti qui 1750—1880 fuerunt in imperio Austriaco-Hungarico.“ Vindobonae 1881. S. 523, 524.

Vgl. Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden. XI. Jahrg., 2. Bd., S. 659—664. Brünn 1890. — H. Hurter, Nomenclator literarius recentioris theologiae catholicae, III, 1280, 1281, Oeniponti 1895. H. A. Lier.

Wolterec: Christoph W. wurde am 1. Juli 1686 zu Glückstadt geboren, wo sein aus Goslar gebürtiger Vater, ebenfalls Christoph W. geheißen, kgl. dänischer Münzmeister und Bürgermeister war († am 18. Sept. 1718). Dieser war dreimal verheirathet; jener Sohn stammte aus der ersten Ehe mit Anna Dorothea geb. Röhri, Tochter des schwedischen Kanzlisten Griso Röhri und Wittwe des Münzmeisters Andreas Hille in Stade. Im J. 1700, wo der Vater mit Anna Katharina Gude, Tochter des gräfl. Rantzau'schen Raths Mich. Gude, eine zweite Heirath schloß, kam der Sohn in die Schule nach Flensburg, im Mai 1703 auf das Gymnasium in Hamburg, wo er insbesondere den Unterricht von Joh. Alb. Fabricius genoß. Am 22. April 1706 bezog er die Universität Leipzig, wo er geschichtliche, mathematische, theologische und juristische Studien betrieb. Als in demselben Jahre die Schweden in Sachsen einfielen, ging W. wieder nach Hamburg, um Privatstudien obzuliegen, kehrte dann aber im Mai 1707 nach Leipzig zurück. Eine Predigt, die er im folgenden Monate hielt, machte ihm klar, daß seine Hauptbefähigung auf dem geistlichen Gebiete nicht lag; er wandte sich daher hauptsächlich juristischen und litterarischen Studien zu. Bald bethätigte er sich auch schriftstellerisch, indem er auf Wunsch des Verlegers Ph. W. Stock Tentzel's „curieuse Bibliothek“ (in Gemeinschaft mit J. G. Krause?) durch den „ausführlichen Bericht von Allerhand Neuen Büchern ...“ 1708—10 fortsetzte und 1709 „Electa rei nummariae“ herausgab. Daneben arbeitete er auch für die Acta eruditorum und stand mit hervorragenden Gelehrten, auch einem Leibniz, in Briefwechsel. Im J. 1710 kehrte W. in die Heimath zurück. Da sich aber seine Hoffnung, eine Anstellung zu erhalten, nicht erfüllte, so ging er nach Hamburg, ohne jedoch auch hier seinen Zweck zu erreichen. Er begab sich abermals nach Glückstadt und veröffentlichte hier 1712 unter dem Titel „Holsteinische Musen“ eine Reihe bisher meist einzeln gedruckter Gedichte. Sie sind König Friedrich IV. von Dänemark gewidmet, aber die Aussicht, von diesem eine Anstellung als Kriegssecretär zu erhalten, schlug fehl, da er zu der Zeit, wo er dem Könige in Rendsburg vorgestellt werden sollte, der Pest wegen Glückstadt nicht verlassen konnte. Im J. 1714 reiste er nach Goslar, um hier gewisse Gelder zu erheben. Er setzte hier seine geistlichen Dichtungen fort, die er an verschiedenen Stellen, u. a. unter dem Pseudonym „Christlieb Schneemann“ als „Ruhige Gedanken in der Unruhe“ (Goslar, 1715), theilweise herausgab und vollständig erst 1731 mit seinem Namen gleichfalls als „Ruhige Gedanken rc.“ in zwei Bänden (6 Theile, Blankenburg) veröffentlichte. Im J. 1716 erschienen zu Glückstadt seine „Goslarischen Ehren- und Schertz-Gedanken“. Auf der Heimreise nach Holstein sprach W. im December 1717 in Wolfenbüttel vor, wo ihm im folgenden Jahre die Ordnung des Kirchenarchivs übertragen wurde, an der er dann sein Leben lang fleißig und gründlich ge-

arbeitet hat, ohne sie ganz zu vollenden. Er trat 1720 als Secretär bei dem Geheimrath Hieron. v. Münchhausen in Dienst; im folgenden Jahre ward er Actuar bei dem fürstl. Residenzamte in Wolfenbüttel; 1725 erhielt er den Titel Secretär und 1731 wurde er als Oberamtmann an die Spitze dieses Amtes gestellt. Doch setzte schon am 11. Juni 1735 der Tod seinem Wirken hier ein Ziel. — Außer jenen Gedichten, die sich keineswegs über die Durchschnittsleistungen der Zeit erheben, von denen einzelne aber Aufnahme in Sammlungen, wie in Freylinghausen's hallischem Gesangbuch, gefunden haben, hat er als Frucht seiner Bearbeitung des Kirchenarchivs veröffentlicht: „Wolfenbüttelsche Merkwürdigkeiten“ (Wolfenb. 1729) und „Herzogl. Erb-Begräbnisse in der Hauptkirche B. M. V. zu Wolfenbüttel“ (1731). Erst lange nach seinem Tode (1747) wurde aus seinem Nachlasse das „Begräbnißbuch der Kirche B. M. V. ꝛc.“ von Rud. Aug. Nolte herausgegeben. — W. hat sich zweimal verheirathet, am 6. April 1723 in Magdeburg mit Franz. Elis. de Forestier, der Tochter des Preußischen Hauptmanns Stephan de F., die im Februar 1734 starb, darauf am 15. Februar 1735 mit Anton. Amalie Clara Bosse, der Tochter des Braunschw.-Bevernschen Raths Joach. Friedr. Bosse, die bald zur Wittwe wurde. Der ersten Ehe war am 1. Juli 1725 ein Sohn Siegmund Ludwig entsprossen, der am 25. October 1741 die Universität Helmstedt bezog, am 12. Juni 1750 als Kanzleiregistrator auf fürstl. Justizkanzlei in Wolfenbüttel beeidigt wurde, am 6. Mai 1751 den Titel Secretär erhielt, am 19. Juni 1755 wirklicher Kanzleisecretär wurde, am 12. Februar 1767 das Landeshauptarchiv und Lehnsdepartement bekam, am 5. September 1768 zum Lehnsrath, daneben am 3. September 1773 zum Consistorialrath und unterm 28. März 1784 zum Geh. Justizrath ernannt wurde und als solcher und erster Archivar am 11. Juni 1796 (Todes- wie Geburtstag mit dem Vater gemeinsam) an der Brustbräune gestorben ist. Er vermählte sich am 14. Mai 1754 mit Luise Elis. Christiane Hachenbold, Tochter des Procurators Chr. Gottfr. H.; ein Sohn, der, 1755 geboren, schon am 1. Juli 1757 wieder starb, scheint das einzige Kind der Ehe gewesen zu sein. Dieser Siegm. Ludw. W. ist jedenfalls der Verfasser von „einigen ernsthaften und geistlichen Gedichten“, die 1756 anonym bei Bindseil in Wolfenbüttel erschienen (vgl. Intelligenzblatt d. Allgem. Lit. Zeit. Nr. 45 vom 4. Mai 1793, S. 358), nicht Friedrich Adolf W., dem Goedeke (Grundriß III ^{2}, S. 341) sie zuschreibt, da dieser, ein Halbbruder Christoph's aus des Vaters zweiter Ehe, 1704 in Glückstadt geboren, als Jurist ohne feste Stellung und in dürftigen Verhältnissen schon am 31. März 1751 in Wolfenbüttel gestorben ist.

Vgl. die Leichenpredigt J. G. Oldekop's auf Chr. Woltereck (Wolfenb., 1737 fol.), aus der der Lebenslauf in gekürzter Form vor dem gen. „Begräbnißbuche“ wiederholt worden ist. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel. P. Zimmermann.

Woltersdorff: Arthur W., Theaterdirector, wurde am 1. September 1817 in Königsberg geboren und widmete sich ursprünglich dem juristischen Berufe. Im October 1844 übernahm er unter mißlichen Verhältnissen die Direction des Königsberger Theaters, die er 32 Jahre hindurch bis zum 16. Juli 1876 beibehielt. Er verstand es, das Königsberger Stadttheater, das seine ehemalige Bedeutung fast schon verloren hatte, durch Schaffung eines guten Ensembles zu ungeahnter Höhe zu erheben und namentlich der Oper einen solchen Ruf zu verschaffen, daß König Friedrich Wilhelm IV. ihn in den Jahren 1851 und 1853 aufforderte, mit seiner Gesellschaft im Opernhaus in Berlin zu gastiren. Nebenbei spielte er gleichzeitig im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Vom 25. Juli 1858 an bis zum 1. October 1859 leitete er das Kroll'sche Theater in Berlin

und suchte während dieser Zeit das Berliner Publicum namentlich dadurch an sein Unternehmen zu fesseln, daß er ihm nicht nur ältere Opern, sondern auch ältere Lustspiele und Schwänke vorführte, die in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts mit Erfolg über alle Bühnen gegangen waren. Doch scheiterte der Versuch, namentlich, da es W. an guten, routinirten Schauspielern fehlte. Größere Erfolge erzielte er mit seinen Opernaufführungen, für die man damals in den Berliner Hofkreisen schwärmte. Im Jahre 1864 erwarb W. das Meysel'sche Theater vor dem Oranienburger Thor, um es als „Woltersdorff-Theater“ in die Zahl der Berliner Bühnen einzureihen. Nachdem er die Direction der Königsberger Bühne niedergelegt hatte, zog er sich in das Privatleben zurück und starb bald darauf in Berlin am 16. December 1878. Ueber seine Ansichten und Erfahrungen in Bezug auf das Bühnenwesen hatte er sich in einem Buch, „Theatralisches“ betitelt (Berlin 1856), ausgesprochen.

Vgl. Deutscher Bühnen-Almanach. Hrsg. von A. Entsch. Berlin 1877. XLI, 186—188. — Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Hrsg. von Ernst Gettke. Berlin 1877. V, 94. — A. Raeder, Kroll. Ein Beitrag zur Berliner Cultur- und Theater-Geschichte. Berlin 1894. S. 380 ff.

H. A. Lier.

Woltersdorf: Ernst Gottlieb W., als Liederdichter, Prediger, Pädagog und fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiet der Erbauungslitteratur einer der hervorragendsten Vertreter der gesunden pietistischen Herzens- und Geistesrichtung um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Er war geboren am 31. Mai 1725 als der sechste Sohn des Predigers Gabriel Lukas zu Friedrichsfelde bei Berlin, der 10 Jahre nach seiner Geburt als Prediger an die Georgenkirche in Berlin berufen wurde. Der Segen einer ernsten christlichen Erziehung begleitete ihn auf das Berliner Gymnasium zum grauen Kloster, von dem er im J. 1742, erst 17 Jahr alt, die Universität Halle bezog, um sich unter der Leitung der der pietistischen Schule angehörigen Professoren J. Lange, Michaelis, Baumgarten und Knapp dem theologischen Studium zu widmen. Er wohnte in dem Francke'schen Waisenhaus, nahm Theil an dem Unterricht in demselben, verkehrte mit jungen Männern ernster christlicher Gesinnung. Nach den tiefen Eindrücken, die er von dem in den Francke'schen Anstalten waltenden Geist empfangen hatte, wurde er durch einen frommen Dichter und Prediger, den Diakonus Lehr aus Köthen, mittelst eines von demselben in dem collegium biblicum zu Halle gehaltenen Vortrags „von der Liebe Jesu“ so ergriffen, daß er nach seinem eigenen Zeugniß von da an in der Erfahrung von der Wahrheit des Heils allein in Christo immer tiefer sich gründete und mit bewußtem, feurigem Glauben fortan von diesem Heil in begeisterten Liedern Zeugniß ablegen konnte. Es fehlte ihm freilich nicht an inneren Anfechtungen und Beunruhigungen infolge verfehlter Vorstellungen und Empfindungen über gewisse Kennzeichen höheren oder niederen Grades im Stande der Gnade und im Werk der Heiligung. Aber der Verkehr mit gleichgesinnten Freunden, die Zucht, welche die geregelte Arbeit in seiner Schulthätigkeit über ihn ausübte und vor allem die Vertiefung seines inneren Lebens in die biblische Wahrheit von dem durch keine menschliche Leistungen und Verdienste bedingten Heilsbesitz in der Kindschaft mit Gott ließen ihn nicht bloß in Halle, sondern nachher auf Reisen in der Ukermark, Mecklenburg, Pommern und Sachsen, wo er mit geistgesalbten Predigern, namentlich dem Abt Steinmetz in Magdeburg, und mit gläubigen, meist christlich gesinnten Laien höherer und niederer Stände in innige Verbindung trat, über alle jene inneren Kämpfe den Sieg gewinnen und zu gleichmäßiger Glaubensfreudigkeit gelangen. Diese trieb ihn dann auch überall an, sich fleißig im Predigen zu üben. Die dabei empfangenen und er-

fahrenen Segnungen bezeugt er einmal in seinem Reisetagebuch mit dem Gebetsruf: Schenkst du schon so viel auf Erden, ei, was will im Himmel werden!

Nachdem er in einem Pfarrhause in der Ukermark, bei dem Prediger Stilke in Zerrenthin, von 1744 an eine Hauslehrerstelle bekleidet hatte, in der er wegen des ziemlich großen Umfangs der Gemeinde auch alle Sonntage im Predigen und Katechisiren mit viel Lust und Freude Hülfe leistete, folgte er auf Veranlassung und Empfehlung seines väterlichen Freundes, des Hofpredigers Zachariä in Dargun im Mecklenburgischen, wo der Aufenthalt auf seinen Reisen ihm von besonderem Segen gewesen war, im Frühjahr 1746 dem Rufe in eine Erzieherstelle im Hause der verwittweten Reichsgräfin von Promnitz auf Drehna in der Niederlausitz, wo er neben der Erziehung und dem Unterricht des jungen Grafen auf Bitten der Mutter desselben auch Sonntags außer dem Gemeindegottesdienst noch besondere Erbauungsstunden auf dem Schlosse hielt, die zur Bewahrung der Gemeinde vor sectirerischen Spaltungen und zur Sammlung der nach Förderung in ihrem Glaubensleben verlangenden zahlreichen Dienstleute und sonstigen Gemeindeglieder dienten. Als er infolge dieser gesegneten Wirksamkeit schon nach drei Monaten seitens seines väterlichen Freundes Steinmetz aus Magdeburg den Ruf zu einer Feldpredigerstelle bei einem dortigen Regiment empfing, glaubte er denselben mit Rücksicht auf seine Jugend, er war erst 21 Jahre alt, und seine erst so kurze Wirksamkeit in der neuen Stellung, ablehnen zu müssen. Er erlernte bei dem benachbarten Prediger Petermann in Vetschau in kurzem das Wendische so weit, daß er den zahlreichen um Drehna herum wohnenden Wenden das Evangelium verkündigen konnte. Die Freude, die er nach seiner Versicherung beim Lernen und Gebrauch dieser Sprache an sich gehabt hat, wurde noch übertroffen durch die Freude darüber, wie die Wenden ihm ihre Liebe dafür und ihre Dankbarkeit für diese Darreichung des Brodes des Lebens bezeigten.

Er war auch wiederholt mit Gliedern der Brüdergemeinde in Verbindung getreten, ohne jedoch sich derselben förmlich anzuschließen, wovon er hauptsächlich durch den sonst auch von ihm ehrerbietigst in allen Dingen eingeholten und befolgten Rath seines Vaters in Berlin abgehalten wurde.

Durch jene Beziehungen war er dem früheren Pastor der Herrnhutischen Gemeinde, Johannes Andreas Rothe, der vom Grafen Zinzendorf im J. 1722 nach Berthelsdorf berufen war, wo er zur Begründung jener Gemeinde mitgewirkt, dann aber sich von derselben zurückgezogen hatte und jetzt das Pfarramt in Tammendorf bei Bunzlau bekleidete, und besonders als Verfasser des Liedes: „Ich habe nun den Grund gefunden", allgemein bekannt ist, in der Weise näher bekannt geworden, daß er von demselben der Gemeinde Bunzlau nach Erledigung der zweiten geistlichen Stelle an der dortigen, nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen von ihr erbauten Bethanienkirche als der rechte Mann für dieses Amt empfohlen wurde.

Er hatte bald, nach der Aufforderung Rothe's und der Bürgerschaft Bunzlaus, zu einer Gastpredigt dorthin zu kommen, auch vom Magistrat eine gleiche Einladung erhalten. Aber er hatte gleiche Bedenken, dem Rufe zu folgen, wie früher nach Steinmetz' Einladung zur Annahme einer Feldpredigerstelle, indem er sich für das geistliche Amt noch für zu jung hielt. Da erging eine zweite Aufforderung des Magistrats an ihn durch ein von Abgeordneten desselben zugleich im Namen der Bürgerschaft überbrachtes Schreiben. Da glaubte er die Stimme Gottes nach Jerem. 1, 7 zu vernehmen: Sage nicht: Ich bin zu jung, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende und predigen, was ich dir heiße. Er reiste nach Bunzlau. Infolge seiner daselbst am 18. Februar 1748 gehaltenen Gastpredigt, die einen ergreifenden Eindruck auf die Gemeinde machte, wurde er mit großer Stimmenmehrheit zum zweiten Prediger erwählt. Da wurde von einer gegneri-

schen Partei Einspruch gegen diese Wahl erhoben. Die Angelegenheit seiner förmlichen Berufung wurde insbesondere von den sogenannten Orthodoxen, die seine Rechtgläubigkeit in Frage stellten, in der Weise verzögert, daß er auf geduldiges Warten sich angewiesen sah. Während dessen erhielt er in der Nachbarschaft verschiedene Gelegenheit, zu predigen. Besonders die Gemeinde in Friedersdorf am Queis gewann ihn, während er dort acht Wochen lang sich aufhielt, so lieb, daß sie den Wunsch aussprach, er möchte als ihr Prediger bei ihr bleiben. Aber die Bürgerschaft von Bunzlau ließ nicht von ihm ab. Eine an den König gerichtete Bitte, ihn als ihren Prediger zu bestätigen, hatte den erwarteten günstigen Erfolg. Vom Oberconsistorium in Breslau zu einem Colloquium mit dem Oberconsistorialrath Burg einberufen, hatte er hier seine Rechtgläubigkeit im vollen Sinne des Wortes bewiesen. Er empfing die Ordination. Eine königliche Cabinetsordre bestätigte seine Wahl für die zweite Predigerstelle in Bunzlau. Der gnädigen Führung Gottes gewiß, schrieb er an seinen Vater: Der Herr sei nun mit mir und lasse Bunzlau einen gesegneten und wasserreichen Pflanzgarten seines Reiches werden. Er sendet mich. Er wird's auch thun. Am 23. October wurde er, nachdem er zuvor von der Gemeinde in Friedersdorf bewegt Abschied genommen, in sein Amt eingeführt. Am Sonntag darauf hielt er seine Antrittspredigt unter großer Bewegung seines Herzens und seiner Gemeinde, unter zahlreicher Betheiligung von nah und fern gekommener erweckter und gläubiger Glieder aus anderen Gemeinden, insbesondere solcher, denen er während der Wartezeit mit eindringlicher Kraft Buße und Bekehrung gepredigt hatte, ohne auch nur die geringste Andeutung von den ihm seiten der Orthodoxie widerfahrenen Feindseligkeiten zu machen. Seinem Vater erwiderte er auf die Ermahnung, seine Widersacher durch Liebe zu gewinnen und ihrer Feindschaft nicht zu gedenken: „Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, von der Widrigkeit der Feinde das Geringste zu erwähnen. Ich weiß, Gott lob, von keinen Feinden und sehne mich herzlich nach ihrer Seligkeit." In diesem Sinn und Geist schonender und versöhnender Liebe waltete er dann auch seines Amts gemäß der in der königlichen Bestätigungsurkunde ausgesprochenen Ermahnung, „sich auch überall, beides in Lehre und Leben, sowohl gegen seine Collegen und Gemeinde, als gegen fremde Religionsverwandte, wie einem Diener Christi gebührt, zu erweisen, daneben sich alles Schmähens, Lästerns und Verketzerns der letzteren sorgfältig zu enthalten, vielmehr eines seiner vornehmsten Augenmerke auf die Conservation der Ruhe und bürgerlichen Einigkeit zwischen den unterschiedlichen Religionsverwandten gerichtet sein zu lassen, damit die Lehre des Evangelii bei denen, die da draußen sind, nicht verlästert werde".

Bald hatte er sich mit seiner unermüdlichen Treue und rastlosen Arbeit so in die Gemeinde eingelebt und diese als die ihm vom Herrn befohlene Heerde durch seine selbstverleugnungsvolle Hirtenliebe in der Nachfolge der Hirtenliebe Jesu unter Gewinnung der Herzen seiner früheren Widersacher so innig mit sich verbunden, daß er auf die wiederholt an ihn ergangenen Aufforderungen ablehnend antwortete, dem Rufe in andere Stellen mit weit höherem Einkommen, als er es hier haben konnte, und mit höheren äußeren Ehren, als sie mit dem bescheidenen Bunzlauer Amt verbunden waren, Folge zu leisten. Und dies konnte nur dazu dienen, das Band mit seiner Gemeinde desto enger zu knüpfen, da ihr wohl bekannt war, wie er mit seiner zahlreichen, bis auf sechs Kinder herangewachsenen Familie und bei seiner freigebigen Barmherzigkeit gegen Arme und Nothleidende oft selbst Noth und Entbehrung zu erleiden hatte. Mit festem Vertrauen auf seines Gottes Durchhülfe konnte er sein Lied: „Weicht, ihr finstern Sorgen! denn auf heut und morgen sorgt ein anderer Mann" anstimmen und mit dem Bekenntniß schließen: „Christi Blut stärkt meinen Muth und läßt mich in Noth

und Plagen nimmermehr verzagen“. Daß er der zweite Prediger war neben dem Stadtpfarrer Jäschki, mit dem er als seinem lieben Mitarbeiter in herzlichem Einvernehmen stand, bekümmerte ihn nicht bei seiner viel reicheren Begabung als Prediger und bei seiner weit erfolgreicheren Wirksamkeit in der großen Kirchgemeinde, die außer der Stadt noch sieben ländliche Gemeinden umfaßte. Vielmehr ließ er sich durch diese Erfolge als ein Geschenk seines Gottes und durch die Last der Amtsarbeit, die er mit Lust und Feuereifer als im Dienst der Gnade Gottes stehend ausrichtete, stets in der rechten Demuth erhalten und bewahren, so daß er die Vorwürfe der Eitelkeit und des Ehrgeizes, die freilich mehr und mehr verstummend sich anfangs gegen ihn von Seiten der antipietistischen, orthodoxen Eiferer erhoben, mit völlig gutem Gewissen abweisen und mit Wort und That widerlegen konnte. In solcher Demuth stellt er gleichsam ein Programm seines Amtslebens auf, worin er schreibt: „Mein Amt drücket manchmal die Schultern ziemlich ein. Gelobet sei mein Gott, daß Er treu ist und mich davon versichert, daß Er mich gesandt. Wo wollte ich sonst bei allem meinem Unvermögen und meiner Untüchtigkeit, und bei so vielen wichtigen und bekümmerten Vorfällen im Amte Freudigkeit hernehmen? Gott Lob, Er segnet meinen armen Dienst aus Gnaden und hilft in Allem durch.“

Bei aller seiner Wirksamkeit in Worten und Werken war nach der Lehre und dem Vorbild der großen Pietistenväter Spener und Francke das Ziel seines an dem Feuer der Liebe Christi, des Gekreuzigten, entzündeten Bestrebens zur Erweckung und Bekehrung zu ihm, zu lebendigem Glauben an ihn, zur Wiedergeburt und Erneuerung des ganzen inwendigen Menschen durch den heiligen Geist mittelst der begeisterten Predigt des Wortes vom Kreuz allen denen zu verhelfen, deren Herzen er der Macht dieses Wortes von der allein seligmachenden Gnade in Christi Blut und Gerechtigkeit zu erschließen bemüht war. Wie er selbst von der Liebe Christi in seinem Herzen erfüllt war, so brannte sein Herz in feurigem Eifer, mit Allem, was er redete, schrieb und that, nichts Anderes zu erzielen, als die Herzen der ihm anvertrauten Gemeindeglieder mit dem Feuer der Liebe Christi zu entzünden und ihm als sein eigen zuzuführen.

Als Prediger durchaus ein Zeuge und Bekenner der reinen Lehre und der im kirchlichen Bekenntniß bezeugten evangelischen Wahrheit setzte er sein im Dienst dieser Wahrheit sich verzehrendes Leben dafür ein daß es nicht bloß auf ein Wissen und äußeres Bekennen desselben, sondern auf ein wahres Glaubensleben, das in wahrer Herzensbuße und Bekehrung aus dem Quell, insbesondere aus der Wahrheit: Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden, fließen müsse, zur Erlangung des Heils in der wahren Kindschaft mit Gott für Zeit und Ewigkeit ankomme. In immer größeren Schaaren sammelten sich die Zuhörer von nah und fern. Seine Predigten zündeten in der Gemeinde ein Feuer an, welches seinen Schein rings umher in die benachbarten Gemeinden warf, aus denen der Zulauf zu dem Bunzlauer Erweckungsprediger immer zahlreicher wurde. Die Kirche bot oft nicht Raum genug. Dann wurde Gottesdienst unter freiem Himmel, namentlich im Bunzlauer Stadtwald, von ihm abgehalten. Die Frucht der öffentlichen Gemeindegottesdienste waren, da diese für die Befriedigung des von ihm geweckten Hungers und Durstes nach den Gnadensegnungen des Evangeliums nicht ausreichten, Erbauungsversammlungen an verschiedenen Orten in der Stadtgemeinde, die er leitete, zu denen vor allem die Erweckten sich drängten, um weitere christliche Führung und Nahrung zu empfangen, aber der Zutritt Jedem, wer kommen wollte, offen stand. So erzählt er, daß es in der Stadt bis zu neun solcher Versammlungen gekommen sei, „ohne daß darin etwas Besonderes gesucht werde, indem ein gut Theil redlicher Seelen

nicht dazu kommen, noch genöthigt werden". Von der Stadt verbreitete sich die Bewegung über die Landgemeinden aus. „Wegen der begierigen erweckten Seelen vom Lande", sagt er einmal, „habe ich Sonntags eine neue Versammlung anlegen müssen, die sich wol bis hundert Seelen vermehren möchte."

Bei einer solchen Erregung und Bewegung der Gemüther fehlte es dann auch nicht am Auflodern eines falschen Feuers. Aber er verstand es meisterlich, sectirerische Neigungen und schwarmgeisterische Regungen zu dämpfen, indem er dem dabei zu Grunde liegenden geistlichen Bedürfniß durch Gemeinschaftspflege und ruhige, klare Belehrung und Zurechtweisung aus dem Wort der Schrift und den Bekenntnissen der Kirche Befriedigung gewährte und vor allem unter Vermeidung öffentlicher Bekämpfung solcher Verirrungen von der Kanzel her durch liebevolle pastorale Einwirkung unter vier Augen oder in jenen engeren Gemeinschaftskreisen, die übrigens jedem Gemeindegliede offen standen, auf die rechten Wege der lauteren evangelischen Wahrheit und der geistlichen Nüchternheit zurückzuführen vermochte. So konnte er denn auch einmal mit gutem Gewissen schreiben: „Die Frage, ob unsere Schafe noch auf dem richtigen Wege bleiben, kann ich mit einem freudigen Ja beantworten. ‚Was dir gereicht zu Ehren und der Gemein' zu Nutz, das will der Satan wehren mit List und großem Trutz. Doch kann er's nicht vollbringen, weil Du, Herr Jesu Christ, herrschest in allen Dingen, und unser Beistand bist.' Dieser Vers beschreibet den Zustand unserer Gemeinden vollkommen."

Von Anfang an nahm er sich mit besonderer Liebe der Kinder an, eingedenk der Verheißung Jesaj. 40, 11: „Er wird die Lämmer in seine Arme sammeln", und des Gebots Jesaj. 45, 11: „Weiset meine Kinder und das Werk meiner Hände zu mir." Es kam öfters vor, daß sich junge Kinder in Häusern hin und her zusammenfanden und mit einander sangen und die Gebete, Sprüche und Liederverse, die sie von den Eltern und in der Schule gelernt hatten, beteten. Da kam er zu diesen kleinen Versammlungen, betete mit ihnen, wurde mit ihnen ein Kind und suchte durch väterliches Gespräch mit ihnen die Liebe zum Heiland in ihre Herzen zu pflanzen und sie dem Kinderfreunde zuzuführen.

Durch klare nüchterne Lehrunterweisung wie durch herzandringendes Zeugniß von der Liebe Jesu und feuriges Wort von der ihm schuldigen dankbaren Gegenliebe gelang es ihm, viele junge Seelen bei dem aufs ernsteste genommenen Vorbereitungsunterricht auf die Einsegnung und das heilige Abendmahl dem Herrn zu gewinnen und ihm zu eigen zu geben. Die Eingesegneten versammelte er des Sonntags Abends um sich im Pfarrhause, um sie in ihrem Glaubensleben weiter zu führen und vor den Versuchungen der Welt zu bewahren. Infolge der wiederholten Einsegnungen drängten sich immer größere Schaaren zu diesen Zusammenkünften, sodaß für diese ein größerer Saal beschafft werden mußte, und als auch dieser zuletzt nicht mehr ausreichte, an verschiedenen Orten und auch in der Woche diese geistliche Pflege der confirmirten Jugend von ihm geübt werden mußte. Er erfuhr dabei selbst reichen Segen, wie er es wiederholt bezeugt. So sagt er einmal: „Der Herr hat mir die Kinder gleich von Anfang an recht brennend aufs Herz gelegt. Ich lasse ihn auch nicht, er wird großen Segen geben." Im Blick auf die heilsame Einwirkung, die von solchem Werk an der Kinderwelt auf die Gemeinde ausgehen soll, schreibt er einmal: „Der Herr wolle es mit bleibendem Segen krönen. Ich hoffe, mit den Kindern werden wir noch den Teufel aus Bunzlau jagen."

Mit dieser unermüdlichen Hirtenliebe und Hirtentreue, in der er sich gerne zu den Lämmern der Heerde, den kleinen und den eingesegneten Kindern der Gemeinde, herabließ, um ihnen als Führer zu Jesu zu dienen, und von der er selbst einmal sagt: „Die Liebe bringt mich immer mehr dahin, daß ich auf eine

rechtschaffene Weise Allen allerlei werde; dem Einfältigen werde ich einfältig, den Kindern ein Kind, —" sorgte er nun auch bis an sein Lebensende mit allem Fleiß für die Hebung des Schulwesens in der Gemeinde, und zwar besonders auf dem Gebiet eines eigenthümlichen Anstaltslebens, welches sich von kleinen Anfängen an in Bunzlau nach dem Vorbild und im Geist der Francke'schen Anstalten in Halle zuerst unter seinen Augen und seinem Beirath und dann unter seiner unmittelbaren Führung und Leitung als eins der vielen thatsächlichen Zeugnisse von dem, theils schöpferischen, theils reformatorischen Geist, der auf das evangelisch-lutherische Schulwesen von den Francke'schen Stiftungen ausging, entwickelte.

Mit seiner pastoralen Fürsorge für die Kinder konnte er an eine gesegnete Schularbeit, die vor ihm treue Lehrer im guten pietistischen Geist und Sinn ausgeübt hatten, anknüpfen. Er fand in der Gemeinde eine nicht geringe Anzahl verwandter Seelen, in denen er die Frucht von dem Samen erkannte, den die entschlafenen Lehrer Mäderjan und Donnsdorf in ihrer gesegneten Arbeit ausgestreut hatten. Es wurde auch mehr und mehr unter Ueberwindung von allerlei Vorurtheilen anerkannt, wie er mit jener Kinder- und Jugendpflege der Schule in die Hände arbeite. Er selbst sagt: „Die Schulleute müssen bekennen, daß sie schon an manchem eine deutliche Veränderung sehen, ja, sie werden selbst davon bewegt. Den Teufel ärgert das und er schämt sich nicht, auch die Lämmer zu belügen, wie er's mit den Schafen macht."

Eine besondere unerwartete Aufforderung aber trat an ihn heran, auf dem Gebiet der Schule unmittelbar für die Pflanzung christlichen Glaubens und Lebens seine ganze Kraft mit einzusetzen, als der Bürger Maurermeister Gottlieb Zahn ihm den Plan eines von ihm nach dem Muster des Francke'schen Waisenhauses in Halle zu begründenden Waisenhauses vorlegte und seine Mitwirkung bei der Ausführung dieses Planes erbat. Dieser Plan war bei Zahn darin begründet, daß er, der selbst einst ein Waisenkind gewesen war, durch das Lesen der von A. H. Francke herausgegebenen „Nachrichten von dem Waisenhause in Glaucha vor Halle" und durch die ihm aus seiner eigenen Kindheit gebliebene Erinnerung an die Waisennoth, sich gedrungen fühlte, eine ähnliche Anstalt zur Abhülfe dieser ihm zu Herzen gehenden Noth zu gründen. Im Stillen hatte dieser gottesfürchtige Mann schon in seinem in der Obervorstadt von Bunzlau gelegenen Hause den Grund dazu legen wollen, indem er für seine Kinder einen eigenen Lehrer in das Haus nahm und auch andere, namentlich arme Kinder, an diesem Unterricht Theil nehmen ließ, wobei er daran dachte, auch Waisenkinder aufzunehmen. Als er zu diesem Zweck eine Erweiterung seines Hauses vornahm, wurde ihm dieses Halten einer Privatschule verboten.

Dennoch hielt er, gerade infolge dieses verfehlten Versuches zur Begründung einer Privatschule, an seinem Plane fest, den erweiterten Bau seines Hauses zur Begründung einer Waisenanstalt zu verwerthen. Je deutlicher er aber diese Absicht zu erkennen gab, desto größere Bedenken traten derselben wie von anderer befreundeter Seite, so auch von Seite Woltersdorf's entgegen. Seine Bedenken waren in der bei aller feurigen Begeisterung für Bethätigung des Glaubens und der Liebe in Werken der christlichen Barmherzigkeit ihm eigenen ruhigen gewissenhaften Ueberlegung und Erwägung der Beweggründe zu jenem Unternehmen, der vom Herrn gebotenen Mittel zu seiner Ausführung und der allein zu seiner Ehre und zum Heil der Kinder ins Auge zu fassenden Ziele der Bestrebungen des frommen Gottlieb Zahn begründet. Der ließ sich aber durch diese immer bestimmter ausgesprochenen Bedenken seines geistlichen Freundes nicht irre machen. Seine freudige Entschiedenheit und Zuversicht zu dem Werk, die mehr und mehr bei W. aus allen Bedenken sich herausbildende Ueberzeugung, daß es sich hier

um ein für Bunzlau nothwendiges Werk der Barmherzigkeit handele, und die Gewißheit, daß es von dem frommen Maurermeister in dem Geist und Sinn der Franckeschen Anstalten unternommen werde, hatten die Wirkung, daß bei W. nun alle jene Bedenken schwanden und an ihre Stelle eine desto freudigere Bereitschaft trat. Er hat „später sich nachgehends seiner selbst gewundert, wie es habe möglich sein können, daß er nicht eher zugegriffen habe, da ihm doch dergleichen Werke Gottes vorher nicht so unbekannt gewesen seien".

Er unterstützte fortan Zahn in seinen Bemühungen um die obrigkeitliche Genehmigung zur Begründung einer kleinen Anstalt, für welche Zahn einen Informator und zwei Waisenknaben auf eigene Kosten zu unterhalten sich bereit erklärte, und in welcher auch die kleinen Kinder aus der Obervorstadt wegen der weiten Entfernung von der Neuen Vorstadt mit unterrichtet werden dürften. Die königliche Genehmigung erfolgte mit der Weisung, daß die evangelische Geistlichkeit die Aufsicht über die Stiftung führen und von ihr der Informator ein gutes Zeugniß haben müsse. So konnte Zahn die Schule wieder eröffnen und mit der Aufnahme von zwei Waisen, zu denen sich bald noch mehr fanden, die Waisenanstalt begründen.

Es war die erste senfkornartige glückliche Entwicklung der Anstalt Woltersdorf's Verdienst. Auf dem von Zahn für dieselbe erworbenen eignen Grund und Boden konnte er am 5. April 1755 zu einem neuen für die Anstaltszwecke einzurichtenden Hause unter großer Theilnahme der Behörden und Bewohner Bunzlaus mit einer Rede über Jesaj. 40, 26—31, in der er „von dem Triumph des Glaubens über die Sprache des Unglaubens" sprach, den Grundstein legen. Nach seinem Plan wurde der Umfang der Zwecke dieser Waisenanstalt nicht bloß auf eigentliche Waisenkinder beschränkt, sondern sollte „auch anderer armer Jugend geistlicher und leiblicher Weise aufgeholfen" und auf die Verbesserung des Schulwesens überhaupt Bedacht genommen werden, wozu auch die Auferziehung und Ausbildung „von nützlichen Präparanden zu Schulleuten" gehören sollte. Hinsichtlich des Ziels der geistigen Ausbildung sollten andere gute Schulen, das Hallesche und Züllichausche Waisenhaus und die Hecker'sche Realschule in Berlin als Vorbild dienen, indem der göttlichen Vorsehung die zu erwartende Weiterentwicklung anheim zu geben sei, wie die Anstalt in allerlei Weise, so weit möglich und Gott gefällig, dem Dienst des Nächsten gewidmet werden möchte". Der Geist der Anstalt sollte bei Bewahrung eines in dem Herrn freudigen Geistes von dem Worte Gottes und einer lebendigen Erkenntniß Jesu Christi durch den heiligen Geist getragen und durchdrungen werden unter Fernhaltung aller interessirten Parteilichkeit gegen andere Anstalten, aller Eitelkeit, Scheinheiligkeit und alles sectirerischen Wesens und unter Fernhaltung aller Unredlichkeit vor Gott und Menschen. Ja W. fühlte sich in dieser Hinsicht gedrungen, „im Namen Jesu einen ewigen Bann und Fluch auf alle menschlichen und unlauteren Absichten zu legen, die bei diesem Werk aufkommen möchten. Gott behüte die Sache vor interessirten Händen auch auf alle künftige Zeiten. Amen!"

Als die Anstalt auf ihrem ersten Entwicklungsgange schwere Prüfungen, besonders in den Kriegsjahren 1757 und 1758, zu bestehen hatte, bewies sich W. als ihr treuer Berather und geistlicher Vater. Bis auf ein während der Kriegszeit ausgebrochenes Feuer blieb das Waisenhaus, der schonenden Milde der Feinde empfohlen, ungefährdet bestehn. Ja unter den eingegangenen Wohlthaten finden sich selbst Gaben feindlicher Krieger verzeichnet. Als im J. 1758 der Begründer des Werkes, Gottfried Zahn, noch ehe er recht reiche und reife Frucht von seinen Sorgen und Mühen ernten konnte, abgerufen wurde und der zum Waisenvater berufene Lehrer Hänisch ihm im Tode folgte, ehe er noch die

Bestätigung als solcher empfangen hatte, da scheute sich W. nicht, das Amt eines Waisenvaters und Directors der Anstalt zu den schweren Arbeiten seines geistlichen Amtes zu übernehmen. Seine Wirksamkeit, obwol nur wenige Jahre dauernd, hatte einen reichgesegneten Erfolg für die Entwicklung der Anstalt. Das Waisenhaus erlangte durch ihn, indem zwei aus den schlesischen Landständen erwählte Curatoren ihm zur Seite standen, in jeder Beziehung äußerlich und innerlich einen festen Bestand und eine Organisation, die auf lange Zeit noch nach seinem Tode maßgebende Bedeutung behielt.

Durch Morgenandacht und Abendversammlung wurde das Schulleben des Tages von ihm, als dem Hirten dieser immer zahlreicher unter seiner Leitung sich gestaltenden Schaar von Waisenknaben, Alumnen und Pensionären in Gottes Wort eingefaßt und unter die Zucht des Geistes Gottes gestellt. Zu den Abendandachten, die er am liebsten selber hielt, kamen daher auch viele Erwachsene aus der Stadt und vom Lande, sodaß der neue Saal im Waisenhause oft nicht Raum genug bot und die Andachten dann bei gutem Wetter im Freien gehalten werden mußten. In der Gestaltung des Schullebens der Anstalt bewies er sich als ein hervorragend tüchtiger Schulmann, indem er nach dem Vorbild des Hallischen Waisenhauses und der Berliner Realschule die drei Bildungsziele mit den ihnen entsprechenden drei Richtungen ins Auge faßte und vereinigte: das humanistische zur Vorbildung auf die Universitätsstudien, das realistische zur Vorbereitung für den höheren Bürgerstand und das elementare für die niedere Volksschule, alle drei Richtungen des Schullebens aber eingefaßt und geweiht durch die Segnung des Evangeliums und unter die Leitung des himmlischen Lehrmeisters gestellt. In kurzer Zeit erlangte die Anstalt solch ein Wachsthum, daß sie im J. 1760 aus 104 Personen mit 5 studirten Lehrern bestand. Bei seinem Eintritt in das Directorat zählte die Anstalt nur 15 Waisenknaben und 24 Kostgänger und Freischüler. In drei Jahren, bis zu seinem Abscheiden 1761, vermehrte sich die Schar auf 24 Waisenknaben und 82 Pensionäre. Als Pädagog wie als Verwalter des ganzen, in solcher Weise wachsenden Anstaltswesens erfüllte und durchdrang er das ganze Schulleben mit dem Geist gesunder Frömmigkeit, wie denn ebenso das leibliche frische fröhliche Gedeihen, wie das geistliche Wohl der Jugend Gegenstand der liebreichsten, im Dienste der Liebe Christi geübten väterlichen Fürsorge war. Im vollsten Sinne des Wortes war W. die Seele des Waisenhauses im Geist und nach dem Vorbild der ihm ans Herz gewachsenen Franckeschen Anstalt in Halle, indem er sich jedes einzelnen Waisenkindes und Schülers mit seelsorgerlicher Treue und mit pädagogischer Liebe annahm.

Neben aller dieser seine volle Kraft in Anspruch nehmenden und für den Lauf des Tages nicht selten übersteigenden Arbeit, die im Dienst seines Gottes und Heilandes ausrichten zu müssen er sich jeden Augenblick seines Lebens bewußt war, widmete er sich aus gleichem Drang seines Herzens, oft die Nacht zu Hülfe nehmend, einer bewundernswerth umfangreichen und vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit in Abfassung erbaulicher Schriften und besonders im Dichten geistlicher Lieder und „Psalmen“. Zunächst sehen wir, wie ein nicht geringer Theil dieser litterarischen Arbeiten, die weit über seinen Wirkungskreis hinaus, selbst über Deutschland hinaus seinen Namen in den Kreisen des durch den ursprünglich gesunden Pietismus neu erwachten Glaubenslebens bekannt machten und mannigfaltigen, jetzt noch fortdauernden Segen stifteten, der von ihm so innig geliebten Jugend galt. So fand z. B. sein ursprünglich für seinen Zögling, den jungen Grafen von Promnitz, bestimmter „fliegender Brief an die Jugend über das Glück früher Bekehrung“ bald die weiteste Verbreitung, und der, welcher dies schreibt, kann aus seiner eigenen Jugend bezeugen, welch einen

tiefen, auf sein ganzes Leben sich erstreckenden Einfluß dieses Büchlein auf ihn ausgeübt hat. Unter seinen Liedern ist die große Zahl derer, welche als geistliche Kinder- und Jugendlieder zu bezeichnen sind, ein wahrhaft herzerfreuendes Zeugniß davon, wie auch bei dieser Arbeit sein Losungswort: die Liebe Christi dringet mich also, zur Geltung kam, und wie er in solcher Sprache der Liebe für die jugendlichen Herzen den rechten Ton fand, wie es selten einem geistlichen Liederdichter gelungen ist. Beispiele dafür sind die Lieder: „Blühende Jugend“ und „Bleibt, Schäflein, bleibt“. Form und Inhalt sind aus Einem Guß. Die fließende Sprache des Mundes und die sich ergießende Sprache des Herzens sind darin so eins, daß auch nicht eine Spur von einem mühsamen Hindurchgehen durch die Wege reflectirender Gedankenarbeit und Formenbildung zu finden ist. Dies gilt überhaupt von allen seinen geistlichen Dichtungen.

Seine zahlreichen Lieder, die er neben 35 erbaulichen Schriften verfaßte, gab er zuerst einzeln, dann in zwei Sammlungen unter dem Titel „Evangelische Psalmen“ 1750 und 1751 heraus. Nach seinem Tode erst erschien die vollständigste Sammlung derselben unter dem Titel: „E. G. Woltersdorf's sämmtliche neuen Lieder oder evangelische Psalmen“, Berlin 1767. In Leichtigkeit der Diction und Fruchtbarkeit der Production erinnert er an Benjamin Schmolck. Nur daß er sich von diesem durch die ungewöhnliche Länge seiner Gedichte unterscheidet, die eine Folge war des völligen Hingenommen- und Erfülltseins seines inneren Lebens von dem Gegenstand und des sein Herz und Gemüth ganz überströmenden und während des Schreibens ihn überwältigenden Gedankenzuflusses, der nach seiner eigenen Aussage den Vorsatz, die Fülle seiner Gedanken und Empfindungen in knappere Form zu gießen, oft genug vereitelte. Der tiefste Grund dieser überschwänglichen Ausgiebigkeit war aber das innerlichste Ergriffensein und Erfülltsein von der Macht der Liebe Jesu Christi. In ähnlicher Weise, wie es in der Herrnhutischen geistlichen Dichtung, Predigt- und Lehrweise der Fall war, durchdringt alle seine Dichtungen das feurige Zeugniß von dem alleinigen Ruhefinden der Seele in dem Blut und in den Wunden Christi, des Lammes Gottes, in oft ungemein treffenden Redewendungen, aber auch nicht selten in süßlich tändelndem Ton, in ungewöhnlich stark sinnlichen Ausdrücken und in wenig dem geläuterten Geschmack entsprechenden Bildern, wie er z. B. ein langes Gedicht mit dem Titel: „Die Gläubigen als Bienen auf den Wunden Jesu“ verfaßte. Bei der Vertheidigung stark sinnlicher ungewöhnlicher Redensarten von Blut und Wunden des Erlösers mit dem Satz, daß durch die Sinne die Herzen sollen bewegt werden, forderte er allerdings mit Anspielung auf die bekannten Auswüchse in der Herrnhutischen Poesie ganz nachdrücklich, „daß dabei die Sache in ihrem Maße bleibe und nicht ein übertriebenes, schwülstiges, unanständiges, ekelhaftes, unverständliches oder gar lächerliches Wesen herauskomme“. Im großen und ganzen sich davor hütend, läßt er bei dem breiten schnellen Strom seiner augenblicklichen Herzensergüsse, die stets von einer bedeutenden dichterischen Anlage zeugen, und bei dem Mangel an einer sprachlichen und formellen Ueberarbeitung doch Bilder und Ausdrücke mit unterlaufen, die jener Forderung gemäß von ihm bei ruhiger Ueberlegung und Selbstbeurtheilung wol vermieden worden wären, übrigens aber nicht bloß in der Herrnhutischen, sondern auch in der späteren homiletischen und pietistischen poetischen Redeweise oft genug vorkommen. Es fehlt seinen oft gar zu weitschweifigen Gedichten und Liedern, von denen die meisten trotz ihres tiefen lebendigen Gefühls sich nicht für den Kirchengesang im Gottesdienst, sondern nur für die Privaterbauung eignen, neben einer lebhaften poetischen Empfindung von der in den verschiedensten Tonarten besungenen und gefeierten Erlösung und Versöhnung mit Gott durch Christi blutiges Verdienst die maßvoll abrundende und gestaltende poetische Arbeit. Trotzdem haben Woltersdorf's Lieder unzählig

Vielen Glaubensstärkung und Herzenserquickung geboten. Nicht wenige sind, entweder in ihrer ursprünglich gedrängten Form, oder in abgekürzter und abgerundeter Gestalt auch in die evangelischen Gesangbücher und in den gottesdienstlichen Gebrauch aufgenommen worden. Beispiele davon sind: „Das ist eine sel'ge Stunde, Jesu, da man dein gedenkt"; „Sünder, freue dich von Herzen", „Mein Trost und Anker in aller Noth"; „Wer ist der Braut des Königs gleich?"; „Gott, der du im Himmel thronest"; „Nimm hin mein Herz, Gott, nimm es hin"; „Prediger der süßen Lehren"; „Komm mein Herz! in Jesu Leiden", letzteres ein Abendmahlslied, in welchem die Worte: „daß ich einen Heiland habe", in den verschiedensten Wendungen und Bezeichnungen variirt werden und mit ergreifender Kraft der Empfindung von dem, was der sündige Mensch von seinem Heiland hat, Ausdruck geben. Daß er bei aller seiner dichterischen Thätigkeit nur das Höchste und Wesentlichste für alle geistliche Poesie stets im Auge hatte, bezeugt er einmal mit dem Ausspruch: es sei ihm unumstößliche Wahrheit, daß zwar alle vernünftigen Regeln der Dichtkunst sehr gut seien, daß aber dennoch das Göttliche in der Dichtkunst nicht anders als auf den Knieen erlernt und umsonst gegeben werde; denn wenn der Geist aller Geister das Herz des Poeten nicht entflamme, so sei auch die erhabenste Poesie keine göttliche zu nennen. Es ist ein ebenso schönes Zeugniß von seiner wahrhaft christlichen Auffassung dessen, was geistliche Poesie sein soll, wenn er den schon zu seiner Zeit auftretenden Dichtern, die auf dem Gebiet der religiösen Poesie bereits die moralisirende Tonart anschlugen und über dem ersten Artikel des christlichen Glaubens den zweiten zurücktreten ließen, mit folgenden Worten die Wahrheit sagt: „Wenn ihr's gut machen wollt, so dichtet ihr moralische Fabeln, oder ihr betrachtet den herrlichen Schöpfer und besingt seine große Majestät. Wie kommt es aber, daß ihr die heimliche Weisheit des herrlichen Evangelii von Jesu Christo, der gekommen ist, die Sünder selig zu machen, so selten oder gar nicht in euern Gedichten finden lasset? Ihr müßt den Schönsten unter den Menschenkindern noch nicht gesehen haben." Seine aus dieser erhabensten Tonart gesungenen Lieder haben ihm den Ehrennamen des schlesischen Assaph verschafft.

Die alle seine Kräfte bei seiner ohnehin schwächlichen Leibesbeschaffenheit verzehrende Arbeit in den beiden Aemtern war die Ursache seines frühen Todes. Tief erschüttert von dem Tode seines ihm in brüderlicher Liebe verbundenen Amtsgenossen Jäschki, dem er am 12. December 1761 das h. Abendmahl gereicht hatte und dessen Abscheiden er am folgenden Sonntag der Gemeinde zu verkünden hatte, hielt er, obwol schon in seiner Leibeskraft gebrochen, an diesem 3. Adventsonntag mit großem Ernst und eindringlicher Kraft des Geistes seine letzte Predigt über die Worte der Epistel 1. Corinth. 4, 5: „Welcher wird auch ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist und den Rath der Herzen offenbaren". In Todesahnung rief er, seines eben heimgegangenen Amtsbruders gedenkend, der Gemeinde zu: „Vor acht Tagen stand er noch auf dieser Stelle; wer weiß, wer über acht Tagen hier steht"! Nach vollständiger Erledigung aller seiner Amtsarbeit an diesem Tage warf ihn ein heftiges Fieber auf das Krankenbett, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Ein Schlagfluß machte seinem Leben, das er nur auf 36 Jahre brachte, am 17. December 1761 ein Ende. Seine letzten Worte, Nachklänge aus seinen Liedern, waren eine Lobpreisung Gottes, seines Heilandes: „Hallelujah! es jauchzet, es singet, es springet das Herz; es weichet zurücke der traurige Schmerz. — Wenn man dich genießet, wird Alles versüßet". — Ueber die Worte 2. Corinth. 1, 8—10, mit denen er während der Krankheit sich und den Seinigen wiederholt Trost und Hoffnung zugesprochen hatte, hielt ihm sein Freund, Pastor Seidel aus Groß-Walditz, die Leichenpredigt. Ueber seinem Grabe hat seine dankbare Gemeinde auf seinem Leichenstein

ihm nachgerufen, „wie sie an ihm einen wahrhaft evangelischen Führer, und das Waisenhaus einen würdigen Director und liebreichen Vater verloren habe; wie er ein treuer Hirt der ihm anvertrauten Schafe, ein Beförderer der Ehre Gottes und Ausbreiter des Reichs Christi, ein unermüdeter, jedoch oft über Macht beschwerter Arbeiter im Weinberg des Herrn gewesen sei“.

Ehrhardt's Presbyterologie des ev. Schlesiens in der Bunzlauer Stadtpredigergeschichte 1780. — E. G. Woltersdorf, dargestellt aus seinem Leben und seinen Schriften 1824, besonderer Abdruck aus dem Jahrgang 1824 des Bunzlauer Wochenblattes. — Stolzenburg, Geschichte des Bunzlauer Waisenhauses 1854, S. 15—62. — Dr. L. F. Schneider, Die evangel. Psalmen von E. G. Woltersdorf, mit des Verfassers Lebenslauf vermehrt, 2. Aufl. Dresden 1849. — R. Besser, Biographie von E. G. Woltersdorf. Bielefeld 1854. — Dr. Wernicke, Mittheilungen aus E. G. Woltersdorf's Leben, in „Fortgesetzte Nachrichten“ u. s. w. von G. Lang. Bunzlau 1883. — Palmer in Herzog's Realencyklopädie 2. A., 17. Bd., S. 314 f. — Koch, Gesch. des Kirchenliedes, 2. Bd. S. 116 f. Erdmann.

Woltersdorf: Johann Lucas W., Theologe und eifriger Sammler von mineralogischen Gegenständen, war geboren am 25. Juni 1721 zu Friedrichsfelde bei Berlin und starb als Prediger an der Gertraudtenkirche zu Berlin am 22./23. December 1772. Bei der Anhäufung seiner Mineralien und Steine fühlte W. das dringende Bedürfniß, diese Schätze, um sie gehörig benutzen zu können, auch systematisch zu ordnen. Die älteren diesbezüglichen Werke von Gesner, Boetius, Woadward, Scheuchzer, selbst jene von Linné gaben ihm hierfür nicht genügende Anhaltspunkte. W. sah sich deshalb veranlaßt, selbst eine kurze Mineralogie auszuarbeiten und zu publiciren, welche 1748 in lateinischer und deutscher Sprache unter dem Titel „Systema minerale oder Mineralsystem“ erschien. W. stellt darin den Grundsatz auf, daß sich die Mineralien eigentlich nur nach ihrer Mischung und Materie, aus denen sie zusammengesetzt seien, beurtheilen und ordnen lassen, wobei allerdings auch ihre Festigkeit, Härte, Durchsichtigkeit, Figur, Farbe, Geschmack und Geruch nicht außer Berücksichtigung gelassen werden dürfe. Diese Aufstellung leidet hauptsächlich an dem Fehler, daß darin neben den eigentlichen Mineralien auch Gesteine und Versteinerungen aufgenommen sind. W. erkannte auch alsbald das Unzulängliche seines Systems, namentlich nach der Veröffentlichung des ausgezeichneten Werks von Pott, Lithogeognosie. Er veranstaltete daher 1755 eine zweite, verbesserte Ausgabe seines Systema minerale, in welchem er nunmehr das Verzeichniß der Versteinerungen als Anhang beifügtee. Uebrigens hat auch sein zweites System der Mineralien keine höhere wissenschaftliche Bedeutung und Beachtung gefunden, zumal bald die Werner'sche Schule aufzublühen begann.

Sicherschlag, J. L. Woltersdorf's Ehrengedächtniß. — v. Kobell, Geschichte der Mineralogie. v. Gümbel.

Wolther: Johann W. (Walther), protestantischer Schuldramatiker zu Ende des 16. Jahrhunderts. 1562 zu Salzwedel geboren, studirte er vermuthlich in Wittenberg, ward dann Conrector zu Stralsund und erhielt im April 1597 das gleiche Amt an der Lateinschule seiner Vaterstadt. Ein Jahr später wurde er zum Rector ebendaselbst bestellt, ging aber schon 1602 nach Danzig, wo er als Diakonus an der Johanniskirche wirkte und am 23. November 1620 an der Pest starb. Während seines Aufenthaltes in Danzig verfaßte er eine Reihe theologischer Schriften, die man bei Danneil verzeichnet findet. In Salzwedel hatte er für seine Schüler eine Schulkomödie geschrieben, die am 14. Mai 1600 aufgeführt wurde und auch im Druck erschien: „Speculum Josephi, das ist Ein Geistliche, nützliche und Tröstliche Comoedia vnd Action von des Frommen vnd Heiligen Josephs Glück vnd vnglück“ (Magdeburg 1603, 14 Bogen 8°). Er nutzte darin zwei ältere

Josephdramen, die er auch in der Vorrede anführt, ziemlich wörtlich aus: die auf den Weißenburger Zyrl zurückgehende Historia des Heidelberger Steinmetzen Thomas Schmid (1579) und namentlich die aus Zyrl und Hunnius schöpfende Comödie des Dettinger Geistlichen Johann Schlayß (1593). Die 12 Acte des letzteren hat er durch Weglassung der Teufelsscenen und anderer burlesker Zuthaten, sowie durch Kürzung des Dialogs auf 6 zusammengestrichen; ihm eigen sind nur die Verklagung Joseph's durch Potiphera und sein Verhör durch Potiphar (III, 6) und die Chorlieder der Grazien. Die Sechs- und Zehnsilbler der Vorlage formt er zu achtsilbigen Versen um. Eine neue, doch wenig Eigenes bietende Bearbeitung von Wolther's Stück veröffentlichte 1612 der Magdeburger Rector Joseph Goezius.

Danneil, Gesch. d. Gymnasiums zu Salzwedel 3, 14 (Progr. Salzwedel 1830). — A. v. Weilen, Der ägyptische Joseph 2c. 1887, S. 149 u. 158 (leider ohne Kenntniß des Wernigeröder Exemplars). J. Bolte.

Woltmann: Alfred W., geboren am 18. Mai 1841 in Charlottenburg, † in Mentone am 6. Februar 1880. Sein Vater siedelte von Berlin nach Breslau über, wo er als Universitätsbibliothekar wirkte. Für W. aber blieb Berlin immer die geliebte Heimath. Dort machte er auch einen Theil seiner Gymnasialzeit durch und begann 1860 das Studium auf der Universität, das er in München fortsetzte. Er sollte Jurist werden, wandte sich aber bald mit glühendem Eifer der Kunstwissenschaft zu. Freundschaftlicher Verkehr mit bedeutenden Vertretern derselben, wie namentlich mit Waagen, häufiger Besuch der Gemäldesammlung Berlins, vor allem aber das sichere Gefühl der ihm innewohnenden eigenthümlichen Fähigkeiten hatten ihn schon früh auf diesen Weg gewiesen. Indem er ihn betrat, strebte er, als einer der ersten, mit Bewußtsein dem Ziele zu, die moderne Kunstwissenschaft ausschließlich als Kunstgeschichte zu fassen. Ein lebhaftes Interesse an der historischen Wissenschaft im allgemeinen kam diesem Streben zu Hülfe. Der begeisterte Schüler Guhl's und Lützow's war ein ebenso eifriger Hörer Sybel's und verständnißvoller Leser Ranke's. Auch hatte er das Glück, schon in jungen Jahren, angeregt durch einen Besuch Augsburgs, einen deutschen kunstgeschichtlichen Gegenstand zu ergreifen, wie er schöner und fruchtbarer nicht leicht gedacht werden konnte. Es war das Leben Hans Holbein's. Schon im vierten Studiensemester war er dafür entschieden. Seine Breslauer Doctor-Dissertation (1863) bewies, wie tief er bereits in das auserkorene Forschungsgebiet eingedrungen sei. Drei Jahre später erschien der erste, und, nach einem höchst gewinnreichen Aufenthalt in London, Paris und den Niederlanden, 1868 der zweite Band des Werkes „Holbein und seine Zeit“. (Englische Uebersetzung von F. E. Burnet, London 1872.) Die seltene Verbindung von Sammlerfleiß, geistiger Durchdringung des Stoffes, klarer und lebhafter Darstellung, nicht zu vergessen die Ausweitung der Biographie zum farbenreichen Culturbilde, sicherten dem Werke einen glänzenden Erfolg. Es gab den Anstoß zu einer wissenschaftlichen Bewegung, die weit über die Kreise der Fachgelehrten hinausgriff, und an der W. selbst fortdauernd den regsten Antheil nahm. Die Dresdener Holbeinausstellung vom Jahre 1871 bezeichnet vielleicht ihren Höhepunkt. Zahlreiche Arbeiten Woltmann's (wie über Hans Holbein des Aelteren Silberstiftzeichnungen im kgl. Museum zu Berlin, 1876) wurden durch sie hervorgerufen. Endlich schloß die zweite Auflage seiner Holbein-Biographie, dem Andenken „des theuern Meisters G. F. Waagen“ und „dem verehrten Freunde Dr. Eduard His“ gewidmet (Band 1: Des Künstlers Familie, Leben und Schaffen, 1874; Band 2: Excurse, Beilagen, Verzeichniß der Werke, 1876) Woltmann's Jahre lang durchgeführte Beschäftigung mit diesem Gegenstande ab. In der ersten Auflage war die Fälschung der Augsburger Inschrift, auf der die folgenschwere Vordatirung des Geburtsjahres des jüngeren Holbein

beruhte, noch nicht durchschaut, die Originalität des Dresdener Madonnenbildes noch festgehalten. In der zweiten brach der Forscher mit den Irrthümern, die er als solche erkannt hatte, fügte der kostbaren Fracht neue werthvolle Stücke zu, warf lästigen Ballast entschlossen über Bord und schuf ein Werk, das sich in der kunstgeschichtlichen Litteratur den Namen eines classischen verdient hat.

Während der Arbeit an der ersten Auflage des Holbein hatte sich W. in Berlin habilitirt und auch dem größeren Publicum durch das gesprochene Wort bekannt gemacht. Er war, wie wenige befähigt, als akademischer Lehrer zu wirken und durch populäre Vorträge zwischen Wissenschaft und Leben zu vermitteln. In freier Rede, nur durch kurze Aufzeichnungen unterstützt, entwickelte er sein Thema, klar in der Disposition, sicher im Ausdruck, von wahrer Begeisterung für seinen Gegenstand getragen, ohne je in hohles declamatorisches Pathos zu verfallen. Dieselben Eigenschaften bewährte er als gesuchter Mitarbeiter von Zeitungen, Zeitschriften und Sammelwerken. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit, Gewandtheit und Sachkenntniß, ohne die Gebote strenger Kritik zu verletzen, er die Masse litterarischer Ansprüche, die an ihn gelangten, befriedigte. Im Laufe der Zeit erlangte sein Name in der Tagespresse wie in den wissenschaftlichen Organen eine wohlbegründete große Autorität. Auch seiner Polemik, so scharf sie sein konnte, mußte man nachrühmen, daß sie immer nur der Sache galt. Er war eine kampffertige und kampffreudige Natur, aber er liebte den Kampf, nicht um sich vorzudrängen, sondern von einem Gefühl der Pflicht getrieben, war bereit, begangene Irrthümer freimüthig einzugestehen, und kannte nur gegen Modegötzen und Dilettantismus keine Gnade.

Die Berufung als Professor der Kunstgeschichte an die polytechnische Schule in Karlsruhe im J. 1868 gab ihm eine feste akademische Stellung und erweiterte seine Lehrthätigkeit. Er stand damals in der Blüthe seiner Kraft. Ein Kreis von hervorragenden Künstlern und Gelehrten nahm ihn freudig auf, durch innige Freundschaft fühlte er sich mit gleichaltrigen und jüngeren Genossen verbunden, alles Erlebte und Gedachte war Gemeingut, mit strenger Arbeit wechselten heitere Feste ab. Für ihn, der es schmerzlich empfand, daß seine Kenntniß des rein Technischen der Kunst lückenhaft geblieben, war der vertraute Umgang mit Meistern wie C. F. Lessing, Schrödter, Gude, Riefstahl u. A. unschätzbar. Neben seiner Wirksamkeit an der polytechnischen Schule gingen auch hier, wie bei Wanderfahrten im Süden und Westen Deutschlands, freie Vorträge vor einem gemischten Publicum. Sein organisatorisches Talent suchte er u. a. in einer Neuordnung der Gemäldegalerie zu bewähren, wobei sein rücksichtsloser Eifer manchen Anstoß erwecken mußte. Friedlicher verlief die Ordnung der fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen, deren wissenschaftliches Verzeichniß er 1870 herausgab. Eine andere gesonderte Veröffentlichung aus dieser Zeit war die schon früher vorbereitete, kurz zusammenfassende, aber lehrreiche „Baugeschichte Berlins“ (1872). Auch besorgte er gemeinsam mit dem Verfasser die zweite Auflage des fünften Bandes von „Schnaase’s Geschichte der bildenden Künste“. Er durchstreifte als Kunstforscher das Elsaß und machte die Ausbeute dieser „Streifzüge“ im günstigsten Augenblick, als aller Augen auf das Deutschland wiedergegebene Land gerichtet waren, durch die „Zeitschrift für bildende Kunst“ zum Gemeingut. Er lernte, zuerst während der Herbstferien 1869, Italien kennen und sammelte in unermüdlicher Arbeit schauend und vergleichend Bausteine für das Werk, das er zum Hauptwerk seines Lebens machen wollte.

Als Anton Springer die Universität Straßburg verließ, durfte man erwarten, W. werde sein Nachfolger werden. Damals aber ward diese Hoffnung getäuscht. Besser wußte man Woltmann’s Verdienste in Oesterreich zu schätzen. Er folgte Ostern 1874 einem Ruf nach Prag. Auch dort erwarb er sich unter

seinen Schülern wie in gesellschaftlichen Kreisen bald treue Freunde, aber auch die Feinde blieben nicht aus. Mehr als irgend ein anderer wurde er in den traurigen Gegensatz der Deutschen und Czechen hineingerissen, als er es für seine Pflicht hielt, der Ueberlieferung einer eingeborenen czechischen Kunst entgegenzutreten. Ein öffentlicher Vortrag über „die deutsche Kunst in Prag", den er am 25. November 1876 in der „Concordia" hielt (im Druck erschienen Leipzig, 1877) rief infolge der Zeitungsberichte unter einem Theil der czechischen Studentenschaft einen Sturm der Entrüstung hervor. Er selbst sah sich hämisch angegriffen, und die Ruhe wurde vorübergehend durch förmliche Tumulte gestört. Dies konnte ihn nicht irre machen, seine Forschungen fortzusetzen und im „Repertorium für Kunstwissenschaft" den Nachweis czechischer Fälschungen zu vervollständigen. Für die widrigen Eindrücke des Prager Aufenthaltes entschädigte er sich durch häufigen Aufenthalt in Wien im Verkehr mit Thausing, Eitelberger u. A., durch wiederholte größere Reisen und neue litterarische Erfolge. Die Herausgabe von „G. F. Waagen's Kleinen Schriften" (1875), die er gemeinsam mit Bruno Meyer und K. v. Lützow besorgte und mit einer überaus werthvollen biographischen Skizze einleitete, war ihm Herzenssache. Die „Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß" (1876), gleichsam „ein Abschiedsgruß an den Oberrhein", aus jenen früheren Streifzügen erwachsen und doch „eine neue Arbeit aus einem Gusse", ließ die provinziale Kunstgeschichte auf geniale Art als einen Auszug der allgemeinen Kunstgeschichte erscheinen. Die Sammlung „Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte" (1878) vereinigte eine Anzahl der meisterhaften Vorträge, die er in einer Reihe von Städten vor dankbaren Hörern gehalten hatte. Wie er sich hier für die Auswahl durch den Blick auf „den engen geistigen Zusammenhang", auf die „moderne Kunstentwicklung der germanischen Völker in bedeutenden Momenten", bestimmen ließ, so strebte er nun überhaupt über die Specialforschung zu universeller Betrachtung hinaus und fand in ihr die höchste Befriedigung. Es konnte ihm dabei nur von Nutzen sein, mit H. Janitschek die Redaction des „Repertoriums" zu übernehmen, so sehr seine Arbeitslast dadurch auch vermehrt wurde.

Sein Wunsch, von dem heißen Boden Prags auf einen anderen Wirkungsplatz verpflanzt zu werden, wurde 1878 durch die lang ersehnte Berufung nach Straßburg erfüllt. Hier durfte er hoffen, inmitten einer großen gelehrten Körperschaft, auf einem ihm lieben und vertrauten Stück Erde, durch reiche Mittel unterstützt, alle die Entwürfe zu verwirklichen, die seinem rastlosen Geiste vorschwebten. An der Spitze stand eine Geschichte der Malerei: ein Werk, dessen Plan ihm allmählich aus so vielen Einzelstudien, darunter besonders eifrigen Forschungen zur Geschichte der Miniaturmalerei, erwachsen war. Aber er kam schon leidend nach Straßburg, schonte seine Kräfte in keiner Weise und arbeitete um so fieberhafter, je ernster die Anzeichen seiner Krankheit wurden. Der erste Band der Geschichte der Malerei, in dem Karl Woermann die Malerei des Alterthums behandelt hatte, erschien 1879. Das vom 1. Decbr. 1878 datirte Vorwort schloß mit dem bescheidenen Satze: „Mir würde zur Befriedigung gereichen, wenn der Leser doch bei der zusammenfassenden Behandlung die Arbeit eines in der Einzelforschung geschulten Kunsthistorikers wahrnähme". Was W. sich vorgesetzt, hat er, insofern ihm die Ausführung möglich war, vollkommen erreicht. Woermann, der Fortsetzer seiner Arbeit, hat ihm das hohe Lob ertheilen dürfen: „Das Buch ist, soweit Woltmann es geschrieben hat, ein lebendiges Denkmal seines Schaffens als Forscher und Schriftsteller und bezeugt beredt, in wie hohem Grade er eingehende Specialstudien mit weitem historischen Blicke und strenge Wissenschaftlichkeit mit edlem, klaren Stile zu verbinden verstand". In den Osterferien 1879 nach dem Erscheinen des ersten Bandes machte er noch eine anstrengende Studienreise nach Norddeutschland, bei der ihm die rauhe Jahres-

zeit zusetzte. Dann nahm er die vielfachen Arbeiten, die ihm oblagen, wieder auf, bis er Ende Mai nach einer Vorlesung zusammenbrach. Sein hochaufgeschossener Wuchs, das verdächtige brennende Roth der Wangen, der plötzliche Wechsel von nervöser Erregtheit und unbezwinglicher Müdigkeit hatten manche seiner Freunde schon vormals mit Sorgen erfüllt. Nun ergriff ihn die unerbittliche Gewalt, die er, seinem Lieblingskünstler nachdichtend, in dem Capitel über den „Todtentanz“ mit düsteren Farben geschildert hatte. Er suchte Erholung in Badenweiler, am Genfer See und schien seine alte Kraft und Elasticität wiederzugewinnen. Den Winter sollte er an der Riviera verbringen. Aber dieser furchtbar kalte Winter machte dort bei mangelhaften Heizvorrichtungen den Aufenthalt für einen Lungenkranken höchst unerquicklich. Als sich sein Zustand verschlimmerte, eilte seine Schwester zu ihm, um ihn zu pflegen. Sie geleitete ihn von Bordighera nach Mentone und erleichterte ihm die qualvollen Tage. Seine Gedanken weilten bei der in Deutschland zurückgebliebenen Mutter, bei den Freunden, bei der Arbeit, die er bis zum Schlusse des ersten Capitels der Geschichte der Malerei des 15. Jahrhunderts in Oberitalien förderte. Er war thätig, bis ihm im eigentlichen Wortsinn die Feder entsank. Als ihm keine Täuschung mehr übrig blieb, ging er dem Tode wie ein Held entgegen. Am Abend des 6. Februar 1880 hatte er ausgelitten. —

Frei in seinem Denken und Handeln, für vaterländische Größe begeistert, ohne sich durch chauvinistische Anwandlungen fortreißen zu lassen, Vielen lieb und werth, ohne je einer Clique anzugehören, kein weltflüchtiger Stubengelehrter, sondern allem Merkwürdigen in Staat und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft zugewandt, nur zu oft mehr dem Triebe seines Herzens als kühler Berechnung folgend, eine Arbeitskraft ersten Ranges, reich an eigenen Ideen und fähig, auf die Ideen Anderer liebevoll einzugehen: so war er denen, die ihn kannten, in einem kurzen, aber inhaltvollen Leben erschienen, und sein Name wird in der Entwicklung der Kunstgeschichte einen dauernden Ehrenplatz behaupten.

Unter den zahlreichen Nekrologen nimmt derjenige Bruno Meyer's in der Zeitschr. f. bildende Kunst, Bd. XV, 1880 die erste Stelle ein.

Alfred Stern.

Woltmann: Karl Ludwig von W., Historiker und Dichter, wurde am 9. Februar 1770 in Oldenburg geboren, wo sein Vater in Diensten des dänischen Statthalters Grafen Lynar stand, ein Verhältniß, das auf Woltmann's Gedankenkreis vielfach einwirkte. Die Grundlage seiner Bildung erhielt er durch seinen Vater, die weitere Ausbildung auf dem Gymnasium zu Oldenburg, wo besonders der Historiker Christian Kruse (s. A. D. B. XVII, 262) nachhaltigen Einfluß auf ihn übte. Durch den Tod einer geliebten Mutter früh wehmüthig gestimmt, von Krankheiten oft heimgesucht, durch den ernsten Vater mit den Bildern einer großen Welt vertraut, in die Fesseln des frömmsten christlichen Sinnes geschlagen, gerieth er von Jugend auf in eine melancholische Schwärmerei, die sich erst verlor als seine Gesundheit festere Dauer erlangte. Durch Uelzen, Halem und Graf Friedrich Leopold zu Stolberg wurde er frühzeitig in die litterarischen Kreise eingeführt. Im Herbst 1788 bezog er die Universität Göttingen zum Studium der Rechte, faßte aber bald den Plan, sich ganz der Geschichte zu widmen und vertiefte sich in die Quellen derselben. Im Frühjahr 1792 kehrte W. auf Wunsch seines Vaters nach Oldenburg zurück und begann hier Vorlesungen für Gymnasiasten über deutsche Geschichte. Im folgenden Jahre ging er jedoch wieder nach Göttingen, wo er auf Anregung Bürger's und Spittler's sich von neuem in historische Arbeiten vertiefte. 1795 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena, wo wiederum zahlreiche geschichtliche Werke entstanden, und wo er in anregenden Verkehr mit

Schütz, Hufeland, Goethe, Schiller u. A. kam. Wiederholt von Krankheit heimgesucht, verließ er im Mai 1797 Jena wieder und ging zunächst zu seiner Erholung nach Oldenburg, dann nach Berlin, wo er nach mehrfachem Wechsel seines Aufenthaltes 1800 die „Zeitschrift für Geschichte und Politik“ begann und die Stelle eines Residenten des Landgrafen von Hessen-Homburg am Berliner Hofe erhielt und bald darauf auch Geschäftsträger der freien Reichsstadt Bremen wurde. Auch in dieser Zeit seiner diplomatischen Verbindungen — zu den bisherigen war 1804 noch die Vertretung Nürnbergs sowie des Kurerzkanzlers und 1805 die der beiden andern Hansestädte hinzugekommen — war W. fortgesetzt mit historischen Arbeiten beschäftigt und wurde 1805 in den Adelstand erhoben. Am 25. October desselben Jahres vermählte er sich mit der geschiedenen Gattin Müchler's, Karoline geborene Stosch (s. u.). „Mit ihrem Geist und Leben waren von da an seine Arbeiten und fast alle seine Stunden in so innigem Zusammenhang, wie selten Bildung und Kraft der Frau dem Manne gestatten“. Die nächsten Monate widmeten sich beide vereint ihren poetischen Neigungen, dann aber nahm W. seine geschichtlichen Arbeiten wieder auf, soweit ihm die diplomatischen Geschäfte dazu Zeit ließen, die ihm, der einst unleugbar gute Seiten der Revolution und Napoleon's so offen anerkannt hatte, nicht eben leicht fielen. Eine Verdeutschung des Tacitus und sein bestes Werk (nach seiner Meinung), die „Geschichte des westphälischen Friedens“, „die ohne sein Wissen als eine Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Schiller herausgegeben ward, mit welcher sie in Hinsicht auf Stil, Composition, Quellenstudium nicht die fernste Aehnlichkeit hat“, fallen in das Jahr 1807, in das Jahr 1809 sein „Geist der neuen preußischen Staatsorganisation“. Die politischen Ereignisse dieser und der folgenden Jahre und die Umgestaltungen Deutschlands brachten den oft von Krankheit Geplagten auch in materielle Bedrängniß durch den Verlust seiner diplomatischen Stellungen. Als Staatsangehöriger des erweiterten französischen Reiches in dessen Dienste zu treten, verschmähte er jedoch und wandte sich, Beschäftigung suchend an den Freiherrn vom Stein. In Breslau, wohin er vor den französischen Heeren geflohen war, arbeitete er seine Ideen über eine künftige politische Verfassung der Deutschen aus, in der er Oesterreich als das vorherrschende und Preußen als das erregende Princip Deutschlands bezeichnet. Das Anrücken der Franzosen vertrieb ihn im Sommer 1813 auch von hier, er floh nach Prag, wo er seiner zunehmenden Krankheit wegen dann auch bleiben mußte, als die Verhältnisse in Deutschland ihm die Rückkehr gestattet hätten. Aus einer Anstellung im österreichischen Staatsdienste, die er noch Ende 1814 lebhaft erwartete, ist ebensowenig geworden wie aus einer Verwendung in preußischen Diensten durch Hardenberg. Nach langem Siechthum starb er am 19. Juni 1817 in Prag.

Als Geschichtschreiber wandelte W. mehr in den Bahnen Schiller's und der litterarisch-ästhetischen Richtung, die besonders auf eine künstlerische, interessante und anmuthige Darstellung das Schwergewicht legte, als in denen der strengen und tiefen Forscher. Dies zeigt sich vornehmlich in seinen größeren historischen Werken, wie in der objectiv und klar, anschaulich und anziehend geschriebenen, allerdings viel von eigenen Urtheilen durchzogenen „Geschichte der Reformation in Deutschland“ (3 Theile, 1800—1805), wie in seiner mehr wissenschaftlich gehaltenen „Geschichte des Westphälischen Friedens“ (2 Bde., 1808—1809) und in seinen Darstellungen der Geschichte der verschiedenen europäischen Staaten. Auch seine Beschäftigung mit der Theorie der Geschichtschreibung führte ihn besonders zur Forderung der künstlerischen Form; daher überwiegt bei ihm wol auch überall, selbst in seinen mehr grundrißartig gehaltenen kürzeren Zusammenfassungen, die Sittengeschichte das eigentliche Politische, daher das Raisonnement

die wissenschaftliche Erklärung, obgleich er sich selbst viel mit den Quellenwerken beschäftigt hat. Hat er doch mit Johannes v. Müller sogar den Plan zur Herausgabe einer Sammlung der Quellen verfolgt, wie er dann, ohne seine Mitwirkung, in den Monumenta Germaniae zur Ausführung gekommen ist.

Als Romanschriftsteller ist W. ohne jede Bedeutung. Von seinem Roman „Mathilde von Merveld“ mit dem Anhang „Julia, Mathildens Mutter“ (1799) läßt sich sagen, was er selbst über den ersten Versuch seiner Gattin sagt, er hat eine sehr dürftige Fabel und schwächliche Charaktere, alle Personen darin sind kraft- und saftlose Gestalten, die Darstellung verräth eine fast ans Komische streifende Naivetät. In seinen „Memoiren des Freiherrn von S—a“ (1815 bis 1816) gibt er einestheils interessante Schilderungen vieler seiner Zeitgenossen und Betrachtungen über die zeitgenössische Litteratur, anderntheils mit lebhafter Sinnlichkeit vorgetragene abenteuerliche Erlebnisse einiger höheren Diplomaten bei und neben ihren Amtsgeschäften. Von einem Kunstwerke kann aber, diese Memoiren als Ganzes betrachtet, nicht die Rede sein. Seine Gedichte, aus Liedern, lyrischen Ergüssen und philosophischen Betrachtungen bestehend, haben sehr gewandte reine Verse und melodischen Klang; sie sind im Stile Goethe's gehalten, dem er oft nahe gekommen ist.

Eine genaue Aufzählung seiner Schriften gibt Goedeke's Grundriß, 2. Aufl., Bd. 6, S. 318 ff. und 384 f. Zu der dort genannten Litteratur über ihn ist noch Wegele, Gesch. d. deutschen Historiographie und Wurzbach's Lexikon, Bd. 58, hinzuzufügen. Max Mendheim.

Woltmann: Karoline von W., Schriftstellerin, älteste Tochter des preußischen Geheimraths und Arztes Dr. Karl Wilhelm Stosch und seiner Gattin Auguste, geb. Hönig, wurde am 6. März 1782 in Berlin geboren. Sie zeigte schon früh Neigung zur Litteratur, erhielt eine vortreffliche Erziehung und wurde bereits 1799 auf Wunsch ihrer Eltern mit dem als Dichter bekannten Kriegsrath Karl Müchler vermählt, bei dem man gleiche Gesinnung und Neigung voraussetzte. Als aber diese Ehe nicht den Erwartungen entsprach, veranlaßten die Eltern Karolinens 1804 deren Scheidung. In dieser Zeit veröffentlichte sie anonym ihren ersten Roman „Euphrosyne“, der in vieler Hinsicht ihre damalige Stimmung widerspiegelt, aber später wegen „seiner dürftigen Fabel und seinen schwächlichen männlichen Charakteren“ von ihrem zweiten Gatten Karl Ludwig W. (s. o.) umgearbeitet und unter dem Titel „Heloise“ (1809) herausgegeben wurde. Die Vermählung Karolinens mit Woltmann, den sie 1804 in Berlin kennen gelernt hatte, erfolgte am 25. October 1805; sie war auf herzliche Neigung begründet und führte zu einer überaus glücklichen Ehe und einem in jeder Beziehung innigen Geistesbunde. Viele Arbeiten, vornehmlich Erzählungen, sind gemeinsame Erzeugnisse beider Gatten, andere sind wenigstens unter reger Mithülfe des Einen von dem Andern verfaßt. 1813 siedelten Beide nach Prag über, wo unter anderen Karolinens Trauerspiel „Orlando“ (1815), der 1817 zu Ende geführte Roman „Maria und Walpurgis“ (1817), dessen erste fünf Bücher schon 1814 entstanden waren, und die „Volkssagen der Böhmen“ (1815) erschienen. Auch hier war sie wieder stark an den Arbeiten Woltmann's betheiligt, besonders als dieser durch Krankheit gezwungen war, ihr seine Schriften zu dictiren, und verfaßte mehrere Uebersetzungen der Werke Miß Edgeworth'. Nach dem Tode ihres Gatten (1817) blieb sie zunächst in Prag, schrieb eine Fortsetzung zu der in Brockhaus' „Zeitgenossen“ erschienenen Selbstbiographie Woltmann's, worin sie namentlich die intimeren Seiten und Beziehungen des Lebens eingehender behandelte, und machte sich alsbald an die Herausgabe der „Sämmtlichen Werke“ des Verstorbenen, wovon jedoch (bis 1827) nur 14 Bände

erschienen. Außerdem war sie auch weiter mit eigenen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, so mit neuen Volkssagen der Böhmen, mit weiteren Uebersetzungen und selbständigen schöngeistigen Werken, von denen einzelnes in dem Prager Unterhaltungsblatte „Der Kranz“ erschien, dessen Redaction sie 1824 übernahm. Wol im J. 1826 kehrte Karoline W. nach Berlin zurück. Eine Frucht ihrer 1832—33 unternommenen Reise in die Schweiz und nach Italien sind die 2 Bände „Menschen und Gegenden. Deutschland und die Schweiz. Italien“ (1835). In späteren Jahren hat sie sich mehr mit naturhistorischen Studien beschäftigt. Sie starb am 18. November 1847 in Berlin.

Karoline W. hat sich in den meisten, besonders den kleineren ihrer Schriften, wie sehr dieselben auch ihrem Inhalte nach von einander abweichen mögen, als eine gewandte und anziehende Schriftstellerin erwiesen, deren einfache, klare, fließende Sprache wohlthuend wirkt. Das empfindet man schon bei ihrem ersten Romane „Euphrosyne“, der doch so voll von Schwärmerei, so ganz nur Gefühl ist. Kräftiger und gehaltreicher sind die Erzählungen in den ersten Bänden der von beiden Gatten gemeinsam herausgegebenen „Schriften“; kurze, scharfe Charakteristik, einfache Handlung, natürliche Lösung, wenn auch nicht ohne romantisches Beiwerk und zum Theil pathetisch gehobene Sprache. Vollendeter noch als diese sind die Erzählungen ihrer späteren Jahre, so besonders „Der Ultra und der Liberale“, die zuerst 1824 im „Morgenblatt“ erschien, dann umgearbeitet 1832 mit der Erzählung „Die weiße Frau“ in ihren „Ausgewählten Erzählungen“, von denen jedoch nur dieser eine Band herausgekommen ist. Auch in dieser letzten, an die bekannte Sage erinnernden Geschichte ist ihr besonders die einfache Erklärung für die Entstehung dieser Gestalt, der mit ihrem Erscheinen verbundenen Todesahnung und ihrer Erlösung vorzüglich gelungen, ohne daß das Wunderbare ganz vernichtet wird. Diese Art Stoffe liebte sie überhaupt, wie auch ihre böhmischen Sagen bezeugen. Seit ihrer Uebersiedlung nach Prag hat Karoline W. vielfach die dortigen Sitten, Sagen und Gebräuche studirt und in ihre Schriften verwebt, seit dieser Zeit auch gern die Idee der Versöhnung des Adels mit dem Bürgerthume darein verflochten. So z. B. in dem äußerst breit und ohne rechtes Leben sich hinziehenden Romane „Maria und Walpurgis“, von dem sie selbst sagt: aus Schiller's Absichten, die Begebenheiten und Figuren seines unvollendeten Epos über Friedrich d. Gr. durch einen geheimen Bund zu verknüpfen, entsprangen die Grundfäden zum Gewebe des Plans für Maria und Walpurgis; ein Bund, welcher die Ausführung der Vorstellung, daß alle bürgerlichen Thätigkeiten nach ihrer Idee aufgefaßt und betrieben, die allermannichfaltigste Cultur und zwar eine solche bewirken müßten, durch die der Unterschied der Stände aufhört, in die Wirklichkeit zum Endzweck hatte. — Ihr Trauerspiel „Orlando“ (1815) hat zwar gute Verse und viele schöne Worte, aber so zahlreiche technische und innere Mängel, daß es kaum den Namen Drama verdient. — Unter dem Titel „Deutsche Briefe“ hat sie 1834 einen Band von litterarhistorisch sehr interessanten Briefen herausgegeben, die theils von ihrem Gatten geschrieben, theils von berühmten Zeitgenossen an diesen oder sie selbst gerichtet sind.

Zu den in Goedeke's Grundriß (2. Aufl.), Bd. 6, S. 430 f. aufgeführten Quellennachweisen über Karoline W. ist noch Wurzbach's Lexikon, Bd. 58, hinzuzufügen. Als ihre Werke nennt Heinsius' Bücherlexikon außer den von Goedeke verzeichneten noch „Die weiße Frau und die Eiche des starken Ritters. Zwei Volkssagen“ (Lpz. 1835) und einen Roman „Der siebenjährige Kampf der Stadt Gent“ (Lpz. 1835), doch sind beide Sachen wol nie erschienen.

Max Mendheim.

Woltman: Reinhard W., hamburgischer Strom- und Wasserbaudirector, wurde im December 1757 zu Axstedt im Herzogthum Bremen, wo sein Vater als Bauer ansässig war, in dürftigen Verhältnissen geboren. Er wußte sich durch harte Arbeit soviele Kenntnisse zu erwerben, daß er in jungen Jahren das Amt eines Schullehrers in seinem Geburtsort verwalten konnte. Dann führte ihn ein glückliches Geschick in das hamburgische Amt Ritzebüttel, wo er den richtigen Boden zur Entfaltung seiner großen Talente fand. Am 14. Mai 1779 erwählte ihn dort die Stackdeputation zum Unteraufseher und Schreiber.

Schon seit dem Jahre 1725 hatten die Admiralität und die Kämmerei die Sorge für die Instandhaltung der Seesignale und des Nothhafens in Ritzebüttel, welche für die hamburgische Schifffahrt von der größten Wichtigkeit waren, auf öffentliche Kosten übernommen. Bei dem fortgesetzten Abbruche aber, welchem die Marschen des Amtes infolge der veränderten Strömung der Elbe etwa seit dem zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts ausgesetzt waren, hatte sich bald die Erkenntniß geltend gemacht, daß es wenig fruchte, einzelne zum Schutz des Hafens und als Standort für die Seesignale nöthige isolirte Punkte zu befestigen, wenn rings herum immer mehr Land verloren ginge. Das Interesse der Schifffahrt und des Amtes schien es zu erfordern, daß einem weiteren Abbruche des Vorlandes außerhalb der Deiche, welche in rund 100 Jahren im ganzen sieben Mal hatten zurückgelegt werden müssen, durch geeignete Stack- und Uferbauten vorgebeugt wurde. Die Eingesessenen des Amtes konnten nicht für fähig erachtet werden, kostspielige Uferbefestigungen aus eigenen Mitteln herzustellen und zu unterhalten, da sie nicht einmal im Stande waren, die stetig wachsenden Deichlasten allein zu tragen. Es mußte aus öffentlichen Mitteln geholfen werden. Zu diesem Zwecke wurde im J. 1733 die aus Rathsmitgliedern und Deputirten der Admiralität, der Kämmerei und der Schifferalten gebildete Stackdeputation eingesetzt, welcher die Leitung und Beaufsichtigung der für den Schutz des Ufers und der Seesignale auf dem Lande nothwendigen Arbeiten zufiel.

Als W. in den Dienst der Stackdeputation, deren Präses damals der Syndikus Lic. iur. Jacob Schuback (geb. 1728, † 1784, A. D. B. XXXII, 585) war, eintrat, fand er in Ritzebüttel als seine unmittelbaren Vorgesetzten und als die technischen Leiter der Uferbauten den Oberlieutenant v. Grumkow und den Conducteur Heinrich Zitting vor. Diesen gebührt das Verdienst, seine Fähigkeiten zuerst richtig gewürdigt zu haben. Seiner rastlosen Wißbegierde und seinem unermüdeten Fleiße halfen sie durch Anleitung und Unterricht so rasch weiter, daß er sich innerhalb eines Jahres die zum Studium der Mathematik und des Wasserbaues auf einer Universität erforderlichen Kenntnisse erworben hatte. Auch Mitglieder der Deputation und vor allem ihr Präses, welcher bis zu seinem Tode Woltman's aufrichtigster Gönner blieb, waren unterdessen auf ihn aufmerksam geworden. Syndikus Schuback selbst und auf seine Empfehlung hin die Senatoren Dorner, Rücker, Luis, Lütkens, Voght (erwähnt A. D. B. XL, 161), Westphalen und Faber, sowie die Herren Johannes Jacob Böhl (erwähnt A. D. B. III, 59), Johannes Schuback (ebd. XXXII, 586) und Cornelius Wilhelm Poppe gaben die Mittel her, welche W. das Universitätsstudium ermöglichten. Sie stellten dabei die Bedingung, daß er nach Vollendung desselben in erster Linie Hamburg seine Dienste zur Verfügung halten solle.

Von Ostern 1780 an besuchte W. zunächst zwei Jahre lang das akademische Gymnasium in Hamburg, wo ihm Prof. Johann Georg Büsch (A. D. B. III, 642) den Zutritt zu allen seinen Collegien, insbesondere zu denen über

Mechanik und Baukunst, und die Benutzung seiner Bibliothek unentgeltlich gestattete. Dann bezog er die Universität Kiel, um den Professor Johann Nicolaus Tetens (A. D. B. XXXVII, 588) zu hören, welcher damals als der einzige in Deutschland den Deichbau wissenschaftlich behandelte und Vorlesungen darüber hielt. Er hatte während dieser Zeit in Neuengamme, Ditmarschen und beim Kieler Canal- und Schleusenbau mehrfach Gelegenheit, auch praktische Erfahrungen zu sammeln. Inzwischen wurde zu Weihnachten 1782 die Conducteurstelle in Ritzebüttel durch den Fortgang Zitting's erledigt, und am 25. April 1783 wählte die Stackdeputation W., welcher sich gemeldet hatte, mit einem Gehalt von 500 Cour. M. jährlich zum Adjuncten Grumkow's. Syndikus Schuback hatte seine Meinung dahin ausgesprochen, man dürfe die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich dieses Mannes völlig zu versichern, welcher aller zusammenkommenden Umstände wegen menschlichem Ansehen nach am geschicktesten und brauchbarsten für die Stelle sei. Gleichzeitig gab die Deputation W. seinem Wunsche gemäß zur Fortsetzung seiner akademischen Studien und zu einer Reise einen Urlaub von 1½ Jahren, bewilligte ihm jedoch das Gehalt schon vom Tage der Wahl an. W. blieb zunächst noch in Kiel, studirte dann ein Semester in Göttingen und trat von dort Ostern 1784 seine Studienreise an, zu deren Kosten die Stackdeputation außer dem Gehalt 100 Rthlr. monatlich gewährte. Seine Reise, von der er später eine ausführliche Beschreibung der Deputation vorlegte, führte ihn über Frankfurt und Straßburg nach Paris. Von hier ging er, mit den nöthigen Empfehlungen ausgerüstet, nach Cherbourg und besichtigte die berühmten dort in Arbeit befindlichen Wasserbauwerke. Dann setzte er die Reise an der Küste Frankreichs entlang fort, machte von Calais aus einen Abstecher nach Dover und London und hielt sich zu eingehenden Studien längere Zeit in Holland auf. Durch Friesland, Oldenburg und Bremen kehrte er zurück und, nachdem er noch Glückstadt und Brunsbüttel besucht hatte, traf er am 20. November 1784 in Ritzebüttel zur Uebernahme seines Amtes ein.

Bis zum Jahre 1810 entfaltete er nun hier seine Hauptthätigkeit, sowol in praktischer als auch in wissenschaftlich schriftstellerischer Beziehung. — Der Stackbau war in Ritzebüttel seit 1733 trotz erheblichen jährlichen Kostenaufwandes mit wechselndem Erfolge betrieben worden. Alle bis 1740 erbauten Werke gingen wieder verloren. Dann folgte bis zum Jahre 1756 die glücklichste Zeit, in der unter der Leitung des bedeutenden Ingenieurcapitäns Johann Georg Spanniger die festesten Bauten entstanden, welche, abgesehen von Reparaturen, hundert und mehr Jahre überdauert haben: so die Alte Liebe, die Einfassung des Hafens und der Kugelbaak, am Grodener Ufer die Steinkisten, die Felsenböschung und das Osterhörn-Felsenstack. Allerdings verschlangen diese größtentheils aus Steinen aufgeführten Werke so enorme Summen, daß eine Fortsetzung gleicher Art unmöglich erschien. Man ging deshalb zum Faschinenbau über. Allein der Versuch, nur mit einer großen Anzahl von Stacken auszukommen, scheiterte, und als infolge dessen die Herstellung von Parallelwerken wieder in Angriff genommen werden mußte, zeigte es sich bald, daß Buschwerk und Pfähle als alleiniger Schutz des Ufers ein zu vergängliches Material bildeten und daß die häufig nöthig werdenden Erneuerungen des Buschwerks diese Art des Baues fast kostspieliger machten, als es der Steinbau gewesen war. Die sämmtlichen seit 1756 hergestellten Faschinenwerke wurden daher um das Jahr 1778, vielleicht in etwas übereilter Weise, preisgegeben: man kehrte zum Steinbau zurück und glaubte jetzt des weiteren Stackbaues und eines Schutzes des Deichvorlandes dadurch überhaupt überhoben zu sein, daß

man, wenn das Vorland bis an den Deichfuß weggebrochen war, den Deich selbst mit einer Steindossirung versah. Indessen diese Methode erwies sich ebenso wenig als zweckmäßig; abgesehen davon, daß es ein verkehrtes Princip war, das Vorland, welches an sich den besten Schutz für den Deich darstellt, preiszugeben, brachte es die angewandte Lagerung der Steine auf Haide mit sich, daß die Dossirungen in allzu kurzer Zeit erneuert und die Steine umgelagert werden mußten.

Die Mißerfolge der letzten dreißig Jahre und der fortwährende Wechsel in den für den Uferbau zur Anwendung gebrachten Systemen hörten wie mit einem Schlage auf, als W. die Leitung des Stackwesens in Ritzebüttel übernommen hatte. Diesen Sachverhalt muß man sich vergegenwärtigen, um die Bedeutung des Mannes voll zu erfassen: er hat die sichere Grundlage für die das Amt Ritzebüttel vor dem Anprall des gewaltigen Stromes schützenden Werke gelegt, welche wol im Laufe der Zeiten erweitert und ausgebaut worden ist, aber im wesentlichen bis auf den heutigen Tag sich bewährt hat. Woltman's Thätigkeit hatte bald die glückliche Folge, daß die den Deichen aus der Mangelhaftigkeit der Uferschutzwerke früher beständig drohende Gefahr so gut wie beseitigt wurde; nur zu Anfang im J. 1786 ging noch einmal ein Stück des Neuenfelder Deichs verloren. Seitdem ist es bis jetzt nicht nur gelungen, die Deiche in ihrer Lage unversehrt zu erhalten, sondern sogar von dem bis dahin den größten Veränderungen ausgesetzten Vorlande sind nur unbedeutende Theile völlig preisgegeben worden.

Diese günstigen Ergebnisse verdankte W. vor allem der Einführung und der strengen Befolgung weniger, als richtig erkannter Grundsätze, welche auf eine möglichst große Einfachheit und Festigkeit der Bauwerke abzielten. Konnte er sich deshalb doch bereits im J. 1792 als entbehrlich bezeichnen, weil das Stackwesen, von ihm auf unumstößliche Principien gegründet, in bester Ordnung und seiner Vollendung nahe sei, so daß nunmehr auch ein jeder andere seine Stelle würde ausfüllen können. W. griff bewußt auf die ältere solide Bauart der Jahre 1740 bis 1756 zurück. Er nahm die Position der damals entstandenen Werke, insbesondere der Alten Liebe, der Kugelbaak und des Osterhörnstacks, welche unverändert beibehalten wurden, zur Richtschnur für alle weiteren Arbeiten. Für diese aber stellte er die beiden Grundsätze auf, daß einzelne, ziemlich weit auseinander liegende Einbaue (Stacke) genügten, um dem Strome feste Grenzen zu setzen und die Tiefen vom Ufer abzuhalten, daß es dagegen gleichzeitig erforderlich sei, um das Vorland und die Deiche vor Abspülungen zu schützen, dieselben ihrer ganzen Länge nach mit steinernen Uferböschungen oder Rammwerken (Parallelwerken) zu versehen. Stein wurde für ihn wieder das bei beiden Bauarten vorzugsweise verwendete Material, indessen auch hier vermied er die Fehler der nächst verflossenen Periode, indem er den Steinen durch Mauergraus einen unvergänglichen Untergrund gab.

Nur die bedeutendsten der Arbeiten, welche nach diesen Grundsätzen bis zum Jahre 1810 ausgeführt wurden, können an dieser Stelle im einzelnen besprochen werden. Die Zahl der großen Einbaue vermehrte W. im J. 1793 durch das wichtige Grodener Stack, welches an der einen Seite im J. 1805 durch die Versenkung zweier Schiffe verstärkt ward. Es gelang ihm ferner das Steinmarner Außendeichsufer, soweit es noch vorhanden war, durch die sorgfältige Cultivirung von Sandgräserpflanzungen, welche den bisher allen Anwuchs verhindernden Flugsand befestigten, und durch den im J. 1798 unternommenen Vorbau von drei Stacken zu erhalten. Die Uferstrecke zwischen der Kugelbaak und der Alten Liebe wurde in den Jahren 1787 bis 1793 durch eine Reihe von Steindossirungen und von Böschungen, welche aus Steinen unter Mitver-

wendung von Busch und festgestampfter Erde hergestellt waren, geschützt. In dem Winkel des Deichs bei Grimmerhörn baute W. an Stelle der älteren Steindossirung ein Parallel- und Parabelwerk auf dem Wattgrund dem Ufer vor, ein Rammwerk, welches zu beiden Seiten mit Steinen auf Busch und dicht an der Pfahlwand mit Mauergraus belegt wurde. Oberhalb Cuxhavens endlich legte er in den Jahren 1803 bis 1805 von der Baumrönne bis zum Altenbrucher Hafen das ähnlich construirte Neue Grodener Uferwerk an. Große Verdienste erwarb sich W. um den zweckmäßigen Ausbau des Cuxhavener Hafens, welcher den gesteigerten Anforderungen nicht mehr zu genügen vermochte, seitdem die Schifffahrt auch während des Winters in immer wachsendem Umfange aufrecht erhalten wurde. Es fehlte ihm vor allem an ausreichendem Schutz vor Wind und Wellen und an der nöthigen Tiefe. W. hat ihn so umzugestalten verstanden, daß er wenigstens als Nothhafen allen Ansprüchen meist recht gut und auf lange Zeit hinaus gerecht werden konnte. Nach mehreren weniger glücklichen Versuchen baute W. im J. 1785 ein zweites Pfahlhöft bei der Alten Liebe und in den Jahren 1795 und 1796 am östlichen Strande ein großes Schutz- und Fanghöft, welches 1799 noch verlängert ward und dem Hafen ausgezeichneten Schutz gewährte. Die seit 1782 begonnene Austiefung desselben durch Baggerung setzte er in den Jahren 1786, 1789 und 1791 fort, doch wurde damit die Herstellung der erforderlichen Tiefe auf die Dauer so wenig gewährleistet, daß er ein anderes durchschlagenderes Mittel ersann, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Er ließ im J. 1792 die Landzunge an der Ostseite des Hafens durchstechen und setzte denselben auf diese Weise mit einem dahinter liegenden Bassin durch eine Spülschleuse in Verbindung, welche zur Reinigung und Vertiefung des Hafens alsbald die erwarteten guten Dienste leistete.

Auch zum Schutze der Insel Neuwerk, welche seit dem Jahre 1750 immer mehr abbrach, hat W. zuerst entschiedene Maßregeln ergriffen. Bisher hatte man sich, dem fortschreitenden Uferabbruch nachgebend, damit begnügt, die für die Schifffahrt unentbehrliche Blüse weiter und weiter zurückzuziehen. W. setzte es im J. 1790 durch, daß die damals neugewählte Stelle für dieselbe durch eine Felsenböschung befestigt wurde. So wurde die Blüse bis zum Jahre 1814, wo sie durch andere Einrichtungen ersetzt ward, auf derselben Stelle erhalten. Bald ergab sich dann die Nothwendigkeit umfangreicherer Uferbauten für die Erhaltung der Insel. Schon seit 1775 befand sich der durch Vorland nicht mehr ausreichend geschützte Deich, besonders an der südlichen und westlichen Seite, in fortschreitendem Verfall. Seine Herstellung übernahm die Stackdeputation im J. 1794. W. entwarf eine neue Deichordnung und unter seiner Leitung wurde in den Jahren 1795 bis 1797 auf dem Wattgrund vor dem Deiche ein Uferwerk gebaut, welches allmählich die Bildung eines neuen Vorlandes und die Besodung des Deiches bewirkte.

Woltman's Bedeutung beruhte nicht nur darauf, daß er das technisch Richtige allemal erkannte und zur Ausführung vorschlug, sondern nicht zum mindesten auch darauf, daß er es verstand, seine Vorschläge der Deputation einleuchtend zu machen, und daß er sich bald das weitgehendste Vertrauen derselben auf seine Fähigkeiten und seine Rechtlichkeit zu erwerben wußte. Es gehörte eine durch ihre Kenntnisse und durch ihren Charakter in gleichem Grade Achtung gebietende Persönlichkeit, wie er es war, dazu, um die Deputation in den meisten Fällen zu veranlassen, seiner Einsicht in die Nothwendigkeit der vorzunehmenden Bauten ohne Ausschlag gebende Rücksichtnahme auf die Höhe der entstehenden Kosten zu folgen. Wie erheblich die letzteren anwuchsen, mag man daraus ersehen, daß, während sie in den Jahren von 1760 bis 1783 1 059 480 Mk., also jährlich im Durchschnitt 44 145 Mk. betragen hatten.

ihr Belauf unter Woltman's Amtsführung in dem gleich großen Zeitraum von 1784 bis 1807 auf 1 663 080 Mk., also im jährlichen Durchschnitt auf 69 295 Mk. stieg. Da ist es erklärlich, daß es nicht immer ganz leicht war, die Bedenken sparsamer Haushalter zu überwinden. W. unterstützte dabei neben seinen persönlichen Eigenschaften das Ansehen, welches er bald auch außerhalb Hamburgs in der wissenschaftlichen Welt genoß.

Dieses hat er vor allem begründet durch seine „Beiträge zur hydraulischen Architektur", ein Werk, welches in vier Theilen in den Jahren 1791 bis 1799 erschien und sich lange Zeit einer sehr hohen Schätzung erfreute. Gleich der erste Band, welcher die Seedeichswirthschaft und Uferbefestigung behandelt und außerdem litterarische Beiträge enthält, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise auf W. Es wurde dadurch im J. 1792 seine Ernennung zum Mitgliede der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem und der Batavischen Gesellschaft der Experimentalphilosophie zu Rotterdam veranlaßt. Auch die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag bot ihm die Aufnahme an und im folgenden Jahre machte ihn die königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Die so entstehenden näheren Beziehungen zu der gelehrten Welt ließen W. eine Aenderung seiner Amtsbezeichnung als Conducteur, welche auswärts als eine subalterne zu gelten pflegte, wünschenswerth erscheinen. Seinem dahin gehenden Ansuchen willfahrte der Rath auf Vorschlag der Deputation im September 1792, indem er ihm den Titel eines Directors der Ufer- und Wasserbauwerke im Amte Ritzebüttel an der Mündung der Elbe beilegte.

Unterdessen hatte das rühmliche Bekanntwerden der wissenschaftlichen Leistungen Woltman's noch eine weitere Folge gehabt. Im August 1792 wurde ihm die wichtige Stelle eines Deichgräven im Herzogthum Oldenburg mit einem jährlichen Gehalt von 1200 Rthlrn. angetragen. Obwol durch die Bande der Dankbarkeit an Hamburg gefesselt, konnte W. diesen ehrenvollen Ruf nicht ohne weiteres ablehnen. Sicherte er sich doch durch die Annahme gegenüber einem Engagement auf bestimmte Zeit eine lebenslängliche Stellung mit einem Gehalte, wie er es gleich ansehnlich in Ritzebüttel niemals erwarten konnte. Andrerseits glaubte er sich wegen der genossenen großen Wohlthaten um die Stadt Hamburg durch das, was er bisher schon für das Stackwesen in Ritzebüttel geleistet hatte, einigermaßen verdient gemacht zu haben. Diese Erwägungen bestimmten ihn seine Entlassung nachzusuchen. Die Stackdeputation jedoch konnte sich begreiflicherweise nicht dazu entschließen, ihm dieselbe zu gewähren, nachdem erst ein Jahr zuvor sein Engagement auf zehn weitere Jahre erneuert worden war; sie versprach vielmehr, sie werde auf alle Weise versuchen, seinen Wirkungskreis zu vermehren, seine Lage zu verbessern und ihn wegen einer lebenslänglichen Versorgung in Sicherheit zu setzen.

Woltman's Stellung war damals die, daß er als Adjunct des alten v. Grumkow, welcher freilich noch immer thätig war und erst 1803 pensionirt wurde, nicht eigentlich mehr angesehen werden konnte. Nachdem besonders seit dem Jahre 1790 Meinungsverschiedenheiten ein ersprießliches Zusammenwirken der Beiden unmöglich gemacht hatten, waren einem Jeden gesonderte Aufträge ertheilt worden. W. war nun auch formell, was er thatsächlich seit seinem Eintritt gewesen war, der Leiter der Stack- und Uferbauten, während Grumkow im wesentlichen die Aufsicht über bestimmte Deichstrecken und die der Deputation unterstehenden Baulichkeiten oblag. An Gehalt bezog W. seit einigen Jahren 1800 Cour. M. — Schon sehr bald kam jetzt die Deputation auf die ihm bei der Ablehnung der Deichgrävenstelle gemachten allgemeinen Zusicherungen zurück. Denn jene Stelle war noch immer unbesetzt und die oldenburgische Regierung

hatte den Präses der Deputation dringend ersucht, W. ihr zu überlassen. Um dieses Ersuchen mit Grund ablehnen zu können, war eine Aenderung der Stellung Woltman's unabweisbar. Am 8. Mai 1793 bestätigte der Rath abgesehen von einigen Einzelheiten die Beschlüsse der Deputation. W. wurde in Rücksicht auf seine Verdienste von nun an für beständig als Director der Stack- und Uferwerke im Amte Ritzebüttel angestellt und ihm mit Beibehaltung der bisher genossenen Accidenzien, als freier Feuerung, freier Fuhren und Ritte in Stackgeschäften, freien Lichts, Schreibmaterialien und einer Ordonnanz, ein Gehalt von 3000 Cour. M. beigelegt. Dagegen verpflichtete er sich, ohne Genehmigung des Rathes die Hamburgischen Dienste nicht zu verlassen, wenigstens zwei Mal im Jahre die sämmtlichen Hamburgischen Deiche zu bereisen und über die daran bemerkten Fehler sowol, als die Mittel zur Verbesserung derselben schriftlichen Bericht abzustatten, auch sonst in anderen Fällen, worin sein Rath und seine Vorschläge im Deichwesen verlangt werden möchten, damit an die Hand zu gehen, wofür er dann außer den gewöhnlichen Diäten und Reisekosten keine weitere Bezahlung zu fordern habe. Seinem Gehalte wurden in der Folge wegen der großen Theuerung im J. 1801 zunächst auf drei Jahre noch 1000 Cour. M. zugelegt, bis dasselbe 1804 überhaupt auf 4000 Cour. M. festgesetzt ward.

Es war ein glücklicher Gedanke, den Wirkungskreis Woltman's in der Weise zu erweitern, daß sein Sachverstand nun auch für das sehr verfallene Deichwesen in der Nähe der Stadt nutzbar gemacht werden konnte. Gleich im Juni 1793 sehen wir ihn zusammen mit dem Grenzinspector, nachherigen Strom- und Canaldirector Reinke (A. D. B. XXVIII, 88) die Vollendung und Sicherstellung des Ochsenwärder Brackdeichs begutachten. Seine Rathschläge und die von ihm ausgeübte Oberaufsicht haben zu der Besserung, welche im Hamburgischen Deichwesen seit dem Beginne dieses Jahrhunderts überall eintritt, erheblich mit beigetragen. Er verstand es auch vortrefflich, die mit den Deichangelegenheiten zunächst betrauten Beamten durch Anregungen und Mittheilungen aus dem reichen Schatz seiner theoretischen und praktischen Kenntnisse weiterzubilden: mit den meisten von ihnen hatte er Gelegenheit zusammenzuarbeiten. Er war eine Natur, welche das Bedürfniß fühlte, erzieherisch zu wirken und Schule zu machen. Hatte er doch schon im J. 1788 in Ritzebüttel einen Kreis von jungen mathematischen Schülern um sich versammelt, von denen sich nachher der spätere Spritzenmeister Repsold (A. D. B. XXVIII, 233 f.) und der Bauconducteur Hüne ausgezeichnet haben.

Erst spät kam W. dazu, eine Familie zu begründen. Am 1. Octbr. 1797 verheirathete er sich mit Johanna Elisabeth Schuback (1767—1823), einer Tochter seines ersten Gönners, des Syndikus Jacob Schuback. Von den fünf Kindern dieser Ehe haben ihn drei überlebt.

Als im J. 1810 Hamburg dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde, da bezeichnete dieses Ereigniß zugleich einen Abschnitt in Woltman's Leben. Zunächst blieb er als Maire in Ritzebüttel thätig, siedelte dann aber auf Verlangen der französischen Behörden, welche sich seines technischen Beiraths vor allem wol bei den geplanten Canalbauten zu bedienen wünschten, ganz nach Hamburg über. Wir wissen, daß er mehrere der für den Elbe-Weser-Canal vorgeschlagenen Wege nivellirt hat, so den von Bremerlehe durch das Land Wursten nach Ritzebüttel und die Trace, welche die Flüsse Geeste und Oste verbindend das Land Kehdingen durchschneiden sollte. Eine Entscheidung über die Anlage des Canals, welche auch mit der Auswahl eines Platzes für einen Kriegshafen an der Elbe zusammenhing, wurde jedoch nicht mehr getroffen. Ebensowenig gelangten die Entwürfe für die Fortsetzung der Uferbauten in Ritzebüttel zur Ausführung.

Nach dem Zusammenbruch der französischen Herrschaft trat die Stackdeputation, welcher W. früher unterstellt war, nicht wieder ins Leben. Ihre Geschäfte wurden der eine Reihe gleichartiger Aufgaben zusammenfassenden neuen Schifffahrts- und Hafendeputation mit übertragen. Von dieser wurde W. als Director der Strom- und Uferwerke und der Canäle mit einem Gehalt von 4000 Cour. M. angestellt, nachdem er eine Berufung, als Oberdirector über sämmtliche Seehäfen in preußische Dienste zu treten, abgelehnt hatte. Er übernahm damit außer seinen früheren Obliegenheiten noch die Leitung der auf die Oberelbe, den Hamburgischen Hafen und die Fleete bezüglichen Arbeiten, welche vorher einen besonderen Beamten, den Strom- und Canaldirector Reinke, beschäftigt hatte. Auf diese Weise war jetzt das gesammte Wasserbauwesen der Elbe in seiner Hand vereinigt. Daneben wurde seine Thätigkeit zeitweise nach wie vor durch die Begutachtung von Angelegenheiten des Deichwesens in Anspruch genommen. Es wurde ihm die Wahl gelassen, ob er in Hamburg oder in Ritzebüttel wohnen wolle. Er zog Hamburg vor und war von jetzt ab nur noch vorübergehend persönlich in Ritzebüttel anwesend, während ihn im übrigen dort der Conducteur Hüne vertrat.

Die Uferbauten in Ritzebüttel waren während der französischen Zeit vollständig vernachlässigt worden; nicht einmal für ihre Instandhaltung, geschweige denn für ihren weiteren Ausbau war gesorgt worden: es war in dieser Hinsicht stets nur bei Vorschlägen geblieben. So bedurften sie in den ersten Jahren nach 1814 so großer Reparaturen, daß für Neubauten kein Geld zu erübrigen war. Und doch hatten sie verhältnißmäßig nur wenig gelitten und gerade bei dieser Gelegenheit ihre höchst zweckmäßige und solide Construction bewährt. Die jährlich für die Uferwerke aufzuwendenden Mittel wurden im J. 1814, wo die Finanzen des Staates die äußerste Sparsamkeit zur Pflicht machten, gesetzlich auf 30 000 Mk. festgesetzt. Obwol meistens die Noth dazu zwang, diese Summe erheblich zu überschreiten, so beklagte doch W. die Beschränkung im Interesse der Sache auf das lebhafteste. Oft mußten nicht unbedingt nothwendig erscheinende Reparaturen und Vorkehrungen deswegen unterbleiben, und die Folge war, daß dadurch später um so größere Kosten entstanden. Beispielsweise konnte W. im J. 1817 den Bau eines neuen Stacks oberhalb des Grodener nicht durchsetzen. Wie richtig sein Urtheil gewesen war, ergab sich schon im J. 1822: man mußte das Grodener Uferwerk zurücklegen und zwischen dem Grodener Stack und dem Altenbrucher Hafen einen bedeutenden Streifen Landes preisgeben. Noch viel beträchtlicher wurden die Ausgaben für die Erhaltung der gefährdeten Uferstrecke dann seit dem Jahre 1851. Genug, W. hatte dem mit Recht auf Sparsamkeit gerichteten Streben der Deputation gegenüber jetzt einen noch weit schwereren Stand, als früher, und scheint sich nicht immer von einiger Empfindlichkeit, als setze man Zweifel in seine Kenntnisse oder die Integrität seines Charakters, freigehalten zu haben.

Von den Arbeiten dieser zweiten Periode verdienen die folgenden besonders hervorgehoben zu werden. In den Jahren 1820 und 1821 wurden die Hafenwerke verlängert und verstärkt: ein neues Pfahlhöft ward zum Schutz der Hafenmündung erbaut. Vor allem aber wurden zwei mächtige Uferbefestigungen mit einem Gesammtkostenaufwand von etwa 150 000 Mk. fertig gestellt: ein neues Grodener Uferwerk in den Jahren 1822 bis 1825, an dessen vollständigem Ausbau bis zum Altenbrucher Hafen später noch Jahre lang gearbeitet worden ist, und ein ähnliches zum Schutze des Steinmarner Außendeichs in den Jahren 1827 und 1828, nachdem sich die Sandgräserpflanzungen und Kieselaufschüttungen, durch welche jene Uferstrecke seit 40 Jahren mit Erfolg conservirt war, den Stürmen und hohen Fluthen von 1824 und 1825 gegenüber nicht mehr als

ausreichend erwiesen hatten. Auch auf Neuwerk wurden die Uferbefestigungen mehrfach fortgesetzt und verstärkt.

Woltman's neue Stellung brachte es mit sich, daß er seine in Ritzebüttel gesammelten Erfahrungen jetzt auch für den Stackbau und den Uferschutz der Oberelbe verwerthen konnte. Hier hat er eine wichtige Thätigkeit entfaltet und, um nur einiges anzuführen, zuerst energisch für die Befestigung des Sandes beim Buntenhause, der Billwärder Spitze und des Ochsenwärder Vorlandes Sorge getragen. Insbesondere aber ließ er sich Jahre lang die Verbesserung des Fahrwassers der Norderelbe vom Buntenhause bis zum Hafen angelegen sein. Zuerst versuchte er die Beseitigung der Sände durch Sandkratzer und erzielte dann seit dem Jahre 1824 durch regelrechtes, fortgesetztes Baggern große Erfolge. Auch hier war es die eiserne Consequenz seiner Maßnahmen, welche zum Ziele führte.

Trotz seiner ausgedehnten praktischen Wirksamkeit fand er stets noch die Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. Mehrere Werke verfaßte er im Auftrage seiner Behörde. So hatte er schon im J. 1807 eine „Geschichte und Beschreibung der Wasserbauwerke im Amte Ritzebüttel“ herausgegeben, welche er 1826 durch eine ähnliche Arbeit über die Uferbauten auf der Insel Neuwerk ergänzte. Ebenso stammte von ihm die „Karte und Beschreibung des Fahrwassers der Elbmündung, der dortigen Seesignale und des Lootsenwesens“, welche zuerst im J. 1816 und später 1826 und 1831 in verbesserter Auflage erschien. Von seinen größeren Werken seien das vielgebrauchte „Handbuch der Schiffsahrtskunde“ (Hbg. 1819) und die „Beiträge zur Schiffbarmachung der Flüsse“ (Hbg. 1826) genannt. Seine Bücher galten der damaligen Zeit als classische Schriften über die behandelten Gegenstände und trugen seinen Namen weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Sie machten ihn so vortheilhaft bekannt, daß auch auswärtige Regierungen sich seinen Rath erbaten. Als Lübeck im J. 1815 die Pläne Hogrewe's zu einer Verbesserung des Stecknitzcanals wieder aufnahm, betraute es ihn neben dem hannoverschen Oberbaurath Dammert und dem Lübeckischen Stadtbaumeister Börm mit der Revision derselben, welche ihn bis zum Jahre 1822 beschäftigte.

W. erlebte noch die Freude, im J. 1834 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum in voller Rüstigkeit begehen zu können. Der Senat sprach ihm bei dieser Gelegenheit in warmen Worten seine Anerkennung und seinen Dank aus und ließ ihm ein Ehrengeschenk von 3000 M. Bco. überreichen. Bald darauf jedoch fühlte er sich den schweren Aufgaben seines Amtes nicht mehr gewachsen. Auf seinen Antrag wurde er am 27. October 1836 mit vollem Gehalt in ehrenvollster Weise pensionirt. Am 20. April 1837 ist er gestorben. Seinen Namen hatte er freilich — davon waren seine Zeitgenossen überzeugt — durch seine Werke der Nachwelt überliefert: in weiteren Kreisen wurde sein Andenken auch dadurch erhalten, daß im J. 1842 eine Straße nach ihm benannt ward.

Staatsarchiv Hamburg. — Lexicon der Hamb. Schriftsteller Nr. 4507 mit Schriftenverzeichniß aus dem Neuen Nekrolog der Deutschen XV, 1233. — Hamb. Künstler-Lexicon Nr. 296. — (Woltman) Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung der Wasserbauwerke im Amte Ritzebüttel. Hbg. 1807. — (Woltman) Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung der Uferbauwerke auf der Insel Neuwerk. Hbg. 1826. — Woltman, Beiträge zur Schiffbarmachung der Flüsse (Hbg. 1826), S. 179 und 224. — Becker, Cuxhaven und das Amt Ritzebüttel. Hbg. 1880. — Porträt bei Kowalewski, Geschichte der Hamb. Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe S. 100.

Hermann Joachim.

Wolzogen: Karl August Alfred Freiherr von W., Schriftsteller und Theaterintendant, wurde am 27. Mai 1823 als Sohn des damaligen preußischen Generallieutenants und Bevollmächtigten bei der Militärcommission der Deutschen

Bundesversammlung, späteren Generals der Infanterie, Ludwig Frhrn. v. W. (s. u. S. 206) und seiner Gattin Emilie, geb. v. Lilienberg, in Frankfurt a. M. geboren. Durch vielfache Reisen mit den Eltern entwickelte sich bei ihm schon früh der Sinn für das Geographische der Landschaften wie für das Reisen überhaupt, ebenso aber auch, durch wechselnde Hauslehrer angeregt, eine ungewöhnliche Leidenschaft für die Bücherwelt und noch mächtiger die Liebe zur Kunst, besonders der Musik, die im Hause der Eltern eifrig gepflegt wurde. Durch Uebungen in der Declamation ward der Sprachsinn des Knaben frühzeitig geweckt, auf den namentlich der befreundete Dichter August Thieme, Geistlicher zu Allstedt bei Kalbsrieth, dem Familiengute in Thüringen, großen Einfluß ausübte. Nach der Pensionirung des Vaters 1836 kam Alfred auf das Pädagogium zu Halle, 1840 auf die v. Witzleben'sche Klosterschule Roßleben a. d. Unstrut und bezog im Herbst 1841 die Universität Berlin, um daselbst die Rechte zu studiren. Mehr als die Rechtswissenschaft fesselte ihn aber alsbald das rege Theaterleben der Residenz, das ihn durch den Verkehr mit namhaften Künstlern und Kunstfreunden, zu denen auch der junge Gustav zu Putlitz gehörte, immer mehr gefangen nahm. Nachdem er den Sommer des Jahres 1842 auf der Universität Heidelberg verbracht hatte, kehrte er wieder nach Berlin zurück, wo er sich nun selbst mit einem Trauerspiel, einem Lustspiel und einem Roman schriftstellerisch versuchte und eine Bearbeitung des Goethe'schen Operntextes „Claudine von Villa Bella" unternahm, die von Friedrich Vettin in Musik gesetzt wurde. Trotz alledem bestand er im Herbste 1844 sein erstes juristisches Examen vortrefflich und kam bereits im October als Auscultator an das Oberlandesgericht zu Erfurt, wo er alsbald wieder Gelegenheit fand, auch seine künstlerischen Neigungen zu pflegen. Als er sich 1846 in Berlin auf die zweite Prüfung vorbereitete, wurde er in das Haus der Wittwe Karl Friedrich Schinkel's eingeführt, mit dessen jüngster Tochter Elisabeth sich der junge Regierungsreferendar bereits am 10. October 1847 vermählte. Nach seiner Anstellung in Potsdam wurde er als preußischer Landwehrofficier auch öfter gegen die Erhebungen des Jahres 1848 zur Fahne einberufen, fand aber zugleich Zeit und Stimmung, die Herausgabe der Gedichte seines alten Freundes Thieme zu besorgen, nachdem er sich bereits in der Brautzeit an die Ausarbeitung einer Geschichte des Wolzogen'schen Geschlechtes gemacht hatte. 1850 konnte er sodann ein ihm übertragenes Vermächtniß seines im Juni 1845 verstorbenen Vaters, die „Memoiren Ludwig's v. Wolzogen", nach gründlicher Bearbeitung der Oeffentlichkeit übergeben. Ein herber Schmerz aber traf ihn, als seine geliebte Gattin nach längerem Leiden am 26. Juni 1851 in noch so jugendlichem Alter starb. In rastloser Arbeit zu seinem Assessorexamen suchte W. Trost, nahm dann aber längeren Urlaub und machte sich mit dem Beginn des Jahres 1852 auf den Weg zu einer Bereisung Italiens, der Schweiz, Frankreichs, Spaniens, Englands, Hollands und Belgiens. In Rom machte er dabei die Bekanntschaft der Miß Harriet Anne Houssemayne du Boulay, der Tochter eines englischen Gutsbesitzers, mit der er sich am 12. März 1853 in Florenz vermählte. Nach einer Reise durch England und Schottland kehrten beide nach Berlin zurück, wo W. als Hülfsarbeiter beim Ministerium des Innern angestellt war. 1854 aber wurde er plötzlich infolge der Veröffentlichung seiner Schrift „Preußens Staatsverwaltung mit Rücksicht auf seine Verfassung" nach Breslau versetzt. W. wollte in dieser Schrift den Nachweis führen, „daß es für Preußens Wohlfahrt vor allem des vollen Einklangs zwischen der neuen Verfassungsform und dem fast unverändert gebliebenen alten Verwaltungssysteme bedürfe, daß aber dieser Einklang bis jetzt nicht erreicht und dies der vornehmlichste Grund sei, warum wir zu festen Zuständen uns durchzuringen noch nicht vermocht haben". Die schriftstellerische Privatbeschäftigung Wolzogen's bestand in Breslau zunächst

in der fortgesetzten Arbeit an der Familiengeschichte, dann in der Ausarbeitung des Journals seiner großen Reise, aus dem 1856 ein Theil unter dem Titel „Reise nach Spanien“ erschien, sowie in verschiedenen Aufsätzen über seine Ansichten in musikalischen Streitfragen der Zeit. Auf Wunsch von Schiller's jüngster Tochter, Frau v. Gleichen, übernahm er auch die Redaction der in ihrem Besitze befindlichen Briefe der Eltern und Geschwister des Dichters, sowie der Großmutter Henriette v. Wolzogen und veröffentlichte das Buch unter dem Titel „Schillers Beziehungen zu Eltern und Geschwistern und zu der Familie v. Wolzogen“ (1858), gleichzeitig mit der zweibändigen „Geschichte des Reichsfreiherrlich von Wolzogenschen Geschlechts“. Zu neuen Anregungen führte ihn 1859 die Uebernahme der ständigen Berichterstattung über die Theateraufführungen für die „Breslauer Zeitung“. Auch beschäftigte er sich jetzt eifrig mit der scenischen und textlichen Reinigung von Mozart's Oper „Don Juan“ auf Grund des ursprünglichen italienischen Textbuches des Lorenzo da Ponte. Eine Sammlung seiner Recensionen und Streitschriften enthält das Buch „Ueber Theater und Musik“ (1860); eine eingehende Biographie mit vielen interessanten Details bietet seine Schrift „Wilhelmine Schröder-Devrient“, die 1862 erschien.

Zu näherer Beschäftigung mit den bildenden Künsten wurde W. durch den 1861 erfolgten Tod seiner Schwiegermutter, der Wittwe Schinkel's, veranlaßt, aus deren Nachlaß er allerlei Reisetagebücher, Briefe, Aphorismen über Kunst u. s. w. Schinkel's für den Druck vorzubereiten übernahm. Der Tod seiner zweiten Gattin, am 5. December 1862, stürzte ihn von neuem in tiefe Trauer. Dann nahm er seine Kunstbestrebungen wieder auf, hielt Vorträge, schrieb Aufsätze und veröffentlichte 1865 das Werk „Rafael Santi, sein Leben und seine Werke“, ein auf wissenschaftlicher Grundlage basirendes populäres Buch, in dem er besonders auf die weltgeschichtlich-philosophische Bedeutung von Rafael's Kunst Gewicht legt. Ein kleines Lustspiel, „Nur kein Ridicül“, das W. in dieser Zeit dichtete, ist nirgends zur Aufführung gelangt. Seine Ernennung zum Regierungsrath (im Herbst 1863) hatte für ihn in den nächsten Jahren mancherlei Dienstreisen zur Folge; dennoch fand W. 1865 Muße genug, in Gemeinschaft mit dem Breslauer Regierungsreferendar Albert v. Winterfeld drei ernste, historische Schauspiele in Versen zu schreiben: „Blanche“, „Sophia Dorothea“ und „Fürstin Orsini“. Alle drei haben Liebesintriguen zum Gegenstande und Frauen zu Helden und Gegenhelden (Intrigantinnen). Sie sind ganz im Stile der Epigonen unserer Classiker geschrieben, in wohllautender, flotter, energischer Sprache, haben reichbewegte, verwickelte Handlung, sind (besonders die beiden letzten) reich an wirklich dramatischen Momenten, die mit gutem Geschick angebracht sind, leiden aber auch an manchem technischen Fehler, vornehmlich an der ungerechtfertigten Verwerthung des Monologs zu biographischen Mittheilungen der redenden Person an das Publicum. Aufgeführt sind nur das erste und dritte Stück, „Sophia Dorothea“, das vielleicht dramatisch und stofflich wirksamste, vermuthlich aus politischen Gründen nicht.

Seine Sehnsucht nach dem Amte einer Theaterleitung erfüllte sich im Januar 1867, als sein alter Universitätsfreund Gustav zu Putlitz den Intendantenposten am Schweriner Hoftheater aufgeben wollte und ihn für diese Stellung vorschlug. W. wurde auch sogleich vom Großherzog Friedrich Franz II. vorläufig auf ein Jahr mit der Leitung betraut und trat am 1. October, von der Breslauer Regierung beurlaubt, seine neue Stellung an, nachdem ihm noch die philosophische Facultät der Universität Breslau das Doctordiplom h. c. überreicht hatte. Seine erste Sorge als Intendant war auf eine gleichmäßig rein und prägnant ausgebildete Kunstsprache der Darsteller gerichtet, hielt sich also mehr an die seinem eigenen dichterischen Schaffen entsprechenden Grundsätze, wie

er denn vornehmlich auch die classischen Stücke bevorzugte und eine sorgsame Schulung der Künstler in diesem Sinne pflegte. Nachdem ihn der Großherzog zu seinem Kammerherrn und definitiv zum Hoftheaterintendanten ernannt hatte, schied W. am 29. April 1869 aus dem preußischen Staatsdienste. Zu einem Ereigniß für die Schweriner Bühne gestaltete sich die nach Wolzogen's Scenarium einstudirte Aufführung des „Don Juan“, worüber er selbst 1869 eine kritische Schrift veröffentlichte. Im Januar desselben Jahres erlebte auch sein dramatisches Gedicht „Sakuntala“, Schauspiel in fünf Aufzügen, frei nach Kalidasa's Drama, die erste Aufführung daselbst. Das Werk ist eine feinsinnige Bearbeitung dieses altindischen Schauspiels; seine edle, bilderreiche und fließend weiche Sprache entspricht ganz der Lyrik des Stückes. Hat auch Kalidasa's Werk in Wolzogen's Bearbeitung das eigentliche originale indische Gepräge stark eingebüßt, so hat es doch an präciser Durchführung der Handlung sehr gewonnen und ist mehr dem abendländischen Geschmacke angepaßt. Allerdings ist auch der tragische Mittelpunkt, der Grund für die Zurückweisung Sakuntala's durch den König, gänzlich verändert. Das Dämonische, Zauberhafte (der Fluch) ist bei W. beseitigt oder vielmehr in die Kraft des Ringes verlegt; die Schuld liegt bei ihm in dem Willen des Königs und nicht wie im Originale in dem Fluche, der Sakuntala trifft und durch den der König willenlos die Erinnerung verliert; dadurch aber wird die Handlung bei W. menschlicher, natürlicher gestaltet. — Ein weiterer theatralischer Versuch Wolzogen's war die Zusammenziehung der Wallenstein-Trilogie in ein einziges Theaterstück, ein anderes Stück von ihm das einactige Lustspiel „Die glückliche Braut“ (1870), ein ferneres das Weihnachtsmärchen „Die kleinen Hasenscharten“ („Die kleinen Zwillinge“), 1871. In den folgenden Jahren pflegte er besonders Shakespeare'sche Dramen, dann Grabbe's große Tragödien und wandte sich schließlich noch mit Interesse Björnson und Ibsen zu, dessen „Brand“ er selbst übersetzte und bearbeitete wie auch manche Stücke älterer ausländischer Dramatiker. Auch der Aufführung von Wagner's Musikdramen widmete er liebevolle Sorgfalt. Der Brand des Hoftheaters in Schwerin am 16. April 1882 erregte den erkrankten Intendanten so, daß er zuerst in Neuenahr, dann in Kalbsrieth und schließlich in San Remo Erholung suchen mußte, aber am Morgen des 13. Januar 1883 daselbst verschied. Die Fortführung seiner schon früh begonnenen „Selbstbiographie“ und zwei Humoresken, „Die Unke“ und „Lori“ (beide in Reclam's „Universalbibliothek“), die reich an drolligen Einfällen und Situationen sind und prächtige Charakterbilder enthalten, waren seine letzten schriftstellerischen Arbeiten.

Ein liebevolles biographisches Erinnerungsbild ist die Arbeit seines ältesten Sohnes Hans Paul Freiherrn von Wolzogen (mit Porträt, erschienen 1883).

Max Mendheim.

Wolzogen: Karoline von W., Schiller's Schwägerin, ist am 3. Februar 1763 als die älteste Tochter des Oberlandjägermeisters v. Lengefeld († 1776) in Rudolstadt geboren. Ihre Mutter war eine geb. v. Wurmb. Mit 16 Jahren ward Karoline die Braut des Freiherrn v. Beulwitz. Im J. 1783 begab sie sich mit ihrer Mutter und Schwester Charlotte (1790 Schillers Gattin), von ihrem Bräutigam begleitet, nach der französischen Schweiz (Vevey). Auf der Hinreise besuchten sie in Stuttgart eine mit ihnen verwandte Dame, die bekannte Gönnerin Schiller's, Henriette v. Wolzogen. Da lernte Karoline zuerst ihren späteren zweiten Gatten, ihren Vetter Wilhelm v. Wolzogen, kennen. Auch Schiller's Eltern auf der Solitude wurden besucht. Der Schweizer Aufenthalt war für Karoline sehr bildend. Auch mit Lavater kam sie in Berührung. Durch ein Bad im kalten Genfersee zog sie sich freilich ein langwieriges Nervenleiden zu. Auf der Rückreise im Sommer 1784 besuchten sie Schiller in Mann-

heim (vgl. Schiller's Brief an H. v. Wolzogen v. 7. Juni 1784). Bald nach der Rückkehr fand die Hochzeit statt. Herr v. Beulwitz war inzwischen Geheimer Legationsrath geworden. Die Ehe war nicht glücklich, da der Gatte, obgleich hochgebildet und kenntnißreich, dem hohen idealen Geistesflug seiner Frau nicht folgen konnte. Bald trat daher gegenseitige Erkältung ein. Eine gewisse Entschädigung gewährte Karoline die Freundschaft mit W. v. Humboldt's späterer Gemahlin Caroline v. Dachröden. Durch diese hinwiederum lernte sie auch den Coadjutor des Mainzer Kurfürsten, den damaligen Statthalter von Erfurt, Karl v. Dalberg kennen, und bald verband sie aufrichtige Freundschaft mit ihm. Im J. 1787 trat ihr, von Wilhelm v. Wolzogen eingeführt, Schiller näher. Rasch entwickelte sich zwischen ihnen eine innige, ja leidenschaftliche Freundschaft, der vielleicht, wenn Karoline nicht schon verheirathet gewesen wäre, die eheliche Verbindung gefolgt wäre. Währenddem führte Karoline einen längst gehegten Plan aus: sie trennte sich von ihrem Gatten und zog sich nach Schwaben (Gaisburg, Cannstatt) zurück. Ihre Mußezeit füllte sie mit litterarischen Arbeiten aus. Sie veröffentlichte in Sophie La Roche's Pomona „Briefe aus der Schweiz“ und 1792 in Schiller's Neuer Thalia das Schauspiel „Der Leukadische Fels“. Das Jahr darauf brachte ihr Schiller's Aufenthalt in Schwaben eine angenehme Unterbrechung ihres einsamen Lebens. Sie ließ sich nun auch gerichtlich von ihrem Manne scheiden (1794), da sie es „billig fand, einem von vielen Seiten achtungswürdigen Manne durch eine Trennung seine Freiheit wieder zu geben“. Die Ehe war kinderlos geblieben. — Noch im Herbst desselben Jahres (1794) verheirathete sie sich zum zweiten Male mit ihrem Vetter Wilhelm v. Wolzogen, der mit ihr 1797 als Kammerherr nach Weimar zog. Damit erfüllten sich ihre kühnsten Wünsche; sie kam Schiller und ihrer Schwester in Jena wieder näher.

Ein gewisses Spiegelbild von Karolinens Leben in jener Zeit gibt uns ihr Roman „Agnes von Lilien“. Es ist der beste, den sie geschrieben. Er erschien zuerst anonym in Schiller's Horen 1796 und zwei Jahre nachher, ebenfalls anonym, bei Unger in Berlin. In den zwei nächsten Jahren erschienen noch zwei Nachdrucke davon. 1881 hat ihn Ludwig Salomon mit einer biographischen Einleitung neu herausgegeben. Das Werk machte großes Aufsehen. Die Gebrüder Schlegel hielten es für ein Product Goethe's, der sich allerdings lebhaft dafür interessirte (vgl. Schiller's Brief an Goethe v. 6. Dec. 1796 u. Goethe's Brief an Schiller v. 3. Febr. 1798). In diesen Roman hat Karoline ihre ganze Lebensgeschichte verflochten, ihre Jugendzeit, ihre Heirath mit Beulwitz, ihr Verhältniß zu Schiller und schließlich ihre Heirath mit Wolzogen. Alles läßt sich darin bei aufmerksamem Lesen leicht nachweisen. Agnes ist ganz Karoline, Amalie als Gegenstück ihre Schwester Charlotte. Zum Grafen Nordheim haben Wilhelm v. Wolzogen und Schiller als Vorbild gedient.

Ende 1799 siedelte Schiller nach Weimar über. Nun wurde das Wolzogen'sche Haus der Mittelpunkt für die ganze Weimarer Geistesaristokratie. Goethe, Wieland, Fichte, Schelling, W. v. Humboldt, Dalberg u. A. verkehrten darin zugleich mit dem Hofe. Es war „ein schönes Asyl für gemüthvollen und ungezwungenen Geistesaustausch“. Der Herzog Karl August, seine Gemahlin Luise und seine Mutter, die geistreiche Herzogin Amalie, fühlten sich unendlich wohl in diesem Kreise.

Durch Schiller's Nähe wurde Karoline zu lebhafter litterarischer Thätigkeit angespornt. Davon zeugt ein dickes Heft aus ihrem Nachlaß, das im Marbacher Schillerarchiv sich befindet. Es hat die Aufschrift „Livre de plans“ und enthält etwa 50 größere und kleinere Pläne zu Erzählungen, Romanen ꝛc. Manche davon hat Karoline selbst ausgeführt, wie z. B. „Die Zigeuner“ und „Walther und Nanny“, die in Cotta's Taschenkalender für Damen, 1800—1802, erschienen

(vgl. auch Jonas, Schillers Briefe, Bd. VII, S. 292), letztere Geschichte auch besonders, Berlin 1802; andere harren noch der Ausführung. Karoline schrieb in das Buch: „Schiller hat mir dieses Buch geschenkt anno 1801. — Mögen alle Plane werth seiner Sinnesart sein — das Schöne und Edle aussprechend und belebend nach Vermögen“. Auf eines der letzten Blätter im Heft schrieb sie am 31. November 1825: „Nur auf Gott, auf sein Wort durch Christus, auf die Ewigkeit, die es verkündet, ist meine Seele gerichtet. Die Blüthen sind mit dem Glauben an Erdenglück von meiner Seele gefallen. — Auch soll die Poesie nur aufs ewige deuten. In diesem Sinn arbeite ein anderer Geist diese Plane aus“. Zu bemerken ist, daß diese Pläne häufig unserem modernen Empfinden fremd erscheinen. Unsere Anschauungen und Anforderungen an den Roman sind eben vielfach andere geworden.

Karoline hatte auch jetzt viel freie Zeit zu litterarischen Arbeiten; sie hatte nur ein einziges Kind, Adolf (1825 auf der Jagd verunglückt), und ihr Mann war häufig in diplomatischen Geschäften abwesend. So hat er bekanntlich 1804 die Heirath des Weimarischen Erbprinzen mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna zu vermitteln gehabt. Im J. 1807 führte ihn sein Diplomatenberuf nach Paris. Karoline begleitete ihn diesmal selbst. Es war für sie ein sehr gewinnreicher Aufenthalt. Aber leider mußte sie bald wieder mit ihrem Mann nach der Heimath zurückkehren; seine Gesundheit war durch seine viele Reisen geschwächt und er mußte in Bädern Heilung suchen; allein vergeblich. Er starb am 17. December 1809. Hatte Karoline schon Schiller's Tod, 1805, gewaltig erschüttert, so war ihr jetzt die Welt „wie verödet“. Sie zog sich nun immer mehr zurück von der Oeffentlichkeit, abwechselnd lebend in Weimar, Bauerbach und auf ihrem Gut Bösleben. Nach ihres Adolf's Tod siedelte sie nach Jena über und lebte ganz für sich. Nur einzelne Reisen unterbrachen die Stille ihres jetzigen Daseins. Ihre Mußezeit verwendete sie zu anhaltender schriftstellerischer Thätigkeit. Schon 1826 f. ließ sie zwei Bände „Erzählungen“ erscheinen. Ein Jahr darauf begann sie Schiller's Biographie; sie wollte dem geliebten Schwager ein Denkmal stiften. Sie arbeitete mit größter Sorgfalt daran; 1830 erschien es bei Cotta unter dem Titel: „Schillers Leben. Verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner“. Das Werk wird stets eine der Hauptquellen für Schiller's Leben bleiben; nur die beigegebenen Briefe sind, wie begreiflich, nicht immer zuverlässig genau. Nun wandte sie sich wieder dem Roman zu. Sie wählte dazu die Zeit der Freiheitskriege. Sie wollte „das große Weltleben und das Familienleben in ihrer Wechselwirkung“ darstellen. Auch das schon in ihrer „Agnes von Lilien“ behandelte Thema der Convenienzheirath wurde beigezogen. Fast 10 Jahre arbeitete sie an dem Werk. Erst im J. 1840 ließ sie ihre „Cordelia“ — das ist der Titel des Romans — in zwei Bänden (Leipzig) erscheinen. Der Roman ist reich an Reflexionen, wie alle Producte Karoline's, jedoch arm an Handlung; aber als Werk einer 77jährigen Frau verdient er Bewunderung. Aus jener Zeit sind noch zu erwähnen: „Adele“ (Mundt's Delphin 1839) und die Novelle „Das neue Jahr“ (Urania 1842). Nach der „Cordelia“ begann sie noch einen Roman „Alma“, aber er blieb unvollendet. Dazwischen hinein beschäftigte sie sich auch mit Dalberg's Leben, aber sie konnte es leider nicht mehr durchführen. Doch hat sich neuestens ein Anfang davon im Marbacher Schillerarchiv gefunden. An weiteren Arbeiten hinderte sie ihr hohes Alter. Ihre geistigen und körperlichen Kräfte nahmen stetig ab. Ende 1846 konnte sie das Bett nicht mehr verlassen. Am 11. Januar 1847, also fast 84jährig, entschlief sie sanft.

Ihr litterarischer Nachlaß war groß; ein Theil davon wurde ihrer Bestimmung gemäß vernichtet, einen andern Theil gab Kirchenrath Karl Hase in Jena in zwei Bänden heraus: „Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von

Wolzogen", 1. Aufl. 1848, 2. Aufl. 1867. Er enthält neben einer Biographie von Abeken hauptsächlich Briefe und dann Mittheilungen aus ihrem Tagebuch und „Gedankenlese aus hinterlassenen Blättern". Einen dritten Theil erbte ihre langjährige treue Dienerin Wilhelmine Schwenke. Aus deren Nachlaß stammt wol das bisher unbekannte und ungedruckte Marbacher Material. Es enthält außer dem schon Erwähnten: Briefe Karoline's an ihren Sohn, Betrachtungen über religiöse und historische Dinge, eine unvollendete Ritterdichtung ꝛc., sodann einen reichen Briefwechsel mit den Freunden des Wolzogen'schen Hauses. Das Wichtigste davon werde ich in kurzem veröffentlichen.

Vgl. Meusel, Gel. Teutschl. VIII, 622. X, 842. — Schindel, Deutsch. Schriftstellerinnen d. 19. Jhs. 2, 457 ff. — N. Nekrol. d. Dtschn. 1847. 25, 20 ff. — A. v. Wolzogen, Gesch. d. v. Wolzogenschen Geschlechtes, 1859. II, 129—188; — Ders.: Wilhelm u. Karoline v. Wolzogen in Prutz' deutschem Museum 1857, Nr. 37 f. — P. Schwenke, Kl. Beiträge z. Schillerlitteratur (Festgr. f. d. Geh. Staatsrat Dr. J. Schomburg zu s. 50j. Doctorjubiläum, 20. Juni 1890). P. Schwenke, Großneffe von Wilhelmine Schwenke besitzt ebenfalls einen Theil von deren Wolzogen'schem Nachlaß. — Ernst Müller, K. v. Wolzogen i. d. Münch. Allg. Ztg. 1897, Nr. 133, Beil. — J. Burggraff, Schillers Frauengestalten, 1897. Ernst Müller.

Wolzogen: Ludwig W., reformirter Theolog aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, 1633 zu Amersfort geboren als Sohn Johann Ludwig Wolzogen's, Freiherrn von Nienhausen, welcher um seines Glaubens willen aus Oesterreich nach Holland ausgewandert war. Nach Beendigung seiner theologischen Studien zu Utrecht hielt er sich im Interesse seiner weiteren Bildung in Frankreich und der Schweiz auf, wo er zu Genf die hervorragendsten Gottesgelehrten hörte. Nach Holland heimgekehrt, erhielt er bald eine Stelle als Prediger der wallonischen Gemeinde zu Groningen, welche er später mit der gleichen Stellung zu Middelburg und Utrecht vertauschte. Wie hoch er dort geschätzt wurde, erhellt aus dem ihm ehrenhalber verliehenen Titel eines außerordentlichen Professors der Kirchengeschichte; dazu fügten die Staaten Utrechts noch ein Jahrgeld. Als er einen Ruf an die Leidener Universität abgelehnt hatte, ernannte man ihn auch 1670 zum ordentlichen Professor. Als er sich durch Veröffentlichung seines Schriftchens „De scripturarum interprete contra exercitatorem paradoxum" (Traj. ad Rhen. 1668) allerlei Anfechtungen zugezogen hatte, gewährten ihm die Staaten ihren nachdrücklichen Schutz. Die Abfassung dieser Schrift war veranlaßt durch das Erscheinen eines Tractats „Philosophia S. Scripturae interpres. Exercitatio paradoxa, in qua veram philosophiam infallibilem s. literas interpretandi normam esse demonstratur" (Eleutheropoli i. e. Amsterdam 1666), 1667 auch ins Holländische übersetzt: „De wysbegeerte, de uitlegste der H. Schrift", welcher großes Aufsehen und lebhaften Unwillen erregte. Der anonyme Verfasser, als welchen man nachher Ludwig Meyer, einen spinozistischen Arzt zu Amsterdam, erkannte, hatte mit dieser Arbeit den Beweis zu liefern versucht, daß die Göttlichkeit und Autorität der h. Schrift ihre Gewißheit nur durch die Cartesianische Philosophie erhalte und daß daher für alle christlichen Glaubenswahrheiten die Philosophie und die menschliche Vernunft als Prüfstein dienen müsse. Wolzogen's Widerlegung dieser den reformirten Theologen höchst widrigen Schrift fiel aber so aus, daß sie seine eigene Rechtgläubigkeit verdächtigte. Mehrere Gelehrten, Prediger und Professoren, wie Johann van der Waeyen, Matthias Nethenus, Reinerus Vogelsangh, Jacob Koelman und Andere, traten jetzt mit zahlreichen Streitschriften wider Wolzogen auf. Umsonst wurde seine Orthodoxie 1669 in einer französischen und lateinischen Vertheidigungsschrift „Judicia variorum professorum et doctorum theologiae" dargelegt. Bald nachher ward er als Feind der reformirten Kirche verdächtigt

in einer beißenden und leidenschaftlichen Gegenschrift „Theologorum quorundam judicium de libro L. Wolzogen de interprete scripturarum“, welche den Deventer Predigern Ryssenius und Colonius zugeschrieben wurde. Höchstbedenklich würden die Folgen dieser Streitigkeiten für ihn geworden sein, wenn ihn nicht die Utrechter Staaten erfolgreich geschützt hätten. Sie verboten den Verkauf des obengenannten Buches in ihrer Provinz und forderten die Stadtregierung von Deventer zur Bestrafung des Verfassers auf. Besonders heftig war der Angriff, welchen W. von dem bekannten Johann de Labadie, damals Prediger der wallonischen Gemeinde zu Middelburg, zu erdulden hatte. Auf dessen Anregung wurde W. vom Kirchenrath zu Middelburg vor der Synode, welche im September 1668 zu Naarden zusammentrat, der Heterodoxie angeklagt. Als er aber freigesprochen war und de Labadie, aufgefordert, W. wieder zu Ehren zu bringen, dieses verweigerte, wurde Labadie vom Dienste suspendirt und die Erledigung der Sache der nächstfolgenden Synode übertragen. Er kümmerte sich aber um diese Suspendirung nicht, weshalb sie von den seeländischen Staaten bestätigt und de Labadie gezwungen wurde, sich ihr zu fügen. Nun aber griff er W. und die Synode zu Naarden in heftigen Streitschriften an. W. beantwortete de Labadie's „Extrait de quelques propositions erronées et scandaleuses, couchées dans le livre du Sieur L. Wolzogen“ auf durchaus schlagende Weise in seiner zu Utrecht 1668 erschienenen „Fides orthodoxa, sive adversus Joannem de Labadie censura censurae in libellum de interprete scripturarum“ und ließ im nächsten Jahre eine „Apologie pour la Synode de Naarden“ folgen. — Bald nach Beendigung dieser Streitigkeiten vertauschte er seinen Dienst an der ihn besonders hoch schätzenden Gemeinde zu Utrecht mit einer Predigerstelle und der Professur für Kirchengeschichte zu Amsterdam. Unter großem Beifall und von der Stadtregierung so hochgeehrt, daß sie ihm ein bedeutendes Civilamt anbot, welches er aber aus Liebe zu seinem kirchlichen Beruf ablehnte, wirkte er dort noch mehrere Jahre, bis der Tod ihn am 13. November 1690 abrief. Außer den schon genannten Schriften von seiner Hand sind weiter noch zu erwähnen eine „Oratio de Sole Justitiae“ (1664), „Orator sacer, sive de ratione concionandi“ (1671) und „Dissertatio critico-theologica de correctione scribarum in 18 scripturae dictionibus adhibita, quam alii a judaeis correptas, alii mutatas esse putant“ (1689). Nach seinem Tode erschien noch „Leigh, Dictionnaire de la langue sainte par Wolzogen“ (1703) und „Explication de la prière, qu' on apelle la confession de pecher avec la demande d'une bonne conscience devant Dieu“ (1700).

Paquot, Mém. liter. I, p. 591 svv. — Burman, Traject. erudit. p. 457 sqq. — Glasius, Godg. Woordb. und van der Aa, Biogr. Woordb. i. v.

J. C. van Slee.

Wolzogen: Justus Adolf Philipp Wilhelm Ludwig Freiherr v. W., königlich preußischer General der Infanterie, am 4. Februar 1774 zu Meiningen geboren, wurde, da sein Vater, welcher herzoglich Sachsen-Hildburghausischer Geheimer Legationsrath war, wenige Monate später starb, schon mit vollendetem siebenten Lebensjahre der Hohen Karlsschule in Stuttgart, auf welcher seine älteren Brüder sich befanden, zur Erziehung übergeben. Er war einer ihrer vorzüglichsten Schüler; im J. 1790 ernannte ihn Herzog Karl zum Ritter des Ordens Bene merentibus und zum Chevalier, zwei Jahre später verließ W. die Anstalt, um als Lieutenant der Garde-Legion in den württembergischen Kriegsdienst zu treten, welchen er aber schon 1794, durch des damaligen Major von Massenbach Vermittlung als Fähnrich im Infanterieregimente Hohenlohe angestellt, mit dem preußischen vertauschte. Wolzogen's Hoffnung, mit diesem Regimente am Kriege gegen die Franzosen Theil zu nehmen, ward durch den Abschluß des

Friedens von Basel vereitelt, das Regiment kehrte alsbald vom Rhein in seine Friedensgarnison Breslau zurück. Wissenschaftliches Streben und schriftstellerische Arbeiten, welche W. veröffentlichte, empfahlen ihn seinen Vorgesetzten und namentlich seinem Chef, dem im J. 1806 vielgenannten Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen, und so kam es, daß er im J. 1801 zum Erzieher des Prinzen Eugen von Württemberg, eines Sohnes des zu Karlsruhe in Schlesien wohnenden gleichnamigen Herzogs, gewählt wurde. Mit diesem, dem späteren ausgezeichneten russischen General, bezog er zunächst die Universität Erlangen, 1804 aber siedelten beide an den Stuttgarter Hof über, wo die Erziehung des Prinzen vollendet werden sollte; W., seit 1797 Lieutenant, kehrte jetzt als Hauptmann und Flügeladjutant in den württembergischen Dienst zurück, bald darauf wurde er Major. Als solcher marschirte er in der Stellung eines Generalquartiermeisterlieutenants im November 1805 mit den württembergischen Truppen welche unter dem Oberbefehle des Generals Reille zum Kriege gegen Oesterreich ausrückten, nach Linz. In die Heimath zurückgekehrt, ward er in Angelegenheiten der Verheirathung der Prinzessin Katharina mit Jerôme Bonaparte zum Kaiser Napoleon nach Mainz geschickt. Schritte, welche er damals that, um wieder in die preußische Armee aufgenommen zu werden, hatten keinen Erfolg. dagegen ernannte ihn sein König am 6. October 1806 zum Oberstlieutenant und zum Commandeur der Garde zu Fuß sowie zum Inspecteur des Cadetteninstituts.

Trotzdem gab W. den Wunsch, in Preußen angestellt zu werden, nicht auf. Sein erneutes Abschiedsgesuch wurde am 16. Mai 1807 genehmigt. Bei der Ueberzahl an Officieren, welche im preußischen Heere vorhanden waren, verzichtete er jedoch auf den Eintritt, bat um die Erlaubniß, statt dessen vorläufig in Rußland dienen zu dürfen, und ward hier als Major im Generalquartiermeisterstabe angestellt. Das Einleben in die neuen Verhältnisse, welches wegen Wolzogen's Unbekanntschaft mit der Sprache sehr langsam und nie vollständig von statten ging, schriftstellerische Arbeiten, unter denen ein auf den Wunsch des Generals v. Phull verfaßter „Versuch, junge Offiziere zum Studium der Kriegsgeschichte aufzumuntern“ (Tübingen 1811) zu nennen ist, eine mit dem Prinzen Eugen nach Warmbrunn unternommene Reise und Recognoscirungen des westrussischen Kriegstheaters, auf welchem der bevorstehende Kampf mit Frankreich ausgefochten werden sollte, nahmen die Zeit bis zum Ausbruche dieses Krieges in Anspruch. Vor Beginn der Feindseligkeiten bekleidete er den Posten des Oberquartiermeisters bei einem Beobachtungscorps, dann gehörte er, am 14. Juni 1812 zum Obersten befördert, dem Stabe des Generals Barclay an. Mit letzterem theilte er das Loos für unfähig, muthlos, ja für einen Verräther gehalten und erklärt zu werden. Auch Clausewitz (Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung, VII, 40) urtheilt über Wolzogen's Verhalten in dieser Zeit nicht billig. Kaiser Alexander, welcher eine andere Ansicht hatte, berief ihn bei Beginn des Feldzuges von 1813 in sein eigenes Hauptquartier, in welchem er den Kämpfen von Groß-Görschen, Bautzen und Culm beiwohnte. Auf dem Schlachtfelde von Leipzig wurde er in Anerkennung der von ihm geleisteten guten Dienste zum Generalmajor befördert. Dann wurde er dem mit dem Oberbefehle eines aus ehemaligen Rheinbundstruppen gebildeten III. Armeecorps betrauten Herzoge Karl August von Sachsen-Weimar als Chef des Generalstabes beigegeben und nahm als solcher am Feldzuge in den Niederlanden theil bis dieser am 12. April 1814 durch den von W. mit dem General Maison abgeschlossenen Waffenstillstand von Pont-à-Tressin beendet wurde.

Nicht allzu lange nachher ging sein Wunsch, in das preußische Heer wieder aufgenommen zu werden, in Erfüllung. Am 5. Mai 1814 erhielt er die erbetene Entlassung aus dem russischen Dienste und, nachdem er inzwischen mit

dem Herzoge den Wiener Congreß besucht hatte, erfolgte am 24. Mai 1815 seine Anstellung als preußischer Generalmajor. Am Kriege dieses Jahres theil zu nehmen aber war er durch Krankheit verhindert. Seine erste Verwendung in dem neuen Verhältnisse war der Auftrag, den Prinzen Wilhelm und Friedrich von Preußen militärwissenschaftlichen Unterricht zu geben. Dann gehörte er einer zum Zwecke der Neugestaltung des Kadettencorps berufenen Commission an und hatte den Auftrag, die Etappenverhältnisse auf den die beiden Hälften des Staates verbindenden Straßen zu ordnen, am 24. December 1817 aber wurde er zum Mitgliede der Militärcommission des Deutschen Bundes in Frankfurt am Main ernannt. Seit dem 3. April 1820 Generallieutenant, ist er in dieser Stellung bis zum Jahre 1836 verblieben. Große Thätigkeit, umfassendes Wissen, reiche Erfahrung, ein weltmännisches Wesen und eine gewinnende Persönlichkeit machten ihn für dieselbe in hervorragendem Maße geeignet. Seine Leistungen im Felde und im praktischen Truppendienste wurden mitunter durch ein Zuviel an theoretischer Generalstabsgelehrsamkeit beeinträchtigt, auch blieb auf die ersteren nicht ohne Einfluß, daß W. sich gern mit Politik beschäftigte und diese in das Bereich seiner militärischen Erwägungen zog.

Den Frankfurter Posten gab er ungern auf. Dem Kriegsminister Witzleben hat er später einen Vorwurf daraus gemacht, daß dieser wider seinen Wunsch und Willen seine Verabschiedung herbeigeführt habe. Die letztere war aber durch Wolzogen's Gesundheitszustand durchaus geboten. Er lebte nun zunächst theils in Halle, theils auf seinem Gute Kalbsrieth bei Artern; 1843 zog er nach Berlin und dort ist er am 4. Juni 1845 gestorben.

Memoiren des Generals Freiherrn Ludwig v. Wolzogen. Leipzig 1851.

B. Poten.

Wonsiedler: Joseph W., Maler und Schriftsteller, wurde am 18. December 1791 zu Graz in Steiermark geboren. Da sein Vater, der Burginspector in Graz gewesen war, schon, als Joseph erst drei Jahre zählte, starb, leitete die Mutter seine Erziehung. Er besuchte das Gymnasium in Graz bis zur sechsten Classe und wurde dann Lehrling in einer Eisenhandlung zu Esseg in Slavonien, wo er seine freien Stunden dazu benutzte, um sich ohne Anleitung im Zeichnen und Malen auszubilden. Als er ausgelernt hatte, reiste er nach Wien, wo er sich als Künstler niederlassen wollte. Da dieser Versuch auf unerwartete Schwierigkeiten stieß, nahm er eine Stellung in der Kunsthandlung Joseph Schreyvogel's, des späteren Dramaturgen am Burgtheater, an, der ihn in seinem Zweiggeschäft in Pest unterbrachte. Hier setzte er seine Lieblingsbeschäftigung so eifrig fort, daß er es schon nach Ablauf eines Jahres wagen konnte, seinen Commisposten mit einer Zeichenlehrerstelle zu vertauschen. Mit der Zeit gelang es ihm, zahlreiche Porträtaufträge zu erhalten und sich auf eigene Füße zu stellen. Um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, bezog er als bereits gereifter Mann die Akademie der Künste in Wien und machte drei Jahre hindurch den Studiengang eines Akademieschülers durch. Mit dem Zeugniß der Reife entlassen, verlegte er sich seitdem namentlich auf das Malen von Altarbildern für die verschiedensten Städte des Kaiserstaates. Auf diese Weise kam er weit herum und fertigte zahlreiche Bildnisse von Privaten, namentlich in den hohen Adelsfamilien, an. Nachdem er dann noch eine Kunstreise nach Italien unternommen und sich vor allem in die Kunstschätze Venedigs vertieft hatte, siedelte er nach seiner Vaterstadt Graz über, wo er nicht nur als Maler, sondern auch als Schriftsteller, namentlich in der Grazer Zeitung thätig war. Er starb in Graz nach längerem Leiden am 21. September 1858 im Alter von 67 Jahren. Wurzbach hat das Verzeichniß seiner Altargemälde zusammengestellt.

Vgl. Wurzbach LVIII, 105—108. H. A. Lier.

Woog: Moritz Karl Christian W., ein angesehener evangelischer Geistlicher Sachsens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wurde 1684 in Dahme als Sohn eines prinzlichen Instructors geboren, besuchte das Weißenfelser Gymnasium, studirte in Leipzig und Halle Theologie, erwarb sich in Leipzig 1705 die Magisterwürde und wurde hier zwei Jahre später Privatdocent. 1713 wurde ihm das Pfarramt zu Cavertitz, 1717 ein Diakonat in Oschatz, 1720 ein solches an der Kreuzkirche mit dem ersten Katechetenamte an der Frauenkirche zu Dresden übertragen, wo er nach und nach zu der angesehenen Stellung eines Stadtpredigers emporstieg. Daneben gab er sich wissenschaftlicher Beschäftigung hin und sammelte eine stattliche Bücherei. Er starb 1760. Eine ziemliche Reihe seiner Predigten ist im Druck erschienen. Außerdem veröffentlichte er Schriften seelsorgerlichen, erbaulichen und homiletischen Inhalts. Unter dem Namen Philophilus veröffentlichte er 1707 eine Schrift „Reise in den Mond“; andere Abhandlungen sind antiquarischen und numismatischen Fragen gewidmet.

A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen. Dresden 1883. S. 176, 64, 103, 385. — Catalogus bibliothecae Woogianae. Dresdae et Lipsiae 1755. — J. J. Mooser, Beytrag zu einem Lexico der . . . Theologen. 2. Theil. Züllichau 1741. S. 770 f. (wo ein großer Theil seiner Schriften und Litteratur über ihn verzeichnet ist). — Frenkel, Diptycha Ositiensia, p. 385—388. — Dietmann, Priesterschaft im Churfürstenthum Sachsen. Bd. I, S. 28—32 u. 1438. — Trinius, Beitrag zu einer Geschichte berühmter Gottesgelehrten auf dem Lande. Theil I, S. 645—652. — Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller. Bd. XV, S. 318—320.

Georg Müller.

Woepcke: Franz W., Mathematiker und Orientalist, geboren am 6. Mai 1826 zu Dessau, † am 25. März 1864 in Paris. Er war der Sohn eines Postbeamten. Schon als Schüler des Dessauer Gymnasiums legte er hohe Begabung an den Tag und wurde zu Ostern 1843, nicht volle 17 Jahre alt, mit dem Zeugniß der Reife entlassen, um in Berlin Mathematik zu studiren. Dieser erste Abschnitt seiner Lehrjahre endete im Sommer 1847, wo er auf Grund einer Abhandlung über die Sonnenuhren der Alten und nach stattgefundener Prüfung mit dem Prädicate magna cum laude in Berlin doctorirte. Schon die Doctordissertation hatte Woepcke's geschichtliche Neigungen enthüllt, und kein Geringerer als Alexander von Humboldt ermunterte den jungen Mathematiker, diesen Bestrebungen getreu zu bleiben, welche große Erfolge versprächen, wenn man mathematisches Wissen mit so umfassenden Sprachkenntnissen verbinde, daß man die zahlreichen mathematischen Handschriften arabischer Verfasser im Urtexte zu lesen im Stande sei. W. beherzigte diesen Rath und begann in Bonn unter Freytag das Studium der arabischen Sprache, während er unter Argelander's Leitung sich mit Astronomie bekannt machte. So verflossen etwa zwei Jahre. Am Anfange des Jahres 1850 habilitirte sich W. in Bonn als Privatdocent, nahm dann Urlaub und begab sich über Leyden nach Paris, wo er im Mai zu langem Aufenthalte eintraf. Er hörte von 1850 bis 1855, dann wieder von 1858 bis zu seinem Tode 1864 alle Vorlesungen, welche der berühmte Orientalist Julius Mohl (s. A. D. B. XXII, 57—59) am Collège de France hielt, trieb Sanskrit unter Foucaux, vervollkommnete sich in der Mathematik unter Liouville. Die Pause zwischen 1855 und 1858 brachte W. in Deutschland zu, zuerst in Dessau, wo Familienverhältnisse seine Anwesenheit forderten, dann in Berlin als Lehrer am Französischen Gymnasium. Letztere Stellung hatte er zwei Jahre inne, dann gab er sie auf, weil sie ihm zu wenig freie Zeit für das ließ, was

er als seinen Lebensberuf erkannt hatte, und kehrte nach Paris zurück. Fast hätte er Paris sofort wieder verlassen, um als Kanzleibeamter des preußischen Gesandten Hesse, den er persönlich kannte, nach Persien abzugehen. Da starb Hesse, an seine Stelle wurde General Minutoli mit der Gesandtschaft betraut, und nun entsagte W. Kürzere Reisen führten W. einmal nach Rom, zweimal nach England. Von Woepcke's Arbeiten sind mehrere mathematischen Inhalts, welche die Wissenschaft zwar nicht wesentlich förderten, immerhin aber genügen, um W. als einen tüchtigen Fachmann zu kennzeichnen. Von unvergänglichem Werthe dagegen sind seine geschichtlich-mathematischen Arbeiten, welche theils als besondere Bände, theils im Journal Asiatique, theils in den Veröffentlichungen der päpstlichen Academia dei nuovi Lincei und der Berliner Akademie der Wissenschaften erschienen. Die vier bedeutendsten Leistungen auf diesem Gebiete sind wohl: 1. eine Ausgabe des Omar Alkhayyâmi (1851); 2. eine Ausgabe des Fakhrî von Muhammed Alkarkhî (1853); 3. eine Reihe von Aufsätzen in den Atti dell' Acad. pontif. dei nuovi Lincei (1856—1861) über die Beziehungen zwischen Leonardo von Pisa und den Arabern; 4. die Abhandlung: Mémoire sur la propagation des chiffres indiens im Journal Asiatique (1863). Die ganze Reihe seiner Veröffentlichungen ist mit 50 Nummern in dem unten anzuführenden Nekrologe von Narducci angegeben. Das Kennzeichnende an allen Arbeiten Woepcke's ist seine große Gewissenhaftigkeit, welche genau die Grenze zwischen den gesicherten und möglichen oder muthmaßlichen Ergebnissen zieht, und welche sich nie erlaubt, im weiteren Verlaufe jene einmal gezogene Grenze zu überschreiten oder zu verwischen. Sie gründet sich auf die große persönliche Bescheidenheit, welche Alle, die W. gekannt haben, neben seiner persönlichen Liebenswürdigkeit rühmten.

Vgl. Grunert's Archiv, Bd. XLII, Heft 1, Litterar. Bericht S. 1—3 (1864) und Enrico Narducci, Intorno alla vita ed agli scritti di Francesco Woepcke im Bulletino Boncompagni II, 119—152 (1869). Cantor.

Worbs: Johann Gottlob W., Geistlicher und Geschichtsforscher. — Zu Röhrsdorf (auch als Gräflich-Röhrsdorf von anderen unterschieden) bei Friedeberg am Queis in Schlesien, Kreis Löwenberg, als Kind des Häuslers Gottlob Worbs am 7. Mai 1760 geboren, erhielt der Knabe, dessen sich der Pastor Chr. Friedrich Scheibner zu Friedeberg annahm, seinen ersten Schulunterricht in seiner Heimathsgemeinde Röhrsdorf, dann seit 1774 zu Niederwiesa bei Greifenberg (Kreis Lauban) und seit 1777 zu Hirschberg und bezog 1781 die Universität Halle, wo er sich neben seinem Hauptstudium, der Theologie, unter Professor Fabri auch mit Geschichte befaßte. Nach Beendigung seiner Studien 1784 übernahm er bei dem genannten Pastor Scheibner eine Hauslehrerstelle und erhielt im Januar 1787 das Pastorat zu Priebus, das er am Sonntag Judica 1787 antrat. Im J. 1804 wurde ihm als Superintendenten des Fürstenthums Sagan die Inspection der Kirchen und Schulen desselben übertragen und 1818 nach vollzogener Neuordnung des Kirchenwesens in dem von Sachsen an Preußen abgetretenen Theile der Oberlausitz die Generalinspection über sämmtliche Superintendenturen, doch bekleidete er auch als Superintendent von Sagan und der Oberlausitz die Pfarrstelle in Priebus bis an seinen Tod fort. 1817 hatte er die philosophische Doctorwürde erlangt, zu der ihm 1830 noch die theologische zu Theil wurde; auch von seinem Könige durch Verleihung des Rothen Adlerordens geehrt, starb er zu Priebus am 12. November 1833 nach längerem Leiden. Er war als Prediger geliebt von seiner Gemeinde, ein gewandter, begeisterter Redner, seine Religiosität auf das Praktische gewandt, seine Theologie auf dem Boden des Rationalismus stehend und die Forschernatur nicht verleugnend, die stets klar zu denken und den Dingen auf den Grund zu gehen strebte. Die Geistlichkeit

und Lehrerschaft seines Sprengels verehrte ihn, da er mit festem Willen und offenem Handeln Milde und Freundlichkeit verband. Als energischer Vorkämpfer der evangelischen Kirche in Schlesien trat er auch den Behörden gegenüber auf, als es galt, die Rechte der Evangelischen auf ihnen früher entzogene Kirchen geltend zu machen. Seine Hauptbedeutung jedoch beruht in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit als Historiker, und Schlesien sowohl wie die Lausitzen dürfen ihn ihren wackersten Forschern zurechnen. Es ist hier nicht möglich, seine zahlreichen Aufsätze aufzuzählen, die er für die schlesische Geschichte seit 1790 in Plümicke's Neuem Schlesischen Magazin und dann in dem Schlesischen Provinzialblatte, in Stäudlin und Zschirner's Archiv für alte und neue Kirchengeschichte und in der Korrespondenz der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur geliefert hat; sie erstrecken sich auf Fragen der Landes- und Ortsgeschichte, der Topographie, Prähistorie, besonders auch auf einzelne Punkte der schlesischen Kirchengeschichte. Von selbständigen Werken seien erwähnt die „Geschichte des Herzogthums Sagan" (Züllichau 1795), „Das Andenken der evangelischen Religionslehrer im Priebussischen Kreise" (Sagan 1795), die „Geschichte der evangelischen Kirchen, Prediger und Schullehrer im Herzogthum Sagan" (Bunzlau 1809), der „Katechismus der vaterländischen (schlesischen) Geschichte für Bürger- und vorzüglich Landschulen" (Sagan 1818, 2. Auflage Liegnitz 1821), „Die Rechte der evangelischen Gemeinden in Schlesien an die ihnen im 17. Jahrhundert gewaltthätig genommenen Kirchen und Kirchengüter" (Sorau 1825), eine bei allem Eifer für seinen Glauben und mannhaftem Aussprechen seiner Ansichten über Recht und Unrecht doch durch historische Unparteilichkeit, Mäßigung in der Darstellung und in den Schlußforderungen sich auszeichnende Behandlung der ergreifenden Schicksale der protestantischen Schlesier, und in kleinen Gelegenheitsschriften. Ebenso rege war sein Bemühen für die Geschichte der Lausitzen und zwar vorwiegend der Niederlausitz. Seit 1790 Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, veröffentlichte er seit 1792 auch für die Geschichte dieser Nachbarlande zahlreiche Abhandlungen in Peschek's Lausitzischer Monatsschrift, in der Neuen Lausitzischen Monatsschrift, in Fielitz' Vaterländischer Monatsschrift, im Neuen Lausitzischen Magazin. Zusammenfassend für beide Gebiete gab er sein „Archiv für Geschichte Schlesiens, der Lausitz und zum Theil von Meißen" (1. einziger Band, Sorau 1798) heraus, dem das „Neue Archiv für die Geschichte Schlesiens und der Lausitz" (I. Glogau 1804, II. Züllichau 1824) folgte, beide mit vielen Aufsätzen und dem Abdruck zahlreicher Urkunden von ihm selbst. Von selbständigen Schriften sind zu nennen die „Kirchen-, Prediger- und Schulgeschichte der Herrschaften Sorau und Triebel" (Sorau 1803), die „Geschichte der Herrschaften Sorau und Triebel" (Sorau 1826) und sein Hauptwerk, das „Inventarium diplomaticum Lusatiae inferioris. Verzeichniß und wesentlicher Inhalt der bis jetzt über die Niederlausitz aufgefundenen Urkunden" I. (einziger) Band 873—1620 (Lübben 1834). Worbs' Arbeiten zeigen großen Fleiß in der Zusammenbringung alles zweckdienlichen Materials und ruhige sachliche Prüfung. Seine Verdienste sind um so höher anzuschlagen, je geringer die Vorarbeiten waren, die ihm zu Gebote standen; nahm doch unter allen deutschen Territorien die Niederlausitz eine der untersten Stellen hinsichtlich der kritischen Sammlung ihrer urkundlichen Quellen und der wissenschaftlichen Bearbeitung ihrer Geschichte ein und fällt sein Wirken doch noch vor die Zeit, beziehentlich nur in die ersten Anfänge des Aufschwungs der neueren deutschen Geschichtswissenschaft. Noch heute sind deshalb beim Mangel anderer Arbeiten die seinigen recht brauchbar. Besonders sein Inventarium, das er auf Veranlassung der Niederlausitzer Landstände herausgab, bildet, wenn auch gerade die Diplomatik in den letzten Jahrzehnten den gewaltigsten Aufschwung genommen hat und man jetzt an derartige Werke viel

höhere Anforderungen stellen muß, noch immer die schätzbare Grundlage urkundlicher Forschungen. Trotzdem seine Aufgabe schwieriger war, als die der Regesteneditoren anderer Länder, hatte er sich nicht, wie manche von diesen, darauf beschränkt, das bereits gedruckte Urkundenmaterial zu verzeichnen, sondern strebte auch danach, so viel als möglich, die ungedruckten Urkunden aus verschiedenen Archiven zu sammeln und theils im Regest, theils im Wortlaut mit aufzunehmen. Auch auf anderen Arbeitsgebieten bethätigte er sich: eine „Geschichte und Beschreibung des Landes der Drusen, nebst einem bisher in Deutschland unbekannten Religionsbuche dieses Volkes“ (Görlitz 1799), „Alfreds, Königs von England, Beschreibung von Deutschland in angelsächsischer Sprache, mit einer deutschen Uebersetzung und erklärenden Bemerkungen“ (Halle 1827, in Kruse's Deutschen Alterthümern, Bd. II), ferner Predigten und Reden, Artikel in Ersch und Gruber's Encyclopädie, Recensionen in der Allgemeinen Litteraturzeitung, zeigen ihn als unermüdlichen Arbeiter auf dem Felde der Wissenschaft, wenn auch seine bleibenden Verdienste auf dem Gebiet der heimischen, vor allem der niederlausitzischen Geschichte zu suchen sind.

Worbs' eigene Angaben in der Schrift „Das Andenken der evangelischen Religionslehrer im Priebussischen Kreise“ (Sagan 1795) S. 19. — J. L. Haupt, Das Bild unseres Worbs', im Neuen Lausitzischen Magazin (Görlitz 1834) Bd. XII, 1 f. — Th. Scheltz, Ueber Worbs' Verdienste als Historiker, ebendaselbst S. 10 folg. — Sein Bildniß ebendaselbst, Bd. XIV (1836).

W. Lippert.

Woringen: Franz Arnold Maria von W., Professor der Rechtswissenschaft, geboren am 6. Juli 1804 zu Düsseldorf, damals Hauptstadt des Herzogthums Berg; † am 6. Januar 1870 in Freiburg im Breisgau. Nach Vollendung der juristischen Studien habilitirte sich W. 1828 in Heidelberg als Privatdocent der Rechtswissenschaft. Im Herbste 1832 siedelte er an die Universität Berlin über, wo er und zwar seit 1837 als außerordentlicher Professor bis zum Frühjahre 1843 wirkte. In diese Periode fällt seine erste Veröffentlichung einer größeren wissenschaftlichen Arbeit, nämlich des ersten Beitrages zur Geschichte des deutschen Strafrechtes, der eingehende Erläuterungen des Compositionenwesens enthält, und worin er in dem damals entbrannten Streite zwischen historischer und philosophischer Rechtsschule für erstere Partei ergreift. Im Mai 1843 wurde er als ordentlicher Professor des Strafrechts, deutschen Privatrechtes, sowie der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte an die Freiburger Hochschule berufen, an der er als eifriger Vertreter dieser Fächer, wozu später noch Rechtsphilosophie und außerdem vorübergehend auch Strafproceß kamen, ununterbrochen bis zu seinem 1870 erfolgten Tode thätig war. Neben seiner Professur leitete er seit 1857 als Oberbibliothekar die Geschäfte der Universitätsbibliothek und trat Ende 1869 als vom Großherzog ernanntes Mitglied in die erste Kammer der badischen Landstände, welcher er jedoch nur wenige Wochen angehörte.

v. W. war eine sehr günstig angelegte Natur. Er zeichnete sich durch anziehenden Lehrvortrag aus, infolge dessen seine Collegien sehr gut besucht waren, erfreute sich nebenbei mit warmem Sinne und tiefem Verständnisse der verschiedenen Zweige der Kunst und hatte eine gute dichterische Begabung, was seine „Mährchen“ (Berlin 1854) und das Trauerspiel „Jadwiga“ bekunden; hauptsächlich aber besaß er eine, in unseren Tagen stets seltner werdende Eigenschaft, einen entschiedenen männlichen Charakter, welcher besonders bei Wahrung der geistigen Interessen der Hochschule zur Geltung kam. Einzelne Vorgänge an der Hochschule, namentlich das disciplinäre Vorgehen gegen die Professoren Rotteck und Welcker, die Enthebung Amman's vom Lehrstuhle des Kirchenrechts und das offene Bestreben einzelner Universitätsmitglieder, der Hoch-

schule ein kirchlich-katholisches Gepräge zu geben, führten allmählich zu der irrigen Meinung, daß Freiburg als streng katholische Lehranstalt unter klerikalem Einfluß eines freien wissenschaftlichen Geistes entbehre. Da war es W., der in dem Universitätsprogramm von 1846 dieser weitverbreiteten Ansicht mit Nachdruck entgegentrat, indem er dort ausführte, daß Freiburg zu einer katholischen Universität im Sinne der Klerikalen weder durch ihre Gründung seitens des Erzherzogs Albrecht (1456) noch durch ihre Geschichte gemacht wurde, folglich auch jetzt keine katholische sei! Die Albertina sei ausdrücklich zur freien Pflege der Wissenschaft errichtet; die Wissenschaft aber könne ihrem Wesen nach eine volle, uneingeschränkte Freiheit begehren (S. 10, 22—24). Als sodann 1849 die revolutionäre provisorische Regierung Badens auch von den Freiburger Docenten die Eidesleistung verlangte, stand W. an der Spitze jener, welche den angesonnenen Eid kurzweg verweigerten; und als zehn Jahre später (1869) die Universität zu Gunsten freier Forschung wider das von der badischen Regierung mit der römischen Curie abzuschließende Concordat Stellung nahm, war W. bei Abfassung der Denkschrift über „die Lehrfreiheit der Universität Freiburg" in maßgebender Weise thätig. Diese Denkschrift blieb auch bei den badischen Kammerverhandlungen nicht unbeachtet, welche schließlich zu einer Ablehnung des vorgelegten Concordates führten. Außer dem bereits erwähnten strafrechtlichen Werke veröffentlichte W. mehrere Abhandlungen, meist in Form von Universitätsprogrammen u. A.: „Ueber den Begriff des fortgesetzten Verbrechens" (Programm, Freiburg 1827); „Einige Worte zur Vertheidigung der Alberto-Ludoviciana" (Programm zu der Vorlesung des Wintersemesters 1846/47, aus dem wir oben eine Stelle angeführt); „Fragmentarische Betrachtungen über Einführung der Schwurgerichte" (Programm Freiburg 1846); „Grenzen des Einflusses des Sittengesetzes auf das Strafgesetz" (Programm, Freiburg 1864).

v. Eisenhart.

Wörle: Hans Konrad W., Goldschmied und Kupferstecher, in Nagler's Künstlerlexikon fälschlich H. C. Weck genannt, war um das Jahr 1610 in Nordhausen thätig. Er war, wie man aus der bei seinem Monogramm befindlichen Löthbüchse geschlossen hat, nicht Kupferstecher, sondern Goldschmied von Fach. Wir kennen nur vier Blätter von seiner Hand, die A. Andresen im Deutschen Peintre-Graveur. Leipzig 1874, Bd. IV, 8—94 eingehend beschreibt.

H. A. Lier.

Worm: Johann Gottlieb W., Ostindienfahrer, geboren 1688 zu Döbeln in Sachsen als Sohn eines Kaufmanns, erlernte in Leipzig die Handlung und begab sich dann zur weiteren Ausbildung nach Hamburg. Hier hörte er von dem blühenden Zustand der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft, reiste deshalb 1709 nach Amsterdam, trat in den Dienst der Compagnie und segelte mit der Herbstflotte nach Batavia. Hier blieb er zunächst einige Monate in Garnison und suchte während dieser Zeit eine möglichst große Menge völkerkundlicher und naturwissenschaftlicher Nachrichten zu sammeln. Dann wurde er nach einer holländischen Handelsniederlassung am Hugli versetzt. Als er auch diese Gegend kennen gelernt hatte, bekam er Befehl, im Gefolge eines niederländischen Gesandten zum Schah von Persien zu reisen, der einen Handelsvertrag mit der Compagnie abzuschließen wünschte. W. begab sich nach der Hafenstadt Gamron, zog von hier aus über Persepolis, dessen Ruinen er bewunderte, nach Ispahan und kehrte dann nach Batavia zurück. Hier sah er sich aus Gesundheitsrücksichten gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. Mit der nächsten heimkehrenden Flotte fuhr er nach Holland. Kurz vor Weihnachten 1719 traf er wieder in Döbeln ein. Hier übernahm er das Geschäft seines Vaters, verfaßte eine Beschreibung seiner Reiseerlebnisse und starb 1735. Sein Tagebuch übergab er dem Pfarrer Crispinus Weise in Mochau, der es überarbeitete, durch Anmerkungen

ergänzte und nach dem Tode des Verfassers unter dem Titel „Ost-Indian- und Persianische Reisen" herausgab. Das Werk, ein stattlicher Band von 1200 Seiten, leidet zwar an einer gewissen Weitschweifigkeit, gibt aber in seinem systematischen Theile eine vortreffliche und ausführliche Schilderung der holländischen Colonien in Asien, ihrer Bewohner und nutzbaren Erzeugnisse. Merkwürdig ist namentlich eine Beschreibung des Orangutang, der für den menschenähnlichsten aller Affen erklärt wird, sowie ein Bericht über den Anfang und Fortgang der lutherischen Mission in Südindien. Viktor Hantzsch.

Woermann: Karl W., geboren am 11. März 1813 zu Bielefeld, † am 25. Juli 1880 zu Neumühlen bei Hamburg, stammte aus einer jener Bielefelder Kaufmannsfamilien, die am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schon seit einigen Generationen das damals noch durch die Hausindustrie erzeugte Leinen auf den Weltmarkt brachten. In Schnepfenthal erzogen, kam er in jüngeren Jahren nach Hamburg, um hier die Handlung zu erlernen. Er etablirte sich hier im J. 1837 als selbständiger Kaufmann unter der Firma C. Woermann. Sein hochachtbarer Charakter, sowie sein klarer weiter Blick brachten sein Geschäft auf eine solche Höhe, daß die Firma bald zu den angesehensten der Hamburger Börse gerechnet wurde. Das Geschäft, ursprünglich ein Leinenexportgeschäft nach Mittel- und Südamerika, erfuhr im Laufe der Jahre die verschiedenartigsten Wandlungen. W. hatte eine besondere Begabung dafür, sein Geschäft neuen Anschauungen, welche andere Zeiten und andere Verhältnisse mit sich brachten, anzupassen und, häufig dem entsprechend, der Zeit sogar vorauseilend, zu ändern. Aus dem Leinenexportgeschäft wurde später ein bedeutendes Importgeschäft fast aller überseeischen Erzeugnisse, verbunden mit einer nicht unbedeutenden Segelschiffsrhederei, namentlich nach Ostindien. Späterhin betrieb W. auch ein Geschäft nach verschiedenen Plätzen der Westküste Afrikas, anfangs mit Segelschiffen, danach mit einem Dampfschiffe. Im Verfolge des Geschäftes hat sich hieraus nach seinem Tode die so blühende Woermann'sche Dampfschiffsrhederei entwickelt. Im Anfang der fünfziger Jahre erkannte W. die gesunde Grundlage eines Waarenaustausches mit dem schwarzen Welttheil, die auf dessen dauernder Aufnahmefähigkeit für europäische Erzeugnisse und der nicht minder großen Verwerthbarkeit afrikanischer Rohproducte für Europa beruht. Seine Factoreien befanden sich auch in dem später für Deutschland so wichtig gewordenen Kamerungebiete.

W. betheiligte sich in seiner neuen Vaterstadt Hamburg vielfach an öffentlichen Dingen und nahm auch in der Verwaltung manche ehrenamtliche Stellungen ein. Er ist Jahre lang Mitglied der Direction der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft und der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffs-Gesellschaft gewesen. Er hat als Mitbegründer und als Vorsitzender Jahre lang dem Verwaltungsrath der Commerz- und Disconto-Bank angehört und durch Mitbegründung und Leitung der Hamburg-Altonaer Pferdebahn der Verbindung der beiden Nachbarstädte zu ganz neuem Aufschwung geholfen.

Im J. 1868 begründete W. den „Verein für den Anschluß Hamburgs an den Zollverein". Er war der Meinung, daß, nachdem Mecklenburg und Hannover bereits seit einiger Zeit und nach dem dänischen Kriege auch Schleswig-Holstein mit dem Zollverein verbunden worden, die Freihafenstellung Hamburgs, welche für dieses eine Nothwendigkeit war, solange es von verschiedenen Zollgebieten umgeben war, nicht mehr erforderlich sei, daß sein Anschluß an den deutschen Zollverein jetzt vielmehr im Interesse Hamburgs und Deutschlands liege.

Damals hatte dieser Verein einen vollständigen Mißerfolg. Seine Bestrebungen, welche einerseits von vielen Seiten sowohl aus Unverstand als auch tendenziöser Weise als „schutzzöllnerisch" dargestellt wurden, während von anderer

Seite darin das Gespenst einer Annexion Hamburgs durch Preußen erblickt wurde, fanden in der hamburgischen Bevölkerung noch keinen Anklang. Erst ein Jahr nach Woermann's Tode (1881) kam der Anschlußvertrag Hamburgs mit dem Deutschen Reiche zu Stande.

Woermann's lebhafter Sinn für alles Wahre, Gute und Große wirkten befruchtend weiter in allen, die ihm nahe standen. Eben diesem Sinn verdankte er aber auch die Weitsicht, die Thatkraft und die Erfolge, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den Pionieren des deutschen Colonialwesens und des Aufschwungs sichern, den Deutschlands Handel und Industrie im neuen Reich genommen.

Nach Berichten der Familie. S.

Wörz: Johann Georg W., Jur. Dr., kaiserl. Rath, ausgezeichneter Kenner und Quellenforscher der tirolischen Rechts- und Verwaltungsgeschichte, geboren am 31. März 1797 zu Breitenwang bei Reutte in Nordtirol, war das achte Kind der daselbst ansässigen und geachteten Bauersleute Georg und Euphrosine W. Von seinem verständigen Vater „zum Studiren“ bestimmt, kam er als armer Knabe, der sein Leben durch „Kosttage und Stundengeben“ fristen mußte, an das Gymnasium zu Innsbruck, das er mit glänzendem Erfolg absolvirte und wendete sich dann, zuerst in Innsbruck, später an der Wiener Universität, dem Studium der Rechtswissenschaft zu. In Wien fand er als Hofmeister im Hause des Hofraths v. Tremier eine sehr behagliche Existenz und trat 1822 nach Erlangung des Doctorates als Conceptspraktikant der Hofkammerprocuratur in den Staatsdienst. Bald aber zog ihn sein Herz nach Tirol zurück; er nahm eine Actuarstelle beim Landgericht in Kitzbühel an, wo er sich 1822 mit Elisabeth Walburga Bernhart, einer Beamtentochter, vermählte. Doch vertauschte er zwei Jahre später seine amtliche Stellung in Kitzbühel mit einer gleichen beim k. k. Land- und Criminalgericht in Bregenz, hier wie dort von seinen Vorgesetzten und von der Bevölkerung hoch geschätzt. Der Ruf seines ausgezeichneten Wissens, Charakters und Fleißes verschaffte ihm 1827 eine Beförderung nach Innsbruck. Der Landesgouverneur Friedrich Graf Wilczek wollte eine wissenschaftliche Kraft für die Verwaltung des schwierigen tirolischen Lehnwesens heranbilden und zog zu diesem Zwecke den jungen „Wiener Doctor“ als Adjuncten in die Gubernialregistratur, in deren Dienstkreis auch das Gubernialarchiv und speciell das Lehenarchiv gehörten. Hier verblieb er 21 Jahre lang in der gleichen Stellung, denn der Directorsposten wurde eben nicht vacant. Da nun W. an der manipulativen Seite des Registraturdienstes begreiflicher Weise für seinen Geist und sein Streben kein Genügen finden konnte, so fing er gar bald an, seine Mußezeit nicht nur zur gründlichen theoretisch-praktischen Ausbildung im Lehenwesen, sondern auch zu systematischen archivalischen Forschungen in verschiedenen Gebieten der tirolischen Provinzialgesetzgebung und Verwaltung — vom Beginn des 16. Jahrhunderts an — zu verwenden. Außerdem war er in den dreißiger Jahren an der Innsbrucker Universität auf verschiedenen Lehrkanzeln des juridisch-politischen Studiums als Supplent thätig, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, trotz glänzender Concursprüfungen zu einer definitiven Professur zu kommen, da die Lehrkanzeln damals zumeist an Assistenten der Wiener Hochschule verliehen wurden. Späterhin veröffentlichte er sein dreibändiges Werk „Gesetze und Verordnungen über die Cultur des Bodens in der Provinz Tirol und Vorarlberg“, wofür er vom Kaiser Ferdinand I. mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Dieses Werk machte den Namen des Verfassers im ganzen Lande derart bekannt, daß W. im J. 1848 als Abgeordneter des tirolischen Wahlbezirks Imst in den constituirenden Reichstag nach Wien entsendet wurde. Es lag nicht in seiner Absicht, hier als Politiker hervorzutreten; als er sich jedoch während der October-

revolution nicht entschließen konnte, gemeinschaftlich mit seinen landsmännischen Collegen den Reichstag im Stiche zu lassen und bis Ende October in Wien ausharrte, zog er sich hierdurch das Mißfallen der Regierung zu. Zwar erlangte er endlich im December 1848 den Directorposten, aber bei der bald darauf erfolgenden Reorganisirung der politischen Behörden mußte er sich in Registratur und Archiv mit der Stelle eines Hülfsämteradjuncten der neucreirten Statthalterei begnügen und durfte den Directortitel nur ad personam weiterführen. Erst mit dem Erwachen der constitutionellen Aera änderte sich seine Lage; er wurde Referent der Lehnallodialisirungs-Landescommission und kaiserlicher Rath, wurde mit dem goldenen Verdienstkreuze und schließlich auch mit dem Ritterkreuze des Franz Joseph-Ordens ausgezeichnet und auf Grund seiner zahlreichen im Drucke erschienenen historischen Arbeiten zum Docenten der tirolischen Rechtsgeschichte an der Innsbrucker Universität ernannt. Er starb am 30. Juli 1868 in hohem wissenschaftlichen Ansehen, sowie seines makellosen Charakters wegen allgemein geachtet. — Außer dem erwähnten Werke über Bodencultur hat W. mehrere Monographieen kirchenrechtlichen Inhalts im Drucke erscheinen lassen: „über „Tischtitel“ und Deficientengehalt, über „Congrua“, Stolgebühren und Bruderschaften; nebstbei eine sehr große Anzahl gediegener rechtshistorischer Aufsätze und Abhandlungen in Tiroler und Wiener Blättern der verschiedensten politischen Färbungen. Es war ihm eben in jeder Frage nur um das zu thun, was er als die Wahrheit erkannte. Zu den werthvollsten Früchten seiner Forschungen gehören aber die noch ungedruckten, theils im Innsbrucker Statthaltereiarchive, theils im tirolischen Museum Ferdinandeum aufbewahrten Sammlungen, die Geschichte der tirol. Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung (mehr als 50 Fascikel), das Kirchenpatronat, das Placetum regium, Entstehung und Anwachsen von Tirol und Vorarlberg, das tirolische und vorarlbergische Ständewesen betreffend.

Dr. J. G. v. Wörz.

Wossidlo: Albert Theodor W., namhafter Theolog und Dichter, ward geboren am 7. Juli 1794 zu Abtshagen, im Kreis Grimmen, als Sohn des aus Posen eingewanderten Predigers W. und starb am 17. Mai 1859 ebendaselbst. Durch väterlichen Unterricht vorbereitet, besuchte er das Stralsunder Gymnasium und sein reger wissenschaftlicher Eifer ließ ihn rasche Fortschritte machen. Eine poetische Gemüthsanlage befähigte ihn, die edleren Freuden der Jugend zu verstehen und in harmloser Heiterkeit zu genießen, während der frühe Tod seiner Mutter in ihm einen elegischen Zug erweckte, der sich schon in manchen Gedichten aus jener Zeit ausspricht. Ostern 1814 bezog er die Universität Greifswald, wandte sich jedoch, dem Wunsche seines Vaters entgegen, welcher ihn für die Jurisprudenz bestimmt hatte, mit Entschiedenheit der Theologie zu, gewann die tiefere Ausbildung für den erwählten Lebensberuf aber erst zu Göttingen, wohin er sich nach Jahresfrist begab. Durch den Ernst, mit welchem er sich wissenschaftlichen Forschungen hingab, und sein frisches, freudiges Streben gewann er bald die Liebe seiner Lehrer, von denen Bouterwek, der jüngere Planck und Gräfe ihm besonders theuer wurden; ihrer gedachte er bis in sein Alter mit tiefer Verehrung. Gerne hätten ihn dieselben für das akademische Lehramt gewonnen, wozu seine Freude an Forschung ihn selber lockte, aber häusliche Verhältnisse bestimmten ihn zur Heimkehr und zum Verzicht auf jenen Beruf; schwer trennte er sich 1817 von Göttingen, bestand rasch die nöthigen Prüfungen und ward bereits zu Michaelis desselben Jahres als Pastor für Abtshagen und Elmenhorst seinem Vater adjungirt. Mit jugendlicher Begeisterung widmete er sich dem Pfarramte, restaurirte die Filialkirche, welche in den Kriegsjahren Magazin gewesen war

und erwarb sich bald das Vertrauen und die Liebe der Gemeinden. Eine bald darauf geschlossene Ehe löste sich nach Jahresfrist durch den Tod der jungen Gattin auf, welche ihm eine Tochter hinterließ; den tiefen Schmerz seiner Seele sprach er in Poesien aus; er versenkte sich in wissenschaftliche Studien und zog auch die alten Classiker mit in den Kreis derselben. Aber der Gram und eine Berufsarbeit, die fast über seine Kräfte ging, untergruben seine zarte Gesundheit. Eine vierjährige schwere Erkrankung fesselte ihn ans Lager und entzog ihn seiner Gemeinde, sodaß er zu seiner Vertretung einen Gehülfen nehmen mußte. Nur die seltene Elasticität des Geistes ermöglichte ihm selbst während dieser Zeit sich wissenschaftlich zu beschäftigen, ja sogar heitere kleine Erzählungen zu veröffentlichen. In wunderbarer Kraft erstanden, hielt er nach so langer Unterbrechung amtlicher Thätigkeit Ostern 1832 seine zweite Antrittspredigt und erwiderte die Liebe und Verehrung seiner Gemeinde dadurch, daß er dem Ruf zur Superintendentur nach Wolgast, trotz der bereits abgelegten Prüfung, entsagte. Im Herbst desselben Jahres vermählte er sich in zweiter Ehe. Nun verwaltete er sein Amt mit erhöhter Freudigkeit und verbrachte die glücklichsten Jahre seines Lebens. In unermüdlicher Geistesarbeit schrieb er sowol für theologische Zeitschriften als für gute Unterhaltungsblätter. Auch war er bedacht, eine reiche Büchersammlung anzulegen, welche ihm bei seiner ländlichen Abgeschiedenheit für so mannigfache litterarische Bestrebungen wesentlich zu Gute kam. Neben seinem Pfarramte verwaltete er Jahre lang die Superintendentur der Diöcese und leitete einen Candidatenverein. Charakteristisch für ihn war die Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Bestrebungen: es ist kaum ein Fach des Denkens und Wissens, in dem er sich nicht versucht hätte. Wesentliche Verdienste um die Förderung evangelischen Geistes erwarb er sich durch die Leitung von Versammlungen protestantischer Kirchenfreunde, an denen Laien aller Stände Theil nahmen. Aus vollster Ueberzeugung wirkte er ferner für äußere und innere Mission, wie für die Zwecke der Gustav-Adolf-Stiftung und war mehrere Jahre hindurch Vorstandsmitglied des Stralsunder Zweigvereins. Während seiner letzten Lebensjahre beschäftigte er sich in den Mußestunden besonders viel mit der Hymnologie und lieferte einschlagende Aufsätze für öffentliche Blätter. Dem litterarisch-geselligen Verein zu Stralsund gehörte er seit dem Jahre 1838 an, besuchte denselben fleißig und hielt mehrere zum Theil durch die Sundine veröffentlichte Vorträge.

Zober, Berichte des litterarisch-geselligen Vereins zu Stralsund, XII, 58 ff.

Häckermann.

Wothe: Ludwig W., Schauspieler, wurde als Sohn eines Schauspielerpaares Ende des vorigen oder im Anfang dieses Jahrhunderts geboren. Wie sein Geburtstag und Geburtsort unbekannt sind, so wissen wir auch nichts über den Anfang seiner Theaterlaufbahn. Im J. 1811 wurde er an das Burgtheater in Wien engagirt und wirkte an ihm bis zum 20. Juni 1850, an welchem Tage er auf Veranlassung Laube's pensionirt wurde. Sein Feld, auf dem er sich auszeichnete, waren Dialektrollen, wie Vatel im „Ehrgeiz in der Küche“, Reitknecht Stiefel in Kotzebue's „Pagenstreichen“, Crescendo im „Gang ins Irrenhaus“, Pfeffer in „Nr. 777“ und Farbenreiber Girolamo in Weißenthurn's „Des Malers Meisterstück“. Auch in Bauernfeld's Lustspielen bewährte er sich als ein vorzüglicher Komiker. Nach seinem Abgang vom Burgtheater entwickelte er sich mehr und mehr zum Sonderling und gehörte als solcher zu den typischen Figuren von Alt-Wien. Er starb in Ober-St. Veit bei Hietzing am 26. August 1869.

Vgl. Wurzbach LVIII, 130. H. A. Lier.

Wouters: Franz W., Maler, wurde zu Lier geboren, wo er am 2. October 1612 in der St. Gomaruskirche getauft wurde. Sein Vater, ein Möbelmacher, brachte ihn im J. 1629 nach Antwerpen bei dem Landschafts- und Figurenmaler Pieter van Avont in die Lehre. Doch blieb er nicht lange bei diesem Künstler, sondern wandte sich zu Rubens, in dessen Atelier er noch thätig war, als er im J. 1634 als Freimeister in die Antwerpener St. Lucasgilde aufgenommen wurde. Bald darauf reiste er nach Deutschland an den Hof Kaiser Ferdinand's II., der ihn zum Hofmaler ernannte und sowol in Wien als in Prag beschäftigte. Im J. 1637 schloß er sich einer kaiserlichen Gesandtschaft nach London an und blieb dort, als Kaiser Ferdinand starb, um als Hofmaler in den Dienst des Prinzen von Wales, des nachmaligen Königs Karl II., zu treten. Doch hielt er sich auch in England nicht lange auf, da er, um einer letztwilligen Anordnung von Rubens Folge zu leisten, im August 1641 nach Steen reiste, um die dort befindlichen Malereien zu schätzen. Er ließ sich darauf in Antwerpen nieder, vermählte sich daselbst am 21. Juli 1644 mit einem reichen Mädchen und wurde dort Ende des Jahres 1659 durch einen Pistolenschuß getödtet. W. war ein Maler von bedeutendem Talente, gleich ausgezeichnet als Landschafts- wie als Figurenmaler. Seine Landschaften stattete er gern mit gut gezeichneten Figuren aus, die er der antiken Mythologie oder der heiligen Schrift entlehnte. Auch malte er einige große historische Darstellungen. Seine Bilder sind in den öffentlichen und privaten Sammlungen weit zerstreut, aber noch nicht durchweg auf ihre Echtheit geprüft. Am bekanntesten dürfte die „Diana auf der Jagd", die mit der Jahreszahl 1630 bezeichnet ist, in der kaiserlichen Galerie in Wien sein. Angeblich soll er sich auch als Landschaftsradirer versucht haben.

Vgl. Max Rooses, Geschichte der Malerschule Antwerpens. Uebersetzt von Franz Reber. München 1881. S. 319—321. — Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß von Ed. R. v. Engerth. Wien 1884. II, 559, 560. — F. Jos. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool. Antwerpen 1883. S. 805—808. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 463. H. A. Lier.

Wouverman: Philips W., Maler, getauft zu Haarlem am 24. Mai 1619, erlernte die Anfangsgründe der Malerei von seinem Vater Paulus Joosten und trat dann in die Schule des Landschaftsmalers Jan Wijnants ein, dem er das Meiste in Bezug auf seine künstlerische Ausbildung verdankte. Indessen lassen seine Gemälde erkennen, daß er auch die Werke Andries Both's und Pieter van Laer's mit Erfolg studirte. Da er jedoch bereits im J. 1638 als verheirathet erscheint und im J. 1640 in die Lucasgilde als selbständiger Meister aufgenommen wurde, kann an ein eigentliches Schülerverhältniß zu van Laer kaum gedacht werden. Seit dem Jahre 1642 werden Schüler Wouverman's erwähnt. Er hielt also eine Werkstätte und verpflanzte seine Art auf eine Reihe von Nachfolgern, unter denen seine Brüder Pieter und Jan Wouverman die erste Stelle einnehmen. Daß er unter seinen Haarlemer Collegen eine geachtete Stellung einnahm, dürfen wir aus der Thatsache schließen, daß er seit 1645 dem Vorstande der Lucasgilde angehörte. Er starb am 19. Mai 1668 und wurde am 23. desselben Monats in der neuen Kirche zu Haarlem begraben.

In Wouverman's Bildern werden wir in gewisser Hinsicht stets an das Kriegsleben der Zeit erinnert, aber es tritt uns nicht mehr in seiner Wildheit und Schrecklichkeit entgegen, sondern erscheint gemildert zum Kriegsspiel, das als die dem Edelmann am meisten angemessene Beschäftigung gilt. Cavalleriegefechte, räuberische Einfälle und überhaupt Reiterscenen bilden in der Regel den Gegen-

stand seiner Gemälde. War doch W. nach Waagen's Bemerkung „ein Cavalier von Geburt". Ein Bild von seiner Hand ohne Pferd ist nicht denkbar. Am häufigsten begegnet uns auf seinen Gemälden ein Schimmel, der dann aus coloristischen Gründen als die hellste Lichtmasse in den Mittelpunkt gestellt ist. Von hohem Reiz sind die landschaftlichen Partien Wouverman's. Bald schildert er die Dünengegenden seiner engeren Heimath, bald eine anmuthige Hügellandschaft, bald wieder die eigentliche Gebirgsnatur und stattet sie mit Vorliebe mit architektonischen Bestandtheilen, mit Ruinen, Schlössern oder Windmühlen aus. Was er aber auch in Angriff nimmt, immer erscheint er als ein vortrefflicher Zeichner und ein feinsinniger Colorist, dessen reiche Phantasie mit Leichtigkeit die größte Abwechslung in der Anordnung und Gruppirung seiner Figuren erreicht. Da W. nur ganz wenige seiner Bilder datirt hat, muß man die Entwicklung seines Stils aus inneren Gründen herleiten, wobei die verschiedenen Formen seines Monogramms einen gewissen äußeren Anhalt bieten. Anfangs ist seine Farbe noch etwas schwer und hart, in seiner besten Zeit aber trägt er sie mit der größten Leichtigkeit auf und entzückt uns durch seinen hellen und klaren Silberton. Dieses allmähliche Fortschreiten des Künstlers bis zur vollendeten Meisterschaft kann man nirgends besser als in der Dresdener Galerie studiren. Sie besitzt nämlich im ganzen 62 echte Bilder von seiner Hand, unter denen der „Gasthofsstall", das „Reitergefecht mit der brennenden Windmühle", „Die Hirschjagd am Flusse" und das „Feldlager am Flusse" als die schönsten hervorgehoben seien. Nächst der Dresdner Galerie bietet die Eremitage zu St. Petersburg mit ihren 50 Bildern, darunter die große „Hirschjagd" aus der Sammlung Choiseul, die beste Gelegenheit, W. kennen zu lernen. Unter den 20 Bildern der Münchener Pinakothek ragt die „Winterlandschaft mit einer Eisbahn", die „Plünderung eines Dorfes" und die „Pferdeschwemme" hervor. Von den gegen 20 Bildern in Kassel wird die „Kornernte" am meisten gerühmt. Der Louvre zu Paris besitzt etwa 12, das Amsterdamer Reichsmuseum ebenso viel, das Haager Museum neun, die Londoner Nationalgalerie fünf Wouverman. In Wien ist er am besten beim Fürsten Liechtenstein vertreten. Die Gesammtsumme seiner Gemälde erreicht die Höhe von mehr als 800. Dazu gehören auch einige Marinen und ein Bildniß. Dagegen wird ihm gegenwärtig der Stich eines Pferdes, der ihm lange Zeit zugesprochen wurde, aberkannt und als eine Arbeit seines Schülers N. Fick in Anspruch genommen. W. hatte zwei jüngere Brüder, die gleichfalls Maler waren. Der ältere von ihnen, Pieter W., getauft zu Haarlem am 13. September 1623, war sein Schüler. Er wurde im J. 1646 Mitglied der Haarlemer Gilde, ging dann nach Paris und ließ sich schließlich in Antwerpen nieder, wo er am 9. Mai 1682 begraben wurde. Seine Bilder gleichen denjenigen seines Bruders zum Theil im hohen Grade, sind aber trockener und schwerer im Ton. Außerdem aber malte er eine Reihe von Ansichten von Paris. Auch Jan W., geboren im J. 1629, entwickelte sich unter der Anleitung seines Bruders Philips zu einem tüchtigen Landschaftsmaler. Im J. 1655 wurde er Mitglied der Haarlemer Gilde. Er starb zu Haarlem im J. 1666. Seine Bilder sind nicht häufig. Bilder von seiner Hand trifft man in den Museen zu Rotterdam, Haarlem, Stockholm und Hannover, sowie in der Galerie Arenberg zu Brüssel und in der Liechtenstein-Galerie zu Wien.

Vgl. A. van der Willigen, Les artistes de Harlem. Harlem, La Haye 1870. S. 336—342. — Abr. Bredius, Catalogus van het Rijksmuseum van Schilderijen. 3. druk. Amsterdam 1887. S. 193, 194. — J. E. Wessely, Geschichte der Graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 186. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 650—654. — Musée royal de la Haye (Mauritshuis). Catalogue

raisonné des tableaux et des sculptures. La Haye 1895. S. 485—494. — E. Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes. Paris, London 1885. III, 635, 636. H. A. Lier.

Wowern: Johann von W. entstammte einer alten holländischen Familie, die nach Hamburg übergesiedelt war. Hier war er am 10. März 1574 geboren. Vorbereitet auf dem Johanneum der Vaterstadt, studirte er die Rechte auf den Universitäten in Marburg und Leyden und trieb nebenbei mit Vorliebe philologische Studien. Nach vollendeten akademischen Studien machte er große Reisen in Frankreich und Italien und kehrte dann nach Hamburg zurück. Es wollte ihm indeß nicht gelingen, hier ein Amt nach Wunsch zu erlangen. 1607 nahm er deshalb die Stelle eines Rathes in Ostfriesland an. Bereits im folgenden Jahre aber, als Gesandter des Grafen von Ostfriesland nach Gottorf gekommen, folgte er dem Rufe des Herzogs Johann Adolph daselbst, in seinen Dienst zu treten. Ihm ward nun das Amt als Schloßhauptmann und zugleich als Kirchenpräsident mit dem Titel eines Geheimen Kirchenrathes. Dieser Herzog, am Kasseler Hofe erzogen, war dort für die Lehre der reformirten Kirche gewonnen und bemühte sich, dieselbe nun in seinen Landen möglichst zu verbreiten. Dazu sollte v. W. wirksam sein und ist es auch geworden. Durch seinen Einfluß ward der bisherige Predigereid zunächst verändert, indem die Stellen, welche gegen die Reformirten und ihre Abendmahlslehre gerichtet waren, gestrichen wurden. Die Prediger in Dithmarschen remonstrirten hiergegen vergebens. Am 11. April 1607 war schon ein Rescript erlassen, worin alle Polemik von der Kanzel verboten war. Seine Wirksamkeit war indeß nicht von langer Dauer: er starb schon am 30. März 1612 unverehelicht, erst 38 Jahre alt. Sein Testament (bei Noodt, Beiträge, 1744, IV, 503) vermacht seine werthvolle Bibliothek dem Herzog und stiftet verschiedene Legate. Als Gelehrter hat er sich s. Z. Ansehen erworben Von ihm ist erschienen: „Petronii Satyricum“ (Lugd. Bat. 1595, wiederholt aufgelegt); „Apollinarii Sidonii opera“ (Paris 1598); „Firmii Materni de errore profanarum religionum“ (Hamb. 1603 u. öfter); „Emendationes in Tertulliani opera“ (Francof. 1603 u. 1612); „Apuleji opera“ (Hamb. 1606). Nach seinem Tode erschien „Syntagma de graeca et latina Bibliorum interpretatione“ (Hamb. 1618) und „Epistolarum centuriae duae“ (Hamb. 1618).

Molleri Cimbria litt. III, 652. — Jöcher, Gelehrtenlex. IV, 2079. — Hamb. Schriftstellerlex. VII, 173. — Jahrb. d. Landeskunde. Kiel 1866. VIII, 158. Carstens.

Woyna: Emil von W., königlich preußischer Generallieutenant, am 29. Juni 1812 zu Widrinnen im ostpreußischen Kreise Rastenburg als der Sohn eines preußischen Officiers aus litthauischem Geschlechte geboren und am 11. April 1829 beim 17. Infanterieregimente zu Düsseldorf in den Dienst getreten, am 15. October 1831 zum Secondlieutenant befördert, nahm 1849 an der Spitze einer Compagnie jenes Regiments am Kampfe gegen die Aufständischen in Baden, 1864 als Bataillonscommandeur im 5. Westfälischen Infanterieregimente Nr. 53 am Kriege gegen Dänemark, 1866 als Commandeur des 8. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 70 am Mainfeldzuge theil und rückte im J. 1870 als Commandeur der aus dem 56. (Westfalen) und dem 79. (Hannoveraner) Infanterieregimente bestehenden 39. Infanteriebrigade in das Feld. Diese gehörte zur 20. Infanteriedivision (Kraatz-Koschlau) und zum X. Armeecorps (Voigts-Rhetz); er selbst wird in der Kriegsgeschichte, um ihn von seinem Bruder Wilhelm (s. u.) zu unterscheiden, als „Woyna I.“ bezeichnet. Zum ersten Male kam seine Brigade in das Feuer, als sie, nach langem Marsche am Nachmittage des 16. August auf dem Schlachtfelde von Vionville-Mars la Tour eingetroffen, die Büsche von

Tronville besetzte und mit opfervoller Zähigkeit festhielt, dann gehörte sie zu den Metz einschließenden Truppen. An dem zweiten Abschnitte des Krieges hatte W. auf den Schauplätzen desselben, auf denen das X. Armeecorps thätig zu sein berufen war, beim Vorgehen gegen Orléans und gelegentlich der Januarkämpfe, welche zur Einnahme von Le Mans und zur Verfolgung des geschlagenen Feindes darüber hinaus führten — an den letzteren als stellvertretender Commandeur der 19. Infanteriedivision — vollen Antheil. Die Verleihung beider Classen des Eisernen Kreuzes sowie des Ordens pour le mérite sprachen die Anerkennung des Werthes seiner Leistungen aus. Am 8. März 1873 zum Commandeur der 29. Division zu Freiburg i. B., am 22. d. M. zum Generallieutenant befördert, nahm er 1876, durch die Nachwehen der ausgestandenen Kriegsstrapazen veranlaßt, den Abschied, lebte zunächst in Wiesbaden, dann bei einer verheiratheten Tochter, Frau v. Wolff, in deren Hause er am 17. April 1881 zu Mittel-Kaiserswaldau in Niederschlesien gestorben ist.

Militär-Wochenblatt Nr. 40, Berlin 1881. B. Poten.

Woyna: Wilhelm von W., königlich preußischer General der Infanterie, ein jüngerer Bruder des obengenannten Generals Emil v. W. und, um ihn von diesem zu unterscheiden, in der Geschichte des Krieges von 1870/71 als „Woyna II." bezeichnet, war am 7. Mai 1819 zu Trier geboren, kam aus dem Cadettencorps am 5. August 1837 als Secondlieutenant gleich jenem zum 17. Infanterieregimente in Düsseldorf, ward 1846 in das Garde-Schützen-Bataillon, die sogenannten Neuschateller, zu Berlin versetzt, in welchem er 1848 am Feldzuge gegen Dänemark theilnahm, und befehligte im Mainfeldzuge des Jahres 1866 das Niederrheinische Füsilierregiment Nr. 39, an dessen Spitze er bei Hammelburg, Helmstadt und Roßbrunn focht. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich wurde er zum Generalmajor und zum Commandeur der aus dem 53. (Westfälischen) und 77. (Hannoverschen) Infanterieregimente zusammengesetzten 28. Infanteriebrigade befördert, welche zur 14. Infanteriedivision (Generallieutenant v. Kameke), zum VII. Armeecorps (General der Infanterie v. Zastrow) und zur I. Armee (General der Infanterie v. Steinmetz) gehörte. Schon bei Spicheren, wo seine Brigade mit Aufbietung aller ihrer Kräfte das Schlachtfeld erreichte und auf dem äußersten rechten Flügel Verwendung fand, gelangte diese am 6. August zu erfolgreicher Verwendung; am 14. griff sie bei Colombey-Nouilly in den Kampf ein, am 17. langte sie als Vorhut der I. Armee auf der Walstatt des nächsten Tages an und bestand hier ein kleines Gefecht; bei dem Entscheidungskampfe von Gravelotte-Saint Privat blieb sie in Reserve; dann half sie Metz einschließen. Nach dem Falle der Feste war sie vor den kleinen Festungen im Norden Frankreichs beschäftigt. Zuerst vor Diedenhofen, wo W. auf dem rechten Moselufer befehligte; dann vor Montmédy und zuletzt vor Mézières, wo W. eine Zeit lang an Stelle des zur Belagerung von Paris abberufenen Kameke den Oberbefehl führte. Nachdem Mézières am 2. Januar 1871 capitulirt hatte, ward W. am 5. entsandt, um Rocroy durch einen Handstreich zu nehmen; die glückliche Lösung der Aufgabe war Woyna's Adjutanten, dem Premierlieutenant v. Förster zu danken, dessen Ueberredungskunst den Commandanten zur Uebergabe der Festung bestimmte. Von Mézières im Norden ging es nach dem Südosten des Landes, wohin das VII. Armeecorps zur Theilnahme an den Kämpfen gegen Bourbaki entsandt wurde und zum Uebertritte von dessen Heere in die Schweiz wirksam beitrug. — Diese vielseitige und erfolgreiche Thätigkeit seiner Brigade wurde dem General v. W. durch Verleihung beider Classen des Eisernen Kreuzes und des Ordens pour le mérite gedankt. Als er mit dem letzteren geschmückt am 11. März zum ersten Male bei seinen Truppen erschien, begrüßte die Mannschaft, wie die Geschichte des 77. Regiments

schreibt, „den schneidigen General, der während des ganzen Feldzuges mit ihnen durch Dick und Dünn gegangen", mit donnernden Hurrahs. Nach Friedensschlusse vertauschte er sein Commando mit dem der 41. Infanteriebrigade zu Mainz, am 11. October 1873 trat er als Generallieutenant und Commandeur an die Spitze der 30. Division in Metz und am 18. November 1880 kehrte er als Gouverneur nach Mainz zurück. In Anerkennung der Dienste, welche er in dieser Stellung gelegentlich einer Hochwassergefahr im Frühjahr 1883 der Stadt geleistet hatte, machte letztere ihn zu ihrem Ehrenbürger. Am 22. März 1883 als General der Infanterie charakterisirt, trat er am 14. August 1886 in den Ruhestand und starb am 29. December 1896 zu Bonn, wo er seinen Wohnsitz genommen hatte.

v. Löbell's Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. 23. Jahrgang, Berlin. — C. von Conrady, Geschichte des 2. Hannoverschen Infanterie-Regiments Nr. 77. Berlin 1892.

B. Poten.

Wrangel: Ferdinand Baron von W., russischer Admiral und berühmter Sibirien-Reisender, wurde am 29. December 1794 auf dem Gut Waimel-Neuhof (in Livland) geboren. Sein Vater war der Gutsbesitzer Baron Peter v. W., seine Mutter Dorothea geb. v. Freymann. Ferdinand v. W. erhielt seine erste Erziehung auf dem Lande im Hause seiner Tante durch einen deutschen Lehrer Gnüchtel — gemeinschaftlich mit drei anderen Knaben. Als im J. 1804 die beiden Eltern schnell hinter einander starben, blieben Ferdinand und seine vier Geschwister als mittellose Waisen zurück; das väterliche Gut war durch die damaligen ungünstigen Geldverhältnisse verloren gegangen. Vier Kinder fanden bei Verwandten Aufnahme, Ferdinand v. W. dagegen wurde 1806 im Seekadettenhause zu St. Petersburg untergebracht. Hier verlebte er neun Jahre einer freien und fröhlichen Schulzeit. Nach glänzend absolvirtem Schlußexamen 1815 als Midshipman entlassen, wurde er sofort mit seinem Vetter Wilhelm v. W. und seinem besten Freund Anjou nach Reval zum Dienst auf der Flotte commandirt. Das gesellige und lustige Leben in Reval behagte aber dem schüchternen jungen Officier gar nicht: er zog sich von der Gesellschaft zurück und vertiefte sich in seine Studien. Als er in Erfahrung gebracht hatte, daß ein russisches Kriegsschiff eine Reise um die Welt machen sollte, ruhte er nicht eher, als bis es ihm gestattet wurde, an der Fahrt theil zu nehmen. Im September 1817 verließ die Kriegsschaluppe „Kamtschatka" unter dem Commando des Capitäns Golownin den Hafen von Kronstadt: als Midshipmans nahmen theil Ferdinand v. W. und der später ebenso berühmt gewordene Lütke; — die beiden jungen Leute schlossen hier auf dem Schiffe einen Freundschaftsbund fürs Leben. Die Fahrt ging ums Cap Horn bis ins Behringsmeer, dort wurden hydrographische Untersuchungen vorgenommen, — nach 2½ Jahren kehrte das Schiff wieder zurück. Die reiche abwechslungsvolle Reise hatte auf das empfängliche Gemüth Wrangel's einen tiefen nachhaltigen Eindruck gemacht; leider ging das damals sorgfältig geführte Tagebuch später bei einem zufälligen Brande zu Grunde. Auf der Reise hatte Capitän Golownin den Eifer und die Fähigkeiten des jungen Seeofficiers kennen und schätzen gelernt und trug dem 1819 zum Lieutenant ernannten jungen Seemann die Leitung einer Expedition nach der Nordküste Sibiriens an. Mit Begeisterung folgte W. der Aufforderung. Nach kurzem Aufenthalt bei seinen Verwandten in Livland, nach einer kurzen, wissenschaftlichen Vorbereitung in Dorpat trat W. am 23. März 1820 die Reise an, von der er erst nach vier Jahren, am 15. August 1824, heimkehrte. Es ist hier selbstverständlich keine Möglichkeit, eingehend über diese Forschungsreise zu berichten, doch mögen wenigstens die Hauptmomente mitgetheilt werden. Die

Hauptaufgabe war eine erneute Aufnahme der Nordostküste Sibiriens von der Janamündung nach Osten zu: daneben sollten hydrographische, meteorologische, magnetische und andere wissenschaftliche Beobachtungen gemacht werden. Es waren eigentlich zwei Expeditionen gleichzeitig: die eine Expedition unter dem Lieutenant Anjou sollte das westliche Gebiet von der Jana= bis zur Kolymamündung erforschen, die andere Expedition sollte das östliche Gebiet von der Kolyma ab untersuchen. Zum Leiter der östlichen Abtheilung war W. bestimmt; seine Begleiter waren: der Midshipman Matiuschkin, Steuermann Kosmin, Dr. med. E. A. Kyber und zwei Matrosen. Am 2. November 1820 traf W. mit seinen Reisegenossen in Nishni Kolymsk (Unter= oder Nieder=K.), einem jämmerlichen Fischerdörfchen ein: nach einer Reise von 224 Tagen, von St. Petersburg an, hatte er 11 000 Werst (Kilometer) zurückgelegt. Von hier aus — als dem Standquartier — unternahm W. seine Einzelexcursionen: vom 19. Februar bis 5. März 1821 fuhr er auf Hundeschlitten (Narten) bis zum Cap Schelagskoj; im März und April untersuchte er die Bäreninseln; im Sommer fuhr er flußaufwärts bis nach Sredne=Kolymsk. Im nächsten Jahre 1822 wurde abermals eine Schlittenfahrt auf dem Eise des Meeres angetreten: während eines Zeitraums von 57 Tagen wurden 1355 Werst zurückgelegt; man erreichte den 72. Grad n. Br., ohne Land zu treffen. Während des Sommers 1822 wurde die Küste von der Kolymamündung bis zum Baranowfelsen aufgenommen und eine Reise durch die steinige Tundra ausgeführt, um das Gebirge zu untersuchen und die Waldgrenze festzustellen. Nachdem der Winter glücklich überstanden war, versuchte W. mit seinen Begleitern noch einmal, auf dem Eise des Meeres gen Norden vorzudringen — sie gelangten bis 70° 51′ n. Breite, ohne Land zu sehen; aber das offene Meer nöthigte sie zur Rückkehr, und nur mit genauer Noth entgingen sie dem Tode. Nur wie durch ein Wunder wurden die kühnen Reisenden gerettet. Später wurde noch die Ostküste bis zur Insel Koljutschin aufgenommen, wobei W. in vielfache Berührung mit dem interessanten Volk der Tschuktschen kam. Im November 1823 verließ W. seinen bisherigen Standort Nishni=Kolymsk und kehrte über Irkutsk nach St. Petersburg zurück, woselbst er am 15. August 1824 eintraf. Die ganze Reise war nach allen Richtungen an Entbehrungen und Mühsalen überreich, und trotzdem wünschte W., noch länger in jenen Gegenden zu verweilen, um eine besondere Frage zu entscheiden — die Frage nach der Existenz eines großen im Norden von Sibirien befindlichen Landes. Weil diese Frage in späterer Zeit zu vielfachen Mißverständnissen Anlaß gegeben, so seien einige Worte darüber hier gesagt. Unter den Aufgaben, die W. durch seine Eisfahrten zu lösen hatte, war auch die Entscheidung über ein vermeintliches Land, das ein gewisser Sergeant Andrejew von den Bäreninseln aus gesehen haben wollte. W. konnte durch seine Untersuchungen feststellen, daß Andrejew sich geirrt habe, — vor der Mündung der Kolyma nördlich von den Bäreninseln gibt es kein größeres bewohntes Land. Dagegen berichtete W., daß nördlich vom Cap Jakan — 530 Werst östlich von der Kolymamündung — sich wahrscheinlich Land befände. Er begründete diese Behauptung im wesentlichen auf Erzählungen und Mittheilungen der Tschuktschen. W. zweifelte nicht an dem Dasein dieses vom Cap Jakan aus bei günstiger Witterung sichtbaren Landes, aber sein Versuch, dahin zu gelangen, scheiterte. Nachdem Kellett 1849 dies Land gesehen, entdeckte der Amerikaner Long die Südküste des Landes, erkannte dasselbe als eine Insel und gab derselben den Namen Wrangelland. Petermann machte später dem Lande diesen Namen streitig, weil, wie er behauptete, W. die Existenz des Landes verneint habe. Petermann verwechselte aber das vermeintliche Land Andrejew's mit dem Lande, das bei Jakan sichtbar ist. Dies Land führt seither zur Erinnerung an W. den Namen Wrangelland,

trotzdem der Amerikaner Hooper, der die Insel am 12. August 1881 betreten hatte, dieselbe Neu-Columbia genannt und für Amerika in Besitz genommen hatte. Ein ausführlicher Bericht über Wrangel's Reisen erschien erst viel später unter dem Titel: „Reise des K. R. Flotten-Lieutenants F. v. Wrangel längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeer in den Jahren 1820—1824, nach den handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von G. Engelhardt" (2 Theile. Berlin 1839). Ein von W. selbst besorgter Reisebericht in russischer Sprache wurde erst 1841 in St. Petersburg (2 Bände) veröffentlicht. — Das Hauptverdienst Wrangel's besteht darin, daß er, abgesehen von den vortrefflichen Schilderungen der Naturverhältnisse in jenen nordöstlichen Gegenden Asiens und von den daselbst angestellten vielfachen Beobachtungen, einmal die Thatsache eines offenen Polarmeeres feststellte, ferner aber auch darin, daß er die Sagen, Verwechselungen und absichtlichen Unwahrheiten über ein vermeintlich großes Land gegenüber der Nordostküste von Sibirien vollkommen aufklärte.

Nach der Rückkehr eröffneten sich dem kühnen Forscher glänzende Aussichten, in der Residenz eine gute Carrière zu machen — aber das lockte ihn nicht. Er war sehr zufrieden, als sein Gönner Golownin, jetzt Generalintendant, ihm das Commando eines kleinen Schiffes anbot, mit dem W. nach Kamtschatka fahren sollte, um die wohlfeilste und zweckmäßigste Art und Weise festzustellen, wie Kamtschatka und die daselbst gegründeten Niederlassungen mit den nöthigsten Materialien versorgt werden könnten. Mit Freuden ergriff W. das Anerbieten, und im September 1825 segelte er als Befehlshaber des Dreimasters „Krotky" aus St. Petersburg ab, erfüllte alle ihm zu Theil gewordenen Aufträge und kehrte im August 1827 wohlbehalten wieder zurück. Es war offenbar eine sehr glückliche Schicksalsfügung, daß W. im Sommer 1825 Petersburg verlassen mußte: es gährte damals stark in den Kreisen der Officiere in St. Petersburg, und man hatte auch versucht, den ahnungslosen und harmlosen W. in jene Bewegung hinein zu ziehen. Als im December 1825 nach dem Tode Alexander's I. der Aufstand ausbrach, war W. längst fort, und als er heimkehrte, fand er mehrere seiner Gefährten nicht mehr vor — sie waren todt oder nach Sibirien verbannt. — Kaiser Nikolai war dem jungen Capitän W. sehr zugethan, er ernannte ihn zum Commandanten einer erst zu erbauenden Fregatte „Elisabeth". Da eröffnete sich dem reiselustigen Officier, dessen Sinn mehr als je auf die Ferne gerichtet war, eine andere verlockende Aussicht: Admiral Murawieff bot ihm die Stelle eines Generalgouverneurs in den russisch-amerikanischen Colonien an. Gern ging W. auf den Vorschlag ein, er wurde 1829 als Capitän ersten Ranges bestätigt, auf fünf Jahre aus dem activen Dienst entlassen und zum Generalgouverneur der russisch-amerikanischen Colonien ernannt. Ehe W. die neue Stellung antrat, verheirathete er sich in Reval mit der neunzehnjährigen Baronesse Elisabeth Rossillon. Im Frühjahr 1829 reiste das junge Paar von St. Petersburg über Moskau durch ganz Sibirien über Irkutsk, Jakutsk nach Ochotsk, um sich hier einzuschiffen. Im September 1830 langten sie in Neu-Archangelsk oder Sitka, dem Hauptort der Colonie, an. Es war absichtlich die freilich sehr unbequeme, beschwerliche und gefahrvolle Reise durch Sibirien gewählt worden, weil verschiedene der Gesellschaft zugehörige Factoreien in Sibirien revidirt werden mußten. W. ließ auch seinen Aufenthalt in Sitka nicht nutzlos in wissenschaftlicher Beziehung sein, — neben seinen eigentlichen Verwaltungsarbeiten fand er Muße zu mancherlei Beobachtungen, die er später unter dem Titel: „Nachrichten über die russischen Besitzungen an der Nordwestküste Amerikas" (Beiträge zur Kenntniß des Russ. Reiches, Bd. I, St. Petersburg 1839) herausgab. Nach fünfjährigem Aufenthalt verließ W. mit seiner Familie Sitka: — ein kleines Töchterchen, das ihnen geschenkt, mußten sie wieder durch den Tod

verlieren, ein kleiner dreijähriger Sohn kehrte mit ihnen zurück. Die Rückkehr wurde, um eine in Kalifornien gelegene Besitzung der Compagnie zu besichtigen, nicht direct, sondern über Amerika gemacht: über Kalifornien, Mexico, New-York, Havre. Im J. 1836 war W. endlich wieder in St. Petersburg. Eine Schilderung seiner Reise lieferte er in einer russisch geschriebenen „Skizze einer Reise von Sitka nach St. Petersburg" (St. Petersburg 1836). Zum Director der russisch-amerikanischen Compagnie ernannt, blieb W. noch eine Zeit lang im Dienste derselben und führte hier durchgreifende Reformen ein. Bald aber trat er wieder in den activen Dienst des Seeministeriums zurück und wurde zum Director des Departements für Schiffsbauwälder ernannt. Er verwaltete dies mit weiten Reisen im russischen Reich verbundene Amt 13 Jahre lang — allein seine makellose Rechtlichkeit, seine unermüdliche Thätigkeit, sein Streben, die ihm gestellten Aufgaben so geschickt wie möglich zu lösen, verschafften ihm so viel Widersacher und Gegner, daß er sein Amt 1849 niederlegte, seinen Abschied als Viceadmiral aus dem Seedienst nahm und sich auf sein Gut Ruil (Esthland) zurückzog. Hier lebte er still und zurückgezogen, sich ganz seiner Familie und der Erziehung seiner fünf Kinder widmend. Im J. 1852 siedelte W. mit seiner Familie nach Reval über, weil die zunehmende Kränklichkeit seiner Frau eine stete ärztliche Aufsicht erforderte: am 31. März 1853 wurde ihm die treue Gattin, seinen fünf Kindern die gute Mutter durch den Tod entrissen. Der tiefgebeugte Wittwer suchte eine Linderung seines großen Schmerzes in der Arbeit: er stellte sich — es war im Beginn des Krimkrieges — dem Grafen Berg, dem Obercommandirenden, zur Verfügung. Auf Aufforderung des Generaladmirals Großfürsten Konstantin trat W. wieder in den activen Seedienst, wurde zunächst zum Director des hydrographischen Departements, bald aber, 1853, zum Verweser des Marineministeriums ernannt. Hier begann W. eine sehr segensreiche Thätigkeit zu entwickeln: seine langjährige praktische Beschäftigung als Seeofficier befähigte ihn, die offen daliegenden Schäden der russischen Marine nicht allein zu erkennen, sondern auch zu heilen. Anfangs befand er sich in voller Uebereinstimmung mit seinem hohen Vorgesetzten, als es aber zu Meinungsverschiedenheiten in Betreff der Verwaltung des Ressorts kam, erbat er sich Urlaub und dann seinen Abschied aus dem Amt. Er wurde zum Mitglied des Reichsraths ernannt. W. fühlte sich angegriffen und erholungsbedürftig: er begab sich 1857 nach Berlin, ließ sich von Gräfe behandeln, verlebte den Winter 1857/58 in Venedig und kehrte im Frühjahr 1858 über Konstantinopel und die Krim nach St. Petersburg zurück, vollkommen erfrischt und gestärkt durch die lebhaften Eindrücke der Reise. Als Mitglied des Reichsraths, der obersten gesetzgebenden Behörde des russischen Reichs — zu einer Zeit, wo Kaiser Alexander II. auf vielen Gebieten tief eingreifende Reformen durchführte, hatte W. vollauf zu thun. Wir wissen nicht, in welcher Abtheilung des Reichsraths W. thätig war. Bekannt ist nur, daß W. mit der ihm innewohnenden Energie ganz besonderen Widerstand leistete, als der Verkauf der russisch-amerikanischen Besitzungen beantragt wurde. W., der infolge seines langjährigen Aufenthaltes in Sitka die Verhältnisse der russisch-amerikanischen Compagnie gut kannte, hielt den Verkauf für durchaus unvortheilhaft. Damit man ihm aber nicht vielleicht Eigennutz vorwerfen könne, verkaufte er die in seinem Besitz befindlichen Actien der russisch-amerikanischen Compagnie und leistete auf die ihm zugesicherte Pension von 1200 Rubel Verzicht. Trotz Wrangel's Widerspruch fand der Antrag im Reichsrath Unterstützung, und die russisch-amerikanischen Besitzungen wurden an die Vereinigten Staaten von Amerika verkauft. — Diese Angelegenheit wie manche andere Dinge jener Tage, insbesondere die zu jener Zeit auftauchende Animosität

gegen das Deutschthum, verleideten ihm seine Stellung. Im Beginn des Jahres 1864 nahm W. Urlaub auf unbestimmte Zeit — er sehnte sich nach Ruhe. Er begab sich in Begleitung seiner beiden Töchter nach Italien, zunächst nach Rom — woselbst sein Bruder, Generallieutenant Georg v. W., sich auch zeitweilig aufhielt. Hier schloß er Freundschaft mit dem Kunsthistoriker Dr. K. Schnaase und dem damaligen preußischen Gesandtschaftsprediger v. d. Goltz. Im Frühling 1866 kehrte W. nebst Töchtern in die Heimath zurück und zog auf sein Landgut Ruil, während sein Bruder Georg sich in Dorpat niederließ. Die Brüder wollten ihren Lebensabend nahe bei einander verbringen. In Ruil lebte W. im Kreise seiner Kinder still und friedlich — „es war ein Feierabend nach einem heißen Arbeitstag, — das sturmgepeitschte Schiff war in den stillen Hafen eingelaufen und ruhte vor Anker.“ Im Frühling 1870 besuchte er noch einmal die Stätte seiner Kindheit in Nursi, die Gräber seiner Eltern in Waimel-Neuhof und wollte in Dorpat noch einige Tage rasten, ehe er sein Heim in Ruil aufsuchte. Hier in Dorpat aber überraschte ihn der Tod: am 25. Mai (6. Juni) wurde er aus diesem Leben abgerufen. Ein Riß im Herzen wurde als Todesursache von Seite der Aerzte festgestellt. W. hatte ein schnelles Ende gefunden, wie er es stets gewünscht hatte. Im Familiengewölbe zu Waimel-Neuhof ruht er an der Seite seiner Gattin.

W. war ein Mann mit großen Gaben, voll Thatkraft und Energie, aber dabei außerordentlich bescheiden und rücksichtsvoll; ein Freund der That, aber ein Feind der leeren Worte, der Phrasen. Er war ein gläubiger Christ und hatte seine Freude daran, sich an verschiedenen Zweigen christlicher Liebesthätigkeit zu betheiligen. Er gründete eine Unterstützungskasse für die Diaspora der evang.-lutherischen Glaubensgenossen im russischen Reich.

An äußerlichen Ehren war er reich, doch legte er keinen großen Werth darauf, daß er viele Orden besaß. Er war Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften und Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, Glied der Académie de France in Paris. Die schriftstellerische Thätigkeit war ihm keine angenehme: er hatte sich nicht entschließen können, seine eigenen Reiseerlebnisse in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Auch als (1868) Petermann ihm falsche Behauptungen in Betreff eines im Norden von Sibirien befindlichen Landes zuschrieb, wollte er nicht sich selbst vertheidigen, sondern wandte sich an K. E. v. Baer, der mit Erfolg die Sache Wrangel's gegen Petermann verfocht, wie später F. Schmidt gegen Nordenskjöld.

Recke-Napiersky IV, 573—574. — Beise, Nachträge II, 280. — L. v. Engelhardt, Ferdinand v. Wrangel und seine Reise. Leipzig 1885.

L. Stieda.

Wrangel: Friedrich Heinrich Ernst, Graf von W., königlich preußischer Generalfeldmarschall, wurde am 13. April 1784 zu Stettin geboren, wo sein 1805 gestorbener Vater als Commandeur des Infanterieregiments von Owstien in Garnison stand. Zuerst im elterlichen Hause, dann auf dem Gymnasium zu Neustettin unterrichtet, trat er schon mit zwölf Jahren als Junker bei dem in Ostpreußen stehenden Dragonerregimente v. Werther (Orlop, Geschichte des Kürassierregiments Graf Wrangel, Berlin 1892), in das Heer, am 15. August 1796 leistete er auf die Standarte der Leibescadron zu Königsberg den Diensteid. Dann kam er zu der in Wehlau stehenden Escadron, wurde am 8. Juni 1797 Fähnrich, am 15. October 1798, also vierzehnjährig, Secondlieutenant und rückte als solcher im J. 1806 mit seinem Regimente, jetzt Auer-Dragoner, in das Feld. Da die ostpreußischen Truppen erst nach den Niederlagen von Jena und Auerstedt mobil gemacht wurden, kam W. erst am 23. December 1806 bei einem in der Nähe von Gurczno stattfindenden Vorpostengefechte in nähere Berührung

mit dem Feinde, aber er zeichnete sich sofort aus, indem er, wie Oberst v. Bülow, der nachmalige Sieger von Dennewitz, schon damals aussprach, „die überlegene französische Cavallerie kühn und entschlossen angriff und auf ihre im Walde stehende Infanterie zurückwarf“. In der Nacht zum 8. Februar 1807 erhielt W. Befehl, die Stellung der Russen auf dem Schlachtfelde von Preußisch-Eylau zu erkunden, wo diese sich Tags zuvor geschlagen hatten und wo sein General l’Estocq am kommenden erfolgreich in den Kampf eingriff; W. stattete ihm zu dem Ende am Frühmorgen eine zutreffende Meldung ab. Am 10. Juni verdiente letzterer sich in der Schlacht bei Heilsberg durch einen gelungenen Angriff auf ein französisches Carré, wobei er einen Schuß in die Schulter erhielt, den Orden pour le mérite. Mit einem guten Namen, ungebeugten Geistes und voll Vertrauen auf die preußischen Waffen, wenn sie auch dieses Mal unterlegen waren, kehrte er aus dem Felde zurück. Bei der Neugestaltung des Heeres kam er zum Ostpreußischen Kürassierregimente Nr. 3, wurde am 10. März 1808 Premierlieutenant und am 18. April 1809, nachdem er — in der Ueberzeugung, daß ihm durch die Beförderung eines anderen Officiers Unrecht geschehen sei — sich mit Genehmigung seiner Vorgesetzten an den König gewandt hatte, Stabsrittmeister. Am 20. September 1811 erhielt er eine Escadron, aus welcher er mit Erfolg bestrebt war, eine Mustertruppe zu machen.

Aus Prausnitz in Schlesien, wohin er mit derselben beim Ausbruche des Krieges vom Jahre 1812 gegen Rußland von Königsberg verlegt war, rückte er am 14. März 1813 in das Feld. Das ostpreußische Kürassierregiment, der Brigade Jürgaß und mit dieser der Reservecavallerie unter Oberst v. Dolffs zugetheilt, gehörte zu den Blücher unterstellten Truppen. Bei Groß-Görschen kam Rittmeister v. W. am 2. Mai zum ersten Male ins Gefecht. Während des Tages hatte er eine russische Batterie zu decken, ein Auftrag, dessen er sich mit besonderer Umsicht entledigte. Bei dem in später Abendstunde von der Reservecavallerie ausgeführten Angriffe blieb er mit gequetschtem Fuße unter seinem erschossenen Pferde liegen, erst am nächsten Morgen wurde er aus seiner peinlichen Lage befreit, der Unfall hielt ihn aber nicht ab, an der Spitze seiner Schwadron zu bleiben. Auf dem Rückzuge wohnte er am 20. und 21. d. M. der Schlacht bei Bautzen bei und nahm am 26. an dem glänzenden Reitergefechte von Haynau theil. Während des Waffenstillstandes erhielt er das Eiserne Kreuz 2. Classe und am 3. August das Majorspatent; die neue Ordre de Bataille, welche bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten maßgebend war, hatte die ostpreußischen Kürassiere dem II. Corps unter General v. Kleist und der Reservecavallerie desselben unter General v. Röder überwiesen. Bei Dresden kamen sie gar nicht, bei Kulm nur wenig zur Verwendung, um so bedeutender war diese in der Schlacht bei Leipzig gelegentlich der Reiterkämpfe von Liebertwolkwitz am 14. und von Wachau am 16. October, für Auszeichnung in letzterem Gefechte erhielt W. das Eiserne Kreuz 1. Classe.

Noch mehr trat er im Winterfeldzuge des folgenden Jahres hervor. Zunächst war er bei der Blokade von Luxemburg unter schwierigen und gefährlichen Umständen erfolgreich thätig; dann, zu Blücher’s Heere in Frankreich herangezogen, traf er mit dem Corps Kleist in den bösen Tagen des Februar an der Marne ein, als Blücher im Rückzuge vor dem mit überlegenen Kräften gegen ihn andringenden Napoleon weichen mußte. Am Tage des Treffens von Vauchamps, am 14. Februar, führte W., da der Commandeur krank war und der nächstälteste Stabsofficier verwundet wurde, das Regiment. Auf allen Seiten von Feinden umgeben, hatte er als äußerste Nachhut den Rückzug der Preußen nach Etoges zu decken. Der Weg dorthin führte durch einen Wald. W. sollte vor demselben so lange ausharren, bis die übrigen Truppen hindurch wären. Da erschien

ein französischer Officier als Parlamentär und forderte ihn zur Uebergabe auf, er sei von allen Seiten eingeschlossen und könne auf ein Entkommen nicht hoffen. W. wies den Antrag zurück und bedeutete den Officier, sich zu entfernen. Als dieser darauf das nämliche Ansinnen an das Regiment richtete, befahl W. seinem Ordonnanzunterofficier, auf ihn zu schießen. Der Officier fiel. W. wollte nun, nachdem vollständige Dunkelheit eingetreten war, selbst den Rückzug antreten. Da rasselten feindliche Kürassiere heran. Er warf sie zurück, bewerkstelligte dann seinen Marsch durch den Wald und gelangte glücklich nach Etoges, seine Ueberzeugung bewahrheitend, „daß eine Reiterschaar, welche sich dem Tode geweiht hat, durch irdische Macht nicht aufgehalten werden kann und daß ihr der Sieg so gewiß ist, als der Tag der Sonne folgt“ (Militärwochenblatt, Berlin 1894, 5. Beiheft). Bei Gué à Trêmes verlor er wiederum ein Pferd unter dem Leibe, bei Sézanne ritt er mit seinem auf 187 Pferde zusammengeschmolzenen Regimente noch zwei glänzende Attacken, dann war der Kampf für ihn zu Ende. Nach Friedensschluß machte er von Dieppe aus einen Abstecher nach London. Aus dem Besuche einer Parlamentssitzung brachte er den Glauben mit nach Hause, daß dergleichen in Preußen undenkbar sei und daß eine constitutionelle Regierung für sein Vaterland nicht passe. Da in England das Rauchen verpönt war, warf er seine Tabakspfeife in die Themse und hat in Zukunft dieser Neigung, welcher er leidenschaftlich ergeben war, nie wieder gefröhnt.

Es folgten nun für W. fünfunddreißig Friedensjahre. Er begann sie an der Spitze der 2. Westpreußischen Dragoner- (jetzt 5. Kürassier-)Regiments, zu dessen Führer er während des Rückmarsches aus Frankreich ernannt wurde. Aus Halberstadt rückte er, seit dem 13. Mai 1814 Oberstlieutenant und am 3. October zum Oberst aufsteigend, nochmals nach Frankreich, aber zu spät, um an kriegerischen Ereignissen theil zu nehmen; im Februar 1816 bezog er Standquartiere in Riesenburg und benachbarten kleinen Städten, im Dienst und im geselligen Verkehr sich allgemeiner Anerkennung und Zuneigung erfreuend, die erstere, wenn sie ihm — wie dies bei seinem commandirenden General v. Borstell der Fall war — nicht freiwillig gewährt wurde, ertrotzend. Am 25. März 1821 erhielt er das Commando der 10. Cavalleriebrigade in Posen, am 30. März 1823 wurde er Generalmajor. Im J. 1831 befehligte er einen Abschnitt des gegen Polen gezogenen Grenzcordons, am 5. October hatte er bei Straßburg in Westpreußen die Truppen des Generals Rybinski zu entwaffnen. 1833 ward er zur Begrüßung des Zar Nikolaus nach Warschau entsendet, am 13. November 1834 erfolgte seine Beförderung zum Commandeur der 13. Division zu Münster, wo er 1837 die aus Anlaß der Gefangennahme des Erzbischofs von Droste-Vischering entstandenen Unruhen mit Geschick und Thatkraft im Keime unterdrückte, am 30. März 1838 wurde er Generallieutenant und am 20. November 1839 commandirender General des I. Armeecorps, welches er im folgenden Jahre dem inzwischen zur Regierung gelangten König Friedrich Wilhelm IV. vorführte. Derselbe verlieh ihm damals den Rothen Adlerorden 1. Classe und ein Revuegeschenk von 3000 Thalern. In Königsberg, dem Sitze seines Generalcommandos, gerieth er jedoch bald in Mißhelligkeiten mit dem Oberpräsidenten, Minister v. Schön, dessen freisinnige Ansichten er nicht theilte, und da dieser damals das Ohr des Königs hatte, wurde W. am 7. April 1842 an die Spitze des II. Armeecorps nach Stettin versetzt.

Im nächsten Jahre wurden seine Dienste zum ersten Male auf einem Gebiete dienstlicher Thätigkeit in Anspruch genommen, für das er seine Beanlagung im Ernste mehrfach dargethan und auf welchem seine Friedensleistungen in allen von ihm bekleideten Stellungen große Anerkennung gefunden hatten: bei den Uebungen größerer Reiterkörper. Daran schloß sich eine Mitarbeiterschaft an den

für die Ausbildung und die Verwendung der Waffe bestimmten Vorschriften und Anweisungen. Der Auftrag, im Herbst 1843 bei Berlin die Uebungen eines Reitercorps zu leiten, zu denen 7500 Pferde und 32 Geschütze herangezogen wurden, hat ihn veranlaßt, in einem demnächst in den Beiheften zum Militärwochenblatte vom Jahre 1851 veröffentlichten Aufsatze „Ueber die Ausbildung und den Gebrauch der Cavallerie unter Berücksichtigung der preußischen Verhältnisse nach den Ansichten des Generals v. Wrangel" seine Grundsätze und Rathschläge zum Ausdrucke zu bringen; diesen in der Praxis Geltung zu verschaffen, hatte er ferner Gelegenheit, als ihm im J. 1845 der Auftrag wurde, den Entwurf zu einem neuen Exercierreglement für die Cavallerie zu begutachten, dessen endgiltige Fertigstellung aber nicht in allen Stücken seinen Beifall fand. sodaß er die Abdrücke desselben, welche er ihm bekannten hochstehenden Persönlichkeiten außerhalb Preußens übersandte, mit einem seine abweichenden Ansichten vertretenden Aufsatze begleitete. Neuer Anlaß zur Entfaltung cavalleristischer Thätigkeit auf dem Uebungsfelde bot sich, als er 1853 zum zweiten Male große Reiterübungen bei Berlin zu leiten hatte, und bei der Herstellung der nöthigen Vorschriften durfte er mitwirken, als er 1855 an der Spitze einer Commission stand, welche das damals zur Ausgabe gelangende Exercierreglement vor der endgiltigen Drucklegung einer letzten Durchsicht zu unterziehen hatte.

Zu anderweiter Wirksamkeit wurde General v. W. im J. 1848 berufen (Beihefte zum Militärwochenblatt, Berlin 1852). Am 19. April erhielt er zu Stettin den Befehl, nach Berlin zu kommen, weil er den Oberbefehl der vom Deutschen Bunde zum Kampfe gegen Dänemark nach Schleswig-Holstein entsandten Bundescontingente übernehmen sollte. Zum General der Cavallerie ernannt, traf er am 21. in Rendsburg ein, am 23. schlug er mit Preußen und Schleswig-Holsteinern den Feind bei Schleswig, am 24. holte seine aus Truppen des X. Bundesarmeecorps bestehende Vorhut denselben bei Oeversee ein und brachte ihm eine Schlappe bei, dann besetzten diese die Düppelstellung, während W. mit den Preußen nach Jütland ging und die Schleswig-Holsteiner zurückgesandt wurden, um sich kriegsbrauchbarer zu machen, als ihnen bis dahin möglich gewesen war. Aber die Eifersucht der Fremdmächte duldete die Deutschen nicht lange in Jütland. Auf den Einspruch namentlich Rußlands und Englands mußte W. die Provinz Ende Mai wieder räumen und sich auf den Besitz der Herzogthümer beschränken, wo er am 5. Juni durch ein Gefecht den im Sundewitt verloren gegangenen Besitz zurückeroberte und am 28. d. M., gegen Hadersleben vorgehend, den Feind, der ihm nachgefolgt war, über die Nordgrenze zurückdrängte. Dann führten die Verhandlungen der Diplomaten bald zum Aufhören der Feindseligkeiten und am 26. August zum Waffenstillstande von Malmö, welcher das Errungene größtentheils wieder preisgab.

W. kehrte heim. Aber nicht nach Stettin. Als er sich am 13. September beim Könige in Potsdam meldete, erhielt er neben Ordensauszeichnungen den Befehl, das Obercommando über alle Truppen in den Marken zu übernehmen. Der Wind wehte aus einer anderen Richtung als im April. Der König wollte die Zügel der Regierung selbst wieder übernehmen und W. sollte sie ihm in die Hand geben. Die Nationalversammlung hatte abgewirthschaftet, die Hauptstadt wollte Ruhe haben und das Land war sich bewußt geworden, was es im Begriffe stand, zu verlieren. In Berlin gab es freilich Militär, aber es wurde möglichst wenig gezeigt und führte in den Kasernen ein beschauliches Stilleben; den Wachdienst besorgte die Bürgerwehr. W. beschloß, den Berlinern einmal wieder Soldaten zu zeigen und sie auf den Wandel aufmerksam zu machen, welcher sich bald vollziehen sollte. Von seinem Hauptquartiere im königlichen Schlosse zu Charlottenburg aus befahl er für den 9. October eine Parade unter

den Linden, an welcher die Berliner Garnison und auswärtige Truppen Theil nehmen sollten. Der Kriegsminister v. Pfuel suchte ihn von dem Gedanken abzubringen; er befürchtete Ausschreitungen, welche die schlimmsten Folgen haben könnten. W. ließ sich nicht irre machen. Unter dem Zujauchzen der Bevölkerung ging die Parade vor sich; eine Anrede, welche W. nach derselben im Lustgarten an die Stabsofficiere und zugleich an die Zuschauer richtete, ward von letzteren mit Beifall aufgenommen. Er erkannte, daß er die Berliner richtig beurtheilt hatte und wußte, wessen er sich von ihnen zu versehen hatte. Aber erst nachdem am 8. November das Ministerium Pfuel durch das der rettenden That, mit dem General Graf Brandenburg an der Spitze, ersetzt, die Nationalversammlung vertagt und der Sitz derselben nach der Stadt Brandenburg verlegt worden war, durfte er zum Werke schreiten. Am 10. November rückte er durch das Hallische Thor in die Stadt, ließ die Volksvertreter bedeuten, daß sie binnen fünfzehn Minuten den Sitzungssaal im Schauspielhause zu räumen hätten, erklärte der Bürgerwehr, daß sie jetzt überflüssig sei und daß er ihren Dienst wahrnehmen würde, und war binnen wenigen Stunden ohne Blutvergießen Herr von Berlin, nach kurzer Zeit war er dort eine volksbeliebte Persönlichkeit. Eine große Schlauheit und eine ausgeprägte Verschlagenheit, hervorragende Eigenschaften seines Charakters, verliehen ihm die Gabe, mit Leuten aller Stände umzugehen; den Berlinern gefielen namentlich sein schlagfertiger Witz und daß er mit ihnen in ihrer eigenen Mundart redete, welche er bei seiner schauspielerischen Veranlagung sich rasch angeeignet hatte. (H. Ferschke, Papa Wrangel, Stuttgart 1896.) Am 12. November wurde der Belagerungszustand verhängt, der ohne jegliche Störung verlief und am 28. Juli 1849 aufgehoben wurde. W. blieb dann Oberbefehlshaber in den Marken, bezog eine Dienstwohnung, welche er bis zu seinem Lebensende innegehabt hat, im Rohdich'schen Legatenhause am Pariser Platze Nr. 3, erhielt am 15. October den Schwarzen Adler-Orden und übernahm am 3. November das Generalcommando des III. (brandenburgischen) Armeecorps, welches er bis zum 19. October 1857 geführt hat. Dann wurde er desselben enthoben und unter Beibehalt seiner Stellung als Oberbefehlshaber in den Marken zum Gouverneur von Berlin ernannt. Am 15. August 1856 war er zum Generalfeldmarschall befördert worden, am fünfzigsten Jahrestage der Schlacht von Heilsberg verehrte König Friedrich Wilhelm IV. ihm einen Marschallsstab.

Als im J. 1859 Krieg mit Frankreich in Aussicht stand, war W. bestimmt, eine aus fünf Corps bestehende Armee zu commandiren; als die Kriegsgefahr vorüber war, bat er um seinen Abschied, der ihm in Gnaden verweigert wurde. Als dann im J. 1864 der Krieg mit Dänemark thatsächlich ausbrach, fiel auf ihn die Wahl zum Oberbefehlshaber des preußisch-österreichischen Heeres (H. Granier, Der Feldzug von 1864, Berlin 1897). Sie fand keineswegs allgemeine Zustimmung. Trotz Wrangel's körperlicher Rüstigkeit hielten Viele ihn der Aufgabe geistig nicht oder nicht mehr gewachsen, der Kriegsminister Roon und der Ministerpräsident — dieser namentlich, weil er fürchtete, daß W. ihm in das politische Handwerk pfuschen würde — hätten lieber gesehen, daß die Wahl auf den Prinzen Friedrich Karl von Preußen gefallen wäre; Kaiser Franz Josef war bereit, einem jeden von ihnen seine Truppen zu unterstellen; König Wilhelm entschied sich schließlich für W., weil er seinen Neffen, obgleich dieser General der Cavallerie war, den unterstellten Führern gegenüber für zu jung im Dienstalter hielt und daher den alten Feldmarschall vorzog. Es zeigte sich aber, daß der Griff kein glücklicher gewesen. Dem Oberbefehlshaber fehlten der Ueberblick und das Geschick sich in die gegen 1848 wesentlich veränderte Kriegslage zu finden, seine Befehle, an denen er mit Halsstarrigkeit festhielt, waren

weitschweifig und vielfach unverständlich, es entstanden Weiterungen und Reibungen, deren Ausgleiche sich der im Hauptquartiere, ohne einen dienstlichen Wirkungskreis zu haben, anwesende Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen in stets gleicher Liebenswürdigkeit mit vielem Erfolge unterzog. Als Generalstabschef war W. der Generallieutenant Vogel v. Falckenstein (s. A. D. B. XL, 131) beigegeben, welcher keinen leichten Stand hatte. Die verbündete Armee war anfänglich fast 60 000 Mann stark und erhielt bald erhebliche Verstärkungen. General v. Moltke, der Chef des Generalstabs der preußischen Armee, hatte einen Kriegsplan entworfen, welcher dem Oberbefehlshaber jedoch nicht als bindende Vorschrift, sondern nur zur Kenntnißnahme, mitgetheilt war. Daß W. den Plan nicht befolgte, daß er zunächst starr an dem Vorsatze festhielt, das Danewerk in der Front anzugreifen, während Moltke das Hauptgewicht auf dessen Umgehung legte, setzte den Feind in den Stand, sich der letzteren rechtzeitig zu entziehen, denn nicht am zweiten Operationstage, wie Moltke es geplant hatte, sondern erst am fünften trat die Umgehung in Wirksamkeit.

Am 1. Februar wurde die Eider überschritten, am 3. ward der Versuch des Prinzen Friedrich Karl, bei Missunde den Uebergang über die Schlei zu erzwingen, blutig zurückgewiesen, am nämlichen Tage bestanden die Oesterreicher vor der Danewerkstellung bei Ober-Selk und bei Jagel glückliche Gefechte. Da erst wurde W. wankend in seiner Absicht, die Stellung in der Front anzugreifen, er beschloß, die Wirkung der Umgehungen abzuwarten, die Offensive gerieth ins Stocken, in der Nacht vom 5. zum 6. wurde die Danewerkstellung von den Dänen geräumt und nur die Nachhut derselben wurde am 6. von den Oesterreichern unter Gablenz bei Oeversee erreicht und geschlagen. Aber die Kräfte der Oesterreicher waren erschöpft, und so erreichte die Hauptmacht der Dänen, wenn auch in aufgelöstem Zustande, die rettenden Düppeler Schanzen, in welche ihre Gegner, namentlich Prinz Friedrich Karl, wenn ihm nicht durch die Anordnungen des Obercommandos die Hände gebunden gewesen wären, sehr wohl gleichzeitig hätten eindringen können. Nachdem der Versuch dazu unterblieben war, verlor das Obercommando wiederum kostbare Zeit, sodaß, während die Oesterreicher und mit ihnen zunächst auch die preußische Garde nach Jütland gingen, Prinz Friedrich Karl zur Belagerung der Düppelstellung schreiten mußte. Wrangel's neuere Anordnungen, namentlich sein Eingreifen in die Kriegführung in Jütland, erwiesen sich bald als so verderblich, daß ihm am 30. März der König durch eine Cabinetsordre zur Pflicht machte, fortan keinerlei militärische Anordnungen ohne vorherige Rücksprache mit dem Kronprinzen zu treffen. Beim Empfange dieses Schreibens widerfuhr W. ein eigenes Mißgeschick. Ohne sich von dem Inhalte unterrichtet zu haben und in der Annahme, daß es eine besondere Anerkennung für ihn enthalten werde, las er es im Kreise der Officiere seines Stabes vor und mußte mit den Schlußworten enden, „diese Cabinetsordre ist nur für Sie bestimmt und geheim zu halten“. Damit war dem alten Feldmarschall thatsächlich der Oberbefehl genommen. Als am 12. Mai ein Waffenstillstand abgeschlossen war, entsagte er dem Commando ganz. Nachdem unter seinen Augen am 18. April die Düppeler Schanzen erstürmt worden waren und im Zusammenhange mit diesem Erfolge eine vorläufige Verlegung des Schwerpunktes der Operationen nach Jütland stattgefunden hatte, bat er, bewogen durch sein hohes Alter und die richtige Erkenntniß seiner Kräfte sowie durch die Mißstimmung, welche die der Kriegführung durch politische Rücksichten auferlegten Beschränkungen in ihm hervorgerufen hatte, um seine Enthebung, welche am 18. Mai bewilligt wurde. Er empfing die Nachricht in Veile, wohin er am 25. April von Flensburg sein Hauptquartier verlegt hatte. Die nämliche Cabinetsordre brachte ihm die Grafenwürde für sich und seine Nachkommen und die Zusicherung einer Jahrespension von

3000 Thalern für seine Wittwe. Er kehrte nun nach Berlin zurück und übernahm von neuem das Obercommando in den Marken, der Posten des Gouverneurs von Berlin war anderweit besetzt.

Bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 erhielt er kein Commando. Es ward ihm jedoch erlaubt, beim 3. Kürassierregimente, dessen Chef er seit dem 16. September 1845 war, den Feldzug mitzumachen. Am 30. Juni verließ er zu diesem Zwecke Berlin, langte aber erst nach der Schlacht von Königgrätz auf dem Kriegsschauplatze an. Als er im nämlichen Jahre sein siebenzigjähriges Dienstjubiläum feierte, wurde diesem Regimente für alle Zeiten der Name Graf Wrangel beigelegt. Sein Wunsch, im J. 1870 in irgend welcher Weise verwendet zu werden oder, wie 1866, als Kürassier in das Feld rücken zu dürfen, ward mit gnädigen Worten abgelehnt. In seinen letzten Jahren beschäftigte den alten Feldmarschall die Herstellung einer Lebensgeschichte, welche zu schreiben der untengenannte Verfasser des hier als Quelle verwertheten Aufsatzes im Militärwochenblatte auf sich genommen hatte; sie ist in wenigen Exemplaren gedruckt, welche W. verschenkte; für seine Geschichte darf sie nur mit Vorsicht benutzt werden. Bis an sein Ende war er körperlich verhälinißmäßig sehr rüstig und als Oberbefehlshaber in den Marken auch noch dienstlich thätig, seine geistigen Kräfte aber nahmen ab; sein Erscheinen auf den Straßen von Berlin, wo er allbekannt und gern gesehen war, und sein Verkehr mit den ihn umdrängenden Kindern entsprachen nicht immer dem Ansehen, welches seine Stellung erforderte.

Er starb am 2. November 1877. Kaiser Wilhelm I. gab ihm persönlich das Geleit auf seinem letzten Wege. Wrangel's Freund, der Generalsuperintendent D. Büchsel, hielt die Leichenrede. Des Feldmarschalls drei Söhne waren vor ihm gestorben, er hinterließ nur seine Wittwe, eine Tochter des Bruders seiner Mutter, des Landstallmeisters v. Below in Trakehnen, mit welcher er seit dem 26. December 1810 vermählt war, und einen Enkel.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt, Berlin 1877 (Verfasser Oberst F. von Meerheimb). — Lebensbeschreibungen von v. Köppen und v. Maltitz (Berlin 1884). B. Poten.

Wratislaus II. ist der zweitgeborene Sohn H. Břetislaus I. von Böhmen und dessen Gemahlin Judith von Schweinfurt (s. A. D. B. III, 317). Sein älterer Bruder Spitihnev wurde im J. 1031 geboren und folgte seinem Vater († 1055) in der herzoglichen Würde in Böhmen. W. fiel noch zu Lebzeiten seines Vaters die Verwaltung der Osthälfte Mährens zu, in die der Westhälfte theilten sich zunächst die beiden jüngeren Brüder Konrad und Otto; ein fünfter Sohn Břetislaus', Jaromir, war für den geistlichen Stand bestimmt. Diese Ordnung wurde aber nach Břetislaus' Tode durch Spitihnev gewaltsam gestört. Mit der Abtrennung Mährens von Böhmen nicht einverstanden, rückte er in dieses Land ein, nahm die, „welche er als die Besten und Edelsten aus allen Städten kannte“ gefangen, beraubte sie ihrer Rosse und Waffen zu Gunsten seiner Gefolgschaft und vertheilte sie in verschiedene Städte Böhmens. W. flüchtete damals zu K. Andreas von Ungarn; die beiden anderen mährischen Fürsten nahm Spitihnev mit sich an seinen Hof. Das traurigste Schicksal aber traf Wratislaus' Gemahlin, die in die Hände ihres Schwagers fiel und die er wol aus Rache, daß ihm ihr Gatte entkommen war, der rohen Gewalt eines böhmischen Burggrafen preisgab; später freigelassen starb sie auf der Reise zu ihrem Gemahl an den Folgen einer Frühgeburt, — „die schönste der Frauen“. W., der bei K. Andreas die freundlichste Aufnahme gefunden hatte, vermählte sich nun mit dessen Tochter Adleyta und diese innige Verbindung seines Bruders mit dem mächtigen ungarischen Hofe veranlaßte Spitihnev den gespannten Bogen wieder nachzulassen, W. zurückzurufen und ihm seinen väterlichen Besitz von

neuem einzuräumen, in dem er in den folgenden Jahren unangefochten lebte. Aus seiner Ehe mit Adleyta († 1062) entsprangen Judith und Ludmilla; Břetislaus und der jung verstorbene Wratislaus. Nach Spitihnev's frühem Tode († 1061) wurde W. Herzog von Böhmen und überließ Mähren seinen beiden jüngeren Brüdern Konrad und Otto. Seine Regierung begann er mit einer besonders für Mähren in politischer, religiöser und wirthschaftlicher Hinsicht bedeutungsvollen That: der Gründung des Olmützer Bisthums im J. 1063. Allerdings bildete sie zunächst die Ursache ernster Differenzen mit seinem Bruder Jaromir, der nach manchen Schwierigkeiten im J. 1068, wie es des Vaters Wunsch gewesen, den Prager Bischofsstuhl unter dem Namen Gebhard bestieg und die angebliche Verkürzung des Prager Bisthums bei der Entschädigung für die Abtrennung Mährens zum Anlaß nahm, um eine Wiedervereinigung beider Bisthümer zu erreichen. Gewaltthaten, die er sich in diesem Kampfe gegen den greisen ersten Olmützer Bischof Johannes und andere Personen zu Schulden kommen ließ, brachten die Angelegenheit bis vor den päpstlichen Stuhl, Gebhard wurde mehrmals excommunicirt, dann wieder eingesetzt, es entspann sich ein jahrelanger curialer Proceß, der erst auf der berühmten Fastensynode des Jahres 1075 durch das Urtheil Papst Gregor's VII. zu einem vorläufigen Abschluß gebracht wurde. An dem Bestande des selbständigen mährischen Bisthums wurde damals nicht gerüttelt. Erst nach dem Tode Bischof Johannes' († 1085) gelangte Gebhard in dessen Besitz und zwar durch eine Gunstbezeugung K. Heinrich's IV., dessen Kanzler Gebhard von 1077—1084 war, zu der aber auch Herzog W. seine Zustimmung gab. Doch in kürzester Zeit erhob sich neuer Unfriede zwischen den Brüdern, 1088 ernannte W. in seinem Kanzler Wezlo einen neuen selbständigen Olmützer Bischof und bevor noch Gebhard dazu kam gegen diese Verfügung beim Papste Klage zu führen, starb er auf der Reise dahin in Ungarn am 26. Juni 1089. — Diese inneren Wirren waren für W. umso beunruhigender, als ihm auch ernste Verwicklungen nach außen hin nicht erspart blieben und andererseits seine Regierung in eine der bewegtesten Epochen der allgemeinen und deutschen Geschichte, in die Zeit der Kämpfe zwischen König Heinrich IV. und Papst Gregor VII. fällt, in denen auch der Böhmenherzog eine sehr entschiedene Parteistellung einnahm. In erster Hinsicht war es besonders das polnische Herzogthum unter Boleslaus II. dem Kühnen, mit dem die Feindseligkeiten kein Ende nahmen. Gleich in den ersten Jahren der Regierung Wratislaus' (1061 und 1062) kam es zu einem Kriege, der sich auf schlesischem Boden vor der Burg Grätz bei Troppau abspielte; doch muß bald eine Aussöhnung erfolgt sein, da W. nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin im J. 1063 Boleslaus' Schwester Swatawa heirathete, von welcher er vier Söhne erhielt: Boleslaus, Bořivoi, Wladislaus und Soběslaus. Allein auch dieses Verwandtschaftsverhältniß hinderte den Polenherzog nicht, das Nachbarland immer wieder mit Kriegs- und Raubzügen zu überfallen, so insbesondere zwischen den Jahren 1070 und 1073, bis König Heinrich's IV. ernste Einsprache den Böhmenherzog von dieser Gefahr befreite. Der Kaiser mußte sich hiezu umso leichter entschließen, als W. einer seiner treuesten, ausdauerndsten und mächtigsten Bundesgenossen war. Von dem ungarischen Feldzug im Sommer 1074 angefangen fehlt W. mit seinen Kriegern fast bei keiner bedeutenderen Unternehmung K. Heinrich's IV.; die böhmischen Hülfstruppen waren damals nicht nur wegen ihrer Kühnheit, sondern auch zufolge ihrer Wildheit und Raubsucht in ganz Deutschland gefürchtet. Zum Danke für diese Bundesgenossenschaft und häufige Geldunterstützungen suchte Heinrich den Böhmenherzog durch bedeutende Landschenkungen zu entschädigen: er erhielt 1075 und 1076 die thüringisch-sächsische Mark zugewiesen; nur konnte er sich weder diesmal noch später in

ihrem Besitz erhalten, ebenso wenig wie es ihm gelang, sich der Mark Oesterreich zu bemächtigen, deren Eroberung und Erwerbung ihm Heinrich übertragen hatte, als Markgraf Leopold im J. 1081 von ihm abgefallen war. Ein weiteres Zeichen kaiserlicher Gunst bewies ihm Heinrich IV., indem er ihm auf einer Reichssynode in Mainz, im Frühjahre 1086 die Königskrone von Böhmen und Polen verlieh. Am 15. Juni d. J. vollzog der Erzbischof Egilbert von Trier in Prag die Salbung und Krönung Wratislaus' und seiner Gemahlin Swatawa unter seltenen Festlichkeiten und dem lauten Zuruf der begeisterten Menge: „Langes Leben, Heil und Sieg Wratislaus, dem König von Böhmen und Polen, dem Hochherzigen, Friedfertigen, dem von Gott Gekrönten!" Daß er sich damals großer Beliebtheit erfreute, beweist eine Bemerkung in einem Schreiben Erzbischof Wezilo's von Mainz an Papst Clemens anläßlich Wratislaus' Erhebung zum König, welche lautet: „Darin stimmen alle überein, daß er, wenn man ihm höhere Ehre und Gunst hätte ertheilen können, auch dieser vollauf würdig gewesen wäre". — Die letzten Jahre seines Lebens verdüstern abermals arge Zwistigkeiten mit seiner Familie, dem ältesten Sohne und Nachfolger Břetislaus, dem Bruder Konrad von Brünn und den Neffen Svatopluk und Otto, Söhnen des Olmützer Fürsten Otto, der im J. 1087 gestorben war. Indem W. diese ihres väterlichen Erbes zu Gunsten seines eigenen Zweitgeborenen Boleslaus beraubte, verwickelte er sich in einen Krieg mit Konrad, der sich der beiden Waisen annahm. Der König lagerte bereits vor der Stadt Brünn, als zwischen seinem Sohne Břetislaus und einem hohen Beamten und königlichen Günstling ein heftiger Streit entstand, der mit der Ermordung des letzteren, Namens Zderad, endete. In dieser Lage gelang es nun der Klugheit der Gemahlin des Fürsten Konrad, Hilburg, einen gefährlichen Kampf Konrad's und Břetislaus' gegen W. zu hintertreiben, ja sogar eine offene Versöhnung zwischen den Brüdern und eine scheinbare zwischen Vater und Sohn herbeizuführen. Aber das Mißtrauen zwischen den Letzteren währte fort, um so mehr als W. sich entschloß, Konrad die Nachfolge zu übertragen. Břetislaus verließ darauf mit einem sehr starken Anhang die Heimath und wartete am ungarischen Hofe den Tod seines Vaters ab, der infolge eines Jagdunfalls am 14. Januar 1092 eintrat. Wratislaus' hervorstechendster Zug ist seine Charakterfestigkeit, die sich sowol in seiner inneren als äußeren Regierungsthätigkeit kundgibt, und sie erklärt es, daß der Chronist Cosmas trotz einer gewissen Abneigung gegen diesen Fürsten von ihm rühmen mußte, daß nicht nur die hervorragenden Männer des Landes ihm ergeben waren, sondern auch das Volk mit großer Liebe an ihm hing. Unter ihm haben die beiden Länder Böhmen und Mähren in politischer Hinsicht einen Aufschwung genommen. Wratislaus' Name war in Deutschland allgemein bekannt. Eine Anzahl kirchlicher Stiftungen verdankt ihm ihre Entstehung. — Sein Nachfolger im Herzogthum war sein Bruder Konrad, der aber noch im selben Jahre 1092 starb, worauf Wratislaus' Sohn Břetislaus den Herzogsthron von Böhmen bestieg.

Cosmas. — Palacký, Gesch. von Böhmen. — Dudík, Mährens allgem. Geschichte. — Bretholz, Geschichte Mährens. Berthold Bretholz.

Wratislaw: Johann Wenzel Graf W. kam am 25. November 1669, und zwar, wie wol als ziemlich sicher anzunehmen ist, in Prag zur Welt. Er war der älteste Sohn des Kammergerichtspräsidenten und Statthalters in Böhmen, Grafen Franz Christian W., aus dessen Ehe mit der Gräfin Marie Elisabeth Waldstein. Nachdem er eine sorgfältige Erziehung genossen und seine Studien mit günstigem Erfolge zurückgelegt hatte, erwarb er im August 1690 an der Prager Universität das juridische Doctorat, und es wurde von ihm gerühmt, daß die Lehrsätze, die er hiebei vertheidigte, nicht weniger als hundert, nachdem sie

gedruckt waren, ein ansehnliches Buch füllten. Nachdem er die zu jener Zeit für die Söhne vornehmer Familien allgemein gebräuchliche Bildungsreise nach den wichtigsten europäischen Hauptstädten unternommen, trat W. im J. 1693 als Appellationsrath in Prag in den österreichischen Staatsdienst. Zwei Jahre später zur böhmischen Hofkanzlei in Wien übersetzt, wußte er sich dort rasch durch seine seltene Begabung, seinen ausgezeichneten Charakter und seinen unermüdlichen Fleiß das Vertrauen seiner Vorgesetzten in so hohem Maße zu erwerben, daß sie den Blick des Kaisers auf ihn lenkten, als es um die Erfüllung eines Auftrages von größter Wichtigkeit sich handelte. Am 1. November 1700 war König Karl II. von Spanien mit Hinterlassung eines Testamentes gestorben, in welchem er im Gegensatze zu dem unbestreitbaren Erbrechte des jüngeren Zweiges des Hauses Habsburg und zu seinen eigenen oft wiederholten Versprechungen den zweitgeborenen Enkel Ludwig's XIV. von Frankreich, den Herzog von Anjou zum alleinigen Erben all seiner Länder erklärte.

Obgleich man dieses Ereigniß schon eine Zeit lang vorhergesehen, wurde der Wiener Hof doch durch dessen Eintritt in die größte Aufregung versetzt. So tiefgehend war sie, daß sie ihn, was sonst nicht leicht geschah, zu energischen Entschlüssen trieb. Erst am 25. November war die officielle Nachricht von dem Hinscheiden des Königs von Spanien in Wien eingetroffen, und schon am selben Tage erhielt W. den Befehl, sich schleunigst nach England zu begeben und sich dort um die Beihülse Wilhelm's III. zur Geltendmachung der Ansprüche des Hauses Oesterreich auf das spanische Erbe zu bewerben. Ohne daß man gerade W. das Hauptverdienst hievon zuschreiben könnte, geschah es doch nicht ohne sein Zuthun, daß am 7. September 1701 im Haag, wohin er dem Könige von England gefolgt war, die Allianz zwischen dem Kaiser und den Seemächten gegen Frankreich abgeschlossen wurde. Unzweifelhaft sei sie, sagte der König zu W., dem er viel Zutrauen zeigte, das größte Werk, das er zeitlebens zu Stande gebracht habe.

Im December 1701 nach England zurückgekehrt, mußte dort W. schon nach wenigen Monaten das Hinscheiden Wilhelm's erleben. Um so schmerzlicher traf ihn dieses traurige Ereigniß, als er der zuversichtlichen Erwartung sich hingegeben hatte, der Unfall, von welchem der König betroffen worden, werde ohne ernstere Folgen vorübergehen. „Man kann von diesem Herrn sagen“, schrieb W. am 19. März 1702 an den Kaiser Leopold I., „daß er gelebt wie er gestorben, indem er mit eben dieser Großmüthigkeit und Gleichgültigkeit den Tod kommen gesehen, als wenn er ihn nicht selber anginge. Er hat in seinen letzten Stunden weder eine Furcht vor ihm noch ein Verlangen zum Leben gezeigt.“ Und von seiner eigenen Person redend, sagt W., „er sei unglückselig, sich bei so schweren Conjuncturen in einem durch den Todfall des Königs so verwirrten Lande zu befinden“. Aber nicht geringen Trost schöpft er aus den Versicherungen Marlborough's, zu dem er schon seit ihrem gemeinschaftlichen Verweilen im Haag die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt, auch unter der Regierung der Königin Anna werde die Politik Englands keine anderen als die bisherigen Bahnen einschlagen. Und wirklich erklärten bereits im Mai 1702 die Seemächte Frankreich den Krieg, den der Kaiser schon im Vorjahre in Italien begonnen hatte. Von nun an wurde zwischen W. und den leitenden britischen Staatsmännern, Marlborough an ihrer Spitze, das engste Einvernehmen über die zu Land und zur See gegen Frankreich ins Werk zu setzenden Kriegsunternehmungen gepflogen. Mit seinem eigenen Feuereifer wußte W. auch die Personen zu durchdringen, in deren Händen die Führung der öffentlichen Angelegenheiten Englands lag. Ja er eilte selbst nach Portsmouth, die dort zum Auslaufen bereite Flotte und die Landtruppen zu besichtigen, welche sie hinweg-

führen sollte. In angestrengtester Thätigkeit, die sich auch auf geheime Verhandlungen zur Hereinziehung des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen sowie des Königs Peter II. von Portugal in das Bündniß gegen Frankreich erstreckte, verblieb W. in London, bis er im Mai 1703 diese Stadt verließ, um einem Rufe des Kaisers nach Wien zu folgen. Hier mag er dem Zustandekommen jener überaus wichtigen Abmachungen nicht fremd geblieben sein, von denen die eine die Erbfolge im Hause Habsburg in der Art festsetzte, daß nach dem völligen Aussterben der männlichen Linie zunächst die Töchter Kaiser Leopold's I., dann diejenigen seines älteren Sohnes Joseph und erst zuletzt die weiblichen Nachkommen des Erzherzogs Karl zur Regierung gelangen sollten. Und die zweite sprach die Abtretung sämmtlicher Erbrechte Leopold's und Joseph's auf die gesammte spanische Monarchie, nur Mailand ausgenommen, an Karl aus.

Schon wenige Tage nach der feierlichen Bekräftigung dieser Abmachungen begab sich Karl, von dem Wiener Hof und dessen Verbündeten als König von Spanien anerkannt, mit großem Gefolge und in langsamen Tagereisen vorerst nach dem Haag, wo er am 3. November mit W., der ihm nach Deutschland vorangeeilt war, wieder zusammentraf. Theils die Nachricht, daß der Canal von zahlreichen französischen Schiffen durchkreuzt werde, so daß die Ansammlung einer größeren Menge englischer und holländischer Fahrzeuge zum Schutze der Ueberfahrt des jungen Königs nothwendig werde, theils beispiellos heftige Stürme verzögerten Karl's Abreise nach London in ganz unerwarteter Weise. Auch dorthin ging ihm W. nach fast zweimonatlichem Aufenthalte im Haag voraus, aber bald konnte Karl ihm folgen und nach einer für jene Zeit ungemein raschen Fahrt, die er im Geleite von nicht weniger als 62 Kriegs- und Transportschiffen zurücklegte, ging er am 6. Januar 1704 bei Portsmouth glücklich ans Land. Dort wurde er von dem Herzog von Somerset als Bevollmächtigten der Königin, von Marlborough und W. bewillkommt. Sie begleiteten ihn zur Königin Anna nach Windsor, und W. kann nicht Worte genug finden, den Jubel, mit welchem Karl auf seiner Fahrt dorthin von der massenhaft zusammengeströmten Bevölkerung begrüßt wurde, und den ungemein zuvorkommenden Empfang zu schildern, der ihm von der Seite der Königin zu theil wurde. Aber auch die Haltung und das Benehmen des jungen Königs werden von W. mit einer Herzenswärme gepriesen, die sich von den bei derlei Anläßen gewöhnlichen Lobhudeleien wohlthuend unterscheidet. Und überhaupt scheint von dem Augenblicke an, in welchem Karl sich nach Portugal einschiffte, W. aber wenigstens vor der Hand in London zurückblieb, eine Innigkeit der Beziehungen zwischen ihnen eingetreten zu sein, welche Beiden nur zur Ehre gereicht.

So lange W. noch in England verweilte, dort nun gleichfalls als Karl's Gesandter beglaubigt, bemühte er sich rastlos darauf hinzuwirken, daß von Seite der Seemächte die Kriegführung gegen Frankreich so energisch als nur immer möglich aufgenommen werde. Aber nicht nur, daß dies überhaupt geschehe, auch die Art und Weise, in der gegen den gemeinsamen Feind vorzugehen wäre, bildete für W. fortwährend den Gegenstand ernstlicher Erwägung. Unbedenklich wird für ihn das Verdienst in Anspruch genommen werden dürfen, den Plan, die Gegenden an der oberen Donau zum Kriegsschauplatze zu machen, nicht nur ersonnen, sondern ihn auch trotz anfänglicher Zögerung der englischen und der holländischen Regierung zur Annahme gebracht zu haben. Bevor er von einer ihm schon früher vom Kaiser ertheilten Erlaubniß Gebrauch machend, einer Aufforderung Marlborough's gemäß, denselben nach dem Haag begleitete, überreichte er der Königin von England eine Denkschrift, in der er die Nothwendigkeit nachwies, die Bedrängniß abzuwehren, welche durche den Einmarsch eines starken französischen Heeres

in Baiern über Kaiser und Reich zu kommen drohte. Nachdem er hierzu gemeinsam mit Marlborough das Nöthige mit den Generalstaaten verabredet hatte, eilte er nach Düsseldorf zu Johann Wilhelm, dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Schwager und treuen Anhänger Leopold's I. und von da in das Feldlager des kaiserlichen Generallieutenants Markgrafen Ludwig von Baden. Nachdem er auch diesen bereit gefunden hatte, in Allem mit Marlborough gemeinschaftlich vorzugehen, kehrte er zu dem englischen Feldherrn zurück und ließ sich durch dessen dringende Bitten bewegen, bei ihm noch länger zu verweilen. Es möge „darob sein", befahl ihm der Kaiser, „daß Marlborough die resolvirten Operationen mit Kraft vornehme und vollziehe". Daran ließ es derselbe denn auch durchaus nicht fehlen. Er wolle, hatte er schon im Haag zu W. gesagt, siegen oder sterben und darnach handelte er denn auch. Am 10. Juni 1704 traf Eugen von Savoyen, schon seit längerer Zeit mit W. innig befreundet, bei Marlborough ein, und da wenige Tage später auch der Markgraf von Baden zu ihm kam, fand unter einem Baume des Gasthauses zu Großheppach, den man auch heute noch zeigt, in Wratislaw's Gegenwart die berühmt gewordene Zusammenkunft aller drei Feldherren statt. Bald jedoch trennten sie sich wieder. Eugen begab sich nach dem Oberrhein, um dort das Commando über eine abgesonderte Armee zu übernehmen, der Markgraf von Baden aber zu seinem Heere, um es mit demjenigen Marlborough's zu vereinigen. Kaum war dies geschehen, so gelang es ihnen schon am 2. Juli, die am Schellenberge bei Donauwörth verschanzten Truppen des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern vollständig zu schlagen. Mit der Uhr in der Hand beobachtete W. den Gang der Schlacht. Der Dank für ihren glücklichen Ausgang gebührte natürlich in erster Linie den Feldherren, aber auch der eigentliche Urheber des errungenen Erfolges, W., wurde nach Gebühr gelobt. Er werde sich, schrieb ihm der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, nicht wenig gefreut haben, das glänzende Resultat der von ihm gepflogenen Verhandlung persönlich mit ansehen zu können. Denn hätte er den Anmarsch der englischen Truppen an die Donau nicht zu Wege gebracht, so würde der herausfordernde Hochmuth des Kurfürsten von Baiern wol niemals so empfindlich gedemüthigt worden sein. Auf die Schmerzensnachricht von dem Unglücksereignisse am Schellenberge eilte Max Emanuel herbei und versuchte Friedensverhandlungen mit W. anzuknüpfen, welche derselbe jedoch schon von vornherein nicht für ernstgemeint hielt; nur um Marlborough gefällig zu sein, ließ er sich auch ohne Bevollmächtigung vom Kaiserhofe auf sie ein. Mit Marlborough einigte er sich zu dem Entwurfe eines Vertrages, durch welchen dem Kurfürsten als Preis seines Uebertrittes zu den Verbündeten nicht nur völlige Amnestie, sondern auch einige Vergrößerung seines Gebietes und ansehnliche Subsidien angeboten wurden; endlich sollte ihm die Verpflichtung nicht auferlegt werden, gegen die bei ihm befindlichen französischen Truppen feindlich vorzugehen. Um auf dieser Grundlage mit W. abzuschließen, lud ihn der Kurfürst für den 14. Juli zu einer Zusammenkunft im Kloster Fürstenfeld ein, wer aber, obgleich W. sich dorthin begab, sich nicht daselbst einfand, war Max Emanuel. Im letzten Augenblicke erklärte er, der Anmarsch der Franzosen unter Tallard mache es ihm unmöglich, deren Partei zu verlassen. Durch diesen Treubruch aufs äußerste erbittert, sprachen Marlborough und W. einmüthig die Ansicht aus, der Kurfürst werde nicht nachgeben, außer unter dem Drucke der äußersten Noth. Um einen solchen herbeizuführen, schien ihnen eine Verheerung seines Landes das geeignetste Mittel, und sie hielten an diesem grausamen Gedanken auch gegen den Widerspruch des Markgrafen Ludwig fest. Aber in Wien dachte man menschlich genug, sich für die mildere Anschauung zu erklären und zu befehlen, daß der schon begonnenen Verwüstung Baierns Einhalt geschehe.

W. war es, dessen stetes Drängen die beiden Feldherren, den Markgrafen

Ludwig und Marlborough zu dem Entschlusse trieb, einer von ihnen habe die Belagerung von Ingolstadt zu unternehmen. Gern übernahm der Markgraf diese Aufgabe; er war froh, von Marlborough loszukommen, zu dem nun Eugen von Savoyen, von W. dringend herbeigerufen, mit den ihm zugewiesenen Streitkräften stieß. Bei ihm und Marlborough blieb nun auch fortan W., und er wohnte daher, so wie früher der Schlacht am Schellenberge, so nun auch der bei Höchstädt persönlich bei. Wenige Tage nach dem dort errungenen Siege begab er sich auf Wunsch Marlborough's und Eugen's zu dem Markgrafen Ludwig, um ihm eine zwischen den beiden Feldherren entstandene Differenz zur Entscheidung vorzulegen. Es handelte sich um die Vertheilung der französischen Gefangenen, und der Markgraf fällte dahin sein Urtheil, daß die Hauptperson, der Marschall Tallard, den Engländern verbleibe, hinsichtlich der übrigen möge man eine billige Vereinbarung treffen. Man weiß, welche verhängnißvollen Folgen der in Bezug auf Tallard geschehene Ausspruch nach sich zog. Für Marlborough aber bemühte sich W. die Verleihung eines deutschen Fürstenthumes vom Kaiser zu erwirken. Erst im folgenden Jahr, unter Leopold's Nachfolger Joseph drang er aus Anlaß der persönlichen Anwesenheit Marlborough's in Wien damit durch.

Nach dem Siege bei Höchstädt folgte W. den beiden Feldherren, die ihn errungen hatten und denen sich nun auch der dritte, Ludwig von Baden, zu gemeinschaftlicher Verfolgung des Feindes bereitwillig anschloß, bis an und über den Rhein. Nachdem die Verbündeten Ulm eingenommen, gingen sie vor Landau, und noch war dessen langwierige Belagerung nicht an ihr Ende gelangt, als W. in dem Hauptquartiere zu Ilbesheim, einem Dorfe westlich von Landau, am 7. November 1704 mit der Kurfürstin von Baiern, Johann Sobieski's Tochter, einen Vertrag schloß, der die Unterwerfung Baierns unter den Kaiser besiegelte. Nichts blieb der Kurfürstin und ihren Kindern übrig als das Rentamt München, in welcher Stadt sie denn auch unter dem Schutze der ihr belassenen Leibgarde noch fortan verweilte.

Nach Beendigung des Feldzuges nach Wien zurückgekehrt, legte W. als oberster Landrichter des Königreichs Böhmens den Eid in die Hände des Kaisers ab. Gleichzeitig eröffnete er mit dessen jüngerem Sohne, dem damals noch in Portugal befindlichen Könige Karl eine Correspondenz, welche nicht nur wichtige Aufschlüsse über die Geschichte der damaligen Zeit, sondern vor allem höchst interessante Beiträge zur Charakteristik der beiden Briefschreiber enthält. Immerdar zeigt sich W. als das, was der Rathgeber eines jungen Fürsten allzeit sein sollte, als ernster, ruhiger und scharfblickender Beurtheiler der in Betracht zu ziehenden Lage der Dinge. Außerdem verletzt er niemals denjenigen, zu welchem er spricht, durch Außerachtlassung des hohen Ranges, den derselbe bekleidet. Aber ebensowenig verliert er die Pflicht des älteren Freundes, auch dann nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, wo sie dem Ohre des Hörers nicht gerade schmeichelhaft klingt, auch nur einen Moment aus den Augen. Bilden somit die Briefe Wratislaw's an Karl ein anziehendes Denkmal seiner weisen Auffassung der politischen Verhältnisse, seiner Wahrheitsliebe und der Festigkeit, mit der er dieselbe auch einem dem Range nach um so viel höher Stehenden gegenüber niemals verleugnet, so können nicht minder die Antworten Karl's als ein schönes Beispiel der Art gelten, wie fürstliche Personen derlei Rathschläge aufzunehmen haben. Nie vergißt er, daß sie ihm nur zu seinem eigenen Besten ertheilt und daß sie durch nichts als durch das redliche Bestreben veranlaßt werden, ihm Nutzen zu bringen.

Schon im April 1705 unterrichtet W. den König von der sichtlichen Abnahme der geistigen und der körperlichen Kräfte des Kaisers. Gleichsam zum Troste aber fügt er hinzu, daß von der innigen Liebe des Thronfolgers Joseph

zu seinem Bruder mit Bestimmtheit erwartet werden dürfe, er werde ihn bei der Verfechtung seiner Erbansprüche noch nachdrücklicher unterstützen als der Kaiser, der mit zunehmendem Alter immer unentschlossener geworden sei, dies bisher gethan habe. Und wirklich griff Joseph nach dem Tode seines Vaters kraftvoll in die Zügel der Regierung. Für W. führte dies rasch eine wahrhaft dominirende Stellung herbei, deren er durch den Ernst und die Schärfe seiner Auffassung, durch den Freimuth seiner Kundgebungen und durch die Wärme seiner Vaterlandsliebe in ganz besonderem Maße würdig erschien. Nach außen hin fand diese Stellung ihren Ausdruck in seiner Ernennung zum böhmischen Kanzler und in seiner Zuziehung zu allen Conferenzen, die sich auf die ungarischen Angelegenheiten, auf die Berührungen mit England und Holland, endlich auf alles bezogen, was hiermit in irgend einem Zusammenhange stand. Sein Wirkungskreis wurde hierdurch gleichsam ein doppelter, indem er ebenso die inneren wie auch die äußeren Staatsgeschäfte umfaßte. In ersterer Beziehung konnte er infolge der langen Abwesenheit des obersten Kanzlers Grafen Wenzel Norbert Kinsky als eigentlicher Leiter der böhmischen Hofkanzlei gelten, und als solcher wurde er der Erbauer des schönen Palastes, in welchem heutzutage das Ministerium des Innern untergebracht ist. Aber in bei weitem höherem Maße trat in jener Zeit der kriegerischen Wirren die Thätigkeit hervor, welche W. infolge des zweiten Theiles der ihm übertragenen Aufgabe zu entwickeln berufen war. Allerdings läßt sich nicht behaupten, daß W. in allen Verhandlungen, die er zu führen hatte, ebenso vom Glücke begünstigt gewesen wäre, wie dies in seinen bisherigen mit den Seemächten der Fall war. So blieben diejenigen fruchtlos, die er am Beginn des Jahres 1706 mit den ungarischen Insurgenten pflog, und die prophetischen Worte, welche er zu Franz Rakoczy in Neuhäusel sprach, Frankreich sei das Hospital der Fürsten, welche er durch Wortbruch und Nichteinhaltung seiner Versprechungen unglücklich gemacht habe, gingen buchstäblich in Erfüllung. Kaum erfreulicher war der Ausgang der Sendung, mit welcher sich W. im Sommer 1707 zu König Karl XII. von Schweden nach Altranstädt in Sachsen begab. Schon als derselbe den Boden des deutschen Reiches betreten, hätte ihm W. dies am liebsten mit gewaffneter Hand verwehrt, aber er war mit dieser Ansicht allein geblieben im Rathe des Kaisers. Nun galt es Karl XII. in Streitsachen zu versöhnen, in denen das Unrecht sich eigentlich größtentheils auf seiner Seite befand. Aber Nachgiebigkeit gegen den König oder Kriegführung wider ihn, das war so ziemlich die Alternative, in die der Kaiserhof, der ohnehin schon durch die Kämpfe um die Erbfolge in Spanien über seine Kräfte in Anspruch genommen war, sich gedrängt sah. Ohne Zutritt zu dem Könige selbst erlangen zu können, mußte W. mit dessen Räthen verkehren, die es denn auch, ganz im Geiste ihres Gebieters handelnd, an schroffem Auftreten keineswegs fehlen ließen. Allem widerstehend, was seine Einschüchterung bezweckte, setzte jedoch W. seine Versöhnungsversuche unverdrossen fort. Er nahm hierzu die Vermittlung der Seemächte in Anspruch, aber trotz ihres guten Willens, den Kaiser aus seiner peinlichen Lage zu befreien, mußten sie ihn doch in Anbetracht der Confession ihrer eigenen Unterthanen hinsichtlich eines wichtigen Punktes im Stiche lassen, auf den man in Wien ganz außerordentlichen Werth legte. Karl XII. verlangte eine Erklärung des Kaisers, kraft deren die Wiedereinsetzung der Protestanten in Schlesien in den ihnen durch den westfälischen Frieden eingeräumten Zustand zugesichert werde. Obgleich selbst ein eifriger Katholik, rieth doch W. dringend zur Erfüllung des Begehrens des Königs. Unter den einmal obwaltenden Verhältnissen müsse er, ließ er sich dem Kaiser gegenüber vernehmen, es als dem Katholicismus weit ersprießlicher betrachten, die verlangte Erklärung abzugeben und einige protestantische Kirchen wiederherzustellen, als ganze katholische Länder

und viele hundert Gotteshäuser der Verheerung preisgegeben zu sehen. Vernünftiger Weise ging der Kaiserhof auf die dringenden Rathschläge seines Gesandten ein und am 1. September 1707 konnte W. den Vertrag unterzeichnen, durch welchen dem Hause Gottorp der Besitz des Bisthums Lübeck, der Krone Schweden für ihre reichsständischen Gebiete vorläufige Befreiung von allen Reichslasten, den Protestanten in Schlesien aber die Restitution des kirchlichen Besitzstandes vom Jahre 1648 zugesichert wurde. In seinem Begleitschreiben an den Kaiser dankte W. Gott, daß man mit diesem „wilden Menschen", wie er den König von Schweden nennt, so weit gekommen sei.

Nach Wien zurückgekehrt, widmete sich W. von den vielen Geschäften von äußerster Wichtigkeit, mit denen er fortwährend überhäuft war, keinen mit unermüdlicherem Eifer als denen, welche den auf spanischem Boden kämpfenden Sprößling des Hauses Habsburg betrafen. Da ist es denn wahrhaft rührend zu sehen, mit welcher Sorgfalt er über die Aufrechterhaltung der Einigkeit zwischen den beiden Brüdern wachte. So weitgehend die Opfer auch waren, die der Aeltere der Sache des Jüngeren brachte, so schienen sie diesem doch niemals hinreichend zu sein, und wenn er sich beikommen läßt, sich hierüber in Klagen zu ergehen, so wird er von W. zwar mit Sanftmuth und Milde, aber doch recht ernstlich zurecht gewiesen. Um Gottes Willen bitte er ihn, schrieb er ihm einmal, sein Verfahren gegen den Kaiser um so mehr zu ändern, da er dabei durchaus nicht im Recht zu sein scheine. Er möge bedenken, was der Kaiser für ihn gethan, fortwährend thue und auch noch in Zukunft thun werde, sowie daß ohne dessen fernere Mithülfe gar nichts für ihn würde geschehen können. Ebenso tadelte er ihn, daß er die Vermittlung der Königin von England in Anspruch genommen, um die Absendung des Prinzen Eugen nach Spanien zu verlangen. Er bat ihn, seine Wünsche künftighin nicht durch die Alliirten, sondern unmittelbar an den Kaiser gelangen zu lassen, der bei weitem das meiste Anrecht auf sein Vertrauen besitze. Und was die Sache selbst anging, setzte W. mit Freimuth die Gründe auseinander, in Anbetracht deren auch er sich nicht für die Reise des Prinzen nach Spanien aussprechen könne. Dem dorthin bestimmten Feldmarschall Grafen Guido Starhemberg fehle keine der Eigenschaften, welche zur Leitung der kriegerischen Unternehmungen auf der Halbinsel nothwendig seien.

Ebenso rückhaltlos unterrichtete W. den König Karl von den wichtigen Ereignissen, die sich im Laufe des Jahres 1709 am Wiener Hofe zutrugen. Dort hatte der Obersthofmeister Fürst Salm durch Kundgebung der Absicht, sich von seiner bisherigen Stellung als Premierminister freiwillig zurückzuziehen, alles in gewaltige Gährung versetzt. Zwei Parteien bildeten sich, von denen die eine den Cardinal Johann Philipp Grafen von Lamberg, Bischof von Passau, an Salm's Stelle zu bringen sich bemühte, während die andere jeder Wiederbesetzung dieses Postens widerstrebte. Eugen von Savoyen und W., durch innige Freundschaft, sowie durch Gleichheit der Gesinnung und der Bestrebungen eng miteinander verbunden, wirkten zu diesem Ende zusammen und sie erreichten auch ihr Ziel. Statt der Einsetzung eines Premierministers erfolgte die der geheimen Conferenz, der die Leitung der wichtigsten Staatsgeschäfte zugewiesen wurde. Aus sieben Mitgliedern, unter ihnen auch W., wurde sie gebildet. Nach dem Prinzen Eugen, der jedoch den größten Theil des Jahres hindurch in den Feldlagern abwesend war, erschien W. als der bei weitem Bedeutendste von ihnen. Lebhaft bedauerte er, als der Kaiser, durch höfische Intriguen hierzu veranlaßt, zu einer noch weitergehenden Vermehrung dieser schon an und für sich übergroßen Anzahl von Conferenzmitgliedern verlockt wurde. So fühlbar war der dadurch herbeigeführte Uebelstand, daß schon im folgenden Jahre die unausweichlich gewordene Reduction

eintreten mußte, infolge deren die Conferenz von nun an neben Eugen und W. nur noch drei andere Mitglieder zählte.

Von den vielen Verhandlungen, die W. in seiner neuen Stellung geradeso wie in der früheren nach allen Richtungen hin zu führen hatte, sei nur diejenige erwähnt, welche im J. 1710 zur Herbeiführung einer Beendigung der ungarischen Wirren, aber freilich noch immer fruchtlos gepflogen wurde. Schon drei Jahre früher war W. mit all dem Nachdrucke, mit dem er seine Anschauungen allzeit verfocht, dafür eingetreten, daß man sich nur ja nicht zu einer Preisgebung Siebenbürgens an Rakoczy herbeilasse und in einer Conferenz mit diesem, sowie mit den englischen und holländischen Vermittlern zu Tyrnau, erklärte er ihnen rundweg, er werde sich eher die Faust abhauen lassen als dem Kaiser hierzu rathen. Aber trotzdem man von ihm sagte, daß „die Hitze seines Eifers für den Dienst seines Kaisers sich immer auf dem Siedepunkte befinde“, wußte er doch dort, wo es Noth that, auch die wünschenwerthe Mäßigung zu bethätigen. Und um den hier und da laut gewordenen Verdacht zu widerlegen, die österreichischen Minister trachteten in ihrem eigenen Interesse die Begnadigung der ungarischen Rebellen zu hintertreiben, erklärte W. ihrem Wortführer, er werde im Falle eines Vergleiches der erste zur Zurückstellung der ihm geschenkten und von ihm theilweise schon in Besitz genommenen Güter der Familie Forgach bereit sein. Aber noch waren die Insurgenten nicht mürbe genug, um sich den vom Kaiserhofe aufgestellten Bedingungen zu fügen und erst zu Ende April 1711 kam in Szathmar der Friede mit ihnen zu Stande. Dem Kaiser Joseph I. war es jedoch nicht mehr vergönnt, sich dieses Erfolges zu erfreuen; wenige Wochen vorher, am 17. April 1711, erlag der Kaiser den Blattern.

Unbeschreiblich war die Bestürzung, welche dieses Ereigniß am Wiener Hofe hervorbrachte, und sie spiegelt in den Briefen sich wieder, die nun W. in noch weit größerer Anzahl als früher an Joseph's Bruder, den in Barcelona weilenden König Karl zu richten sich befliß. Mit gleicher Offenheit wie früher schreibt er ihm auch jetzt, spricht in rührenden Worten von dem verstorbenen Kaiser, theilt dem Könige mit, daß seine Mutter, die verwittwete Kaiserin Eleonore, einstweilen zur Regentin ernannt worden sei und fordert ihn auf, baldigst mit einem nur kleinen Gefolge und mit Zurücklassung der Spanier und der Italiener nach Deutschland herüberzukommen. Den Feldmarschall Starhemberg möge er zu seinem einstweiligen Stellvertreter in Catalonien ernennen.

Aber Karl war keineswegs gewillt, diesem aus Wien an ihn gelangenden Begehren so rasch, als man dort es wünschte und verlangte, zu entsprechen. Man dürfe, schrieb er an W., keinen Augenblick auch nur daran denken, daß Spanien dem Hause Habsburg entzogen werden könnte. Er wolle wol so bald als nur immer möglich nach Deutschland kommen, aber er dürfe auch seine Unterthanen in Spanien nicht im Stiche lassen, und wenn man schon in Wien seiner bedürfe, wo sich doch alles in geordnetem Gange befinde und tüchtige Staatsmänner vorhanden seien, die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten, so könne man leicht ermessen, um wieviel nöthiger seine Anwesenheit in Spanien sei, wo sich alles in Verwirrung und niemand befinde, der mit voller Beruhigung an die Spitze der Geschäfte gestellt werden könnte.

Den ganzen Sommer des Jahres 1711 hindurch bildete nun die Frage der Rückkehr des Königs nach Deutschland einen Hauptgegenstand des Briefwechsels, der zwischen ihm und W. geführt wurde. Dieser blieb bei seinem Drängen, das immer ungestümer wurde, und in immer drastischeren Worten seinen Ausdruck fand. „Es scheint“, schrieb er einmal dem Könige, „daß Eure Majestät gleich wie der gute Hirt im Evangelium neunundneunzig Schafe verlassen, um dem

einen irrenden nachzulaufen, damit dasselbe nicht von den Wölfen aufgezehrt werde. Allein um diese fromme Herde sind auch unterschiedliche Thiere, die da nur auf eine Gelegenheit warten, etwas zu erschnappen, und wenn diese Herde einmal sollte zerstreut werden, so würde der Hirt Mühe haben, sie wieder zusammenzubringen, wie ich wahrhaftig nicht weiß, wie es in die Länge gehen wird, wenn Eure Majestät Ihre Herausreise noch durch einige Zeit verschieben wollten". Auch Karl sah endlich die Nothwendigkeit ein, von seinen Erbländern nicht noch länger entfernt zu bleiben, aber er zauderte doch fortwährend, einen definitiven Entschluß zu fassen und ihn zur Ausführung zu bringen. Nicht früher als am 27. September 1711 schiffte er sich in Barcelona ein, dort einstweilen seine Gemahlin als Regentin zurücklassend. W. hatte diese Maßregel lebhaft bekämpft, denn nichts schien ihm für den bis dahin kinderlosen König dringender nothwendig zu sein, als einen Thronfolger zu erhalten. Aber schließlich mußte er in den Willen Karl's sich fügen, denn so viel auch sein Rath bei ihm galt, lenken ließ sich der König durch denselben in gar keiner Weise. W. wurde jedoch hierdurch keineswegs abgeschreckt, seine Meinung immer und immer wieder rückhaltlos zu sagen, und sie mit den schlagenden Gründen zu unterstützen, welche sein klares Verständniß für die Lage der Dinge ihm an die Hand gab. Schon bei den Berathungen in Mailand, wohin er mit den andern Ministern dem Könige entgegengekommen war, und in Innsbruck, wo sich Prinz Eugen gleichfalls einfand, geschah dies, am entschiedensten aber in Wien, wo W. von dem nunmehrigen Kaiser Karl VI. bald nach dessen Eintreffen zum obersten Kanzler des Königsreiches Böhmen und dadurch zum eigentlichen Verwalter der inneren Angelegenheiten seines Reiches ernannt wurde. In dieser Stellung führte W. wenn nicht die erste, so doch gewiß die entscheidendste Stimme im Rathe des Kaisers. Am untrüglichsten zeigte sich dies, als endlich infolge eines eigenthümlichen Zusammenwirkens der Ereignisse die Geltendmachung der Ansprüche des Hauses Habsburg auf die Erbfolge in Spanien als undurchführbar und jedes Opfer hierfür als nutzlos dargebracht erschien. W. war der einzige von den Räthen des Kaisers, der es unternahm, ihm die Lage der Dinge vorzustellen, wie sie wirklich war und ihm mit überzeugenden Worten zu Gemüth zu führen, daß es Unrecht sei, seine Erbländer zu Grunde zu richten, um der Verwirklichung eines Lieblingsgedankens nachzujagen, der unter so gänzlich veränderten Verhältnissen nicht mehr durchführbar erscheine. Des Kaisers heiligste Pflicht fordere es, bewies ihm W., dem Gegenstande seiner heißesten Sehnsucht, dem Besitze der spanischen Krone, zu entsagen und nicht das Blut seiner Unterthanen in einem Kampfe zu vergeuden, dessen unbefriedigender Ausgang schon jetzt mit voller Bestimmtheit vorherzusagen sei. „Tags darauf", schreibt W. an einen seiner Collegen in der Conferenz, „sprach ich noch lange Zeit über diesen Gegenstand mit dem Kaiser, und obgleich die Pille bitter ist, so sehe ich doch, daß die Einsicht es über die Neigung davontragen und er die angemessenen Entschlüsse fassen wird, wenn er, wie den Cataloniern gegenüber den Ehrenpunkt rein zu bewahren vermag und nicht zu förmlicher Entsagung verhalten werden soll".

Es liegt ein bestimmter Anhaltspunkt vor, der darauf schließen läßt, daß sich der Kaiser durch die seinen innersten Herzenswünschen widersprechenden Rathschläge Wratislaw's doch etwas verletzt fühlte. Wenigstens behauptet der venetianische Botschafter Zane, W. würde, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre, mehr der hohen Achtung des Kaisers als gerade seiner Gunst das Verbleiben in seiner hervorragenden Stellung verdankt haben. Aber seine Stimme neben der des Prinzen Eugen von Savoyen die einsichtsvollste, freimüthigste und uneigennützigste, welche im Rathe des Kaisers mitzusprechen hatte, verhallte nun bald. Ein wirkliches Unglück für Oesterreich und dessen Kaiserhaus war es, daß

W. noch in der Blüthe der Jahre — er zählte dann nur wenig über vierzig — den schweren Leiden erlag, die so lange Zeit hindurch an seiner Gesundheit genagt hatten. Ihr äußeres Kennzeichen bestand in einem so maßlosen Leibesumfange, daß ihm hierdurch jede Körperbewegung, die ihm doch sonst so nothwendig gewesen wäre, fast unmöglich gemacht wurde. Die Schwefelquellen zu Baden bei Wien hatten ihm manchmal Linderung, niemals Heilung gewährt. Noch im Frühlinge des Jahres 1712 hatte er sie gebraucht, im darauffolgenden Spätherbste aber nahm sein Leiden so überhand, daß man die Hoffnung aufgeben mußte, ihn noch länger am Leben zu erhalten. Bald konnte er das Lager nicht mehr verlassen und es wurde viel Aufhebens davon gemacht, daß während seiner Krankheit seine Vorzimmer nicht leer wurden von Personen des höchsten Adels, welche, wie es sonst nur bei Mitgliedern des Kaiserhauses geschah, sich täglich zwei Mal nach seiner Wohnung begaben, um sich bei der Dienerschaft persönlich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Das große Ansehen, in welchem W. bei Jedermann stand, und die unbegrenzte Gastfreundschaft, die er von jeher gegen den Adel geübt hatte, sollen diese ungewöhnlichen Antheilsbezeigungen veranlaßt haben.

Am 9. December kam Prinz Eugen aus dem Feldlager nach Wien und nachdem er beim Kaiser gewesen, galt sein erster Besuch dem schwer erkrankten Freunde. Er traf ihn bei voller Besinnung und unterredete sich lange Zeit mit ihm. Aber schon in der folgenden Nacht verschlimmerte sich Wratislaw's Zustand. er verfiel in heftige Fieberphantasien, die ihn nur selten mehr verließen, bis er endlich am 21. December 1712 sieben Uhr Morgens verschied. Seine Güter vermachte er letztwillig seinem Bruder, dem Malteserorden aber, dem er als Großprior von Böhmen angehörte, ein Bildniß des Kaisers Joseph I., das er von demselben zum Geschenke erhalten hatte und auch dem Prinzen Eugen, von dem er in seinem Testament sagt, „daß er stets besondere Freundschaft mit ihm gepflogen“, ein Zeichen der Erinnerung. Und gewiß hat ihn der Prinz niemals vergessen, denn er wurde ja durch dessen Tod seines einsichtsvollsten und treuesten Mitarbeiters, der Kaiser aber eines Rathgebers beraubt, den ihm keiner zu ersetzen vermochte.

Allg. hist. Lex. Leipzig 1732. Bd. IV. — Zedler's Universallex. Bd. 59. — Coxe, Memoirs of Marlborough. — Murray, Letters and dispatches of Marlborough. — Arneth, Feldmarschall Graf Guido Starhemberg. — Fiedler, Actenstücke zur Gesch. Franz Rakoczy's. — Arneth, Correspondenz König Karl's III. von Spanien mit Wratislaw. — Arneth, Prinz Eugen von Savoyen. — Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. Bd. III, IV, V, VI, VIII, IX, XI—XIV. — Noorden, Europ. Gesch. im 18. Jahrhundert. — Klopp, Der Fall des Hauses Stuart, XI—XIV. — Landau, Geschichte Karl's VI. als Königs von Spanien. — Reiches handschriftliches Material im kais. Staatsarchive zu Wien.
v. Arneth.

Wrede: Gustav Adolf von W., Reisender, war geboren am 14. Octbr. 1807 zu Münster i. Westfalen. Sein Vater nahm als preußischer Officier an den Freiheitskriegen theil, trat dann in hannöversche Dienste und wurde der Garnison von Stade zugetheilt, wohin ihn seine Familie begleitete. Der rege Schiffsverkehr, welcher hier herrschte, machte solchen Eindruck auf die Phantasie des Knaben, daß er oft den Wunsch äußerte, Matrose zu werden und die Welt zu sehen. Sein Vater, der ihn für den Soldatenstand bestimmt hatte, wollte ihm die Neigung für den Seemannsberuf austreiben und behandelte ihn deshalb mit großer Strenge, sodaß dem Knaben das Leben im Elternhause als unerträgliche Fessel erschien. Im Alter von 15 Jahren benutzte er daher eine günstige Gelegenheit, um nach Hamburg zu entfliehen. Hier wollte er sich als Schiffs-

junge anwerben lassen, doch wurde er, noch ehe er die Stadt verlassen hatte, von seinem Vater entdeckt und nach Hause zurückgebracht. Kurz darauf unternahm er einen zweiten Fluchtversuch. Diesmal gelang es ihm, sich den Nachforschungen seiner Eltern zu entziehen und ein holländisches Schiff zu erreichen, auf dem er drei Jahre lang als Matrose in verschiedenen Weltgegenden umherfuhr. Jedoch vermochte ihn der Seedienst auf die Dauer nicht zu befriedigen. Vielmehr fühlte er sich durch die rohen Sitten des Schiffsvolkes derart abgestoßen, daß er im October 1826, während das Schiff im Hafen von Smyrna lag, heimlich die Flucht ergriff. Ein gutmüthiger Kaufmann, dem er seine Lage schilderte, nahm sich seiner an und hielt ihn bis nach der Abfahrt des Schiffes verborgen. Um dieselbe Zeit rüstete sich in Smyrna der in türkischen Diensten stehende Franzose Barras zu einer diplomatischen Expedition nach Bagdad aus. W. erhielt die Erlaubniß, ihn zu begleiten, und erfuhr von ihm, daß die türkische Regierung europäische Officiere zur Ausbildung ihrer Truppen suche. Da er durch seinen Vater hinlängliche Kenntnisse vom Militärwesen besaß, stellte er sich der Pforte zur Verfügung und diente während der Jahre 1827 und 1828 als Truppeninstructeur zunächst in Diarbekr, dann in Aleppo und Kaisarieh. Als 1828 der russisch-türkische Krieg ausbrach, wurde er mit den von ihm eingeübten Truppen nach der europäischen Türkei berufen und nahm an mehreren Gefechten theil. Nach Beendigung des Krieges erhielt er seinen Abschied. Da er keine andere seinen Fähigkeiten angemessene Stellung zu finden vermochte, gerieth er in drückende Noth und kehrte deshalb mit Unterstützung einiger Freunde 1830 zu seinen Eltern zurück. Doch schon nach wenigen Monaten wurde ihm das ruhige Leben in der Heimath unerträglich. Einem Wunsche seines Vaters folgend, der ihn noch immer für den Soldatenstand gewinnen wollte, trat er in ein preußisches Artillerieregiment ein, das in seiner Geburtsstadt Münster lag. Allein das einförmige Garnisonleben fesselte seinen unsteten Sinn nur kurze Zeit. Bereits im Sommer 1832 erbat er seinen Abschied, eilte nach Frankreich und ließ sich in Marseille für die Fremdenlegion anwerben, die in Algier gegen die noch nicht unterworfenen räuberischen Kabylen kämpfen sollte. Er nahm an zahlreichen Streifzügen und Gefechten theil, zeichnete sich durch todesmuthige Tapferkeit aus und wurde mehrfach verwundet, kam jedoch stets mit dem Leben davon. Endlich befiel ihn infolge übermäßiger Anstrengungen und Entbehrungen ein langandauerndes hitziges Fieber, das ihn für den weiteren Kriegsdienst untauglich machte, so daß er 1834 seine Entlassung nachsuchen mußte. Er wurde nach Toulon zurückbefördert, fand aber hier keine passende Beschäftigung und durchwanderte deshalb, ohne irgendwo längeren Aufenthalt zu nehmen, zu Fuße unter drückenden Nahrungssorgen Südfrankreich und die Schweiz. Im Herbst 1834 hörte er, daß die griechische Regierung deutsche Officiere als Truppeninstructeure suche. Er begab sich deshalb von Marseille nach Griechenland, fand aber keine Anstellung und reiste nunmehr im Januar 1835 nach Aegypten, wo damals Mehemed Ali eine Reorganisation des Heerwesens vornahm. Er erhielt nach vielen Bemühungen eine Officiersstelle und mußte noch in demselben Jahre an einem Feldzuge Mehemed Ali's gegen einige aufständische Stämme Südarabiens theilnehmen. Er begab sich mit seinem Regiment nach Mochha, wurde aber nicht im Frontdienst verwendet, sondern nach dem Sennaar geschickt, um einige dort neugebildete Negerregimenter einzuexerciren und dann nach Yemen zu führen. Nach Erledigung dieses schwierigen Auftrags kehrte er mit längerem Urlaub nach Kairo zurück, gerieth aber hier in Streitigkeiten mit der ägyptischen Regierung und erhielt deshalb seinen Abschied. Er versuchte nun durch Handelsgeschäfte ein Vermögen zu erwerben, mit dem er nach Deutschland überzusiedeln gedachte, doch mißglückten

seine Speculationen, so daß er wiederum in große Noth gerieth. In dieser Lage kam ihm 1842 eine Aufforderung des Grafen Salm-Reifferscheid sehr gelegen, den er auf einer Wanderung durch Palästina, Syrien und Kleinasien als Führer und Dolmetscher begleiten sollte. Während dieser Reise gelangte W. zu der Ueberzeugung, daß er infolge seiner genauen Kenntniß des orientalischen Lebens wohl im Stande sein würde, der Wissenschaft als Forschungsreisender in den Ländern türkischer und arabischer Zunge wesentliche Dienste zu leisten. Er wendete sich deshalb an die Londoner Geographische Gesellschaft mit dem Ansuchen, ihm die Mittel zu einer Entdeckungsreise nach dem Sudan zu gewähren. Da er aber noch keinerlei wissenschaftliche Leistungen aufweisen konnte, erhielt er eine ablehnende Antwort. Nunmehr beschloß er, auf eigene Hand eine Wanderung durch das südliche Arabien zu unternehmen. Da er Sprache und Sitte der Bewohner von seinem früheren Aufenthalte her hinlänglich kannte, bedurfte er keiner großen Vorbereitungen. Am 11. März 1843 brach er von Kairo auf und gelangte ohne wesentliche Zwischenfälle nach Aden. Hier legte er die Tracht eines ägyptischen Moslims an, nannte sich Abd-el-Hud und gab vor, er sei durch die Fürbitte des arabischen Propheten Hud von tödtlicher Krankheit gerettet worden und habe deshalb das Gelübde gethan, dessen Grab in Hadhramaut zu besuchen, wohin bisher wegen des Fanatismus der Bevölkerung kein Europäer gelangt war. Am 21. Juni verließ er Aden auf einem arabischen Küstenfahrer und erreichte nach wenigen Tagen das Hafenstädtchen Borum. Von hier aus zog er in Begleitung eines Beduinen zunächst an der Küste hin bis Makalla, dann in nordöstlicher Richtung durch eine wasserreiche, wohl angebaute Gegend nach dem Innern. Anfangs ging die Wanderung ohne Schwierigkeiten vor sich, bald aber erhoben sich steile Gebirgsterrassen, zu denen er durch enge, tief eingefurchte Wasserrinnen emporsteigen mußte. Auf der steinigen, pflanzenarmen Hochebene angelangt, wendete er sich nach Nordwesten und erreichte nach vielen Beschwerden das prangende, dicht mit Städten und Dörfern besetzte Thal des Wadi Doan. In Choraybe, dem Hauptort der Thallandschaft, beschloß er längere Zeit zu verweilen, um wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Als er Kunde von den weiter südlich am Wadi Obne gelegenen himyaritischen Ruinen erhielt, reiste er dorthin, schrieb eine merkwürdige Inschrift ab und begab sich dann wieder nach der Küste. An dieser zog er nun in westlicher Richtung bis zum Wadi Maysaa, wendete sich dann wieder nach Norden und erreichte nach manchen Abenteuern abermals Choraybe. Von hier aus wollte er möglichst weit nach Norden vordringen, doch überzeugte er sich von der Unausführbarkeit dieses Planes, so daß er bereits bei der Stadt Cahwa unter 16° 12′ n. Br. umkehrte. Er suchte nun wieder die Küste zu erreichen, gerieth aber in der Nähe der Stadt Sayf unter einige tausend Beduinen, die zu einem Feste versammelt waren. Sie hielten ihn für einen fränkischen Spion, mißhandelten und plünderten ihn und hätten ihn gesteinigt, wenn sich nicht der Sultan der Stadt seiner erbarmt hätte. Er nahm ihm zwar sein Geld und einen Theil seiner Aufzeichnungen ab, sandte ihn dann aber unter sicherer Bedeckung direct durch die Wüste nach Makalla, wo er am 8. September 1843 eintraf. Nach kurzem Aufenthalte in Aden kehrte er gegen Ende des Jahres nach Kairo zurück. Hier begann er mit der Ausarbeitung seines Reisetagebuchs und fertigte auf Grund seiner an Ort und Stelle gemachten Aufnahmen eine Karte der von ihm durchwanderten Gegenden des Hadhramaut an. Da er aber weder ein Vermögen noch eine feste Stellung besaß, gerieth er bald wieder in Noth. Nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, Unterstützungen für eine geplante Reise nach dem Sudan zu erhalten, begab er sich 1850 nach Deutschland, um hier eine ihm zusagende Beschäftigung zu suchen. Leider war ihm das Glück

nicht günstig. Da er nach 26jährigem Aufenthalt im Orient mit den Formen europäischer Höflichkeit nicht mehr genügend vertraut war, stieß er die meisten Personen ab, deren Umgang er suchte. Er vermochte deshalb in den Gelehrtenkreisen, durch deren Einfluß er seine Lage zu verbessern hoffte, keinen festen Fuß zu fassen. Auch machte ihm sein unsteter Sinn jede regelmäßige Thätigkeit unmöglich. Als sein Gesuch um Bewilligung der nöthigen Geldmittel für eine neue Reise nach Arabien, das er an den König Friedrich Wilhelm IV. richtete, mangels hinreichender Empfehlungen abgelehnt wurde, sah er sich gezwungen, um nur sein Leben zu fristen, im October 1853 eine Stellung als Forstinspector auf den Gütern des Freiherrn v. Haxthausen in Westfalen anzunehmen. Doch auch hier kam er nicht zur Ruhe. Er gerieth in Streitigkeiten mit dem Gutsherrn und wurde bereits im Sommer 1854 entlassen. Nachdem er sich fast ein Jahr lang in der kümmerlichsten Weise durch schriftliche Arbeiten aller Art ernährt hatte, hörte er, daß in Helgoland von der englischen Regierung eine Fremdenlegion zur Verwendung im Krimkriege angeworben würde. Er begab sich sofort nach der Insel, erhielt eine Stelle als Sergeant und wurde mit seinem Bataillon nach der Türkei geführt, ohne indeß auf dem Kriegsschauplatze Verwendung zu finden. Nach Beendigung des Krieges nahm er seinen Abschied und reiste nach Constantinopel, um der türkischen Heeresverwaltung seine Dienste anzubieten. Da man seiner nicht bedurfte, mußte er sich jahrelang mit ganz untergeordneten Stellungen begnügen. Erst 1858 glückte es ihm, in der Directionskanzlei der Donauregulirungscommission Beschäftigung zu finden. Ueber seine letzten Lebensjahre ist wenig bekannt. Er starb am 15. März 1863 im Hospital zu Constantinopel an den Folgen einer Verwundung, die er sich unvorsichtigerweise mit seinem Jagdgewehr zugezogen hatte. Wrede's Reisewerk erschien erst nach seinem Tode. Eine englische Ausgabe, die er noch bei Lebzeiten veranstalten wollte, scheiterte durch den Selbstmord des Uebersetzers. Das deutsche Manuscript gab 1870 Heinrich v. Maltzan unter dem Titel „Adolf von Wrede's Reise in Hadhramaut" heraus. Mehrere kleinere Arbeiten Wrede's erschienen im Journal der Londoner und in den Bulletins der Pariser Geographischen Gesellschaft, sowie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und im Ausland.

Koner, Adolf von Wrede (Berliner Zeitschrift für Erdkunde 1871, S. 248—272). — Ausland 1872, S. 651 f.

Viktor Hantzsch.

Wrede: Heinrich von W., Erbherr auf Wredenhoff und Neuenhoff in Livland, rettete Karl IX. von Schweden mit Aufopferung seines Lebens. In der unglücklichen Schlacht bei Kirchholm (24. Sept. 1605) bot er dem Könige sein Pferd zur Flucht und bestieg selbst das weiße Roß des Königs. So den Angriff der Feinde auf sich ablenkend fiel er unter ihren Streichen. Seine Nachkommen führen das ihnen zum Gedächtniß seines Heldentodes verliehene gekrönte Roß im Wappen.

R.

Wrede: Karl Philipp Fürst von W., bairischer Heerführer, geboren zu Heidelberg am 29. April 1767, entstammt einem ursprünglich westfälischen Freiherrngeschlechte; der Großvater kam im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an den Hof des pfälzischen Kurfürsten Karl Philipp; der Vater Ferdinand Joseph war Regierungsrath und Landschreiber in Mannheim. Aus den Jugendjahren Karl Philipp's hören wir nur, daß er als Reiter, Schütze und Fechter mit den wildesten Renommisten der Alma mater zu Heidelberg wetteiferte. Noch vor Ablauf seiner Studienzeit wurde er, erst achtzehn Jahre alt, zum wirklichen Hofgerichtsrath ernannt; im nächsten Jahre trat er seine Function am Oberamt Heidelberg wirklich an. Da aber die Beschäftigung eines Beamten dem Ge-

schmacke des jungen Mannes durchaus nicht entsprach, war es ihm willkommen, daß er nach Ausbruch des Revolutionskrieges zum Civilcommissär bei dem Corps des österreichischen Feldzeugmeisters Fürsten Hohenlohe ernannt wurde und in dieser Stellung, sowie später als pfälzischer Oberlandescommissär bei der Armee Wurmser's am ersten Feldzug gegen die französische Republik theilnehmen konnte. Nach dem Friedensschluß in seine Civilstellung zurückgetreten, gerieth er infolge seines herrischen ungestümen Wesens in ernsten Conflict mit seinen Vorgesetzten; nur die Gnade des Kurfürsten bewahrte ihn vor schwerer Strafe. Bei Wiederausbruch des Krieges im Sommer 1799 litt es ihn nicht mehr in der Amtsstube; er organisirte ein pfälzisches Freiwilligencorps und erhielt das Patent eines wirklichen Obersten. Es gebrach ihm gänzlich an den zur Führung kleinerer und größerer Truppentheile erforderlichen Kenntnissen, doch seine Schule wurde der Krieg. Schon bei dem Rückzug der kaiserlichen Armee nach Ulm leistete das Bataillon Wrede's, das anfänglich an Falstaff's Rekruten erinnert hatte, von seinem Führer aber unermüdlich gedrillt und eingeübt worden war, gute Dienste; in der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden befehligte Oberst W. die zweite pfalzbairische Brigade. Nach dem Frieden von Lüneville wurde W. ein eifriger Mitarbeiter an der neuen Organisation des bairischen Heerwesens; zur Belohnung dieser Dienste wurde er 1804 zum Generallieutenant ernannt. Im Feldzuge von 1805 befehligte er die Avantgarde. Sein Name wurde im neuen Vaterlande rasch populär, als es ihm glückte, die Oesterreicher aus der Landeshauptstadt zu vertreiben. An der Schlacht bei Austerlitz hatte das bairische Corps keinen Antheil; es erwarb sich aber ein nicht unwichtiges Verdienst durch das glückliche Gefecht bei Iglau. Am Feldzuge von 1806 nahm W. wegen Krankheit nicht theil; erst im März 1807 war er so weit hergestellt, daß er sich an die Spitze der in Polen kämpfenden bairischen Division stellen konnte. Am Siege bei Pultusk (14.— 16. Mai 1807) hat er das Hauptverdienst zu beanspruchen. Auf Grund von Aeußerungen Stein's behauptete E. M. Arndt in einem 1858 veröffentlichten Memoirenfragmente, W. habe gelegentlich seiner Reise nach Polen auf Schloß Oels in Schlesien „nach Art der französischen Marschälle“ das herzogliche Silbergeschirr sich angeeignet. Obwol Arndt vom Assisengericht zu Zweibrücken nach genauer Untersuchung des Falles „wegen Verbreitung falscher, böslicher Anklagen“ zu Geld- und Freiheitsstrafen verurtheilt wurde, ging die scandalöse Notiz in viele Geschichtswerke über und wurde auch im ersten Bande von Treitschke's Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert wiederholt. Im zweiten Bande nahm jedoch Treitschke, durch eine Schrift von Adolf Erhard auf den Irrthum aufmerksam gemacht, die nur durch ein Mißverständniß hervorgerufene Anschuldigung zurück. Als ähnliche Klagen über das Verhalten der Baiern in Schlesien schon während des Krieges von dem schwedischen Gesandten in Wien, v. Düben, erhoben wurden, zog W. den Diplomaten zur Verantwortung; ein Zweikampf in Simbach nahm harmlosen Verlauf. Von Gegnern des Generals wurde übrigens behauptet, der ehrgeizige Mann habe den Handel nur vom Zaune gebrochen, um die von Napoleon und Max Joseph an ihn gerichteten schmeichelhaften Briefe in die Oeffentlichkeit zu bringen. Auch im Feldzuge des Jahres 1809 wurde W. durch sein heißes Blut in Ungelegenheiten verstrickt; nur der milden Vermittlung Max Joseph's gelang es, die zwischen W. und der französischen Kriegsleitung aufgewachsene Spannung unschädlich zu machen. Der geschickten Führung sowie der persönlichen Tapferkeit des bairischen Divisionärs wurde auch von französischer Seite Anerkennung gezollt. Nicht nur in den siegreichen Kämpfen an Inn und Abens leistete er gute Dienste, auch die Operationen in Tirol wurden, obwol sie nicht die Unterwerfung der Aufständischen herbeiführten, in militärischen Kreisen günstiger beurtheilt, als vom großen

Publicum, das nur den Mißerfolg der bairischen Waffen ins Auge faßte. Vielleicht hätte der Kampf in Tirol nicht mit so glänzendem Triumph der Landesvertheidiger abgeschlossen, wenn nicht der „Teufel im Blaurock“, wie die Tiroler ihren schneidigsten und schonungslosesten Gegner, General W., nannten, gerade in dem Augenblicke, da Ruhe und Ordnung wieder hergestellt zu sein schienen, auf den Kriegsschauplatz bei Wien abberufen worden wäre. Bei Wagram rettete die Division Wrede's das Corps Macdonald's aus gefährlicher Lage. Als W. selbst in der Schlacht verwundet wurde, ließ Napoleon dem als Ersatzmann eintretenden General Minucci sagen: „Er soll commandiren wie Wrede, dann wird er mein ganzes Vertrauen genießen!“ Im Spätherbst 1809 kämpfte W. unter dem Oberbefehl des Generals Drouet Grafen von Erlon wieder in Tirol. Diesmal konnten auch die waghalsigsten Anstrengungen der Bauernführer die überlegenen Streitkräfte der Baiern und Franzosen nicht mehr aufhalten. Am 1. November rückte W. in Innsbruck ein; am folgenden Tage erstürmte er den Berg Isel und zwang Hofer und die Seinen zur Flucht. Die Frage, weshalb der von Napoleon bisher so auffällig bevorzugte, durch Verleihung von einträglichen Lehen und Erhebung zum französischen Reichsgrafen belohnte W. nach dem Feldzuge von 1809 auf die Seite der Gegner der französischen Suprematie trat, ist verschiedenartig beurtheilt worden. Wahrscheinlich war er infolge der Erfahrungen, die er während eines längeren Aufenthaltes in Fontainebleau gesammelt hatte, zur Ueberzeugung gekommen, daß Napoleon auch die Rheinsouveränität der deutschen Rheinbundfürsten nicht mehr lange respectiren werde und daß der Größenwahn des Imperators in absehbarer Zeit den Zusammensturz der stolzen Kaisermacht herbeiführen müsse. Dazu kam, daß Napoleon im russischen Feldzuge eine gewisse Kälte gegen den bairischen General an den Tag legte, ja, nach dem Siege bei Polozk, an welchem doch W. den Löwenantheil beanspruchen konnte, ihm das Kreuz der Ehrenlegion versagte; die Ursache lag in Wrede's schroffem Verhalten gegenüber den französischen Vorgesetzten; nicht selten waren die Marschälle durch das selbständige, selbstbewußte Auftreten des deutschen Officiers ganz außer Fassung gebracht. Die kecken, weitsehenden Pläne Wrede's galten ihnen als phantastisch, aber sie hätten ernstere Würdigung verdient, denn früher, als jene Kritiker, hatte W. erkannt, welch gefährliche Wandlung bereits die Lage der großen Armee erfahren hatte, wie dringend es geboten war, durch erhöhte Anstrengungen und kühnere Unternehmungen das schwankende Gleichgewicht wieder herzustellen. Als die Baiern nach furchtbaren Kämpfen unweit Smorgoni auf die große Heerstraße gelangten, sahen sie den unaufhaltsam gegen Wilna sich fortwälzenden Strom der flüchtigen großen Armee; das traurige Beispiel mußte auch auf sie ansteckend wirken, immerhin blieb bei ihnen die Ordnung noch so weit aufrecht, daß ihnen die Ehre, aber auch die furchtbare Verantwortung beschieden war, als Nachtrab die flüchtige Armee zu decken. Die Rücksichtslosigkeit der Franzosen gegen die deutschen Kriegskameraden und wohl auch die Ueberzeuguug, daß der Untergang der Truppen mit Eintritt der kalten Jahreszeit unvermeidlich bevorstehe, hatten W. schon im October bewogen, um seine Entlassung nachzusuchen; die Bitte war selbstverständlich nicht berücksichtigt worden; auch ein zweites Gesuch blieb unbeantwortet; erst im Februar 1813, als schon fast das ganze bairische Corps und ein großer Theil der zur Ergänzung nachgeschickten Mannschaft aufgerieben waren, erhielt W. die Erlaubniß, nach Baiern zurückzukehren. Hier leitete er die zur Fortsetzung des Krieges angeordneten Rüstungen mit gewohntem Eifer, wenn auch in ihm längst der Wunsch lebendig war, es möchten diese Waffen lieber gegen den gefährlichsten Feind des Vaterlandes erhoben werden. Mit dem Oberbefehl über das neugebildete Armeecorps betraut, nahm W. am Inn

Stellung; er ließ aber weder den König, noch den französischen Gesandten in München, Grafen von Mercy-Argenteau, darüber im Unklaren, daß er allein sich gegen die Oesterreicher nicht behaupten könne, und drang auf schleunige Unterstützung durch das „Observationscorps für Baiern", das sich in Würzburg sammeln sollte. Trotzdem wurde vom französischen Hauptquartier nichts gethan, um Baiern gegen die Uebermacht Oesterreichs zu schützen. Mercy erklärt in seinen Memoiren, er habe ernstlich befürchtet, daß von Seite Wrede's ein Abfall, ähnlich demjenigen des Generals York vorbereitet werde, doch die Besorgniß habe sich als unbegründet erwiesen; der bairische Heerführer habe sich erst, als er hierzu von seinem Souverän ermächtigt worden sei, mit dem österreichischen General Frimont in Unterhandlungen eingelassen. Als aber die Annäherung Baierns an die Alliirten am Widerstand des Ministers Montgelas zu scheitern drohte, da war es Wrede's ebenso entschlossener, wie patriotischer Haltung zu danken, daß schließlich doch jener Vertrag zu Stande kam, der sich als einer der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte Baierns darstellt. W. brach am 6. October von seinem Lager am Inn nach München auf, am 7. früh kam er nach Bogenhausen, wo der König mit Montgelas in dessen Landhaus conferirte. Wrede's Vorstellungen überwanden die letzten Bedenken, der König genehmigte die Annahme der österreichischen Vorschläge. Sofort stieg der General wieder zu Pferd und ritt nach Ried in Oberösterreich, wo ihn Frimont erwartete; am 8. um 3 Uhr Morgens langte er dort an; wenige Stunden später war der bairisch-österreichische Vertrag unterzeichnet. Die Uebertragung des Oberbefehls über die am Inn stehenden Oesterreicher an W. war ein deutlicher Beweis, daß man am Wiener Hofe zur Befähigung und zum patriotischen Eifer des bairischen Heerführers Vertrauen hatte, doch wurden die drei von W. vorgelegten Operationspläne — u. a. war der etwas abenteuerliche Vorschlag gemacht, mit dem bairisch-österreichischen Corps so rasch wie möglich in Frankreich einzufallen, die Grenzfestungen zu überrumpeln und durch Streifzüge im ganzen Lande Schrecken zu verbreiten —, von Fürst Schwarzenberg verworfen, und W. erhielt die Weisung, zunächst die Mainlinie zu gewinnen und sich zum Meister der Veste Würzburg zu machen, damit im Rücken der französischen Armee eine feste Position gewonnen wäre. W. schlug, um an den Main zu gelangen, nicht die kürzeste Route ein, sondern ließ seine Truppen längs der württembergischen Grenze marschiren; es geschah, um den noch schwankenden König von Württemberg zu zwingen, endlich offen der Verbindung mit Napoleon zu entsagen, vermuthlich aber auch, um den Nachbarstaat die Ueberlegenheit Baierns fühlen zu lassen und der Bildung eines süddeutschen Bundes unter bairischer Führung vorzuarbeiten. Nicht bloß die vom militärischen Standpunkt nicht zu rechtfertigende Abschwenkung nach Westen, sondern auch die Beschießung von Würzburg (24. October 1813) wurde von der fachmännischen Kritik getadelt; nach der Schlacht bei Leipzig sei der Besitz dieses Platzes für die Verbündeten nahezu werthlos gewesen, die zur Beschießung erforderliche Zeit hätte zur Besetzung des Engpasses bei Gelnhausen oder eines anderen günstigen Punktes verwendet werden sollen &c. Jedenfalls handelte aber W. im Sinne des Hauptquartiers; er empfing von Schwarzenberg aus Anlaß der Einnahme von Würzburg überschwänglichen Glückwunsch. Auch muß zu gerechter Beurtheilung der Operationen Wrede's im Auge behalten werden, daß an ihn, der inzwischen seine Truppen über Aschaffenburg ins Hanauische vorgeschoben hatte, nur unsichere, theilweise sogar unrichtige Nachrichten über die Rückzugslinie Napoleon's gelangten. Noch am 28. October wurde er von Schwarzenberg aufmerksam gemacht, daß Napoleon höchst wahrscheinlich die Richtung über Hersfeld gegen Wetzlar eingeschlagen habe, um sich hinter die Lahn zu ziehen und dann bei Bonn oder Coblenz den Rhein

zu überschreiten. Diese Meldung bewog W., der vom österreichischen Obersten Scheibler überbrachten richtigen Nachricht, daß nicht eine vereinzelte französische Division, sondern der Haupttheil der Armee über Fulda heranrücke, keinen Glauben zu schenken. Erst das Erscheinen der Kaisergarde vor Hanau gab die Gewißheit, daß man Napoleon selbst vor sich habe. „Jetzt ist Nichts mehr zu ändern“, soll W. auf diese Meldung erwidert haben, „wir müssen als brave Soldaten unser Möglichstes thun!“ Nachdem am 28. und 29. October nur einzelne Abtheilungen gefochten hatten, nahm W. am 30., als schon die ganze Armee Napoleon's herangezogen war, in ungünstiger Stellung den Kampf auf. Er hatte mehr Infanterie als der Kaiser, dagegen verfügte dieser über eine stärkere Artillerie, und hauptsächlich dieser Ueberlegenheit hatte er den Sieg zu danken. Da es dem Kaiser darum zu thun war, den deutschen Boden so rasch wie möglich zu verlassen, wurde von Verfolgung der Baiern und Oesterreicher abgesehen. Dieser Umstand machte möglich, daß in Baiern officiell ein „Sieg bei Hanau“ gefeiert wurde. W. selbst drückte sich bescheidener aus. „Ich habe dem Kaiser“, schrieb er an Minister Rechberg, „so scharf zugesetzt, als es mir möglich war; ein Theil seiner alten Garde ist vernichtet, aber ich mußte angesichts seiner überlegenen Macht und des Mangels an Munition in unseren Reihen die Straße freigeben.“ Napoleon war über die Anmaßung, daß die Truppen seines ehemaligen Bundesgenossen ihm den Rückzug abschneiden wollten, sehr aufgebracht. Als er in Mainz mit Graf Mercy, der erst nach Bekanntwerden des Rieder Vertrags München verlassen hatte, zusammentraf, erging er sich in den härtesten Vorwürfen über Max Joseph und W. „Man hat Sie in München betrogen, das ist unwürdig. Der König von Baiern hat sich einer feigen Verrätherei schuldig gemacht. Uebrigens, es ist der Fußtritt eines Esels, aber der Löwe ist noch nicht todt. Ich kam, um ihnen ihren Wrede todtzuschlagen und über die Leiber der ganzen bairischen Armee hinwegzuziehen. Der König wird mich nächstes Jahr wiedersehen, und er soll sich daran erinnern. Er war ein kleiner Fürst, den ich groß gemacht; es ist ein großer Fürst, den ich klein machen werde.“ Napoleon's Aeußerung bezog sich auf das damals umlaufende Gerücht, W. sei an der im Kampfe um die Kinzigbrücke erhaltenen Wunde gestorben. Die Verwundung war auch eine sehr gefährliche; nur der Umstand, daß der General seit vierundzwanzig Stunden nichts zu sich genommen hatte, rettete ihn, denn die Kugel glitt an den leeren Eingeweiden vorüber, ohne sie zu beschädigen. Als er genesen war, wetteiferten die verbündeten Monarchen, den „Tapfersten“, wie Kaiser Alexander eigenhändig schrieb, mit den höchsten Orden auszuzeichnen. W. begab sich, sobald es seine Kräfte erlaubten, wieder zur Armee und betrieb mit leidenschaftlichem Eifer möglichst raschen Vormarsch über den Rhein. Wie in Rußland gegenüber den französischen Marschällen, erlaubte er sich während des Feldzugs in Frankreich gegenüber dem Fürsten v. Schwarzenberg nicht selten ein eigenmächtiges Vorgehen, das mit den Pflichten eines untergeordneten Generals nicht vereinbar war. Er unterhielt regen Briefwechsel mit Blücher und führte bittere Klage über die von Schwarzenberg beliebte Schwerfälligkeit der Operationen. Auf eigene Faust rückte er auf der Straße von Brienne vor; sein rechtzeitiges Eingreifen in die von Blücher angenommene Schlacht (1. Februar) entschied den glänzenden Sieg der Verbündeten; von Blücher und Gneisenau wurde der bedeutsame Antheil der Baiern dankbar anerkannt. Auch bei Bar und Arcis an der Aube fand W. Gelegenheit, sich auszuzeichnen; insbesondere Blücher wußte zu schätzen, daß er an W. einen mit seiner eigenen Auffassung der politischen und militärischen Lage völlig einverstandenen Bundesgenossen hatte, dessen Beistand wiederholt den Sieg über die politischen Bedenken Alexander's und die Verzagtheit Schwarzenberg's erringen ließ. Insbesondere durch sein beharrliches

Festhalten an der Idee des directen Vormarsches gegen Paris erwarb sich W. ein wichtiges Verdienst, das vom bairischen Kronprinzen Ludwig in einer Ode gefeiert wurde. Nach der Einnahme von Paris nahm W. als Vertreter Baierns an den zur Regelung der Territorialverhältnisse eingeleiteten Unterhandlungen theil. Die Memoiren des Ministers Montgelas fällen über die diplomatische Wirksamkeit Wrede's ein sehr strenges Urtheil. Nicht mit Unrecht, denn durch die Heftigkeit Wrede's, der seine Soldatennatur nie verleugnen konnte, wurde die von ihm vertheidigte Sache nicht selten geschädigt. Dies gilt auch von der Thätigkeit des inzwischen zur Belohnung seiner Dienste zum Fürsten erhobenen W. auf dem Wiener Congreß. Daß nicht dem bewährten Staatsmann Montgelas die Vertretung der bairischen Interessen in der Wiener Hofburg anvertraut wurde, hatte seinen Grund darin, daß sich der König von der Entsendung eines den verbündeten Monarchen sympathischen Kriegsgenossen besondere Vortheile versprach. Allein W. war — darin hat Montgelas unzweifelhaft Recht — nicht der Mann, eine Macht zweiten Ranges zu repräsentiren. Sein Ehrgeiz verführte ihn ohne Noth zur Einmischung in die Händel der Großmächte, und diese Zudringlichkeit hatte, wie gewöhnlich in solchen Fällen, zur Folge, daß bei dem Vergleich alle Schuld dem Zwischenträger zugeschoben wurde. Während W. während des Krieges mit den Preußen in bestem Einvernehmen gestanden und auf ihre Dankbarkeit Anspruch erworben hatte, ließ er sich in Wien von Anfang an durch Metternich gängeln und wurde dessen gefügiges Werkzeug in den wichtigsten Conflicten, ohne zur Belohnung mehr als Zugeständnisse in untergeordneten Fragen zu erreichen. Dagegen wurde von norddeutschen Publicisten und auch von Stein mit Unrecht gegen W. der Vorwurf erhoben, er habe in Wien die Bildung eines neuen Rheinbundes begünstigt. Als Herr v. Gentz ein Bündniß mit Frankreich aufs Tapet brachte, sprach sich W. gegen solche Rückwärtsbewegung aus; er betrieb sogar eifrig die Zurückforderung von Elsaß und Lothringen, freilich nur, um einen Theil des an die Rheinpfalz anstoßenden Gebietes zur Entschädigung Baierns für den Verzicht auf Heidelberg und Mannheim zu verlangen. Als die Rückkehr Napoleon's nach Frankreich die verbündeten Mächte zur Wiederaufnahme des Krieges nöthigte, wurden die bairischen Truppen unter dem Commando Wrede's mit der Deckung des linken Flügels der Armee Blücher's beauftragt. „Da ich si uf min linken Flügell weiß," schrieb Marschall Vorwärts an W., „so bin ich um meine Flanke unbesorgt, jren siegreichen Degen wird der Feind wohl wieder Empfinden." Die Baiern fanden jedoch keine Gelegenheit, an entscheidenden Kämpfen theil zu nehmen.

In den nächstfolgenden Friedensjahren, die ebenso bedeutsam für die innere Entwicklung Baierns, wie die vorhergehenden Kriegsjahre für die äußere Gestaltung, gab der Einfluß Wrede's in manchen wichtigen Fragen den Ausschlag. Im Verein mit dem Kronprinzen Ludwig gelang es ihm, den allmächtigen Minister Montgelas zu stürzen. Auch Eifersucht mag dabei im Spiele gewesen sein, doch ist die Behauptung Montgelas', W. sei nur aus niedrigem Egoismus „ein Organ der Verleumder und ein Werkzeug der Feinde des Ministeriums" geworden, unrichtig und ungerecht. W. gehörte zu der vom Kronprinzen geleiteten Partei, die in der Uebermacht des absolutistischen Ministers eine Gefahr für den Staat und in der Einführung einer Repräsentativverfassung die Rettung erblickte. Nach der Entlassung Montgelas (1. Febr. 1817) kam das Verfassungswerk rasch zu Stande. Der zum ersten Präsidenten der Kammer der Reichsräthe ernannte W. erwies sich durch Schlichtung mancher Zwistigkeiten zwischen Regierung und Kammern als aufrichtiger Volksfreund. Als die Verfassung infolge der Karlsbader Beschlüsse und der unmittelbaren Angriffe Metternich's mehr denn einmal ernstlich bedroht war, warf W. das ganze Gewicht seiner Autorität

zu Gunsten der Verfassungstreue in die Wagschale. Dagegen verfocht er in conservativem Sinne die Integrität der Armee, die durch das Sparprincip der Kammern und — seit 1825 — auch König Ludwig's I. gefährdet war. Auf den Schauplatz öffentlicher Thätigkeit wurde er — abgesehen von einer erfolglosen diplomatischen Mission nach Petersburg in Sachen der bairischen Ansprüche auf badische Landestheile — nochmals gerufen, als die Nachwirkung des Sieges der französischen Volkspartei in den Julitagen 1830 auch in der bairischen Rheinpfalz zu Tage trat und der Ausbreitung republikanischer Gelüste gesteuert werden mußte. Nach dem Hambacher Feste wurde W., auf dessen Entschlossenheit der König unbedingtes Vertrauen setzte, als „außerordentlicher Hofcommissär“ mit ansehnlicher Truppenmacht nach der Pfalz abgeordnet (26. Juni 1832). Das von Joh. Georg Wirth und Genossen erfundene Schlagwort „Baierns Alba“ ist eine lächerliche Uebertreibung. W. handhabte das polizeiliche Regiment freilich strammer, als die durch ihn ersetzten Civilcommissäre, und schritt gegen lärmende Rädelsführer mit rücksichtsloser Strenge ein, aber er erlaubte sich keine Willkür und seinen Truppen keine Zuchtlosigkeit. In einer Ansprache an die Beamten in Speier erklärte er, daß die Regierung nicht daran denke, die Verfassung anzutasten oder die freisinnigen Einrichtungen umzustürzen, und daß er selbst „für die Verfassung lebe und sterbe“. Schon im August konnte er nach wieder hergestellter Ordnung die Pfalz verlassen. Als König Ludwig 1835 zum Besuche seines Sohnes Otto nach Griechenland reiste, stellte er den Feldmarschall an die Spitze des mit der Leitung der Regierungsgeschäfte betrauten Kronrathes. „Es beruhigt mich“, schrieb der König an W., „bei meiner Abreise die Obhut über mein Reich in Ihre treuen Hände zu legen!“ In seinen letzten Lebensjahren ließ W. sich mit Vorliebe Forst- und Landwirthschaft angelegen sein und suchte die seit 1815 ihm gehörige Herrschaft Ellingen in Mittelfranken zu einem Mustergut zu gestalten. Alljährlich besuchte er das Wildbad Gastein mit günstigem Erfolge. Im Sommer 1838 kehrte er krank aus dem Bade zurück; trotzdem wohnte er den Manövern bei Augsburg bei; mit der Mahnung, an unerbittlicher Strenge im Dienste festzuhalten, nahm er Abschied von Prinz Karl von Baiern, der damals die Uebungen zu leiten hatte. Am 12. December 1838 verschied W., in Heereskreisen aufrichtig betrauert, da er zwar auf stramme Zucht gehalten, aber auch unparteiische Gerechtigkeit geübt und die Interessen von Officieren und Soldaten aufs wärmste vertreten hatte. Er zählt nicht zu den großen Feldherren, aber er war ein umsichtiger und tapferer General, der vollkommene General, wie ihn der schöpferische Feldherr zur Ausführung seiner Pläne braucht; das Lob, daß er mit den zu Gebote stehenden Mitteln fast immer das Mögliche geleistet habe, kann ihm nicht versagt werden.

Völderndorff, Kriegsgeschichte von Bayern unter König Maximilian Joseph (1816). — Riedel, Karl Ph. v. Wrede, Fürst und Feldmarschall (1844). — Tilly und Wrede; zur Feier des 8. October 1844. — Heilmann, Feldzug von 1813. Antheil der Bayern seit dem Rieder Vertrage (1857). — Heilmann, Karl Philipp Fürst von Wrede, bayr. Feldmarschall (1881). — Dörr, Die Schlacht von Hanau (1851). — Röder, Hist. Beiträge zur Schlacht bei Hanau (1863). — Gyßling, Bayern im October 1813 und die Schlacht von Hanau, in d. Allgem. Milit.-Zeitg., Jahrg. 1897, Nr. 55—58. Heigel.

Wreden: Karl Josef von W., geboren zu Mannheim im J. 1761, † zu Darmstadt im J. 1829. Er studirte die Theologie in Heidelberg und Nancy, erhielt früh ein Kanonikat in Bonn, Köln und Emmerich, war vom Jahre 1784 bis 1792 Vorleser des Kurfürsten Max Franz von Köln und Geheimer Referendar in geistlichen Sachen. Bei der Säcularisation kam er im J. 1802 nach Arnsberg mit dem dorthin übergesiedelten Domcapitel von Köln, ging auf kurze Zeit in dessen Geschäften nach Salzburg; der Landgraf von

Hessen-Darmstadt, welchem das Herzogthum Westfalen im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 zugetheilt worden war, ernannte ihn zum Mitgliede der General-Organisations-Commission, die ihren Sitz in Darmstadt hatte. Im J. 1804 wurde ihm als Geheimem Staatsreferendar im Ministerium das Referat für die katholischen Kirchen- und Schulsachen übertragen, in der Folge wurde er Geheimer Staatsrath, behielt sein Referat bei, dann auch zum Mitgliede der ersten Kammer ernannt (1820). Nachdem die Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz mit der päpstlichen Bulle Ad dominici gregis vom 11. April 1827 endlich abgeschlossen war, designirte der Großherzog ihn mit Schreiben vom 20. September 1827 zum Bischof von Mainz. Leo XII. wies in seiner nicht veröffentlichten Antwort, deren Original mir vorgelegen hat, diese Designation schroff ab, weil er (der Papst) schon als Nuntius — Card. della Genga war bekanntlich zum Nuntius in Köln 1794 ernannt, hat aber dort infolge der französischen Occupation nie gewohnt, sondern sich in Süddeutschland zu Regensburg und München aufgehalten — gewußt habe, „daß v. Wreden von nicht orthodoxer Lehre, von mehr als zulässig freien Sitten gewesen, die den Guten zum Aergerniß und öffentlich gebrandmarkt waren; er sei nach neuesten Nachrichten nicht anders geworden". Zu diesem officiellen Grunde gesellten sich offenbar zwei andere. W. war Mitglied der in Rom äußerst verhaßten Frankfurter Conferenzen gewesen und gehörte zu den rührigsten Anhängern der dort aufgestellten „Allgemeinen" Grundsätze. Hierzu kam dessen schriftstellerische Thätigkeit, die in den anonym erschienenen folgenden Schriften liegt, als deren Verfasser er allgemein bekannt war: „Geschichte der Appellationen von geistlichen Gerichten, zur Erläuterung des Art. XXII. des Embser Congresses" (Frankfurt und Leipzig 1788); „Der Besitzstand des römischen Hofes, Gesandte mit Gerichtsbarkeit in alle christlichen Kirchen und besonders in Deutschland abzuschicken, historisch untersucht und dem deutschen Publikum zur Entscheidung vorgelegt" (Bonn 1789); „Frage: Ist der Papst befugt, ohne Einwilligung der Bischöfe befugt, einem deutschen Reichsfürsten die Erlaubniß zu ertheilen, die in dessen Lande gelegenen geistlichen Güter der katholischen Geistlichkeit zu besteuern?" (o. O. 1789); „Kurze Beleuchtung der Fakultäten päpstlicher Nuntien in Deutschland" (Cöln 1789). Die Ablehnung des Papstes bewog den Großherzog, welcher den alten Mann nicht kränken mochte, die Besetzungsfrage bis zu dessen Tode ruhen zu lassen. Rom hatte seinen Zweck erreicht.

Meusel, Gel. Teutschland 8, 624. — Seibertz, Westf. Beitr. 2, 250 (besonders über die Familie). — O. Mejer, Zur Gesch. der römisch-deutschen Frage (s. Register). — Acten. v. Schulte.

Wredow: August Julius W., Bildhauer aus der Schule Rauch's, ist am 5. Juni 1804 in Brandenburg a. d. Havel als ältester Sohn eines wohlhabenden Tuchhändlers geboren. Sein Vater wurde ihm früh entrissen, aber seine ebenso sorgsame wie kluge Mutter leitete in wohlgeordneten Verhältnissen seine Erziehung vortrefflich. Die letztere erhielt er zunächst in der Saldern'schen Schule in seiner Vaterstadt, dann in der des „Lehrervereins" in Berlin. Der Vorsteher dieser Anstalt, Ludwig Cauer, der dem Zeichenunterricht besondere Aufmerksamkeit zuwandte, förderte das schon in Brandenburg beachtete Zeichentalent des Knaben und gab ihm Gelegenheit, sich mit seinem Bruder, dem nachmaligen Bildhauer Emil Cauer, auch im Modelliren und Schnitzen zu üben. Porträtbüsten der Verwandten bewährten sein Talent zur Plastik, und auf Fürsprache des Malers Eduard Magnus wurde W. 1823 in die Werkstatt Rauch's als Eleve angenommen, wo er bald selbst zur Mitarbeiterschaft an den Reliefs des Berliner Blücherdenkmals zugelassen wurde. Seine erste selbständige Arbeit zeigte sein ernstes Streben: es war die noch heute in Künstlerateliers und Akademien geschätzte Wiedergabe eines Männerkörpers ohne Haut, zum Studium

der Muskellagen und Bänder. Auch sein erstes Kunstwerk (1824), die Statue eines halblebensgroßen, verwundeten Philoktet, war eine tüchtige Arbeit, die Rauch's vollen Beifall fand. Gleichzeitig studirte der junge Eleve auf der von Schadow geleiteten Akademie. — Rauch brachte ihm zuerst nicht nur das Interesse des Lehrers, sondern auch persönliches Wohlwollen entgegen, wie das seine besonders lobenden Tagebuchnotizen über ihn beweisen. Bald aber trat eine leichte Entfremdung ein, welche wol den äußern Anlaß gab, daß W. Berlin verließ, um sich nach einem kurzen Aufenthalt in Dresden, zur Vollendung seiner Ausbildung nach Rom zu begeben (1826). Begeistert berichtet er von den dortigen ersten, unter den glücklichsten Bedingungen genossenen Eindrücken und geht eifrig an die Arbeit. Ein Grabrelief für seine kurz zuvor verstorbene Schwester, ein David und ein bogenspannender Amor blieben nur Skizzen, sein „Ganymed als Hirtenknabe“ aber sollte den jungen Künstler schnell bekannt machen. 1828 erregte das Gipsmodell in der Ausstellung auf dem Capitol in Rom ungewöhnliches Aufsehen. W. hatte einen Abguß auch auf die Berliner Kunstausstellung gesandt, aber der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. sah das Werk bei seinem Besuch im Herbst des Jahres noch in Rom und bestellte seine Ausführung in Marmor. Fast gleichzeitig wurde auch das Berliner Exemplar vom dortigen Kunstverein zur Reproduction in Bronce angekauft. Rauch teilte dies dem ehemaligen Eleven in einem ausführlichen Brief mit, in dem er, von einigen Rathschlägen abgesehen, dem Werke große Anerkennung spendet. Das war nur der werthvollste Ausdruck des allgemeinen Urtheils. Schreibt doch Rauch selbst: „Keinen Tadel habe ich darüber aussprechen hören“! In der That waren sowol die älteren Berliner Bildhauer, wie Schadow und Tieck, als auch die Studiengenossen Wredow's, Sanguinetti, Calide und Troschel, des Lobes voll. Am stolzesten aber mochte der junge Künstler wohl auf die rückhaltlose Anerkennung sein, die seine Arbeit in Rom selbst bei Thorwaldsen fand. Denn zweifellos ist dieser „Ganymed“ eines der deutschen Werke, welche der Kunst des großen Dänen am nächsten kommen. Das sehr sorgfältig aber auch sehr langsam — in zwei Jahren — ausgeführte Marmorexemplar des Kronprinzen befindet sich jetzt im Speisesaal des Schlößchens Charlottenhof bei Potsdam An Linienschönheit und an echt künstlerischer Feinheit hat W. dieses Werk selbst später nicht mehr übertroffen, und es darf noch heute innerhalb ganz anders gearteter Kunstbestrebungen der Gegenwart als eine der anziehendsten Sculpturen des deutschen Neuclassicismus gelten. Schon als Actfigur allein verkörpert dieser Ganymed das Formenideal jugendlich-weicher, knospender Schönheit, das der Kunst dieser Zeit vorschwebte, und besonders durch Thorwaldsen seine welthistorische Gestaltung gefunden hat. Der etwa fünfzehnjährige nackte Knabe ist in ungemein graziöser und doch völlig natürlicher Haltung wiedergegeben: das linke Bein Stand-, das rechte Spiel- bein, den Hirtenstab in der Rechten, wendet er das liebliche Haupt aufwärts, und hält den linken Arm, die vom Licht geblendeten Augen beschattend, empor. Er ist als zum Adler des Zeus aufblickend gedacht. In einer bekannten antiken Gruppe ist der letztere als Entführer des Knaben dargestellt — die Auffassung Wredow's aber spiegelt vortrefflich die feinsinnige Anschauung seiner Zeit. Aus dem gelockten Haupt des Knaben spricht das Vorgefühl der kommenden Seligkeit. Abgesehen von den etwas hart behandelten Haarpartieen ist auch die technische Wiedergabe vortrefflich.

Aufgaben dieser Art lagen dem Talente Wredow's am besten. Eine etwa gleichzeitig im Auftrage Ludwig's von Baiern für die Walhalla bei Regensburg gearbeitete Büste der Kaiserin Katharina II. von Rußland und die Büste einer Neapolitanerin sind für ihn minder bezeichnend, als die 1831 im Modell

vollendete Statue eines „bittenden Knaben“, deren künstlerisches Ziel W. selbst in einem Brief an Rauch dahin erläutert: „Ich habe mir außer der Einfachheit und Naturwahrheit der Bewegungen . . . auch eine ungezwungene Neuheit der Stellung zur Aufgabe gemacht“ . . . jene „treffende Naturwahrheit, die jeden Gedanken an eine andere Handlung von selbst niederschlägt“. — Die Hoffnung, auch dieses 1832 in Berlin ausgestellte Werk für den König in Marmor auszuführen, schlug fehl. Dagegen brachte ihm die nächste Arbeit ähnlicher Gattung wieder einen großen Erfolg: die 1833—35 modellirte Statue des Paris nach den Versen der Ilias:

„Ihn im Gemach jetzt fand er, die stattlichen Waffen durchforschend,
Panzer und Schild, und glättend das Horn des krummen Geschosses.“

Auf Fürsprache Alexander v. Humboldt's, des Grafen Brühl, und vor allem Rauch's wurde ihm 1837 die Marmorausführung für den König aufgetragen. Zwei Jahre zuvor war er aus Italien zurückgekehrt und begab sich nun wieder nach Carrara, von wo er 1839 neben dem „bittenden Knaben“ und dem Kopf des Paris eine jetzt im Besitz des Finanzministers Miquel befindliche Statue des „Mercur, der die in einander verbissenen Schlangen trennen will“ zur Berliner Ausstellung sandte. Der „Paris“ wurde erst 1841 in Berlin vollendet und in der „Theehalle“ der „Orangerie“ in Potsdam aufgestellt. Obgleich auch er von Rauch rückhaltlos gelobt worden ist, wirkt er heute minder glücklich, als der „Ganymed“. Den weichlichen Helden freilich hat der Künstler in seiner überlebensgroßen Statue trefflich charakterisirt; in dieser Hinsicht zeigt die Formenbehandlung ein schon fast raffinirtes Können. Aber der Gesammteindruck leidet bereits darunter, daß die Gestalt nur als Profilfigur gedacht ist. Paris ist im Begriff, den auf das linke Knie aufgestemmten Bogen mit einem Tuch zu reinigen, und dabei wendet er sich ganz nach rechts, dem Beschauer nur die Seitenansicht bietend. Dieselbe gewährt manche schöne, aber auch manche harte Linie. Der linke Fuß ist durch einen hohen Schemel gestützt, zwischen den Beinen sind die übrigen Waffen aufgeschichtet. Das hat etwas künstlich Componirtes. Vortrefflich durchgearbeitet ist vor allem der Kopf mit den schönen, aber sinnlichen Zügen. Im ganzen darf man Rauch's Urtheil, W. habe hier „die schwierige homerische Aufgabe, den Weichling mit dem Helden in einer Gestalt zu verbinden“ besser als Canova und Thorwaldsen gelöst, doch nur bedingt zustimmen. — Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. schien W. zunächst eine erfolgreiche Thätigkeit in der Heimath zu eröffnen, allein diese Hoffnung blieb schließlich unerfüllt, und zwar vorwiegend wohl durch die ablehnende Stellung Rauch's. Allerdings war dieselbe nicht unbegründet. W. hatte von Italien aus versucht, dem König eine Thonskizze zum Denkmal Friedrich's des Großen vorzuführen, obschon dasselbe bereits an Rauch vergeben war. Wie hier, so wußte W. auch nach seiner Rückkehr bei einer zweiten Aufgabe nicht den rechten Zeitpunkt zu finden, um seine schon lange vorbereiteten Pläne zur Geltung zu bringen: beim Statuenschmuck der Schloßbrücke. Nur eine der acht Marmorgruppen wurde ihm übertragen, die letzte der ganzen Reihe, welche in der antikisirenden Fassung: „Iris den siegreich Gefallenen zum Olymp emporführend“ den Heldentod versinnbildlicht. Es ist Wredow's einziges öffentlich aufgestelltes Werk in Berlin. Erst 1857, also nach dreizehn Jahren, wurde es vollendet. Wohlbedacht zeigt die Composition einen der glücklichsten Versuche der classicistischen Plastik, das Schweben darzustellen. Wie im eilenden Lauf umfaßt die Göttin den rücklings zu Boden sinkenden Helden mit der Linken, während die eine Palme emporhaltende Rechte den Flug gen Himmel andeutet. Der künstlerische Gegensatz zwischen der flatternden Gewandung der übrigens auch einem christlichen Engel nicht unähnlichen Frauengestalt und dem nackten Männerleib ist vortrefflich ausgenutzt, die Formenbehandlung tadellos.

Es kann fraglich erscheinen, ob W. auch zum monumentalen Porträtisten berufen war. Seinen Hauptwerken dieser Gattung, einer Statue Friedrich Wilhelm's III. für Stettin und einem Denkmal des Königs für Köln (1861), blieb die Ausführung versagt. Jedenfalls ist bemerkenswerth, daß er sich in seinen Skizzen, wie auch theoretisch, hier unbedingt zur Wahrung des geschichtlichen Costümes entschied. Diesen Standpunkt wollte er auch bei der ihm 1873 für die Säulenhalle des Berliner Alten Museums aufgetragenen Porträtstatue Schlüter's innehalten, aber er kam hier trotz jahrelanger Arbeit zu keinem befriedigenden Ergebniß. Nur die erste Gipsskizze blieb in der Sammlung der Kunstgewerbeschule zu Brandenburg a. H. erhalten, die Marmorstatue für das Museum wurde später dem Bildhauer Kaffsack und nach dessen Tode Max Wiese in Auftrag gegeben und von diesem ausgeführt. Wredow's Kirchenplastik steht völlig im Zeichen Thorwaldsen's; das bezeugen die colossalen Apostelfiguren, die W. 1844 im Auftrag des Kaisers Nicolaus von Rußland für die lutherische Nicolaikirche in Helsingfors entwarf und zusammen mit Schievelbein, Bläser und Berges ausführte, die aber dann, da die Zinkgüsse (1848) sich für ihre ursprüngliche Bestimmung zu schwer erwiesen, als Gipsoriginale von ihm der Katharinenkirche in seiner Heimath geschenkt wurden (1855). Eine noch weit größere Gabe sollte Brandenburg ihm später danken. Durch Erbschaft war er in den Besitz eines stattlichen Vermögens gelangt, das er mit stetig wachsender Freigebigkeit zur Dotirung einer Zeichen- und Kunstgewerbeschule in Brandenburg verwandte. Die Schule und ihre verhältnißmäßig sehr reiche Sammlung von Lehrmitteln des künstlerischen Unterrichts, eine Bibliothek, eine Kunstsammlung von Originalen und Reproductionen, ist für seine Heimath von großem Segen geworden, und hält neben seinem weitherzigen Kunstsinn und dem Andenken an seine durch Bescheidenheit und Wohlwollen besonders ausgezeichnete Persönlichkeit auch sein eigenes künstlerisches Schaffen lebendig, denn die Sammlung umfaßt eine Anzahl seiner Marmororiginale und Gipsabgüsse sowie Modelle seiner Arbeiten. W. war 1843 Mitglied der Berliner Akademie der Künste, dann Professor und Senatsmitglied geworden, aber er widmete die letzten Jahrzehnte seines langen Lebens —, er starb am 21. Januar 1891 — im wesentlichen seiner Brandenburger Schulstiftung.

Wredow's künstlerisches Lebenswerk ist quantitativ ungemein dürftig. Vielleicht hätte er eine ganz andere Bedeutung erlangt, wäre er auf den Erwerb angewiesen geblieben. Seine bedächtige, langsame Arbeitsweise war jedoch auch Naturanlage. Ihr dankt er die relativ hohe Vollendung seiner wenigen Arbeiten. Auch für W. aber ist, wie für viele andere Berliner Bildhauer dieser Epoche, die Größe Rauch's, der seiner Zeit Alles bot, was sie von ihrem Monumentalbildner forderte, verhängnißvoll geworden. W. hatte in sich einen Zug, der ihn näher mit dem Anakreontiker dieser Zeit, mit Thorwaldsen, verband, allein er wußte das nicht zum Sieg zu bringen. Aeußerlich ist er von Albert Wolff, Drake und Kiß, mit denen er die unmittelbare Beziehung zur Rauch'schen Stilweise theilte, überflügelt worden, obgleich er kein geringeres Talent besaß als sie. Die weiter führenden Bahnen der deutschen Plastik lagen aber überhaupt auf anderem Gebiet: es waren die Pfade Ernst Rietschel's.

Litt. maßgebend: Prof. Dr. Richard Lehfeld, August Wredow, Gedächtnisrede gehalten i. d. öffentl. Sitzung d. Kuratoriums der Wredow'schen Zeichenschule zu Brandenburg a. d. H. d. 20. Sept. 1891. Brandenburg 1892. Ferner die Jahresberichte der Schule, besonders von 1892 und 1893, welche die Vorträge Lehfeld's über die Gründung der Wredow'schen Zeichenschule, „die Stiftung der zwölf Apostelstatuen i. d. St. Katharinenkirche zu Brandenburg" enthalten. Vergl. ferner F. u. K. Eggers, Rauch, passim.

Alfred Gotthold Meyer.

Wreech: Louise Eleonore von W., die Erbtochter eines Sohnes des kursächsischen Generalfeldmarschalls Hans Adam v. Schöning, im Jahre 1707 geboren, seit dem 25. Mai 1723 verheirathet mit dem am 27. August 1746 zu Schönebeck verstorbenen Generallieutenant Adam Friedrich v. W., lebte, als Kronprinz Friedrich, nachmals König Friedrich II., der Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin angehörte, auf ihrem benachbarten Gute Tamsel. Der Kronprinz hat hier vom August 1731 bis zum Februar 1732 viel verkehrt und sein Verhältniß zur Schloßherrin, einer geistreichen und gebildeten, sehr schönen und lebensfrischen Frau, deren „Teint wie Rosen und Lilien“ erschien, hat Lästersüchtige zu der Schlußfolgerung verleitet, daß ihre Beziehungen nicht allein geistige gewesen seien und sich nicht auf den gesellschaftlichen Umgang beschränkt hätten. Der Verdacht ist nicht nur unerwiesen, sondern auch vollständig grundlos. Der Verkehr hörte mit des Kronprinzen Abreise von Küstrin auf. Erst nach sechsundzwanzig Jahren sah er Tamsel wieder. Es war nach der Schlacht bei Zorndorf, am 30. August 1758. Alles war verwüstet, geplündert, halb verbrannt, der Lehrer der Wreech'schen Kinder Fahndorff lag erschlagen im Park. Trotzdem war der König genöthigt dort zu fouragieren; er entschuldigte es in einem Schreiben an Frau v. W. und bemerkte dabei, daß er Auftrag gegeben habe das Genommene zu bezahlen. Diese benutzte die wiederangeknüpften Beziehungen den König mehrfach um Unterstützungen für ihre Bauern und um Darlehen für sich selbst zu bitten; der König gab aber nicht so viel, wie Frau v. W. wünschte und er selbst gern gegeben hätte, weil ihm die Mittel fehlten. Nach ihrem 1784 zu Berlin erfolgten Tode und nachdem auch ihr letzter Sohn 1795 gestorben war, ging der Besitz von Tamsel durch Verheirathung einer ihrer Töchter an einen Grafen Dönhoff, später an die Grafen Schwerin über, in deren Besitze das Gut noch jetzt ist.

Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 2. Band, 3. Aufl. Berlin 1879. B. Poten.

Wrenk: Franz W., Kupferstecher, wurde am 5. September 1766 zu Strahaim in Mähren geboren. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, wo er Schüler des als Schabkünstler ausgezeichneten Professors Johann Jacobé wurde. Später fand er eine Anstellung als Zeichenmeister an der k. k. Ingenieur-Akademie in Wien. Er starb daselbst am 1. Februar 1830. Das Werk, das W. hinterließ, beläuft sich auf eine stattliche Anzahl von Blättern, theils Bildnisse, theils Stiche nach Gemälden berühmter Meister aus älterer und neuerer Zeit. Er bevorzugte wie sein Lehrer die Technik der Schabkunst und brachte es in ihr zu hervorragenden Leistungen, die jedoch hinter denen der gleichzeitigen englischen Schabkünstler zurückstehen.

Vgl. Wurzbach LVIII, 198—200. — J. E. Wessely, Geschichte der Graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 241. — Cyr. Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens 1788—1888. Wien 1888. S. 202.

H. A. Lier.

Wrisberg: Heinrich August W., bedeutender Anatom, am 20. Juni 1739 zu St. Andreasberg auf dem Harze geboren, studirte seit 1757 in Göttingen, wo er im September 1762 Prosector wurde und im Winter 1763 infolge einer besonderen Concession die Anatomie und Physiologie öffentlich lehrte. Nachdem er im März 1764 mit der Diss. inaug. Descriptio anatomica embryonis observationibus illustrata die Doctorwürde erlangt hatte, machte er eine Gelehrtenreise durch Oesterreich, Süddeutschland, Frankreich und Holland, trat darauf in Göttingen die ihm schon im Mai 1764 übertragene außerordentliche Professur

der Medicin und Geburtshülfe an und wurde im Februar 1765 zum außerordentlichen Professor der Anatomie ernannt. Er hielt öffentliche anatomische Demonstrationen und Präparirübungen ab, las über Physiologie, Geburtshülfe, Medicina forensis, Chirurgie, Augenheilkunde und Osteologie. 1770 wurde er zum Prof. ordin. und Mitgliede der Societät der Wissenschaften und 1785 zum Hofrath ernannt. Nachdem er 44 Jahre in Göttingen gewirkt, starb er daselbst am 29. März 1808. — W., der ein trefflicher praktischer Anatom war, hat sich namentlich durch seine Untersuchungen über das sympathische Nervensystem verdient gemacht; nach ihm ist das Ganglion Wrisbergii magnum des Herzgeflechtes benannt. Außerdem war er litterarisch in hohem Grade thätig. Außer der Herausgabe der physiologischen Werke A. v. Haller's (1780), der geburtshülflichen Werke Roederer's und einer zweiten, vermehrten Ausgabe von Zinn's Descriptio oculi humani (1780), veröffentlichte er eine große Zahl von Abhandlungen in den Schriften der Göttinger Societät der Wissenschaften, von denen wir nur folgende hervorheben: „Observationes anatom. de quinto pare nervorum encephali“ (1770); „De testiculorum ex abdomine descensu“ (1777): „Observationum anat. de nervis viscerum abdom. particula I, quae de ganglio plexuque seminali agit“ (1780); „partic. II de nervis hepaticis et splenicis“ (1800); „partic. III de nervis viscerum abdominalium“ (1800—1803); „De systemate vasorum absorbente morbos vicissim et sanante“ (1789); „Obervationes anat. de corde testudinis marinae mydas dictae, collectae et cum corde humano collatae“ (1800); „Gedanken und Beobachtungen über die Brüche, besonders über die Leistenbrüche“ (Loder's Journal, Bd. I, 1797); „Experimenta et observationes anatomicae de utero gravido, tubis, ovariis et corpore luteo quorundam animalium cum iisdem partibus in homine collatis.“

J. L. Pütter, Versuch einer academ. Gelehrten-Geschichte von der Georg Augustus-Universität zu Göttingen. Bd. 1, 1765, S. 190; Bd. 2, 1788, S. 142; Bd. 3, 1820, S. 72. — Waldeyer, Biograph. Lexikon der hervorragenden Aerzte. Bd. 6. Wien 1888. S. 334. E. Gurlt.

Wsselinx: Wilhelm W. (spr. Uesselinx), niederländischer Publicist, wurde 1567 in Antwerpen geboren. Seine damals schon zum Calvinismus übergetretene Familie gehörte dem Kaufmannsstande an und er selbst wurde als junger Mann nach Spanien, Portugal und den Azoren geschickt, woselbst er als Factor (Agent und Vorsteher eines Comptoirs auswärtiger Firmen) mehrere Jahre verblieb. Er erwarb sich hier nicht allein ein bedeutendes Vermögen, sondern auch eine außerordentliche Kenntniß des spanischen und portugiesischen Handels und Colonialwesens, namentlich in Amerika. Um das Jahr 1591 kehrte er nach Europa zurück und scheint sich in Middelburg, in Seeland oder in Amsterdam niedergelassen zu haben. Wenigstens wird er dann und wann als Amsterdamer Kaufmann bezeichnet, wenn es auch ungewiß ist, ob er selber ein Handelsgeschäft besaß. Denn er lebte und webte in Entwürfen wie, durch Zerstörung der spanischen Colonialmacht und des spanischen Handels, die Säulen, auf welchen die spanische Weltmacht beruhte, umgestürzt werden könnten, was zugleich dem von ihm tödtlich gehaßten Katholicismus einen schweren Schlag zuziehen würde. Er meinte, diesen Zweck am ehesten zu erreichen durch Gründung von europäischen Niederlassungen an den amerikanischen Küsten, namentlich an der Nordküste Südamerikas, in Venezuela und Guyana. In den zahlreichen Denkschriften und Broschüren, in welchen er seine Ideen ausarbeitete, zeigte er eine so klare und tiefe Einsicht, namentlich in die Verhältnisse zwischen Colonien und Mutterland, wie wol keiner seiner Zeitgenossen. Selbst das leuchtete ihm schon ein, daß Sclavenarbeit nie so productiv werden könne, als die freier an den Früchten ihrer Arbeit interessirter Menschen, welche ihre ganze Intelligenz

und ihr ganzes Herz ihrer Arbeit widmen. Auch erklärte er unumwunden, der Vortheil außereuropäischer Colonien liege keinesfalls in ihrem Reichthum an edeln Metallen, sondern in der massenhaften und billigen Production von Waaren, welche auf dem europäischen Markt hohe Preise erzielen könnten. Dazu versprach er sich allen Beistand von den Eingeborenen, welche er sich als ziemlich civilisirt und theilweise noch in fortwährendem Kampf gegen die Spanier vorgestellt zu haben scheint, wie er denn auch überhaupt von den Zuständen des inneren südamerikanischen Festlandes, von der Möglichkeit von dessen Besiedelung durch europäische Colonisten und von der Arbeitsfähigkeit der Weißen in jenem Klima sonderbare Vorstellungen besaß. Wollte er doch im tropischen Südamerika (auch Brasilien zog er später in den Kreis der zu besiedelnden Länder) zu Stande bringen, was nur in Nordamerika mit Erfolg geschehen ist! Der Handel mit jenen Colonien würde seines Erachtens nicht allein alle Kosten decken, sondern auch sowohl dem Staat (durch die von den Waaren zu erhebenden Zölle) wie den Einwohnern colossale Vortheile gewähren. Ein so gewaltiges Unternehmen könnte natürlich nur von einer über ein enormes Capital disponirenden Gesellschaft unternommen werden, welcher eine Anzahl Vorrechte ausschließlich vorbehalten würden und welche, weil die Spanier sich der Verwirklichung dieser Pläne nach Kräften widersetzen würden, berechtigt sein müßte. Krieg zu führen und dazu mit staatlichen Befugnissen ausgerüstet wäre. Der Kampf gegen dieselbe würde, meinte er, die Kräfte Spaniens derartig in Anspruch nehmen, daß sie den Krieg in den Niederlanden nur lässig führen könnten, ja vielleicht zum Frieden gezwungen würden, während der spanische Handel völlig ruinirt würde und wahrscheinlich auch die Eroberung Quito's und Peru's den Spaniern den Besitz der Gold- und Silberminen entreißen würde, wie denn überhaupt die sämmtlichen amerikanischen Colonien Spaniens zuletzt verfallen oder dem Mutterlande entrissen werden sollten. In jenen Jahren des beispiellosen Aufschwungs des niederländischen Handels fanden solche Entwürfe lebhafte Zustimmung, und als die ostindische Compagnie 1603 zu Stande gekommen war, schien die Errichtung einer westindischen kaum schwierig. Capital gab es genug und nicht weniger Leute, welche dieses Capital in einem derartigen Unternehmen anlegen wollten. Auch die leitenden Persönlichkeiten in der Regierung, Oldenbarnevelt an der Spitze, waren demselben keineswegs abhold. So schien um das Jahr 1606 das Zustandekommen einer westindischen Gesellschaft gesichert. Allein es zeigte sich schon damals, daß diejenigen, welche Usselinx' Pläne am eifrigsten befürworteten, im Grunde doch etwas anderes bezweckten als U. Sie wünschten namentlich eine Gesellschaft, welche die spanische Macht und den spanischen Handel zerstörte: nicht die friedliche Colonisation und die massenhafte Production, sondern Krieg und der Erwerb von Kriegsbeute stand bei ihnen im Vordergrund. So kam es, daß 1608, als eben die Friedensverhandlung mit Spanien anfing, noch nichts fertig war. Und jetzt wollte die Friedenspartei, mit dem Advocaten an der Spitze, die Unterhandlung nicht verderben durch Ausführung eines Entwurfs, dessen Kunde schon dazu beigetragen hätte, die Spanier zur Beschleunigung derselben anzutreiben, weil sie durch diese eben dasselbe zu hintertreiben hofften. So kam es, daß Oldenbarnevelt den anhaltenden Bemühungen Usselinx' nur ein wenig geneigtes Ohr lieh, während U., der schon längst in allen nicht streng reformirten Protestanten, wie er selber einer war, Crypto-Katholiken und Verräther des Landes und der Religion erblickte, sich jetzt an die Spitze von dessen contramonstrantischen Gegnern stellte. Allein ohne Holland war für ihn nichts zu erreichen. Denn ohne Hollands Zustimmung konnte keine westindische Gesellschaft zu Stande kommen und fürs erste stand Holland unter des Advocaten Einfluß. Der zwölfjährige Stillstand kam zu Stande und wenn auch U. seine Pläne

darum nicht fallen ließ und mit Gutheißung Moritz von Oranien's umherreiste, für eine mehr nach seinen Ideen als nach denen der Kriegspartei gebildete westindische Gesellschaft Anhänger zu werben und sich auch wiederholt an die Generalstaaten und die Staaten von Holland wandte, so wurde doch nichts daraus. Die politisch-religiösen Kämpfe nahmen unter den mit jedem Jahre verwickelteren europäischen Verhältnissen alle Gedanken der Politiker ein. W. hatte sich unterdessen an dem den damaligen Verhältnissen nach bedeutenden Unternehmen der Trockenlegung des Beemster, eines der nordholländischen seeartigen Binnengewässer, betheiligt und dort sein Vermögen in einer Landwirthschaft, welche mehr als 500 Morgen umfaßte, angelegt. Er selber hatte sich dort angesiedelt. Allein, sei es, daß er nur einen geringeren Theil seiner Kräfte diesem Geschäfte widmete, denn er arbeitete noch immer für seine große Unternehmung, sei es, daß er wirklich kein Praktiker war: er machte in wenigen Jahren vollständig banquerott und blieb, nachdem er auch einen Proceß darüber in letzter Instanz verloren hatte, nur mit großer Noth vor dem Schuldgefängniß bewahrt. Nur unter dem Schutz von speciellen Freigeleitbriefen der Staaten konnte er in Holland auf freien Füßen bleiben. Kein Wunder, daß er erbittert wurde und von jetzt an auch eine Belohnung für seine Arbeit forderte, als dieselbe endlich ihr Ziel zu erreichen schien. Denn 1618 war Oldenbarnevelt gefallen, ein Jahr später hingerichtet. Wsselinx' Gönner herrschten jetzt in den Staaten von Holland und der Stillstand nahte sich dem Ende. Wenn irgend ein Moment, so war jetzt ein günstiger für die Errichtung der westindischen Compagnie. Und wirklich, im J. 1621 kam dieselbe, mit allen erdenklichen Vorrechten ausgerüstet, zu Stande, jedoch ohne Wsselinx' Mitwirkung, ja, seinen Ansichten schnurstracks entgegen. Denn das Ziel der neuen Handelsgesellschaft war in erster Reihe Krieg — keine friedliche Colonisation und nur nebenbei friedlicher Handel. Und auch die Organisation derselben war ganz anders, als W. sie gewünscht, der namentlich den Theilhabern Einfluß auf die Verwaltung einräumen wollte und durchaus nicht jene kaum controllirbare Herrschaft der von denselben fast völlig unabhängigen Verwaltungsbehörde. Und das geschah in für W. fast beleidigenden Formen. Früher hatte man seine Entwürfe neben denen der zur Prüfung derselben ernannten Delegirten den Staaten vorgelegt, jetzt wurden die seinen ebenso rücksichtslos bei Seite geschoben, wie seine Proteste. Man behandelte ihn überhaupt in der letzten Zeit als einen lästigen Projectenmacher, als einen Theoretiker, dessen Ideen zwar öfter Beachtung verdienten, jedoch nur anderen dienlich sein könnten. Seine Arbeit war vergebens gewesen. W. war tief erbittert; die eigenen Gesinnungsgenossen hatten ihn noch schlechter behandelt als Oldenbarnevelt, und wenn vorher seine offen zur Schau getragene Vorliebe für seine engeren südniederländischen Landsleute und seine geringe Beachtung der speciell holländischen Interessen vielleicht manchen Aerger erregt hatte, so hatte er doch in seinen späteren zahlreichen Denkschriften Angriffe unterlassen. Doch der unbeugsame Mann ließ den Muth nicht sinken. Wenn die Landsleute ihn verwarfen, wandte er sich an das Ausland. Bei dem jungen König von Schweden hoffte er Eingang für seine Entwürfe zu finden. Und in der That, Gustav Adolf hörte seine Auseinandersetzungen nicht allein mit bewundernswerther Geduld an, er rühmt sich, einmal sechs Stunden hintereinander geredet zu haben, sondern er ging eifrig auf seine Pläne ein. Nur zwei Dinge fehlten: Geld und Menschen. Und so kam W. in Schweden nicht rascher vorwärts als in Holland, wenn auch Oxenstjerna sich seiner aufs wärmste annahm. Und bald kamen die Zeiten, daß der König in ganz anderen Entwürfen lebte und seine ganze Aufmerksamkeit den deutschen Dingen zuwandte. Doch eben in Deutschland hoffte W. jetzt Unterstützung und Capital zu finden und zugleich versuchte er ein Zu-

sammenwirken der Niederländer und Schweden mit den protestantischen Norddeutschen zur Bekämpfung Spaniens und zur Gründung seiner Ansiedelungen und seiner Handelsgesellschaft zu Stande zu bringen. Mit wahrhaft erstaunlichem Eifer reiste der jetzt alternde Mann umher, seine Denkschriften wurden zum Theil umgearbeitet und den Umständen angepaßt, gesammelt und unter dem Titel „Argonautica Gustaviana“ 1633 in Frankfurt am Main herausgegeben, wie auch mehrere seiner Schriften damals in Heilbronn erschienen. Von Gustav Adolf bevollmächtigt, wandte er sich aufs neue an die Staaten. Doch er wurde überall mehr oder weniger höflich abgewiesen. Als der König gefallen und Oxenstjerna ihm nur geringen Beistand verleihen konnte, wandte man ihm auch in Schweden den Rücken. Die einzige reelle Frucht seiner Arbeit war die Gründung Neu-Schwedens am Delaware im J. 1636, und diese fand ohne ihn unter Führung Peter Minnewit's statt. Freilich es war nur eine sehr klägliche Frucht. Von jetzt an trieb er sich ruhelos als ein abenteuerlicher Projectenmacher, den jedermann sich vom Halse zu schieben versuchte, umher. Noch in den vierziger Jahren schickte er Eingaben an die Generalstaaten, mit, wie er schrieb, von Alter und Kälte erstarrten Fingern. Denn er war völlig ruinirt und scheint sogar Mangel gelitten zu haben. Doch alles ohne Erfolg. Im J. 1647 ist er achtzigjährig gestorben, man weiß nicht einmal wo und wie. Das war das klägliche Ende eines Mannes, den sein Biograph nicht ansteht, den Ferdinand de Lesseps des siebzehnten Jahrhunderts zu nennen, ohne, als er das schrieb, zu ahnen, daß auch diesem ein fast eben so trauriges Ende bevorstand. Und freilich an Großartigkeit der Entwürfe, an Genialität und Unermüdlichkeit stand W. dem grand français nicht nach. Nur ist es ihm nie gelungen, seinen Namen mit irgend einem positiven Resultat zu verbinden. Doch waren seine Ideen durchaus nicht unpraktisch, namentlich, wenn er das, was er in Südamerika zu Stande zu bringen verhoffte, im Norden versucht hätte.

Eine vollständige fast allzu umständliche, mit außerordentlicher Sorgfalt und Sachkenntniß geschriebene Biographie Usselinx' hat 1887 J. Franklin Jameson unter dem Titel Willem Usselinx, founder of the dutch and swedish Westindia Companies in den Werken der American Historical Association herausgegeben. Sie enthält eine vollständige Bibliographie aller gedruckten und ungedruckten Schriften Usselinx' und benutzt alles, was irgendwo über ihn geschrieben ist. Vgl. weiter van Rees, Geschiedenis der Staathuishoudkunde in Nederland, Bd. II, unter dem Titel Geschiedenis der koloniale Politiek van de Republiek der Vereenigde Nederlanden), wo ein interessantes Capitel dem genialen Manne und seinen Beziehungen zur Gründung der westindischen Gesellschaft gewidmet ist. Auch Friedrich Kapp hat in der Historischen Zeitschrift (Bd. 15) in einem Aufsatz über Peter Minnewitt dem W. völlig Recht widerfahren lassen. Vgl. auch meine Besprechung der Arbeit Jameson's in der Hist. Zeitschrift, Bd. 62. P. L. Müller.

Wucherer: Gustav Friedrich W., Mathematiker und Physiker, geboren am 24. Januar 1780 in Karlsruhe, † am 5. April 1843 ebendaselbst, Sohn von Wilhelm Friedrich W. (19. I. 1743—21. VII. 1816), welcher bis 1807 als Professor der Mathematik am Karlsruher Gymnasium lehrte, dann Vorlesungen an der Universität Freiburg hielt, während des Karlsruher Aufenthaltes auch Mitglied der obersten evangelischen Kirchenbehörde war. W. erbte alle Neigungen seines Vaters, durch den er in den Schuljahren seine Vorbildung erhielt. Er bezog 1799 die Universität Tübingen, um Theologie zu studiren, hörte aber auch die mathematischen und physikalischen Vorlesungen von Pfleiderer (s. A. D. B. XXV, 678) und Bohnenberger (III, 81—82). Nach im J. 1802 bestandener Prüfung fand er in Karlsruhe Verwendung im kirchlichen und Schul-

dienste, wo gerade eine Lücke auszufüllen war. 1807 erhielt W. die Pfarrei Rusheim bei Karlsruhe, aber noch bevor er die erste Quartalbesoldung zu erhalten hatte, wurde er in eine weit wichtigere Stellung versetzt. Freiburg, die bisherige Hauptstadt von Vorder-Oesterreich, war unter dem Großherzog Karl Friedrich von Baden mit dessen Landen vereinigt worden. Eine evangelische Gemeinde entstand in der alten Bischofsstadt und ein Seelsorger mußte an deren Spitze treten, mußte zugleich von solcher geistigen Bedeutung sich erweisen, daß er in der katholischen Universitätsstadt keine untergeordnete Rolle spielte. Zu dieser Stellung wurde W., obgleich erst 27 Jahre alt, auserſehen. Man ernannte ihn zum evangelischen Stadt- und Universitätsprediger in Freiburg und verpflichtete ihn zugleich zu Vorlesungen über Physik. W. trat in die Doppelstellung ein. Seine Eltern begleiteten ihn bei der Uebersiedelung und starben beide in seinem Hause. Ein physikalisches Cabinet war damals in Freiburg so gut wie nicht vorhanden, und was da war, das war durch Verwahrlosung unbrauchbar geworden. Ersatzstücke wurden aus den Klöstern Salem, St. Blasien, St. Peter herbeigeschafft, hergestellt, catalogisirt, und dazu sowie zu den Vorlesungsversuchen standen jährlich 75 Gulden (nicht ganz 130 Mk.) zu Wucherer's Verfügung. Er leistete mit diesen geringen Mitteln das Mögliche und ersetzte durch fesselnden Vortrag, was er an Versuchen ersparen mußte. 1813 brachte W. die Ernennung zum ordentlichen Professor der Physik und Technologie, während seine Pfarrstellung unverändert blieb, von welcher er erst 1818 und auf vieles Bitten enthoben wurde. Inzwischen hatte W. sich um die Universität, der er angehörte, sehr große Verdienste erworben. Gegen Ende des Jahres 1816 ging das Gerücht von der drohenden Auflösung der Universität Freiburg. Professor Schaffroth, der damalige Prorector, wurde in Begleitung von W. nach Karlsruhe geschickt, um den Streich abzuwenden. Wochenlang nicht vorgelassen, erhielten sie endlich durch Vermittelung der Markgräfin Amalie eine Audienz, bei deren nicht leicht zugänglichem Sohne, Großherzog Karl, der sich dahin aussprach, man werde es wohl beim Alten bewenden lassen müssen. Das war ein Trost, aber ein schlechter, denn ein Bewendenlassen beim Alten, das hieß die erledigten Lehrstellen nicht neu besetzen, keinerlei neue Aufwendungen machen, die Hochschule zu Grunde gehen lassen. W. wurde für das Studienjahr 1817 bis 1818 zum Prorector gewählt. Eine neue Eingabe an die Staatsregierung wurde entworfen, W. nach Karlsruhe abgesandt, Vertreter der städtischen Behörden Freiburgs begleiteten ihn, abermals wirkte Markgräfin Amalie im Sinne der Abordnung, und nun war die Universität endgiltig gerettet. In Freiburg herrschte großer Jubel, der die vorhandenen Schranken zwischen Bürger- und Professorenkreisen niederwarf; W. insbesondere war der Mann des Tages. Er benutzte seine Volksthümlichkeit zur Begründung eines Polytechnischen Institutes aus Privatmitteln, welches er vier Jahre hindurch selbst erhielt und erst 1822 kam er um eine Staatsunterstützung von 3000 Gulden (etwa 5143 Mk.) ein. Inzwischen war Böckmann (s. A. D. B. II, 788) im Juni 1821 gestorben und W. an dessen Stelle als Professor der Physik berufen worden. Der Uebergang von der Universität an ein Gymnasium wurde durch eine damit verbundene Gehaltserhöhung aufgewogen, und W. entschloß sich zur Uebersiedelung nach Karlsruhe. Von dem Augenblicke an, daß W. Freiburg verließ, ging es mit dem Polytechnischen Institute abwärts. Es schlief ein. Aber in Regierungskreisen hatte man doch einsehen gelernt, was eine solche Anstalt, wenn gut geleitet und ausgestattet, zu leisten vermöge, und man beschloß die Gründung eines Polytechnikums in Karlsruhe. Hatte man doch in W. eine Persönlichkeit zur Hand, der ähnliches schon einmal ins Leben gerufen hatte. Er wurde mit der Entwerfung der Satzungen betraut und ihm die Direction der am 1. December 1825 eröffneten neuen Landesanstalt

übertragen. Seit 1823 kränkelte aber W. anhaltend, und das mochte die natürliche Reizbarkeit seines Charakters noch verschärfen. Eine ohne sein Wissen getroffene Satzungsänderung, derzufolge in der Leitung des Polytechnikums ein jährlicher Wechsel stattfinden und der Director durch das Lehrercollegium gewählt werden sollte, erbitterte W. aufs tiefste und rief jahrelangen Kampf zwischen ihm und der Anstalt beziehungsweise der Staatsbehörde hervor, welcher 1834 mit einem Stellentausche zwischen W. und Seeber (s. A. D. B. XXXIII, 565 bis 566) endigte. Letzterer ging an das Karlsruher Polytechnikum über, ersterer erhielt neuerdings die Freiburger Professur der Physik. Als solcher war er thätig bis ein Ende 1841 erlittener Schlaganfall seine Leistungsfähigkeit hemmte. Gelähmt kehrte er im August 1842 nach seiner Vaterstadt Karlsruhe zurück, die Geisteskräfte nahmen langsam aber stetig ab. Ein achtmonatliches Hinwelken leitete seinen Tod ein. W. war ein vorzüglicher Organisator, ein beliebter Lehrer. Seine schriftstellerische Thätigkeit war fruchtbar, ohne die Wissenschaft sonderlich zu fördern.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, 21. Jahrg. 1843, Th. I, 257—277. — Poggendorff, Biogr.-litterar. Handwörterbuch II, 1371—1372. — Badische Biographien, herausgegeben von Fr. v. Weech II, 522. Cantor.

Wucherer: Matthäus Ludwig W. war während der ersten sechs Jahrzehnte unseres Jahrhunderts einer der angesehensten und verdientesten Bürger der Stadt Halle an der Saale, eine überaus gediegene Persönlichkeit, die zu den wackersten Trägern des Geistes gehört hat, auf dem der Aufschwung der Jahre 1813 bis 15 so wesentlich beruhte. M. L. Wucherer war der Sohn eines schwäbischen Vaters, Karl W., der, Abkömmling einer Predigerfamilie in der Gegend von Cannstadt, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Halle eingewandert war, hier eine große Fabrik von Golgas und ähnlichen Wollwaaren angelegt und mit Erfolg betrieben, endlich auch den Titel eines Kammerraths erlangt hatte. Der alte Wucherer war ein echter Sohn des 18. Jahrhunderts: ein sehr rühriger Geschäftsmann und verständiger Wohlthäter der zahlreichen Armen der Stadt, huldigte er nach Art seiner Zeit und namentlich auch der Stadt, der er jetzt angehörte, der Aufklärung jener Tage und unterlag dem mächtigen Einfluß, den zuerst der seit 1779 in Halle angesiedelte Dr. Karl Friedrich Bahrdt auf ihn wie auf so viele Hallenser auszuüben vermocht hat. Durch Heirath erwarb Karl W. ein Grundstück von gewaltigem Umfang, Große Ulrichstraße 73 (jetzt 55), auf dessen innern Theilen die ausgedehnten Gebäude standen, die den Zwecken seiner Fabrik dienten. Besonders charakteristisch war außer anderm (diese Erinnerung sei dem Verfasser dieses Aufsatzes gestattet, der als Knabe 14 Jahre lang in dem Hause wohnte) auf dem weiten Hofe eine Verbindung von drei concentrisch über einander aufsteigenden mächtigen Wasserbecken aus Stein. In diesem stattlichen, aus dem Anfange des 17. Jahrh. stammenden Patricierhause wurde dem alten W. am 30. Mai 1790 von seiner zweiten Frau Karoline Elisabeth, geb. Lauer Matthäus Ludwig als jüngstes Kind unter 4 Geschwistern geboren.

Die Ausbildung des früh reifenden Kindes lag in den denkbar besten Händen: schon seit seinem fünften Jahre wurde er mit zu der Gruppe von Knaben gesellt, die der berühmte Pädagoge August Hermann Niemeyer zu einer von ihm selbst und seiner Frau geleiteten, für seine beiden ältesten Söhne gebildeten, Privatschule (seit 1784) vereinigt hatte. Seit Ostern 1800 aber wurde W. Schüler des unmittelbar von Niemeyer verwalteten k. Pädagogiums der Francke'schen Stiftungen. Der junge W. wollte ursprünglich Medicin studieren: als aber 1802 unerwartet ein älterer Bruder starb, mußte der Knabe auf Wunsch des Vaters seinen Bildungsgang ändern und sich fortan zum späteren Fabrikherrn

und Kaufmann ausbilden. Dies geschah vorzugsweise in Breslau, und zwar in dem großen Handelshause Fröbus u. Comp., an welches W. durch G. Freytag's berühmten Roman „Soll und Haben" sich später lebhaft erinnert fühlte. Da auch der Vater am 12. April 1804 starb, übernahm einstweilen die Mutter die Leitung der Hallischen Fabrik und erst 1812 trat der Sohn an deren Spitze, nicht ohne durch die Kriegsnöthe jener Zeit und durch die Continentalsperre schwer bedrängt zu werden. Nicht lange konnte er jedoch die Arbeiten des friedlichen Verkehrs ununterbrochen betreiben. Als ein feuriger preußischer Patriot hatte er bereits das tiefe Mißtrauen der westfälischen Behörden in Halle auf sich gelenkt: so trug er sich zu Anfang des Jahres 1813 mit verwegenen Plänen zur Entzündung von Aufständen im Saalkreise und in Mannsfeld. Endlich zog er es aber vor, im März 1813 nach Schlesien zu eilen, wo er dann in Lützow's Freicorps als Reiter bei der zweiten Schwadron eintrat — damals eine hohe, echt kriegerische Erscheinung, die erst in den letzten 15 Jahren seines Lebens durch zu große Fülle merklich verändert wurde. Als im Verlaufe des Krieges die Preußen vorübergehend (seit Anfang April 1813) Halle zu besetzen vermochten, erschien auch W. in seiner Vaterstadt, wo er mit Albrecht Meckel (wie vorher schon Theodor Körner) neue Theilnehmer für den Kampf um das Vaterland warb. Da (29. April) die Stadt vorläufig wieder aufgegeben werden mußte, kehrte W. zu seinem Corps zurück. Er konnte natürlich nicht hindern, daß jetzt in Halle sein Vermögen unter Sequester gestellt wurde. Dagegen entging er durch die Annahme des Namens Teltow der Gefahr als westfälischer Unterthan kriegsgerichtlich hingerichtet zu werden, als er in dem Ueberfalle bei Kitzen (17. Juni) schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth. In das französische Officiershospital in Leipzig gebracht, sollte er nach seiner Genesung als Kriegsgefangener sofort nach Frankreich geführt werden, es glückte ihm aber, ebenso wie L. von Mühlenfels, in Gelnhausen zu entweichen und nach Heidelberg zu flüchten. Hier bot ihm eine deutschgesinnte Dame, eine Freundin seiner Familie, die Mittel, um über Baiern, Prag und Schlesien zuerst wieder Berlin zu erreichen. Nach der Siegesschlacht bei Leipzig eilte er nach Halle, wo er den auf seinem Vermögen ruhenden Sequester aufhob. Dann aber trat er im November 1813 als Lieutenant in das sog. Elb-National-Husarenregiment ein: hier hat er sich, namentlich am 1. April 1814, in den Kämpfen mit der französischen Besatzung von Magdeburg sehr rühmlich bewährt. Im J. 1815 finden wir ihn wieder als Adjutanten bei dem seiner Familie verwandten General von Müffling, an dessen Seite er die Schlacht von Waterloo bestand. Ihm fiel an diesem Tage der schwere Ritt zu, der ihn mit wichtigen Aufträgen dem zur Unterstützung Wellington's herbeieilenden General Blücher entgegenführte. Nachher in Paris hatte er an Müffling's, des Gouverneurs der französischen Hauptstadt, Seite viel mitzuarbeiten bei der Auswahl der durch die Franzosen geraubten, nach Deutschland zurückzuführenden Kunstwerke. Nach Abschluß des ganzen Krieges ist W. (4. Oct. 1817) Premierlieutenant bei der Landwehr geblieben, endlich am 14. Sept. 1829 als Rittmeister verabschiedet worden. Noch längere Jahre dagegen hat er in seiner Heimath die patriotischen Erinnerungsfeste der Freiwilligen des Befreiungskrieges mitgefeiert.

Nicht lange nach seiner Rückkehr zu den Arbeiten des Friedens begann aber die rüstige und erfolgreiche Thätigkeit des unermüdlich rührigen und weitblickenden Mannes für das Gemeinwohl und die Wiederherstellung des damals gänzlich zu Grunde gerichteten Wohlstandes seiner Stadt. Für seine Person hat er seine eigene Fabrik, deren Erzeugnisse bis nach New-York und Mexico gingen, wieder zu hoher Blüthe gebracht, zugleich auch anderweitige kaufmännische Unternehmungen mit Erfolg betrieben. Der Verwaltung seiner Stadt gehörte er von 1818 bis

1853 an. Im J. 1818 wurde er in den damals nach Abschaffung der westfälischen Formen nach preußischem Muster umgebildeten Magistrat durch Wahl des Gemeinderaths als unbesoldeter Stadtrath berufen, gleichzeitig wurde ihm die (besoldete) Arbeit als Kämmerer überwiesen. So blieb es bis 1829. Als nachher 1831 die revidierte preußische Städteordnung auch in Halle eingeführt wurde, ist W. seit 1832 wieder unbesoldeter Stadtrath geworden: erst die zähe Kränklichkeit, die seine späteren Jahre trübte, bewog ihn 1853 aus diesem Amte zu scheiden.

In dieser Stellung hat nun W. durch die erheblichen Dienste, die er der Stadt leistete, sich einen hochgeachteten Namen erworben. Er gehörte zu den Männern, die mit Einsicht und rastlosem Eifer sich bemühten, der in den schweren Jahren 1806 bis 1817 ungebührlich hart heimgesuchten Stadt Halle neue Quellen des bürgerlichen Wohlstandes zu öffnen. Seit 1817 wirkte er mit Glück als Mitglied einer bis 1829 bestehenden Commission, der es oblag, die seit 1806 erwachsenen schweren Kriegsschulden zu tilgen, was denn auch bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts glücklich durchgeführt wurde. W., ein auch persönlich sehr wohlthätiger Mann, ist vorzugsweise bei der verständigen Neuordnung der städtischen Armenpflege, bei der Bekämpfung der durch wiederholte Zeiten harter Theuerung und verheerende Seuchen veranlaßten neuen Nothstände thätig gewesen. Noch erfolgreicher war sein Wirken bei neuen Unternehmungen zur Hebung der fast vollständig verfallenen Industrie und des Handelsverkehrs von Halle. So u. a. bei der großen Zuckerfabrik am Hospitalplatz. Ganz besondere Verdienste erwarb sich W., als es galt, die alten Verkehrsstraßen, die Halle berühren, zu Eisenbahnen auszubauen. In der Gegenwart beruht ein sehr wesentlicher Theil der neuen Blüthe dieser Stadt auf dem Umstande, daß sie einer der wichtigsten Knotenpunkte des norddeutschen Eisenbahnsystems geworden ist. Daß das geschehen konnte, ist hauptsächlich Wucherer's Werk. Als die Anlage der zweiten großen Eisenbahn im nordöstlichen Deutschland, von Magdeburg nach Leipzig, in der Vorbereitung war, bemühte sich u. a. namentlich der sonst als ein ausgezeichneter Mann berühmte Oberbürgermeister Francke in Magdeburg — derselbe der bis dahin mit Erfolg die in den Berliner entscheidenden Kreisen bestehenden Vorurtheile gegen die Eisenbahnen bekämpft hatte — die Stadt Halle von der unmittelbaren Verbindung mit jener geraden Linie auszuschließen und wollte ihr nur den Anschluß durch eine kümmerliche Zweigbahn zugestehen. W. war es, der durch geschicktes Aufbieten seines ganzen Einflusses in Berlin und durch persönliches Eintreten bei dem ihm sehr geneigten Könige (im J. 1836) jenen verwerflichen Bestrebungen die Spitze abgebrochen hat. Weiter hat W. mit Eifer die Anlage der großen von Halle ausgehenden thüringischen Bahn gefördert, in deren Verwaltungsrath er bis zum J. 1849 seinen Platz einnahm. Er vor allen wies auch beständig auf die Nothwendigkeit hin, Halle mit Hof und mit Kassel durch Schienenwege zu verbinden.

Wucherer's und seiner Mitstrebenden Arbeiten trugen allmählich ihre Früchte. Wie ihm bereits 1841 die Veranstaltung der ersten Gewerbeausstellung der Provinz Sachsen in Halle möglich wurde, so konnte W. 1844 die Hallische Handelskammer ins Leben rufen, an deren Spitze er bis 1849 gestanden hat. Daneben aber bewährte er sich auch als Pfleger geistiger Interessen. War er auf der einen Seite von 1832 bis 1858 Vorsteher des Kirchencollegiums an der städtischen Haupt- (Marien) kirche, so erfreuten sich auf der andern die Künste seiner ganz besonderen Förderung. Unter seiner Mitwirkung entstand 1834 der Hallische Kunstverein, der namentlich die periodische Ausstellung von Gemälden sich zur Aufgabe stellte. Ebenso 1836 die Actiengesellschaft, die ein neues (jetzt durch ein neueres verdrängtes) Schauspielhaus erbaute. Endlich hat er auch

(1856) den Verein ins Leben gerufen, durch dessen Wirken die Stadt in den Besitz eines würdigen Standbildes ihres großen Sohnes, des Tondichters Händel, (1859) auf dem Markte gelangt ist. W. blieb bis 1859 Cassenführer dieses Vereins.

Seiner politischen Stellung nach gehörte W. zu der Partei, die später die altliberale genannt worden ist; er ist auch 1849 für kurze Zeit Vertreter der Stadt in der damals neu gebildeten Ersten Kammer gewesen. Die vielseitige Thätigkeit Wucherer's, die auch am 19. Febr. 1845 durch den Titel eines Geh. Commerzienrathes geehrt wurde, fand zu allen Zeiten bei seinen Mitbürgern gebührende Anerkennung. Als er endlich aus seinen Aemtern schied, überreichten ihm (12. April 1854) die städtischen Behörden eine Bürgerkrone und ernannten ihn zum Stadt-Aeltesten. W. hat diese Ehrung auch noch 7 Jahre lang überlebt. Bereits war die Frau, mit der er seit dem 22. Mai 1817 in glücklicher (freilich kinderloser) Ehe gelebt hatte, Emilie geb. Wentzel (Tochter des Amtsraths Wentzel zu Brachwitz) ihm im Tode vorangegangen, da ist er selbst nach längerem Leiden infolge der Wassersucht am 15. December 1861 gestorben. Sein großer schöner Garten auf der Nordwestseite der Stadt, den W. mit vielem Geschmack gepflegt hatte, in der nach ihm benannten Wuchererstraße, wurde bald nachher (1862/63) Mittelpunkt der großartigen neuen an die Universität angeschlossenen landwirthschaftlichen Lehranstalt.

Hauptsächlich nach persönlichen Erinnerungen und Mittheilungen der Verwandten. S. auch Wucherer's Bericht über die Affaire bei Kitzen, Hall. Tageblatt von 1863 Nr. 120—122. — F. v. Jagwitz, Gesch. d. Lützow'schen Freikorps. Berlin 1892. G. F. Hertzberg.

Wüger: Gabriel W., Benedictinerpater und Maler, mit seinem weltlichen Vornamen Jakob genannt, wurde im J. 1829 zu Teckborn am Untersee im Kanton Thurgau als Sohn calvinischen Eltern geboren. Er genoß eine fröhliche Jugendzeit und entwickelte schon als Kind eine große Liebhaberei für das Zeichnen. Sein Wunsch war es, Porträtmaler zu werden, doch wurde er, da die Malerei seinem Vater als eine brotlose Kunst erschien, nach Neuville auf das Gymnasium geschickt, um sich dort durch das Erlernen der französischen Sprache für den Handelsstand vorzubereiten. Ein Zeichenlehrer in Neuville erkannte indessen seine künstlerischen Fähigkeiten, ertheilte ihm Privatunterricht und bestärkte ihn in seinem Entschluß, Maler zu werden. Der Vater gab endlich nach, und im J. 1847 bezog W. die Akademie in München, an der er den regelmäßigen, vorgeschriebenen Studiengang durchmachte und sich durch erstaunlichen Eifer und Ernst auszeichnete. Einer seiner ersten Entwürfe, die er für den von Kaulbach geleiteten Componirverein anfertigte, war eine große Federzeichnung, die Jakob darstellte, wie er den blutigen Rock seines Sohnes Joseph erblickt. „An dramatischer Kraft, an Tiefe des Ausdrucks und Kernigkeit der Zeichnung übertraf er hier alles, was er bisher geleistet hatte. Er hat wol diese Kraft und Frische später nie mehr erreicht, außer etwa in dem zwölf Jahre später entstandenen Tell. Die Gestalten waren wie vom Knochen heraus gezeichnet, die Anatomie bis in die innersten Fasern verfolgt, das Gesetz der Falten nicht weniger streng durchgeführt.“ Wüger's letzte Arbeit für den Componirverein war eine figurenreiche Darstellung des Triumphzuges des ägyptischen Joseph. Als er mit ihr nicht recht zu Stande kam, trat er aus dem Componirverein aus und schloß sich der damals in München, im Gegensatz zur Akademie aufgekommenen Schule Verdellé's an, der ein feines coloristisches Talent besaß und vortreffliche Studien nach der Natur zu malen verstand. W. machte nun selbst die sorgfältigsten Naturstudien, begeisterte sich für Kunst der Renaissance und suchte sich die fortgeschrittene Technik der neueren Franzosen und Belgier anzueignen. Nebenbei aber fuhr er fort, sich im Componiren weiter zu üben und wählte für seine

Versuche meist Stoffe aus der Bibel, aus Dichtern und aus der Mythologie. Nachdem er vier Jahre lang in Verdellé's Schule thätig gewesen war, fing er an, ein großes Gemälde zu entwerfen, dessen Gegenstand Kain's Brudermord bildete. Er arbeitete etwa zwei Jahre mit größtem Fleiß an diesem Werk und war schon deshalb schwer enttäuscht, als sein Bild bei der Ausstellung im Münchener Kunstverein von der Kritik mit Spott behandelt wurde und dieser Spott sich gerade gegen den Ernst seines Strebens richtete. Ueber diesen Mißerfolg verstimmt, wandte er sich im J. 1857 nach Dresden, wo er in der Galerie weitere Studien nach Veronese, Rubens und anderen Meistern machte. Nach München zurückgekehrt, malte er ein „Gretchen vor der Madonna“ und hatte das Glück, dieses Bild auf der Ausstellung von 1858 zu verkaufen. Hierauf besuchte er die Seinigen in Steckborn und hielt sich bei ihnen längere Zeit auf, um verschiedene Porträts von Familienmitgliedern in Kohle zu zeichnen und ein Selbstporträt in Oel zu vollenden. Im Anfang des Jahres 1860 siedelte er nach Nürnberg über. Sein erstes dort entstandenes Werk war eine „Loreley“ in ein Drittel Lebensgröße mit entsprechender Landschaft. Das Bild wurde vom Münchener Kunstverein zur Verloosung im J. 1862 angekauft. Hierauf folgten zwei Fahnenbilder „St. Joseph“ und „Albrecht Dürer als Jüngling in der Werkstatt“. Um diese Zeit fällt auch sein erster Versuch in der Wandmalerei. Er erhielt den Auftrag, für das Schloß Gleishamer „die Wege der Vorsehung“ nach Schwind's Bilderbogen als Fries in Temperafarben auszuführen und einige eigene ergänzende Compositionen hinzuzufügen. Von seinen sonstigen Arbeiten aus der Nürnberger Zeit werden hervorgehoben eine Zeichnung, die Gertrud von Werth bei ihrem aufs Rad geflochtenen Gemahl wachend zeigt, und Entwürfe zu Faust, Egmont, der Braut von Messina, Genovefa, ferner die Gestalten des Glaubens, St. Heinrich und St. Kunigunde. Im December 1862 reiste er mit einem Freunde nach Italien und blieb vorerst in Florenz, wo ihm der Maler Cassioli einen Platz in seinem Studio im Palazzo dei Pazzi einräumte. Hier entstand eine seiner besten Arbeiten, die Federzeichnung: „Tell rettet den Baumgarten über den tobenden See, Landenbergische Reiter prallen am Ufer ab.“ In Rom, wohin er im Sommer 1863 übersiedelte, fügte er seinem Cyklus von Bildern aus der Schweizergeschichte noch weitere vier Cartons hinzu: die Schlacht bei Morgarten, zwei Blätter, dann Kaiser Albrecht's Tod und Staufacher mit seinem Weibe. Der Aufenthalt in Rom und die Bekanntschaft mit katholischen Berufsgenossen bestimmten ihn, seinen calvinischen Glauben aufzugeben und am Feste der unbefleckten Empfängniß in der Capelle der Liguorianer das katholische Glaubensbekenntniß abzulegen. Infolge dieses Uebertritts ertheilten ihm die Ligorianer den Auftrag, für den Papst Pius IX. eine Copie der neu aufgefundenen alten Gnadenbildes in S. Maria del perpetuo soccorso anzufertigen. Bald darauf lieferte er drei Altarbilder für die Schweiz: eine Madonna nach Bichwyl, sowie einen heiligen Mauritius und Pancratius. Auch versuchte er sich als Bildnißmaler und erregte mit dem Porträt eines mecklenburgischen Edelmanns in Berlin Aufsehen. Durch einen Freund wurde ihm dann die malerische Ausschmückung der Mauruscapelle im Kloster Beuron an der Donau übertragen. Nachdem er im Winter 1868 in Rom gemeinsam mit seinem Schüler Fridolin Steiner die Compositionen für die Bemalung der Capelle entworfen hatte, begab er sich mit Steiner nach Beuron, wo er in den Sommern der Jahre 1868 und 1869 die Fresken ausführte und außerdem die Außenwände eines klösterlichen Wohnhauses neben der Capelle St. Maurus im Felde mit Bildern versah. Auf diese Weise legte er den Grund zu der Beuroner Kunstschule, die sich rasch und glänzend entwickeln sollte. Nach Vollendung seiner Arbeiten nahm W. im Herbste 1870 als P. Gabriel das Ordenskleid der Benedictiner von Beuron und sein Schüler Fridolin

Steiner folgte ihm als P. Lucas nach. Die durch diese beiden Männer und einen dritten Freund ins Leben gerufene klösterliche Kunstschule versah zunächst im Kloster Beuron Kirche und Haus reichlich mit Bildern, schmückte dann die Konradicapelle im Dome zu Constanz mit Fresken aus und stellte das älteste Kloster St. Benedict's Monte Cassino mit Hülfe aller drei bildenden Künste wieder her, um schließlich mit der vollständigen Bemalung der gothischen Kirche von Emaus in Prag und mit den Stationsbildern der Marienkirche in Stuttgart ihre Thätigkeit vorläufig abzuschließen. An dieser langen Reihe von Schöpfungen, durch die sich allmählich ein neuer kirchlicher Stil bildete, war W. auf das lebhafteste betheiligt. Seine letzte Arbeit galt der Vollendung der Cartons für die St. Martinscapelle in Monte Cassino, wo er an innerer Verblutung am 31. Mai 1893 starb und beerdigt wurde.

Nach einem Artikel in den Historisch-politischen Bättern für das katholische Deutschland. München 1895. Bd. 116, S. 473—489 und S. 549—562, mit dem zu vergleichen die Würdigung der Leistungen der Beuroner Malerschule in Bd. 106, S. 321, 343 und 417—430. — Zeitschrift für christliche Kunst. Düsseldorf 1890. III, 269—275. — Die Künstler aller Zeiten und Völker. 4. Bd. Nachträge seit 1857. Bearbeitet von A. Seubert. Stuttgart 1870, S. 463. H. A. Lier.

Wulf: Christian de W. (oder Wolf), s. **Lupus**, Bd. 19, S. 651—653.

Wulfen: Franz Xaver Freiherr v. W., katholischer Geistlicher, Professor der Physik, Mathematik und Philosophie, geboren zu Belgrad am 5. November 1728, † zu Klagenfurt am 16. März 1805. Der Freiherrlich v. Wulfen'schen, von der Insel Rügen stammenden Familie angehörig, trat der Vater Xaver Wulfen's in den österreichischen Militärdienst und rückte bis zum Feldmarschalllieutenant auf. Aufs sorgfältigste im elterlichen Hause erzogen, erhielt W. den vorbereitenden Unterricht auf dem Gymnasium in Kaschau in Oberungarn und trat am 14. October 1745 mit 17 Jahren in den Orden der Gesellschaft Jesu als Novize in Wien ein. Hier zeichnete er sich durch Fleiß und besondere Begabung für Mathematik und Philosophie aus. Bereits 1755 lehrte er am Gymnasium zu Görz die Grammatik der classischen Sprachen und im folgenden Jahre dieselbe Disciplin an der Theresianischen Ritterakademie zu Wien. Später trug er in Görz und Laibach Mathematik und Philosophie vor und wurde 1763 zum Priester ordinirt. Darauf kam er nach Klagenfurt, trat 1769 nach vierzehnjähriger Thätigkeit im Lehramt von demselben zurück und wirkte nur noch als Seelsorger, hochverehrt von allen Schichten der Bevölkerung in aufopferungsvoller Thätigkeit bis zu seinem Tode. Nach kurzer Krankheit starb er an einer Lungenentzündung im 77. Lebensjahre. Neben seiner priesterlichen Thätigkeit widmete W. seine Mußestunden den Naturwissenschaften, für welche er auch litterarisch thätig war. Ein Schüler Linné's, dem er persönlich nahe stand, und befreundet mit Männern wie Scopoli, Haller, Hedwig und Schreber, war W. ein eifriger Pflanzensammler. Seine floristischen Studien, die im Druck erschienen, zeichnen sich durch gute Beobachtung und treffende Beschreibungen aus. Mit besonderem Erfolge bearbeitete er die Flechten, die er noch als eine Abtheilung der Algen ansah. Die Ergebnisse dieser Arbeit legte er in folgenden Arbeiten nieder: in den „Winterbelustigungen", enthaltend eine theilweise Schilderung der Flora von Klagenfurt, in dem Werke von Jacquin, worin eine Centurie Flechten aus Kärnten beschrieben ist und in einem nachgelassenen Manuscripte der Flora norica. Letztere wurde erst 53 Jahre nach seinem Tode im Auftrage des zoologisch-botanischen Vereins in Wien von Eduard Fenzl und Rainer Graf 1858 herausgegeben auf Grundlage des Materials der Wulfen'schen Sammlungen und Zeichnungen, welche im Wiener botanischen Museum niedergelegt waren.

Kunitsch, Biographie v. Fr. X. Freih. v. W. 1810. — F. Arnold, Zur Erinnerung an Freih. v. W. in Verhandl. der zool.-bot. Gesellsch. in Wien 1882. — Wurzbach, biogr. Lexikon. — Pritzel, Thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Wulfer: Wolfgang W. (Wolfer), katholischer Geistlicher im Anfange des 16. Jahrhunderts und litterarischer Gegner Luther's, stammte aus Schneeberg und bezog im Sommer 1491 die Universität Leipzig, wo er unter den Meißnern als 54. inscribirt wurde. Er wird bereits 1508 als Altarist in Dresden genannt, scheint aber dann in Leipzig gelebt zu haben, von wo er 1513 als Stadtschreiber nach Dresden übersiedelte. Als solcher führte er die Kämmereirechnungen, die er in moderne Form brachte und zuerst in Ganzfoliohefte anstatt des bisher üblichen schmalen Halbfolios eintrug. Bald nachher hat er auch in einem Papiercodex die „Alte wilkhuer der stadt Dresden" abgeschrieben. Seit 1519 war er Notar und Kapellan an der Schloßkapelle des Herzogs Georg des Bärtigen und gehörte zu dem Kreise von Männern, die im Sinne und zum Theil im Auftrage des Herzogs gegen Luther schrieben. Um Neujahr 1522 verfaßte er eine Schrift gegen das von diesem behauptete allgemeine Priesterthum der Christen: „wid' den keczrischen widerspruch, Merten Lutters, vff den spruch Petri, Ir seyt eyn koniglich pristerthumb" (Leipzig, Martin Landsberg 1522). Als Probe für den Ton sei die Stelle angeführt, in der er Luther anredet: „Dw, Saw Luder . . . Dw, arme Saw, wild uber unsern danck in unser christlichen kyrchen whulen, ader dw, wilde saw, ruminirst unnd widerkeust nicht die speyß, derhalb wirstu, Eberschweyn, daran erwurgeln . . . dw, wittende unnd hauende vorthumliche Saw." Im Jahre 1522 veröffentlichte er noch „Wid' die vnselige auffrure Merten Luders" (Leipzig, Martin Landsberg). Einen Brief, den er von Briesnitz aus am 3. Februar 1523 an den evangelisch gesinnten Schuhmacher Georg Schönichen in Eilenburg richtete, und in dem er die römische Kirche vertheidigte, wurde von diesem in seiner Schrift: „Allen brudern zcu dresden, dy den Evangelio Holt sein" mit Gegenbemerkungen abgedruckt. Auch ein Bergreigen wider Luther und ein Brautlied Martin Luther's stammt von ihm her.

O. Richter, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden. Dresden 1885. I, 155, 255, 314, besonders 379; III, 384. — Cod. dipl. Sax. reg. II, 7, 185. — Seidemann, Die Reformationszeit in Sachsen. I, 62, 567; II, 46. — Nic. Müller in D. Martin Luther's Werke. 8. Band. Weimar 1889. S. 245, bes. Anm. 2, S. 246 f. — Panzer, Annales typogr. II, 1540. — Hasche, Diplomatische Geschichte Dresdens. II, 154. — Weller, Repertorium typographicum. Nr. 3678. — Handschriften von ihm und über ihn befinden sich im Dresdner Rathsarchiv, sowie in der Dresdner königl. öffentlichen Bibliothek, hier z. B. Hist. Eccles. E 826 und J. 202. Bl. 3—13. — G. Erler, Die Matrikel der Universität Leipzig I in Codex dipl. Sax. reg. II, 16, p. 386.

Georg Müller.

Wulff: Burchard W., ein Lübecker Maler des siebzehnten Jahrhunderts, nicht, wie Nagler angiebt, aus Hamburg gebürtig, muß um 1620 geboren sein, verlebte seine Jugendzeit in Kiel, und ging dann auf die Wanderschaft, von der er zehn Jahre in Spanien, zwei in Italien, und wohl eine gleiche Zeit in Frankreich, England und den Niederlanden zubrachte. Ungefähr um 1655 ließ W. sich in Kiel nieder, ward 1658 nach Wismar berufen, um dort die Bildnisse des Königs von Schweden Karl X., und seiner Gemahlin, Hedwig Eleonore, zu malen, die nicht mehr vorhanden zu sein scheinen, siedelte aber 1659 mit Weib und Kind in seine Vaterstadt zu bleibendem Aufenthalt über und ward vom Rathe unter die Freimeister aufgenommen. Hier ist er im J. 1701 hochbetagt

und, wie es scheint, erblindet gestorben. Von Wulff's Hand haben sich fünf Bilder, sämmtlich in Lübeck, theils in den Kirchen, theils im Museum und im Rathhause erhalten; eine kleine, auf Holz gemalte Kreuzigung (1662), eine große Darstellung des jüngsten Gerichtes (1673) und drei Porträts, der Engel Köhler, Tochter des Bürgermeisters Anton Köhler (1665), des Physikus Dr. Laurentius (1669) und des Predigers an der Jacobikirche Lucas Stein (1671), von denen namentlich das erstere, ein wenig an van Dyck's Weise erinnernd, und unter den Porträts das des Laurentius als treffliche Leistungen hervorgehoben werden dürfen. Aber auch die übrigen Bilder erweisen W. als einen achtbaren Künstler, der, wenn er auch hier und da den Einfluß der großen Meister namentlich der Niederländer erkennbar auf sich hat wirken lassen, in seinem langjährigen Studium doch eine eigene Individualität herausgebildet hat.

Sein jüngstes Gericht nennt schon Heinecken und nicht mit Unrecht als gemalt in Jakob Jordaens Manier, doch weist, worauf ich kürzlich aufmerksam gemacht worden bin z. B. die Gestalt des weckenden Engels auf Tizian's heilige Margarete im Pradomuseum als deutliches aber mit Geschick verwandtes Vorbild hin.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sind in Lübeck eine ganze Anzahl tüchtige Maler ansässig gewesen, die in den Epitaphien der dortigen Kirchen manches gute Kunstwerk hinterlassen haben. Unter ihnen nimmt W. unbestritten den ersten Platz ein und mit ihm kann nur noch Gottfried Kniller in Vergleich gestellt werden, dessen Hauptthätigkeit aber, wie bekannt in England sich entfaltet hat.

Nagler's Künstlerlexikon Bd. 22, S. 128. — Heinecken, Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen II, 75 (Leipzig 1769) und P. Hasse, Burchard Wulff. Ein Lübecker Maler des siebzehnten Jahrhunderts. Lübeck 1898 (mit fünf Lichtdrucktafeln). P. Hasse.

Wulfila: Bischof und Missionar der Donaugoten, Verfasser der gotischen Bibelübersetzung, starb auf dem Concil zu Constantinopel im J. 383.

Die ältesten und wichtigsten Nachrichten über das Leben des W. fand Waitz in einer Pariser Handschrift, welche unter anderm die Acten des Concils von Aquileja (381) enthält. An den Rändern dieses Codex hat nach dem Jahre 438 ein arianischer Bischof Maximinus Aufzeichnungen gemacht, die den Arianismus und seine Anhänger vor allem gegen das ungerechte Verfahren des Aquilejischen Concils und des Ambrosius vertheidigen sollten. Dabei theilt Maximin auch ein Schreiben des Bischofs Auxentius von Dorostorum (Silistria) über seinen innig verehrten Lehrer Wulfila mit, welches hauptsächlich den Zweck verfolgt, die Lehre desselben als entschieden arianisch darzustellen. Aber den glaubenseifrigen Ausführungen über diesen Punkt hat Auxentius Nachrichten über das Leben und Wirken des großen Bischofs und Wulfila's eigenes Glaubensbekenntniß folgen lassen, wie es der Sterbende seinem Volk als Testament hinterlassen habe. Im Anschluß an dies Schreiben nimmt auch Maximin in seinen eigenen Ausführungen gelegentlich auf W. Bezug. Leider sind die Randaufzeichnungen an einigen wichtigen Stellen unleserlich und verstümmelt. — Alle anderen Quellen sind nicht aus persönlicher Kenntniß des W., aber auch nicht aus Auxentius' Mittheilungen geflossen. Um 440 brachte der Arianer Philostorgius einige Angaben über W. und die Bekehrung der Goten in seiner Kirchengeschichte, die uns nur in kurzem Auszuge bei Photius überliefert ist. Unabhängig von ihm und seiner Quelle sind die dem Philostorgius ungefähr gleichzeitigen Berichte der katholischen Fortsetzer des Eusebius, Sokrates, Sozomenus und Theodoretus, von denen Sokrates den meisten Werth beanspruchen darf, während Sozomenus, dem Sokrates aufs nächste verwandt, zu dessen Angaben mehrfach ungleichwerthige Ergänzungen bietet, Theodoret hinwiederum zu Sozomenus nahe Beziehungen

zeigt. Was die Acta Nicetae der Erzählung vom Martyrium dieses Zeitgenossen des Wulfila gelegentlich an Angaben über den Gotenbischof einschalten, darf neben Sokrates und Sozomenus keinen selbständigen Werth beanspruchen, wogegen um 550 Jordanes und noch später Isidorus von Sevilla in ihren Darstellungen der gotischen Geschichte einige bemerkenswerthe Notizen über W. und seine Zeit gewähren.

Nach Philostorgius stammte Wulfila von christlichen Kappadokiern ab. Seine Vorfahren seien unter den Kaisern Valerianus und Gallienus bei einem der Heereszüge, welche die Goten über die Donau nach Griechenland und nach Kleinasien führten, unter zahlreichen Kriegsgefangenen aus Kappadokien mitgeschleppt worden. Philostorgius' Angabe, daß von solchen gefangenen Kappadokiern, unter denen sich auch Kleriker befanden, das Christenthum unter den Goten ausgegangen sei, wird durch Basilius bestätigt. Beide konnten als geborene Kappadokier über diese Beziehungen besser als andere unterrichtet sein. Da zudem Philostorgius sogar das Dorf angibt, aus dem Wulfila's Voreltern entführt worden seien, nämlich Sadagoltina bei Parnassus, und da auch später noch Verbindungen der christlichen Donaugoten mit Kappadokien nachzuweisen sind, so hat man allen Grund, jenem Berichte des Philostorgius Glauben zu schenken, und die Bedenken, die besonders Bessell gegen ihn erhoben hat, halten nicht Stand. Jener Raubzug aber fällt jedenfalls vor 268, d. i. mindestens einige vierzig Jahre vor Wulfila's Geburt, und Philostorgius zählt demgemäß nur die *πρόγονοι* desselben zu den damals Entführten; Wulfila's Eltern müssen schon unter den Goten geboren sein, und wahrscheinlich ist entweder seine Mutter oder sein Vater gotischen Stammes gewesen. Wenigstens haben sie dem Kinde einen echt gotischen Namen gegeben. Wulfila ist die Verkleinerung des gotischen wulfs, Wolf, vermuthlich die Koseform eines mit diesem Worte zusammengesetzten Namens. Daß Auxentius dafür Ulfila, die Griechen *Οὐλφιλας* oder *Οὐρφιλας* schrieben, erklärt sich aus der halbvocalischen Natur des gotischen w; der von den Lateinern meist durch uu, von den Griechen meist durch *οὐ* wiedergegebene Laut wurde vor vocalischem u, *οὐ* leicht unterdrückt. Möglich, daß auch Wulfila diesem Brauche folgte, wenn er lateinisch oder griechisch schrieb; aber der gotischen Form seines Namens gehört zweifellos das W. Dem entspricht auch bei Cassiodor und Jordanes die Schreibung Vulfila und bei dem Spanier Isidorus mit regelrechter romanischer Vertretung des germanischen w durch g die Form Gulfila.

Wulfila widmete sich dem geistlichen Stande. Er wurde Lector, und im Alter von dreißig Jahren wurde er als Bischof unter dem Gotenvolke ordinirt. So berichtet Auxentius. Philostorgius aber weiß Näheres über den Vorgang zu erzählen. Zu den Zeiten Constantin's, unter den sich auch jene barbarischen Völker gebeugt hatten, von dem Herrscher seines Volkes mit andern zusammen auf eine Gesandtschaft abgeordnet, sei Wulfila von Eusebius und den um ihn befindlichen oder zu seiner Partei gehörigen Bischöfen zum ersten Bischof der Christen im Gotenlande gewählt worden. Unter Eusebius kann Philostorgius nur den Beschützer und Anhänger des Arius verstehen, der im J. 339 das Bisthum von Nikomedien mit dem von Constantinopel vertauschte und bald nach dem Sommer 341 starb. Später als 341 könnte demnach Wulfila's Berufung zum Gotenbischof nicht fallen. Geben wir dem weiteren Berichte die jedenfalls nächstliegende Deutung, daß die Weihe gelegentlich einer Gesandtschaft des W. und seiner Genossen an Constantin erfolgt sei, so müßten wir das Ereigniß mindestens bis zum Jahre 337 zurückdatiren, wo Constantin starb, nachdem er von Eusebius die Taufe empfangen hatte. Nach den weitern Angaben des Auxentius ist aber W. nach vollendeter vierzigjähriger Wirksamkeit als Bischof

auf einem Concil gestorben, das wir ins Jahr 383 werden setzen müssen. Da Auxentius bei der Zahl der Jahre, die er für die einzelnen Perioden von Wulfila's Thätigkeit angibt, immer die Analogie biblischer Vorbilder im Auge hat, so ist es ganz wohl möglich, daß er um solcher Uebereinstimmung willen einen Zeitraum von etwa 41 oder 42 Jahren auf 40 abrundete, umsomehr, als er angibt, daß die vierzig Amtsjahre schon abgeschlossen waren, als W. auf das Concil kam, wo er den Tod fand. Aber über das Jahr 341 werden wir seine Bischofsweihe schwerlich zurücksetzen dürfen. Wenn wir also trotzdem an allen Angaben des Philostorgius festhalten wollten, so müßten wir mit G. Kaufmann annehmen, daß W. mindestens vier Jahre zuvor, also im Alter von höchstens 26 Jahren, vielleicht nur als Dolmetscher, die Gesandtschaft an Constantin mitgemacht habe und dann etwa zur weiteren geistlichen Ausbildung die übrigen Jahre bis zur Bischofsweihe in Constantinopel geblieben sei, eine Auslegung, die freilich eine unklare Kürze des überlieferten Berichtes voraussetzen würde, wie sie wol erst durch Photius' Auszug verschuldet sein könnte. Sonst kann nur bei der Annahme, daß Constantin mit Constantius verwechselt sei, die Weihe des Wulfila durch Eusebius aufrecht erhalten werden. Man hat viel Gewicht darauf gelegt, daß sich im J. 341 eine besondere Gelegenheit bot, bei der W. von Eusebius und einer Anzahl um ihn versammelter Bischöfe seine Berufung erhalten und zugleich eine Botschaft an den Kaiser ausrichten konnte. Es war das Concil von Antiochia, welches mit der feierlichen Einweihung der durch Constantin gegründeten, durch Constantius vollendeten Kirche in des Kaisers Beisein stattfand. Hier war Eusebius das Haupt der ausschlaggebenden Partei, welche die Absetzung des Athanasius durchsetzte und durch eine neue Formulirung des Glaubensbekenntnisses die Niederlage, welche der Arianismus auf dem Concil zu Nicäa erlitten hatte, wenigstens einigermaßen gutzumachen suchte. Aber mag nun W. hier oder bei irgendeiner Zusammenkunft Eusebianisch gesinnter Bischöfe in Constantinopel ordinirt worden sein, zu der es eines Concils nicht bedurfte, jedenfalls muß er, wenn er von Eusebius und dessen Anhange zu einem für die Propaganda so wichtigen Bisthum ausersehen wurde, schon damals der arianischen Richtung angehört haben, die sich vor allem gerade durch Eusebius seit Constantin's letztem Lebensjahre im Ostreiche die Herrschaft eroberte. Und dazu stimmt vollkommen Wulfila's eigene Aussage, daß er den Glauben von zweifellos arianischem Charakter, den er in seinem letztwilligen Bekenntniß niederlegte, von jeher gehabt habe.

Sieben Jahre wirkte nun nach Auxentius der junge Bischof segensreich unter seinem damals in Dakien ansässigen Gotenvolke, indem er die bisher „in völliger Ermangelung der Predigt gleichgültig dahin Lebenden“ zu wahrhaft christlichem Leben führte und die Heilslehre ausbreitete. Aber „der Richter“ der Goten, wie Auxentius ihn bezeichnet, sah dem Wachsthum der christlichen Gemeinde nicht gleichgültig zu. Vermuthlich war es schon Athanarich, der auch später die Christen verfolgte und sich unter ausdrücklicher Ablehnung des Königstitels Richter nennen ließ. Er hielt es augenscheinlich für nöthig, mit Gewalt die Gefahr zu unterdrücken, die er dem heimischen Glauben und Brauche drohen sah. Viele Gläubige erlitten das Martyrium; Wulfila selbst bot heldenmüthig mannigfachen Gefahren die Stirn; aber endlich erkannte er die Nothwendigkeit, sich und seiner Gemeinde eine neue Heimath zu suchen, in der sie ungestört ihrem Gotte dienen konnten. Es gelang ihm, bei Constantius eine solche zu erwirken. Im J. 348 (wenn wir 341 als Jahr der Bischofsweihe annehmen) führte er die Hauptmasse der gotischen Christen in die Berggegenden Mösiens, die der Kaiser ihnen entgegenkommend angewiesen hatte; dort durften sie sich nach Gefallen ansiedeln, getrennt von ihren kriegerischen Volksgenossen und deren wechselvollen

Schicksalen. Noch zu Jordanes Zeit hausten dort diese „Goti minores“ in der Gegend von Nikopolis am Fuße des Hämus, ein zahlreiches Hirtenvolk, dem die Waffentüchtigkeit der Vorfahren abhanden gekommen war und dessen ganzer Reichthum in seinen Heerden bestand. Solange Wulfila lebte, scheint er wie in geistlichen, so auch in weltlichen Dingen die höchste Autorität unter ihnen besessen zu haben. Nicht allein sein glühender Verehrer Auxentius, auch der Kaiser nannte ihn nach Philostorgius den Moses seiner Zeit, und Jordanes bezeichnet ihn zugleich als pontifex und primas der Kleingoten.

Seine geistliche Wirksamkeit aber erstreckte sich über den Kreis seiner Gemeinde hinaus. Wie er unermüdlich bald griechisch, bald lateinisch, bald gotisch das Evangelium predigte, so hat er nach Auxentius' Bericht in diesen drei Sprachen auch mehrere Tractate geschrieben und viele Uebersetzungen verfaßt, Allen, die darnach Verlangen trugen, zu Nutz und Erbauung, sich selbst zum ewigen, lohnenden Andenken. Auxentius beruft sich aber auch auf diese Schriften als auf Zeugnisse für seines Lehrers arianische Gesinnung, und seinen weiteren Angaben können wir entnehmen, daß W. nicht allein litterarisch, sondern auch persönlich an dem großen Kirchenstreite Theil nahm, der seine Zeit bewegte. Entschiedener Gegner der Homousianer, ist er nach Auxentius auch in der Abneigung gegen den Irrthum der Homöusianer durch eigenes Studium der heiligen Schriften und auch in vielen Berathungen heiliger Bischöfe befestigt worden. Wir dürfen daraus schließen, daß W. bei den Arianersynoden, welche seit den fünfziger Jahren nicht nur die Homousia, sondern auch die Homöusia aus dem Bekenntniß verbannten, irgendwie betheiligt war. Vielleicht war er 357 in Sirmium zugegen, wo ein anderer mösischer Bischof, Ursacius von Singidunum, eine besondere Rolle spielte, und wo eine Glaubensformel vereinbart wurde, die auf die Wahl der Worte in Wulfila's eigenem testamentarischen Glaubensbekenntniß stellenweise eingewirkt zu haben scheint. Ausdrücklich bezeugt ist durch Sokrates und Sozomenus seine Anwesenheit bei dem im J. 360 in Constantinopel abgehaltenen Concil, wo ebenso wie in Sirmium und auf der Synode zu Nike in Thracien (359) die Usiaformeln ausdrücklich als unbiblisch beseitigt und die Aehnlichkeit des Sohnes mit dem Vater nicht schlechtweg, sondern nur soweit sie die Schrift lehre, zugestanden wurde, eine Wendung, die auch aus Auxentius' Darstellung der Lehre Wulfila's noch durchblickt.

Sokrates behauptet, daß W. damals in Constantinopel zuerst einem arianischen Bekenntniß zugestimmt habe, während er zuvor dem Nicänischen Symbol angehangen, „dem Theophilus folgend“, der als Gotenbischof das Nicaenum mit unterschrieben hatte. Aber diese Angabe widerspricht nicht nur der Mittheilung des Philostorgius über Wulfila's Berufung zum Bischof durch Eusebius, sondern auch, wie wir sahen, Wulfila's eigener Angabe über seinen Glaubensstandpunkt. Und gerade das, womit Sokrates seine Angabe stützt, macht sie verdächtig. Denn jener Theophilus war keineswegs, wie Sokrates augenscheinlich annimmt, ein Amtsvorgänger des W. Er hat sich bei der Unterzeichnung des Nicaenum Bosporitanus genannt, d. h. er war Bischof der Krimgoten, die ganz außerhalb des Bereiches des Wulfila, des ersten Bischofs der Donaugoten, lagen. Das Bekenntniß jenes krimgotischen Bischofs kann also für Wulfila's Glaubensstellung nichts beweisen. Wie jedoch aus jener Thatsache die Sage von Wulfila's Orthodoxie weitergesponnen wurde, zeigen die Acta Nicetae, indem sie berichten, daß W. mit dem Theophilus zusammen dem Concil von Nicaea beigewohnt habe — zu einer Zeit, wo Wulfila höchstens vierzehn Jahre alt gewesen sein kann!

Daß Wulfila nach seiner Vertreibung seine Missionsthätigkeit in denselben Gegenden fortgesetzt habe, die er hatte verlassen müssen, ist nicht anzunehmen.

Wenn gleichwohl in seiner alten Heimath das Christenthum im Stillen weitergepflegt wurde, so geschah es einerseits durch zurückgebliebene Gläubige, meist katholischen Bekenntnisses, die auch fernerhin von Kappadokien aus Zuwachs erhielten, anderseits durch den Syrer Audius, der, ohne als eigentlicher Häretiker zu gelten, von seiner Kirche verstoßen war und im Gotenlande Anhänger für seine asketische Sekte gewann. W. fand erst Gelegenheit, von neuem große Massen seines Volkes dem Christenthum zuzuführen, als politische Vorgänge nördlich der Donau auch seine dort sitzenden Landsleute mit dem römischen Reich in nähere Beziehung brachten. Kaum hatte nämlich ihr „Richter“ Athanarich einen mehrjährigen Krieg gegen die Römer durch einen Vertrag mit Valens geendet, als (um 370) dort innere Kämpfe ausbrachen, die Athanarich's mächtigsten Gegner Fritigern nöthigten auf römisches Gebiet zu flüchten und bei Valens Unterstützung zu suchen. Mit römischer Hülfe schlug er Athanarich und behauptete sich nun neben ihm. Die Verbindung mit dem Kaiser aber veranlaßte Fritigern, wie Sokrates berichtet, das Christenthum anzunehmen und zwar in der arianischen Confession des Valens. Wulfila war es, der Fritigern's Leute in der Heilslehre unterwies.

Sokrates fügt hinzu, daß W. aber auch auf Athanarich's Volk damals seine Missionsthätigkeit ausgedehnt habe, und dies habe den Anlaß zu einer Christenverfolgung gegeben, in der arianische Barbaren zu Märtyrern geworden seien. Ueber die Verfolgung gotischer Christen durch Athanarich in den siebziger Jahren sind wir auch sonst, durch mancherlei Quellen unterrichtet. Aber aus diesen müssen wir entnehmen, daß es einerseits katholische, theilweise kappadokische Christen, andrerseits Audianer waren, die durch sie betroffen wurden. Ob überhaupt damals auch Arianer unter den Opfern gewesen sind, ist zweifelhaft. Sicher ist Sokrates im Irrthum, wenn er die gotischen Märtyrer dieser Jahre schlechtweg als Arianer und Wulfila's Mission als die Ursache ihrer Verfolgung bezeichnet. Augenscheinlich hat er oder seine Quelle eine Ueberlieferung, welche für die Verfolgung der christlichen Goten in den vierziger Jahren galt, auf die Verfolgung der siebziger Jahre übertragen. Denn weder von jener, noch überhaupt von Wulfila's früherem Wirken auf dem linken Donauufer, noch von dem Auszuge des Jahres 348 hat Sokrates irgend etwas berichtet. Schon seiner Quelle wird nichts hiervon bekannt gewesen sein als die Thatsache, daß Wulfila's arianische Missionsthätigkeit in jenen Gegenden eine vermuthlich von Athanarich ins Werk gesetzte Christenverfolgung nach sich zog, durch die arianische Goten die Märtyrerkrone erlangten. Sie identificirte diese erste Verfolgung mit der zweiten, allgemein bekannten, wie es auch geschehen mußte, wenn die Meinung bestand, daß W. erst seit 360 Arianer geworden sei. Thatsächlich aber wird man die Angabe des Sokrates als ein weiteres Zeugniß dafür gelten lassen müssen, daß W. schon in der ersten Periode seines Wirkens als Bischof und Missionar das Christenthum nach dem arianischen Bekenntniß gepredigt hat. Jedenfalls steht für Sokrates die Thatsache fest, daß die Arianer von einer Verfolgung der Gemeinde des Wulfila her ihre Märtyrer haben. Sie ist ihm als Orthodoxen augenscheinlich unbequem und er sucht sich dadurch mit ihr abzufinden, daß er die Sache der gotischen Blutzeugen trotz ihres Arianismus doch möglichst von der Sache des Arius trennt. Denn dieser, sagt er, sei durch seine Lehre über die Person Christi vom rechten Glauben abgefallen, während jene gotischen Barbaren die das Christenthum in Einfalt annahmen, für den Glauben an Christus das diesseitige Leben verachteten. Die Stelle ist auch insofern wichtig, als sie beweist, daß die Katholiken die arianischen Goten als urtheilslose Barbaren mit einem ganz anderen Maßstabe maßen als die arianischen Griechen und Römer. Es muß daher als durchaus verfehlt bezeichnet werden, wenn man aus Bemerkungen zeitgenössischer Schriftsteller wie der, daß die Siege der Goten über die Römer

seit 378 eine Strafe für die oströmische Ketzerei seien, Folgerungen gegen die Verbreitung des Arianismus unter den Goten ziehen will, zumal ja in jener Zeit außer den Arianern nicht nur Katholiken und Audianer, sondern vor allem auch noch große Massen von Heiden unter den Goten vorhanden waren.

Bis zum Jahre 376 behaupteten die Goten unter Athanarich und Fritigern ihre Sitze jenseits der Donau, dann wurden sie durch die Angriffe der Hunnen genöthigt zu weichen. Athanarich zog sich nach Siebenbürgen hinein, Fritigern, der Christ und Freund des oströmischen Reiches und mit ihm verbündet ein anderer Häuptling, Alaviva, schlossen mit dem Kaiser einen Vertrag, auf Grund dessen sie mit ihren massenhaften Scharen gegen die Verpflichtung zu Kriegsdiensten in Thracien angesiedelt wurden. Sozomenus erzählt, daß W. diese Verhandlungen als Haupt einer gotischen Gesandtschaft in Constantinopel geleitet habe. Das ist zwar an und für sich garnicht unwahrscheinlich, aber Sozomenus verbindet damit die weitere Angabe, daß W. erst bei dieser Gelegenheit durch die arianischen Bischöfe in der Kaiserstadt beredet worden sei, ihr Bekenntniß anzunehmen. Ausdrücklich nur als ein Gerücht bezeichnet, bringt diese Behauptung derartige Widersprüche und eine solche chronologische Verwirrung in die weitere, wesentlich mit Sokrates übereinstimmende Erzählung des Sozomenus, daß sein Zeugniß für Wulfila's Mitwirkung bei dieser Angelegenheit überhaupt den Werth verliert; umsomehr als auch hier der Verdacht nicht fern liegt, daß Ereignisse aus Wulfila's früherer Zeit auf die spätere übertragen seien. Was Theodoret von dem Uebertritt Wulfila's und der Goten zum Arianismus berichtet, ist noch weniger glaubwürdig. Mag man über die bona oder mala fides dieser katholischen Geschichtsschreiber denken wie man will, darin hält Georg Kaufmann's Darstellung auch gegen die neuesten, von Jostes erhobenen Einwendungen Stand, daß die Angaben des Sokrates, Sozomenus, Theodoret und der Acta Nicetae die fortschreitende Entwicklung einer katholischen Fabel von der ursprünglichen Rechtgläubigkeit des W. zeigen. Wulfila's Theilnahme an dem Arianerconcil von 360, bei dem Sokrates ihn übertreten läßt, gibt Sozomenus noch zu, aber er meint, das sei nur ein unvorsichtiger Streich des W. gewesen, im übrigen habe er noch bis 378 in kirchlicher Gemeinschaft mit den Rechtgläubigen gestanden; Theodoret läßt das Arianerconcil schon ganz bei Seite, die Acta Nicetae setzen statt dessen die Bemerkung ein, Wulfila habe mit den Mitgliedern des Constantinopolitanischen Concils von 381 in Gemeinschaft gestanden, von dem die Arianer ausgeschlossen waren. Sokrates äußert nicht das geringste Bedenken gegen Wulfila's Ueberzeugungstreue bei seinem Anschluß an den Arianismus; Sozomenus läßt schon die Möglichkeit zu, daß W. diesen Schritt aus politischen Rücksichten gethan habe; Theodoret aber weiß zu erzählen, der Gotenbischof habe sich (376) von Eudoxius mit Geld bestechen lassen, seinen Goten vorzureden, der Streit zwischen den Arianern und ihren Gegnern sei lediglich Sache des Ehrgeizes, zwischen den Dogmen bestehe kein Unterschied. Wie die Angabe der Acta Nicetae über Wulfila's Theilnahme am Nicänischen Concil, so spricht sich auch dieser Klatsch über seine Bestechung schon durch die chronologische Unmöglichkeit selbst das Urtheil: im J. 376 war Eudoxius bereits sechs Jahre todt. Psychologisch erklärt sich die Entstehung und Entwicklung dieser Fabel leicht genug. Bis herab auf die neuesten politischen Kämpfe bieten sich die Beispiele dafür, daß man einem großen und einflußreichen Gegner nachzuweisen sucht, das, was er jetzt bekämpfe, sei ursprünglich seine eigene Ansicht gewesen, und zufällige Verhältnisse, womöglich äußere Rücksichten oder gar der reine Eigennutz hätten ihn auf die andere Seite gezogen.

Valens hatte es bald zu bereuen, daß er die Goten ins Reich aufgenommen hatte. Die schamlose Aussaugung der Eingewanderten durch seine Statthalter, die Eifersucht der römischen Veteranen auf die Neugeworbenen, der Barbarenhaß

weitester Kreise, alles das rief Erbitterung und Gewaltthätigkeit hüben und drüben und nach kleineren Kämpfen schließlich den offenen Krieg hervor. Schon standen sich die beiden Heere bei Adrianopel gegenüber, als von gotischer Seite, wie Ammianus Marcellinus berichtet, noch ein letzter Sühneversuch gemacht wurde. Ein christlicher Presbyter war es, den Fritigern als Vermittler an den Kaiser sandte; Ammian gibt seinen Namen nicht an; man hat auf W. gerathen. Gewiß hätte Fritigern schwerlich einen Geeigneteren als den in Gesandtschaften erprobten, der drei Sprachen kundigen und beim Kaiser sicher gut angeschriebenen Bischof dazu ausersehen können, und daß auch ein solcher von Ammian als Presbyter hätte bezeichnet werden können, ist wol nicht zu bezweifeln; aber beweisen läßt es sich natürlich nicht, daß gerade W. der Ungenannte gewesen sein müsse. Die blutige Entscheidung ließ sich nicht mehr aufhalten. In der furchtbaren Niederlage seines Heeres fand auch Valens den Tod, und Orosius und Spätere bedienen sich mit Behagen der Phrase, der Kaiser sei in seinem Zelte von denselben Goten verbrannt worden, die er durch die Verführung zum Arianismus dem höllischen Feuer überantwortet habe.

Dem Siegeslauf der Goten that erst Theodosius Einhalt. Unter ihm mußte auch Athanarich wie ehedem Fritigern, vor inneren Streitigkeiten flüchtend, die römische Bundesgenossenschaft suchen, die ihm auch unter ähnlichen Bedingungen gewährt wurde. Mit hohen Ehren empfing Theodosius den Richter der Goten in Constantinopel; noch größere erwies er ihm nach seinem bald darauf erfolgten Tode (25. Jan. 381). Daß der alte Verfolger der Christen zuvor zu der verhaßten Religion übergetreten sei, darf man trotzdem nicht annehmen. Die Quellen würden diesen Triumph der christlichen Sache sicher nicht verschwiegen haben. Aber auch so war nun die letzte Stütze des Heidenthums unter den Goten gefallen. Die Aufnahme der Goten in das Reich wurde durch einen Vertrag vom 3. October 382 besiegelt, der endlich den völligen Frieden herstellte. Der Missionsthätigkeit des Wulfila war durch diese Ereignisse ein neues Feld geöffnet; aber schwere Bedrängniß drohte von anderer Seite seinem Wirken.

Während der ganzen langen Zeit seiner bischöflichen Thätigkeit war im Osten der Arianismus die maßgebende Richtung gewesen; arianische Bischöfe hatten seit 41 Jahren auf dem Stuhl in Constantinopel gesessen; da trat im J. 380 mit der Taufe des Theodosius durch den strengen Nicäner Ascholius der völlige Umschwung ein. Das nicänische Bekenntniß wurde durch kaiserlichen Erlaß als das allein rechtgläubige bestimmt; Bischof Demophilus von Constantinopel, der sich weigerte es anzuerkennen, wurde am 26. November 380 abgesetzt; ein Versuch des Eunomius, des Hauptes der entschiedenen Arianer, beim Kaiser Gehör zu finden, wurde noch kurz vor dem Gelingen durchkreuzt, und am 10. Januar 381 erschien ein Gesetz, welches alle städtischen Kirchen den Arianern sperrte, jede öffentliche Verkündigung und Erörterung ketzerischer, d. h. vom Nicaenum abweichender Lehren verbot. Im Mai desselben Jahres ließ Theodosius in seiner Hauptstadt ein Concil der orientalischen Bischöfe zusammentreten, zu dem jedoch außer den Orthodoxen nur die Macedonianer geladen waren. Da diese nur in der Lehre vom heil. Geist mit den Arianern übereinstimmten, im übrigen aber nicht wesentlich vom Nicaenum abwichen, so hoffte man sie völlig für dies gewinnen zu können; aber der Versuch scheiterte gänzlich. Mit der Erklärung, daß sie lieber das arianische als das homousianische Bekenntniß annehmen würden, verließen sie das Concil und ermahnten ihre Gemeinden, niemals dem Nicänischen Glauben zuzustimmen. In demselben Jahre wurde im Westen statt des allgemeinen Concils, welches die Arianer gewünscht hatten, mit stark beschränkten Einladungen jene Synode in Aquileja veranstaltet, deren Acten Maximinus später mit seinen polemischen Randbemerkungen versah. Nur zwei

halbarianische Bischöfe waren hier außer den rechtgläubigen erschienen. In einem Verfahren, gegen welches sie vergebens protestirten, wurden die Lehren des Arius verdammt, sie selber des Amtes entsetzt. Ueberall wuchsen Unzufriedenheit und offene Unruhen unter den Gegnern des Nicaenum. Nachdem noch im J. 382 ein ausschließlich aus Orthodoxen zusammengesetztes Concil in Constantinopel getagt hatte, erkannte Theodosius, daß es unvermeidlich sei, auch die Häretiker noch einmal zu Worte kommen zu lassen. Er hoffte, wie Sokrates berichtet, durch eine Disputation der Bischöfe aller Parteien eine kirchliche Einigung erzielen zu können, nachdem sich die äußeren Verhältnisse des Reiches besonders durch den Vertrag mit den Goten günstig gestaltet hatten. Gerade mit den Goten eine Verständigung zu suchen mußte ihm die Versöhnungspolitik, die er so glücklich gegen sie eingeleitet hatte, in der That besonders nahe legen. Im Juni 383 kamen auf seine Einladung von allen Seiten die Bischöfe in Constantinopel zum Concil zusammen.

In diese Ereignisse fällt die Anwesenheit des Wulfila in Constantinopel und sein Tod.

Auxentius berichtet darüber in einem leider wieder lückenhaft überlieferten und auch im Ausdruck etwas unklaren Theil seines Schreibens. Wir entnehmen ihm, daß W. nach vollendeten vierzig Jahren seiner Thätigkeit als Bischof auf kaiserlichen Befehl nach Constantinopel zur Disputation gegen . . . (Lücke) . . . kam. Dort wurde er zu einer anderweitigen Erwägung über die Verhältnisse des Concils veranlaßt (das ist wol der Sinn der schwierigen Stelle) „damit die mehr Bejammernswerthen als Elenden (die Orthodoxen) sich nicht als durch das eigene Urtheil verdammt und der Strafe des ewigen Gerichtes würdig zeigten“. Alsbald erkrankte er und wurde ähnlich dem Propheten Eliseus hinweggenommen. Die Größe seines Verdienstes erhellt daraus, daß der Herr ihn zu seinem Ende nach Constantinopolis oder besser Christianopolis führte, damit er, der heilige und fleckenlose Priester, von heiligen Mitpriestern würdig und durch eine so große Menge von Christen in wunderbarer und rühmlicher Weise geehrt würde. Sterbend aber habe er seinem Volke ein Glaubensbekenntniß hinterlassen, welches Auxentius dann im Wortlaute mittheilt.

Auch Maximinus selbst kommt an verschiedenen, theilweise noch schlechter überlieferten und dadurch noch dunkleren Stellen auf diese Conciliengelegenheit unter Nennung des Wulfila zurück. Ihm ist es dabei jedoch augenscheinlich nur um die Sache der in Aquileja verurtheilten Bischöfe zu thun. Im unmittelbaren Anschluß an den Bericht des Auxentius sagt er, diese hätten sich nicht nur im Westen (in Aquileja) von Illyricum aus eingefunden in der Meinung, daß ihnen dort ein Concil gewährt werde (d. h. ein wirkliches allgemeines, bei dem ihre Partei zur ordentlichen Disputation zugelassen würde, was nicht geschah), sondern sie hätten sich dann auch mit demselben Verlangen in den Osten begeben. Und an einer anderen Stelle bemerkt er, sie seien mit Wulfila und den übrigen Genossen zusammen an den Hof nach Constantinopel gekommen und hätten dort Zutritt bei den Kaisern (soviel wie beim Kaiser) und die Zusicherung eines Concils erhalten. Als aber die Bischöfe der Gegenpartei dies erfahren, hätten sie mit Aufbietung aller Kräfte den Erlaß eines Gesetzes durchgesetzt, welches das Concil, ja überhaupt jede öffentliche und private Disputation über den Glauben verhinderte.

Als Text dieses Gesetzes führt Maximin dann zwei kaiserliche Erlasse aus den Jahren 386 und 388 an. Waitz meinte auf Grund dessen, 388 als das Todesjahr des W. ansetzen zu müssen, obwol damals ein Concil in Constantinopel nicht stattfand und überdies die Arianer unter den damaligen Verhältnissen zu einem solchen nicht mehr geladen werden konnten. Diese Schwierigkeit

ist durch Bessell beseitigt, der zeigte, daß Maximinus den zweiten Erlaß in einer verstümmelten Gestalt gibt, in der er ihn nur aus einem Abschnitt des Codex Theodosianus entnommen haben kann; die vollständige Form, in der sich dasselbe Stück dort in einem anderen Capitel befindet, zeigt, daß es gerade das Gegentheil von dem bezweckte, was Maximin annimmt, nämlich nicht die Verhinderung sondern den Schutz von Arianerversammlungen und daß es sich auf Italien bezieht, wo die Kaiserin Justina sich damals der Arianer annahm. Unmittelbar neben jenem Torso des Erlasses von 386 steht im Codex Theodosianus das Gesetz von 388. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Maximin beide Stücke zusammen dem im J. 438 erschienenen Codex entlehnte, daß er also hier nicht einem authentischen Berichte, sondern eigener verkehrter Combination über weit zurückliegende Ereignisse folgte.

Trotzdem glaubte Bessell Maximin's Angaben doch noch soviel Gewicht beilegen zu müssen, daß er an der Vereitelung des fraglichen Concils durch ein kaiserliches Gesetz festhielt und dieses zum Ausgangspunkt für die Bestimmung von Wulfila's Todesjahr machte. Er meinte, Maximin habe nur irrthümlich jene späteren Gesetze statt des am 10. Januar 381 gegen die Arianer erlassenen mitgetheilt, auf dessen Inhalt ich oben Bezug nahm. Den Tod des Wulfila setzte Bessell demnach um die Wende des Jahres 380 auf 381. Er meinte, der Gotenbischof sei damals vom Kaiser nach Constantinopel entboten worden zu einer Disputation gegen die gotisch-arianische Secte der „Psathyropolisten"; durch dieses Wort glaubte er die unleserliche Stelle in Auxentius' Angabe über die Disputation ergänzen zu sollen. Auf dem Wege nach Constantinopel hätten sich dem W. jene anderen Bischöfe angeschlossen, die in der Zeit, wo auch Eunomius Aussicht hatte zu einer Unterredung zugelassen zu werden, vom Kaiser die Zusicherung eines Concils erhalten hätten. Die Gegenbemühungen der Orthodoxen aber hätten dann die Zurücknahme des Versprechens und das Gesetz von 381 erwirkt, in dessen Eingang ausdrücklich bemerkt wird, daß etwa erschlichene gegentheilige Zusicherungen durch dasselbe hinfällig würden. Soweit Bessell's Aufstellungen den Wulfila betreffen, werden sie dadurch unmöglich, daß die Secte der Psathyropolisten erst nach Wulfila's Tode entstanden ist. Zudem konnte der Kaiser in der Zeit, wo er die Arianer verfolgte, durchaus kein Interesse daran haben, Streitigkeiten innerhalb ihrer Partei begleichen zu lassen, und endlich muß nach dem Wortlaute von Auxentius' Bericht zur Zeit von Wulfila's Anwesenheit und Tod in Constantinopel ein Concil wirklich stattgefunden haben; das ist aber Ende 380 bis Anfang 381 nicht der Fall gewesen.

Ob aber wenigstens die Bitte Wulfila's und der arianischen Bischöfe um ein Concil, die ja nicht gleichzeitig mit Wulfila's Reise zur Disputation erfolgt zu sein braucht, in jene Zeit gesetzt werden kann, hängt von der Datirung des aquilejischen Concils ab. Denn an den beiden Stellen, an denen Maximin jene Bittreise erwähnt, setzt er augenscheinlich voraus, daß sie nach diesem Concil und infolge seines unbefriedigenden Verlaufes unternommen wurde. Nun sind die Acten des Concils von Aquileja vom September 381 datirt, während andrerseits ein von ihm ausgegangener Brief nach den Ausführungen von Rade, Damasus S. 63 fg. Anm. schon vor dem im Mai 381 zusammengetretenen Concil von Constantinopel geschrieben sein muß. Wäre nun wirklich, wie Rade aus diesem Grunde annimmt, in den Acten die Angabe der Consuln falsch und die Aquilejische Synode in den September 380 zu setzen, so könnte allerdings zwischen ihr und dem Erlaß des Gesetzes vom 10. Januar 381 die Fahrt der Bischöfe an den oströmischen Hof, die Zusicherung und die Vereitelung eines Concils stattgefunden haben. Aber eben jener Brief setzt, wie Loofs, Herzog's Realencyklopädie[3] II, 43 betont hat, doch schon die Absetzung des Demophilus

von Constantinopel (26. Nov. 380) voraus. Sind also die Acten des Concils von Aquileja wirklich zu spät datirt, so ist nicht das Consulatsjahr sondern der Monat falsch angegeben, und das Concil hat in den ersten Monaten des Jahres 381 stattgefunden. Damit aber wird es unmöglich, die Reise der von dort kommenden Bischöfe nach Constantinopel und was sich ihr weiter anschloß vor das Gesetz vom 10. Januar 381 zu setzen. Das Gesetz muß daher ebenso wie die von 386 und 388 nicht nur bei der Bestimmung von Wulfila's Todesjahr sondern auch bei der zeitlichen Festsetzung der Hofreise der Bischöfe aus dem Spiele bleiben. Es wird sich zeigen, daß Maximinus zwei andere kaiserliche Erlasse im Sinne gehabt hat.

Nach Auxentius Bericht steht jedenfalls fest, daß Wulfila auf einem der zu Constantinopel abgehaltenen Concile gestorben ist. Da zu dem von 382 nur Orthodoxe geladen waren, so können nur die von 381 und 383 in Betracht kommen. Auch für die Hofreise bleibt augenscheinlich keine andere Möglichkeit, als sie mit einem von ihnen in Beziehung zu setzen.

Wenn Jostes' Behauptung richtig wäre, daß Wulfila's Glaubensbekenntniß wesentlich mit der Lehre der Macedonianer übereinstimme, so könnte W. sehr wohl mit diesen auf die Synode von 381 geladen und dort während der unglücklichen Wendung ihrer Angelegenheit gestorben sein. Auch Maximin's Angaben ließen sich damit unter der Voraussetzung vereinigen, daß dies Concil nach dem Aquilejischen stattfand. Die Angabe des Auxentius über Wulfila's vierzigjähriges Wirken als Bischof ließe sich dann mit der des Philostorgius über die Bischofsweihe durch Eusebius ohne Schwierigkeit vereinigen, und man könnte daran denken, auch die Bemerkung der Acta Nicetae über Wulfila's Verhältniß zu den bei diesem Concil Versammelten für diese Ansetzung heranzuziehen. Aber wenn auch Wulfila's Bekenntniß das Verhältniß von Gott und Christus nicht in jeder Beziehung streng arianisch formulirt, so ist es doch auch in diesem Punkte im Unterschied von den Macedonianern entschieden heterodox, und keinesfalls hätte ihn Auxentius mit den stärksten Ausdrücken als Gegner dieser Sekte bezeichnen können, wenn W. auf einem Concil gestorben wäre, zu dem er als Anhänger derselben eingeladen war. So bleibt nur das Concil von 383 übrig. Und in der That stimmt der Verlauf desselben sehr gut zu den Angaben der Wulfila-Quellen.

Die Aufforderung des Kaisers an Wulfila, zur Disputation mit seinen Gegnern in Constantinopel zu erscheinen, entsprach vollkommen den oben dargelegten Verhältnissen, unter denen dies Concil berufen wurde. Gerade der arianische Gotenbischof durfte bei diesem letzten Versöhnungsversuche nicht fehlen. Aber die Disputation, die Theodosius den Häretikern zugesichert hatte, wurde durch die Orthodoxen hintertrieben. Als er diesen nämlich seinen Entschluß mittheilte, wußten sie ihn dahin zu bringen, daß er ähnlich wie es die Majoritätspartei in Aquileja gethan hatte, die Disputation in ein Glaubensverhör verwandelte. Der Kaiser erlegte auf den Rath der Orthodoxen den Vertretern der verschiedenen Parteien eine Erklärung darüber auf, ob sie die Lehrer aus der Zeit vor dem Kirchenstreite als maßgebende Zeugen des christlichen Glaubens anerkennten oder nicht. Hierüber entstanden große Meinungsverschiedenheiten unter den Häretikern. Sie setzten ihre ganze Hoffnung auf die Disputation und baten deshalb von jener Vorfrage Abstand zu nehmen. Aber der Kaiser mißbilligte ihren Antrag und verlangte nun, daß alle Parteihäupter ihr Glaubensbekenntniß schriftlich einreichten. Von den vorgelegten Formeln billigte er nur die homousianische, die übrigen zerriß er (Sokr. V, 10. Soz. VII, 12). So war thatsächlich für die Arianer das Concil, welches ihnen in Aussicht gestellt war, vereitelt, während sie andrerseits doch wiederum wirklich zu einem Concil

in Constantinopel vereint waren. Sowol die Angabe des Maximin über die Hofreise als die des Auxentius über Wulfila's Tod läßt sich daher auf das Concil von 383 beziehen. Und auch zwei Erlasse ließen die Kaiser ihm folgen, wie Maximin sie voraussetzt. Sie sind vom 25. Juli und 3. September 383 datirt, sind ebenso wie die von Maximin irrig angezogenen an den Praefectus Praetorio gerichtet und enthalten beide, was die fälschlich citirten hätten enthalten sollen, nämlich ein strenges Verbot aller religiösen Zusammenkünfte der Arianer jeglicher Färbung: Cod. Theodos. ed. Haenel l. XVI tit. V, 11. 12 (col. 1530—32).

In die Zeit der Erwägungen über die Frage des Kaisers, welche die Homousianer der Disputation überheben sollte, fällt augenscheinlich die Erkrankung des Wulfila. Zu den vorbereitenden Formulirungen der schriftlich vorzulegenden Parteibekenntnisse darf man wol sein eignes Glaubensbekenntniß rechnen, welches er schon im Gefühl des nahenden Todes aufsetzte. Unter den Schriftstücken aber, die dem Kaiser wirklich eingereicht wurden, befand es sich augenscheinlich nicht. Denn deren Verfasser werden bei Sokrates und Sozomenus genannt, Wulfila's Name aber begegnet uns nicht unter ihnen. Auxentius bezeichnet es als das Vermächtniß des Bischofs an sein Volk. Man hat den Text dieses Bekenntnisses an einer Stelle meist einer scheinbar sehr nahe liegenden Emendation unterziehen zu müssen gemeint, aber es werden dadurch neue Schwierigkeiten hineingebracht, und die überlieferte Form wird durch die vorangegangenen Ausführungen des Auxentius über Wulfila's Glauben bestätigt. Ich übersetze daher nach dem überlieferten Texte, den auch, abgesehen von einem durch Jostes nachgewiesenen Lesefehler, die theologischen Herausgeber (Caspari, Quellen z. Gesch. d. Taufsymbols II, 304; Hahn, Bibliothek d. Symbole § 126) unverändert beibehalten haben. Er lautet folgendermaßen: „Ich, Ulfila, Bischof und Bekenner, habe immer Folgendes geglaubt und gehe in diesem alleinigen und wahren Glauben hinüber zu meinem Herrn. Ich glaube, daß Einer sei Gott der Vater, allein ungezeugt und unsichtbar; und an seinen einzig gezeugten Sohn, unsern Herrn und Gott, den Werkmeister und Verfertiger der gesammten Creatur, der nicht seinesgleichen hat; darum ist er, der auch von den Unsrigen aus als Gott gilt ein Gott Aller; und daß ein heiliger Geist sei, die erleuchtende und heiligende Kraft, wie Christus sagt ... (folgt Luc. 24, 49, Act. I, 8), weder Gott noch Herr sondern Diener Christi, ... unterthan und gehorsam in allem dem Sohn, und der Sohn unterthan und gehorsam in allem Gott dem Vater". Es folgt noch eine Zeile, von der nur einige Worttrümmer erkennbar sind.

Nicht allein die untergeordnete Stellung, welche W. dem heiligen Geiste zuweist, verräth den arianischen Charakter seines Bekenntnisses. Auch die Lehre vom Vater und dem Sohne ist durchaus nicht orthodox formulirt. Eine der beiden Bestimmungen, die in der Gotteslehre des Arius und seiner Freunde als die entscheidenden durchweg hervortreten, ist, daß Gott allein *ἀγέννητος* ist (Harnack, Dogmengesch. II³, 193 Anm. 3). Schon allein ihre Anwendung hätte davon abhalten sollen, diesen Theil von Wulfila's Bekenntniß für rechtgläubig auszugeben. W. lehnt sich mit diesen Eingangsworten genau an das Bekenntniß des Arius selber an, welches kurz zuvor zur Unterlage der Verhandlungen in Aquileja gemacht und verdammt worden war. Und bereits im Jahre 359 im Anschluß an die Verhandlungen von Sirmium war gegen den arianischen Lieblingsausdruck *ἀγέννητος* von orthodoxer Seite entschieden protestirt worden. (Gwatkin, Studies of Arianism, p. 161, 168 f.) Dem Vater als dem allein ungeborenen, ungezeugten Gott stellt W. den Sohn als den eingeborenen, einzig gezeugten Gott gegenüber, auch dies im Einklang mit einer dem Arius geläufigen Terminologie. Ob W. dabei ebenso wie Arius das „gezeugt" als gleichbedeutend mit „geschaffen" auffaßte, ist aus seinem Bekenntniß

nicht zu ersehen, wie er auch, entsprechend den Beschlüssen der älteren Arianersynoden, keine Bestimmung über die Usia aufgenommen hat. Gewiß hat er in diesen mißlichen Punkten absichtlich eine strengere Formulirung vermieden; die Einigungsbestrebungen des Concils, auf dem das Bekenntniß entstand, werden dabei nicht ohne Einfluß gewesen sein. Aber die unbedingte Unterordnung des Sohnes unter den Vater spricht er ganz entschieden aus: nicht etwa allein nach der Menschwerdung, sondern ohne Einschränkung und in allen Dingen ist bei ihm der Sohn dem Vater ebenso unterthan, wie der heil. Geist dem Sohne. Sehr bemerkenswerth ist es, daß W. Christi Menschwerdung und die Erlösung nicht erwähnt. Auch in der letzten Zeile, deren Zusammenhang jetzt nicht mehr zu enträthseln ist, scheint es nicht geschehen zu sein, jedenfalls könnte W. nur ganz nebenbei auf sie Bezug genommen haben. Augenscheinlich haben in seiner Lehre vom Sohne die aus der Philosophie, aus Origenes und Lucian dem Märtyrer überkommenen und fortgebildeten metaphysisch-kosmologischen Elemente des Arianismus das soteriologische vollständig zurückgedrängt. Das ist der eigentlich springende Punkt in dem Bekenntniß des Apostels der Goten. Der nur mit negativen Prädicaten charakterisirte Gott Vater steht mit der Welt in keiner Beziehung als durch die Zeugung des Sohnes. Dieser allein ist der *δημιουργός* und *ποιητής*, der opifex und factor der gesammten Schöpfung, daher der deus noster und, da ihm keines von allen den Wesen, die er geschaffen hat, ähnlich ist, der eine Gott aller. Wulfila hebt energisch hervor, daß auch seine Partei diesen Herrn der Schöpfung als Gott anerkennt.

Recht beachtenswerthe Uebereinstimmungen zeigt diese Lehre des Gotenbischofs einerseits mit dem Bekenntniß, welches Eunomius auf dem Concil von 383 dem Kaiser eingereicht hat, andrerseits mit den Fragmenten eines arianischen Tractates aus dem Kloster Bobbio, die Krafft ebenso wie die Bruchstücke eines Lucas-Commentars aus Bobbio dem Wulfila zuschrieb. (Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codd. edita ab Ang. Maio T. III, p. 186—239. Guil. Lud. Krafft, Commentatio de fontibus Ulfilae Arianismi ex fragmentis Bobiensibus erutis, Bonnae 1860. Progr.) Auxentius aber hat alle jene charakteristischen Züge von Wulfila's Bekenntniß in seinen eigenen ausführlichen Erörterungen über die Lehre des Meisters so deutlich und eindringlich hervortreten lassen, daß durchaus kein Grund zu der Annahme vorliegt, er habe aus ihr etwas wesentlich anderes gemacht, als sie thatsächlich enthielt, und wir werden ihm daher auch darin Glauben schenken dürfen, daß W. in der Lehre vom deus unigenitus den Ausdruck „gezeugt“ als „geschaffen“ erklärt habe. Nur die überaus heftige Polemik, die Auxentius gegen alle Andersgläubigen theilweise auch im Namen des W. führt, werden wir lediglich auf Rechnung des Schülers, nicht des Lehrers setzen müssen. In ihr können wir nur den Ausbruch der heftigen Erregung sehen, die sich der eifrigen Arianer bemächtigte, als sie ihre Hoffnungen auf dem Concil von 383 gescheitert sahen. Aber der Mann, der uns ein von jeglicher Polemik freies Bekenntniß hinterlassen hat, der Arianer, dessen auch katholische Schriftsteller wie Sokrates und Sozomenus in Ehren gedenken, kann nicht der Eiferer gewesen sein, als den ihn einige Wendungen des Auxentius bei wörtlicher Auslegung erscheinen lassen.

Mit ihrer Vernachlässigung der menschlichen Natur Christi und seines Erlösungswerkes, mit ihrer Nebeneinanderstellung des ungezeugten, weltfernen Gottes, des gezeugten Weltgottes und des halbgöttlichen Dieners dieses Weltgottes war Wulfila's Lehre jedenfalls geeignet, leichter bei einem heidnischen Volke Eingang zu finden als der orthodoxe Glaube. So entscheidenden Antheil auch die kirchlich-politischen Verhältnisse in den ersten Zeiten der Gotenbekehrung an dem Arianismus des gotischen Volkes gehabt haben, daß er auch nach dem

großen Umschwunge den orthodoxen Angriffen stand hielt und sich schnell bei den übrigen Ostgermanen verbreitete, wird in seiner größeren Anpassungsfähigkeit an den Vorstellungskreis des Heidenthums wesentlich begründet sein.

Für die Kenntniß von Wulfila's Glaubenslehre besitzen wir keine anderen Quellen als sein Bekenntniß und Auxentius' Angaben. Die früher mehrfach vertretene Annahme, daß er eine in Bruchstücken erhaltene gotische Erklärung des Johannesevangeliums, die sogenannte Skeireins verfaßt habe, ist allgemein aufgegeben. Ausreichende Gründe, die Fragmente von Bobbio dem W. zuzuschreiben, vermag ich nicht zu finden. Der Tractat zeigt neben augenfälligen Berührungen mit Auxentius und dem Bekenntniß doch auch bemerkenswerthe Abweichungen, und da er die Verdrängung der Arianer aus ihren Kirchen als vollendete Thatsache voraussetzt, wird er, wenn er überhaupt im Osten verfaßt ist, nicht vor 383 entstanden sein. Bezüglich des Lucascommentars aber ist weder dafür, daß er dem Verfasser des Tractates, noch dafür, daß er dem Wulfila zuzuschreiben sei, ein ernstlicher Grund vorgebracht worden.

Eine sehr wichtige Bereicherung würde unsere Kenntniß von der Lehre und dem Charakter des Gotenbischofs erfahren, wenn wir ihm mit F. Kauffmann (Beil. z. Münch. Allg. Zeitung 1897, Nr. 44) den lateinischen, höchst lebendig geschriebenen, von der Glut religiöser Ueberzeugung durchwärmten, an anschaulichen Beziehungen auf das Leben der Zeit reichen arianischen Commentar zum Matthäusevangelium zuschreiben könnten, der unter dem Namen des Opus imperfectum u. a. bei Migne, Ser. Gr. T. LVI, p. 601 sqq. herausgegeben ist. Aber was Kauffmann zur Begründung dieser Ansicht vorgebracht hat, hält in keiner Weise Stich. Wohl liegt, wie Kauffmann mit Recht bemerkt, hinter dem Verfasser eine schwere Leidenszeit der Verfolgung des Arianismus. Aber der Verf. sammelt keineswegs, wie K. behauptet, mit ruhiger Kraft die Seinen zum Entscheidungskampf, den dann die Synode von 383 gebracht hat, sondern die Entscheidung ist für ihn längst gefallen, die Hoffnung auf eine Herstellung des Arianismus in der sichtbaren Kirche hat er völlig aufgegeben; die Ereignisse von 383 gehören für ihn zweifellos der Vergangenheit an. So wird auch auf die Regierungszeit des Theodosius in Wendungen Bezug genommen, die zeigen, daß das Werk nicht den allerersten Jahren derselben angehören kann. Die Stellen, in denen K. gotisch-germanische Beziehungen sieht, gewinnen meist im Zusammenhang des Originaltextes ein ganz anderes Aussehen; an der Stelle aber, der Kauffmann am meisten Gewicht beilegt, die er garnicht anders verstehen zu können meint als aus der Geschichte der unter Wulfila von den heidnischen Volksgenossen ausgewanderten Balkangoten, ist, wie bereits Streitberg in einem Vortrag auf der Dresdener Philologenversammlung bemerkt hat, überhaupt nicht von einer Scheidung zwischen Christen und Heiden, sondern von einer solchen zwischen Arianern und Katholiken, und nicht von einer Auswanderung, sondern von einer geistlichen Scheidung die Rede; ja, der Commentator lehnt die Beziehung seiner Worte auf eine räumliche Trennung ausdrücklich ab.

Wir werden uns damit bescheiden müssen, daß von dem Vielen, was Wulfila nach Auxentius' Zeugniß lateinisch, griechisch und gotisch geschrieben hat, in lateinischer Srache nur sein Glaubensbekenntniß, in griechischer nichts auf uns gekommen ist. Um so dankbarer können wir dem Schicksal sein, daß wir Wulfila's größtes gotisches Werk wenigstens in umfangreichen Bruchstücken besitzen: die gotische Bibel.

Auxentius gedenkt ihrer nicht, und er hatte auch keine Veranlassung, sie in dem Zusammenhange ausdrücklich zu erwähnen, in dem er von Wulfila's Schriften spricht, nämlich bei der Berufung auf die Zeugnisse für Wulfila's Glaubensstandpunkt. Daß er gleichwol bei den „vielen Uebersetzungen" seines

Lehrers, die er erwähnt, auch an die der biblischen Schriften gedacht hat, ist sehr wahrscheinlich. Philostorgius, Sokrates und Sozomenus berichten übereinstimmend, daß W. für die Goten eine eigene Schrift erfunden und die heiligen Schriften in ihre Sprache übertragen habe. Philostorgius allein fügt hinzu, W. habe nur die Bücher der Könige von der Uebersetzung ausgeschlossen, weil dieselben die Geschichte der Kriege enthielten, jenes kriegslustige Volk aber viel mehr eines Zügels als einer Anregung seiner Kampfbegier bedurft habe. Sokrates setzt die Entstehung des Werkes in die Zeit, wo W. die Goten des Fritigern bekehrt habe; da er aber von der ersten Periode seines Wirkens unter den Goten nichts weiß, so ist dieser Angabe wenig Bedeutung beizulegen.

Die Existenz der gotischen Bibel ist schon lange vor diesen Historikern durch einen gotischen Gottesdienst bezeugt, den Chrysostomus unter Verlesung von Stücken aus ihr im J. 398—99 zu Constantinopel veranstaltete (Krafft, Anfänge der christl. Kirche bei den german. Völkern I, 392 f., F. Kauffmann, Zeitschr. f. deutsche Philologie 30, 150). Was uns aber von ihr vorliegt, stammt aus späterer Zeit und nicht aus dem Osten. Wir werden die Entstehung aller der Handschriften, von denen Bruchstücke auf uns gekommen sind, nach Italien und in die Zeit Theoderich's des Großen setzen dürfen.

Die einzige unter ihnen, deren Schrift man unversehrt gelassen hat, ist der Codex argenteus, dessen Text mit silbernen, an einzelnen besonders hervorgehobenen Stellen auch mit goldenen Buchstaben auf purpurgefärbtem Pergament geschrieben ist. Er befand sich im 16. Jahrhundert in der Abtei Werden a. d. Ruhr, wohin er nach Jostes' Vermuthung (Zeitschr. f. deutsches Altert. 40, 162, Anm. 1) durch den heil. Liudger aus Unteritalien gebracht sein mag. Bekanntschaft mit seinem Inhalt zeigen zuerst, noch vor 1554, die beiden kölnischen Gelehrten Georg Cassander und Cornelius Wouters (Schulte, Zeitschr. f. deutsch. Altert. 23, 57 f.). Eine nähere Angabe über seine Beschaffenheit, der wir entnehmen, daß der Codex schon damals nur die vier Evangelien in defectem Zustande enthielt, hat Arnold Mercator in einer vermuthlich 1573 geschriebenen Notiz hinterlassen (ebenda S. 321 f.), nachdem schon im J. 1569 Joh. Goropius Becanus in seinen Origines Antverpianae die ersten kleinen Sprachproben mitgetheilt hatte, die ihm aus der Handschrift zugegangen waren. Noch vor 1600 kam das Kleinod, vermuthlich durch den Werdener Abt Duden veräußert, an Kaiser Rudolf II. nach Prag, von wo es im J. 1648 vom Grafen Königsmark als Kriegsbeute an die Königin Christine nach Stockholm geschickt wurde. Wenige Jahre später (1654) ging der Codex in den Besitz des holländischen Gelehrten Isaac Vossius über, der ihn seinem Oheim Franz Junius zur Veröffentlichung überließ. Im J. 1665 gab dieser den ersten Abdruck der Handschrift heraus, ein für die Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft bedeutungsvolles Ereigniß. Inzwischen hatte im J. 1662 der Graf de la Gardie den Codex dem Vossius wieder abgekauft und ihn, mit einem silbernen Einband versehen, der Königin Christine zurückerstattet, die ihn der Bibliothek der Universität Upsala übergab. Dort wird er noch heute aufbewahrt, 167 Blätter stark, nachdem ihm 10 zeitweilig entwendete Blätter wieder einverleibt worden sind. Einen vortrefflichen zeilengetreuen Abdruck bietet Uppström, Codex argenteus, Upsaliae 1854 und Decem codicis argentei rediviva folia, ibid. 1857. Von den an verschiedenen Orten veröffentlichen Facsimiles des Cod. arg. gibt das in Könnecke's Bilderatlas, 2. Aufl., S. 2, Beil., wenigstens die Farbe des Pergaments verhältnißmäßig am besten wieder, die Schrift ist nicht fehlerfrei.

Alle übrigen Fragmente von Wulfila's Bibelübersetzung sind Palimpseste. Nämlich:

Cod. Carolinus: unbedeutende Bruchstücke aus dem Römerbrief auf vier

Blättern, vom Abt Knittel 1756 auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel aufgefunden, wohin sie aus dem Kloster Weißenburg im Elsaß gekommen waren. Ursprünglich hatten sie wohl dem Kloster Bobbio in Oberitalien angehört. Eben daher stammen die übrigen Palimpseste, nämlich die Mailänder Codices

Ambrosianus A, 102 Blätter Paulinischer Briefe, zu denen noch 4 Blätter der Turiner Bibliothek gehören; Ambrosianus B, 78 Blätter Paulinischer Briefe; Ambrosianus C, 2 Blätter des Matthäusevangeliums; Ambr. D, 3 Blätter des Buches Nehemia, Cap. 5—7, die einzigen Reste einer Handschrift des gotischen Alten Testamentes. Alle diese italienischen Bruchstücke sind mit Ausnahme der später entdeckten Turiner Blätter durch Angelo Mai aufgefunden und zuerst durch C. O. Castiglioni, Mailand 1819—1835, dann in berichtigtem Abdruck durch Uppström veröffentlicht worden, und zwar Ambr. A, B und D in Codices Gotici Ambrosiani, Upsaliae 1864, C mit Cod. Carolinus und der Skeireins in Fragmenta got. selecta, ib. 1861.

Nur zum Beweise der Thatsache, daß die gotische Bibel auch die Genesis enthalten hat, dienen einige wenige gotische Wörter und Zahlen, die aus Gen. V in einer Salzburg-Wiener Handschrift des 9. bis 10. Jahrhunderts als Schriftproben aufgezeichnet sind (W. Grimm, Kl. Schriften III, 95 f., Maßmann, Zeitschr. f. deutsch. Altert. I, 296 f., F. Kauffmann, Zeitschr. f. deutsche Philol. 29, 318 f.).

Alle Handschriften der gotischen Bibel sind in ein und demselben Alphabet geschrieben, dessen Erfinder nach der Angabe der Kirchenhistoriker Wulfila war. Die dem Einritzen auf Holz und Metall angepaßte germanische Runenschrift, die überdies mit heidnischen Bräuchen in engem Zusammenhang stand, zeigte sich ihm ebenso wie später den Westgermanen als ungeeignet für das Schreiben mit Rohr auf Pergament zu christlichen Zwecken. War für die Westgermanen die Entlehnung der lateinischen Schrift, so war für den mösischen Bischof der Anschluß an die griechische das Gegebene. So bilden die griechischen Uncialbuchstaben den Grundstock seines Alphabetes, und er behält auch ihre Reihenfolge und ihre Geltung als Zahlenzeichen bei. Nur in einzelnen Fällen, wo die griechische Schrift kein geeignetes Zeichen für den gotischen Laut bot, hat er Anleihen bei dem lateinischen und bei dem Runenalphabet gemacht. Die hierdurch gewonnenen Buchstaben setzte er unter Beseitigung überflüssiger griechischer Zeichen so in das Alphabet ein, daß die Zahlengeltung der aus dem griechischen beibehaltenen Lettern, abgesehen von der Vertauschung zweier Buchstaben, nicht gestört wurde (A. Kirchhoff, Das gotische Runenalphabet [2], Berlin 1854. J. Zacher, Das gotische Alphabet Wulfilas und das Runenalphabet, Leipz. 1855, und besonders L. Wimmer, Die Runenschrift [2], übersetzt v. Holthausen. Berlin 1887, S. 259 f.).

Einen Beweis dafür, daß jene mehr als hundert Jahre nach Wulfila von Ostgoten in Italien geschriebenen Fragmente wirklich den Text der alten westgotisch-mösischen Bibel wiedergeben, liefert, abgesehen von allgemeinen Erwägungen, auch der erst neuerdings geglückte Nachweis derjenigen Recension des griechischen Bibeltextes, welche ihr zu Grunde liegt. Lagarde (Librorum Vet. Testamenti canonicorum P. I graece edit. Gottingae 1883, p. XIV, vgl. Ankündigung einer neuen Ausgabe der griech. Uebers. d. A. T. 1882) hat nämlich an einem der alttestamentlichen Bruchstücke gezeigt, daß die gotische Uebersetzung sich an einen von Lucian dem Märtyrer († 312) hergestellten Text anschließt, der für die Sprengel von Antiochia und Constantinopel maßgebend und deshalb auch von Chrysostomus benutzt wurde. Die weitere Verfolgung des so gewiesenen Weges führte F. Kauffmann (Zeitschr. f. d. Philol. 29, 306—37. 30, 145 bis 183) zu einer Bestätigung und Ergänzung von Lagarde's Ansicht. Der „Lucianische" Text, wie er für das alte Testament in Lagarde's Ausgabe vor-

liegt, für das neue aus den Bibelcitaten des Chrysostomus erschlossen werden kann, bildet nach Kauffmann den eigentlichen Grundbestand der Vorlage für die gotische Bibel. Doch waren in sie auch Lesarten aus anderen Recensionen eingedrungen. Die früher herrschende Ansicht, daß die gotische Uebersetzung neben dem griechischen auch den lateinischen Bibeltext, und zwar für das neue Testament die Itala, für das alte schon die Vulgata herangezogen habe, ist nach K. aufzugeben; Uebereinstimmungen der gotischen Bibel mit der Itala lassen sich auf die Beschaffenheit der griechischen Vorlage zurückführen, soweit es sich nicht um spätere Aenderungen der italienischen Handschriften in der Schreibung der Eigennamen handelt. Ueberall folgt die Uebertragung streng dem Grundtexte; daß sie ihm in den alttestamentlichen Bruchstücken freier gegenüberstehe, ist auf Grund der neuen Ergebnisse nicht mehr anzunehmen; dabei ist zu beachten, daß das bisher dem 2. Cap. des Buches Esra zugewiesene Bruchstück dem entsprechenden Stücke des 7. Capitels des Buches Nehemia, welches denselben Inhalt hat, im Wortlaute näher steht, also auch als Uebersetzung dieses Stückes gelten muß, sodaß uns vom gotischen alten Testament nur Nehemiafragmente, nicht, wie man bisher angenommen hat, auch Esrabruchstücke vorliegen.

Für endgültig abgeschlossen kann die Frage nach dem Verhältniß der einzelnen Theile der gotischen Bibel zu einander und zu den Quellen noch nicht gelten. Einige Unterschiede im Sprachgebrauche bleiben zwischen den alttestamentlichen und den neutestamentlichen Stücken bestehen, und ob nicht doch schon Wulfila wenigstens bei der Uebersetzung der Paulinischen Briefe die Itala zugezogen hat, ist noch zu entscheiden. Auch eine andere Seite seines Verhaltens zur Vorlage ist noch nicht überall festgestellt, wie weit nämlich der Einfluß der griechischen Syntax auf seinen Sprachgebrauch geht. Jedenfalls war ihm möglichst wortgetreuer Anschluß an das Original oberster Grundsatz. Daß er hie und da einen Fehler gemacht, sich an dieser und jener unklar gebliebenen Stelle auf deren wörtliche Wiedergabe beschränkt hat, sind unvermeidliche Schwächen seines großen, trotz alledem bewundernswerthen Werkes. Daß Wulfila von seiner Vorlage nicht sklavisch abhängt, zeigt sich, wenn er gelegentlich ein verdeutlichendes Wort einschiebt, statt einer Wortwiederholung des Originals Wechsel im Ausdruck eintreten läßt, die griechische Construction in die gotische umsetzt, formelhafte Wortverbindungen seiner Sprache in freierer Weise verwendet. Mit nicht geringem Geschick hat er es verstanden, den gotischen Wortschatz für die vielen fremdartigen Begriffe der Bibelsprache nutzbar zu machen; dem heimischen Rechtsleben und selbst dem heimisch-heidnischen Cultus hat er manche Benennung für christliche Dinge abzugewinnen gewußt. Eine Uebersetzungsart, zu der deutsche Geistliche erst Jahrhunderte nach der Bekehrung der Franken durch lange vorbereitende Versuche hindurch allmählich gelangten, ist dem Gotenbekehrer auf den ersten Wurf geglückt, und das gewaltige Werk einer Uebertragung der gesammten Bibel, welches in Deutschland erst ein Jahrtausend später in Angriff genommen wurde, hat er, gleichviel, ob mit oder ohne die Betheiligung von Schülern und Nachfolgern, geschaffen in der Sprache eines völlig litteraturlosen heidnischen Kriegervolkes, dem er sogar ein brauchbares Alphabet erst erfinden mußte. Er hat in der gotischen Bibel das wichtigste Werkzeug für die Bekehrung der ostgermanischen Stämme hergestellt, durch sie die Grundlage für einen christlichen Gottesdienst in germanischer Sprache gelegt.

So viel uns auch von Wulfila's Schriften verloren gegangen ist, wir wissen genug von seiner vielseitigen und nachhaltigen Lebensarbeit, um sie als die Auswirkung einer großen Persönlichkeit zu erkennen. Wo wir uns auch in den Quellen umsehen, überall gewinnen wir das Bild eines mächtig anregenden, herzgewinnenden und ehrfurchtgebietenden Mannes. Von begeisterter Verehrung sind

die Worte des Auxentius über sein persönliches Verhältniß zu dem Meister durchwärmt, der ihn in frühester Jugend als Schüler zu sich genommen, der ihm die göttliche Wahrheit geoffenbart, ihn fleischlich und geistlich wie seinen Sohn erzogen habe, dem er zu unendlichem Danke verpflichtet, den würdig zu loben er außer Stande sei. Photius fügt seinem Auszuge aus Philostorgius die mißmuthige Bemerkung hinzu, daß dieser den Wulfila gar sehr vergöttere, ein Ketzer den anderen. Aber auch aus der Erzählung des orthodoxen Sozomenus gewinnen wir noch eine Vorstellung von der hohen Bedeutung dieser Persönlichkeit und ihrer Gewalt über die Gemüther der Goten. „Die Goten, die von ihm in der Religion erzogen und durch ihn zu milderen Sitten geführt waren, gehorchten ihm leicht in allen Dingen, überzeugt, daß nichts von dem, was er sagte oder that, schlecht sei, sondern daß es alles den Gotteseifrigen zum besten diene. Hatte er doch auch seine Tapferkeit auf das vielfältigste bewährt, indem er für den Glauben unzähligen Gefahren Stand hielt, als die genannten Barbaren noch dem heidnischen Kult oblagen.“ Ja selbst aus dem verleumderischen Gerede, welches Theodoret vorbringt, blickt doch noch die imponirende Erscheinung des Mannes hervor, dem sein Volk unbedingte Folge leistet, dessen Worte es wie unabänderliche Gesetze aufnimmt. Darin stimmen alle Schriftsteller überein, daß der Arianismus der Goten zum nicht geringen Theile das Werk des W. sei. Von Wulfila's Stammesgenossen verbreitete er sich schnell zu allen Ostgermanen: wie weitgreifende Folgen das für die Geschichte dieser Stämme hatte, ist bekannt. Es ist eine Gestalt von weltgeschichtlicher Bedeutung, die am Eingange der Geschichte des germanischen Christenthums und der germanischen Litteratur steht.

Wichtigste Litteratur über Wulfila's Leben und Lehre: G. Waitz, Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila, Hannover 1840. — W. Krafft, Die Anfänge der christlichen Kirche bei den germanischen Völkern, Bd. I, 1. Berlin 1854. S. 213 ff. — W. Bessell, Ueber das Leben des Ulfilas und die Bekehrung der Gothen zum Christenthum, Göttingen 1860. — G. Kaufmann, Kritische Untersuchungen der Quellen zur Geschichte Ulfilas, Zeitschr. f. deutsches Altert. 27, 193—261. — W. Krafft, Herzog's Realencyklopädie 16, 140 f. — [Ch. A. A. Scott, Ulfilas, Apostle of the Goths. Cambridge 1885 war mir nicht zugänglich.] — E. Sievers, Das Todesjahr des Wulfila, Beiträge zur Gesch. d. d. Sprache u. Lit. 20, 302—22 (vgl. Martin, Zeitschr. f. d. Altert. 40, 223 f. und Sievers, Beiträge 21, 247). — Jostes, Das Todesjahr des Ulfilas und der Uebertritt der Goten zum Arianismus, ebenda 22, 158—87. — F. Kauffmann, Der Arianismus des Wulfila. Zeitschr. f. deutsche Philologie 30, 93—112.

Wichtigste Ausgaben der gotischen Bibel: Ulfilas ed. H. C. de Gabelentz et J. Loebe. Lipsiae 1843. Dazu Vol. II Glossarium, Grammatica 1843—6. — Uppström s. ob. S. 284. — Ulfilas . . . Text, Grammatik u. Wörterbuch hg. v. Stamm, später von Mor. Heyne, neueste Aufl. mit Grammatik von Wrede, Paderborn 1896 (Bibliothek der ältesten deutschen Litteraturdenkmäler I). — Vulfila oder die gotische Bibel mit dem entsprechenden griechischen Text und mit kritischem u. erklärendem Commentar . . . hg. v. E. Bernhardt. Halle 1875 (Germanist. Handbibliothek hg. v. Zacher III).

F. Vogt.

Wulflaich, ein Longobarde, welcher in den Tagen des Königs Childebert II. (576—96) und des Erzbischofs Magnericus von Trier (bis 587?) in den Ardennen die seltsame Lebensweise der Säulenheiligen nachahmte, durch welche namentlich in Syrien Symeon Stylita berühmt geworden war. Gregor v. Tours erzählt (Hist. Francor. VIII, 15), er sei auf einer Reise ins Trierische ad Eposium castrum gekommen, wo ihn der Diacon Vulfilaicus aufgenommen und in sein

Monasterium geführt habe, welches etwa acht Meilen von jener Burg, hoch oben auf einem Berge gelegen sei. Hier habe jener Wulflaich eine große, dem hl. Martinus geweihte und durch dessen und andere Reliquien ausgezeichnete Basilika erbaut. Eposium wird von Longnon (Géographie de la Gaule au VI e siècle, Paris 1878, p. 369) als Yvois erklärt. Yvois oder Ivois ist das heutige Carignan, welches 21 Kilometer ö.s.östl. von Sedan am Chiers liegt und unter Ludwig XIV. einem Grafen von Soissons aus dem Hause Savoyen als duché-pairie zugewiesen wurde, wobei es seinen jetzigen Namen erhielt. Auf Gregor's Begehren erzählte ihm sein Gastfreund, daß er frühzeitig vom Ruhme des hl. Martin angezogen worden sei, dann dessen Basilika (in Tours) aufgesucht, mit dem Abte Aridius (Aredius) bekannt geworden, von diesem unterrichtet und in sein Kloster (Limarcino in termino, also in der Nähe von Limoges) mitgenommen worden sei, wo er ein sonderbares Wunder mit von dem Grabe des Heiligen genommenem und in einer Capsula verschlossenem Staube erlebt. Dann habe er seinen Weg in territorium Trevericae urbis fortgesetzt, wo er auf jenem Berge mit eigenen Händen sich eine Wohnung hergerichtet; in der Nähe sei ein Heiligthum der Diana gewesen, die das noch heidnische Volk hier anbetete. Er habe dann eine Säule (columna) aufgestellt, auf der er selbst im rauhesten Winter ausgehalten habe, um von ihr herab dem Volke gegen den abgöttischen Cult seiner Diana zu predigen. Doch seien ihm von der Kälte die Nägel von den Füßen herabgefroren und sein Bart habe Eiszapfen wie Kerzen gebildet. Die Bekehrung der Bevölkerung und die Zerstörung des Dianaheiligthums seien ihm dann endlich gelungen, doch habe sich der böse Feind an ihm gerächt, indem er ihm eine den ganzen Körper überziehende Pockenkrankheit gesandt habe. Von dieser habe er sich durch Salbung aus der vom Grabe des hl. Martinus mitgebrachten Oelampulle geheilt, doch sei er von vorüberreisenden Bischöfen ermahnt worden, diese dem hiesigen Klima wenig angemessene Lebensweise aufzugeben, von seiner Säule herabzusteigen und mit den übrigen Brüdern seines Klosters zusammenzuleben. Er habe, obgleich widerstrebend, diesem Rathe sich gefügt, damit es nicht von ihm heiße, er sei dem Geheiße der Priester ungehorsam gewesen. Auch sonst wußte W. noch allerlei Wunderbares zu erzählen (eb. c. 16). Die Säule wurde auf Veranlassung des Bischofs zerstört, da er einmal den W. in seiner Villa, etwas weitweg, eingeladen hatte. Weiteres wissen wir von W. nicht, als daß im J. 979 eine Translation seiner Gebeine unter dem Erzbischof Egbert von Trier stattfand (Brower, Ann. Trev. p. 482).

Vgl. noch Hontheim, Hist. Trev. I, 31. — Rettberg, Kirchengesch. Dtschl., Göttingen 1846, I, 285. 483. F. X. Kraus.

Wulflam: Bertram W., Bürgermeister von Stralsund, gehörte zu einer angesehenen Patricierfamilie, welche ursprünglich (1282) den Namen Wulfram führte, eine von der Thiersage und vom Waidwerk entlehnte Benennung, die, im Zusammenhang mit dem alterthümlichen Wappen, das einen mehrfach gespaltenen resp. einen Schild mit sechs Pfählen und einen Stechhelm zeigt, auf eine Abstammung von einem ritterlichen Geschlecht deutet. Am Anfange des 14. Jahrhunderts geboren, unterstützte er seinen Vater Hennecke im Betrieb des Tuchhandels und übernahm nach dessen Tode (1324) und nach Erbtheilung mit seinen Brüdern Nicolaus und Hermann, in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Wulf das väterliche Giebelhaus an der Nordseite des Alten Marktes, in welchem beide den Gewandschnitt fortsetzten. Als er dann (1362) in den Rath gewählt wurde und zu großem Reichthum gelangt war, schmückte er das Gebäude mit einem stattlichen Giebel und großem Speisesaal, in welcher Gestalt es noch bis auf die Gegenwart erhalten blieb. Seine Aufnahme in den Rath fiel in eine sehr bewegte Zeit; König Waldemar Atterdag von Dänemark

hatte Wisby erobert und die anfangs unter der Führung des Lübecker Bürgermeisters Joh. Wittenborg glücklich geführte Flotte der Hansa fast vernichtet. Den Rathscollegien der verbündeten Städte lag es infolge dessen ob, günstige Bedingungen für einen Waffenstillstand und Frieden mit dem nordischen Reiche zu erlangen, sowie vortheilhafte Verbindungen zu einem künftigen Kriege gegen Dänemark anzuknüpfen. Für diese Zwecke besaß der neuerwählte Rathsherr geeignete politische und diplomatische Talente, welche er sich auf früheren Handelsreisen erworben haben mochte, und die er dann in den Versammlungen des Bundes zu Rostock, Wismar und Greifswald verwerthete; auch verhandelte er als Abgeordneter von Stralsund im Mai 1363 mit Waldemar's Gesandten zu Nyköping auf Falster und im November d. J. in Wolgast, wo die Herzöge von Pommern und der Bischof von Cammin einen Vergleich zwischen dem anwesenden Könige und den Städten anzubahnen versuchten. Obwol beide Vermittelungen vergeblich blieben, leuchtete dennoch Bertram's diplomatische Begabung in dem Grade hervor, daß man ihn in Stralsund schon nach zwei Jahren (1364) zum Bürgermeister erwählte. Durch diese Stellung erreichte W. nicht nur in der Heimath, sondern auch bei der ganzen Hansa einen solchen Einfluß, daß von dieser Zeit an Stralsund als der Mittelpunkt aller gegen Dänemark und dessen Verbündete gerichteten Unternehmungen angesehen werden kann, deren Leitung, neben dem Lübecker Bürgermeister Jak. v. Pleskow und dem Rostocker Bürgermeister Arn. Kröpelin, vorzugsweise dem Scharfblicke Bertram's anvertraut wurde. Dieser erkannte, nach den bisher gemachten Erfahrungen, namentlich zwei Gesichtspunkte als maßgebend, einerseits, daß den Versprechungen des Königs Waldemar niemals Glauben zu schenken, sowie, daß eine Verbindung mit anderen Fürsten und Reichen, welche kein gemeinsames Interesse mit den Städten theilten, stets nur eine trügerische Hülfe sei, oder gar zum Schaden diene, ein Grundsatz, welcher durch Norwegens und Schwedens Verhalten (1361—62) vollständig gerechtfertigt wurde. Seitdem nun König Hakon durch seine Vermählung mit Margarethe Waldemar's Schwiegersohn geworden war, durfte man naturgemäß noch weniger auf ihn rechnen, während die pommerschen Herzöge durch inneren Zwist und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu Waldemar und Kaiser Karl IV. in ihren Entschlüssen gehemmt waren. Andererseits erschien ihm eine Erweiterung des Hansabundes, sowie dessen Kräftigung durch festeres Zusammenhalten und einheitliche Leitung nothwendig. Um beide Gesichtspunkte aber zu einem günstigen Ziele zu vereinigen, galt es zuvörderst Dänemark mit gleichen Mitteln, d. h. Trug mit List zu besiegen, indem man scheinbar den Frieden suchte, um in Ruhe und Stille zum neuen Kriege rüsten zu können. In diesem Sinne erlangte W. auf den Tagen zu Rostock, Stralsund und Lübeck (1364—65) eine Erneuerung des Waffenstillstandes und am 22. November 1365 den Frieden von Nyköping. Waldemar dachte nicht daran, die in diesem Vertrage gelobten Versprechungen zu halten und erlaubte sich sehr bald die gröbsten Ueberschreitungen desselben, welche im Herbste 1366 den schonischen Handel fast gänzlich lähmten; W. hatte hierauf, wie schon bemerkt wurde, auch gar nicht gerechnet, er beschränkte sich fürs erste auf gemäßigte Beschwerden, desto eifriger aber betrieb er die Vorbereitungen zur Stärkung des Bundes und dessen kriegerischer Rüstung. Auf dem Tage zu Lübeck wurde der engere Anschluß der Städte und ein Bündniß gegen unzuverlässige Fürsten berathen, auf dem Tage zu Rostock die Vereinigung mit den preußischen Städten und dem Hochmeister des Deutschen Ordens, Winrich v. Kniprode, auf dem Tage zu Stralsund (4. Mai 1367) entschloß man sich schon zu einer ernsteren Beschwerde gegen Waldemar, infolge dessen der König eine hansische Deputation nach Falsterbode berief (22. August), bei welcher W. das Wort führte.

Dieselbe hatte jedoch keinen Erfolg, vielmehr zeigte der dort vom Könige bewiesene Uebermuth deutlich, daß alle gütlichen Verhandlungen werthlos seien und daß nur durch Krieg das gewünschte Ziel erreicht werden könnte. Zu diesem Zwecke veranstaltete W. eine besonders wichtige Versammlung in Köln (11.—17. Nov. 1367), an welcher außer den preußischen auch die niederrheinischen und flandrischen Städte theil nahmen und sich zu einem Bunde gegen Dänemark und Norwegen vereinigten. Demgemäß sollten die Städte an der Ostsee 15 große und 20 kleine Schiffe mit 1500 Gewaffneten, die Holländer dagegen nur 6 bewehrte Fahrzeuge stellen, alle Handelsschiffe sollten unter dem Schutze dieser Flotte auslaufen, und die Kosten des Feldzuges durch einen Frachtzoll aufgebracht werden; auch entschloß man sich zu einem Bündniß mit den holsteinischen und mecklenburgischen Fürsten, welche wegen ihrer Ansprüche auf Dänemark und Schweden als natürliche Feinde Waldemar's und Hakon's gelten konnten. Endlich legte der Hansabund die Gerechtigkeit seiner Sache und deren kriegerische Vertheidigung in zahlreichen Schreiben an den Kaiser und Papst und die übrigen deutschen und benachbarten Fürsten dar. Wie hoch Wulflam's Einfluß in dieser Zeit gestiegen war und wie dementsprechend auch die Bedeutung Stralsunds sich vermehrte, ergiebt sich daraus, daß diese Stadt allein zwei große Schiffe mit 200 Gewaffneten und drei Geschossen stellte, in welcher Leistung sie nur von Lübeck mit drei Koggen und 300 Mann übertroffen wurde. Schon waren die Anführer der Flotte ernannt, als man noch einmal (2. Febr. 1368) versuchte, bei den dänischen Abgesandten in Lübeck einen friedlichen Vergleich und einen Schadenersatz von 150 000 Mark zu erlangen; dann, als auch dieser Plan vergeblich war, sandte man am 19. März 1368 die Kriegserklärung, die Waldemar mit dem bekannten Spottreime erwiderte, in welchem er die 77 verbündeten Städte mit einer Gänseheerde verglich. Als aber nun die für jene Zeit großartige Flotte von 20 Schiffen mit 2000 Schwerbewaffneten im Sunde wirklich erschien, verließ der König, obwohl die Erfolge von Wisby und Helsingborg (1361) nach sieben Jahren noch in lebhafter Erinnerung stehen und seinen Muth hätten beflügeln müssen, plötzlich das Reich, um selbstsüchtig die von ihm in Gothland erpreßten Schätze beim Markgrafen Otto von Brandenburg in Sicherheit zu bringen, während er den Drost Henning v. Putbus (s. A. D. B. XXVI, 740) zum Stellvertreter in Dänemark ernannte. Bald war nun Seeland und Kopenhagen mit den übrigen Inseln, sowie Norwegen bis Bergen erobert, ebenso Jütland und Schonen durch die fürstlichen Bundesgenossen; endlich fiel auch (1369) das feste Schloß von Helsingborg, wobei der lübische Feldhauptmann Bruno Warendorp sein Leben einbüßte. Schon hatte Hakon von Norwegen den Frieden erbeten, da vermochte endlich die Ueberredung Henning's v. Putbus und der dänischen Geistlichkeit den König, daß er zu gütlichen Unterhandlungen seine Zustimmung gab. Entsprechend den Verdiensten Bertram's und den Rüstungen, welche dessen Vaterstadt geleistet hatte, wurde Stralsund zum Orte der Vermittelung ausersehen; im November 1369 trafen dort die Vertreter der Städte unter Wulflam's Leitung und die dänischen Gesandten, außer Henning v. Putbus mehrere Bischöfe und 27 Reichsräthe zusammen, welche sich über die Friedensvorschläge einigten. Diese enthielten als wesentliche Bedingungen namentlich zwei Vortheile für den Hansabund, einerseits die Erneuerung resp. Erweiterung aller Handelsprivilegien und Rechte, andererseits aber zur Sicherung derselben die Auslieferung Schonens als Pfand, und das Versprechen, daß die Wahl der zukünftigen Könige von Dänemark von der Genehmigung der Städte abhängig sei. Diese Verträge erhielten am 24. Mai 1370 durch den im großen Rathhaussaale abgeschlossenen berühmten Stralsunder Frieden ihre urkundliche Bestätigung,

und endlich auch, nachdem Waldemar sich vergebens bemüht hatte, vom Kaiser und anderen deutschen Fürsten Hülfe zu erlangen, am 27. October 1371 die königliche Zustimmung; auch mit Hakon von Norwegen kam der Friede zu Stande. Nachdem W. auf diese Art die kriegerische Ehre des Hansabundes wieder hergestellt und Stralsunds Ansehen im Kreise der übrigen Städte wesentlich erhöht hatte, gelang es ihm ebenso für die folgenden 20 Jahre und namentlich, seitdem König Waldemar am 24. Octbr. 1375 verstorben war, diesen Ruhm praktisch zu verwerthen, und die Macht seiner Vaterstadt auch mit den Gütern des Friedens auszurüsten. Mit politischem Scharfblick erkannte er, daß Waldemar's Tochter, die Königin Margarethe, bei ihrer maßvollen und verständigen Regierung, im Gegensatze zu der Feindschaft ihres Vaters, für die Hansa ein eben so treuer als einflußreicher Bundesgenosse zu werden vermöchte, und förderte demgemäß ihren und ihres Gatten Hakon Plan, ihrem Sohne Olaf die Nachfolge im dänischen Reiche zu sichern. Diese Parteinahme bedingte zugleich eine feindliche Stellung gegen Mecklenburg und Schweden, wo Albrecht, Vater und Sohn, die Herrschaft führten, und endlich auch eine Spaltung im Hansabunde, da Rostock und Wismar für ihre Landesherren einzutreten wünschten. Bertram's Einfluß war jedoch so bedeutend, daß er diese Schwierigkeiten leicht zu vermitteln wußte, namentlich da sein Sohn Wulf seit 1381 die Verwaltung in Schonen führte, und da seit dem Tode Hakon's (1380) Margarethe und der junge Olaf auch die Krone von Norwegen erlangt hatten. Auch die pommerschen Herzoge waren, seit sie durch die Vermählung von Margarethens Nichte mit Wartislaw VII. in verwandtschaftliche Verbindung und zu Hoffnungen der Erbfolge gelangten, auf der Seite Dänemarks und des Hansabundes. In dieser Zeit erblicken wir Stralsund auf der Höhe seines Glanzes, zum Theil auch dadurch vermehrt, daß in Braunschweig (1372—80) und Lübeck (1380—84), sowie in dem benachbarten Anklam (1386—87) blutige Aufstände der Innungen gegen den Rath ausbrachen, welche den Handel und Credit dieser Städte beeinträchtigten. Dagegen berichten die Stralſ. Chroniken, daß im J. 1381 die Fülle der Waaren einen solchen Umfang erreichte, daß die Speicher und Straßen sie nicht zu fassen vermochten, während sich der überseeische Verkehr von Rußland bis England ausdehnte. Einem Aufstande der Stralsunder Gilden hatte W. dadurch vorgebeugt, daß er den Altermännern des Gewandhauses (1370) ein Privilegium verlieh, durch welches diese Theil an der Verwaltung und die Rechte einer bürgerschaftlichen Vertretung empfingen. Aufs neue hatte W. seine diplomatischen Talente zu bewähren, als am 3. August 1387 der junge König Olaf verstarb. Auch nach diesem ebenso traurigen wie verhängnißvollen Ereigniß hielt Bertram an seinem Bunde mit Margarethe fest und begünstigte die Wahl ihres Neffen, des Sohnes Wartislaw VII., welcher später unter dem Namen Erich XIII. die nordischen Kronen auf seinem Haupte vereinigte. Aus der hierdurch noch vermehrten Feindschaft Mecklenburgs und Schwedens und der zweideutigen Stellung von Wismar und Rostock entsprang jedoch ein doppeltes Unheil, welches die Kehrseite zu der Blüthe von 1381 bildete, einerseits das Anwachsen des Seeraubes auf der Ostsee, andererseits der Uebermuth der Wegelagerer auf den pommerschen Landstraßen. Zwar bewältigten Stralsund und Greifswald die letzteren besonders durch Eroberung ihres Raubschlosses Gützkow, welches jenen, nach dem Tode der letzten Gräfinnen Elisabeth und Mechtild (1378), als Hinterhalt gedient hatte; andererseits blieb aber die gleichzeitige Unternehmung Wulf Wulflam's, welcher (1385—86) als Gouverneur von Schonen eine Flotte gegen die Seeräuber befehligte, ohne wesentlichen Erfolg. Letzterer Umstand, sowie der gegen den Sohn gerichtete Vorwurf, daß er auf dem Schloß zu Tribsees, welches gegen die Wegelagerer als Schutz zu dienen bestimmt und seiner Obhut anvertraut war,

parteiliche Justiz übe und überführten Raubrittern Schutz gewähre, trug dazu bei, daß die Achtung, in welcher W. in Stralsund bisher gestanden hatte, zu sinken begann, während Neid und Haß gegen seinen Reichthum und seine durch den Ruhm erworbene Macht sich mit dieser Mißstimmung vereinigten. Ihren Höhepunkt erreichte diese feindliche Gesinnung, als der neu (1389) in den Rath gewählte Karsten Sarnow (s. A. D. B. XXX, 374) im J. 1391 einen glänzenden Sieg über die Seeräuber errang und zur Belohnung für denselben zum Bürgermeister erwählt wurde. In dieser Stellung begründete er in Gemeinschaft mit seinen Freunden H. Hosang und H. Krüdener eine neue städtische Verfassung, welche die Wahl und Vertheilung der Rathsämter regelte und eine bürgerschaftliche Vertretung von 12 Altermännern einsetzte, welche an der Verwaltung theilnehmen und die Berechnung über die städtischen Gelder prüfen sollte. Infolge dieser Einrichtung hatte Bertram W. und der ihm verschwägerte Bürgermeister Albert Gildehusen (s. A. D. B. IX, 168) im Sommer 1391 Rechenschaft über die Verwendung der Steuern und Stiftungsgelder, namentlich des St. Jürgenshospitals und der Hovenerschen Stiftung sowie über die Münze zu geben, welche beide, anscheinend wegen Gedächtnißschwäche des Alters und mangelnder Geschäftsgewandtheit, nur ungenügend abzulegen vermochten. Dieser unerwartete Ausfall erregte einen solchen Aufruhr in der Gemeinde, daß W. sein Leben bedroht glaubte. Auf Bitte des Raths versuchte jedoch Sarnow die Menge zu beruhigen, und erlangte endlich als Resultat, daß man beiden zur Rechenschaft eine Frist bis zum Ende des Monats Junius 1391 gewährte, wofür sie eine Caution von 2000 Mk. erlegten und ihr gesammtes Vermögen zum Pfande setzten. Als aber der bestimmte Termin erschien, hatten beide mit ihren Familien heimlich die Stadt verlassen. Den Grund für diese Wortbrüchigkeit haben wir wohl weniger im Schuldbewußtsein und Feigheit, als in Stolz und Lebensklugheit zu suchen; einerseits glaubte nämlich W., in Erinnerung an seine der Stadt und dem Hansabunde geleisteten Dienste, eher auf Dankbarkeit als auf Anklage rechnen zu dürfen, andererseits hatte er wohl die Ueberzeugung, daß bei seiner mehr auf höhere allgemeine Gesichtspunkte als auf genaue peinliche Buchführung gerichteten Finanzverwaltung niemals eine Berechnung geleistet werden könne, welche der bürgerschaftlichen Vertretung genügen würde, endlich aber glaubte er nach den mit der letzteren gemachten Erfahrungen auf einen Sturm gefaßt sein zu müssen, der ihn, wenn nicht mit dem Tode, so doch mit Gefängniß und anderen schmählichen Strafen bedrohe. Demgemäß zog er es vor, statt den heimathlichen Richtern Rede zu stehen, an ein höheres Tribunal zu appelliren, indem er die Beschwerde über die ihm widerfahrene Unbilde den Hansatagen in Hamburg und Rostock vorlegte. Der Stralsunder Rath entschuldigte sich in einem ausführlichen, wahrscheinlich von Sarnow verfaßten Schreiben, in welchem sämmtliche Beschwerden gegen W. und Gildehusen, namentlich über ihre mangelhafte Geldverwaltung und Eigenmächtigkeit (1392) zusammengefaßt wurden. Dasselbe fand jedoch keinen Eingang, vielmehr erhielt der Rath von den beiden zu Lübeck (1392) gehaltenen Versammlungen den Bescheid, W. mit seinen Söhnen sowie Gildehusen in ihre Aemter und ihr Eigenthum wieder einzusetzen, oder ähnlich, wie Braunschweig, mit dem Ausschluß aus der Hansa bestraft zu werden. Wahrscheinlich hatte W. seinen Aufenthalt in Lübeck genommen, und zwar aus dem Grunde, weil er dort, wo die Unterdrückung der Aufstände von 1380—84 noch in lebhafter Erinnerung und das Patriciat am mächtigsten war, am leichtesten auf Zustimmung zur Bekämpfung ähnlicher Bewegungen, wie Sarnow solche leitete, rechnen durfte. Im Anfang des Jahres 1393 entschloß sich endlich der Stralsunder Rath die Verbannten zurückzurufen; Bertram W. erlebte diese Genugthuung jedoch nicht

mehr, da er im Laufe des Winters, anscheinend in Lübeck, verstarb. Seine Söhne ließen jedoch den Sarg nach Stralsund überführen, und nachdem derselbe zum Zeichen der Restilution im Rathszimmer auf den Bürgermeistersitz gestellt war, feierlich bestatten.

S. die Quellen unten bei Wulfhard W. Pyl.

Wulflam: Wulfhard W., in abgekürzter Form Wulf genannt, Bürgermeister von Stralsund, ältester Sohn des Bürgermeisters Bertram W., war in der Mitte des 14. Jahrhunderts geboren, und wurde, in Rücksicht auf seine hervorragende Begabung und Thatkraft, schon frühzeitig von seinem Vater in die städtische Verwaltung eingeführt, u. A. nahm er (1375) Theil an der Beilegung des Streites, welcher zwischen den Stralsunder Fischern und dem Cisterc.-Kloster Hiddensee entstanden war. Da er, solange sein Vater die Bürgermeisterwürde bekleidete, nicht in den Rath gewählt werden durfte, so wandte er seine Aufmerksamkeit anfangs mehr den Höfen der beiden pommerschen Herzoge Wartislaw VI. und Bogislaw VI. zu, welche ihn zu ihrem fürstlichen Rathe ernannten und seine Fähigkeiten in ihren Angelegenheiten verwertheten. Seit dem Jahre 1381 erhielt jedoch seine Thätigkeit eine andere Richtung, indem ihm die Hansa die Verwaltung des von Dänemark verpfändeten Schonens übertrug, eine Stellung, welcher er sich trotz der mit ihr verbundenen Schwierigkeiten bis zum Ablieferungstermin (1385) vollkommen gewachsen zeigte, indem er einerseits gegen die dänischen Ausschreitungen eine unerschütterliche Festigkeit, andererseits bei der übergroßen Sparsamkeit der hansischen Städte ein entschiedenes, oft schonungsloses Auftreten zeigte. Erleichtert wurde ihm seine Aufgabe theils dadurch, daß zwischen ihm und der Königin Margarethe ein gegenseitiges Vertrauen bestand, theils aber auch durch seines Vaters Bertram Einfluß, der damals noch mit leichter Mühe die eintretenden Verwickelungen zu lösen vermochte. Wulf verweilte jedoch (1381—85) nicht unausgesetzt in Schonen, sondern kehrte bisweilen auf längere Zeit in die pommersche Heimath zurück, und begab sich auch wiederholt zu den Hansatagen, wo er theils die von ihm als Gouverneur gemachten Auslagen eintrieb, theils im Auftrage der dänischen Königin mit den Städten gemeinsame Maßregeln gegen die Seeräuber berieth. Auch war er gegenwärtig, als Margarethe am 24. April 1384 mit dem Drost Henning von Putbus und den Reichsräthen Stralsund besuchte und das Versprechen gab, 9 Schiffe mit 100 Bewaffneten gegen die Seeräuber auszurüsten, wenn die Hansa gleiche Schritte unternehmen würde. Bei dieser Zusammenkunft soll es zu Streitigkeiten gekommen sein, bei welchen W. in Gegenwart der Königin das Schwert gezogen habe. Auch hielt man ihm aus dem Kreise von Sarnow's Freunden und der Bürgerschaft vor, daß er unrechtmäßiger Weise in die Rathssitzung gedrungen wäre und dort mehrere Mitglieder mit Vorwürfen überhäuft, sowie daß er verschiedene Urtheile des Stadtgerichtes als widerrechtlich getadelt hätte. Noch größeren Tadel empfing sein Verhalten hinsichtlich des Schlosses zu Tribsees, welches zum Schutze gegen die Wegelagerer bestimmt gewesen sei, welches W. aber nur zu seinem eigenen Vortheile besetzt hielte und sogar mehreren Raubrittern als Asyl darböte, ohne daß sein Vater dagegen einschritte. Diese Vorwürfe, welche sich, betreffend den Uebermuth gegen die Rathsherren auf Zwist wegen der Schonischen Geldauslagen, hinsichtlich des Schlosses zu Tribsees auf Mangel strenger Aufsicht während seiner Abwesenheit in den nordischen Reichen beziehen und die zum Theil auch grundlos und übertrieben sein mochten, hatten anfangs noch keinen Einfluß auf Wulflam's Ansehen und Auftreten, vielmehr feierte er selbst seine zweite Hochzeit mit großem Prunk und nahm auch an den Festlichkeiten Theil, welche der Bürgermeister Albert Gildehusen bei der Vermählung seiner Tochter Gertrud mit Wulf's Bruder, Nikolaus W., mit einem

solchen Aufwande veranstaltete, daß Sarnow und dessen Anhang solches in der Beschwerdeschrift gegen W. (1392) als einen Bruch der städtischen Hochzeitsordnung bezeichneten. Dagegen litt sein und seines Vaters Ansehen und Ruf desto mehr in jener Zeit, als der in Gemeinschaft mit Margarethe unternommene Kreuzzug gegen die Seeräuber, dessen Commando (1385) an W. übergeben war, ohne wesentlichen Erfolg blieb, und als nun gar sein Gegner Sarnow (siehe A. D. B. XXX, 374) gegen die Freibeuter (1391) einen glänzenden Sieg errang, zugleich aber als Lohn dafür die Bürgermeisterwürde empfing und eine neue Verfassung mit einer bürgerschaftlichen Vertretung einführte, da erreichte die theils auf Neid und Haß gegen Wulf's Ruhm und Reichthum, theils auf wirkliche Uebelstände gegründete Mißstimmung gegen beide Familien einen so hohen Grad, daß dieselben Vermögen und Freiheit, wenn nicht ihr Leben für bedroht erachteten und Stralsund verließen. Während Bertram W., der Vater, sich wahrscheinlich nach Lübeck begab, lebte Wulf am Hofe Wartislaw's VI., bei welchem er das Amt eines fürstlichen Rathes bekleidete, und suchte in dieser Zeit die herzogliche Fürsprache zu Gunsten seiner Familie zu gewinnen. Als nun bald darauf die Hochzeit von dessen Tochter Sophia mit Heinrich I. von Braunschweig in Stralsund gefeiert wurde, scheint sich der Herzog auch für die Rückkehr Wulflam's verwendet zu haben, doch blieb dieses Gesuch fürs erste ohne Erfolg, und konnte auch deshalb nicht mit dem wünschenswerthen Nachdruck unterstützt werden, da Wartislaw VI. bald darauf eine Wallfahrt nach Jerusalem unternahm. Auch die Vermittelung, welcher sich sein Sohn Barnim VI., solange er den Vater während dessen Abwesenheit vertrat, beim Rathe unterzog, blieb vergeblich, ermuthigte W. jedoch, mit seinen Brüdern Bertram und Nikolaus, Gildehusen's Schwiegersohn, unter der Zusage freien Geleits nach Stralsund zu reiten, wo er vor dem Thore eine Zusammenkunft mit einer Deputation des Raths und der Bürgerschaft hatte, bei welcher er eine ehrenvolle und straffreie Rückkehr seines Vaters verlangte. Da man ihm solche rücksichtslos verweigerte, gerieth W. in großen Zorn, von dem beherrscht er anfangs die Stadt mit einer Fehdeankündigung bedrohte; dann aber bei ruhiger Ueberlegung verwandelte sich sein zürnendes Ungestüm in kalte Berechnung und dauernden Haß namentlich gegen Sarnow und seine Freunde, an denen er blutige Rache zu nehmen beschloß. Zu diesem Zwecke vereinigte er seine Bemühungen mit denen seines Vaters und seiner Brüder auf den Hansatagen und erlangte endlich auch eine unbedingte Restitution. Leider erlebte sein Vater Bertram diese Genugthuung nicht mehr; um ihm jedoch eine nominelle Ehre zu erweisen, ließ er den Sarg desselben nach Stralsund überführen und dort auf den Bürgermeistersitz im Sessionszimmer aufstellen zum Zeichen, daß der Verstorbene in seine frühere Würde wieder eingesetzt worden sei. Sodann bot er alle Mittel und seinen ganzen Einfluß auf, Karsten Sarnow wegen Aufruhr in Anklage zu versetzen, und nachdem dieser mit dem Tode bestraft war, auch die von ihm begründete neue Verfassung und das Collegium der Zwölfmänner zu stürzen; als dieses Unternehmen auf hartnäckigen Widerspruch stieß (1394) und sich eine umfangreiche Verschwörung von mehr als 50 Bürgern bildete, welche unter Leitung der Rathsherren Langhedorp, Strelow und Dene und zweier Rathsdiener die Wulflam'sche Partei vernichten, sowie Sarnow's Satzungen erhalten und durch Neuwahlen verstärken sollten, vereinigte sich das Patriciat unter Wulf's Führung zu kräftiger Gegenwehr, infolge welcher der Widerstand gebrochen und die Verschworenen theils hingerichtet, theils verbannt wurden, unter diesen auch Hermann Krüdener, Sarnow's Anhänger, welcher jedoch die Sache des Gefallenen verrieth und dadurch sein Leben zu retten vermochte. Bald darauf (1395) gelangte W. in den Rath und wurde im J. 1397 zum Bürgermeister erwählt. In dieser Stellung

hatte er Gelegenheit, das Werk seines Vaters fortzusetzen, einerseits in den inneren Angelegenheiten, zu deren Förderung er mit den übrigen pommerschen Städten (1395) einen Münzverein, sowie (1399) ein Bündniß gegen die Wegelagerer schloß; auch befestigte er die Alterleute des Gewandhauses in ihrer vermittelnden Stellung zwischen Rath und Bürgerschaft, und führte zugleich die Aufsicht über das St. Jürgenshospital. Andererseits unterstützte er die Königin Margarethe in ihrem Kriege gegen Albrecht von Schweden und bei der Stiftung der Calmarischen Union, welche die drei nordischen Reiche (1397) unter der Herrschaft ihres Großneffen Erich XIII. vereinigte, sowie bei der Unternehmung gegen die Seeräuber, gegen welche, in Gemeinschaft mit dem deutschen Orden, seit 1394 eine mächtige Flotte von ca. 30 Schiffen mit 3000 Bewaffneten ausgerüstet wurde. Den Krieg mit Schweden vermittelte W. in der Weise, daß der (1389) gefangene König Albrecht (1395) gegen eine Caution von 60 000 Mk. freigelassen wurde; da er solche in der bedungenen Frist von drei Jahren nicht zahlte, überlieferte die Hansa (1398) Stockholm an Margarethe, welche (1395) in Upsala die Huldigung und (17. Juni 1397) die Krönung Erich's XIII. vollziehen ließ. Auch Herzog Wartislaw's VI. Söhnen, Barnim VI. und Wartislaw VIII., welche nach des Vaters Tode (1394) gemeinschaftlich regierten, diente er als Rath und als Vermittler in ihren Streitigkeiten mit Lübeck und Stralsund (1398—1400), für welche Mühewaltung dieselben ihm außer anderem Grundbesitz das Gut Kransdorf und einen Hof in Luppat auf Rügen verliehen. Mehreren anderen politischen und kirchlichen Unruhen begegnete er durch energisches Einschreiten, u. a. der Aufstellung eines Prätendenten, welcher, unter dem Namen von Margarethens Sohne Olaf, die nordische Herrschaft beanspruchte, sowie dem überspannten Auftreten eines Priesters Nikolaus van der Wilme, welcher, ähnlich wie Savonarola, gegen die Lehre der Kirche und gegen den Luxus der Laien eiferte; beide erlitten (1402) die Strafe des Scheiterhaufens. Auch verglich er (1404) den Zwist über den Besitz von Gothland, welcher zwischen Margarethe und dem deutschen Orden entstanden war, und der den Hochmeister zur Beschützung des Prätendenten Olaf verleitet hatte, und suchte zugleich den Handel der Engländer und Holländer zu Gunsten der Hansa von der Ostsee auszuschließen. So auf der Höhe der Macht und in der Fülle des Reichthums, lebte W. im prächtigen väterlichen Hause am Alten Markt in glücklicher Ehe und in der Geselligkeit ausgedehnter Gastfreundschaft; da wurde der Glanz Stralsunds durch den Uebermuth des obersten Geistlichen getrübt und mittelbar auch Wulf's Tod herbeigeführt. Cord Bonow, städtischer Oberpfarrherr, und als Archidiakonus von Tribsees, Vertreter des Bischofs von Schwerin, gerieth mit der Stadt in Zwist, weil die neugeschlagenen minder silberhaltigen Münzen sein Einkommen verringerten, kündigte ihr Fehde an, verwüstete die umliegenden Güter und richtete unter den auf dem Felde arbeitenden Bürgern ein großes Blutbad an, während die Stralsunder aus Rache über diese That (1407) mehrere Geistliche dem Feuertode überlieferten. Hierdurch kam es zu einem heftigen Zwist mit dem Bischof zu Schwerin und gegenseitigen Processen bei der römischen Curie, welche erst in den Jahren 1409—16 ihren Abschluß erreichten, infolge dessen die Stralsunder, außer anderen Strafen, die Apolloniencapelle südlich von der Marienkirche zur Sühne für die getödteten Geistlichen erbauen mußten. Diese langjährige Fehde veranlaßte nun sowohl eine große Unsicherheit der Straßen und des Verkehrs, als auch Gelegenheiten zu persönlichen Feindschaften, je nachdem die Familien die Partei der Stadt oder der Geistlichkeit nahmen. So kam es, daß der Ritter Suhm aus Kayseritz auf Rügen (Fastnacht 1405) im Fährboote seinen Tod fand. Obwohl er als Wulflam's Freund galt, beschuldigte man diesen des Mordes und brachte den Leichnam vor die Thür des Wulflam'schen Hauses. Unwillig wies

der Bürgermeister die Anklage zurück und befahl, den Todten in dessen Heimath zu schaffen; doch blieb der Verdacht bestehen und hatte zur Folge, daß Suhm's Sohn (1409) W. auf dem Kirchhofe zu Bergen aus Rache tödtete. Eine daran geknüpfte Fehde zwischen der Stadt und dem Geschlecht Suhm's wurde (1414) von Wartislaw VIII. dahin verglichen, daß jene für Wulflam's Tod eine Sühne leisten mußten, ein Ergebniß, welches ihn anscheinend vom Verdachte des Mordes befreite. Sein Sohn erster Ehe, Thideke, welcher (1410) Erbtheilung mit der Stiefmutter einging, betheiligte sich an einem Aufstande und erlitt infolgedessen durch Bürgermeister Nikolaus von der Lippe den Tod; Wulflam's Haus und einen Theil seines Grundbesitzes erbte seine Tochter Katharina, vermählt mit Math. Darne, und deren Sohn, der Rathsherr Mathias Darne († als Bürgermeister 1486); die Sage von der Verarmung von Wulflam's Frau und ihrer Bettelei in silberner Schale ist unbegründet.

Dinnies, Stemmata Sundensia s. n. — Lüb. Chron., h. v. Grautoff I, 282—395. — Stralf. Chron. I, 5—8, 163—177. — Kantzow, h. v. Kos. I, 415—451. — Kruse, Sund. Studien, m. Abb. v. W.s Haus, Wappen u. Bildniß. — Hanse-Recesse I—IV; Brandenburg u. Barthold sind berichtigt bei Fock, Rüg.-Pomm. Gesch. III—IV; Schäfer von Francke, Baltische Studien XXI, 2, u. Hans. Gesch.-Blätter IV, 1880—81, S. 87—105. Ueber die Berichtigung des Namens Holdthusen in Gildehusen vgl. Koppmann, Hans. Gesch.-Bl. Jahrg. 1873, XLII. — Jahresber. f. Gesch.-Wiss. Jg. 2, II, S. 181.

Pyl.

Wulfram: Missionär am Ende des 7. und am Anfange des 8. Jahrhunderts, von allen Glaubenspredigern, welche aus Frankenland die Bekehrung der heidnischen Friesen unternahmen der weitaus bekannteste und populärste, vermöge seines Verhältnisses zum Könige Radbod, „dem Gottesfeinde“, wie er von Melis Stoke genannt wurde, dem „Unfriedlichen Manne“, wie die Ueberlieferung ihn bezeichnet hat. W. war um 650 im Lande von Gastinois in der Nähe von Sens geboren, erhielt am fränkischen Hofe seine Erziehung als Geistlicher und wurde um 690 Bischof zu Sens. Seine über das Maaß hinausgehende ascetische Gesinnung trieb ihn aber zur Abtretung seiner bischöflichen Würde, damit er in der entbehrungsvollen Missionsarbeit sein Lebensideal erreichen könnte und 695 zog er, sammt einigen Mönchen aus dem Kloster Fontanelle nach den nördlichen Gegenden Frieslands. Nach einem fünfjährigen und nicht ungesegneten Aufenthalt wurde er durch seine Gesundheit genöthigt seine Arbeit für einige Zeit zu unterbrechen und kehrte nach Fontanelle zurück. Wie lange er dort verweilte ist unsicher. Zum zweiten Mal aber trat er dann die Missionsarbeit an und widmete sich ihr seitdem ununterbrochen. In diese Periode seiner Wirksamkeit fällt die bekannte Begegnung mit Radbod und dessen mißlungene Taufe in der Kirche zu Hoogwoude bei Medemblik, oder zu Medemblik selbst, wo der alte König sich aufhielt. Ermüdet durch sein hohes Alter und durch zahlreiche Widerwärtigkeiten, hatte Radbod, wie es heißt, sich bereit erklärt das Christenthum anzunehmen und schon war er auf dem Punkte sich taufen zu lassen, als er W. fragte, ob seine Voreltern auch im Himmelreich der Christen oder im höllischen Orte der Verdammniß sein sollten. Als nun der Missionär antwortete, sie seien als Ungetaufte dem Verdammungsurtheile anheimgefallen, zog der alte König den Fuß geschwind zurück, indem er sagte, er könne die Gesellschaft seiner fürstlichen Voreltern nicht aufgeben für das Wohnen im Himmelreich in Gesellschaft zahlreicher niedriger Christenleute. Wiewohl dieser noch mit zahlreichen phantastischen Nebenumständen ausgeschmückte Vorfall von der Kritik angezweifelt wird, so sind die meistens von chronologischer Seite her gemachten Einwände doch zu seiner Verwerfung nicht ausreichend. Es ist garnicht so

unwahrscheinlich, daß der König, welcher in seinen letzten Lebensjahren nach Versöhnung mit manchen seiner ausgetriebenen Unterthanen, welche sich hatten taufen lassen, strebte, von seiner trüben Stimmung beeinflußt, den Vorsatz gefaßt hätte, auch selbst das Christenthum anzunehmen und daß es dazu gekommen wäre, falls Wulfram's harte und beschränkte Antwort ihn nicht abgeschreckt hätte. Dabei ist diese Geschichte um so mehr als eine wahrhafte zu betrachten, als Jonas von Fontanelle, der angebliche Biograph Wulfram's in seiner „Vita amplior S. Wulframi“ keinen Anlaß hatte, einen Vorfall zu erfinden, welcher das Lob des Missionärs nicht eben erhöhen konnte. Es war jedenfalls kein Sieg, aber eine Niederlage, welche der von ihm hochverehrte W. in seinem Kampfe mit dem Heidenthum erlitten hatte. Der unbekannte Verfasser der aus dieser „Vita amplior“ gezogenen „Vita brevior“ erwähnte daher diese Geschichte aus panegyrischem Interesse nicht. Nach dem Tode Radbod's 719 verweilte W. nicht lange mehr in Friesland. Von Alter geschwächt kehrte er nach Fontanelle zurück, wo er um 720 gestorben sein muß. Wie das Verhältniß zwischen diesem Vertreter der fränkischen Mission und dem angelsächsischen Apostel und Bischofe von Utrecht Willebrord gewesen sein mag, ist aus Mangel an Nachrichten nicht nachzuweisen. Seine Biographie ist, wie gesagt, in doppelter Form, einer „Vita amplior“ und einer „Vita brevior“ aufbewahrt. Die erstere ist, in Hinsicht auf die vielen doch in der That höchst phantastischen Erzählungen kaum einem Zeitgenossen, wie Jonas von Fontanelle, zuzuschreiben, und jedenfalls stark interpolirt. Sie findet sich bei Surius ad d. 20 Mart. p. 210 sqq., Mabillon p. 341 sqq. und Guesquierus VI. p. 528 sqq., welcher auch einen bedeutenden „commentarius praevius“ hinzufügte. Auch die „Vita brevior“ findet sich bei Guesquierus p. 524 sqq. und bei den Bollandisten ad d. 20 Mart. p. 145 sqq. Weiteres über ihn bei Moll, Kerkgesch. v. Nederl. I Bl. 127 ff. — Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, 5. Aufl. Bd. I S. 451.

J. C. van Slee.

Wülknitz: August Ludwig von W. (Wilcknitz, Wülckenitz, Wülkenitz, Wülcknitz) wurde geboren im J. 1695 als drittältester Sohn des fürstl. Köthenschen Geheimraths, Kammerdirectors und Hofmarschalls Karl Heinrich v. W. und der Johanna Sophie v. Hake, einer Tochter des anhaltischen Regierungskanzlers Heinrich v. Hake. Seine älteren Brüder waren: Lebrecht Heinrich (geb. 1690), Karl Friedrich (1693), seine jüngeren Brüder: Leopold Wilhelm (1697), Leopold Philipp Heinrich (1699), Kurt Ferdinand, welcher jung starb, und Eberhard Gustav (1706). Das Geschlecht, welches einen wagrechten Eschenzweig mit drei nach oben gerichteten grünen Blättern in silbernem Felde als Wappen führt, galt als eines der ältesten und angesehensten in Anhalt und soll sich nach einem ältesten Ansitz Wolgknitz genannt haben; ein Dorf Groß- und Klein-Wülcknitz liegt in Anhalt, P. Köthen. Nachdem der Vater August's schon im J. 1693 alle seine Aemter niedergelegt hatte, zog er sich auf sein Gut Reinsdorf zurück, wo auch August geboren zu sein scheint. Die Familie besaß Beziehungen zu dem landgräflichen Hofe in Kassel; ein Oheim August's, Ludwig Wilhelm war dort Kammerjunker gewesen († 1686) und der älteste Bruder bekleidete daselbst seit dem Jahre 1715 die Stelle eines Regierungsraths. Es lag deshalb nahe, auch August dort unterzubringen. Nachdem er einige Jahre in Kassel das Collegium Carolinum besucht hatte, erwarb er im J. 1723 die juristische Doctorwürde; die Dissertation, welche er am 8. April unter dem Vorsitz des Lic. med. Johann Karl Wagner vertheidigte, hat den Titel „De violenta defensione“, angehängt sind derselben Widmungen seiner Lehrer Cornelius Gössel und Karl Rudolph Tassius, sowie seines Freundes und Opponenten Victor August v. Einsidel. Im J. 1722 kam v. W. als Assessor zur Regierung nach Marburg

und wurde vier Jahre später Regierungsrath; er erhielt im J. 1736 die Führung des Protokolls im geheimen Rathscollegium, mit dem Charakter als Geheimer Regierungsrath. Unter dem 7. Mai 1739 wurde er zum Geheimen Rath und 1745 zum Regierungspräsidenten in Kassel ernannt. Die vom Jahre 1766 an vorhandenen hessischen Staatskalender führen ihn an der Spitze des Hof-Etats als Staatsminister mit dem Titel Excellenz. Lange Jahre weilte er als hessen-kasselscher Reichstagsgesandter zu Regensburg und tritt in dieser Stellung mehrfach hervor.

Im September des Jahres 1754 hatte Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen die Kunde erhalten, daß der Thronfolger und spätere Landgraf Friedrich II. schon 1749 insgeheim zum Katholicismus übergetreten sei; die „Assecurationsacte“ sollte den Folgen dieses Uebertrittes begegnen und zur Sicherheit unter den Schutz des evangelischen Körpers gestellt werden. Es wurde indeß laut, daß die Gesandten von Köln, Mainz, Baiern und der Pfalz diese Garantieübernahme zu hintertreiben suchten. Landgraf Wilhelm ließ deshalb durch W. diesem Complott nachspüren und der letztere konnte feststellen, daß die genannten Höfe jedenfalls eine Beschlußfassung des evangelischen Körpers zu verzögern trachteten, ein gefügiges Werkzeug für diesen Plan hätten sie an dem gothaischen Gesandten v. Montmartin gefunden, welcher durch verschiedene Mittel das Conclusum hinauszuschieben suchte. Die begonnenen Intriguen fanden jedoch bald ein Ende, da am 18. December 1754 von den evangelischen Reichsständen durch einstimmigen Beschluß die Gewähr der Acte übernommen wurde. Einwände gegen diese Acte sowie die Frage der Rechtsgültigkeit der von dem Erbprinzen ausgestellten Reversalien wurden sofort von katholischer Seite aus erhoben, so u. a. auch durch eine Reihe von Streitschriften; als Verfasser der ersten schon im Januar angekündigten und im März 1755 erschienenen ermittelte v. W. den Gesandten des schwäbischen Grafencollegs in Regensburg, v. Emmerich. Auch der Erbprinz selbst scheint von vornherein Schritte gegen den Versicherungsbrief unternommen zu haben, denn es kann nach den Darlegungen Brunner's als sicher gelten, daß er auf Betreiben Frankreichs und Kurkölns im Sommer 1755 während seines Aufenthaltes zu Hamburg einen geheimen Protest gegen die Acte unterzeichnet hat. Von Wichtigkeit konnte derselbe erst werden, wenn Landgraf Wilhelm starb und für diesen Fall trafen die ebengenannten Höfe frühzeitig ihre Maßnahmen. So erhielt der französische Gesandte in Köln, Graf Kervasio, seine Instruction, welche die Ungesetzlichkeit der Assecurationsacte betont; sobald Friedrich II. die Regierung angetreten, müsse der Protest des neuen Landgrafen dem Minister Baron v. Wülkenitz in Regensburg übersandt und durch diesen in der im Reiche üblichen Weise zur Dictatur gebracht werden. Von hohem Werthe für die Beurtheilung des Charakters Wülknitz' erscheint eine Stelle dieser Instruction, welche von vornherein die Möglichkeit in Rechnung zieht, daß W. sich weigern würde, den Protest zur Dictatur zu bringen. In diesem Falle solle er abberufen und ein anderer gefügiger hingeschickt, oder aber die hessische Stimme inzwischen dem württembergischen Gesandten v. Rothkirch übertragen werden. Zum Glück trat das von den Feinden des Protestantismus so sehr gewünschte Ereigniß, der Tod des Landgrafen Wilhelm VIII. noch nicht so bald ein und die Maßnahmen zum Sturz der Assecurationsacte kamen nicht zur Ausführung. Auch in der Folge vertrat W. die protestantisch-preußische Politik des hessischen Hofes auf das nachdrücklichste, wie sich das namentlich aus seiner Correspondenz mit dem Freiherrn Friedrich August v. Hardenberg ergibt. Hardenberg, welcher im Jahre 1756 als Minister in hessische Dienste getreten war, stand in freundschaftlichen Beziehungen zu W., beide suchten den Grund des drohenden Krieges in dem Kampf

von Katholicismus und Protestantismus um die Vorherrschaft in Deutschland. Durch Briefe Wülknitz' und seines Schwagers v. Gemmingen hatte Hardenberg eine klare Einsicht darüber erlangt, mit welcher Emsigkeit und Schlauheit Graf Kaunitz ein förmliches Netz um die kleinen deutschen Fürsten am Reichstage gesponnen, ja selbst viele der evangelischen Prinzen dahin gebracht hatte, unbedingt der österreichischen Leitung zu folgen. Hessen, durch W. stets genau orientirt, meldete alle Symptome hiervon voller Besorgniß nach Berlin und Hannover. Am 10. Januar 1757 wurde am Reichstag abgestimmt: Ob fremden Truppen der Einmarsch in das Reich zu gestatten sei. Vornehmlich die geistlichen Fürsten verwarfen, wie W. nach Kassel am 24. Januar berichtet, alle friedfertigen Vorschläge und setzten am 17. Januar auf die bekannte tumultuarische Weise die Kriegserklärung gegen Preußen durch; Hessen-Kassel, Gotha, Weimar, Hannover und Württemberg hatten ihre Stimme gegen den Reichskrieg abgegeben. Außer dem hessischen hatte W. bisher auch das ansbachische Votum gehabt, doch war ihm letzteres am 9. Januar abgenommen und dem Baron Seyfried übertragen worden. Mittlerweile war auch die Meldung eingetroffen, daß die Franzosen in einer Stärke von 100 000 Mann sich in der Nähe von Coblenz zeigten. W. hatte zwar schon seit Jahren mit aufmerksamem Auge die gegen den Protestantismus und den Bestand Preußens gerichteten Ränke verfolgt, wie richtig er aber unter den jetzigen Umständen die antideutsche Politik Oesterreichs, die zwischen dem Kaiser, Frankreich und Rußland abgeschlossenen, zur Zeit ans Licht getretenen Verträge beurtheilte, beweist die vernichtende Kritik, die er in dieser Beziehung in einem Briefe an Hardenberg (4. Mai) ausspricht. „Gott steh uns bei, so schreibt er, und wolle alle die Anschläge zu nichte machen der vereinigten Belleisles, Kaunitz, Bestuscheff und des Beelzebubs!" Und dieses Urtheil war zu wohl begründet. „Alle irgend billig denkenden Stände werden die Sache richtig würdigen lernen, wenn in dem Actenstück, welches vom hessischen Hofe beim Reichstage das Verfahren des kaiserlichen Hofes gegen die Alliirten darlegen soll, dem Publicum bekannt gemacht wird, daß bei dem Operationsplan zwischen der Kaiserin und Frankreich schon im März vorigen Jahres die feindliche Ueberziehung von Hessen mit Einwilligung des kaiserlichen Hofes beschlossen worden ist" (Brief an Hardenberg d. 11. Juli 1758). Als Landgraf Friedrich II. im Februar 1760 zur Regierung kam, war derselbe klug genug, seinem Gesandten in Regensburg das frühere pflichtmäßige Verhalten im Dienste seines Vaters, die Theilnahme an der Bekämpfung der katholischen Bestrebungen nicht entgelten zu lassen, und beließ W. in seiner Stellung, zumal er sich auch in einem wichtigen Punkte, der ihn jetzt lebhaft beschäftigte, eines Sinnes mit seinem Gesandten wußte. In der mehrfach erwähnten Assecurationsacte war u. a. auch die Cession der Grafschaft Hanau an die Landgräfin und ihre Söhne zu gesondertem Besitz vorgesehen und W. gehörte mit manchen andern Berathern der Krone zu denen, welche die Aufnahme dieser auch staatsrechtlich nicht unanfechtbaren Verfügung in das Assecurationswerk bedauerten und bereit waren, auf eine Abänderung dieser Disposition hinzuarbeiten. W. bezeichnet in einem Schreiben an den Oberappellationspräsidenten v. Canngießer (17. März 1762) die Cession als ein unschickliches und exorbitantes Expediens; „die Folgen werden es noch mehr zeigen, daß Hanau das hessische Schottland werden wird, wohin sich alle Misvergnügten flüchten". Nach seinem Regierungsantritt hatte nun der Landgraf sich bestrebt, eine Abänderung jener Disposition durch Vermittlung Preußens und Englands zu erlangen, die Angelegenheit wurde jedoch von beiden Mächten, welche die 20 000 Hessen nicht entbehren konnten, in unglaublicher Weise zwei Jahre lang verschleppt, indem z. B. Knyphausen die directe Weisung hatte, den Landgrafen hinzuhalten (amuser seulement Mgr.

le Landgrave à fin de gagner tems), und Friedrich befahl deshalb (26. März 1762) W., die Beschwerdeschrift wegen rechtswidriger Entziehung der Grafschaft Hanau dem Reichstag zu übergeben, zugleich aber suchte er auch in Wien und Paris sich Bundesgenossen zu werben. Mit großer Sorge sprach sich W. über die Hessen aus dem Vorgehen seines Fürsten erwachsenden Gefahren aus. „Ich zittere", schrieb er in dem schon angeführten Brief vom 17. März an Canngießer, „wenn die Sache an den Reichstag kommt, der kaiserliche Hof wird mit beiden Händen zugreifen, entweder die Sache als eine Lockspeise betrachten, um den Landgrafen in andere Pläne hineinzuziehen, oder er wird auf den Vortheil für die katholische Religion oder die kaiserliche Autorität sehen, die ganze Assecurationsacte zu annulliren suchen" u. s. w. Zum Glück für Hessen entsprach der Verlauf, welchen der Proceß nahm, nicht ganz den Befürchtungen Wülknitz', obgleich es der eifrig katholischen Partei nicht an dem guten Willen fehlte, ihn völlig in dies Gleis zu lenken.

W. blieb unvermählt und starb in seinem Gesandtenposten am 17. September 1768 plötzlich an einem Schlaganfall zu Ried unweit Neuburg in der Oberpfalz, wo er sich zur Jagd aufhielt und eben mit verschiedenen Gästen zu Mittag gespeist hatte. Seine Leiche wurde nach Regensburg gebracht und dort beigesetzt, eine Leichenpredigt findet sich in der v. Meusebach'schen Sammlung im Hardenbergischen Besitz zu Ober-Wiederstedt, wo vermuthlich auch die mehrfach angezogene Correspondenz Wülknitz' mit Friedrich August v. Hardenberg aufbewahrt wird. Ein Neffe Wülknitz', Konrad Friedrich Ludwig wurde sein Nachfolger in Regensburg.

Strieder, Grundlage zu einer Hess. Gelehrtengeschichte, Bd. 7, S. 277 (daselbst Geschlechtstafel). Cassel 1787. — Zedler, Großes Universallexikon, Bd. 59. Leipzig u. Halle 1749. — Hartwig, Der Uebertritt des Erbprinzen Friedrich ꝛc. Cassel 1870. — Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts. Leben und Wirken Friedrich August's, Freiherrn von Hardenberg. Leipzig 1877. — Brunner, Die Umtriebe Frankreichs und anderer Mächte zum Umsturze der Religionsverschreibung des Erbprinzen Friedrich ꝛc. (in Zeitschr. f. hess. Gesch. N. F. Bd. 12). — Aug. Ludov. de Wülcknitz (Joh. Conr. Wagner), Diss. jurid. De violenta defensione. Cassel o. J. (1723).

Wilhelm Christian Lange.

Wullenwever: Jürgen W., 1492 oder 93 wahrscheinlich in Hamburg geboren, ist weithin bekannt geworden durch die Stellung, die er in einer der bewegtesten und bedeutungsvollsten Perioden lübischer und hansischer Geschichte an sich gerissen hat. Man weiß wenig über sein Leben vor seinem Eingreifen in die lübischen Händel. Die Familie ist seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in Hamburg nachweisbar. Der nächstälteste Bruder Jürgen's, Joachim, betrieb Handelsgeschäfte in den nördlichen Meeren, war zeitweise dänischer Vogt auf den Faröer, in Hamburg ein eifriger Vorkämpfer der Reformation und gelangte wahrscheinlich als solcher in den Rath. Jürgen war mit einer Lübeckerin verheirathet, hatte aber eigenen Grundbesitz in Lübeck nicht, sondern wohnte in einem Hause seines Schwagers in der Königsstraße, das noch heute gezeigt wird. Er ist erst Bürger geworden, als er anfing, in die Unruhen einzugreifen.

In diesen handelte es sich theils um politische, theils um kirchliche Fragen. Der Krieg, den Lübeck mit Danzig und den wendischen Städten 1522 begonnen hatte, um den baltischen Verkehr gegen die brutale Vergewaltigung des Unionskönigs Christian's II. zu decken, war durch das Bündniß der Stadt mit Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein zu einem erfolgreichen Abschluß gebracht worden. Christian II. hatte im April 1523 das Reich verlassen. In dem von den Lübeckern in sein Vaterland zurückgeführten Gustav Wasa hatte Schweden einen

selbständigen König erhalten. Lübecks Bundesgenosse Herzog Friedrich war, von Adel und Geistlichkeit gerufen, Herrscher Dänemarks geworden. Mißhelligkeiten zwischen den beiden Reichen, die zu neuen Wirren zu führen drohten, waren wesentlich durch Lübecks Vermittelung ausgeglichen. Beide Regenten hatten nicht umhin können, die Privilegien Lübecks und der Hansa zu bestätigen, zum Theil noch zu erweitern. Aber in einem Punkte blieb das Erreichte hinter dem Erwarteten zurück. Es gelang nicht, den holländischen Ostseehandel in dem Maße zu beschränken und zu erschweren, wie das gegenüber der immer fühlbarer werdenden Concurrenz besonders in Lübeck gewünscht wurde. Alle Versuche, die befreundeten nordischen Könige und zumal den die Zugänge der Ostsee beherrschenden dänischen zu scharfem Vorgehen gegen die holländische Schiffahrt zu bewegen, blieben erfolglos, ja man mußte erleben, daß, besonders von Seiten Gustav Wasa's, dem für sein Reich vertragsmäßig sehr enge Verkehrsschranken gezogen waren, die getroffenen Verabredungen nicht einmal gehalten wurden. In Lübeck enttäuschte, verstimmte, erbitterte das. Nach den opfervollsten kriegerischen Anstrengungen nun doch nicht die ersehnte, die nothwendige Hebung des Verkehrs! Wir finden an der Bewegung der ausgehenden 20er Jahre vor allem Kreise beteiligt, deren Lebensinteressen am baltischen Handel hingen, die Schonen-, Bergen-, Holm-, Nowgorodsfahrer u. A. Der Kaufmann Harmen Israhel, der „lange Israel", ein Hauptförderer Gustav Wasa's, ein Mann, dem gespreiztes, großsprecherisches Auftreten nicht fremd war, erscheint unter den Unruhstiftern als ein Haupturheber.

Die Unzufriedenheit richtete sich, wie fast immer in solchen Fällen, gegen die Finanzverwaltung des Raths. Die Kriegslasten machten sich in erhöhtem Steuerdruck fortgesetzt fühlbar. Dazu kamen die kirchlichen Streitigkeiten. Der Rath hing entschieden am Alten; die Masse der Bürger verlangte noch entschiedener den neuen Gottesdienst. 1529 mußte der Rath die Berufung zweier lutherischer Prediger gestatten, Ende Juni des nächsten Jahres — gerade während in Augsburg der Reichstag tagte — sogar die Abstellung des katholischen Gottesdienstes decretiren. 1531 ward Bugenhagen berufen, das Kirchenwesen der Stadt neu zu ordnen. Die Bürger gewannen in diesen Dingen völlig die Oberhand über den Rath.

In ruhigen Tagen pflegte die sogenannte „Gemeinde", die vom Rath aus Kaufleuten und Aemtern zusammengerufen wurde — zumeist um die Verantwortung für wichtigere Maßregeln tragen zu helfen — völlig in der Hand des Rathes zu sein. Aber in diesen Jahren zeigte sie sich unlenksam. Sie setzte die Aufstellung eines ständigen Bürgerausschusses von 64 Mitgliedern durch und schloß sogar den Rath gegen alles Herkommen von der Theilnahme an der Wahl aus, die allerdings in der üblichen Art zur Hälfte aus den Aemtern und zur Hälfte aus den Kaufleuten erfolgte. In diesen Ausschuß trat am 7. April 1530 W. ein und zwar als Kaufmann. Er gewann in ihm bald einen steigenden Einfluß, den er wol vor allen Dingen einer volksthümlichen Beredsamkeit und seinem ehrlichen Eifer für das Lutherthum verdankte. Das Verhältniß von Rath und Bürgerschaft wurde gespannter. Als vom Augsburger Reichstag das Mandat eintraf, daß der 64er Ausschuß sich auflösen und die alte Ordnung wieder hergestellt werden solle, erhob sich in der Stadt ein Tumult. Der Rath wurde gezwungen, dem Beschlusse zuzustimmen, daß man dem Kaiser nur so weit gehorchen wolle, als es mit Gottes Wort und dem Besten der Stadt verträglich sei, und ward zugleich genötigt, die Einsetzung eines zweiten, weiteren Ausschusses von 100 Mitgliedern zuzulassen. Derselbe wurde am 22. October 1530 und zwar ausschließlich vom Ausschuß gewählt. Am 18. Februar 1531 setzte man eine feierliche Versöhnung zwischen Rath und Gemeinde in Scene.

W. war dabei einer von den Vieren, welche die 64 und die 100 vertraten. Trotz des Ausgleichs verließen aber die führenden Bürgermeister Plönnies und Brömse am Tage vor Ostern (8. April) die Stadt. Die Ausgetretenen zu ersetzen und sonstige Lücken zu ergänzen, fand bald darauf eine Neuwahl statt, nicht, wie üblich, durch den Rath selbst, sondern von 64 und 100. W. war, — wie es scheint, durch den Zufall des Looses — diesmal doch noch nicht unter den Gewählten. Erst im Februar 1533 ist er in den Rath gekommen.

Schon vorher aber hat er in die Politik der Stadt bedeutungsvoll eingegriffen. Die in Holland gerüstete Expedition des vertriebenen Christian nach Norwegen (Herbst 1531) schien Lübeck noch einmal Gelegenheit zu bieten, gegen die verhaßten Rivalen einen entscheidenden Schlag zu führen. Die verfallene dänische Seemacht reichte nicht aus, dem gefährlichen Anfall zu begegnen; man war auf Lübecks Hülfe angewiesen. W. faßte diese Situation scharf ins Auge. Ganz gegen die Gewohnheit griff der 64er Ausschuß direct in die Führung der auswärtigen Angelegenheiten ein. Er richtete an Quartiermeister und Gemeinde von Rostock einen Brief, der zu raschem Vorgehen gegen Christian II. und die Holländer drängte. W. war der Verfasser. An zwei Gesandtschaften, die im März und Juni 1532 in Kopenhagen erschienen, nahmen, eine unerhörte Neuerung, auch Vertreter des Ausschusses Theil und zwar in gleicher Stärke mit denen des Raths. W. war unter ihnen, und es ist kaum zu bezweifeln, daß er einen wesentlichen, wenn nicht einen entscheidenden Einfluß hatte zunächst auf das Zustandekommen eines Vertrags, in dem Dänen und Schleswig-Holsteiner in Aussicht stellten, daß sie den Handel der Holländer mit Stapelartikeln hindern würden, und der die Bedingung war für die Theilnahme der städtischen Flotte an der norwegischen Expedition gegen Christian II., und dann an dem von Dänen, Schweden und Lübeckern gemeinsam gefaßten Beschlusse, Christian II. gegen gegebene Zusage gefangen zu halten. Offenbar war W. Wortführer und Vorkämpfer jener kaufmännischen Kreise, die gesonnen waren, die letzten Kräfte der Stadt an eine rücksichtslose Vertretung der Interessen des Ostseehandels zu setzen.

Schon wenige Tage nach seiner Wahl in den Rath ist W. Bürgermeister geworden. In dieser Stellung war eine seiner ersten Amtshandlungen, daß er (16. März 1533) die Bürgerschaft aufs Rathhaus forderte, um sie für eine entschiedenere Politik gegen die Holländer zu gewinnen. In Dänemark hatte man die in der Noth gegebenen Versprechungen bald vergessen und zeigte jetzt, wo man Christian II. in sicherem Gewahrsam hielt, keinerlei Neigung, gegen seine niederländischen Freunde und Gönner vorzugehen und sich ganz Lübeck in die Arme zu werfen. Die Stadt sah sich abermals um die Früchte ihrer Anstrengungen betrogen. W. legte das mit eindringlichster Beredsamkeit dar und vermochte die Gemeinde zu einem Beschluß, nach welchem das bei der Kirchenreform confiscirte Silber zur Ausrüstung von Schiffen gegen die Holländer verwendet werden sollte; der riesige Kronleuchter der Marienkirche ward als Kanonenmetall eingeschmolzen. Als schon sechs Schiffe zur Ausfahrt bereit lagen, schuf das Ableben Friedrich's I. (10. April 1533) noch einmal eine neue Situation.

In Dänemark zögerten Adel und Geistlichkeit mit der Neuwahl. Der Nächstberechtigte, Friedrich's ältester Sohn Christian, erschien ihnen besonders als eifriger Lutheraner wenig geeignet. Auf ihn übte der holsteinische Adel, der damals in Johann und Melchior Ranzau, in Wolf Pogwisch und dem Kanzler Wolfgang Utenhofen ebenso entschlossene wie begabte Führer besaß, einen starken Einfluß. W. versuchte noch einmal, auf Grund der vor Jahresfrist getroffenen Verabredungen, Dänemark und Schweden in den Kampf gegen die Holländer mit hineinzuziehen. Im Juni erschien er an der Spitze einer lübischen Gesandtschaft in Kopenhagen. Aber er traf hier auf die Holsteiner, die ihm schon in

den Niederlanden entgegengewirkt hatten, und die jetzt den Reichsrath völlig hinüber drängten auf die holländische Seite. Weder das dänische Regiment, noch Gustav Wasa wollten von einem Bündnisse gegen die Niederländer etwas wissen. Die Frage des Lübecker Kirchenguts, um das Stadt und Adel in heftigen Zwist gerathen waren, machte die unmittelbaren Nachbarn, zu denen das Verhältniß stets ein schwieriges gewesen war, zu ausgesprochenen Gegnern der Stadt. Diese sah sich ausschließlich auf sich selbst gestellt. Durch sein persönliches, vielfach prahlerisches Auftreten, besonders auch durch sein Eingreifen in den dänischen Reformationsstreit zu Gunsten Tausen's, hatte W. die Schwierigkeiten in Kopenhagen noch vergrößert. Gustav Wasa hat noch im Juli Lübecks Privilegien einfach widerrufen.

Eben in Kopenhagen ist W. aber auf den Gedanken gekommen, sein Ziel auf einem anderen Wege zu erreichen. Ueber das Adels- und Geistlichenregiment war man in den beiden Hauptstädten des Landes und auch in bäuerlichen Kreisen unzufrieden genug. W. trat mit den Bürgermeistern Ambrosius Bogbinder von Kopenhagen und Jürgen Kock von Malmö in Verbindung. Sie wünschten einen König und dachten dabei zunächst an Herzog Christian von Schleswig-Holstein, den auch einflußreiche lutherfreundliche Adlige gern gewählt hätten. Christian lehnte es aber ab, auf diesem Wege die Krone zu erlangen. Das führte auf den Gedanken, Christian II. zu befreien. Der Ursprung des Planes ist doch wol bei den beiden Bürgermeistern, wahrscheinlich bei Jürgen Kock, zu suchen, denn W., wenn er in seinen Entschlüssen und Versuchen auch leicht genug hin und her gesprungen ist, konnte sich doch nicht verhehlen, daß eine Wiederherstellung Christian's II. kein Gewinn für Lübeck sein konnte. Er verneint auch ausdrücklich, daß die Absicht gewesen sei, Christian II. wieder zum Könige zu machen. Er mochte sich denken, daß es möglich sei, ihn in Lübecks Gewalt zu bringen und dadurch auf die dänische Regierung einen Druck auszuüben.

Indem man diesen neuen Weg betrat und unverzüglich Vorbereitungen traf, schien es geraten, mit den Holländern, denen man zur See wesentliche Verluste nicht hatte beibringen können, einstweilen Frieden zu schließen. Anfang März 1534 ward mit ihnen unter Vermittelung hansischer Rathssendeboten in Hamburg verhandelt. Die Art, wie W. hier auftrat, ist doch charakteristisch für den Mann. Durchaus gegen den Brauch auf hansischen Tagfahrten ritt er in voller Rüstung in die Stadt ein, einen Trompeter vorauf, gefolgt von 60 lübischen Stadtdienern in blankem Harnisch. Seine Mitgesandten und Genossen vom Rath waren schon einige Tage zuvor in herkömmlicher Stille und Einfachheit eingezogen. Bei den Verhandlungen fuhr W. heftig auf, als sich die städtischen Vermitteler nicht ganz auf den lübischen Standpunkt stellen wollten. Der alte Stralsunder Bürgermeister Klaus Smiterlow warnte: „Herr Jürgen, ich bin bei vielen Handlungen gewesen, aber nie habe ich gesehen, daß man so mit Sachen verfahren, wie Ihr thut; Ihr werdet mit dem Kopf an die Mauer laufen". Am 12. März hat W. Hamburg plötzlich verlassen. Von den Holländern, die auf ihrem Standpunkt beharrten, hat man den gewünschten Stillstand nur dadurch erlangt, daß man ihren abziehenden Sendeboten nachschickte, sie in Delmenhorst ereilte und dort in die volle Freiheit ihrer Schiffahrt für vier Jahre willigte (26. März).

Anlaß zu Wullenwever's plötzlicher Heimkehr waren wol Nachrichten über Unzufriedenheit mit dem neuen Regimente, die sich in Lübeck zu zeigen begann. Das eigenmächtige Verlassen seines Postens führte zu einer offenen Anklage, die angesehene Bürger, meistens Kaufleute, an den Rath brachten. W. rechtfertigte sich in der Marienkirche vor versammeltem Volke von der Kanzel herab. Seine Beredsamkeit trug einen glänzenden Sieg davon. Die Gegner mußten,

der Verhaftung zu entgehen, schleunig die Stadt verlassen. Man schritt dann zu einer Reinigung des Raths, entfernte die alten Mitglieder bis auf vier und ersetzte sie durch Anhänger der neuen Ordnung. Wullenwever's Herrschaft war befestigt, die Bahn geebnet für sein neues Beginnen.

Am 14. Mai 1534 überrumpelte Marcus Meyer, der vom Hufschmied und Landsknecht in lübischem Dienst zu einem angesehenen Söldnerführer emporgestiegen war und durch seine im Herbst 1533 geknüpften Beziehungen zu Heinrich VIII. von England wahrscheinlich auch Einfluß auf Wullenwever's Entschließungen gewonnen hat, das feste Schloß Trittau an der Hamburg-Lübecker Straße. Gleichzeitig fiel Graf Christoph von Oldenburg an der Spitze der von Lübeck geworbenen Kriegshaufen ohne Absage in Holstein ein. Kaum je ist eine Fehde leichtfertiger begonnen worden. Aus Holstein waren die Städtischen auch bald genug wieder hinausgeschlagen. Aber am 21. Juni erschien eine lübische, 21 Segel starke Flotte mit 1500 von Christoph geführten Knechten an Bord im Sunde. Die Bürger von Malmö hatten sich schon in den letzten Maitagen erhoben und das Schloß ihrer Stadt dem Erdboden gleich gemacht. Als der Graf seine Truppen landete, erhob sich überall auf Seeland der Aufruhr, schlug bald nach Schonen, nach Fünen und den Nebeninseln, im September auch nach Jütland hinüber. Hier übernahmen die Bauern, dort die Bürger der Städte die Führung. Der Adel fand nur in Jütland und Fünen Kraft zum Widerstande; in Seeland und Schonen schloß er sich scheinbar der Bewegung an, um nicht Schaden zu leiden, und huldigte dem Oldenburger Grafen im Namen Christian's II. Seit Mitte Juli stand auch die Reichshauptstadt auf Seiten Lübecks und des Grafen. Der jütische Adel ward am 15. October von den Bauern bei Aalborg gänzlich geschlagen. Auch Dänemark erlebte seinen Bauernkrieg und seine Bürgerrevolutionen. Im Herbst 1534 schien Lübeck in der That Herr im Königreich zu sein.

Aber gegen diese plötzlich emporgewachsene Gewalt erhoben sich von allen Seiten die überlieferten, organisierten Kräfte. Unter den deutschen Fürsten hatte Lübecks Vorgehen gegen den holsteinischen Nachbarn, bei dem auch, allerdings vergeblich, ein Aufhetzen der Bauern versucht worden war, allgemein den größten Unwillen erregt. Man verglich die lübischen Hergänge mit den münsterschen und fand, daß der Krieg „allein zur Dämpfung der Fürsten und Obrigkeit unternommen sei", daß es sich also auch hier vor allem darum handele, den Herrn Omnes niederzuhalten. Man ging dem Herzog Christian in jeder Weise zur Hand; besonders Landgraf Philipp und Herzog Heinrich von Braunschweig unterstützten ihn mit Werbungen und Truppensendungen. Auch bei den hansischen Genossen fand das Vorgehen der lübischen Machthaber keine Billigung. Nur die Nachbarstädte Rostock, Wismar und Stralsund, in denen unter Lübecks Einfluß die Verfassungen ebenfalls demokratisch umgestaltet wurden, kamen Lübeck zu Hülfe. Gustav Wasa rückte alsbald gegen Schonen heran, dort die Lübischen und den Aufstand zu bekämpfen. Der schleswig-holsteinische Adel schaarte sich fest um seinen Herzog. Lieber solle in Lübeck kein Stein auf dem andern bleiben, als daß man den Herzog vom Königreiche abdrängen lassen wolle. Alsbald nach Ausbruch des Aufstandes hatte zunächst der jütische und dann der fünensche Adel Herzog Christian zum Könige gewählt. Am 17. Juli 1534 ward ihm die Krone angeboten, und jetzt nahm er sie an. Den Aufstand auf Fünen versuchten die Holsteiner allerdings vergeblich niederzuschlagen, aber den Krieg an der Trave führte ihr Herzog mit Kraft und mit Glück. Er überbrückte den Fluß und schloß die Lübecker vom Meere ab. Man bekam in der Stadt die Drangsal des Krieges zu kosten, was W. und Marcus Meyer nicht populärer machte. Der Stimmung nachgebend schloß W. am 9. November 1534 den Stockelsdorfer

Vertrag, der gegenüber Holstein Ruhe schuf, den Krieg in Dänemark aber fortbestehen ließ. Anstatt einen völligen Frieden herzustellen, was unter annehmbaren Bedingungen möglich gewesen wäre, verschlechterte man, der augenblicklichen Verlegenheit zu entgehen, die Aussichten auf einen glücklichen Ausgang.

Denn darüber konnten die zeitigen Machthaber nicht im Zweifel sein, daß die Stadt nicht im Stande sein werde, Dänemark gegen den von seinem Adel gestützten schleswig-holsteinischen Herzog zu behaupten, wenn derselbe jetzt seine Truppen ins Reich wandte und sich als König an die Spitze desselben stellte. W. hat sich daher auch eifrigst bemüht, neue Bundesgenossen zu gewinnen. Er verhandelte mit Herzog Albrecht von Meklenburg, mit dem sächsischen Kurfürsten, mit Heinrich VIII., überall unter Angebot der dänischen Krone. Gegen den gefährlichen Schwedenkönig suchte er dessen Schwager, den Grafen von Hoya auszuspielen, indem er ihm Aussichten auf die schwedische Königskrone eröffnete. Wegen der Rolle, welche die beiden Grafen spielten, hat der ganze Krieg den Namen der Grafenfehde erhalten. Gleichzeitig bot er Schwedens Krone dem Kurfürsten Johann Friedrich, zeitweise auch dem Meklenburger, dann dessen Bruder Heinrich an. Gustav Wasa hatte nicht so Unrecht, wenn er sagte, daß die Lübecker mit diesen altberühmten Königreichen hausiren gingen wie der Krämer mit seinem Knappsack. Albrecht von Meklenburg ist wirklich zur Theilnahme am Kriege bewogen worden. Seltsam genug, da gerade dieser Fürst eifrig katholisch war, während doch der eben so eifrig evangelische W. nicht müde wurde, zu behaupten, daß das dänische Unternehmen auf Aufrichtung und Befestigung der neuen Religion im Reiche abziele. Er suchte den Meklenburger in der Religionsfrage durch Vertragsclauseln zu binden. Entscheidend war aber, daß dieser, als er im April 1535 wirklich nach Dänemark übersetzte, nur wenige Fähnlein mit hinüberführte, eine Verstärkung, die kaum den Unmuth aufwog, den das Heranziehen des Meklenburgers beim Oldenburger erregte. Im Westen und Osten des Landes war inzwischen die Entscheidung schon gefallen. Noch im December 1534 hatte Johann Ranzau den jütischen Aufstand völlig niedergeworfen; im Januar war der schonensche den Schweden und den mit ihnen vereinigten Adligen erlegen, die abermals die Partei gewechselt hatten. Marcus Meyer selbst war hier durch Verrath in Gefangenschaft gerathen. Die Herzoglichen kamen gerade noch früh genug, um am Kampf auf Fünen theilzunehmen. Aber auch hier wurden die Verbündeten unter Johann von Hoya am 11. Juni 1535 am Ochsenberge bei Assens vollständig geschlagen, der Graf selbst getödtet. Fünf Tage später ward die städtische Flotte vor Svendborg von einem vereinigten schwedisch-dänisch-preußisch-schleswig-holsteinischen Geschwader unter Führung Peter Skram's völlig vernichtet, die schwerste Niederlage, welche je eine hansische Flotte betroffen hat. Man darf wol sagen, daß es allein die unsinnige Politik Wullenwever's war, die eine solche Coalition gegen das Haupt der Hansa ermöglicht hatte. Bald war auch Seeland überschwemmt; nur Kopenhagen und Malmö leisteten noch lange Widerstand, dieses bis in den April, jenes gar bis zum 29. Juli 1536. Graf und Herzog haben hier mit Knechten und Bürgern ausgehalten.

Inzwischen war W. längst eine gefallene Größe. Schon gleich nach dem Stockelsdorfer Vertrage waren die beiden Ausschüsse ohne Schwierigkeit aufgelöst worden. Die Mehrzahl der Bürger sehnte sich offenbar nach Rückkehr zu den alten Zuständen. Die zuletzt ausgeschiedenen Mitglieder des Raths traten wieder ein. W. konnte das nicht angenehm sein. Er hat um diese Zeit beim Kurfürsten von Sachsen um Dienst nachgesucht. Aber als Führer der neuen Rathsglieder behauptete er doch noch einen maßgebenden Einfluß. Erst die Mißerfolge in Dänemark haben seinen Gegnern den vollen Sieg gebracht. Die

endliche Entscheidung ward durch die Hansestädte herbeigeführt. Ihnen stand das Schicksal Münsters warnend vor Augen. Die dortigen wiedertäuferischen Unruhen hatten dieses alte und werthvolle Glied des Bundes den Genossen entrissen und dem Streben der Fürsten, die Selbständigkeit der Städte zu brechen, eine nur zu bequeme Handhabe geboten. Da es auch in anderen Städten an täuferischen Neigungen nicht gefehlt hatte, betrachtete man in den Rathscollegien alle populären Bewegungen mit erklärlichem Mißtrauen. Im April 1535 versammelten sich in Hamburg sächsische und wendische Städteboten, um über die Wiedertäufer zu berathen. Hamburg und Bremen schlugen für Juli einen allgemeinen Hansetag in Lüneburg vor, der zu Stande kam und ungewöhnlich zahlreich besucht war. Die Mißstimmung gegen Lübeck trat hier deutlich hervor. Man forderte die Stadt auf, die ebenso ungerechte wie verderbliche Fehde, die allen Städten zum Schaden gereichen müsse und nur die Pläne der Fürsten fördere, schleunigst beizulegen. W. war nicht zugegen; er soll die Theilnahme an der Gesandtschaft verweigert haben. Sofortige Beendigung der Fehde ward doch von den Vertretern der Stadt als unmöglich bezeichnet und schroff abgelehnt. Nach einigen Tagen haben diese aber erklärt, sie seien ohne weitere Instruction und haben um Verlegung der Verhandlungen nach Lübeck gebeten, worin man ihnen willfahrte. Dort ist besonders Danzig heftig aufgetreten. Seine Rathssendeboten haben sich bitter beklagt über die lübischen Kreuzer, die den Danziger Handel schädigten, haben Schadenersatz und freie Fahrt verlangt und sogar Bestrafung Wullenwever's als des Schuldigen.

Mitten in diese Verhandlungen hinein kam ein kaiserliches Executorialmandat vom Kammergericht zu Speier, das von den aus der Stadt Entwichenen unter Führung Brömse's erwirkt war. Es forderte bei Strafe der Acht die Abstellung aller Neuerungen innerhalb 45 Tagen, die Ausschließung der seit Brömse's Abreise Neugewählten aus dem Rathe und die Wiedereinsetzung der Verdrängten. Die Städte, die man um Rath anging, mahnten zum Gehorsam. Die Dithmarschen, Lübecks getreue Bundesgenossen, hatten schon im Frühling zur Rückberufung Brömse's gerathen. Unter den Bürgern wurde dieselbe vielfach als das einzige Mittel der Rettung bezeichnet. Der Rath aber, zusammengesetzt aus Alten und Neuen, schwankte unschlüssig hin und her. Einer Versammlung der Bürger, die berufen wurde, setzte W. auseinander, daß Brömse's Rückkehr die Wiederaufrichtung des alten Kirchenwesens bedeuten werde, machte damit aber nicht den erwarteten Eindruck. Da hat er sich am 15. August als Führer einer städtischen Gesandtschaft zu Herzog Heinrich von Meklenburg begeben und ist, durch widrige Zwischenfälle aufgehalten, erst am 23. heimgekehrt. Inzwischen war die Entscheidung gefallen, nicht ohne daß die Städte nachgeholfen hatten. Wullenwever's Genossen waren aus dem Rathe zurückgetreten; es blieb ihm nichts übrig, als am 26. August den gleichen Schritt zu thun. Zwei Tage später ward Brömse, mit dem die Städte die Ausgleichsverhandlungen geführt hatten, feierlich wieder eingeholt und in die oberste Stelle des Rathsstuhles gesetzt. Bedingung seiner Restitution war die Anerkennung des neuen Kirchenwesens.

Wullenwever's Entfernung aus dem Rath trägt nicht den Charakter feindseliger Verfolgung. Es ward ihm die wichtige und ehrenvolle Stelle eines Amtmanns in Bergedorf auf sechs Jahre übertragen, welches Amt er aber nicht einmal angetreten hat. Er konnte sich auch jetzt noch nicht entschließen, seinen Projecten zu entsagen. Aussichten auf Hülfe von Heinrich VIII., vom Pfalzgrafen Friedrich, der auf Antrieb des Kaisers Christian's II. Tochter geheirathet hatte, schwebten ihm vor. In der ersten Hälfte des November 1535 unternahm

er eine Reise ins Land Hadeln, um sich dort mit Landsknechten in Verbindung zu setzen, die früher unter dem Oldenburger gedient hatten; wahrscheinlich, daß er sie zum Entsatz Kopenhagens zu gebrauchen dachte. Auf dem Wege wurde er zu Rotenburg im Bremischen gefangen gesetzt; der Erzbischof mochte von Wullenwever's Gegnern in Lübeck verständigt sein. Er war Anhänger der alten Religion und ein Bruder Herzog Heinrich's von Braunschweig.

Dieser, der sich stets den Städten und zumal dem Lübecker Unternehmen mit Eifer entgegengesetzt, nahm sich alsbald der Sache lebhaft an. Er erschien im December beim Bruder, und in seiner Gegenwart wurde W. am letzten Tage des alten und ersten des neuen Jahres zunächst ohne Folter und dann peinlich verhört. Erst der Zwang führte zu compromittirenden Aussagen. W. bekannte, von den Kirchengütern 20 000 Gulden für sich empfangen, mit seiner letzten Reise es gegen Lübeck abgesehen zu haben; er nannte Mitwisser und Mitschuldige in Lübeck und andern Städten und enthüllte, daß man zunächst dort, dann an anderen Orten wiedertäuferisches Regiment habe einführen wollen. Das größte Interesse an dem Gefangenen hatten die wiederhergestellten Machthaber in Lübeck und Christian III. von Dänemark und Schleswig-Holstein, dem W. nicht geringen und mehr Schaden als irgend einem Andern gethan hatte. Herzog Heinrich setzte sich mit ihnen in Verbindung. Am 22. Januar 1536 ist er in Buxtehude mit den Lübecker Bürgermeistern Brömse und Gerken, am 24. ebendaselbst mit König Christian zusammengekommen. W. ward dann in Gegenwart schleswig-holsteinischer Räthe am 26. Januar zum zweiten und im Beisein zweier Lübecker Rathsherren (Brömse und Bardewik) am 18. März zum dritten Male verhört. Er wiederholte seine früheren Aussagen. Trotzdem ist nicht zu bezweifeln, daß sie unrichtig waren, soweit sie todeswürdige Verbrechen: Veruntreuung, Verschwörung gegen die Vaterstadt und wiedertäuferischen Umsturz betrafen. Diese Geständnisse sind im ersten Verhör durch die Folter erpreßt und in den späteren aus Furcht aufrecht erhalten worden. W. hat dazwischen, in Briefen und sonst, bekannt, daß er dieser Dinge unschuldig sei. Im Kerker zu Rotenburg schrieb er an die Wand:

Kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer auf Erden
Bin ich nie mehr gewesen, wills auch nimmermehr erfunden werden.
O Herr Jesu Christ, der du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Ich bitte dich durch deine Barmherzigkeit, du wollest Zeugniß von der Wahrheit geben.

Später ist W. vom Bremer Erzbischof dem Bruder Herzog Heinrich ganz übergeben und auf Schloß Steinbrück zwischen Braunschweig und Hildesheim zur Haft gebracht worden. Mit der gerichtlichen Aburtheilung hat der Herzog lange gezögert. Erst auf den 24. September 1537 ward zu diesem Zweck ein Termin vor einem Landgericht bei Wolfenbüttel angesetzt. Beauftragte des dänischen Königs und der Stadt Lübeck waren dazu geladen und sind erschienen. Sie haben nacheinander die Anklagen erhoben, die Wullenwever's Geständnisse an die Hand gaben. Der Verklagte ist jetzt aber unerschütterlich dabei geblieben, daß er an allem unschuldig sei, nur gegen den Herzog von Holstein, den jetzigen König von Dänemark, habe er wol genug gehandelt und damit wol auch den Tod verschuldet. Doch fand man ihm das Urtheil, geviertheilt und auf vier Räder gelegt zu werden. Noch auf der Richtstätte widerrief W. seine früheren Aussagen über Mitschuldige und betheuerte, kein Dieb, kein Verräther und kein Wiedertäufer gewesen zu sein. „Darauf will ich sterben.“ Er ward mit dem Schwert gerichtet, der Leichnam geviertheilt und auf vier Räder gelegt.

Daß dieses Verfahren einen groben Rechtsbruch in sich schloß, kann nicht bezweifelt werden. Schon die Zuständigkeit Herzog Heinrich's und seines Land-

gerichts muß verneint werden. Geständig war W. vor Gericht nur des Schadens, den er Schleswig-Holstein und Dänemark zugefügt hatte; aber der war in offener Fehde begangen und durch Friedensverträge längst gesühnt. Daß man ohne Absage in Holstein eingefallen, konnte man ihm doch nicht allein zur Last legen, wie denn die ganze Fehde mit Zustimmung von Rath und Bürgerschaft begonnen war. Das über W. ergangene und an ihm vollstreckte Urtheil entstammt politischer Gegnerschaft, ist kein rechtlich begründetes. Und doch hatte W. kein unrichtiges Gefühl, wenn er meinte, daß er — zumal nach den Anschauungen der Zeit über Strafmaß — den Tod wol möge verdient haben. Er hatte sich Großes vermessen auf Grund einer Gewalt, die revolutionären Hergängen ihren Ursprung verdiente; schwere Wunden waren durch ihn geschlagen worden daheim und in der Fremde und Ströme Bluts geflossen. Wer solche Verantwortung auf sich nimmt, der muß sich gegenwärtig halten, daß in den Stürmen, die er entfesselt, sein eigenes Leben ein Kleines ist. Es kann die Bürde wenig erleichtern, daß geltend gemacht werden kann, er habe Gutes gewollt, Größe und Wohlfahrt seiner Stadt und ihrer Bürger. In solchen Fällen entscheidet das Können, der Erfolg. Bleibt er aus, so ist der Wagende gerichtet.

An den persönlichen Voraussetzungen des Erfolges fehlte es W. nur zu sehr. Wahre Größe war nicht in ihm. Eine gewisse Selbstgefälligkeit und ein kecker, leichter, ja leichtfertiger Muth sind seine hervorstechendsten Charakterzüge. Hochtrabendes, prahlerisches Auftreten kann man ihm bei mehr als einer Gelegenheit zum Vorwurf machen. Er besaß die Herrschaft über das Wort, war aber ein schlechter Unterhändler. Er glaubte da ertrotzen und erpoltern zu können, was nur durch ein Ineinandergreifen von Vorsicht und Schmiegsamkeit mit Zähigkeit und Entschlossenheit zu erreichen ist. Sein vielseitiger Geist ward auch in schwierigen Lagen nicht müde, nach neuen Mitteln und Wegen zu suchen; aber in ihrer Durchführung war er nicht selten unbeständig, in seinen Hoffnungen überhaupt sanguinisch, zur Leichtgläubigkeit geneigt. So gewinnt seine Unternehmungslust nur zu oft den Charakter unruhiger und — unfähiger Projectenmacherei. Gewiß, daß die Beziehungen zu abenteuerlichen Männern zweifelhaften Charakters, wie Marcus Meyer, Oldendorp, Pack, von Einfluß gewesen sind, aber das kann Wullenwever's Schuld und Verantwortung nicht mindern. Zu einem wirklich bedeutenden Manne fehlte ihm so gut wie Alles. Durch einen leichtgeschürzten Ehrgeiz und einige fördernde Fähigkeiten in unruhiger Zeit emporgekommen, erkühnte er sich, Probleme zu lösen, an die die Stadt durch Jahrhunderte ihre beste Kraft gesetzt hatte, deren vollständige Erledigung aber ihr Vermögen überstieg und deshalb von der überlieferten, zugleich besonnenen und entschlossenen Politik nach den Tagen Waldemar Atterdag's nie mehr ernstlich ins Auge gefaßt worden war. W. hat durch sein Beginnen dem Gemeinwesen nicht genützt, sondern geschadet, Lübecks Sinken beschleunigt. Irrthum und Verfehlung aber hat er durch seinen Tod gebüßt und so wohl verdient, daß spätere Geschlechter, die an den Vorfahren sich und ihr Streben emporzurichten suchten, auch an seiner Gestalt sich erwärmten. Wollen und Geschick des Mannes ließen ihn in vaterländisch bewegter Zeit wie geschaffen erscheinen, Held nationaler Dramen zu werden, und unter den Dichtern, die sich an dieser Aufgabe versucht haben, sind Namen, die nicht zu den schlechtesten zählen (Gutzkow, Kruse).

G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die Europäische Politik I—III. Berlin 1855, 56. — Paludan-Müller, Grevens Feide I, II. Kopenhagen 1853. — D. Schäfer, Gesch. v. Dänemark IV, 230 ff. Gotha 1893.

Dietrich Schäfer.

Wüllerstorff: Bernhard Freiherr v. W.-Urbair, k. k. Viceadmiral, wurde am 29. Januar 1816 in Triest als der Sohn eines Gubernialrathes geboren, besuchte das Gymnasium in Padua, später in Ofen und trat im J. 1828 in die Pioniercadettenschule zu Tuln, die er als Cadett des Infanterieregimentes Herzog von Württemberg Nr. 40 verließ. Im J. 1833 folgte er einer Aufforderung des Hofkriegsrathes und übertrat als provisorischer Cadett in die Marine und wurde nach gut überstandener Prüfung am 16. April 1835 effectiver Cadett. Im folgenden Jahre als „Officiersdienst thuender Seecadett“ auf der Goëlette „Sphynx“ eingetheilt, studirte er während der Jahre 1837 und 1838 in Wien Astronomie unter der Leitung Littrow's, wurde am 1. Juni 1839 zum Schiffsfähnrich befördert und mit der Leitung der Marinesternwarte in Venedig, sowie mit der Lehrkanzel für Astronomie und Nautik an der Marineakademie betraut. In dieser Stellung verblieb er, bis der Ausbruch der Revolution ihn zur Flucht nöthigte, deren Folgen seiner ihm am 12. April 1848 angetrauten Gattin (Anna O'Conor of Connaught) das Leben kosteten. In Triest, wo FML. Graf Gyulay die wenigen treu gebliebenen Officiere der kleinen Kriegsmarine gesammelt hatte, wurde ihm das Marine-Divisionscommando und die Verwaltung jenes Materials anvertraut, welches der österreichischen Marine nach dem Abfall der Venetianer übrig geblieben war. Als Escadre-Adjutant dem Commodore Kudriaffsky, dann als Adjutant beim Marineobercommando zugetheilt, mit der besonderen Aufgabe, den Dienst auf deutscher Grundlage zu organisiren, wurde W. später dem FML. Freih. v. Welden, welcher Venedig blockirte, zugewiesen und im Frühjahr 1849 vom Viceadmiral Dahlrup zum Militärreferenten ernannt, in welcher Eigenschaft er sich hervorragend an der Organisation der Marine betheiligte. Bereits am 16. April 1848 zum Fregattenlieutenant, am 16. August desselben Jahres zum Schiffslieutenant befördert, rückte W., mit dem Orden der eisernen Krone III. Cl. ausgezeichnet, am 17. September 1849 zum Corvettencapitän vor und erhielt im folgenden Jahre das Commando über die Brigg „Montecuccoli“. Während des Jahres 1851 betheiligte sich W. als Präsidialreferent und Admiralitätsrath hervorragend an den Reorganisationsarbeiten der Marine, wurde am 21. März 1852 Fregattencapitän und unternahm längere Kreuzungen und Uebungsreisen mit den Zöglingen der Marineakademie. Am 5. Mai 1856 zum Schiffscapitän befördert, wurde W. vom Erzherzog Ferdinand Maximilian mit der Ausarbeitung von Instructionen für eine große Seeexpedition sowie mit der Ausrüstung der Fregatte „Novara“ beauftragt, die er während der zweijährigen Reise (30. April 1857 bis 26. August 1859) mit dem Range eines Commodore commandirte. Von der Expedition zurückgekehrt, wurde W. mit dem Orden der eisernen Krone II. Cl. ausgezeichnet, in den Freiherrnstand erhoben (13. Februar 1860) und mit der Ordnung aller während der Expedition unter seiner Leitung ausgeführten meteorologischen, astronomischen und sonstigen Beobachtungen, dann mit der Herausgabe des nautisch-physicalischen Theiles derselben beauftragt. Im Mai 1860 erhielt W. das Commando über ein kleines Geschwader, das er nach Sicilien führte, um daselbst im Momente des Einbruchs der Garibaldi'schen Freischaaren die Staatsangehörigen und die Handelsinteressen Oesterreichs zu schützen, wurde nach seiner Rückkehr zum Hafenadmiral und Festungscommandanten von Pola ernannt, am 23. März 1861 zum Contreadmiral befördert und in demselben Jahre als Vertreter des Marineobercommandanten beim Reichsrathe nach Wien gesandt. Während seines Aufenthaltes in der Residenz lernte er die Tochter des FML. Grafen Rothkirch, Leopoldine, kennen, mit welcher er sich am 3. August 1861 vermählte. Nach einer größeren Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Belgien und Holland zum Zwecke des Studiums der Eisenindustrie mit Rücksicht auf Oesterreich und dessen Marine, wurde W. 1863 Hafenadmiral und

Arsenalcommandant von Venedig, im folgenden Jahre aber beauftragt mit sämmtlichen ausgerüsteten Schiffen nach dem nordischen Kriegsschauplatz abzugehen, wohin Schiffscapitän Tegetthoff bereits vorausgeeilt war. Nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten, darunter Seestürme im adriatischen Golf und im atlantischen Ocean, langte W. im Norden an, wo jedoch Tegetthoff mit der Seeschlacht von Helgoland den Feldzug schon entschieden hatte. W. segelte nun nach Cherbourg und verblieb dort bis zum Ablauf des Waffenstillstandes, worauf er nach Cuxhaven fuhr, um sich dort mit Tegetthoff zu vereinigen. Von hier aus unternahm er mit einer Division einen Angriff auf die noch besetzten Westinseln, die er nahm, um dann mit der Escadre nach Pola zurückzukehren. Diese Expedition hatte die volle Zufriedenheit nicht zu finden vermocht; W. wurde am 3. December 1864 in Disponibilität versetzt und trug sich mit dem Gedanken, den Befehl über die von Dr. Petermann geplante Polarexpedition zu übernehmen, als er am 30. September 1865 zum Handelsminister ernannt wurde. In dieser Stellung gelang es W. vortheilhafte Handelsverträge mit England, Frankreich, Italien, Belgien, Holland und der Schweiz abzuschließen; besondere Aufmerksamkeit aber widmete er dem Post- und Communicationswesen. „Die beträchtliche Portoreduction für Briefe, Werthpapiere und andere Sendungen, die Einführung der Correspondenzkarte haben sich von ungeheurer Tragweite für die Erweiterung der internationalen Beziehungen des Volkes erwiesen und eine Steuer beseitigt, welche bisher nicht minder empfindlich auf Fortschritt und Intelligenz als auf Handel und Verkehr lastete“. Eine der wichtigsten und großartigsten Unternehmungen, welche unter Wüllerstorff's Amtsleitung reiften, war der Bau eines Dockhafens in Triest. Der ohne Wissen Wüllerstorff's fast einstimmig abgeschlossene staatsrechtliche Ausgleich mit Ungarn — W. war besonders gegen eine vollständige Trennung der volkswirthschaftlichen Angelegenheiten der beiden Reichshälften — veranlaßte ihn, seine Demission zu geben, die unter Verleihung des Großkreuzes vom Leopoldsorden und Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses am 18. April 1867 angenommen wurde. An demselben Tage wurde W. zum Commandanten der ostasiatischen Expedition ernannt; Kränklichkeit und Ueberanstrengung nöthigten ihn jedoch auf diese Stelle zu verzichten und um die Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Am 19. October 1867 in den Disponibilitätsstand, am 15. Februar 1869 in den bleibenden Ruhestand übernommen, lebte W. größtentheils auf dem Gute Ruhberg bei Graz. Er starb am 10. August 1883 zu Klobenstein in Tirol. W., der Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und zahlreicher ausländischer geographischer und naturwissenschaftlicher Gesellschaften war, hat auch als Fachschriftsteller eine wirksame und fruchtbare Thätigkeit entwickelt. Von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten seien hervorgehoben die Vorschläge über die Verwerthung des Aneroid zur Bestimmung der Schwere, seine Beiträge zur Theorie der Luftströmungen und seine Analyse des Curses des Schiffes „Tegetthoff“ während der Weyprecht-Payer'schen Expedition.

Die Acten der Marine-Section des k. u. k. Kriegsministeriums. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreichs. — Allgemeine Zeitung, Jahrgang 1883, Nr. 340. Oscar Criste.

Wüllner: Franz W., hervorragender Schulmann und Sprachforscher, wurde geboren am 27. November 1798 zu Salinghausen bei Arnsberg als Kind frommer, biederer Landleute. Trotz großer Schwierigkeiten setzte er es durch, daß er sich dem Lehrerstande widmen konnte. Nachdem er einige Zeit Hülfslehrer bei einem Schulvicar gewesen war, beschloß er durch Absolvirung des Gymnasiums sich den Zugang zum wissenschaftlichen Studium und zur Lehrthätigkeit an höheren Schulen zu verschaffen. So wurde er, im Alter von 18 Jahren, in die unterste

Classe des Gymnasiums zu Arnsberg aufgenommen, konnte aber schon nach vier Jahren mit glänzendem Abgangszeugniß die Universität beziehen. Das Studium führte ihn für drei Jahre nach Bonn und ein Jahr nach Berlin; dann wurde er Lehrer am Gymnasium zu Münster in Westf. Schon im J. 1828 (12 Jahre nach seinem Eintritt in das Gymnasium zu Arnsberg) wurde er Director des neugegründeten Gymnasiums zu Recklinghausen, das unter seiner Leitung rasch aufblühte. Im J. 1832 übernahm er, als Nachfolger Kortüm's und Brüggemann's, die Leitung des Gymnasiums zu Düsseldorf, wo er 1842 starb.

Von Wüllner's umfassender Gelehrsamkeit zeugen die Schriften und Abhandlungen aus dem Gebiet der classischen Philologie und der vergleichenden Sprachforschung. Als Sprachforscher vertrat er den Standpunkt, daß die Sprache aus Empfindungslauten hervorgegangen sei und daß aus denselben die sprachlichen Wurzeln zu erklären seien; daß ferner alle Sprachen der Erde verwandt und aus einer Ursprache hervorgegangen seien. Werke: „De cyclo epico poetisque cyclicis“ (Münster 1825); „Die Bedeutung der sprachlichen Casus und Modi“ (1827); „Ueber Ursprung und Urbedeutung der sprachlichen Formen“ (1831); „Die Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen“ (1838).

Abhandlungen: De Sophocle φιλομήρῳ; De Terentii Varronis Atacini vita et scriptis; De Laevio poeta; De aliquot carminibus Horatii; Ueber den König Oedipus des Sophokles; Ueber den Aias des Sophokles.

R. Peters.

Wunderer: Johann David W., Reisender, um 1570 zu Straßburg geboren, studirte in Rostock Rechtswissenschaft und Geschichte, durchzog im Sommer 1589 Dänemark und trat im folgenden Jahre eine große Reise nach Rußland und Skandinavien an. Er wanderte zunächst an der deutschen Ostseeküste hin, beobachtete im Samlande die Gewinnung des Bernsteins, über dessen Entstehung er allerlei Muthmaßungen anstellte, gerieth in Braunsberg in religiöse Streitigkeiten mit den Jesuiten, die ihm nach dem Leben trachteten und drang dann in die Wälder Samogitiens und Litauens ein. Bei Pleskau überschritt er die russische Grenze. Nachdem er sich mehrere Monate in dieser Stadt aufgehalten und den Charakter und die Lebensweise der Russen hinreichend kennen gelernt hatte, beschloß er in Begleitung einiger Kaufleute quer durch Rußland nach Armenien, Persien und Indien zu gehen. Als er jedoch am Don ankam, änderte er seine Reisepläne und wendete sich nicht nach Süden, sondern nordwärts. Nach einer Schlittenfahrt von mehreren Wochen gelangte er ans Eismeer. Hier hielt er sich einige Zeit in den Erdhöhlen der Samojeden auf, begab sich dann in das Land der Finnen und erreichte endlich die norwegische Hafenstadt Wardöehuus. Von hier aus scheint er eine Seefahrt nach Island unternommen zu haben, wenigstens berichtet er über einen Ausbruch des Hekla. Später kehrte er nach Norwegen zurück, durchzog auf Renthierschlitten Lappmarken und Finnland, fuhr über den Bottnischen Meerbusen nach Stockholm und nahm dann einen längeren Aufenthalt in Riga. Hier gerieth er wieder in Streitigkeiten mit seinen alten Feinden, den Jesuiten, denen der Stadtrath unrechtmäßiger Weise eine evangelische Kirche eingeräumt hatte. W. hielt sich als Protestant für verpflichtet, die lutherische Bürgerschaft in ihrem Widerstand gegen diese Gewaltthat zu unterstützen. Er wurde deshalb als Aufrührer verhaftet und zum Tode verurtheilt, doch entfloh er mit Hülfe guter Freunde noch rechtzeitig aus der Stadt. Um weiteren Verfolgungen zu entgehen, bestieg er in Dünamünde ein lübisches Schiff und kehrte nach Deutschland zurück. Er hielt sich zunächst in Straßburg, dann in Frankfurt am Main auf, wo er noch 1622 lebte. Er war ein energischer, leidenschaftlich aufbrausender Charakter, ein scharfer Beobachter und trefflicher

Schilderer, überdies ein erbitterter Gegner der römischen Kirche. Er hinterließ eine Beschreibung seiner Reise, die zu den besten Werken ihrer Art und ihres Zeitalters gehört. Sie zeichnet sich durch gute Bemerkungen über Sitten und Lebensweise der damals wenig bekannten Völker des östlichen und nördlichen Europas aus und ergänzt die berühmte Moscovia des Freiherrn Siegmund von Herberstein in glücklichster Weise.

Fichard, Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Litteratur und Geschichte. 1812. II, 168—255. — Adelung, Reisende in Rußland. I, 427—50. — Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jh. Leipzig 1895. S. 110—14.

Viktor Hantzsch.

Wunderlich: Ernst Karl Friedrich W. wurde 1783 zu Westerengel in Schwarzburg-Sondershausen geboren und studirte, in Gotha namentlich durch Friedrich Jacobs vorgebildet, 1801—1803 in Göttingen classische Philologie. 1803 wurde er Collaborator am Gymnasium zu Göttingen, eine Stellung, die es ihm bei seinen dürftigen Verhältnissen ermöglichte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Nachdem er 1806 promovirt, wurde er zwei Jahre später Assessor der philosophischen Facultät und bald darauf außerordentlicher Professor. Seine Arbeiten waren meist den Zwecken der Schule angepaßt; im Geiste und in den Bahnen Heyne's verwaltete er sein Lehramt, als er unerwartet am 14. März 1816 an der Bräune in Göttingen starb.

Seine vielgebrauchten Ausgaben sind folgende: „Albii Tibulli carmina libri tres cum libro quarto Sulpiciae et aliorum. Ex recensione Heyniana cum animadversionibus“ (1808); „Observationes criticae in Aeschyli tragoedias tragoediarumque reliquias“ (1809) [1808]; „Demosthenis oratio pro corona, Aeschinis in Ctesiphontem. In usum praelectionum recensuit“ (1810; 2. Ausg. 1820); „P. Vergilii Maronis opera in tironum gratiam perpetua annotatione ac novis curis illustrata a Chr. Gottl. Heynio, editio quarta emendatior et locupletior a C. F. Wunderlich et post eius mortem a F. E. Ruhkopf“ (Hannover 1816; Leipzig 1816); ed. sec. minor. pretii ibid. 1822); „Albii Tibulli carmina“ (1817, eine neue Bearbeitung der Heyneschen Ausgabe, vollendet von Dissen); „Commentatio τοῦ μακαριτοῦ in epigramma Bachylidis aut Simonidis ed. et nott. add. Fr. Jacobs“ (Friedemann u. Seebode, Analecta II, 67—72).

Wiederhold.

Wunderlich: Gottlob Friedrich Walter Agathon W., Oberappellationsgerichtsrath, geboren 1810 in Göttingen, † am 21. November 1878. W., der älteste Sohn des Professors der class. Philologie, Wunderlich, dortselbst (s. o.), verlor seinen Vater schon im 6. Jahre. Von einem Specialcollegen des Letztern, Professor Dissen, in den alten Sprachen unterrichtet, erhielt er, obwol Nicht-Preuße, durch Verwendung väterlicher Freunde eine Freistelle an der bekannten Schule zu Pforta, der er von 1824—1828 angehörte. Nach Göttingen heimgekehrt, trieb er anfänglich philologische Studien, mit denen er später juristische verband, welchen er sich zuletzt ausschließlich widmete. Vier Jahre später (1832) erlangte er mit der Dissertatio philologico-juridica „de antiqua literarum obligatione“ die juristische Doctorwürde, habilitirte sich im folgenden Jahre (1833) an der Universität seiner Vaterstadt als juristischer Docent und trat zugleich in den praktischen Staatsdienst.

Die Aufhebung des hannoveranischen Staatsgrundgesetzes durch König Ernst August und die damit zusammenhängende Absetzung der Göttinger Sieben (1837), bewogen W. nach Berlin überzusiedeln, um sich an einer preußischen Hochschule aufs neue zu habilitiren. Allein schon im nächsten Jahre (1838) erging an ihn eine Berufung nach Basel als Professor des römischen Rechtes. W. besuchte von hier wiederholt Paris, um dort für Herausgabe mittelalterlicher

Processualisten eingehende Studien zu machen. Infolge dieser Arbeiten erschienen zu Basel, wo er bis 1842 blieb: „Joannis Andreae Summula de processu judicii“ (1840); „Tancredi Summa de matrimonio“ (Göttingen 1841); „Anecdota, quem processum civilem spectant Bulgarus, Damasus, Bonaguida“ (Göttingen 1841). — Bereits 1842 folgte er einem Rufe nach Rostock als juristischer Docent, wo er als Mitglied, dann als Ordinarius des Spruchcollegiums zu der ihm besonders zusagenden praktischen Rechtsanwendung zurückkehren konnte, mit welcher er bereits in Göttingen bei seinem ersten Auftreten begonnen. 1846 gab er in Berlin eine Sammlung von „Rechtssprüchen und Gutachten der Juristen-Facultät Rostock“ anonym heraus. W. zog es vor, mit Verschweigung seines Namens zu schreiben, vermuthlich aus krankhafter Empfindlichkeit und Reizbarkeit gegen das Urtheil der Kritik. 1847 erging aus Halle ein Ruf an unsern Gelehrten, wo er auf umfassendere Lehrthätigkeit rechnen konnte. Infolge dessen verfaßte er nach seines Lehrers Hugo Vorbild unter dem Titel: „Das römische Recht der Gegenwart“, ein größeres Werk für Studirende, welches sieben Bände enthalten sollte. Bereits 1848 erschien ein kleines Bruchstück: „Eine Pandekten-Vorlesung“ (bes. Obligationen-Recht, Halle). Im nächsten Jahre folgte der siebente Band: „Juristische Aufgaben“ (Halle anonym), sodann 25 Jahre nach dessen Druck ein weiteres Bruchstück: „Familienrecht“ (Lübeck 1875, Selbstverlag des Verfassers). Auch die wohlwollendste Beurtheilung (sagt Jhering) kann bei Würdigung dieser Schrift mit dem Urtheile der Seltsamkeit des Eindruckes, den sie macht, nicht zurückhalten. Dieser Eindruck des Seltsamen wurde noch dadurch gesteigert, daß der Verfasser ohne Paginirung und ohne Benützung der neuesten Litteratur, sich mit Ausnahme der Entscheidungen des Lübecker O.A.-Gerichts aller und jeder Litteraturangaben enthält. Daß das im Selbstverlage des Verfassers erschienene Werk auf buchhändlerischen Erfolg keine Aussicht hatte, braucht wol nicht erst gesagt zu werden.

Im J. 1850 hatte W. die Wahl zwischen der Universität Dorpat und dem Oberappellationsgericht zu Lübeck. W., der seiner Anlage nach mehr Richter als Lehrer, mehr Praktiker als Forscher war, entschied sich für Letzteres. Dasselbe galt damals mit Recht als der „gelehrte Gerichtshof Deutschlands“, da an ihm seit Jahren neben namhaften Männern des Richter- und Anwaltsstandes hervorragende Vertreter der Theorie wirkten, wie Heise, v. Wächter, Kierulff (als Präsidenten), Cropp, Schweppe, Blume, Zimmermann u. a. als Mitglieder. . . In Lübeck befaßte sich W. neben seinen Berufsarbeiten mit Sammlung von Entscheidungen des Lübecker Gerichtshofes. Wir besitzen von ihm „Die Jurisprudenz des Oberappellationsgerichtes der vier freien Städte Deutschlands in Wechselsachen 1821—57. Nebst Anhang aus der Jurisprudenz des Handels- und Obergerichtes zu Hamburg in Wechselsachen. November 1855 bis 1857“ (Frankfurt a. M. 1858, anonym); dann „Die Jurisprudenz des O.-A.-Gerichts der vier freien Städte Deutschlands in bürgerlichen Rechtssachen aus Lübeck 1848—55“ (2 Bde., Bremen 1866). Um dieselbe Zeit erschienen von ihm noch: „Heise's Handelsrecht. Nach dem Originalmanuscript“ (Frankfurt a. M. 1858) und drei weitere Schriften, hauptsächlich Besprechungen von Rechtsfällen. Endlich publicirte er unter seinem Namen einen ausführlichen Katalog seiner werthvollen Bibliothek Bibliotheca Wunderl.: Altera editio (!) Hal. Sax. 1858. — Die Ereignisse des Jahres 1866 waren auch für den obersten Gerichtshof von Lübeck von wesentlichem Einflusse durch das Ausscheiden Frankfurts aus dem Jurisdictionsbezirke des O.-A.-Gerichtes (1867), sowie durch Errichtung des Leipziger Oberhandelsgerichtes (1870). W. sah diese Competenzschmälerungen nur ungern, konnte sich aber trotzdem zu einer Uebersiedelung nach Leipzig nicht entschließen. . . Im Sommer 1871 veranlaßte Professor v. Jhering,

der Gründer der Jahrbücher für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechtes, auf der Durchreise durch Lübeck W. zum Eintritt in die Redaction dieser Zeitschrift. Dessen Betheiligung an derselben beschränkte sich aber außer einem kleinen anonymen Beitrage in Band 13, Seite 410—415 leider nur auf die Angabe seines Namens auf den Titelblättern der Jahrbücher. Im J. 1870 stellte sich bei W. ein intensives nervöses Leiden ein, welches seine sonst so rüstige Gesundheit untergrub und ihn 1878 nöthigte, in den wiederholt nachgesuchten Ruhestand zu treten. Nur wenige Monate später, am 21. November desselben Jahres wurde er vom Tode ereilt. W. war verheirathet; seine Tochter war die Gattin seines Lübecker Collegen Schlesinger.

v. Ihering, der dem Verstorbenen einen warmen Nachruf widmete, schildert ihn als einen höchst eigenartigen Charakter, als scharf ausgeprägte Persönlichkeit, die bei dem, was sie als recht und passend erkannt, sich durch hergebrachte abweichende Ansichten und durch Erregung von Anstoß in keiner Weise beirren ließ. Der Grundzug seines Wesens war eine eigenthümliche Mischung von Offenheit, Wohlwollen, strengster Rechtlichkeit verbunden mit dem Besitze feiner weltmännischer Formen und gewinnender Liebenswürdigkeit und dabei große Reizbarkeit und ein bis zum Excessiven gehendes Streben, auch in kleinen Dingen sich nicht dem Hergebrachten zu fügen, sondern unter Herausforderung desselben unabhängig und selbständig nur der eigenen Meinung zu folgen. „Dürfte ich“, sagt v. Ihering am Schlusse seiner Charakteristik, „eine psychologische Studie geben, der Verstorbene würde hierzu einen interessanten Stoff liefern“.

Als Mann der Wissenschaft besaß W. die gründlichste, philologische Bildung, eingehende, litterarhistorische Kenntnisse und beherrschte das römische Recht sowie den Proceß in ausgedehntester Weise. Da er nach seiner ganzen Anlage mehr Praktiker als Theoretiker, sohin eine wesentlich receptive Natur war, ist der Schwerpunkt seines Wirkens in der richterlichen Thätigkeit gelegen.

Agathon Wunderlich. Ein Nachruf von R. v. Ihering in den Jahrbüchern für Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechtes. Bd. XVII, 145—157. v. Eisenhart.

Wunderlich: Karl Reinhold August W., Arzt, geboren am 4. August 1815 zu Sulz am Neckar als Sohn des Oberamtsarztes W., † am 25. September 1877 zu Leipzig. Er siedelte 1824 nach dem Tode des Vaters mit der Mutter nach Stuttgart über, bezog 1833 die Universität Tübingen, um Medicin zu studiren, fand jedoch anfangs wenig Befriedigung, da die damaligen Mitglieder der medicinischen Facultät an veralteten Systemen festhielten und die vielfachen Fortschritte der französischen und englischen Medicin unbeachtet ließen. Um so enger schloß er sich 1835 an den Privatdocenten F. A. Schill an, der seinen Hörern jene Fortschritte übermittelte, und er erhielt weitere Förderung und Anregung durch die neu erschienene Physiologie von Johannes Müller und durch den Umgang mit seinen Jugendfreunden und Studiengenossen W. Griesinger und W. Roser. Er bestand 1837 das Rigorosum in Tübingen glänzend und ging dann auf ein Jahr nach Paris, wo er starke wissenschaftliche Eindrücke und Anregungen erhielt. Nach seiner Rückkehr wurde er Assistent am Katharinahospital in Stuttgart, erwarb im November 1838 mit einer Dissertation „Ueber die Nosologie des Typhus“ die medicinische Doctorwürde und hielt im Winter in Stuttgart Vorlesungen für Militärärzte. Im Frühjahr 1840 habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität Tübingen, ging im Herbst nach Wien und schrieb als das Ergebniß seiner Pariser und Wiener Studienreisen die Schrift: „Wien und Paris“, die großes Aufsehen erregte. Er wirkte dann in den nächsten Jahren zunächst als Assistent des kränklichen Professors der Klinik, Hermann, seit 1843 als dessen Stellvertreter und außerordentlicher Professor und

wurde 1846 zum ordentlichen Professor und Director der medicinischen Klinik befördert. Im Herbst 1850 wurde er als Ordinarius und klinischer Leiter des Jakobshospitals nach Leipzig berufen, wo er bis an sein Lebensende wirkte. Seine Lehrthätigkeit zog zahlreiche Studirende nach Leipzig, seine Privatpraxis war ungemein ausgedehnt, mehrmals konnte er ehrenvolle Berufungen nach außerhalb ausschlagen; aber seit 1866, wo ihn eine Lungenentzündung befiel, kränkelte er und die Aufregungen und Sorgen, in die ihn Krankheit und Tod des einzigen Sohnes versetzten, untergruben vollends seine Gesundheit, bis er nach jahrelangem Siechthum der Miliartuberkulose erlag. — Wunderlich's Verdienste um die Entwicklung der modernen Heilkunde sind groß. Gemeinsam mit seinen Freunden Griesinger und Roser hat er als Vorkämpfer der „physiologischen Medicin“ in dem von ihm begründeten „Archiv der physiologischen Heilkunde“ (1842—1859) und durch sein großes und reichhaltiges „Handbuch der Pathologie und Therapie“ (1850—1852) bahnbrechend für die exacte, physiologische Richtung der medicinischen Forschung gegenüber den damals herrschenden unklaren, unkritischen und unwissenschaftlichen ontologischen Anschauungen gewirkt und ihr zum Siege verholfen. Zugleich aber hat er auch durch Einzelarbeiten seine Wissenschaft wesentlich gefördert. Namentlich war er es, der durch seine Arbeiten über klinische Thermometrie, sein Werk „Das Verhalten der Eigenwärme in Krankheiten“ (1870), den Thermometer am Krankenbett und damit eine genaue Controlle der Fieberwärme erst einbürgerte, nachdem Bärensprung und Traube die ersten Anregungen in dieser Richtung gegeben hatten. Den Schwerpunkt seiner Thätigkeit fand er in der Beobachtung am Krankenbett und bemühte sich die seiner Meinung nach überwuchernden Hülfswissenschaften in ihren Grenzen gegenüber dem klinischen Fach zu halten. Ein feinsinniger und kritischer Beobachter und rednerisch sehr begabt, wußte er als Lehrer nach dem Urtheil seines Collegen Thiersch das Bild der Krankheit beim Unterricht klar und bündig darzustellen. Von seinem umfassenden und vielseitigen Wissen zeugen auch seine geschichtlich-medicinischen Studien, so seine „Geschichte der Medicin“ (1859) und seine „Gedächtnißrede auf Wilhelm Griesinger“ (1869).

Vgl. die Nekrologe von O. Heubner und W. Roser im Archiv der Heilkunde 1878, XIX. — Ferner Hirsch, Lex. ber. Aerzte VI, 336. — Karl Roser, Wilhelm Roser. Ein Beitrag zur Geschichte der Chirurgie. Wiesbaden 1892.

G. Korn.

Wunderlich: Paul W., auch Thaumasius genannt, schlesischer Schulmann und Schriftsteller, ward um 1604 zu Triebel in der Niederlausitz geboren. Im J. 1615 schickten ihn seine Eltern nach Sorau, wo er die Schule besuchte und bis 1622 blieb. Dann begann für W. ein unstetes Wanderleben, das ihn fast fünfzehn Jahre lang nicht zur Ruhe kommen ließ. Ueber Stargard und Stettin ging er zunächst nach Greifswald, Rostock, Lübeck und Hamburg. In elendem Zustande gelangte er 1624 nach Wittenberg, wo der spätere Hallenser Rector Christian Gueintz, damals Advocat am Consistorium (s. A. D. B. X, 89 ff.), sich des armen Studenten annahm. Zwei Jahre später wandte sich W. über Leipzig nach Süddeutschland, besuchte Altdorf, Nürnberg, Augsburg, Tübingen und nahm schließlich über Straßburg, wo sein Name im Juli 1627 in die Matrikel der theolog. Facultät eingetragen wurde, seinen Weg nach der Schweiz. Er lernte hier Basel und Bern, Genf und Zürich kennen und wanderte im J. 1628 weiter nach Padua und Venedig. Bereits im folgenden Jahre kehrte er in Begleitung des bekannten kurfürstl. sächs. Capellmeisters Heinrich Schütz (s. A. D. B. XXXIII, 753 ff.) durch Tirol nach Deutschland zurück. Nach wechselndem Aufenthalt in Dresden, Leipzig und Magdeburg trieb es ihn im J. 1633 nach Norden. Er ging nach Kopenhagen, wo er ein Jahr lang

blieb, wanderte nach Schweden und langte nach manchen Kreuz- und Querzügen 1636 wieder in Rostock an. Ein Ende nahmen diese planlosen Wanderungen erst, als W. am 21. December 1638 Präceptor in den unteren Classen des Elisabethgymnasiums zu Breslau wurde. In dieser Stellung ist er auch am 19. März 1658 gestorben.

Es ist zu bedauern, daß wir von Wunderlich's Leben, namentlich aus seinen Wanderjahren, keine näheren Nachrichten besitzen; sie würden uns manches Interessante erzählen und uns einen neuen Vertreter jener zahlreichen Classe von fahrenden Gesellen des siebzehnten Jahrhunderts kennen lehren, die, halb Bettler, halb Gelehrte, heut als Studenten oder Hauslehrer, morgen als Soldaten oder Schreiber, ohne einen Heller zu besitzen, aber ausgestattet mit unbezähmbarem Wandertriebe, sich durch die Welt schlugen. — Eine regelrechte Universitätsbildung hat W. kaum besessen, und auch seine pädagogischen Leistungen scheinen, da er in zwanzigjähriger Lehrthätigkeit an dem Breslauer Gymnasium nur in den untersten Classen beschäftigt wurde, geringe gewesen zu sein. Alles in allem macht W. bis in sein Alter den Eindruck eines gelehrten Proletariers, der unausgesetzt mit seinem Schicksal hadert. Seine Schriften sind zwar mit lateinischen und griechischen Citaten überladen, aber dürftige Machwerke, die nur geschrieben zu sein scheinen, um Klagen über die schlechte Behandlung und den erbärmlichen Lohn der Schullehrer an den Mann zu bringen, und die eben wegen dieser Klagen ihn in ernste Conflicte mit seiner vorgesetzten Behörde brachten. Unter den sehr zahlreichen Gelegenheitsgedichten Wunderlich's besitzen nur wenige einen gewissen poetischen Werth; die meisten verdanken der Hoffnung auf klingende Münze ihre Entstehung und kennzeichnen ihren Verfasser als bedauernswerthen Lohnschreiber und Bettelpoeten.

Von Wunderlich's Schriften nennen wir als die wichtigsten: „Philologischer Discurs vom Ackerbaw, dessen Vrsprung | Erbarkeit | Wirdigkeit | Notwendigkeit | Nutzbarkeit vnd Anmuttigkeit | ..." (Zur Oelsse 1644); „Mantissa Vom Acker- und Schul-Baw | ..." (Leipzig 1646); „Eine Löbliche und Fürtreffliche Lob-Rede von der grossen Nutzbarkeit | Nothwendigkeit | und Altem Uhrsprunge der Schulen" (Oelß 1652); „Deutschen Schreib Feder Lob ... in deutsche Reim einfeltig auffgesetzet ..." (Ölß 1653); „*Πτερὸν Γραφικὸν*, seu Penna scriptuaria ... trecentis atque viginti sex distichis ... multiplicata ..." (Olsnae 1654).

Martin Hanke, Vratislavienses eruditionis propagatores. Vratisl. 1767, p. 30, 31. — Manches Biographische enthalten Wunderlich's prosaische und gereimte Schriften, besonders das Gedicht auf den Tod seiner Frau: Gottes Wunderliche Hülff-Hand und Beystand ... Wittenberg 1650.

M. Hippe.

Wunsch: Johann Jakob W., geboren am 22. December 1717 in Heidenheim, Württemberg, † als kgl. preuß. General der Infanterie am 18. October 1788 in Prenzlau. — Aus einer jener kleinbürgerlichen Familien, denen unser Volk so manchen bedeutenden Mann verdankt, ist auch J. J. Wunsch hervorgegangen, ein Glückssoldat im besten Sinne des Wortes. Er ist geboren in dem altwürttembergischen Städtchen Heidenheim als Sohn eines Kürschners. Seine Vaterstadt erfreute sich damals schon guter Schulen; die Eltern scheinen ziemlich wohlhabend gewesen zu sein; so kam es, daß der junge Bürgersohn eine recht gute Erziehung erhielt und im 18. Lebensjahr als Officierszögling in ein württembergisches Regiment eintreten konnte. Später focht er in österreichischem Dienst gegen die Türken, wurde 1739 Officier, trat bald in bairischen Dienst, als das Husarenregiment Frangipani aufgestellt wurde und kam mit diesem nach den Niederlanden. Nach dem Frieden 1749 aber wurde der Ritt-

meister W. abgedankt. Doch blieb er zunächst in Holland wohnen sammt seiner kleinen Familie. Er hatte sich schon früher im österreichischen Dienst verheirathet mit der Tochter eines Kriegscommissars, Josephine le Roi. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges meldete sich W. beim großen König, wurde auch von ihm als Hauptmann in einem Freicorps eingestellt. Zugleich hatte W. seinem neuen Kriegsherrn einen ungemein sinnreichen Plan für die Organisation von leichten Truppen, Betrachtungen über Führung des kleinen Kriegs überreicht. Dadurch und durch den Umstand, daß Prinz Heinrich, unter dessen Augen W. zunächst focht, dessen ganzes Verhalten auf das rühmlichste hervorhob, wurde Friedrich der Große auf ihn aufmerksam, übertrug ihm 1758 die Errichtung eines eigenen Freicorps, ernannte ihn schon 1759 zum General und zog ihn in seine Nähe. Ein solch aufmerksames Auge, solch rasch zuschlagenden Entschluß, wie er in der Brust des jungen Generals W. wohnte, das war es eben, was der König brauchte und hochschätzte. Bald vertraute er dem liebgewonnenen Waghals auch größere Truppenmengen zu Roß und zu Fuß an. — Die Schlacht bei Kunersdorf war geschlagen am 12. August 1759; Friedrich der Große sah sein Heer auseinandergebrochen, das Leben seines Staates bedroht. Nur das kleine Corps des Generals W. war unversehrt geblieben; ihm übertrug der König die nächste Deckung der Armee und der Hauptstadt; gegen alles Erwarten zauderte der siegreiche Feind. So vermochte der König sich aufzuraffen und sandte den General W. mit einem Corps von 10—12 000 Mann nach Sachsen, woher neue Gefahr drohte. Damit betrat W. seine Laufbahn als selbständiger Führer. „Ich setze all mein Vertrauen auf Ihn“, schrieb ihm der König, mit dem W. in directem Verkehr stand. Schon Ende August konnte W. melden, daß er den Oesterreichern und der Reichsarmee die Plätze Wittenberg und Torgau abgenommen. „Die erste gute Zeitung, die ich seit einem Jahr bekommen“, meinte der König. Der Entsatz von Dresden konnte nicht mehr gelingen, denn schon war die Stadt an die Oesterreicher übergeben. Bei Torgau dagegen sammelten sich die Feinde aufs neue; in Eilmärschen rückte W. heran und schlug mit kaum 8000 Mann die 14 000 Feinde vollständig. „Dies war nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf die erste Waffenthat, welche Zeugniß ablegte, daß aus der preußischen Armee der kriegerische Geist noch nicht entwichen war.“ W. hatte sich als ungemein geschickter Truppenführer erwiesen.

Bald darauf nahm er den Franzosen Leipzig ab und schlug die Oesterreicher nochmals bei Kemberg. Friedrich der Große zog jetzt selbst heran, um noch vor dem Winter den österreichischen Feldherrn Grafen Daun vollständig aus Sachsen hinauszuschlagen. Die Generale Finck und W. wurden dem Gegner in den Rücken gesandt in die Gegend von Maxen. Durch die weite Entfernung von der Hauptarmee, durch die genaue Kunde, welche Graf Daun bald von ihrer Isolirtheit erhielt, kamen die beiden Generale in überaus mißliche Lage und sahen sich am 20. November 1759 vollständig bei Maxen eingeschlossen. Nach verzweifelter Gegenwehr mußte Finck sich in der Frühe des 21. November ergeben. W. verwarf den Gedanken an Capitulation, setzte sich an die Spitze zweier Reiterregimenter, um sich durchzuschlagen; doch mißlang sein Versuch und er wurde ebenfalls gefangen.

Während der nächsten Jahre blieb W. in Kriegsgefangenschaft in Innsbruck. Nach dem Frieden 1763 ließ der König über alle die bei Maxen gefangenen Generale unter Zieten's Vorsitz Kriegsrecht halten. Es waren ihrer neun. Acht, darunter Finck, wurden verurtheilt. W. war der einzige, der freigesprochen und in alle seine Ehren wieder eingesetzt wurde ob seiner kühnen Entschlossenheit und seines mannhaften Verhaltens. Noch waren ja seine Verdienste frisch im Gedächtniß, wie er im Unglücksjahr es gewesen, der den preußischen

Namen wieder zu Ehren gebracht. — Nicht unwahrscheinlich ist es, daß Lessing, der mit besonderer Bewunderung auf die kecken Führer der Freicorps blickte, aus den Thaten des Generals W., aus der Wiedereinsetzung in alle seine Ehren sich Züge entlehnte für die Figur seines Tellheim, der ja auch ein Nichtpreuße war, der Führer eines Freicorps.

Die Friedensjahre, welche nun W. in seiner Garnison Prenzlau verbrachte, sind kaum unterbrochen worden durch den thatenlosen Feldzug des Jahres 1778, in welchem er ein selbständiges Corps von 20 000 Mann befehligte. Alljährlich brachten ihn die Manöver bei Potsdam in die Nähe seines Königs, der den alten Kriegsgefährten stets mit Auszeichnung behandelte. Auch Friedrich Wilhelm II. wußte die Verdienste des alten Generals zu würdigen. Er ernannte ihn 1787 zum General der Infanterie und nahm ihn unter die Ritter vom hohen Orden des Schwarzen Adlers auf; Ehrenstellen und Auszeichnungen, welche bis daher keinem Manne seiner Herkunft zu theil geworden waren. — Am 18. October 1788 erlag W. einer längeren Krankheit; er ist in der Nikolaikirche in Prenzlau beigesetzt worden. Nachkommen hat er nicht hinterlassen, denn sein einziges Kind, ein Sohn, war im Gefecht bei Peterswalde 1759 unter den Augen des Vaters gefallen. Die Kasernen, welche er in Prenzlau bauen ließ, tragen heute noch den Namen des allgemein verehrten Generals. — Auf dem Denkmal, welches Prinz Heinrich 1790 seinen Kriegsgefährten in Rheinsberg errichten ließ, hat auch General W. Platz gefunden. Zugleich aber prangt sein Name, der des Bürgersohns von Heidenheim, auf dem herrlichsten Denkmal, welches das preußische Volk einem seiner Könige gesetzt hat; er ist verewigt auf dem Denkmal Friedrich's des Großen.

A. Pfister, Württembergische Neujahrsblätter, XII. 1895.

Albert Pfister.

Wünsch: Christian Ernst W., der durch den Komet von 1769 in einen Professor verwandelte Webermeister, wurde am 31. October 1744 als der Sohn eines Webers in der Mediatstadt Hohenstein im Schönburgischen geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters verlebte er als Webespul- und Laufjunge die armseligste Jugend bei Brod und Kartoffeln mit Salz, dazu im Winter erfrorene Füße. Sein ohnehin verzagtes Gemüth ängstigte der Schulrector noch mehr durch gräßliche Schilderungen der ewigen Höllenstrafen und die Weissagung, daß Hohenstein wegen der Höllenbrut auf den Schulbänken das Schicksal Sodoms treffen werde. Wegen seiner vorwitzigen Fragen: Warum Gott die verführende Schlange im Paradiese geduldet, warum er Lot's Weib lediglich darum, daß sie ein einziges Mal nach ihrer brennenden Vaterstadt zurücksah, in eine Salzsäule verwandelt, warum er Pharao's Herz zehnmal verhärtet, folglich ebensoviele Plagen über Aegypten gehäuft habe, da er es doch bei den Läusen, welche die ägyptischen Hexenmeister nicht nachzumachen im Stande gewesen, hätte können bewenden lassen, wurde er von seinem gestrengen herrnhutischen Meister ein Grundtöffel gescholten, auch der Verstandesteufel oder Vernunftesel handgreiflich ihm ausgetrieben. Nachdem er vor offener Meisterlade losgesprochen und zum Junggesellen auf und angenommen worden, ging er auf die Wanderschaft, um Länder, Städte und fremde Sitten kennen zu lernen. Doch ist's ihm, wie er spottet, gar nicht so gut wie den Kindern Israel in der Wüste geworden, denn die Schuhe wurden alt an seinen Füßen. Heimgekehrt, ist er auf Wunsch seiner Mutter Meister und Bürger geworden. Angeregt durch einen Kalender machenden Webermeister erwachte sein Wissenstrieb: ein Gelehrter war in seinen Augen das edelste, vollkommenste und erhabenste aller geschaffenen Wesen. Er verschlang Wolff's Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften bis auf die Exponential- und Differentialrechnung, streifte, die Oryktognosis zu kosten, seinen Hammer in

der Tasche, Sonn- und Feiertags auf den umliegenden Bergen umher und übte sich in astronomischen Berechnungen. Jede von ihm vollkommen eingesehene mathematische Wahrheit war ihm eine unbeschreibliche Seligkeit. Nach dem Tode seiner Mutter probirte er's, sein Einkommen zu verbessern, als hausirender Handelsmann. Als diese „Schacherspeculation" mißlang, beschloß er, sein Fortkommen auf dem Ocean und in Ostindien zu suchen. Er verkaufte seinen Webstuhl, packte seine mathematischen Handzeichnungen, Boussole und Logarithmentafeln in einen Tornister und wanderte nach Leipzig, von dort, nach Ankauf einiger nautischer Bücher, seinen Weg nach Holland fortzusetzen. Hohensteinische Landsleute und den Autodidactus in mathematicis anstaunende Studenten hielten ihn zurück. „Nicht aufs Meer, nicht nach Indien! Studiren muß Er!" So ward Leipzig sein Vorgebirge der guten Hoffnung. Eine Interimsstelle im Convictorium und, wenn diese versagte, ein Dreigroschenbrod wöchentlich füllte die Lücken seines Magens aus. Das Abschreiben von Collegienheften und Portraitiren von Studenten ließ seine Börse ebenso wenig leer werden, als der Prophet Elias den Mehlkasten der Witwe zu Zarpath. „Da erschien im August 1769 jener große Komet und bewies mir, daß das von mir angebetete höchste Wesen, welches die ganze Welt erfüllt und Alles regiert, mich durchaus wollte studiren lassen." Er construirte nämlich hölzerne Kometenplanetarien, die ihm nicht bloß gute Preise, sondern auch eine ordentliche Convictsstelle und ein meißnisches Procuraturstipendium eintrugen. In der Theologie ein halber Ketzer, auch die Jurisprudenz scheuend, da er die Vertheidigung offenbarer Ungerechtigkeiten würde übernehmen müssen, wählte er die Medicin. Nach Vollendung seiner Studien (1772—76) wurde er Doctor der Philosophie und Medicin und erhielt 1784 einen Ruf als Professor der Mathematik und Physik nach Frankfurt a. d. O. Nachdem er 1825 sein Magisterjubiläum gefeiert hatte, starb er am 28. Mai 1828 als Emeritus. Seine Bücher: „Kosmologische Unterhaltungen für junge Freunde der Naturkenntniß" (3 Th. 1770. 2. A. 1791); „Gedanken über den Ursprung der Sprachen, Verfassungen, Künste, Religionen und Wissenschaften" (1782); „Rabbinismus oder Sammlung talmudischer Thorheiten" (1789); „Neue Theorie der Atmosphäre und Höhenmessung mit dem Barometer" (1782); „Lucifer oder Nachtrag zu den bisher angestellten Untersuchungen über die Erdatmosphäre" (1803); „Beleuchtung einiger in der Naturlehre überflüssig eingeführter Stoffe und Kräfte" (1809); „Philosophische Beleuchtung einiger in der heutigen Naturlehre gebräuchlichen Stoffe und Polarisirung derselben" (1824) werden wohl kaum noch gelesen oder von Fachgenossen berücksichtigt. Aber sein Name ist sowol in die classische Litteratur als auch in die Theologie gekommen, allerdings nur etwa in der Art, wie Pontius Pilatus ins Credo. Seine „Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts" (1792), darin er nicht mit Newton 7, sondern nur 3 einfache Farben annimmt, hat Goethe mit dem Xenion bedacht:

> Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
> So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt.

Zu Wünsch's Entgegnung in der Jenaischen Litteraturzeitung (1807) bemerkt Goethe: „Herr W. muß einen sehr schlechten Magen haben, daß er den Gurkensalat immer noch nicht verdauen kann." Auf die erwähnten „Kosmologischen Unterhaltungen" wird das Xenion „Der gestirnte Himmel" bezogen:

> So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel!
> Aber der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin den Weg.

In der Theologie ist er bekannt oder berüchtigt worden durch das anonyme Buch „Horus oder astrognostisches Endurtheil über die Offenbarung Johannis und über die Weissagungen auf den Messias wie über Jesum und seine Jünger"

1783, nach Angabe des Verfassers zu Ebenezer (Halle) im Verlage des Vernunfthauses (andere meinten: des Tollhauses) erschienen. Die alttestamentlichen Weissagungen, insbesondere die eines Messias, sind ein Aegyptiacismus. Die ägyptischen Priester hatten einige Geheimnisse, die aber zuletzt in bloßen alltäglichen astronomischen Kenntnissen bestanden. Sie machten die Sonne zum Osiris, den Mond zur Isis, von beiden erzeugt entstand der Horus, die belebte und vegetirende Natur. Moses und die Israeliten hatten von den Aegyptern und ihrer Weisheit allerlei aufgefangen, sie benutzten diese wenigen erlangten Kenntnisse und machten Bilder zukünftiger Begebenheiten für ihr Volk daraus, die Astrologie der Chaldäer und Perser späterhin noch dazu nehmend. Bei Moses wurde aus der Sonne der Geist Gottes, aus dem Monde das Wasser, worauf er schwebte. Der von beiden Erstgeborene ist das Licht, auch das Wort (Logos) genannt, weil durch das göttliche Machtwort entsprungen. So sind die Christen zur Dreieinigkeit gelangt. Aus der vegetirenden Natur entstand der ägyptische Horus, aus dem jungen Helden Horus der jüdische Messias. Die Feinde, die der Herr nach Ps. 2 in seinem Grimm wie Töpfergeschirr zerschmeißen soll, sind die Feinde des Horus (der Saat), nämlich Mäuse, Maulwürfe, Raupen und Schnecken. Jes. 53 ist ein sehr treffendes Leichencarmen auf den (wenn in Aegypten die Aecker unter Wasser stehen) sterbenden Horus. Durch diese dunklen astrologischen Grillen der alten hochmüthigen und höchst geizigen Priester und Mystagogen ward Jesus irre geführt und in großes Leid gestürzt. Er und seine Jünger waren nicht Betrüger, aber einfältige und irrende Enthusiasten, denen der Kopf durch die fälschlich sogenannten Weissagungen verrückt worden ist. Sie bildeten sich ein, Jesus wäre der Messias und wendeten nun die Aussprüche der Propheten, die bloße astrologische Grillen waren, auf ihn an. Johannes oder wer sonst der Verfasser der sogenannten Offenbarung ist, hatte den ganzen Kopf davon voll. In der Bibel kommen neben manchen guten Sachen offenbare Gotteslästerungen und Huronengesänge vor. Moses erscheint als Betrüger und zugleich Pyrotechniker. Er ließ eine Art von Schwärmer (feurige Schlangen 4. Mos. 21, 6) unter das Volk werfen. Er lösete das goldene Kalb auf, d. h. machte aurum fulminans (Knallgold) daraus, womit er hernach den Korah mit Andern im Namen Gottes in die Luft sprengte. Die Säure, als er sie zur Auflösung des Goldes gebraucht hatte, vermischte er dann mit Wasser, um Kühltränkchen für seine Leute daraus zu machen. Als Aaron das erste Brandopfer vor der Stiftshütte zubereitet hatte, warf ein anderer Priester einen brennenden Wollenbüschel, der mit Terpentin und Kampher versetzt war, unbemerkt auf den Altar. Daß Moses zu sehr mit Feuer und giftigen Dampfkugeln um sich geworfen, erhellet auch aus den Feuerstrahlen, welche auf die 250 vor der Stiftshütte mit Räucherpfannen versammelten Männer von dem Herrn ausfuhren. Jesus, ein gutherziger und sanftmüthiger Mann, war doch nicht frei von Intoleranz und Uebereilungen, und seine Jünger verfluchten die Leute. Was in seiner Moral gut ist, das hatten die griechischen Moralisten schon längst gesagt. Jairi Tochter war bloß ohnmächtig. Lazarus stellte sich auf der listigen Schwestern Rath todt. Jesus selbst lag auch nur in einer Ohnmacht und konnte darum leicht auferstehen. Aber er vernachlässigte hernach seine Wunden, ein Wundfieber schlug dazu, daß er wirklich in allem Ernste starb. — An den „Horus“ schließen sich Wünsch's „Esoterica oder Ansichten der Verhältnisse des Menschen zu Gott, nebst neuen Erörterungen über die heilige Urkunde der Geschichte der Menschheit, nur für die heiligen Statthalter Gottes auf Erden, keineswegs aber für das Volk“ (2 Th. 1818), worin er die messianischen Weissagungen wiederum aus mißverstandenen Hieroglyphen der Aegypter und Chaldäer von der Sonne erklärt; der Mensch Jesus beschließt, sie, damit sein Volk nicht

länger umsonst warte, so gut als möglich zu erfüllen und bedient sich dabei physicalischer Kunststücke zur Unterstützung seines Ansehens. — W. nährte in seiner Bonhomie die Hoffnung, durch den „Horus" den schädlichen Folgen des längst eingerissenen Unglaubens vorbeugen zu können. Seine Gegner (die Gegenschriften sind in Danz' Universalwörterbuch der theolog. Literatur S. 49 verzeichnet) belehrten ihn eines Anderen. Hamann nannte den „Horus" eine Mißgeburt à la Boulanger. Die Allgemeine deutsche Bibliothek fand in demselben zwar nicht Ruchlosigkeit, aber Thorheit und aberwitzige Träume. Andere schalten den Verfasser einen rasenden Feind des Christenthums und wollten wenigstens in Bezug auf ihn die Möglichkeit oder Hoffnung nicht aufgeben, daß ein Esel in ein vernünftig redendes Thier verwandelt werden könne. W., wahrscheinlich darüber erschrocken, daß man über den „Horus" in Leipzig „auf gut Spanisch ein Auto da fé gehalten", wollte die Verfasserschaft nicht Wort haben. Aber gewisse Aeußerungen (z. B. der Cherub ein durch die Tradition den alten orientalischen Völkern überliefertes Bild eines merkwürdigen Gestirns) und Urtheile (z. B. über den scilicet frommen Lot, dessen mit seinen Töchtern in der Völlerei erzeugte Kinder nicht viel nüchterner geworden sein mögen, als er selbst war) in seiner Selbstbiographie und das Vorkommen derselben Kosmogenie (die Planeten durch erstaunliche Explosionen aus der Sonne geworfene Massen) in beiden Büchern lassen keinen Zweifel übrig, daß die allgemeine Meinung Recht hat. Gerade dem „Horus" soll er seinen Ruf nach Frankfurt zu verdanken gehabt haben. An den Wahrheiten der natürlichen Religion hat W. festgehalten. Er glaubte an die Existenz eines besonderen Wesens, des gütigen Schöpfers, und sein ihm oft gezeigtes Wohlwollen. Frühere Zweifel am ewigen Leben sind ihm von Grund aus behoben worden. Wenn er, schon in der Jugend mit der Anschauung der Herrnhuter von der Gnade des Lammes in Collision und durch ihren „hohen Heiligkeitsdünkel" geärgert, mit Voltaire übereinstimmte, daß Glaubenszänkereien den unversöhnlichsten Haß und unauslöschliche Rachsucht gebären, so wollte er gleichwol von den Voltairianern nichts wissen, die er nur als Schurken kennen gelernt habe. Das allgemeine Urtheil bezeichnet W. als gutherzigen Menschen, dem es nicht an Gedanken, aber an wissenschaftlicher Vertiefung fehlte.

Seine Selbstbiographie erschien unter dem Titel „Biographie meiner Jugend. Auch eine Bestätigung des Glaubens, daß Gottes Vorsehung über die Menschen waltet". Frankfurt u. Leipzig 1817. — Frank, Gesch. d. protest. Theologie III, 151. — Aeltere Literatur in Fuhrmann's Handwörterbuch der christl. Religions- u. Kirchengeschichte III, 982.

G. Frank.

Wünschelburg: Johannes W., Theologe, c. 1439. Von den Lebensverhältnissen dieses Mannes ist weiter nichts bekannt, als daß er in den noch vorhandenen Handschriften seiner einen Schrift und der ihm zugeschriebenen Predigt (s. unten) als Magister, Professor der Theologie und Licentiat des kanonischen Rechts und als Prediger der Stadt Amberg bezeichnet wird. Nicht weiter controlirbar ist die Angabe des Georg Fabricius, er sei ein Schlesier gewesen. (Auf Grund davon spricht Herschel es nur vermuthungsweise aus, er könnte etwa „aus dem Städtchen Wünschelberg in der Grafschaft Glatz" gewesen sein.) Auf Flüchtigkeit in der Benutzung der ihm vorliegenden Quellen scheint es zu beruhen, wenn Schröckh, Christliche Kirchengeschichte, 33. Theil, S. 439 aus dem „praedicator Hambergensis", wie die ältern Autoren schreiben, einen „Dominicaner zu Hamburg" gemacht hat (die 1. Auflage von Herzog's Real-Encyklopädie, Bd. 21, S. 519, wiederholt die irrthümliche Angabe aus Schröckh). Zuerst, wie es scheint, bei Konrad Gesner, dann bei Flacius Illyricus und nach

dem letztern bei H. Pantaleon, M. Ludecus und Joh. Wolf findet sich die Nachricht, W. habe eine Schrift „de signis et miraculis falsis“ und eine andere „de superstitionibus“ verfaßt, die jedoch nicht gedruckt seien. Von der ersteren Schrift, für welche sich die genannten Autoren näher interessiren, berichten dieselben, daß W. darin neben andern falschen Wundern auch das angebliche heilige Blut von Wilsnack im Bisthum Havelberg bekämpft habe. Wenn bei Flacius und Wolf diese Schrift mit der allgemeinen Angabe über die Lebenszeit des W. um das Jahr 1400 angesetzt wird, so scheint dies ein zu früher Zeitansatz zu sein; nach G. Fabricius wäre die Schrift vielmehr um das Jahr 1444 anzusetzen. Dieselbe scheint übrigens verloren zu sein. Dagegen sind von der zweiten Schrift, dem „Tractatus de superstitionibus“, die ebenfalls nie gedruckt worden ist, zwei Handschriften bekannt, eine Handschrift der königlichen Bibliothek in Dresden, Cod. Q. 24 (s. Herschel, Serapeum XV, 332), und eine Handschrift der Bibliothek des Domgymnasiums zu Magdeburg, Cod. 113 (s. Breest). Da in diesem Tractat die Wilsnacker Angelegenheit nicht erwähnt wird, so darf wohl angenommen werden, daß es sich nicht etwa nur um eine einzige Schrift des W. unter zwei verschiedenen Titeln handelt, sondern daß die verlorene Schrift „de signis et miraculis falsis“ thatsächlich als eine von der andern verschiedne existirt hat. Nach den von Herschel aus dem Inhalt gemachten Mittheilungen scheint auch der Tractat „de superstitionibus“ um die Mitte des 15. Jahrhunderts verfaßt zu sein. Mit diesen beiden Schriften steht W. als Jo. Vunschelburgensis auf dem Index (vgl. Reusch, der Index der verbotenen Bücher, I, 282). — Außerdem finden wir bei Flacius und nach diesem bei Joh. Wolf die Nachricht von einer Predigt, die W. im J. 1439 (so übereinstimmend bei Flacius und in den noch vorhandenen lateinischen Handschriften; 1409 bei Wolf ist Schreibfehler oder Druckfehler) am Tage des Apostels Bartholomäus in der St. Martinskirche zu Amberg gehalten habe, welche nach den darüber gemachten Mittheilungen die in jener Zeit verbreitete Kaiserprophezeiung des sogenannten Gamaleon (vgl. Döllinger, Kleinere Schriften S. 546 f.; F. v. Bezold in der unten bezeichneten Abhandlung) zum Gegenstande hatte. Flacius macht eine kurze Mittheilung („aliqua fragmenta aut excerpta“, wie er sagt) aus dieser Predigt, nach einer Handschrift, die ihm zur Hand gekommen war; Wolf wiederholt den hier gegebenen Auszug. Ein ausführlicherer Bericht, wohl derselbe, den Flacius in seiner Handschrift gefunden hatte, liegt in zwei Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek vor (Bezold S. 572; der Text gedruckt S. 604—606). In beiden Handschriften ist am Schlusse noch eine andere kurze Weissagung, die mit dem Gamaleon nicht zusammenhängt, angefügt (vgl. Bezold S. 580 ff.); eine Prophezeiung, welche dieses letztere Stück in Verbindung mit noch anderen Elementen ohne die Prophezeiung des Gamaleon enthält, wird in einer Handschrift der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden (Cod. M. 63, Juristisches Formularbuch des Ulrich Klenegker, 2. Hälfte des 15. Jahrh.) als „die practicei maister Hannsens von Wunschlwurg, ain lerer der heiligen geschrifft, der Stat zu Amberg prediger“, mitgetheilt.

Appendix Bibliothecae Conradi Gesneri, Tiguri 1555, unter Joannes Vunschelburgensis. — Matth. Flacius Illyricus, Catalogus testium veritatis (Basel 1556; in der Ausg. Lugduni 1597 T. II, p. 832). — H. Pantaleon, Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniae (Basileae 1565), P. II, p. 365. — Joh. Wolf, Lectionum memorabilium et reconditarum Centenarii XVI (Lauingae 1600), T. I, p. 728. — Georg Fabricius, Rerum Misnicarum libri VII (Lipsiae 1569), p. 150. — Matth. Ludecus, Historia von der Erfindung, Wunderwerken und Zerstörung des vermeinten heil.

Bluts zu Wilßnagk (Wittenberg 1586), fol. M. (Vgl. auch Fortgesetzte Sammlung von Alten und Neuen Theologischen Sachen, 1748, S. 174.) — Herschel, Dr. Wünschelburg; im Serapeum, 15. Jahrg. 1854, S. 331—333. — E. Breest, das Wunderblut von Wilsnack 1383—1552 (Märkische Forschungen Bd. 16, 1881, S. 131—302), S. 162 f. — Friedr. v. Bezold in den Sitzungsberichten der philos.-philol. und hist. Classe der Münchener Akademie, Jahrg. 1884 (Zur deutschen Kaisersage, S. 560—606), S. 571 ff., 604—606. — F. Lauchert, die dem Joh. Wünschelburg zugeschriebene Prophezeiung (Materialien z. Geschichte d. Kaiserprophetie im Mittelalter, I; erscheint i. Hist. Jahrb. 1898, 4. Heft). Lauchert.

Wunst: Andreas W., lat. Dramatiker des 16. Jahrh., geboren in Wimpfen a. Neckar, und hier 1580—1600 Pfarrer, wie eine Gedenktafel in der evangelischen Kirche bezeugt (A. v. Lorent, Wimpfen a. N. Stuttgart 1870, S. 200). Aus der lat. Vorrede zu seinem „Simson“, der Straßburg 1604, nach dem Tode des Dichters erschien, ist ersichtlich, daß er jung und arm in Straßburg Aufnahme und Ausbildung fand. Seine Lehrer Jonas Bitner und David Wolckenstein forderten ihn auf lat. Tragoediae sacrae zu verfassen; nachdem er 15 Jahre in Wimpfen gelebt, nahm er sein Werk wieder auf und versprach bei günstigem Erfolg alljährlich ein weiteres Drama folgen zu lassen. Sein einfacher Plan, nach welchem Simson's Ende durch einen Botenbericht an seine Mutter vorgeführt wird, ist bei der Aufführung auf dem akademischen Theater in Straßburg im Juli 1604 mit großen, lebhaften, personenreichen Episodien erweitert worden. Wolfhart Spangenberg verfaßte eine Uebersetzung, welche in Straßburg 1606 erschien.

Goedeke, Grundriß 2, 144, 553. Martin.

Würbs: Karl W., Maler, wurde in Prag am 11. August 1807 als Sohn eines Bürstenbinders geboren. Er widmete sich anfänglich dem väterlichen Berufe, fing aber nebenbei an, sich auf das Zeichnen zu verlegen, und erlangte infolgedessen im J. 1823 die Erlaubniß, die Prager Kunstakademie, die damals unter der Leitung Bergler's stand, zu besuchen. Er wandte sich an ihr vorzugsweise der Landschafts- und Architekturmalerei zu und brachte es auf diesem Felde bald zu Ruf und Ansehen. In weiteren Kreisen wurde er zuerst bekannt, als er im J. 1842 zu dem Werke W. A. Gerle's: „Bilder aus Böhmens Vorzeit“ die Zeichnungen lieferte, die von einer Reihe von Künstlern in Stahl gestochen wurden. W. wurde später Professor an der Prager Akademie der bildenden Künste und Inspector der Gemäldegalerie patriotischer Kunstfreunde. Er starb in Prag, nahezu siebzig Jahre alt, am 6. Juli 1876.

Vgl. Wurzbach LVIII, 224—226. H. A. Lier.

Wurda: Joseph W., Tenorist und Theaterdirector, wurde am 11. Juni 1807, nach anderen 1802, in Raab in Ungarn als Sohn eines wohlhabenden Lederfabrikanten geboren. Als solcher sollte er den Beruf des Vaters fortsetzen und wurde deshalb nach beendigter Lehrzeit auf die Wanderschaft geschickt. In Leoben, wo er den Winter verbringen wollte, wurde der Regens chori der dortigen Domkirche auf die Schönheit seiner Stimme aufmerksam und bot ihm an, ihn unentgeltlich für den Kirchengesang auszubilden. Indessen rief ihn der Vater, bevor er sich entschieden hatte, in die Heimath zurück, wo er in dem väterlichen Geschäfte thätig sein mußte. Nebenbei sang er in der Kirche und in dem Hause des Domherrn Sztankovics, in dem ihn der k. k. Hoftrompeter Anton Khayll aus Wien kennen lernte. Khayll machte nach seiner Rückkehr nach Wien dem Administrator der Wiener Hofoper, dem Grafen Gallenberg, Mittheilung über den von ihm entdeckten Tenor. W. wurde nunmehr eingeladen, in Wien Probe zu singen, und erhielt von Konradin Kreutzer Gesangunterricht. Nach

kurzer Zeit betrat er als Licinius in der Vestalin die Bühne und erzielte bei diesem Debut einen solchen Beifall, daß der Italiener Cicimara sich seiner annahm und seine weitere gesangliche Ausbildung leitete. Da jedoch ein Engagement in Wien nicht zu Stande kam, entschloß sich W. die Vermittlung des Berliner Hoftheaterintendanten, des Grafen Brühl, anzunehmen und mit ihrer Hülfe um ein Engagement an der Hofbühne zu Neu-Strelitz nachzusuchen. Er wirkte an ihr in den Jahren 1830—1836 und wurde bald der Liebling des dortigen Publicums. Nachdem er bereits im J. 1834 in Hannover mit Erfolg gastirt hatte, versuchte er sich auf Anregung Friedrich Ludwig Schmidt's auch in Hamburg und trat nach Ablauf seines Strelitzer Contractes unter glänzenden Bedingungen zu der Hamburger Bühne über, an der er bis zum Jahre 1847 als erster Tenorist, verehrt und geliebt vom Publicum, thätig war. Als um diese Zeit das Stadt- und Thaliatheater vereinigt werden sollten, bot man W., der sich bereits zu einem mehrmonatlichen Gastspiel für Neu-Strelitz verpflichtet hatte und dorthin überzusiedeln gedachte, da ihn der Großherzog lebenslänglich engagirt hatte, die Direction des Hamburger Stadttheaters an, die er zuerst mit Baison, dann in den Jahren 1848—1849 allein und seit dem 22. März 1849 gemeinsam mit C. S. Maurice zum Theil unter schwierigen Verhältnissen und ohne rechte eigene Initiative bis zum Jahre 1854 fortführte, in dem er durch Bankerott zum Rücktritt von der Theaterleitung gezwungen wurde. Seitdem zog er sich von der Bühne zurück, blieb aber in Hamburg wohnen, wo er erst am 27. April 1875 starb. — W. verfügte über eine ebenso umfangreiche als geschmeidige Stimme und wußte mit ihr nicht nur zu glänzen, sondern auch zu erwärmen und zu rühren. Berlioz, der ihn im J. 1843 bei Gelegenheit eines von ihm im Hamburger Stadttheater veranstalteten Concerts hörte, rühmte ihn als „un ténor, doué si non d' une voix exceptionelle, au moins de goût et de méthode.“ Namentlich eignete er sich für lyrische Partien, sodaß es ihm gelang, Bellini's Opern in Norddeutschland einzubürgern. Doch interessirte er sich auch lebhaft für Wagner und sang z. B. Rienzi in der ersten Aufführung in Hamburg am 21. März 1844, die Wagner selbst einstudirt hatte und dirigirte. Seine Kunst suchte er durch das Ertheilen von Gesangunterricht auf andere fortzupflanzen, und gleichzeitig versuchte er sich als Liedercomponist. Unter anderen hat er auch das Becker'sche Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben“, gleich nach dem Erscheinen in Musik gesetzt.

Vgl. Ed. Devrient, Geschichte der Deutschen Schauspielkunst. Leipzig 1874. V, 7. — Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Hrsg. von Ernst Gettke. 4. Jahrg. 1876. Berlin o. J. S. 106, 107. — Wurzbach LVIII, 274, 275. — F. L. Schmidt, Denkwürdigkeiten. Hamburg 1875. II, 312, 321, 322, 366. — H. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg. Stuttgart 1879. Register. H. A. Lier.

Würdtwein: Stefan Alexander W., Historiker, geboren zu Amorbach im J. 1719, † zu Worms am 12. April 1796. Er war in verschiedenen geistlichen Aemtern zu Mainz thätig, zuletzt Dechant des Collegiatstifts B. M. V. ad gradus, dann Weihbischof und Provicar zu Worms. Er hat sich große Verdienste erworben um die Geschichtsforschung durch seine Sammelwerke für die Geschichte von Mainz und anderer Gebiete, so wie durch einzelne Abhandlungen, nämlich: „Subsidia diplomatica ad selecta iuris ecclesiastici Germaniae et historiarum capita elucidanda“ (Heidelb. 1772—1783. 13 vol.); „Nova subsidia“ (ib. 1781—92. 14 vol.); „Chronicon diplom. monasterii Schoenau in sylva Odoniana ord. Cisteric.“ (1795); „Diplomataria Mogunt. pagos Rheni cet. illustrantia“ (1788); „Monasticum palatinum“ (cet. 1792—96); „Thuringia et Eichsfeldia medii aevi eccl. in archidiaconatus distincta“ (1790); „Dioecesis Moguntina

in archidiaconatus distincta et commentationibus diplomaticis illustrata“ (1768—90, 4 vol.); „Ad concordata nationis germanicae integra documentorum fasc. 1—4“ (1775—77); „Bibl. Mogunt. libri saeculo primo typographico Moguntiae impressis instructa hinc inde addita inventae typ. historiae“ (1781); „Commentatio hist. de stationibus eccl. Mog.“ (1782); „Nero Claudius Drusus Germ. Moguntinae superioris Germ. Metropolis conditor“ (1783); „Abh. über den literarischen Zustand der jetzigen und vorigen Zeiten in der Pfalz“ (1791), auch lateinisch; „Kriege und Fehdschaften des Edlen Franz v. Sickingen“ (1767).

Weidlich, Biogr. Nachr. III, 369. v. Schulte.

Wurfbain: Johann Siegmund W., namhafter Reisender, war am 20. August 1613 zu Nürnberg geboren, erlernte in seiner Vaterstadt die Kaufmannschaft, begab sich dann, da der Handel in Oberdeutschland wegen des dreißigjährigen Krieges fast völlig stockte, nach Amsterdam, trat hier 1632 in den Dienst der ostindischen Compagnie und fuhr nach Batavia. Hier blieb er zunächst als gemeiner Soldat bei der Garnison, nahm dann an einem Rachezug gegen die räuberischen Einwohner von Ceram Theil, besuchte bei dieser Gelegenheit auch Celebes und wurde darauf der holländischen Besatzung von Amboina zugetheilt. Später versetzte man ihn nach Banda. Beide Inseln durchstreifte er nach allen Richtungen und lernte sie dadurch auf das genaueste kennen. Nachdem er auch Borneo und den wenig bekannten Aruarchipel besucht hatte, verließ er den beschwerlichen Soldatendienst und wollte nach der Heimath zurückkehren. Da aber seine Vorgesetzten seine Fähigkeiten erkannt hatten und ihn im Dienst der Compagnie zu erhalten wünschten, boten sie ihm das Vorsängeramt an der reformirten Kirche, sowie die Kinderlehrerstelle in Banda an. Als eifriger Lutheraner lehnte er beide Aemter aus Gewissensbedenken ab. Endlich fand er einen angemessenen Wirkungskreis als Unterkaufmannsassistent, doch kehrte er 1638 nach Batavia zurück, um seinen Abschied zu nehmen. Als er aber hörte, daß in Deutschland der Krieg noch immer kein Ende genommen habe, beschloß er noch einige Jahre in Indien zu bleiben. Durch den Generalgouverneur Anton van Diemen wurde er zum Unterkaufmann befördert. Als solcher begab er sich zunächst nach dem Reiche des Großmoguls, um hier zum Nutzen der Compagnie Handel zu treiben. In Surate traf er mit dem bekannten deutschen Reisenden Albrecht von Mandelsloh, einem Genossen des Adam Olearius, zusammen. 1640 erhielt er den Auftrag, eine Handelsreise nach Arabien zu unternehmen. Mit einer Schiffsladung indischer und chinesischer Waaren begab er sich zunächst nach Aden, dann nach Mocha, wo er einen günstigen Handelsvertrag abschloß, welcher der Compagnie Zollfreiheit zugestand, endlich nach der persischen Hafenstadt Gamron, worauf er nach Surate zurückkehrte. Da sich während dieser gewinn- und erfolgreichen Reise seine kaufmännische Tüchtigkeit glänzend bewährt hatte, wurde er von der Compagnie mit dem Amte eines Edelsteinhändlers betraut. Als solcher mußte er häufige und beschwerliche Reisen nach den verschiedenen Fundgebieten Vorderindiens unternehmen. Da er das Vertrauen seiner Vorgesetzten in jeder Weise rechtfertigte, beförderte man ihn zum Oberkaufmann und übertrug ihm gleichzeitig den diplomatischen Verkehr mit den befreundeten indischen Fürsten und Statthaltern. 1644 hielt er um den erledigten Posten eines Handelsdirectors in Persien an, doch verweigerte man ihm die Stellung, da er kein geborener Niederländer sei. Schwer gekränkt durch diese Zurücksetzung nahm er seinen Abschied und begab sich nach Batavia. Hier hielt er sich einige Zeit als Privatmann auf, sammelte statistische Nachrichten über den Handel der Holländer in Indien und kehrte dann nach Amsterdam zurück. Am 21. September 1646 traf er wieder in Nürnberg ein, errichtete ein kaufmännisches Geschäft, verfaßte eine Beschreibung seiner Reise und starb am 2. August 1661. Sein

Reisewerk, das bei Lebzeiten des Verfassers nur auszugsweise erschien (Nürnb. 1646, 4°) und erst nach seinem Tode durch seinen Sohn vollständig herausgegeben wurde („Vierzehn-Jährige Ost-Indianische Kriegs- und Ober-Kauffmanns-Dienste“, Sulzbach 1686, 4°, Tübingen 1688, 4°), enthält eine vortreffliche Schilderung der holländischen Besitzungen in Indien, ihrer Bewohner und Erzeugnisse, sowie eine eingehende Uebersicht über die großartige Handelsthätigkeit der ostindischen Compagnie. Es zeichnet sich namentlich durch eine Fülle statistischer Angaben über den Gewürzhandel, insbesondere über die Mengen und Preise der ausgeführten Gewürzsorten aus. Merkwürdig ist auch sein Bericht über eine Reise, welche einige Holländer und drei Deutsche, Schiller, Michael und Plemp, 1634 nach dem beinahe unbekannten Neuguinea unternommen hatten.

Beckmann, Litteratur der älteren Reisebeschreibungen I, 90—101. — Marperger, Gelehrte Kaufleute, S. 162—6. — Roth, Geschichte des Nürnberger Handels II, 118. — Will-Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon IV, 314.

Viktor Hantzsch.

Wurm: Albert Aloys Ferdinand W., Schauspieler, wurde im Jahre 1783 zu Greifenhagen in Pommern geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der in dürftigen Verhältnissen gelebt hat, entzog er sich den Mißhandlungen seiner bösen Stiefmutter durch die Flucht. Er wurde Bedienter und lernte auf diese Weise die Welt und die Menschen gründlich kennen. Die Neigung zum Theater wurde bei ihm zuerst durch Puppenspieler erweckt. Er machte eine Reihe von Versuchen, als Schauspieler bei Wandertruppen unterzukommen, wurde aber abgewiesen und versuchte daher zuerst bei einer Kunstreitergesellschaft sein Glück. Später gelang es ihm jedoch, seine Absicht durchzusetzen. Seine erste Rolle, in der er die Bühne betrat, war der Plumper in: „Er mengt sich in Alles“. Er schloß sich nun einer in Schlesien umherziehenden Wandertruppe an, bei der er wegen seiner schönen und ausgiebigen Tenorstimme viel Beifall erwarb. In den Jahren von 1801 bis 1804 war er in Warschau engagirt, dann begab er sich auf eine Gastspielreise nach Breslau, Bamberg und Würzburg, von wo aus er im J. 1809 durch Iffland für das Königliche Theater in Berlin gewonnen wurde. Seine erste Rolle, mit der er sich sofort die Gunst des Publicums gewann, war Tamino in Mozart's „Zauberflöte“. Er übernahm dann in Berlin das Fach des Tenorbuffos und glänzte namentlich in der Operette. Als Lorenz im „Hausgesinde“ gefiel er dem Publicum z. B. so sehr, daß diese Operette innerhalb zweier Jahre nicht weniger als achtzig Mal gegeben wurde. Als er sich später dem Genre des Niedrigkomischen zuwandte, erzielte er gleichfalls den größten Beifall. Eine seiner besten Leistungen war die Darstellung des Meschores Hirsch in Cumberland's einst so beliebtem Rührstück: „Der Jude“. Ueberhaupt glänzte er in der Wiedergabe lächerlicher jüdischer Figuren. Dennoch brachte er einen Theil des Publicums sehr gegen sich auf, als er im September 1815 in der Posse: „Unser Verkehr“ von Sessa die Figur des Jacob gar zu carikirt darstellte. Bald darauf wurde er in einen Criminalproceß verwickelt und dadurch genöthigt, Berlin zu verlassen. Er begab sich nunmehr auf eine Kunstreise, die ihn über Hamburg durch ganz Norddeutschland und in die Rhein- und Maingegenden führte. Dann ließ er sich im J. 1817 durch Küstner für Leipzig engagiren, wo er thatsächlich Furore machte. Schon bei seinem ersten Auftreten bahnten sich Zuschauer, die vergeblich einen Eingang durch die Thüren versucht hatten, Zutritt durch die Fenster. Doch hielt er es nicht lange in Leipzig aus, sondern verließ schon im J. 1818 die dortige Bühne, um, durch kein Engagement gebunden, überall gastirend in Deutschland herumzuziehen und durch seinen „alles mit sich reißenden Humor“ das Publicum zu erlustigen.

Dieses Leben setzte er bis zum Jahre 1827 fort, in dem er sich von der Bühne zurückzog, um fortan von seinem erworbenen, nicht unbedeutenden Vermögen zu leben. Er starb in Karlsruhe am 21. März 1834. Küstner nennt ihn „einen der ausgezeichnetsten Schauspieler im Gebiete des Komischen“ und rühmt seinen „schlagenden Humor, den richtigsten Takt, das Komische zu treffen, wie das Schwarze in der Scheibe“, sowie seine „große Sicherheit und das regste Leben“, wodurch er die Mitdarsteller und die ganze Aufführung mit sich fortriß und auch den trübsinnigsten Zuschauer zu ausgelassener Lust, ja rauschendem Beifall zwang. „Obwohl mehr die Posse und sonach nicht treue Charakterschilderung sein eigentlicher Wirkungskreis ist, so stellt er doch z. B. als Pachter Grauschimmel im „Rehbock“ und als Matz im „Intermezzo“ glückliche Charakterbilder auf. Mit Vergnügen denkt noch jeder Leipziger derselben, sowie der von ihm gespielten Rollen in den Lustspielen: „Der Schauspieler wider Willen“, „Die Drillinge“, „Der Lügner und sein Sohn“ (Herr von Cräck), „Unser Verkehr“, „Der Diener zweier Herren“, sowie in den Singspielen: „Sänger und Schneider“, „Die Dorfsängerinnen“ (Marco), „Der Dorfbarbier“, „Das Hausgesinde“, „Der politische Zinngießer“ (Heinrich) u. a. Das Gesicht Wurm's war wohl gebildet, aber seine Züge, an und für sich komisch, verstärkten durch den trockenen Ernst, der ihm auf der Bühne, wie im Leben eigen war, die Wirkung seines Humors und seines gewandten Spiels.

Vgl. K. Th. Küstner, Rückblick auf das Leipziger Stadttheater. Leipzig 1830. S. 40, 52, 53. — Derselbe, Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung. Leipzig 1853. S. 13. — Neuer Nekrolog der Deutschen. 12. Jahrg. 1834. Weimar 1836. II, 1206, 1207. — K. Herloßsohn, H. Marggraff u. A., Allgemeines Theater-Lexikon. Altenburg und Leipzig 1846. VI, 234, 235. — F. Gleich, Aus der Bühnenwelt. Leipzig 1866. II, 20—24. — R. Genée, Hundert Jahre des Kgl. Schauspiels in Berlin. Berlin 1886. — C. Schäffer und C. Hartmann, Die Kgl. Theater in Berlin. Berlin 1886. S. 180, 212. H. A. Lier.

Wurm: Christian Friedrich W., Historiker und Publicist, entstammte einer württembergischen, in Nürtingen heimischen Familie, aus der eine Reihe verdienter württembergischer Theologen und Schulmänner hervorgegangen ist. Er wurde als Sohn des namentlich wegen seiner astronomischen Arbeiten geschätzten Joh. Fr. Wurm (s. u. S. 333) am 3. April 1803 in Blaubeuren geboren. Seine Schulbildung empfing er auf dem Gymnasium in Stuttgart, unter den Augen seines Vaters, der 1807 vom Seminar in Blaubeuren an diese Anstalt versetzt worden. Obwol er noch ein Knabe war, als die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft erfolgte, und als bald nachher die württembergischen Verfassungskämpfe ausbrachen, scheinen diese Ereignisse doch auf ihn einen tiefen Eindruck geübt zu haben. 1820 begab er sich zum Studium der Theologie nach Tübingen. Hier war er von 1820—1824 Insasse des evangelischen Stifts. Seine früh hervorgetretene Begabung, sein lebhafter Geist und sein gefälliges hülfsbereites Wesen bewirkten, daß er bereits von seinen Studiengenossen hochgeschätzt wurde. Für seine weitere Laufbahn war es von besonderer Wichtigkeit, daß er während seiner Studienjahre die auf dem Gymnasium erworbene Kenntniß des classischen Alterthums erweiterte, nebenher aber sich auch im Englischen vervollkommnete. Im Herbst 1824 bestand er die theologische Prüfung. Doch hatte bereits vorher sein lebhaftes Interesse für Pestalozzi, zu dem er durch Briefe und einen Besuch in Iferten (1823) in Beziehung getreten war, den Vorsatz in ihm gezeitigt, sich nicht der geistlichen Laufbahn, sondern dem Lehrberuf zuzuwenden.

Nachdem W. im Winter 1824/25 seinen leidenden Vater am Stuttgarter Gymnasium vertreten und im Frühjahr 1825 die philosophische Doctorwürde

erlangt hatte, reiste er nach England, um in Epsom eine Stelle an einer Privatlehranstalt anzunehmen, in der junge Leute für die Universität vorbereitet wurden. Nach Ablauf eines Jahres begab er sich von Epsom nach London, wo er an der Royal Institution Vorträge über deutsche Litteratur hielt, zugleich Mitarbeiter verschiedener englischer Zeitungen wurde und Gelegenheit fand, sich mit den Einrichtungen, der Politik und dem geistigen Leben Englands vertraut zu machen. Durch seinen $2^1/_2$ jährigen Aufenthalt in England erlangte er die Fähigkeit, als Vermittler zwischen der englischen und der deutschen Nation zu dienen. Die Deutschen vermochte er über die englische Eigenart, wie sie sich im Staat, in der Kirche, in der Litteratur offenbart hatte, zu belehren, die Engländer aber bemühte er sich mehrfach — obschon mit geringerem Erfolg — über deutsche Verhältnisse aufzuklären.

Ende 1827 kam W. nach Hamburg, das seine zweite Heimath und die Hauptstätte seiner Wirksamkeit wurde. Den Anlaß zu dieser Uebersiedelung gab der an ihn von dem Gründer der Hamburger Börsenhalle Gerh. v. Hoßtrup gerichtete Antrag, die Redaction einer englischen Zeitschrift in Hamburg zu übernehmen. Zunächst handelte es sich um eine Blumenlese aus den hervorragendsten Zeitschriften Englands und der Vereinigten Staaten, die unter dem Titel „the Gleaner“ erschien und der sich bald ein anderes journalistisches Unternehmen „the Hamburg Reporter“ hinzugesellte. Folgenreicher war es, daß W. von 1830 bis 1834 die „Kritischen Blätter der Börsenhalle“ herausgab, ein litterarisch-politisches Organ, das unter den gleichartigen Erscheinungen in Deutschland einen hervorragenden Platz einnahm. Hier kamen zuerst der Reichthum seines Wissens, seine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung, seine gewandte Dialektik und seine an Lessing erinnernde Klarheit und Schärfe des Ausdrucks zur vollen Geltung. In den politischen Artikeln bekannte er sich unumwunden zu liberalen Anschauungen. Freilich fühlte er sich bei der Erörterung der politischen Verhältnisse Deutschlands, auch der speciell hamburgischen Angelegenheiten, vielfach durch die Censur gehemmt. Wiederholt sprach er sich daher gegen diese Institution aus und betonte das Segensreiche freier Meinungsäußerung. Anderseits war es nicht nur der Rücksicht auf die Censur, sondern seiner eigenen Denkweise zuzuschreiben, daß er sich aller radicalen Kundgebungen enthielt. Ihm schien es richtiger, die deutschen Zustände nach Maßgabe der geltenden Gesetze und Verfassungen, als nach allgemeinen Theorien zu beurtheilen. Mit Hülfe seiner genauen Kenntniß und scharfsinnigen Auslegung des verbrieften Rechts vermochte er auch innerhalb der gezogenen Schranken freimüthige Kritik zu üben. — Vom Journalismus war somit Wurm's schriftstellerische Laufbahn ausgegangen, und auch seine späteren Schriften tragen zum Theil ein journalistisches Gepräge im besten Sinne. Man erkennt in ihnen häufig das Bestreben, den Leser nicht nur zu belehren, sondern zu fesseln, zu gewinnen und gleichsam zu überreden; auch verschmähte er es bei aller Gründlichkeit nicht, gelegentlich die ernstesten Gegenstände in halb scherzhafter Weise zu behandeln.

Daß W. nicht nur durch das geschriebene, sondern auch durch das gesprochene Wort anregend zu wirken vermochte, bekundete der Erfolg der Vorlesungen, die er im J. 1830—1832 im Saal der Hamburger Börsenhalle über englische Geschichte und Litteratur hielt. Als es daher 1833 galt, die Professur für Geschichte am Hamburger akademischen Gymnasium neu zu besetzen, vermochte man für diesen Posten keinen geeigneteren Mann als Wurm zu finden. Mit Hingebung und Begeisterung widmete er sich über 25 Jahre dem ihm übertragenen Amt. Die philologische Schulung hatte ihm den streng wissenschaftlichen Sinn, die journalistische Uebung aber die Neigung und Fähigkeit verliehen, die historischen Stoffe nach politischen Gesichtspunkten zu erfassen und für die politische Bildung

fruchtbar zu machen. Mit Vorliebe behandelte er namentlich in seinen öffentlichen Vorlesungen solche Themata, die ein actuelles politisches, handelspolitisches oder völkerrechtliches Interesse darboten. Doch erstreckte sich seine Vorlesungsthätigkeit auf fast alle Theile der Weltgeschichte, und stets fesselte er seine Zuhörer durch seinen anschaulichen, oft ironisch gefärbten, mitunter aber auch lebhafte Begeisterung erweckenden Vortrag.

Im Anschluß an seine Lehrthätigkeit vertiefte sich W. in mancherlei selbstständige Forschungen, die sich insbesondere auf die Geschichte der Hansestädte bezogen. Als kritischer Historiker und gründlicher Kenner der neueren hamburgischen Geschichte zeigte er sich zuerst in seinen „Kritischen Anmerkungen“ zu der Schrift des Bürgermeisters Bartels über Heinrich Meurer. In weiteren Kreisen fand namentlich seine 1846 in Schmidt's Zeitschrift für Geschichte erschienene Abhandlung „Eine deutsche Colonie und deren Abfall“ Anerkennung. Auch abgesehen von solchen historischen Arbeiten entfaltete W. eine ungemein fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit. Als Mitarbeiter von Zeitungen, Zeitschriften und encyklopädischen Werken, wie in selbständigen Publicationen behandelte er die staatsrechtlichen, commerciellen und sonstigen Culturverhältnisse deutscher und außerdeutscher Gebiete und suchte er insbesondere zur Lösung schwieriger völkerrechtlicher Probleme beizutragen.

Ungeachtet solcher Vielseitigkeit der Interessen und Arbeiten hielt W. es doch für seine erste Pflicht, auf seine Hamburger Mitbürger anregend einzuwirken. Durch seine Vermählung mit Hermine Speckter (1832) war er in einen Familienkreis eingetreten, der einen Mittelpunkt der künstlerischen Bestrebungen in Hamburg bildete. Daß auch er diesen Interessen nicht fernstand, bezeugte er durch die Herausgabe des italienischen Tagebuchs seines frühverstorbenen Schwagers Erwin Speckter (Leipzig 1846). Mehr noch freilich entsprach es seinen Neigungen und Anlagen, sich an den gemeinnützigen Arbeiten der Hamb. sogenannten patriotischen Gesellschaft zu betheiligen. Besonders wichtig war der Einfluß, den er auf diese während der Jahre 1842—1847 ausübte, indem er mit großer Entschiedenheit auf die Nothwendigkeit politischer Reformen in Hamburg hinwies. Anfänglich beschränkte er sich darauf, die Modification einzelner Institutionen zu empfehlen, während er später die Einführung des Repräsentativsystems in das Hamburgische Staatsleben für unerläßlich erklärte. Gelegentlich beschäftigte er sich auch mit dem Gedanken einer Neugestaltung des hamburgischen Unterrichtswesens und insbesondere bemühte er sich, im Verein mit gleichgesinnten Freunden, die Hamburger für die Idee einer Universitätsgründung zu erwärmen.

Zugleich im hamburgischen, wie im gesammtdeutschen Interesse befaßte sich W. mit der Frage, wie sich die Hansestädte dem Zollverein gegenüber zu verhalten hätten. Bereits 1839 hatte er in seiner kleinen Schrift „Die Handelspolitik der Hansestädte und das Interesse des deutschen Vaterlandes“ die Ansicht verfochten, daß die Hansestädte zum Zollverein in ein vertragsmäßiges Verhältniß treten müßten und daß sie zur Erreichung dieses Zweckes auch vor Opfern nicht zurückschrecken dürften, sofern sie durch solche nicht verhindert würden, ihren Beruf als Welthandelsstädte Deutschlands zu erfüllen. Eingehendere Erörterungen über die Beziehungen der Hansestädte zum Zollverein regte er im Anfang 1845 in der kurz zuvor innerhalb der patriotischen Gesellschaft gegründeten Section für vaterstädtische Angelegenheiten an. Aus den Berathungen dieser Section und der von ihr erwählten Commission ist der weit über Hamburgs Grenzen hinaus Aufsehen erregende Commissionsbericht von 1847: „Die Aufgabe der Hansestädte gegenüber dem Zollverein“ hervorgegangen, dessen größerer Theil aus Wurm's Feder stammt.

Neben der Entwicklung des Zollvereins haben unter den mannichfachen

politischen Erscheinungen des Zeitalters namentlich die Vorgänge im Orient und die Angelegenheiten Schleswig-Holsteins Wurm's Aufmerksamkeit gefesselt. Die Ueberzeugung, die er in der Frankfurter Nationalversammlung aussprach: „Es gibt keine große europäische Frage, die nicht mit der Frage des Ostens zusammenhängt", veranlaßte ihn schon zuvor, die letztere zum Gegenstand eingehenden Studiums zu machen. Aus welchem Gesichtspunkte er sie vorzugsweise beurtheilte, erhellt aus dem Umstande, daß er Mitarbeiter (Verfasser der „Banks of the Elbe" datirten und „Germanicus Vindex" unterzeichneten Beiträge) des bekannten in zwanglosen Heften erscheinenden Journals Portfolio war, das der Schotte Urquhart (seit 1835) herausgab. Wie dieser, befürchtete auch W., die Entwickelung der orientalischen Frage werde zu einem für die übrigen Mächte bedrohlichen Uebergewicht Rußlands führen. Vorübergehend erregte auch die Eventualität, daß aus den orientalischen Wirren ein russisch-französisches Bündniß hervorgehen könne, seine patriotischen Besorgnisse. Nachdrücklichst betonte er wiederholt, daß der aus solcher Allianz sich ergebenden Gefahr nur ein einiges Deutschland trotzen könne, und er pries den Zollverein schon deshalb als eine nationale Errungenschaft, weil er in ihm eine Vorstufe zu der ersehnten politischen Einigung erblickte. Daß der deutsche Zoll- und Handelsverein ganz Deutschland umfasse, hielt W. jedoch erst für möglich, sobald sich dem Bund der Regierungen eine gemeinsame Vertretung der wirthschaftlich geeinigten Bevölkerungen hinzugesellt haben würde. Als Ergänzung der bisherigen Organisation des Zollvereins forderte er daher ebensowohl in dem erwähnten Commissionsbericht, wie auch in der berühmten Rede, die er im J. 1847 auf dem Germanistentag in Lübeck (über das nationale Element in der Geschichte der Hansa) hielt, ein deutsches Parlament. Auch die schleswig-holsteinische Frage beurtheilte er vorzugsweise vom deutsch-nationalen Standpunkt. Nicht nur den Schleswig-Holsteinern, sondern dem gesammten Vaterlande hoffte er einen Dienst zu erweisen, indem er in einem am 25. Juni 1845 an Disraeli gerichteten Brief und später in einem für die Times bestimmten Aufsatz gegen die dänische Forderung gleichmäßiger Erbfolge für Dänemark und die Herzogthümer Verwahrung einlegte und zugleich die Hoffnung aussprach, daß England solchen Anspruch nicht begünstigen werde.

Innerhalb und außerhalb Hamburgs hatten wenige deutsche Männer vor dem Jahre 1848 soviel wie W. zur Klärung der politischen Anschauungen und zur Anfeuerung nationaler Gesinnungen beigetragen. Begreiflicher Weise wurde daher, als es galt, die bisherigen politischen Ideale zu verwirklichen, von den verschiedensten Seiten auf seine Mitwirkung gerechnet. Kurze Zeit betheiligte er sich an der Hamburger Märzbewegung. Am 1. März 1848 hielt er in einer Bürgerversammlung eine feurige Rede zur Befürwortung einer von ihm entworfenen Adresse an den badischen Abgeordneten Bassermann, in welcher dem von letzterem erhobenen Ruf nach einem Nationalparlament begeistert zugestimmt wurde. Am 9. März gehörte er zu den 24 Männern, welche die der Zeitbewegung entsprechenden hamburgischen Reformwünsche zuerst (in 10 Forderungen) zusammenfaßten. Noch im Verlauf desselben Monats wurde er von einigen Mitgliedern des Siebenerausschusses ins Vorparlament nach Frankfurt geladen. Hier schloß er sich der gemäßigten Partei an, welche den republikanisirenden Bestrebungen entgegentrat. Im April begab er sich zum Besuch seiner Verwandten und Jugendfreunde nach Stuttgart. Bald stand er auch hier mitten im politischen Getriebe. In der Stuttgarter Bürgerversammlung vom 10. April, die im übrigen sehr lärmend und stürmisch verlief, wurde seine zur Eintracht mahnende Ansprache achtungsvoll aufgenommen und seinem Hoch auf Deutschlands Einheit freudig zugestimmt. Bald darauf war in mehreren Theilen Württembergs davon die Rede, ihn als Candidaten für die bevorstehenden Wahlen zur constituirenden

Nationalversammlung aufzustellen. Zu seiner Empfehlung konnte auf seine württembergische Herkunft und seine deutsche Gesinnung, auf seinen Ruf als historisch-politischer Schriftsteller, sowie auf seine Vertrautheit mit den wirthschaftlichen Bedürfnissen der Nation hingewiesen werden. Thatsächlich erfolgte seine Wahl im ersten Wahlbezirk des Neckarkreises, wo Karl Mayer zu seinen Gunsten zurücktrat, mit erheblicher Stimmenmehrheit. Freudig bekannte er in der „Ansprache an seine Wähler", daß nun der stolzeste Wunsch seines Herzens erfüllt sei, „mit allen Kräften und Fähigkeiten für die Sache der deutschen Einheit zu wirken". In Frankfurt bewährte er sich als ein besonnener und charaktervoller Politiker. Seine Parteigenossen, die Mitglieder des Centrums, schätzten ihn namentlich auch wegen seiner gründlichen Kenntnisse des Staats- und Völkerrechts sowie des parlamentarischen Lebens von England und Nordamerika. Bei jeder zur Verhandlung vorliegenden Frage pflegte er seine Erfahrungen und sein reiches geschichtliches Wissen zu Rathe zu ziehen. Auch in seinen Reden machte sich hin und wieder das Schwergewicht seiner historischen Gelehrsamkeit geltend. Dies beeinträchtigte jedoch den Schwung seiner Beredsamkeit nicht. Mitunter, wenn das nationale Pathos ihn fortriß, wenn er „der großen Sache der Schleswig-Holsteiner" gedachte, übten seine Worte eine zündende Wirkung aus. Begreiflicher Weise aber entging ein so selbständig urtheilender Politiker auch nicht dem Widerspruch, weder von rechts noch von links. In seinem eigenen Wahlkreise und namentlich in Eßlingen, wo mehr und mehr radicale Tendenzen zur Vorherrschaft gelangten, wurden seine Abstimmungen und sonstigen politischen Kundgebungen wiederholt mißbilligt, und seine extremsten Gegner im Schwabenlande forderten sogar, daß man ihm sein Mandat abverlange. W. aber wollte lieber seine Popularität als seine Ueberzeugung opfern und wies seine Wähler darauf hin, daß er nicht nur ihnen, sondern dem ganzen deutschen Vaterland Rechenschaft zu geben habe. Sein Verhalten in der Nationalversammlung wurde seit dem September 1848 vorzugsweise durch den zwiefachen Wunsch geleitet, einem erneuten Auflodern der Revolution in Deutschland vorzubeugen und zur Constituirung eines mächtigen deutschen Reiches mitzuwirken. Ungeachtet seiner lebhaft bekundeten Sympathie für Oesterreich verkannte er doch nicht, wie sehr es zur Verhütung des bisher für Deutschland so verderblich gewordenen Dualismus geboten sei, Oesterreich in den herzustellenden deutschen Reichsverband nicht mit hineinzuziehen, sondern mit letzterem nur durch eine Allianz zu verbinden. Wie für das Erbkaiserthum, trat er auch für die Erwählung des preußischen Königs zum Reichsoberhaupt ein. Als das Frankfurter Reichsproject gescheitert war, setzte er eine Zeitlang einige Hoffnung auf die preußischen Unionsbestrebungen und das Dreikönigsbündniß. Er gesellte sich daher zu den Abgeordneten, die Ende Juni 1849 in Gotha zusammentraten. Wennschon der dort erörterte Verfassungsentwurf ihm in seinen Einzelheiten keineswegs zusagte, glaubte er sich doch nicht völlig ablehnend verhalten zu dürfen, damit nur das Parlament und die verfassungsmäßige Einheit der deutschen Staaten und Bevölkerungen gerettet werde. Obschon aber auch seine bescheidensten Erwartungen unerfüllt blieben, verzweifelte er doch auch fernerhin nicht an Deutschlands Zukunft. Nochmals bekundete er außerordentliche Rührigkeit, um die Geschicke Schleswig-Holsteins zum Guten zu gestalten. Im J. 1850 begab er sich nach England, um dort die Regierung (durch einen Brief an Palmerston), sowie die öffentliche Meinung (durch eine am 27. November 1850 in Birmingham gehaltene Rede) über die Verhältnisse der bedrohten deutschen Nordmark aufzuklären und darauf hinzuweisen, daß die Wahrung der Rechte Schleswig-Holsteins auch dem richtig verstandenen englischen Interesse entspreche. Um so schmerzlicher mußte ihn die bald darauf erfolgende Preisgebung Schleswig-Holsteins berühren.

Nach Ablauf des Jahres 1850 widmete W. seine Kraft wieder vorzugsweise seiner Hamburger Berufsthätigkeit. Doch auch jetzt beschränkte er sich nicht darauf, nur wissenschaftlich anzuregen. Vielmehr gehört es zu seinen dankenswerthesten Verdiensten, daß er in der Zeit der Reaction, da die Mehrheit der Nation sich aufs neue der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entfremdet hatte, nicht müde ward, seine Hamburger Mitbürger aufzurütteln und stets von neuem auf die hohen Aufgaben des deutschen Volkes hinzuweisen. In der Festrede, die er im April 1855 am 90. Stiftungsfest der patriotischen Gesellschaft hielt, mahnte er, den Gemeinsinn nach dem Beispiel der Vorfahren zu pflegen, nicht um Hamburgs willen, sondern weil eben der Gemeingeist es sei, „der allein trotz allem und allem das Werk fördern könne, das Deutschgeborenen als höchstes Ziel vorschweben mag — die Herstellung des einen großen deutschen Vaterlandes" —. Unter Wurm's schriftstellerischen Arbeiten aus der letzten Periode seines Lebens sind die Osterprogramme des akademischen Gymnasiums von 1854 und 1855, ein Aufsatz in der Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte (Bernadotte und Dolgoruky), ferner seine Briefe über die Freiheit der Donauschiffahrt und über die Donauacte vom 7. November 1857, sowie seine diplomatische Geschichte der orientalischen Frage hervorzuheben. Zu der letzterwähnten (ursprünglich im 11. oder 12. Band der „Gegenwart") erschienenen Publication war W. durch den Krimkrieg und durch die auf diesen folgenden diplomatischen Verhandlungen angeregt worden. Beim Ausbruch dieses Krieges hatte er in einer für Lord John Russell bestimmten anonymen Denkschrift dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß England von seiner bisherigen der neutralen Schiffahrt so überaus ungünstigen Praxis ablasse und, indem es sich in dieser Hinsicht zu möglichst liberalen Grundsätzen bekenne, Frankreich überbieten und die Sympathien der Welt erringen möge. Es scheint, daß W. wenigstens in diesem Falle nicht wieder vergeblich einem britischen Staatsmann gegenüber die Rolle des Marquis Posa übernommen. Wenigstens ist es von kundiger Seite (Augsb. Allg. Ztg., Beilage vom 13. Februar 1859) als unzweifelhaft bezeichnet worden, daß seine Denkschrift sowohl auf den wenig später erfolgten Erlaß des britischen Geheimraths, als auch auf die 1856 gefaßten Beschlüsse über das Völkerrecht zur See Einfluß geübt habe. — Zum letzten Mal fand W. Veranlassung, seine Kräfte einer Angelegenheit von größerer Bedeutung zu widmen, als er im Frühjahr 1858 von einem in Sachen des Stader Zolls niedergesetzten Ausschuß des britischen Parlaments als Sachverständiger nach London geladen wurde. Dem ausgesprochenen Wunsch der hamburgischen Regierung gemäß und in der Hoffnung, durch seine historischen, staats- und völkerrechtlichen Ausführungen zur Aufhebung jenes Zolls beitragen und somit das von ihm stets verfochtene Interesse der Verkehrsfreiheit fördern zu können, folgte er dem Ruf und unterzog er sich der ihm übertragenen Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit. Doch verdrossen darüber, daß seine gründliche Art, den Gegenstand zu behandeln, auf wenig Verständniß gestoßen, und überdies in leidendem Zustande kehrte er aus London zurück. Vergeblich hoffte er seitdem auf Wiederherstellung seiner Gesundheit. Doch nur widerstrebend entschloß er sich dazu, seine Wirksamkeit immer mehr einzuschränken. Am 2. Februar 1859 starb er in der Wasserheilanstalt zu Reinbeck in Holstein, im Anfang jenes denkwürdigen Jahres, während dessen weiteren Verlaufes sich in Hamburg und im übrigen Deutschland Wandlungen zum Besseren vorbereiteten, die herbeiführen zu helfen er Jahrzehnte lang mit Einsetzung seiner besten Kräfte bemüht gewesen war.

(H. Schleiden) Dem Andenken Chr. F. Wurm's, Prof. der Geschichte am akad. Gymnasium in Hamburg (Hbg. 1859). — Nekrologe in der Augsburger Allg. Ztg., Beilage v. 13. Febr. 1859 (von L. K. Aegidi), im Schwäb.

Merkur 1859, S. 831 und in der Zeitschr. f. deutsches Recht, Bd. 19, S. 478 bis 484 (von Reyscher). — Wurm's Wirksamkeit in der Hamb. sog. patriotischen Gesellschaft ist in Gustav Kowalewski's Geschichte der Hamb. Gesellsch. zur Beförderung der Künste und nützl. Gewerbe (Hbg. 1897) eingehend behandelt. Für die obige Skizze wurden auch Wurm's handschriftlicher Nachlaß auf der Hamburger Stadtbibliothek und Actenstücke des Hamb. Staatsarchivs benutzt.

Adolf Wohlwill.

Wurm: Franz W., Historienmaler, geboren am 30. März 1816 als der Sohn eines biederen Gastwirths und Oekonomen zu Stiefenhofen im Allgäu, kam frühzeitig wie so viele seiner Landsleute (darunter beispielsweise Schraudolph, Joh. Bapt. Müller, Jos. Ant. Fischer) an die Akademie nach München, wo er sich mit so gutem Erfolge der Historienmalerei widmete, daß er 1840 durch Leo v. Klenze mit Kranzberger, Claudius Schraudolph, Jos. Scherer, Ulrich Halbreiter u. A. nach Athen geschickt wurde, um in dem neuen Residenzbau für König Otto Scenen aus der Geschichte Griechenlands (nach Schwanthaler's genialen Projecten) in Fresco auszuführen. Nach der ehrenvollen Lösung seiner Aufgabe kehrte W. nach München zurück, wo ihn Joh. Schraudolph einlud, sich an den Vorarbeiten zur Ausmalung des Domes zu Speier und an der Ausführung der Fresken daselbst zu bethätigen. Im Frühjahr 1846 ging W. mit nach Speier, trennte sich aber schon im Herbste desselben Jahres von Schraudolph, da W. zu viel Selbständigkeit besaß, um sich den Ansichten eines Anderen unterzuordnen, aber auch durch seinen Wanderdrang veranlaßt, welcher ihn unaufhaltsam in die Welt trieb. Zunächst wendete sich W. nach Paris und fertigte im Auftrag einer angesehenen Glasmalereianstalt vielfache Entwürfe und Farbenskizzen, zeichnete auch die großen Cartons zu den Fenstern der Kathedrale von Nantes (eine Skizze dazu erschien 1850 im Münchener Kunstverein). In ähnlicher Weise arbeitete W. zu Rouen, ging dann nach London, um in einer Kirche, die unsere Quellen nicht zu bezeichnen vermögen, ein großes Fresco mit der „Kreuzigung" zu malen, welches weitere Aufträge nach sich zog; 1852 beriefen ihn die Vorstände des Jesuitencollegs zu Stonyhurst (Lancaster) zur künstlerischen Ausschmückung ihrer spitzbogigen Seminarkirche. Daran reihte sich die Einladung zu zwei weiteren großen Fresken mit der Darstellung der „Missionsthätigkeit des hl. Franz Xaver in Indien" und der „Stiftung des Jesuitenordens". Für diese Aufgabe war Josef Anton Fischer in Aussicht genommen; da dieser aber durch Krankheit in München zurückgehalten wurde, erging der Ruf an den Schraudolph-Schüler Julius Frank, der, mit dem von Fischer gezeichneten Carton ausgerüstet, an Wurm's Seite in Stonyhurst erschien. Der ehrenvolle, lohnende Auftrag, der Aufenthalt in der ob ihrer Schönheit gepriesenen nordenglischen Landschaft, in welcher der Ausblick auf die Berge Schottlands an die bairische Heimath erinnerte, ließ die beiden Maler frohen Muthes an ihre Aufgabe gehen und diese so glücklich vollführen, daß ihnen allgemeine Anerkennung und begeistertes Lob zu theil wurden. Nach seiner Rückkehr veranstaltete W. 1861 eine Exposition seiner bisherigen Arbeiten zu München und malte mehrere Staffeleibilder für kirchliche und private Zwecke. Da W. als tüchtiger Frescomaler sich gerne an der historischen Galerie des Nationalmuseums betheiligt hätte, so wurde ihm seltsamer Weise die „Schlacht von Eckmühl" angetragen, ein den bisherigen Leistungen des Künstlers ganz entgegenstehender Stoff, womit sich der Maler wohl vergeblich geplagt hätte. Müde und erholungsbedürftig zog sich W. zu seinem Bruder Anton Wurm, welcher als langjähriger Pfarrherr zu Gutenberg (bei Pforzen im Allgäu) waltete, zurück; hier wurde ihm der erfreuliche Antrag, die benachbarte Kirche zu Eurishofen mit einem Deckengemälde zu versehen. W. begann trotz seiner schon bemerkbaren Gebrechlichkeit die Her-

stellung der Farbenskizze und des großen, figuren- und umfangreichen Cartons (darstellend den Martertod des hl. Bischofs Dionysius), welchen jedoch der nachmals durch seine zahlreichen Tiroler Genrebilder berühmt gewordene Mathias Schmid zur Ausführung brachte, da W. schon am 11. Juli 1865 zu Gutenberg seinen Leiden erlag.

Vgl. Lang, Münchener Sonntagsblatt 1861, S. 341. — Nr. 305 Morgenblatt zur Bayerischen Zeitung, 4. November 1864 u. Max Fürst im Allgäuer Geschichtsfreund 1895, S. 20 ff. Hyac. Holland.

Wurm: Johann Friedrich W., Astronom, geboren am 19. Januar 1760 zu Nürtingen, † am 23. April 1833 zu Stuttgart. Die Jugend Wurm's, dessen Mutter fast unmittelbar nach seiner Geburt verstarb, war keine leichte, aber von seinem Vater, einem jener tüchtigen Präceptoren, deren Württemberg stets eine stattliche Anzahl aufwies, erhielt er eine tüchtige Bildung in den classischen Sprachen. Trotz schwächlicher Leibesbeschaffenheit wurde er 1774 in das Seminar zu Denkendorf, 1776 in dasjenige zu Maulbronn aufgenommen, und 1778 trat er als Candidat der Theologie in das Stift zu Tübingen ein. 1783 bestand er das Examen und wurde nun an verschiedenen Orten als Vicar verwendet. Von 1788—1797 wirkte er als Präceptor an derselben Lateinschule zu Nürtingen, an welcher auch sein Vater thätig gewesen war, und nachdem er hierauf kurze Zeit den Pfarrdienst in Grübingen versehen hatte, wurde er 1800 als Professor der beiden alten Sprachen und der Mathematik am Gymnasium zu Blaubeuren, 1807 in gleicher Eigenschaft am Obergymnasium zu Stuttgart angestellt, ging aber 1824, eines Augenübels wegen, in Pension. Als Lehrer, wie auch vorher als Kanzelredner, soll er treffliches geleistet haben.

Zur Anstellung eigener Beobachtungen hatte W. zeitlebens wenig Gelegenheit, aber desto eifriger bethätigte er sich in astronomischen Berechnungen, und im Berliner Jahrbuche wie in den astronomischen Zeitschriften v. Zach's, v. Lindenau's und Schumacher's tritt sein Name dem Leser ungemein häufig entgegen. Seine Längenbestimmungen zumal wurden von den Geographen als besonders exact geschätzt. Ein besonderes Studium wendete er den damals noch weniger beachteten veränderlichen Sternen zu, deren Periodicitätsverhältnisse er mit hingebendem Fleiße aufklärte; ferner beschäftigten ihn Parallaxenberechnung, Bestimmung von Planetenmassen und Planetendurchmessern, photometrische und chronologische Untersuchungen. So setzte er klar und übersichtlich (in Hindenburg's „Archiv der reinen und angewandten Mathematik“, 2. Band) die Grundlagen des neuen Kalenders der französischen Republik auseinander. Er war auch der erste, der unser Wissen vom Lichtwechsel der Fixsterne systematisch (in Ersch und Gruber's Encyklopädie) darzustellen versuchte. Als selbständige astronomische Schriften sind die folgenden anzuführen: „Geschichte des neuen Planeten Uranus“ (Gotha 1791); „Praktische Anleitung zur Parallaxenberechnung“ (Tübingen 1804). Auch sah sich W. durch seine sprachlichen Kenntnisse zu sehr nützlichen geschichtlichen Arbeiten befähigt: „Beiträge zur Astronomie der Araber“ (Monatl. Corresp. zur Beförd. d. Erd- u. Himmelskunde, 1811); „De ponderum, nummorum, mensurarum ac de anni ordinandi rationibus apud Romanos et Graecos“ (Stuttgart 1820). Niemals konnte W. den Theologen ganz verleugnen. So versuchte er in einer in Bengel's theologischem Archive abgedruckten Abhandlung das Geburts- und Todesjahr des Heilandes auf astronomischem Wege genauer zu ermitteln, und späterhin behandelte er das etwas phantastische Lehrgebäude jenes Theologen in besonderen Monographien („J. A. Bengel's Cyclus oder der astronomische Theil von dessen apokalyptischem Systeme gemeinverständlich dargestellt“, Stuttgart 1831; „Ueber die Beweisgründe für Bengel's apokalyptische Zeitrechnung“, ebenda 1832).

Neuer Nekrolog der Deutschen, XI, 1. Theil, Weimar 1835, S. 306 ff. — Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2. Band, Leipzig 1863, Sp. 1375 ff.

Günther.

Wurm: Nikolaus W. (auch Vermis), Rechtsgelehrter; beiläufig vor Mitte des 14. Jahrhunderts in Neu-Ruppin, Diöcese Havelberg, dem Territorium des landsässigen Grafen von Lindau, Herrn zu Neu-Ruppin und Möckern geboren, scheint W. seine Heimath ziemlich früh verlassen zu haben. Später ging er nach Bologna als Schüler des berühmten Johannes de Lignano, welcher 1377 päpstlicher Statthalter in Bologna wurde und 1383 starb. W. selbst bezeichnet sich im 5. Exordium der pract. speciales der Blume des Sachsenspiegels als „scolaris legum scole Bononiensis magistri mei dni Joannis de lignano dno legum ac doctore decretorum examinatus“.

In die Heimath zurückgekehrt besorgte er für den Rath der Stadt Görlitz ausweislich der Rathsrechnungen jener Zeit Rechtshandschriften, und bezog abgesehen von deren Bezahlung eine Leibrente ad dies vitae. Im Verzeichnisse des census ad vitam personarum vom Jahre 1401 — (in welchem unsers Gelehrten zuletzt erwähnt wird) — ist W. mit 4 Schock vorgetragen. In dauernden, unmittelbaren Diensten stand W. bei Herzog Ruprecht von Liegnitz, der von 1374 bis 1409 regierte, und warmer Förderer der Wissenschaften war. Dessen Tugenden zu rühmen wird sein Dienstmann W. in den verschiedenen Schriften nicht müde. Theils im Auftrage, theils auf Anregung des Fürsten verfaßte W. eine Reihe juristischer Werke, welche sich durch unerquickliche Breite und schwülstige Schreibweise kennzeichnen. Er stellt sich in ihnen die Aufgabe, das ihm aus der Praxis bekannte deutsche Recht nach den in der Schule des römischen Rechtes gewonnenen Gesichtspunkten zu bearbeiten; es zeigen sohin seine Arbeiten das Bemühen, das herrschende deutsche Recht mit dem römischen, welches er als das gemeine Recht betrachtet, auszugleichen, wobei das heimische den Hauptkern bildet, zu dem das fremde die Ergänzung, den Schmuck liefert. Als die hervorragendsten Arbeiten Wurm's sind drei aufzuzählen: 1) die Blume des Magdeburger Rechtes; 2) die Blume des Sachsenspiegels; 3) das Liegnitzer Stadtrecht; sie zeugen von großem Fleiße, blieben jedoch ohne besondere praktische Bedeutung.

Das erste Werk hat einen praktisch-processualen Charakter, mit Klage- und Antwortformeln und Rechtssätzen, welche in 4 Partikel vertheilt, zum Theil nach dem Alphabet geordnet sind. Der Verfasser nennt sein Werk eine „Blume“ — ein im späteren Mittelalter sehr beliebter Name — wegen der vier Eigenschaften einer Blume: Farbe, Geruch, Geschmack und Gesundheit, welche sich auch in einem Buche dargestellt finden sollen; Farbe sei die Klage, Geruch die Antwort, Geschmack „di czu dem Rechte horin,“ aus welchem die Gesundheit komme. Die Blume soll 24 Blätter haben nach dem Alphabet.

Das zweite Werk führt den Titel: „Die Blume über den Sachsenspiegel, den wir auch Landrecht heißen, — und über Weichbildes recht, daz wir auch meideburgisch recht heissen und statrecht.“ Der Verfasser erklärt, das Buch 1397 geschrieben zu haben, und führt auch in dieser Arbeit den Vergleich mit der Blume nach allen Seiten hin durch. Er will nicht das fremde Recht an Stelle des einheimischen setzen, sondern nur der Verdunkelung der „lumina sacrarum legum et Magdeburgensium statuta“ begegnen und hebt öfter hervor, worin sich sächsisches und fremdes Recht unterscheide, wobei er dem einheimischen, nach seiner Ansicht gleichfalls aus kaiserlicher Autorität stammend, wie sein Vorgänger Johann v. Buch, den Vorzug gibt. Das Werk zerfällt in 4 Bücher: actiones, practicae communes, pract. generales et regulae juris, letztere ungefähr 2400 nach dem Alphabet geordnete Sätze umfassend.

Das nur in 3 Handschriften erhaltene sogen. Liegnitzer Stadtrechtsbuch soll nach der Einleitung das gesammte Stadtrecht darstellen. Am Schlusse des Registers mit 66 in Paragraphen getheilten Artikeln bemerkt der Verfasser, daß er, Nicol. W., „der zu der zceit herzog Ruprechts Dyner was“, das Buch 1399 begonnen habe. Das nach dem Register auf 66 Artikel berechnete Werk bricht in allen 3 Handschriften mit dem 30. Artikel ab, woraus zu schließen ist, daß dasselbe unvollendet geblieben. Das Stadtrechtsbuch besteht in seiner Form in Fragen des Schülers Marius und in Antworten des Lehrers Gayus; es ist unter allen Arbeiten Wurm's die, in welcher er am meisten romanisirt; denn er bezieht sich fortlaufend auf römisches und canonisches Recht und versucht die deutschen Institute mit den römischen in Parallele zu setzen und nach den römischen Rechtssätzen zu beurtheilen.

Neben vorstehenden Schriften verfaßte W. nach ungetheilter Ansicht noch drei: a) eine Glosse zum Sachsenspiegel, Lehn- und Landrecht — wohl seine früheste Arbeit — b) eine Glosse zum Weichbild und zu den nove constitutiones Dom. Alberti (Landfriede von 1235); c) eine Umarbeitung des Richtsteig Landrechts, welche drei Schriften jedoch an Bedeutung und wissenschaftlichem Werthe geringer sind als die oben genannten, weil sie nur in Glossirung oder Ueberarbeitung eines bereits vorhandenen Rechtsbuches bestehen, und überdieß nur einen localen Werth gehabt zu haben scheinen. — Da uns über Wurm's Lebensumstände nur sehr dürftige Notizen zu Gebote stehen, kann es nicht wundern, daß Zeit und Ort seines Todes unbekannt sind.

G. Köhler, Neues Lausitz. Magaz. XV, 1837, S. 169—172. — Hugo Böhlau, novae constit. Dom. Alberti (d. i. der Landfriede v. J. 1235) mit der Glosse des Nicol. Wurm. Weimar 1838. — C. G. Homeyer, Der Richtsteig Landrechts nebst Cautela Premis. S. 356 u. ff. — O. Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen, 1. Abtheilg., S. 380 u. ff. 416 u. ff. — Stintzing, Gesch. d. dtschn. Rechtswissenschaft, S. 11 u. 12.

v. Eisenhart.

Wurmbrand: Johann Wilhelm Graf v. W., Staatsmann und Historiker, wurde am 18. Februar 1670 zu Steyersberg in Niederösterreich geboren und gehört somit der österreichischen Linie der Familie Wurmbrand-Stuppach an, die dem österreichischen und steierischen Uradel beigezählt wird. Ihr ältester nachweisbarer Besitz war nämlich im Semmeringgebiete gelegen, das als Theil der Püttener Mark bis 1254 zum Herzogthum Steyer gehört hatte, durch die Theilung zwischen Bela von Ungarn und Ottokar von Böhmen jedoch mit Oesterreich u. d. Enns verbunden wurde. Sie erlangten 1607 den Freiherrn-, 1682 den Grafenstand und erwarben von den Stubenberg die Herrschaft Steyersberg zwischen Aspang und Neunkirchen, von den Neudegg die Herrschaft Stickelberg an der niederösterreichisch-ungarischen Grenze, welche gegenwärtig das niederösterreichische Fideicommiß der Familie bilden. Johann Wilhelm's Vorfahren hatten sich zum evangelischen Glauben bekannt. Ehrenreich v. W. war ein hervorragendes Mitglied der protestantischen Stände in Niederösterreich gewesen und in nahen Beziehungen zu König Mathias gestanden. Sein Sohn Johann Ehrenreich und sein Enkel Johann Eustach verstanden es, sich bei Hofe in Gnaden zu erhalten und doch dem evangelischen Glauben treu zu bleiben, zu dessen Ausübung sich viele niederösterreichische Herren auf ungarischen Boden begaben. Die Wurmbrand hatten zu diesem Zwecke sogar ein Besitzthum in Oedenburg erworben. So wurde denn auch Johann Wilhelm als Protestant erzogen. Seine Mutter Maria Isabella, aus der freiherrlichen Familie Speidel, zog nach des Vaters Johann Eustach frühzeitigem Tode nach Altenburg, um geeignete evangelische Lehrkräfte für ihre Kinder erhalten zu können, und ließ

Johann Wilhelm zuerst auf der Universität zu Leipzig, dann aber in Utrecht studiren. Dieser widmete sich vorzugsweise historischen und staatsrechtlichen Untersuchungen, von deren Gründlichkeit die schon 1692 bei Franz Halma in Utrecht gedruckte Dissertation „Forum S. Imperii Romano-Germanici Principum“ Zeugniß gibt. Sie behandelt in drei Capiteln die rechtliche Stellung des Kaisers, dessen Gerichtsstand, die Bedeutung der Wahlcapitulation, die Frage der Absetzbarkeit des Kaisers, dann die Fürstengerichte, die Competenz des Papstes und der Consistorien in geistlichen und Eheangelegenheiten, endlich die Austrägalgerichte, Acht und Bann und die kaiserliche Gerichtsbarkeit über italienische Fürsten. W. bemüht sich, wie die meisten Staatsrechtslehrer seiner Zeit, die Eigenschaften der Souveränetät zu bestimmen und deren göttlichen Ursprung nachzuweisen, er betont jedoch nachdrücklich die freiwillige Beschränkung der höchsten Gewalt durch die Anerkennung und eidliche Bekräftigung der in der goldenen Bulle und den Wahlcapitulationen niedergelegten Verfassung. — Ob mit dem Erscheinen der Dissertation, der ein pomphaftes Glückwunschschreiben seines Bruders Christian Sigismund W. und eine überschwenglich lobende Kritik des Utrechter Professors J. G. Graevius (Graefe aus Naumburg) beigedruckt ist, die Erwerbung eines akademischen Grades verbunden war, läßt sich aus den Familienacten nicht nachweisen. Schon damals stand W. mit namhaften deutschen Gelehrten, wie Carpzov in Leipzig, Imhof in Nürnberg und Struve in Jena in vertrautem Briefwechsel, aus welchem hervorgeht, daß man in diesen Kreisen über die litterarischen Bestrebungen des jungen Grafen gut unterrichtet war und seine Fähigkeiten schätzte. Nachdem W. sich sieben Jahre in den Niederlanden aufgehalten hatte, wurde er vom Kurfürsten von Brandenburg für eine evangelische Stelle im kaiserlichen Reichshofrathe in Wien vorgeschlagen und auch bereits am 2. October 1697 in denselben introducirt, am 27. April 1701 mit einer Pension von 1000 Gulden ausgestattet. Der Reichshofrath wurde nunmehr der Mittelpunkt seiner politischen und wissenschaftlichen Thätigkeit, die sich immer weiter ausbreitete, da ihm die schwierigsten staatsrechtlichen Processe, namentlich in italienischen Lehenssachen, zur Bearbeitung zugewiesen wurden.

Eine Frucht seiner Forschungen im Archive der niederösterreichischen Stände, denen er als Mitglied des Herrenstandes angehörte, und in verschiedenen Privatarchiven war das wegen seiner Gründlichkeit noch jetzt hochgeschätzte Werk „Collectanea genealogico-historica“, das bei J. B. Schönwetter in Wien 1705 erschien. Es enthält Abrisse der Familiengeschichte von 71 österreichischen Adelshäusern und eine Abhandlung in 20 Capiteln über die Landeserbämter. Der Abdruck der darin aufgenommenen Urkunden zeigt diplomatisches Verständniß, das Ganze weist auf eine außergewöhnliche Kenntniß der historischen Litteratur hin, die W. durch den Ankauf von Handschriften und seltenen Werken, die er aus Deutschland, Frankreich, Italien und den Niederlanden bezog, stets zu ergänzen bemüht war. Diese wissenschaftliche Thätigkeit hat W. während seines ganzen langen Lebens eifrig fortgesetzt, der Verkehr mit hervorragenden Fachmännern blieb ihm Bedürfniß, und je größer sein Einfluß am Kaiserhofe wurde, desto bereitwilliger wurde derselbe von den Gelehrten selbst aufgenommen. Unter der umfangreichen Correspondenz, die zum größten Theile erhalten ist, findet sich auch eine besondere Sammlung von Briefen bekannter Publicisten und Historiker, darunter von Böhmer, Cyprianus, Duellius, Köhler, Mascov, Pez, Schannat u. A. Seine eigene litterarische Production war jedoch mit den Collectanea abgeschlossen, er beschränkte sich darauf, Ergänzungen zu denselben zu sammeln und Notizen zu machen, für die er jedoch keine Verwendung mehr fand, da ihm sein richterliches Amt und seine Verwendung zu politischen Geschäften keine Zeit zur Herausgabe neuer Werke übrig ließ.

Die politische Laufbahn Wurmbrand's begann bei der Kaiserkrönung Karl's VI., zu welcher er den Bevollmächtigten des Kaisers, den Grafen Ernst Friedrich von Windisch-Grätz, begleitet hat. Mit diesem verband ihn sehr vertraute Freundschaft, die wohl auch auf dem Umstande beruhen dürfte, daß Windisch-Grätz sich als Vicepräsident des Reichshofrathes auf die gediegenen Kenntnisse Wurmbrand's im deutschen Staatsrechte zu verlassen gewohnt war und sich in allen Fragen von Bedeutung seines Rathes bediente. Als Windisch-Grätz 1714 zur Präsidentenwürde emporstieg, kann W. bereits als die Seele der mit dem Reichskammergerichte an Macht erfolgreich wetteifernden Körperschaft und als ihr geistiges Haupt angesehen werden. In allen Streitfällen, die beim Reichshofrathe anhängig gemacht wurden, suchte man seine Intervention nach, alle Reichsstände, die auf ein günstiges Referat ihre Hoffnung setzten, bemühten sich um seine Gunst. Dies steigerte sich, seitdem W. am 7. November 1722 zum Vicepräsidenten vorgerückt und am 22. December d. J. in das Geheimrathscollegium aufgenommen worden war. Als solcher wohnte er allen unter dem Vorsitze des Prinzen Eugen von Savoyen abgehaltenen Sitzungen des deputirten Geheimen Rathscollegiums bei, in welchen deutsche oder italienische Angelegenheiten verhandelt wurden, und wurde wiederholt mit Gesandtschaften an deutsche Höfe und zu Wahlen geistlicher Reichsfürsten betraut. Die wichtigste derselben fällt in die Jahre 1727 und 1728, in denen W. bei jenen deutschen Regierungen in geheimer Sendung vorsprach, auf welche sich der Kaiser bei der Durchführung der Anerkennung seiner pragmatischen Sanction im Regensburger Reichstage zu stützen gedachte. Er verkehrte im Juni 1727 auch mit Friedrich Wilhelm I. in Potsdam, von dem er mit großer Achtung aufgenommen wurde. W. und Graf Seckendorff, der kaiserliche Gesandte am preußischen Hofe, galten in den nächsten Jahren als die Stützen der preußisch-österreichischen Allianz, es wird sogar behauptet, daß W. den Plan einer Vermählung Maria Theresia's mit dem Kronprinzen Friedrich zur dauernden Festigung derselben, ja zur endlichen Vereinigung der beiden Staaten zu befördern gesucht habe. Solange die Uebereinstimmung der österreichischen und preußischen Interessen anhielt, gehörte W. zu den führenden Geistern in der Wiener Geheimen Rathsstube. Die wichtigsten Reichsangelegenheiten, die Zwingenberg'sche, Mecklenburg'sche, Jülich'sche Frage wurden von ihm durch umfassende Rechtsgutachten behandelt und in seinem Sinne geführt. Mit der Wendung in der kaiserlichen Politik, die, durch England erzwungen, sich seit der Zusammenkunft Karl's VI. und Friedrich Wilhelm's I. 1732 in Prag den Ansprüchen Preußens auf das Jülich'sche Erbe abgeneigt erwies, sinkt der Einfluß Wurmbrand's auf die Reichsangelegenheiten mehr und mehr. Obwol er seit dem 31. Januar 1728 als Präsident an der Spitze des Reichshofrathes stand und in seinen geschäftlichen Befugnissen nicht beschränkt wurde, hat er das Vertrauen des Kaisers doch nicht mehr in dem Maaße genossen als vorher und wurde seltener zu den Verhandlungen des Geheimen Rathes zugezogen. Noch immer war sein Ansehen und seine Stellung jedoch so hoch, daß W. nach dem Tode Karl's VI. zum österreichischen Botschafter bei der Kaiserwahl in Frankfurt ausersehen war. Diese Sendung ist jedoch infolge der Aussichtslosigkeit für Oesterreich nicht zur Ausführung gekommen. Dagegen wohnte W. der Krönung Franz I. im Jahre 1745 bei und präsidirte am 7. October der ersten Sitzung des Reichshofrathes in Frankfurt, die nach altem Gebrauche im Namen des neugewählten Kaisers in der Krönungsstadt abgehalten wurde. Er starb am 17. December 1750 und hinterließ, obwol er fünfmal vermählt gewesen war, nur einen einzigen männlichen Erben, den Grafen Gundacker Thomas. Von allen Ehren, die ihm im Laufe seiner mehr als 50jährigen öffentlichen Thätig-

keit zu theil geworden waren, hat er es am höchsten geschätzt, daß ihn das fränkische Grafencollegium in seine Mitte aufgenommen hatte (24. Juni 1726 zu Rothenburg a. d. Tauber), womit seine Familie in die reichsständischen Grafenfamilien eintrat.

Urkunden und Acten des Steyersberger Familienarchives, worüber der Unterzeichnete in einer besonderen Veröffentlichung der Histor. Landes-Commission für Steiermark, Beitr. d. Hist. Ver. f. Steierm. 1896, sich ausführlich verbreitet hat. Der einschlägige Artikel bei Wurzbach enthält einige Ungenauigkeiten. v. Zwiedineck.

Wurmbrand: Melchior Freiherr v. W., Kriegsmann und Industrieller, entstammt der österreichischen Linie der Grafen von Wurmbrand-Stuppach als Sohn des Hieronymus W. und dessen Gemahlin Barbara Freiin v. Künsberg. Ueber seine Jugend ist nichts bekannt. 1627 erscheint er bereits in schwedischen Diensten und wird von Gustav Adolf dazu ausersehen, ihm leichte eiserne Kanonen herzustellen, da er hierzu ein neues Verfahren entdeckt haben soll. Zu diesem Zwecke übergab der König dem Freiherrn, den er seinen Vasallen und Obersten nennt, mit einer Urkunde vom 27. April o. J. das Gut Juleta in Südermannland sammt einer Reihe von Meierhöfen im Werthe von 11 200 Thalern, damit er in der dort befindlichen Eisenhütte während des herrschenden Krieges so viele Geschütze als thunlich auf die von ihm erfundene Weise für den König bereitstelle. Nachdem W. das Werk in Betrieb gesetzt und die Geschützerzeugung eingeleitet hatte, gab er dasselbe dem Grafen de la Gardie in Pacht und begab sich auf den Kriegsschauplatz in Deutschland. Die besondere Gunst, deren sich W. bei Gustav Adolf und Oxenstierna erfreute, drückt sich durch Güterverleihungen aus, die in rascher Folge stattgefunden haben. Zunächst erhielt W. am 7. November 1630 die Comthurei Nemezow bei Neubrandenburg als Ersatz für den Verlust der Besitzung, die W. als Johanniterritter zur Nutznießung gehabt hatte, dann wurde er Gouverneur von Donauwörth und Lauingen und erhielt noch die Herrschaft Ottobeuren. Die letzten Correspondenzen mit seinen Verwaltern in Schweden stammen aus dem Jahre 1637, er dürfte dasselbe also kaum überlebt haben.

Acten des Steyersberger Familienarchivs. v. Zwiedineck.

Wurmser: Dagobert Sigmund Reichsgraf von W., k. k. Feldmarschall. Geboren am 7. Mai 1724 in Straßburg als Glied einer sehr begüterten und angesehenen Familie aus dem Elsaß, trat W. frühzeitig in das Heer seines Landesherrn, kämpfte schon bei Beginn des Oesterreichischen Erbfolgekrieges in Böhmen und zeichnete sich während des 7jährigen Krieges als Oberst und Commandant eines Husarenregimentes besonders im kleinen Kriege aus. Am 30. Januar 1761 wurde W. vom Kaiser Franz I. in den Grafenstand des heil. röm. Reiches deutscher Nation erhoben und zwei Jahre später veranlaßte der Statthalter der Niederlande, Herzog Karl von Lothringen, den als tüchtigen Parteigänger und kühnen Reiterführer bekannt gewordenen französischen Officier, sammt seinem Freicorps, 1 Infanterie-, 1 Husarenregiment und 1 Artilleriecompagnie mit 6 Geschützen, in österreichische Dienste zu treten. Mit 12. Januar 1763 als Generalmajor in das kaiserliche Heer eingereiht, wurde W. im J. 1773 Inhaber des freih. Luszinsky'schen Regiments, nach dessen 1775 erfolgter Auflösung Inhaber des Husarenregiments Nr. 8 und am 10. April 1778 Feldmarschallieutenant. In dieses Jahr fällt auch seine erste hervorragende Waffenthat. Er hatte zu Beginn des Bairischen Erbfolgekrieges den rechten Flügel der Armee in dem verschanzten Lager von Jaroměř zu decken, schlug Anfang Juli den Angriff eines starken preußischen Corps zurück, attackirte Ende August mit großem Erfolg die Nachhut der beiden Corps Tauentzien und Falkenhayn und

beunruhigte während des Winters ununterbrochen die feindliche Postirung. Kaiser Joseph II. würdigte die Verdienste des Generals durch Verleihung des Commandeurkreuzes vom Maria Theresien-Orden. Zu Beginn des Jahres 1779 beschloß W., die Absichten des preußischen Generals Wunsch, die bei Zuckmantel stehenden kaiserlichen Truppen zu verdrängen, durch eine Diversion in das Glatzische zu vereiteln und sich des Postens Habelschwert und der Blockhäuser von Schwedeldorf zu bemächtigen. Das Unternehmen gelang glänzend; General Prinz Hessen-Philippsthal, 38 Officiere und 1161 Mann wurden gefangen, 4 Kanonen, 3 Böller und 10 Fahnen erbeutet. Der weiteren Thätigkeit des kühnen Generals machte der Anfang März abgeschlossene Waffenstillstand, dem am 13. Mai der Teschener Frieden folgte, ein Ende. Am 8. September 1787 wurde W. zum General der Cavallerie befördert und bei Beginn des Türkenkrieges zum commandirenden General in Galizien ernannt. Hatte ihn diese Stellung verhindert, an den Feldzügen der Jahre 1788 und 1789 theilzunehmen, so sollte ihm der Beginn der Revolutionskriege reichlich Gelegenheit bieten, seine hervorragenden Fähigkeiten als Feldherr zu bethätigen. Im J. 1793 zum Commandanten der k. k. Oberrheinarmee ernannt, überschritt er am 31. März den Rhein bei Ketsch, warf am 1. April den Nachtrab Custine's über den Queich, mußte jedoch hier zwei Monate unthätig stehen bleiben, da der Herzog von Braunschweig, nach dessen „Direction und Disposition“ W. sich zu richten hatte, vor der Eroberung von Mainz zu irgend welcher Offensivoperation nicht zu bewegen war. Im Juli ergriffen die Franzosen ihrerseits die Offensive zum Entsatze von Mainz; aber ihre Angriffe am 19. und 20. auf die Stellung der Oesterreicher vor Landau, Germersheim und den Vogesen wurden zurückgewiesen, und nachdem Mainz am 22. gefallen war, griff sie W. am 27. an und zwang sie zum Rückzug in die Weißenburger Linien. Entgegen den Intentionen Braunschweig's unternahm W. am 23. August einen Angriff auf die Franzosen im Bienenwalde bei Weißenburg und machte dann dem Könige Friedrich Wilhelm den Vorschlag, „mit vereinten Kräften den Durchbruch der Weißenburger Linien zu unternehmen, widrigenfalls er dem Feinde den eben abgerungenen unendlichen Vortheil, die beträchtliche Bienwaldposition, überlassen müßte, welche sodann nicht ohne großes Blutvergießen wieder zurückzuerobern wäre“. Trotzdem der König seine Mitwirkung zu dem geplanten Unternehmen verweigerte und W. die Verantwortung für seine Handlungen anheimstellte, griff dieser die von 51 500 Mann besetzten, 12 km langen, verschanzten Weißenburger Linien am 13. October mit seinem 43 000 Mann starken Heere an, durchbrach sie und warf die Franzosen gegen Hagenau zurück. Außer Vorräthen aller Art, vielen Positions- und Feldgeschützen, fielen 12 Fahnen und 750 Gefangene in die Hände der Oesterreicher. Das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens lohnte die herrliche Waffenthat. Ungeachtet der beharrlichen Weigerung Braunschweig's, die weiteren Unternehmungen Wurmser's zu unterstützen, drang dieser in das Elsaß ein, besetzte die Engpässe von Bergzabern, schloß am 17. October Fort Louis ein und nahm diesen Platz am 14. November. Die fortgesetzte Unthätigkeit Braunschweig's, seine Verweigerung jeder Unterstützung, dann die zweideutige Haltung der kleinen süddeutschen Staaten vereitelten eine Ausnützung der errungenen Vortheile. Schritt für Schritt mußte W. vor der dreifachen Ueberlegenheit Pichegru's zurückweichen und Ende 1793 erfuhr W. noch die schwere Kränkung, von der Armee abberufen zu werden, „um den Verbündeten keinen Grund zu neuen Mißhelligkeiten zu geben“. Aber schon kurze Zeit darauf ward W. die verdiente Genugthuung, denn im August 1795 wurde er abermals mit dem Oberbefehl über die nunmehr 83 000 Mann starke Oberrheinarmee betraut. Seine anfängliche Absicht, in das Elsaß zu rücken, gab W. nach dem vertragswidrigen Ueber-

schreiten der im Baseler Frieden festgesetzten Demarcationslinie durch Jourdan auf und führte sein Heer gegen den bei Mannheim stehenden Pichegru, der am 24. September von der Vorhut Wurmser's bei Handschuchsheim geschlagen wurde, wodurch es auch Clerfayt ermöglicht ward, die Offensive zu ergreifen. Dem Treffen von Handschuchsheim folgte am 18. October das bei Mannheim, in welchem nebst dem General Oudinot 19 Officiere und 521 Mann, eine Fahne, drei Geschütze und fünf Munitionskarren in die Hände der Oesterreicher fielen. Mit der Eroberung von Mannheim, 22. October, wobei nebst großen Kriegsvorräthen 383 Geschütze, 30 000 Gewehre erbeutet und 10 Halbbrigaden gefangen abgeführt wurden, schloß der Feldzug des Jahres 1795. Denn der Plan Wurmser's, nach diesen Erfolgen nach Elsaß vorzudringen, scheiterte an der Weigerung Clerfayt's, der einer Fortsetzung des Kampfes nicht geneigt war, weshalb W., am 11. December 1795 zum Feldmarschall ernannt, seine Armee hinter den Queich versammelte und da verblieb, bis er am 29. Mai 1796 an Stelle Beaulieu's den Oberbefehl über die kaiserliche Armee in Italien erhielt. Am 1. Juli traf er in Trient, am 13. in Roveredo ein und unmittelbar nachdem die letzten Truppen vom Rhein bei Trient eingetroffen waren, Ende Juli, ergriff er die Offensive. Er gedachte Bonaparte, der vor Mantua lag, anzugreifen, zu schlagen und dadurch der Festung den Entsatz zu bringen. Zur Ausführung dieses Plans theilte er sein Heer in vier Colonnen. Die erste sollte von Roveredo aus den Gardasee umgehen und die Franzosen im Rücken bedrohen, mit den zwei Colonnen der Mitte wollte er selbst den Feind von Mantua vertreiben, während die vierte von Bassano gegen die Etsch vorrücken und die Verbindung mit dem Hauptheile der Armee über Verona oder Legnago suchen sollte. Die ersten Gefechte vom 23. Juli bis 3. August waren vom günstigsten Erfolge begleitet; W. schlug die Franzosen am 29. Juli am Montebaldo, am 30. bei Calmasino und Campora und bahnte sich hierdurch den Weg nach Mantua; aber FML. Quosdanovich, der Commandant der ersten Colonne, ließ sich verleiten, statt die Verbindung mit W. anzustreben, aus dem Gebirge in die Ebene gegen Brescia vorzudringen. Bonaparte, der sich rasch von Mantua zurückgezogen und seine gesammten Streitkräfte concentrirt hatte, warf sich auf Quosdanovich, schlug ihn in den Gefechten bei Salo, Lonato und Gavardo, wandte sich dann gegen W., der am 2. August noch nichts von der Niederlage seiner ersten Colonne wußte, schlug ihn am 5. bei Castiglione, was die neuerliche Blockirung von Mantua zur Folge hatte. W., der sich durch die verlorene Schlacht genöthigt sah, nach Südtirol zurückzuweichen, versuchte Ende August von neuem vorzurücken. Aber auch diese Unternehmung war nicht vom Glücke begleitet; die vorrückenden Colonnen der Kaiserlichen wurden einzeln geschlagen, nur jener Wurmser's gelang es in fortwährenden Kämpfen, sich den Weg zu bahnen, die Etsch bei Legnago zu überschreiten und sich nach Mantua zu werfen. Die nunmehr folgende siebenmonatliche Vertheidigung Wurmser's in der blockirten Festung bildet eines der ruhmreichsten Blätter der österreichischen Heeresgeschichte, und als W. endlich am 2. Februar 1797 sich zur Uebergabe von Mantua entschloß, versagte ihm auch der gewaltige Feldherr, der ihm den Abzug mit fliegenden Fahnen gestattete, die Anerkennung nicht, und Kaiser Franz II. empfing den greisen Marschall in vollen Gnaden. Das ihm angebotene Generalcommando von Ungarn zu übernehmen, war W. nicht mehr gegönnt; kurz nach seiner Ankunft in Wien erkrankte er und starb am 21. August 1797.

Die Akten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Janko, Dagobert Sigmund Reichsgraf v. Wurmser (Mittheilungen des k. u. k. Kriegs-Archivs. Jahrg. 1878). — Wurzbach, Biographisches Lexikon.

Oskar Criste.

Wurmser: Nicolaus W., Maler, war einer der Künstler, welche der kunstliebende Kaiser Karl IV. nach Böhmen zog. Er stammte aus Straßburg („de Argentina“); nach dem Namen Wurmser übrigens muß die Familie ursprünglich aus Worms gekommen sein. Wie sehr der Künstler, der zweifellos zu den hervorragendsten oberdeutschen Malern seiner Zeit gehörte, bei dem Luxemburger in Gunst stand, ersieht man aus den beiden Gnadenbriefen, welche ihm der Kaiser in den Jahren 1359 und 1360 verlieh. Im erstern heißt es: Dominus Imperator fecit graciam Magistro Nicolao dicto Wurmser de Argentina Pictori suo propter hoc ut ipse diligenciori studio pingat loca et castra, ad que deputatus fuerit etc. Er erhält darin das Recht unbeschränkter Verfügung über seine Güter und Testirfreiheit, die nur den Einheimischen zukam. In dem Gnadenbriefe vom Jahre 1360 wird ihm Abgabenfreiheit für seinen Hof zu Mořin herliehen. Es heißt darin: Dilectus nobis Nicolaus pictor familiaris noster.

Mit Recht sucht man im Hinblick auf den obigen Ausdruck „castra“ und die Thatsache, daß Wurmser's genannter Hof in der Karlsteiner Herrschaft lag, Werke von ihm im Schlosse Karlstein, welches der Kaiser seit 1348 im Beraunthale erbauen ließ. Die Wandmalereien der bereits 1357 geweihten Marienkirche, Darstellungen aus der Apokalypse, werden auf ihn mit Wahrscheinlichkeit zurückgeführt. Leider sind sie schlecht erhalten; ihren ursprünglichen Charakter kann man am besten noch aus dem apokalyptischen Weib als Madonna mit dem Christuskind, von dem siebenköpfigen Drachen bedroht, erkennen. Es zeigt „schlanke Körperverhältnisse, weich fließende Gewandung und holden, sinnigen Ausdruck bei klarer, licht gestimmter Färbung“ (Woltmann). Der Charakter ist mit den gleichzeitigen oberdeutschen Malereien identisch. W. Schmidt.

Wurst: Raimund Jakob W., einflußreicher Volksschulpädagog, geboren am 31. August 1800 in Bühlerthann, Oberamt Ellwangen, † in Ellwangen am 1. Juni 1845. Als Sproß einer alten katholischen Lehrerfamilie früh für den Beruf seiner Vorfahren (bis ins vierte Glied!) entschieden, bestand er 1819 in Ellwangen die Provisoratsprüfung und ward sofort in Oberkessach, 1821 in Ellwangen Provisor, d. i. Hülfslehrer. Hier schloß er Freundschaft mit seinem Amtsgenossen Ign. Thomas Scherr. Eifrig benutzte er jede gebotene Gelegenheit zur allgemeinen wie zur beruflichen Fortbildung. Besonders entscheidend wirkte auf ihn eine dreimonatige Studienreise im J. 1826, die ihn mit J. B. Graser in Baireuth, Harnisch in Weißenfels, Dr. K. Salzmann und Guts Muths in Schnepfenthal und anderen damals angesehenen Schulmännern in persönlichen Verkehr brachte. Vor allem schloß er sich zunächst Graser in methodischer Hinsicht an. Im J. 1828 verheirathete sich W. und kam bald darauf als Oberlehrer an das königliche Waisenhaus zu Weingarten. Hier begann er seine erfolgreiche Schriftstellerei mit glücklicher Lösung einer Preisaufgabe der Oberschulbehörde und Herausgabe des preisgekrönten „Ersten Schulbuches für die Unterklasse der Elementarschule“, dem wenig später das umfassendere methodische Werk folgte: „Die zwei ersten Schuljahre“. Inzwischen war er in den allgemeinen philosophisch-psychologischen Voraussetzungen von Graser und Schelling mehr zu Beneke übergegangen. Auf sein Ansuchen erhielt er 1834 den einträglicheren ersten Schuldienst im Marktflecken Altshausen, von dem aus er indeß bereits 1835 wiederholtem Rufe als Lehrer und Leiter des neuzuerrichtenden Lehrerseminares zu St. Georgen, Kanton St. Gallen, folgte. Während seines Schweizer Aufenthaltes 1836 erschien Wurst's bekanntestes Werk, die „Praktische Sprachdenklehre für Volksschulen und die Elementarclassen der Gymnasial- und Realschulen, nach Dr. K. F. Beckers Ansichten ꝛc. bearbeitet“, von der in sechs Jahren 19 Abdrücke und Auflagen mit weit über 100 000 Exemplaren abgesetzt wurden. Ihr folgte eine ausführliche „Theoretisch-praktische Anleitung

zum Gebrauche der Sprachdenklehre" und eine „Kleine Sprachdenklehre". Diese soll es in vier Jahren zu einem Absatze von etwa 50 000, das Elementarbuch zu Denk- und Stilübungen zu einem solchen von 75 000 Exemplaren, das Erste Schulbuch sogar zu 123 000 Exemplaren gebracht haben. Im J. 1837 tauschte W. mit dem verehrten Meister K. F. Becker persönliche Besuche aus und galt fortan als dessen anerkannter Interpret für Volksschule und Elementarstufe. Doch erfuhr er wegen der formalistischen Einseitigkeit und überverständigen Redseligkeit seiner Sprachbücher auch manche scharfe Kritik; so von Ph. Wackernagel, K. u. R. v. Raumer u. A. Inzwischen gestalteten sich Wurst's Verhältnisse in St. Georgen nicht nach Wunsche wegen politischer Kämpfe, an denen er nach seiner Eigenart schwer trug, und durch die gegen seinen Wunsch beschlossene Verlegung des Seminares nach St. Gallen. Ueberdies begann er zu kränkeln; besonders seit der sonst für ihn so erfreulichen Reise nach Offenbach zu Becker. Das alles im Vereine mit dem Heimweh der Seinigen bewog ihn, 1838 den ehrenvollen Posten in der Schweiz aufzugeben und als Volksschullehrer, zugleich Organist, nach Ellwangen zurückzukehren. Trotz zunehmenden Siechthumes arbeitete er hier mehrere Jahre im Berufe wie als Schriftsteller eifrig weiter, eröffnete auch 1843 mit Beihülfe der Regierung noch ein privates Lehrerseminar im eigenen Hause. Indeß mußte er seit Beginn des Jahres 1845 die unterrichtliche Thätigkeit einstellen und erlag, eben heimgekehrt aus seinem geliebten Garten, am 1. Juni d. J. einem heftigen Blutsturze. — W. wird als gewissenhafter Lehrer und frommer Katholik geschildert, der Erziehung zu sittlichem und religiösem Ernste als höchste Aufgabe der Schule ansah, aber unduldsamen Uebereifer und sentimentale Schwärmerei verabscheute. Im Umgange, den er nicht auf weitere Kreise auszudehnen liebte, zeigte er sich offen, bieder, sanft und schlicht. Als Methodiker und Schriftsteller seiner Zeit in weiten Kreisen überschätzt, verdient er doch wegen seines noch fortdauernden Einflusses auf den deutschen Sprachunterricht wie als vorbildlicher Vertreter seines Standes und als Mann von ehrenwerthestem Streben bleibendes Andenken.

Raimund Jakob Wurst, eine biograph. Skizze. Reutlingen 1846. — Hergang, s. v. Wurst i. d. Pädagog. Realencykl. — Ueber die Familie W.: Kaißer i. d. Gesch. des württembergischen Volksschulwesens, Bd. II. — Verzeichniß der Schriften Wurst's bei Hergang (s. o.). Sander.

Wuerst: Richard W., ein vielbegabter Musiker, geboren am 22. Februar 1824 zu Berlin und ebendort gestorben am 9. October 1881. Er bildete sich unter Ries zum Violinisten aus, ging darauf nach Vollendung seiner Schulstudien auf dem Friedrich Wilhelmsgymnasium mit der Reife für Prima nach Leipzig und erhielt von Mendelssohn und Ferdinand David Unterricht in der Composition und im Violinspiel, trat darauf mehrfach als Virtuose auf und begann um 1848 seine ersten Compositionen, die aus Liedern, Duetten, Terzetten und einem Duo für Pianoforte und Violoncell bestanden, zu veröffentlichen. Sie erschienen in schneller Folge in Berlin und Leipzig, sodaß er vor Ablauf des Jahres 1851 schon bei Opus 19 angelangt war. Auch Paris hatte er besucht, um von den dortigen Violinisten noch zu lernen. 1847 ließ er sich in Berlin als Musiklehrer nieder und unterrichtete besonders im Gesange. 1856 errichtete er mit Laub, Radecke und Bruhns ein Streichquartett, welches mehrere Jahre hindurch in der Saison Quartettsoiréen veranstaltete, die ein gewähltes Publicum im englischen Hause versammelten. Für den brillanten Violinisten Laub schrieb er auch ein Violinconcert, welches derselbe mehrfach vortrug, ohne daß es doch im übrigen weiter drang. Als Dehn 1858 gestorben war, trat er in dessen Stelle am Kullack'schen Conservatorium als Lehrer der Composition und hier hatte er das Glück, eine Anzahl talentvoller Schüler zu unterrichten,

die sich später als Componisten einen Ruf erwarben, wie Heinrich Hofmann, Moritz Moszkowski, Jean Louis Nicodé, Xaver und Philipp Scharwenka, Eugenio Pirani, Richard Schmidt u. A. Unbedeutend ist dagegen seine Elementarlehre der Musik und die Lehre von den Accorden, trotzdem sie in zwei Auflagen erschien. Trotz seiner vielseitigen Beschäftigung übernahm er noch die Concertreferate im Berliner Fremdenblatte, die sich theils durch ihre milde Beurtheilung, theils durch sachgemäße Ausstellungen vortheilhaft vor anderen auszeichneten. Nur Richard Wagner fand in seinen Augen keine Gnade, an ihm und seinen Opern ließ er seine ganze Galle aus, theils aus Ueberzeugung, theils aus gekränkter Eitelkeit, denn W. war selbst Operncomponist, fiel aber jedesmal durch, trotz seiner zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen in Berlin. Sieben Opern brachte er auf die Berliner Bühnen, doch keine erlebte mehr als drei Aufführungen, um dann spurlos zu verschwinden. In den Jahren 1874/75 übernahm er auch noch die Redaction der Neuen Berliner Musikzeitung von G. Bock, auch die Sinfonieen im Concerthause dirigirte er neben Gungl, der die Tänze leitete, während einiger Jahre. An äußeren Ehren fehlte es ihm nicht, er wurde zum Musikdirector, zum Professor und endlich zum Senatsmitgliede an der Akademie der Künste ernannt. Einige seiner Lieder wurden fleißig gesungen und erlebten mehrere Auflagen, besonders diejenigen aus seiner frühesten Zeit, auch seine zweite Sinfonie wurde in Köln preisgekrönt, verschwand aber ebenso schnell. Nur die Cantate „Der Wasserneck" für Chor, Soli und Orchester wurde auch an anderen Orten als in Berlin mehrfach aufgeführt. W. hatte eine leichte Erfindungsgabe, die aber nicht in die Tiefe ging, sondern sich in der landläufigen Ausdrucksweise bewegte. Verbunden mit einer tüchtigen Formengewandtheit verlieh sie seinen Compositionen im Augenblick des Hörens einen angenehmen Eindruck, der sich aber bei der Einförmigkeit seiner Ideen bald abschwächte und ins Reich der Vergessenheit drängte. Fatale häusliche Verhältnisse (er war mit der Sängerin Franziska Weimann verheirathet), die überanstrengenden, vielseitigen Beschäftigungen, der Verdruß, als Componist keine Anerkennung zu finden, zerrütteten sein Nervensystem in einer Weise, daß er wie vom Wahnsinn erfaßt unter den gräßlichsten Schmerzen seinen Geist aufgab.

Nekrolog von Heinr. Dorn in der Bock'schen Musikzeitung 1881, S. 329. — Riemann's Lexikon und Selbsterlebtes. Rob. Eitner.

Wurstemberger: Ludwig (v.) W. stammte aus einem alten Berner Geschlecht. Den Ursprung seines Namens führte dasselbe auf Simon Färber, genannt Wurstemberger, zurück, der nach einem etwas abenteuerlichen Leben in den unruhigen Zeiten der Reformation zu politischer Bedeutung gelangte und 1536, als Bern den nördlichen Theil von Savoyen eroberte, als erster Landvogt zu Thonon eingesetzt wurde. Die Familie zählte von da an zu den sogenannten patricischen. Ludwig's Vater, Johann Ludwig, welcher erst Officier im Dienste von Piemont, dann in Bern „Landmajor" und Mitglied des Kleinen Rathes war, ist 1819 gestorben. W. wurde am 25. Februar 1783 geboren und wuchs in vollster Ungebundenheit, nur durch Hauslehrer geleitet, auf dem Lande heran, sodaß er den größten Theil seines gelehrten Wissens als Autodidakt, nur seinem Bildungstrieb und seinem vorzüglichen Gedächtnisse verdankte. Neigung zu mathematischen und historischen Studien, sowie Leichtigkeit im Erlernen fremder Sprachen sollen sich schon früh gezeigt haben. Den Auftrag, der dem Vater zu Theil wurde, den im November 1797 von Genf her über Basel zum Congresse nach Rastatt reisenden General Bonaparte an der Grenze des damals noch Bernischen Waadtlandes, in Coppet, amtlich zu begrüßen, verschaffte dem noch nicht 15 Jahre alten Knaben die Ehre, den künftigen Weltbeherrscher in nächster Nähe zu sehen. Die Ereignisse der folgenden Monate verdrängten freilich bald

die jugendliche Begeisterung für den gefeierten Helden und machten W. zu einem unversöhnlichen Feinde Napoleon's. In den Kämpfen gegen die eindringenden Franzosen, im März 1798, wurde der Vater Wurstemberger's als Führer eines Milizbataillons verwundet und gefangen, und die Einnahme der vorher nie besiegten Vaterstadt machte tiefen Eindruck auf den Jüngling. Im J. 1804, jetzt selbst Officier geworden, hatte W. an einem Zuge zur Unterdrückung eines Aufstandes im Kt. Zürich theilzunehmen und erhielt hier ebenfalls eine Wunde, erwarb sich aber auch in hohem Grade das Vertrauen des eidgenössischen Generalquartiermeisters Finsler von Zürich, der ihn nun mit Vermessungsarbeiten in den östlichen Kantonen betraute und in seinen militärischen Anlagen förderte. W. trat in den eidgenössischen Generalstab, wurde bald Oberst und 1826 der Nachfolger seines Gönners in jener höchsten Würde, welche damals die eidgenössische Armee kannte. Von 1811—1817 führte er als Oberamtmann die Verwaltung des Bezirks Frutigen im Berner Oberlande, und bis heute lebt dort die Erinnerung fort an die äußerst originelle, aber echt volksthümliche, eben so gerechte als wohlwollende Art seines Regiments. Seine Gattin, Frl. Sophie de Larrey, die er als Hofdame in Berlin kennen gelernt und mit welcher ihn im J. 1808 der spätere Staatsminister Ancillon getraut hatte, unterstützte ihn hierbei aufs beste. Die Muße, welche ihm der Aufenthalt in dem einsamen Thale ließ, benutzte er dazu, sich die griechische Sprache nachträglich anzueignen. Seit 1814 gehörte er auch dem Großen Rathe des Kantons an; allein der Regierungs- und Verfassungswechsel des Jahres 1830/31, der die Patricier aus ihrer politischen Stellung verdrängte, erfüllte ihn mit bitterem Unmuth und bewog ihn, sich vom öffentlichen Leben gänzlich zurückzuziehen. Indem er sich mit Seneca sagte: recipe te ad haec majora, meliora, tutiora, ergab er sich von da hinweg ausschließlich der Landwirthschaft auf seiner väterlichen Besitzung zu Wittikofen vor den Thoren der Stadt und der Beschäftigung mit historischen Studien, denen er nun mit großem Ernst und außerordentlicher Gründlichkeit oblag. Zuerst veröffentlichte er die Lebensgeschichte des Schultheißen Nicolaus Friedrich von Mülinen (s. A. D. B. XXII, 793) und die „Geschichte des Hauses Buchegg“, beides in dem damals in Bern erscheinenden „Schweizerischen Geschichtsforscher“. Es folgte die sonderbare Schrift: „Nachtgedanken eines Invaliden über Schweizerische Kriegerei“ (1841). Zu der großartigen Urkundensammlung zur bernischen Geschichte, welche Karl Zeerleder von 1853—1854 in drei Quartbänden herausgab, schrieb W. die Vorrede und die vorzüglich werthvollen Anmerkungen. Im J. 1851 erschien „Bernh. Emanuel von Rodt, ein Lebensbild“ (s. A. D. B. XXIX, 36) und 1857 ein „Nachruf an den Obersten Karl Ludwig Tscharner“. Sein Hauptwerk aber wurde: „Peter II., Graf von Savoyen, Markgraf in Italien (1203 bis 1268), sein Haus und seine Lande“, Bern und Zürich 1856—1858, in 4 Bänden, deren letzter den Abdruck von 938 Urkunden erhält, aus den Jahren 726 bis 1319. Dem Turiner Historiker Cibrario schrieb er die Anregung zu dieser Arbeit zu; ein längerer Aufenthalt in der Hauptstadt von Piemont hatte ihn mit den dortigen Archiven bekannt gemacht, und ein Orden, den ihm der König von Sardinien verleihen wollte, bot ihm die wohlverdiente Anerkennung. Im Anschluß an dieses die gesammte Westschweiz berührende Werk unternahm dann der bereits betagte Mann noch die „Geschichte der alten Landschaft Bern“. Im J. 1861 erschien der erste Band mit der Untersuchung der ältesten Zeiten; allein es war dem Verfasser nicht vergönnt, die Aufgabe ganz zu Ende zu bringen: er starb nach kurzer Krankheit zu Wittikofen am 15. Januar 1862. Einige seiner Freunde fügten die noch fehlenden Schlußcapitel bei und so ergänzt, kam dann der bis zum Jahre 1218 reichende zweite Band heraus. Häufige Besuche und ein fleißiger Briefwechsel hielten den durch vielseitige Sprachkenntnisse

ausgezeichneten Gelehrten trotz seiner freiwilligen Zurückgezogenheit in Verbindung mit der Welt; er stand im Verkehre nicht allein mit den Geschichtsforschern der deutschen und französischen Schweiz, mit Kopp, Heusler, Schnell, Zellweger, von Rodt, von Stürler, Matile, Hisely, de Gingins, Vulliemin u. s. w., sondern auch mit dem schon genannten Cibrario, mit Pertz, Menzel, Böhmer, Stälin. Ein Bewunderer des Freiherrn vom Stein, ein Gegner Bonaparte's, dachte er „antirevolutionär nach unten und nach oben", und war durch seine strengreligiöse Gesinnung, seine spartanische Bedürfnißlosigkeit und Einfachheit, neben großer Wohlthätigkeit, sein knorriges Wesen, verbunden mit gesellschaftlicher Feinheit, mit seinem abgehärteten Körper und seinem im Sommer und Winter unbedeckten Haupte eine schon in ihrer äußeren Erscheinung eigenthümliche typische Gestalt, die selbst ohne die dauernden historischen Werke nicht so leicht vergessen werden kann. Ein wohlgelungenes Bildniß ist dem zweiten Bande seiner Berner Geschichte beigegeben.

Allgemeine Zeitung (Augsburger) 1862, Beil. zum 6. Febr. — Eidgenössische Zeitung vom 17. Febr. 1862. — W's. Geschichte der alten Landschaft Bern, Vorrede zum 2. Bande. — Speciell über die Begegnung mit Bonaparte, siehe Archiv des hist. Vereins von Bern, Bd. III. Blösch.

Wurster: Johannes W. von Kempten, ein wandernder Buchdrucker des 15. Jahrhunderts. (Wenn er sich in allen seinen Drucken Vurster, einmal auch Burster nennt, so ist dies nur eine Anbequemung an den lateinischen bezw. italienischen Zusammenhang; in deutscher Sprache heißt er immer Wurster). Der erste datirte Druck, der seinen Namen trägt, stammt aus Mantua und ist von 1472 datirt. Er zeigt uns den schwäbischen Buchdrucker in Gesellschaft mit einem siebenbürgischen Sachsen, Thomas Septemcastrensis (s. A. D. B. XXXVIII, 86 fg.). Auch den andern (undatirten) Mantuaner Druck, auf dem sein Name vorkommt, hat er in Gemeinschaft mit einem Deutschen hergestellt, mit dem sonst unbekannten Johannes Baumeister. Das nächste Erzeugniß seiner Presse, das ein vollständiges Datum, Ort und Jahr des Druckes trägt, ist nicht mehr aus Mantua, sondern aus Modena und zwar vom 9. October 1475 datirt. Dort ist ohne Zweifel auch schon der am 25. Juni 1475 abgeschlossene Libro della consolatione delle medicine des Johannes Mesue erschienen. Wo aber der von W. im J. 1474 im Druck herausgegebene Liber pandectarum medicinae entstanden ist, ob in Mantua oder Modena, darüber streiten die Gelehrten; einige meinen auch, in Bologna. Für letztere Annahme könnte man ins Feld führen, daß in den Basler Acten, freilich erst beim Jahre 1488, von Ausständen die Rede ist, die W. in Modena und Bologna hatte. Doch ist es sehr fraglich, ob unser Drucker jemals in letzterer Stadt sich niedergelassen hat; in der dortigen Universitätsmatrikel kommt sein Name jedenfalls nicht vor. Im ganzen kennt man aus Wurster's italienischer Zeit bis jetzt zehn Drucke (zu den neun von Hain verzeichneten kommt noch der Druck von Virgil's Bucolica, datirt von Modena, 23. Januar 1475, d. h. wol nach unserer Rechnung von 1476). Es sind vorwiegend medicinische, juristische und philosophische Werke. Doch hat W. sicher noch mehr verlegt, wie denn schon Hain ihm noch zwei ohne Druckernamen erschienene Drucke zuschreibt. Was Modena betrifft, so hat dieser Meister zugleich das Verdienst, der Prototypograph der Stadt zu sein, während er in Mantua, so frühe er sich dort einfand, ohne Zweifel Vorgänger gehabt hat. Wurster's letzter datirter Druck von Modena stammt vom 10. Januar 1476 (d. h. nach unserer Rechnung 1477); dann verschwindet er für kurze Zeit, um im J. 1479 in Basel aufzutauchen. Obwol man aus dieser Stadt keinen Druck mit seinen Namen kennt, scheint er doch auch hier Gutenberg's Kunst ausgeübt zu haben. Er wird wenigstens in den Acten öfters als Buchdrucker bezeichnet. Ob er

aber für sich allein thätig gewesen, ist zweifelhaft; dagegen scheint es, daß er der Geschäftsgenosse von Joh. Meister und späterhin von Jacob (Wolff) von Pforzheim (s. A. D. B. XIII, 555) gewesen ist. Jedenfalls hat er sich aber zugleich mit dem Bücherhandel, daneben vielleicht auch mit Bücherbinden befaßt. Mit dem Ende des Jahres 1490 verschwindet W. auch aus den Basler Acten und damit verliert sich jede Spur von ihm. Vermuthlich ist er bald darauf gestorben, denn schon 1488 hatte er eine verwittwete Schwiegertochter mit einem Kind, er war also damals wol bei Jahren. Ebendarum ist es auch fraglich, ob er mit jenem Johannes de Campidonia identisch ist, den wir nach dem 18. October 1460 in die Basler Universitätsmatrikel (als Student) eingetragen finden. Jedenfalls wird man das „magister“, das er auf manchen seiner Drucke seinem Namen vorzusetzen pflegt, nicht auf den akademischen Grad beziehen dürfen; sonst würde ihm in den Acten von Basel, wo er so manchmal vorkommt, doch das eine oder andere Mal der Magistertitel gegeben sein.

Vgl. Hain's Repertorium bibliographicum (mit Burger's Register). — Volta, Saggio sulla tipografia Mantovana del secolo XV, 1786, p. 15 sqq. — Stehlin, Regesten z. Gesch. d. Buchdrucks im Archiv f. d. Gesch. d. deutschen Buchhandels XI, 1888, S. 5 ff.; XII, 1889, S. 6 ff. (Die geschichtlichen Werke über Mantua und Modena geben, soweit sie uns erreichbar gewesen, nichts über Wurster.) K. Steiff.

Wurstisen: Christian W., Geschichtschreiber, geboren 1544, † am 29. März 1588. Sein Vater, Pantaleon W., war von Liestal gebürtig, siedelte jedoch frühe in das nahe Basel über, wo er 1545 Bürger und später auch Rathsherr wurde. Hier besuchte der Sohn das von Thomas Plater geleitete Gymnasium und später die Universität, wo er neben der Theologie hauptsächlich Mathematik und Geschichte studirte und 1562 den Grad eines Magisters oder Doctors der Philosophie erlangte. Schon im folgenden Jahre, also erst neunzehnjährig, versah er die Pfarrei des damals noch zu Basel gehörigen Dorfes Groß-Hüningen (jetzt im Elsaß), und 1564 wurde er provisorischer Pfarrhelfer zu St. Theodor in Basel, zugleich aber Professor der Mathematik an der Universität. Die erstere Stelle zwar mußte er bald wieder aufgeben, da seine Zuhörer erklärten: „sie könnten ihn nicht verstehen“. Als Professor der Mathematik hingegen schrieb er: „Elementa Arithmeticae“ und einen Commentar zu Purbach's Planetentheorie — zwei Schriften, die noch lange nach seinem Tode vielfach im Gebrauche blieben. In der letzteren dieser Schriften äußert er sich in unzweideutiger Weise zu Gunsten des copernicanischen Sonnensystems, und es liegen auch gewichtige Zeugnisse vor, daß er zwischenein eine Reise nach Italien unternahm, und daß er es war, welcher durch einige in Padua gehaltene Vorträge dem späteren Märtyrer dieses Systems, dem großen Galilei, die neue Lehre des Copernicus übermittelte.

Neben seinem Lehrfache fand W. noch Muße genug zu ausgedehnten geschichtlichen Arbeiten. An seinem Hauptwerk, der Chronik seiner Vaterstadt, arbeitete er seit 1570, und in den nächstfolgenden Jahren erschien von ihm eine Uebersetzung und Fortsetzung des Paulus Aemilius. Wenige Jahre später, 1577, folgte seine „Epitome historiae Basiliensis“, eine Art historischer Topographie und in gewissem Sinn ein Vorläufer seiner Baslerchronik. Nachdem 1580 auch letzteres Werk im Druck erschienen war, fuhr er immer noch fort, auf Basel bezügliche Urkunden und Notizen aller Art zu sammeln, und so entstanden außer einem Wappenbuche des Bisthums Basel noch verschiedene handschriftliche Sammlungen, wie z. B. seine „Analecta“, welche für die Geschichte Basels in mancher Hinsicht noch jetzt eine werthvolle Fundgrube bilden. Neben diesen Forschungen über Basel und dessen Umgegend verlor er jedoch die allgemeine Geschichte niemals

aus den Augen. Denn 1585 erschien in zwei Bänden eine Sammlung „Germaniae historicorum illustrium ll.“, und unter diesen finden sich neun Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, welche hier zum ersten Mal gedruckt wurden. Diese Quelleneditionen waren übrigens nicht sein letztes Ziel; denn einige handschriftliche Fragmente aus seinem Nachlasse zeigen deutlich, daß er sich mit dem Gedanken trug, eine Geschichte des deutschen Reiches zu schreiben. Jedoch dieser weit aussehende Plan trat bald in den Hintergrund vor den Pflichten des Amtes. Nachdem W. 1585 die Professur der Mathematik mit derjenigen der alttestamentlichen Theologie vertauscht hatte, wurde er schon im folgenden Jahre zum Stadtschreiber ernannt — ein Amt, welches ihm wol sehr erwünscht war, weil es ihm die sonst völlig unzugänglichen Schätze des städtischen Archives erschloß. Nicht lange jedoch sollte er dieses Vortheils sich erfreuen; denn anfangs März 1588 erkrankte er, und wenige Wochen später, am 29., raffte der Tod den erst 44jährigen dahin. Seine letzte Schrift, eine Beschreibung des Basler Münsters, hinterließ er zum größten Theile druckfertig; doch gelangte sie zum Druck erst in neuerer Zeit.

Wurstisen's Hauptwerk ist unstreitig seine 1580 erschienene „Basler Chronik“, zu welcher ihm die 30 Jahre früher erschienene Schweizerchronik Stumpf's in mancher Hinsicht als Vorbild gedient hat. Wie Stumpf, so verfügte auch W. über eine weit ausgedehnte Belesenheit, und deshalb ist die Zahl der als Quellen benützten älteren Geschichtschreiber eine sehr große. Neben diesen verwerthet er gern auch Urkunden, soweit ihm solche irgendwie zugänglich waren, und ebenso beachtet er sowol jeden Ueberrest aus der Römerzeit, als auch die mittelalterlichen Grabmäler, deren Inschriften und Wappen als Quellen zur Genealogie und Heraldik ihm besonders wichtig waren. Das erste der acht Bücher, in welche das Werk eingetheilt ist, umfaßt eine historisch-geographische Beschreibung von Basels weiterer Umgegend, welche W. zum größern Theil aus eigener Anschauung kannte. Die übrigen sieben Bücher erzählen die Geschichte der Stadt und des Bisthums Basel, von ihren muthmaßlichen Anfängen unter den Römern bis zum Jahre 1580, und zwar, mit Ausnahme der ältesten Zeit, in streng chronologischer Form. Als eifriger Anhänger der Reformation sucht W. schon im Mittelalter in jeder Opposition gegen den römischen Stuhl mehr oder weniger einen Vorläufer derselben, und deshalb wird namentlich das Basler Concil mit besonderer Ausführlichkeit behandelt. Schon für das Mittelalter benutzte er einzelne Quellen, welche seither verloren sind. Namentlich aber für das XVI. Jahrhundert hat die Chronik theilweise noch jetzt ihren selbständigen Werth. Einen besonderen Vorzug vor manchem seiner Zeitgenossen hat W. auch durch seine kräftige, durch kernhafte Ausdrücke und treffende Bilder belebte Sprache, welche auf den Leser sympathisch wirkt.

W. war in Basel der erste, der eine vollständige Stadtchronik von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart zu schreiben unternahm; denn alle früheren Chronisten beschrieben meist nur die Ereignisse ihrer eigenen Zeit. Sein Werk blieb in Basel auch später noch lange Zeit das einzige dieser Art und wurde deshalb noch 1765 neu herausgegeben und mit einer Fortsetzung versehen. Erst als gegen Ende des Jahrhunderts die achtbändige „Geschichte der Stadt und Landschaft Basel“ von Peter Ochs zu erscheinen begann, trat die alte „Baslerchronik“ theilweise in den Hintergrund; doch erlebte sie noch 1883 eine Neuausgabe. Mag übrigens das alte Buch mit der Zeit auch völlig entbehrlich werden, so wird die wissenschaftliche Erforschung baslerischer Geschichte doch jederzeit in W. ihren eigentlichen Begründer und Vater verehren.

Hauptquelle: Chr. Wurstisen, von Achilles Burckhardt, i. d. Beiträgen z. vaterl. Geschichte, Bd. XII. A. Bernoulli.

Würth: Joh. Gottlob W., zum Missionar gebildet in Basel. Der Marktflecken Pleidelsheim bei Ludwigsburg war seine Heimath, der 18. September 1820 sein Geburtstag. Schon im fünften Jahre wurde er von seinen Eltern in die Schule geschickt, namentlich rühmt er seine Mutter, die ihn auf den Segen des Gebets hingewiesen habe. Sie war es ohne Zweifel, welche ihn auf das bevorstehende Weltgericht hinwies. Hatte doch der berühmte Theolog Bengel in seiner Auslegung der Offenbarung Johannis die dreißiger Jahre als die Periode bezeichnet, in welcher Christus wiederkommen und Gericht halten werde. Besonders in den Kreisen der Württemberger Gläubigen schloß man sich der Anschauung Bengel's an. Für den zwölfjährigen W. hatte es den Nutzen, daß er von seiner Unfolgsamkeit und Widerspenstigkeit gegen seine Eltern erschreckt zurücktrat. Weil seine Eltern im Vermögen sehr beschränkt waren, konnten sie ihn kein Handwerk lernen lassen, wenn es mit Kosten verknüpft war. Im J. 1834 trat er bei dem Wundarzt des Dorfes in die Lehre. Dieser Beruf führte manche Versuchungen und Lockungen herbei. Er theilt uns in einer kurzen Lebensskizze mit, daß all sein Streben nach Heiligung sehr mangelhaft gewesen sei. „Ich sah sehr deutlich ein", sagt er, „daß ich einen Heiland, einen Erlöser nöthig habe, der mich sündigen Menschen von der Gewalt des Teufels, des Todes und der Hölle befreien muß, um einst das ewige Leben ererben zu können". Als sein Lehrmeister schon nach zwei Jahren starb, kam er zu dem Oberamtswundarzt Jung in Besigheim, um seine Lehrzeit zu vollenden. Drei Jahre hielt er dort theils als Lehrling, theils als Gehülfe gern aus und kann nicht dankbar genug daran erinnern, was für ein christlicher Sinn in dem Hause herrschte. In Besigheim wurde es ihm möglich, den Gottesdienst, besonders nachmittags, oft zu besuchen. Sowohl hier in der Kirche, als in der Familie Jung, wurde er mit der Missionssache eingehender bekannt. Besonders hebt er den dortigen Helfer Zeller hervor, dessen persönlichen Umgang und Unterricht er genießen durfte. Mit den zwei Söhnen seines Lehrmeisters wurde er in der lateinischen Sprache unterrichtet und brachte es zum Uebersetzen des Livius. Namentlich beschäftigte er sich gern mit der Grammatik. Als nun W. sich entschlossen hatte, sich um Aufnahme in das Missionshaus zu Basel bittend zu melden, stellte ihm Zeller ein durchschnittlich günstiges Zeugniß aus, sowol was seine Begabung und Aufführung, als seinen inneren Herzenszustand betrifft. Zeller sagt in seinem Begleitschreiben von ihm: „Die evangelische Wahrheit ist ihm Herzenssache, daher er auch das Bekenntniß vor Menschen nicht scheut". Das Baseler Comitté nahm ihn auf; im August 1840 trat er in das Haus ein und hielt bis October 1845 treu und gewissenhaft aus. Basel hatte bereits seit Jahren eine eigene Mission in Ostindien. W. arbeitete zuerst zu Hubli in Süd-Mahratta und wurde später nach Bettigeri versetzt. Bereits hatte er 22 Jahre lang in Indien, besonders in Süd-Mahratta gearbeitet. Da fühlte auch er das Bedürfniß, nach Europa zurückzukehren, um sich zu neuer Arbeit zu stärken. Aber der Aufenthalt in der Heimath währte nicht lange, weil der Präses der ostindischen Generalconferenz, Missionar Huber in Hubli, bei gebrochener Gesundheit genöthigt war, um Urlaub zur Erholung in Europa zu bitten. Da wandte sich das Comité an W., Huber's Stelle in Indien zu übernehmen. Er willigte ein und verabschiedete sich im November 1868 in der Elisabethkirche. Weil gerade damals das afrikanische Missionsgebiet, von Basel aus bearbeitet, große Erfolge zeigte durch zahlreiche Uebertritte und Taufen, war Indien mehr in den Hintergrund getreten. In seiner Abschiedsrede erklärte W., man möge nur noch ein paar Jahre zuwarten, und man werde schon sehen dürfen, daß Indien das fruchtbarste aller Missionsgebiete sein werde. Noch war kein Jahr verflossen, so hat er den Anfang der Erfüllung seiner Hoffnung in Südkanara sehen dürfen. Seine Rückreise war außerordentlich

schnell. Denn schon am Abend vor dem Weihnachtsfest 1868 traf er in Mangalur ein und leitete die Verhandlungen der ostindischen Generalconferenz im Februar 1869. Da zog es ihn mächtig, „unter die Heiden gehen zu können“. Das Kurgland war sein Ziel. Im April nach Mangalur zurückgekehrt, widmete er sich theils den Arbeiten, die er als Präsident auszuführen hatte, theils auch litterarischen Studien. In letzterer Beziehung war es ganz besonders die freie Bearbeitung des Calwer Bibelwerks in kanaresischer Sprache. Darin hat er der Mission wesentliche Dienste geleistet. Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, daß er in kanaresischer Sprache das Werk „Poetical Anthology“, Bangalore 1866 herausgegeben hat. Weil in der Umgegend von Mulki und Udapi eine bedeutende Bewegung war, so reiste er mit Missionar Brigel in dieses gesegnete Arbeitsfeld. Man hat einen Brief von ihm, welchen er am 22. November aus Hubli in Süd-Mahratta an das Comité geschrieben hat. Er war in diesem District gereist, weil mehre Fragen seine Anwesenheit erforderten. Es war seine letzte Reise. Am 7. December 1869 traf er in Mangalur ein und war sehr erfreut, seine Frau zu treffen, welche zwei Tage vorher angelangt war. Er fühlte sich sehr angegriffen von der Reise, und schon am 18. December arbeitete das Fieber so mächtig in ihm, daß er nicht mehr bei klarem Bewußtsein war. Sogar in Phantasien beschäftigte er sich mit seinem Berufe. Er katechisirte über das hl. Abendmahl; deutsch fing er an und schloß kanaresisch mit dem Satz: „Wenn wir an Ihn glauben, so werden wir bewahrt vor der Hölle; darum glaubet an Ihn“. Am Weihnachtsfeste hatte er einen klaren Augenblick, daß er sich von seiner tiefbetrübten Frau verabschieden konnte. Rasch trat jetzt sein Ende ein. Sein Sterbebett wurde mit Gebet, Lesen des göttlichen Worts und Gesang von Sterbeliedern gesegnet. In dem neuen Gottesacker zu Mangalur wurde er zu seiner Ruhe beerdigt, und er war also hier das erste Saatkorn auf Hoffnung herrlicher Auferstehung.

Missionsmagazin. — Der ev. Heidenbote. Ledderhose.

Württemberg: Ferdinand Friedrich August, Herzog zu W., k. k. Feldmarschall. Geboren am 22. October 1763 zu Treptow in Pommern als Sohn des Herzogs Friedrich Eugen, aus dessen Ehe mit Friederike geb. Markgräfin von Brandenburg-Schwedt. Die erste Erziehung erhielt W. im väterlichen Hause, wurde mit 18 Jahren (12. September 1781) von Kaiser Joseph II. zum Oberstlieutenant im Infanterieregiment Riese Nr. 26 (jetzt Michael Großfürst von Rußland), am 8. Februar 1784 zum Obersten im 38. Infanterieregimente und am 23. Mai 1785 zum Inhaber dieses Regimentes ernannt, das seinen Namen bis zu der im J. 1809 erfolgten Auflösung führte. Die Feuertaufe erhielt der Prinz im Türkenkriege (1787—1792), den er, am 9. April 1788 zum Generalmajor ernannt, bei der Hauptarmee als Commandant einer Grenadierbrigade mitmachte und an der Erstürmung von Belgrad (30. September 1789) theil nahm. Anläßlich der Concentrirung eines Theiles der Armee in den nördlichen Provinzen Oesterreichs im J. 1790 kam auch W. mit seiner Brigade in das Corps des Feldzeugmeisters Grafen Browne nach Mähren, wurde am 19. August dieses Jahres zum Feldmarschallieutenant befördert und als solcher nach Luxemburg versetzt. Bei Beginn des Krieges in den Niederlanden 1792 erhielt W. seine Eintheilung als Divisionär in der Hauptarmee, und gab schon in den Gefechten von Mons und Tournay, bei der Belagerung von Lille und in den Treffen bei Boisieux und Anderlech Proben hervorragender Begabung und geschickter Führung; im Feldzuge des folgenden Jahres aber sollte er Gelegenheit finden, das in ihn gesetzte Vertrauen vollends zu rechtfertigen.

Während der Offensive des Feldmarschalls Prinzen Coburg über die Roer mit der Führung der „dritten Colonne“ ($8^1/_3$ Bataillone und 4 Escadronen)

zum Vorrücken gegen Aachen betraut, nahm er am 1. März Eschweiler und bereitete damit den Angriff auf die beherrschende Stellung bei Roer vor; am nächsten Tag bemächtigte er sich der hartnäckig vertheidigten Stadt Aachen, schlug am 4. die Franzosen bei Soumagne und zwang sie dadurch am 5. zur Räumung von Lüttich. 100 Geschütze und viele Kriegs- und Proviantvorräthe blieben dabei in den Händen der Truppen Württemberg's zurück.

Am 12. März übertrug Feldmarschall Prinz Coburg dem Feldmarschall-lieutenant W. das Commando über das zweite Treffen der Hauptarmee, welche am 14. bei Tongern vereinigt wurde und am 16. gegen die Geete vorrückte. Im Verein mit Erzherzog Carl schlug W. am 18. bei Neerwinden den linken Flügel Dumouriez', griff noch an demselben Abend die VIII. Colonne der Franzosen bei Leau an und warf sie trotz des verzweifelten Widerstandes aus dieser Stellung. Infolge dieses Sieges zog sich am 19. auch der rechte Flügel und das Centrum des Gegners über die Geete.

Nach der Einnahme von Antwerpen durch eine Abtheilung Württemberg's erhielt dieser den Auftrag, Condé zu blockiren. Nachdem W. sowohl die Ausfälle der Besatzung dieses Platzes als auch die wiederholten, von Valenciennes und Quesnay aus unternommenen Entsatzversuche des französischen Generals Dampierre zurückgeschlagen hatte, sah sich der Commandant von Condé, General Chancel, am 11. Juli gezwungen, sammt seiner 4000 Mann starken Garnison zu capituliren.

Für die Erfolge in diesem Feldzuge dankte Kaiser Franz I. dem Prinzen durch Ernennung zum Feldmarschalllieutenant des Deutschen Reiches und durch Verleihung des Commandeurkreuzes vom militärischen Maria-Theresien-Orden und schon ein Jahr später erhob ihn das Capitel unter dem Vorsitze des Kanzlers Feldmarschall Grafen Lacy zum Großkreuz dieses Ordens. Kränklichkeit zwang den Prinzen, den Rest des Jahres 1793 sowie das folgende Jahr der Wiederherstellung seiner Gesundheit zu widmen, doch hinderte ihn dies nicht, beim Anmarsche Jourdan's auf Bitte des Fürstbischofs von Lüttich in energischer Weise die militärischen Maßregeln zur Sicherung des Bisthums zu treffen.

Im Frühjahr 1795 wurde W., nach seiner am 18. März erfolgten Vermählung mit Albertine, Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen, bei dem vom Feldzeugmeister Grafen Wenzel Colloredo befehligten rechten Flügel der niederrheinischen Armee eingetheilt und bestand eine Reihe von Gefechten, bis ihn am 18. September neuerliche Erkrankung zwang, seine Thätigkeit auf einige Wochen zu unterbrechen. Anfang November zur Armee zurückgekehrt, erhielt er das Commando der seit Jourdan's Rückzug über den Rhein an der Sieg und am Niederrhein aufgestellt gebliebenen Truppen, wurde am 21. März 1796 zum Feldzeugmeister befördert und leitete an der Spitze seines nunmehr auf 18000 Mann verstärkten Corps die Operationen gegen den linken Flügel der französischen Sambre- und Maas-Armee. Doch schon Anfang Juni mußte er, durch die Wiederkehr seiner Krankheit veranlaßt, das Commando niederlegen und im August in den Ruhestand treten.

Die Bedrohung des Innern der Monarchie durch Bonaparte im Frühjahre 1797 führte den Prinzen wieder in die Reihen des Heeres. Am 18. März zum commandirenden General in Inner- und Oberösterreich ernannt, leitete er mit allseitig anerkannter Umsicht und Energie die Organisation des freiwilligen Aufgebotes, dessen Oberbefehl ihm am 12. April übertragen wurde; doch unterbrachen die sechs Tage später unterzeichneten Friedenspräliminarien von Leoben die weitere Thätigkeit des Prinzen in dieser Richtung und er begab sich nach Graz, dem Sitze seines Generalcommandos. Im J. 1798 nach Rußland gesandt, um wegen Einleitung des Marsches der russischen Hülfstruppen zu unterhandeln,

entledigte er sich dieser Aufgabe zur vollen Zufriedenheit der beiden Kaiserhöfe; die im nächsten Jahre entstandenen Meinungsverschiedenheiten auszugleichen, gelang ihm jedoch während seiner zweiten Anwesenheit in Petersburg, August 1799, nicht. Während der Rüstungen zur Zeit des Waffenstillstandes im J. 1800 hatte W., am 5. September zum commandirenden General in Oesterreich ob und unter der Enns und Stadtcommandanten von Wien ernannt, die Organisation des Aufgebotes zu leiten. Am 24. Februar 1805 wurde W. zum Feldmarschall ernannt und bald darauf zum dritten Male nach Rußland gesandt, um die Verträge über den Marsch und die Verpflegung der russischen Truppen durch die österreichischen Staaten abzuschließen, und nach den Unfällen an der Donau ward ihm die Leitung aller Vertheidigungsanstalten in seinem Generalate und in der Residenz übertragen. Am 17. December 1806 gewährte Kaiser Franz I. dem Prinzen die angesuchte Resignation auf seine Stelle als commandirender General, jedoch mit Vorbehalt der Würde und des Ranges als Feldmarschall und Regimentsinhaber; als aber im Frühjahr 1809 die Franzosen Wien besetzten, meldete er sich wieder zum Dienste und erhielt das Commando über die in Ungarn zu errichtende Reservearmee. Da nach dem Frieden von Wien unter anderen Regimentern auch das des Herzogs aufgelöst wurde, verlieh ihm der Kaiser das Infanterieregiment Nr. 40 (jetzt FML. Freiherr v. Handel-Mazzetti) und zeichnete ihn gleichzeitig durch Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens aus. Vom 17. September 1810 bis 1. November 1813 abermals commandirender General von Oesterreich und Stadtcommandant von Wien, erhielt W. am letztgenannten Tage den Oberbefehl über die Reservearmee und bekleidete nach deren Auflösung, Ende Februar 1814, wieder die frühere Stelle bis zum Jahre 1820. In diesem Zeitraum erfolgte die zweite Vermählung Württemberg's, 23. Februar 1817, mit Kunigunde Pauline Metternich, Schwester des ehemaligen österreichischen Staatskanzlers, nachdem seine erste Ehe am 3. August 1801 gelöst worden war.

Hatte W. schon in den letzten Jahren viel durch Krankheit gelitten, so sah er sich 1820 vollends genöthigt, um seine Enthebung vom Dienste zu bitten und brachte die folgenden neun Jahre theils auf Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien, theils auch in Wien zu. Gekräftigt durch diese Erholung, nahm er seine im August 1829 erfolgte Ernennung zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz mit Freuden an und bewies, besonders während der Julirevolution, da die Festung eine hervorragende Rolle zu spielen berufen schien, seine oft bewährte Umsicht und Entschlossenheit. Als am 12. September 1831 der Herzog das Fest seiner 50jährigen Dienstleistung feierte, verlieh ihm der Kaiser das Großkreuz des Stephansordens in Brillanten. Im Januar 1834 zog sich W. bei einem Ritte nach Biberich eine Erkältung zu und starb an ihren Folgen am 10. des genannten Monats. Seine Leiche wurde nach Stuttgart überführt und am 1. Februar in der königlichen Familiengruft beigesetzt.

Ein erprobter Krieger im Dienste Oesterreichs, zeichnete den Prinzen, außer hervorragender militärischer Begabung und unbeugsamer Thatkraft, welche selbst die stets wiederkehrende Krankheit zu meistern wußte, edler Wohlthätigkeitssinn aus. Er war stets ein großmüthiger Unterstützer aller Unglücklichen und Bedrängten und mit einer Freigebigkeit, die oft seine Mittel überstieg, bedachte er alle in seinem Bereiche befindlichen Wohlthätigkeitsanstalten und gemeinnützigen Unternehmungen mit reichen Spenden.

Die Akten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Schels, Biographie des Herzogs Ferdinand von Württemberg. Wien 1841. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder. Wien 1857. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Oscar Criste.

Würtz: Felix W. (oder Wirtz, wie ihn Billroth schreibt), Wundarzt, geboren 1518 (nach Pagel 1514) in Basel als Sohn eines Wundarztes, † 1574 oder 1575, erlernte die Wundheilkunst in Nürnberg und übte sie in seiner Vaterstadt Basel aus. Hier wurde er mit Paracelsus (geb. am 17. December 1493) und mit Konrad Gesner (geb. am 26. März 1516) befreundet und von diesen wissenschaftlich beeinflußt. Seine Erfahrungen, die er in aller Herren Ländern, namentlich in Frankreich, Holland und Italien (Padua) gesammelt, hat er als Frucht einer 37 jährigen Thätigkeit in seinem Werke „Practica der Wundartzeney“ niedergelegt. Das Buch ist unvollendet, d. h. nur in seinem ersten Theile, 1563 in Basel, erschienen. Vor Vollendung des zweiten Theiles ereilte ihn der Tod. Es ist weiterhin in zahlreichen Auflagen erschienen: so 1576 in Basel von Würtz' jüngstem Sohne Adolf (nach Häser's Angabe) durchgesehen, dann 1595 und 1596 in Basel. Die letztere, dem Kaiser Rudolf II. gewidmete Ausgabe hat Billroth für seine „Historischen Studien“ vorgelegen. Die nächste, dem Markgrafen Johann Georg zu Brandenburg gewidmete, von Rudolf Würtz, einem Bruder des ersten Verfassers, ergänzte und von Sebastian Henric Petri in Basel gedruckte Ausgabe hat Häsern und mir die Bekanntschaft mit F. Würtz vermittelt. Dieser Rudolf ist also der Oheim jenes Adolf Würtz gewesen, der das Buch 1576 herausgegeben und der mindestens noch zwei Brüder gehabt hat: Felix Würtz, der nach Billroth die Ausgabe von 1596 besorgt hat, und einen zweiten, der nach Häser Maler gewesen ist. Weitere Ausgaben der „Practica“ sind folgende: Basel 1616, 1620; Leipzig 1624; Wolfenbüttel 1627; Stettin 1649, 1659; Breslau 1651; Basel 1670, 1675, 1687; Holländisch 1647; Französisch von Sauvin: Paris um 1646 (nach Häser), 1672 und 1689. Die Lehren, die Würtz in diesem litterarischen Vermächtnisse hinterläßt, gehören nicht bloß zeitlich, sondern ganz besonders auch inhaltlich einer neuen Zeit an. Betreffs der Art, wie Wunden ärztlich zu untersuchen sind, eifert er gegen die Beunruhigung der Wunden mit Sondirungen und räth er, sich hauptsächlich auf die Besichtigung zu beschränken. Die Stillung von Blutungen bewirkt er in volksthümlicher Weise durch Druck, durch zusammenziehende Mittel, wie Umschläge aus Salpeter in Essig, und durch stopfende Pulver, die auf die Wunde gestreut und mit Bovist, Schwamm und endlich Heftpflaster bedeckt werden. Die Aderunterbindung erwähnt er nicht; das Glüheisen will er nur bei Blutungen aus Schlagadern (und bei Amputationen) angewendet wissen. Den Aderlaß übt er nur ausnahmsweis bei schweren Kopfverletzungen und bei Fiebern aus. Von den Wundverbänden verlangt er, daß sie rasch angelegt werden, und daß der Luft der Zutritt zur Wunde (mit Pflastern und Binden) verwehrt werde. Breiumschläge verwendet er selten, weil sie Fäulniß begünstigen. Auch wendet er sich gegen die für die Erweiterung der Wundcanäle damals gebräuchlichen Meißel und gegen die für die Reinigung der Wundcanäle bestimmten Haarseile (Durchzüge), weil solche Mittel, wie er meint, die Wunden verstopfen, den Eiter zurückhalten und die Vereinigung der Wundränder hintanhalten. Selbst Salben gestattet er nur bei Gelenkwunden zur Hinderung des Luftzutritts, und von Wundermitteln will er gar nichts wissen. Die unmittelbare Vereinigung der Wundränder ist ihm in der Wundbehandlung die Hauptaufgabe; ist diese unmöglich, so gilt ihm der Eiter, da er das die Vereinigung herstellende Fleisch begünstige, als bester Wundbalsam. Nach diesem Grundsatze verwirft er die regelmäßige Wundheftung (blutige Naht), die die Wundreinigung und den Eiterabfluß erschwere, und will diese Naht nur bei Wunden des Antlitzes, des Bauches, bei durchdringenden Brustwunden, bei Lappenwunden und bei einigen Operationswunden, z. B. nach Hasenschartenoperationen, angewendet wissen unter der Voraussetzung, daß sie den Eiteraustritt unbehindert läßt. Die (accidentellen)

Wundkrankheiten faßt W. in den Begriff „Wundsucht“ zusammen; er unterscheidet 1. Wundfrost oder Wundfeuer oder Wundfieber, d. i. die große Wundsucht, die durch Schüttelfrost mit folgender Hitze gekennzeichnet ist, dann „Schauder“ oder „Wundgallen“ mit Schüttelfrost ohne Hitze und endlich „Zocken“ oder „Unruh“, eine nur örtlich in der Wunde vor sich gehende Veränderung. Den Hospitalbrand kennt W. unter dem Namen „Bräune“ — eine Bezeichnung, die wahrscheinlich dem schmutzig-braunen Aussehen krankhaft veränderter Wundflächen entlehnt ist. Auf dem Gebiete der Knochenbruchlehre zeigt sich W. besonders erfahren; denn er ist der erste, der die Längsbrüche beschreibt. Die „Schlitzbrüche“ — das sind unsere heutigen complicirten Fracturen — behandelt W. so, daß er um das gebrochene Glied zunächst Pflaster legt, auf dieses bindet er genau angepaßte Eisen- oder Holzschienen, so daß dieser Verband, die Wunde selbst frei lassend, unverrückbar und die Bruchstücke feststellend, wochenlang liegen bleibt; über diesen festen Verband legt er einen zweiten beliebig entfernbaren Schienenverband. In der Amputationsfrage zeigt sich W. sehr conservativ, obschon er vielleicht der erste ist, der eine Amputation im Oberschenkel ausgeführt hat; er entschließt sich nur schwer zu dieser verstümmelnden Operation und will sie vor Ablauf von zwölf Tagen seit der Verletzung nicht vorgenommen wissen: die zeitige (primäre) Amputation gilt ihm nur im äußersten Nothfalle angezeigt. Mit besonderer Vorliebe handelt W. die Schußwunden ab, obschon aus nichts hervorgeht, daß er Feldarzt gewesen sei. Von den damals noch nicht außer Gebrauch gesetzten Pfeilen und Bolzen spricht er nicht mehr, sondern nur von Kugeln. Die Schußwunde gilt ihm vergiftet, wenn infolge der Quetschung durch das Geschoß und infolge der Verbrennung durch das Pulver heftige Entzündung eintritt; eine eigentliche Vergiftung der Wunde nimmt er also nicht an; Schüsse, die in die großen Körperhöhlen eindringen, hält er für tödtlich. Das Geschoß ist vor allem auszuziehen, aber nur auf die einfachste Weise, nicht mit Haarseilen und Schrauben. In den Wundcanal wird eine Brandsalbe aus Honig, Hauswurzsaft u. s. w. eingespritzt, dann wird ein dünner, eingesalbter Meißel aus Tragacanthgummi in die Wundöffnung eingelassen und darüber Heftpflaster gelegt. Blutiger Wunderweiterung gedenkt er nicht; bisweilen ist ein Aderlaß am Platze; innerlich wird in Brunnenwasser gelöster Salpeter dargereicht. Nach diesen Auslassungen zu urtheilen ist W., gestützt auf seine umfassende Erfahrung, seine eigenen Wege gegangen. Diese Wege führten ihn abseits von den meisten bis dahin herrschenden Lehren des Alterthums und Mittelalters und ließen ihn nur das anerkennen, was schon vermöge seiner Einfachheit den Stempel der Richtigkeit an sich trug, und was mehr aus der eigenen Beobachtung des kranken Mitmenschen als aus Büchern geschöpft wurde. Wenn er nun auch seiner Wissenschaft und Kunst nicht selbst neue Bahnen angewiesen hat, so hat er doch seinen Kunstgenossen ein Beispiel gegeben, wie mit dem gedankenlosen Schlendrian und der sklavischen Nachahmung veralteter Mißbräuche aufzuräumen sei. Mit dem Feuereifer eines Paracelsus hat er die von den Bedürfnissen einer wissenschaftlichen Naturforschung bereits erfüllten Gemüther der Zeitgenossen für den Fortschritt entzündet und mit berechtigtem Selbstbewußtsein hat er sich in die vorderste Reihe der Verkünder des naturwissenschaftlichen Beobachtens, Denkens und Handelns gestellt.

Billroth, Historische Studien 1859. — Trélat, Conférences historiques 1865 und Union. méd. 1865: 50, 53. — Häser, Geschichte der Medicin 1875. — Baas, Grundriß der Gesch. d. Med. 1876. — Wolzendorff, Die Feldchirurgie des Felix Würtz, d. Militärarzt 1877, Nr. 7. — Wernher, Archiv f. Gesch. d. Med. 1878. — Häser, Uebersicht der Gesch. d. Chirurgie

1879. — Courvoisier im Corresp.-Bl. der Schweizer Aerzte 1880, X. — Pagel, Biograph. Lexik. d. hervorr. Aerzte VI, 1888. — Baas, Die geschichtl. Entwickelung des ärztl. Standes. 1896. — Dict. hist. IV, S. 423.

H. Frölich.

Wurz: Ignaz W., katholischer Theologe, geboren zu Wien am 28. December 1731, † am 28. oder 29. August 1784. W. trat im Alter von 16 Jahren 1747 zu Wien in den Jesuitenorden ein; nach Beendigung seiner Gymnasialstudien studirte er in Graz Philosophie, Mathematik und Theologie. Darauf war er zunächst einige Jahre im höheren Lehramt thätig, zuerst an der theresianischen Ritterakademie in Wien, nachher im Profeßhause seines Ordens in Wien. Wie er selbst frühzeitig das Studium der deutschen Sprache mit Eifer betrieben hatte, so wird berichtet, daß er auch als Lehrer große Sorgfalt auf die Uebung der Schüler im deutschen Aufsatz verwendet habe. Nach einigen Jahren dieser Lehrthätigkeit wurde er als Prediger verwendet und war als solcher mit großem Erfolge thätig. Seine am Krönungstage des Kaisers Joseph II., dem 3. April 1764 zu Wien gehaltene und nachher gedruckte Predigt zog die Aufmerksamkeit des Directors der theologischen Studien, Simon v. Stock, auf ihn und trug ihm die im gleichen Jahre erfolgende Berufung als Professor der geistlichen Beredsamkeit an der theologischen Facultät der Universität Wien ein. In diesem Amte blieb er auch noch einige Zeit nach der Aufhebung seines Ordens, bis er sich 1776 infolge fortgesetzter Anfeindungen von Seiten der Aufklärer veranlaßt sah, dasselbe niederzulegen und sich auf eine Pfarrei zurückzuziehen; die von der Kaiserin Maria Theresia ihm verliehene Pfarrei Pierawart in Niederösterreich verwaltete er bis an sein Lebensende. — W. war als Prediger sehr beliebt und nimmt in der Geschichte der katholischen Predigt in Deutschland im 18. Jahrhundert eine angesehene Stellung ein, besonders auch wegen der von ihm der sprachlichen Form zugewandten Aufmerksamkeit. Eine größere Anzahl von Gelegenheits- und Festpredigten wurden jeweils einzeln gedruckt (s. die Bibliographie bei de Backer). Sammlungen derselben wurden zunächst ohne sein Wissen und seinen Willen veranstaltet; eine solche erschien 1783 zu Augsburg unter dem Titel: „Lob- und Gelegenheitsreden“ in zwei Bänden. Das Erscheinen solcher illegitimen Nachdrucke, in denen ihm auch fremde Arbeiten untergeschoben wurden, veranlaßte ihn, eine authentische Sammlung seiner sämmtlichen Predigten zu veranstalten, von der aber nur noch die ersten Theile zu seinen Lebzeiten gedruckt erschienen. Die ganze Sammlung dieser „Sämmtlichen Predigten“ umfaßt acht Bände und erschien in Wien 1783—86. (Eine andere Ausgabe erschien in 16 Bänden in Köln 1801 ff.) Außer den erwähnten Einzeldrucken von Festpredigten, einigen Gelegenheitsdichtungen und einer Schulkomödie ließ W. in seinen früheren Jahren auch einige Uebersetzungen ausländischer Predigtsammlungen im Druck erscheinen, unter welchen besonders die von Bossuet's „Trauerreden“ (Wien 1764) zu nennen ist. Als Professor verfaßte W. ein Lehrbuch der Homiletik: „Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit“ in zwei Bänden (Wien 1770—72; 2. Aufl. 1775—76; Leipzig 1776); auch in kürzerer Bearbeitung: „Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit in einem Auszuge verfasset“ (Wien 1776; 1790). (Ueber seine in diesem Lehrbuche niedergelegte Theorie vgl. P. Keppler in der Theol. Quartalschrift 1892, S. 185 f.) Außerdem schrieb er noch eine „Einleitung in die allgemeine Geschichte alter und neuer Zeiten“ in vier Bänden (Wien 1764—70).

De Luca, Das gelehrte Oesterreich, Bd. I, 2 (Wien 1778), S. 269 bis 272. — J. Kehrein, Geschichte der kath. Kanzelberedsamkeit der Deutschen, Bd. I (1843), S. 130—133. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus, VIIe série (1861), p. 401—406. — Wurzbach,

Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 59. Theil (1890), S. 11—13. — Hurter, Nomenclator, T. III (ed. 2, 1895), p. 480. — (Porträt vor dem 1. Bande der „Sämmtl. Predigten“.)

Lauchert.

Würz: Paul W., zuletzt Generalfeldmarschall im Dienste der Generalstaaten, am 30. October 1612 zu Husum geboren, nahm 1628 bei den damals das Schleswigsche im Besitze habenden Kaiserlichen Dienste, ging aber bald in das schwedische Heerlager über und war, als im J. 1648 der Westfälische Frieden abgeschlossen wurde, Oberst. Er war ein Liebling des Pfalzgrafen Karl Gustav, für welchen er, nachdem dieser 1654 König geworden war, mit dem General von der Linde, um die Hand der Prinzessin Hedwig Eleonore von Holstein-Gottorp warb; mit dem Könige zog er 1655 gegen den Kronprätendenten Johann Casimir in den Polnischen Krieg, ward nach der am 9. October jenes Jahres geschehenen Eroberung von Krakau Gouverneur der Stadt, vertheidigte dieselbe demnächst umsichtig und tapfer gegen die Kaiserlichen unter dem General Graf Melchior von Hatzfeldt, mußte sie aber am 24. August 1657 mittelst Capitulation, wobei sein jüngerer Bruder, der Oberst Benedict Würz, auf schwedischer Seite den Unterhändler machte, gegen freien Abzug übergeben, langte mit der 2849 Mann starken Besatzung zu einer Zeit in Pommern an, wo Hülfe dort sehr noth that, wurde zum Generallieutenant und zum Gouverneur von Stettin ernannt und mit der Baronie Ornholm beliehen und vertheidigte die Stadt vom 29. September bis zum 14. November 1659 erfolgreich gegen die vom kaiserlichen General de Souches befehligten Oesterreicher und Brandenburger. Als König Karl X. Gustav im nächsten Jahre gestorben war, wurde W. bei der Beförderung zum Generalfeldmarschall übergangen und zog sich mißgestimmt nach Hamburg zurück. Nach einer nicht ganz erwiesenen Angabe soll er noch 1664 als schwedischer Ambassadeur bei Kurfürst Friedrich Wilhelm in Berlin gewesen und 1666 schwedischer Feldmarschall geworden, dann in dänische Dienste getreten und Statthalter in Holstein gewesen sein, 1668 aber ward er durch die Generalstaaten, welche damals die von Frankreich ihnen drohende Gefahr erkannten, an die Spitze ihres vernachlässigten Heeres berufen. Als die Gefahr im J. 1672 zur Wirklichkeit wurde that W. sein Möglichstes dem Einmarsche der Franzosen Widerstand zu leisten, es gelang ihm auch die Uebergabe einiger festen Plätze zu verhindern, aber die oranische Partei war ihm abgeneigt und verleidete ihm seine Stellung, so daß er diese 1674 aufgab. Er ging abermals nach Hamburg und starb dort am 23. März 1676. Seine Leiche wurde nach Amsterdam überführt und dort am 24. October 1679 in der Oude Kerk in Wormoesstraten beigesetzt, wo sich noch ein Denkmal befindet, welches an ihn erinnert. — Mit der Leiche wurde auch der Nachlaß Würz's, der auf einen Gesammtwerth von 438 765 holländische Gulden geschätzt ward, vom Hamburger Magistrate dorthin ausgeliefert. Um diesen war bereits ein Erbschaftsstreit zwischen Würz's unehelicher Tochter Johanna von der Planken und anderen seiner Verwandten entstanden. Die Zahl derer, welche Ansprüche auf die Hinterlassenschaft zu haben behaupteten, vermehrte sich, es wurden Processe geführt und Rechtssprüche herbeigeführt, beutelustige Vermittler und geldgierige Anwälte spannen die Sache immer weiter, es entwickelte sich ein unendlicher Schwindel, welcher noch immer nicht zur Ruhe gekommen zu sein scheint. Thatsache aber ist, daß von dem Vermögen nichts wieder an das Tageslicht gelangt ist.

Rheinischer Antiquarius: Mittelrhein 1. Abt., 3. Bd., Coblenz 1854. — G. Hesekiel, Gemischte Gesellschaft, Berlin 1867. (Aus der im Verlage von R. Lesser erschienenen Welt-Bibliothek.)

B. Poten.

Würzburg: Konrad von W., der letzte bedeutende Vertreter des höfischen Epos im Stile Gottfried's von Straßburg, auch als kunstreicher Liederdichter ausgezeichnet, war bürgerlichen Standes. In der großen Heidelberger Liederhandschrift wird Konrad als Meister bezeichnet. Er ist abgebildet in höfischer Kleidung, wie er einem zu seinen Füßen sitzenden Schreiber Gedichte dictirt. Das mangelnde Wappen weist auf seine bürgerliche Herkunft. In den Kolmarer Annalen wird er vagus, fahrender Sänger genannt. Konrad stammte aus Würzburg. Spätere Straßburger Meistersinger nennen ihn einen Geiger am Würzburger Bischofshofe, zählen ihn als den zehnten der zwölf alten Meister auf und rühmen seine Meisterweisen, den Aspiston, den Hofton, die Morgenweis u. a. m. Auf einen Straßburger Aufenthalt weisen sein Spruch (32, 361—75) und die Erzählung von Otte. Die meisten Dichtungen verfaßte er aber in Basel, wo er den letzten Theil seines Lebens bis zu seinem am 31. August 1287 erfolgten Tode ansässig war. Wahrscheinlich gehörte ihm ein Haus in der Augustiner- damals Spiegelgasse. Er wurde in der Magdalenencapelle des Basler Münsters begraben. Die Namen seiner Frau Bertha und seiner Töchter Gerina und Agnes sind überliefert. Zur Beurtheilung seiner äußeren Lebensverhältnisse kommen seine genauen juristischen Kenntnisse in Betracht, die zur Vermuthung Anlaß gaben, er sei ein Schöffe oder Fürsprecher gewesen. In Straßburg und Basel hatte Konrad Beziehungen zu vornehmen Patriciern und Bürgern, in deren Auftrag er seine Werke schrieb, so in Straßburg zu einem Liechtenberger (vielleicht dem nachmaligen Bischof Konrad 1273/89) und einem Dompropst von Tiersberg, wol dem 1247 bezeugten Kanonikus Berthold von Tiersberg, in Basel zu Johannes von Bermeswil und Heinrich Iselin (urkundlich 1297), Johannes von Arguel (urkundlich 1286—1309), Leutold von Roetelen (1281—1315), Dietrich von dem Orte (Kanonikus 1271, Cantor 1281), Peter dem Schaler (wahrscheinlich dem 1296 verstorbenen miles Petrus Scalarius), Heinrich Marschant (1273—96), Arnold dem Fuchs (1253 urkundlich). Um 1257 begann Konrad zu dichten und war bis zu seinem Tode thätig. Etwa 85 000 Verse sind von ihm erhalten. Er stand bei seinen Zeitgenossen und bei den Späteren in hohem Ansehen. Des Lebenden gedenken Hermann der Damen und Raumsland, des Todten Boppe, Frauenlob und Hugo von Trimberg. Persönliche Anspielungen finden sich in einem Spruch, worin er den Meißner zuerst lobt, am Schlusse aber einem Bänkelsänger gleichstellt. Im Partonopier 2742 ff. gibt er seinem Heimweh Ausdruck. Er scheint auch in Basel der Würzburger Zeit mit wehmüthiger Freude sich zu erinnern. Weitere Anhaltspunkte für Konrad's äußeren Lebenslauf sind bisher nicht aufgefunden worden.

Mit seinem vollen Namen nennt sich Konrad von Würzburg als Verfasser im Alexius, in der halben Birne, im Engelhart, Herzmähre, Otte, Partonopier, in der goldenen Schmiede, im Schwanritter, Trojanerkrieg und in der Welt Lohn. In der Klage der Kunst steht nur sein Rufname Kuonze, in einem Lied (2, 136) Kuonze von Wirzeburc. Im Pantaleon und Turnei, die beide am Ende unvollständig sind, ist der Name des Verfassers überhaupt nicht überliefert. Doch wird Konrad's von Würzburg Autorschaft nicht mehr ernstlich angezweifelt.

Konrad's Vorbild ist Gottfried von Straßburg, dem er im Engelhart und in der Herzmäre in Minneschilderei am nächsten kam. Konrad besitzt großes Formtalent und ist eifrig auf die feinste Durchbildung seines Stiles bedacht, der gleichwie sein Fühlen und Denken sehr beweglich, lebendig und vielseitig, aber weniger tief und leidenschaftlich ist. Konrad's Stil ist sehr breit. Ein und derselbe Begriff wird durch zahlreiche Synonyma wiederholt und zerdehnt, auf mancherlei Art umschrieben und mit gleichgültigen und überflüssigen Eigenschafts-

wörtern versehen. Die Paarung gleichbedeutender Worte ist auf die Spitze getrieben; doch wird dabei ein Kunstmittel, der Anlautsreim der Abwechslung halber reichlich verwendet. Dieselbe Person wird gerne auf wechselnde Weise bezeichnet oder umschrieben. Neben verdoppelten Begriffen begegnen auch verdoppelte Sätze: der gleiche Gedanke wird nochmals mit andern Worten gesagt. Auch Bilder und Vergleiche sind häufig. Stehende Phrasen durchziehen seine Werke. Offenbar ist Gottfried's von dem Franzosen Thomas übernommene Manier der Gedankenvariation für Konrad vorbildlich, bei dem aber diese Stilweise zu unnützer Wiederholung ausartet und die Darstellung schleppend macht. Der übermäßige Wortreichthum ist schon bei Gottfried ermüdend, bei Konrad aber noch viel mehr, da er in Anmuth der Form und Gedankeninhalt doch erheblich hinter seinem Vorbild zurückbleibt. In Reim und Sprache strebt der Dichter nach tadelloser Reinheit. Gröbere mundartliche Erscheinungen sind bis auf wenige verschwindende Ausnahmen strenge vermieden. Konrad's epischer Vers ist eintönig, da die Senkungen nur selten fehlen und daher gewöhnlich vier regelrechte Jamben bei stumpfem, drei bei klingendem Reim stehen. Konrad's glatte poetische Technik machte Schule. Aber noch fehlen genaue Untersuchungen über des Dichters litterarische Stellung, wie er sich im einzelnen zu seinen Vorbildern Hartmann und Gottfried verhält, wie er selber auf Zeitgenossen und Nachfolger wirkte.

Konrad besaß neben seiner überaus feinen dichterisch-formalen Schulung auch gelehrte Bildung. Er verstand lateinisch und bearbeitete mit Vorliebe lateinische Vorlagen. Französisch lernte er wahrscheinlich erst im späteren Leben. Theologische Kenntnisse bewährt er in der Goldenen Schmiede, in den Legenden und auch sonst gelegentlich, heraldische im Turnier von Nantes, juristische im Schwanritter und in der Klage der Kunst. Hugo von Trimberg übertreibt, wenn er im Renner 1233 ff. behauptet, nur Geistliche, nicht Laien fänden an seinen Gedichten Gefallen. Im Vergleich zu seinen Zeitgenossen verwerthet Konrad seine Gelehrsamkeit noch sehr maßvoll, nirgends aufdringlich.

Von seinen Zeit- und Standesgenossen unterscheidet sich Konrad aufs bestimmteste durch sein in der höfischen Ueberlieferung wurzelndes Kunstideal. Ihm ist die Kunst eine Gottesgabe, die aus dem Herzen sprießt und um ihrer selbst willen da ist, unbekümmert darum wie sie Andern gefalle. Den gelehrten Meistern, seinen Berufsgenossen ist die Kunst ein erlernbarer Gegenstand, Studium, Wissenschaft, Inbegriff der sieben Künste.

Konrad fühlt sich als Epigone. Er ist erfüllt von den Idealen der höfisch-ritterlichen Litteratur, er stellt dem verwilderten Kunstgeschmack die gute alte Zeit entgegen, er weiß den geborenen Dichter vom bloßen Talent wohl zu unterscheiden. Aber der bürgerliche fahrende Sänger steht trotz seiner Vorliebe zur Vergangenheit im Zeichen der Gegenwart. Seine Art ist zuweilen nüchtern, handwerksmäßig, breit, er neigt zu Allegorie und zu Künsteleien, wie sie die gelehrte bürgerliche Dichterei der nächstfolgenden Jahrhunderte kennzeichnen. So steht er auf der Grenze zwischen ritterlich-höfischer und bürgerlich-gelehrter Dichtung.

Konrad verfaßte kleine weltlich-ritterliche Erzählungen (Schwanritter, Otte, Herzmähre, Engelhart und den derben Schwank von der halben Birne), Legenden (Alexius, Pantaleon, Silvester), Allegorien (Welt Lohn und Klage der Kunst), eine Wappenrede (Turnei von Nantheiß), größere Romane nach dem Französischen (Partonopier und Trojanerkrieg), Leiche, Lieder und Sprüche und einen Lobgesang auf Maria (goldene Schmiede). Er durchmißt also ein weites und wechselreiches Stoffgebiet. Gerade diese außerordentliche Vielseitigkeit bedingt auch eine gewisse Oberflächlichkeit. Ein Dichter, der mit glatter Geschicklichkeit

die widersprechendsten Stoffe aufgreift und mit derselben Leichtigkeit behandelt, versenkt sich nirgends auf den tiefen Grund der Dinge. Er schöpft nur ab, ohne jemals zu erschöpfen. Am besten gelangen ihm die kleinen Erzählungen. Auch der Engelhart ist den gelungenen Werken zuzuzählen. Die Legenden verdienen ebenso Lob, wenn schon hier die Reflexion zuweilen allzusehr vorherrscht. Die großen Romane dagegen entbehren der Einheitlichkeit, die Darstellung verliert sich mit unübersichtlicher Breite und Weitschweifigkeit in zahllose Episoden, über denen der Zusammenhang verloren geht. Doch entschädigen auch hier noch zahlreiche treffliche Einzelschilderungen. In einigen seiner Lieder übertreibt er die Reimkünsteleien ins maßlose.

Die Zeitfolge der Schriften ist noch nicht mit der wünschenswerthen Sicherheit und Genauigkeit bestimmt und daher fehlt auch noch ein klares Bild von Konrad's künstlerischer Entwicklung. Ebensowenig ist das Verhältniß des Dichters zu seinen unmittelbaren Quellen im einzelnen genügend erforscht. Wir geben die Reihenfolge der Gedichte Konrad's, soweit sie bis jetzt einigermaßen wahrscheinlich ist.

Das Turnei von Nantheiß ist das Vorbild der späteren Herolds- und Wappendichtung. König Richard von England reitet mit hundert Schildgefährten auf den Plan von Nantes. Er turniert mit Engländern und Deutschen gegen die um den König von Kärlingen gescharten Wälschen. Das Gedicht zählt die Theilnehmer am Turnier auf, beschreibt ihre Wappen und preist Richard's Milde und Tapferkeit. Gemeint ist Richard von Cornwallis und seine im Mai 1257 zu Aachen prunkvoll gefeierte Königskrönung. Wahrscheinlich noch im selben Jahre entstand das Gedicht Konrad's, der damals wol noch in Würzburg weilte.

Dem Turnier zunächst steht der vielleicht noch vorher verfaßte Schwanritter. Konrad behandelt mit Verwerthung eingehender Rechtskenntnisse den Inhalt eines französischen Gedichtes vom Chevalier au cygne, ohne auf Wolfram's Loherangrin, den Sohn Parzival's und Gralritter Rücksicht zu nehmen. Auf welche Weise, etwa durch eine lateinische Zwischenstufe, ihm der Stoff zukam, ist nicht festzustellen.

Nach lateinischer Vorlage ist die Erzählung von Otte mit dem Bart verfaßt. Heinrich von Kempten hatte sich bei einem Hoffest zu Bamberg am rothen Bart des Kaisers Otto vergriffen und daher die kaiserliche Ungnade zugezogen. Später bei einer Romfahrt fand er Gelegenheit, den verrathenen Kaiser aus der Gefahr zu retten, indem er nackt aus dem Bade sprang und ohne Säumen mit Schild und Schwert in den Kampf stürzte.

Die traurige Mähr vom Dichterherzen, das der eifersüchtige Gatte seiner Frau als köstliche Speise vorsetzt, wornach sie selber am gebrochenen Herzen stirbt und ihrem Geliebten im Tode nachfolgt, also die Sage vom Kastellan von Couch und der Dame von Fayel behandelt Konrad in schönen von Gottfried's Geist erfüllten Versen. Das kurze wohl abgerundete Gedicht ist eine seiner glücklichsten Schöpfungen. Der Stoff ist wol französischen Ursprungs. Ueber Konrad's nächste Quelle ist noch nichts Näheres festgestellt.

Engelhart, nach lateinischer Vorlage gedichtet, behandelt die Freundestreue. Dietrich, Herzog von Brabant, und Engelhart, freier burgundischer Leute Kind leben in engster Freundschaft am Hofe Frute's von Dänemark, dessen Tochter Engeltrut mit Engelhart ein Liebesverhältniß eingeht. Ein neidischer Vetter der Jungfrau belauscht die Liebenden bei einer Zusammenkunft. Engelhart soll seine Unschuld im Gerichtskampf bezeugen. Da eilt er in seiner Noth nach Brabant, wo inzwischen sein Trautgesell Dietrich die Herrschaft angetreten hat, und bittet ihn um Hülfe. Engelhart und Dietrich sehen sich so täuschend

ähnlich wie zwei Wachsabdrücke desselben Siegels. Daher übernimmt Dietrich für Engelhart den Zweikampf und führt ihn natürlich, da er unschuldig ist, siegreich durch. Darauf tauschen Dietrich und Engelhart wiederum ihre Rollen. Später findet Engelhart Gelegenheit, den Freundesdienst zu vergelten. Dietrich wird vom Aussatz befallen und kann nur durch Kinderblut geheilt werden. Engelhart ist bereit, seine Kinder aufzuopfern. Diese letzte Freundesprobe und der Zug, daß beide sich gegenseitig im Ehegemach Treue wahren, gehört in eine weitverbreitete mittelalterliche Sage, auf der auch Konrad's Quelle beruht. Im einzelnen wird manches erfunden sein. Das betrogene Gottesgericht erinnert an Gottfried's Tristan, die Aussatzgeschichte an Hartmann's armen Heinrich, nur daß Konrad ekelerregende Krankheitsschilderung gibt, wo Hartmann bloß andeutet. Die strophische Form des Eingangs überbietet in verkünstelter Weise den von Gottfried's Tristan. Das ästhetische Gefühl ist also stellenweise abgestumpft, Künstelei und Manier dagegen sind gesteigert.

Der sehr derbe und schlüpfrige Schwank von der halben Birne galt bis vor kurzem auf Lachmann's Ausspruch hin für unterschoben. Aber der neueste Herausgeber, der diesem Gedicht außerordentliche Sorgfalt zu theil werden ließ, hat Konrad's Verfasserschaft zweifellos festgestellt. Bereits W. Grimm hatte an Konrad gelegentliche Neigung zur Lüsternheit zu rügen. Dieser sinnliche Zug artet hier nun zu unverhüllter Schamlosigkeit aus. Der Epigone des Minnecultus, dem große echte Leidenschaft mangelt, geräth leicht in den Fehler der Sinnlichkeit. Was früher fein angedeutet wurde, vergröbert sich jetzt zu häßlicher Rohheit.

An die Schlußworte des Artusromanes Wigalois von Wirnt von Gravenberg (1205—10) knüpft Konrad's Welt Lohn an. Wirnt sitzt eines Abends in seinem Gemach über Minnegeschichten. Da tritt eine wunderherrliche Frau herein, Frau Welt, seine Herrin, in deren Dienst er seine Tage bisher verbracht hatte. Sie will ihm seinen Lohn offenbaren, und wendet ihm den Rücken, der voll Schlangen und Kröten hängt und mit eklem Geschwür bedeckt ist. Damit scheidet sie. Wirnt aber verschwört den Dienst dieser Frau und thut eine Kreuzfahrt. Konrad behandelt hier eine dem Mittelalter geläufige auch mehrfach bildlich z. B. am Basler Münsterportal dargestellte Allegorie.

Wie die Wappendichtung mit dem Turnier von Nantheiß so leitet Konrad die Allegorien mit der Klage der Kunst ein. Auf einem anmuthigen Platz im Walde, wohin Frau „wildekeit“ ihn führt, findet der Dichter edle Damen zum Gericht versammelt. Die Gerechtigkeit ist Richterin, die Kunst in ärmlichem Aufzuge Klägerin, die Milde (Freigebigkeit) Angeklagte und zwölf Tugenden, Wahrheit, Treue, Ehre, Zucht u. s. w. sind urtheilende Schöffen. Die Klage geht dahin, daß Frau Milde ihre Gaben an Unwürdige verschwende, wobei die wahre Kunst zu Grunde gehe. Frau Milde sucht zu leugnen, aber die andern Tugenden zeugen wider sie. Das Urtheil der Gerechtigkeit ist zu Gunsten der Klägerin, es wendet sich gegen die Dienstmannen der Milde, die adligen Herrn, mit der ernsten Mahnung, wahre, nicht falsche und feile Kunst zu unterstützen. In dieser Allegorie bringt Konrad sehr geschickt seine juristischen Kenntnisse zur Anwendung. Die hohe Auffassung vom Wesen der wahren Kunst, die Verurtheilung der Ausübung falscher Milde findet sich auch sonst häufig in Konrad's Gedichten, so daß seine Autorschaft wegen völliger Gleichheit der Gedankenwelt und der stilistischen Kennzeichen mit den übrigen Werken auch für die Klage der Kunst als erwiesen gelten muß. Das Gedicht ist wahrscheinlich kurz vor dem Engelhart verfaßt.

Konrad dichtete drei Legenden, die sich durch kurze Fassung, lebensvolle Darstellung und einen geringern Grad von Lehrhaftigkeit anderen Erzeugnissen

dieser Art z. B. denen Rudolf's von Ems gegenüber auszeichnen. Bächtold beurtheilt die Legenden sehr günstig, er nennt sie wahre Zierden ihrer Gattung. Im Alexius wird die Tugend der Keuschheit und Entsagung, im Silvester der Sieg des Christenthums über Heiden und Juden, im Pantaleon das Martyrium verherrlicht. Die Legenden fallen in die Basler Zeit. Neben diesen epischen geistlichen Dichtungen steht der Marienhymnus, dessen Abfassung vielleicht noch in die Straßburger Zeit zurückreicht.

Die goldene Schmiede ist lyrisch, ein Lobgedicht auf Maria, worin ihre Tugenden und Eigenschaften verherrlicht werden. Konrad stellt sich dar als einen Schmied, der in seiner Werkstätte arbeitet. Ein Gedicht aus Gold und Edelgestein will er der Himmelskaiserin mit dem Hammer seiner Zunge schmieden. Die Bilder und Gleichnisse, welche die Geheimnisse der Gottesmutter ausdrücken und seit den ersten christlichen Jahrhunderten in den Mariendichtungen ausgebildet wurden, reiht der gelehrte Dichter zu einem funkelnden Geschmeide auf. Konrad beruft sich auf sein unnachahmliches Vorbild, Gottfried von Straßburg. Das Gedicht faßt den mittelalterlichen Mariencult in seiner sinnigen Schönheit, aber auch in seiner Ueberschwenglichkeit und Geschmacklosigkeit zusammen.

In die letzte Schaffenszeit Konrad's gehören zwei nach dem Französischen bearbeitete Werke, der Roman von Partonopier und Meliur, 1277 vollendet, und der Trojanerkrieg, über dem der Dichter 1287 starb. Im Partonopierstoff will man eine Umkehrung des Märchens von Amor und Psyche erkennen. Partonopier nimmt Psyche's, die Königin Meliur Amor's Stelle ein. Der auf der Jagd verirrte Held findet am Meeresstrand ein sich selbst steuerndes Schiff, das ihn zu Meliur's feenhaftem Palaste bringt. In der Nacht naht sich ihm Meliur, gewährt ihm reichliche Liebesfreuden doch mit der Bedingung, daß er sie erst nach dritthalb Jahren mit Augen sehen dürfe und bis dahin mit unsichtbaren nächtlichen Zusammenkünften sich begnügen müsse. Partonopier kehrt zwei Mal in seine Heimath zurück, wo er schließlich von seiner Muter und einem Pfaffen beredet wird, das Gelübde zu brechen und mit einer bereit gehaltenen Laterne Meliur zu beleuchten, um sich über ihre menschliche Gestalt zu vergewissern. Er erblickt das schönste Weib, das er je gesehen, aber wird seines Wortbruchs wegen verbannt. Verzweifelt und den Tod suchend irrt er in der Wildniß umher, wo sich Irekel, Meliurs Schwester seiner erbarmt. Unter ihrer Pflege lebt Partonopier wieder auf und gewinnt in einem Turnier, bei dem über Meliur's Hand entschieden werden soll, den Sieg und von neuem seine ihm verzeihende Geliebte. Das Amormärchen, falls es je mit dem Partonopierstoffe zusammenhängt, steht jedenfalls im fernen Hintergrund. In Haupt- und Nebendingen ist die Erzählung aus den üblichen mittelalterlichen Roman- und Märchenmotiven gefügt und erinnert lebhaft an die Melusinensage. Konrad folgte seiner Quelle, die ihm ein Dolmetsch verdeutschte, verfährt aber in Einzelheiten mit ziemlicher Freiheit. Seine Neigung zur Breite, seine wortreiche Art hat den Umfang der Vorlage ums doppelte vermehrt. Der Stoff gewinnt unter seiner Arbeit durch lebensvolle, anschauliche Schilderung, durch strengere Motivirung, durch vertiefte, umständliche Darstellung seelischer Vorgänge. Das werthvolle Gedicht des unbekannten französischen Verfassers fand in Konrad einen verständnißvollen Bearbeiter, bei dem nur stellenweise seine nüchterne, dem Phantastischen abholde Art sich etwas störend bemerkbar macht. Vom Trojanerkrieg hat Konrad selber etwa 40 000 Verse verfaßt, die übrigen 10 000 Verse dichtete ein unbekannter Fortsetzer. Konrad benützte mehrere Quellen, vornehmlich des Beneeit de Ste. More estoire de Troie, dazu Ovid's Metamorphosen und Heroiden und die Achilleis des Statius. Vielleicht hatte Konrad inzwischen Französisch gelernt und bedurfte keines Dolmetsches mehr wie noch im Partono-

vier. Im Ausdruck und in Einzelheiten ist engerer Anschluß an die französische Vorlage ersichtlich. Konrad's Werk zählt zu den besten mittelalterlichen Bearbeitungen der Trojanersage. Der deutsche Dichter führt die Hauptarbeit des französischen, die Verwandlung der trockenen antiken Berichte in farbenbuntes höfisch-ritterliches Leben selbständig und erfolgreich weiter. Ueber dem Gewirre der von Konrad noch vermehrten Episoden, in deren Ausmalung bis ins einzelnste er förmlich schwelgt, geht der Zusammenhang des Ganzen völlig verloren. Ihm liegt mehr an der Anhäufung als an der Sichtung des Stoffes, in dem „wie im wilden Meer zahlreiche Ströme zusammenfließen". Die Verherrlichung des Ritterthums und der Minne ist aber in den einzelnen Theilen des ungeheuren Gedichtes, z. B. bei Paris und Oenone, Paris und Helena, Achill und Deidamea vortrefflich gelungen. Und gerade das war Konrad's poetische Absicht.

Konrad's lyrische Gedichte umfassen Minnelieder, Sprüche und zwei Leiche. Unter den Liedern begegnen Frühlings-, Winter- und Wächterlieder. Sie sind leicht und gefällig in der Form, allgemein nach ihrem Inhalt. Persönliche Erlebnisse sind in diese Stilübungen nicht verwebt. Sommerfreude und Winterleid, Weibesschöne und Minne werden, oft mit denselben Wendungen, mehrmals behandelt. Den wenig eigenartigen Gehalt sucht der Dichter mit Reimkunststücken interessant zu machen. Er verfaßte Lieder, in denen jedes Wort, ja jede Silbe einen Reim bildet. Die Sprüche sind lehrhaften geistlichen und weltlichen Inhalts und wiederholen oft dieselben Gedanken, die Konrad seinen epischen Gedichten einflocht. So deckt sich z. B. der Spruch 32,301 ff., daß die wahre Dichtkunst angeboren und nicht erlernbar sei, genau mit dem Trojanerkrieg 82 ff. Die geistlichen Sprüche und der Leich an Gott bewegen sich völlig in den Gedanken und Bildern der goldenen Schmiede. Die weltlichen erörtern Frauen- und Rittertugenden, Milde und Kargheit der Vornehmen, oft in der Form des Beispiels, daß aus einer Fabel eine Lehre und Nutzanwendung gezogen wird. Die Fabeln sind dabei oft sehr geschickt, kurz und bündig und wirkungsvoll gefaßt, manchmal auch nur in Form des Vergleiches eingeflochten. Ein Spruch ist dem Lobe des Straßburger Lichtenbergers gewidmet. Ein anderer preist einen Kunstgenossen, den Meißner zuerst überschwenglich, um ihn am Schlusse einem Bänkelsänger gleichzustellen. Der Unterschied zwischen Lied und Spruch ist verwischt, wenn an den herkömmlichen Natureingang eine Strafrede gegen geizige Herren geknüpft wird (19). Politisch ist ein Spruch auf Rudolf von Habsburg den Reichsadler, der die kleineren Raubvögel und den böhmischen Löwen überwunden hat. Aufs Interregnum geht der allegorische Tanzleich, daß Herr Mars und Frau Wendelmuth im Lande herrschen, daß die Ritter nur an Raub und Fehde denken. Frau Venus schläft und Amor ist verjagt. Der Minnesang liegt darnieder.

Die Kolmarer Jahrbücher (M. G. 17, 214) berichten zum Jahre 1287: Obiit Cuonradus de Wirziburch in Theotonico multorum bonorum dictaminum compilator. Nach dem Liber vitae junioris Sancti Petri Argentinensis ist der 1. Juni der Todestag (vgl. L. Schneegans, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1856, Sp. 34 f.). Im Jahrzeitenbuch des Basler Münsters, das im Karlsruher Archiv liegt, ist zum 31. August (II kalend. septembr.) eingetragen: Cuonradus de Wirtzburg, Berchta uxor ejus, Gerina et Agnesa, filiae eorum obiit (obierunt), qui sepulti sunt in latere beatae Mariae Magdalenae; in quorum anniversario dantur .... (folgen die Vergabungen). Zur Bedeutung dieser Stelle, wornach für das Seelenheil der Familie Konrad's, vermuthlich an seinem Todestage, dem 31. August, eine Stiftung gemacht wurde, vgl. A. Schulte, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 40 (1886), 495 f. In der Spiegel-

gasse zu Basel wird 1290 ein Haus urkundlich als die Wirzburg bezeichnet, domus quondam magistri Conradi de Wirzeburg, woher Wackernagel (Haupt's Zeitschrift 8, 348; Kleinere Schriften 1, 297 ff.; Literaturgeschichte I², S. 140, Anmerkung 63; Germania 3, 257 ff.) Herkunft und Namen Konrad's leitete. Dagegen J. Denzinger, Archiv des historischen Vereins für Unterfranken 12, 1, 61 ff.; H. Denzinger, Germania 4, 113 ff. Ueber Konrad's Gönner, deren er in seinen Werken gedenkt, vgl. Pfeiffer, Germania 12, 18 ff., über Konrad's Rechtskenntnisse vgl. R. Schröder, Zeitschrift für Rechtsgeschichte 7 (1868), 131 ff.; Haupt's Zeitschrift 13, 139 ff. Ueber Konrad's Leben und Werke schrieb zuerst J. J. Oberlin, Diatribe de Conrado Herbipolita vulgo Meister Kuonze von Würzburg saeculi XIII, phonasco germano. Argentorati 1782. Weiteres über Konrad bei Docen in v. d. Hagen's Museum 1, 39 ff.; 150 ff; Hahn, Einleitung zum Otte; W. Grimm, Einleitung zur goldenen Schmiede; v. d. Hagen, Minnesinger 4, 723 ff. Von den Litterarhistorikern behandelt Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, Frauenfeld 1892, S. 116 ff. u. Anmerkungen S. 36 ff. unsern Dichter am gründlichsten. Eine Monographie über Konrad wird von G. A. Wolff vorbereitet. Ueber Konrad's Stil vgl. Josef, Klage der Kunst, S. 28 ff.; Wolff, Halbe Birne, S. XXXI ff.; Haupt, Engelhart, Anm. zu 3465; über die Metrik W. Grimm, Silvester, S. XII; Hahn, Otte 41 ff.; Haupt, Engelhart, Anm. zu 288 u. 366.

Turnei von Nantheiß bei Bartsch, Partonopier, S. 315 ff.; hiezu Sprenger, Haupt's Zeitschrift 36, 157. Zur Deutung des Inhaltes und zur Wappenkunde Kochendörffer, Haupt's Zeitschrift 28, 133 ff.; R. v. Mansberg in der wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung 1884, Nr. 95 f. Saran, Hartmann von Aue als Lyriker, Halle 1889, S. 42 stellt ohne zwingende Beweisgründe Konrad's Verfasserschaft für dieses Gedicht in Abrede. — Der Schwanritter, nach einer lückenhaften Frankfurter Handschrift des 14. Jhs., hrsg. von W. Grimm, Altdeutsche Wälder 3, 52 ff. (1815); F. Roth 1861; Müllenhoff, Altdeutsche Sprachproben 1864. Hiezu Bartsch, Germania 6, 494 ff.; Sprenger, Germania 21, 419 ff. Ueber den Sagenstoff v. d. Hagen, Abhandlungen der Berliner Akademie 1846, S. 513 ff.; Reiffenberg, Le chevalier au cygne, Brüssel 1846; J. F. D. Blöte, Zeitschrift für romanische Philologie 21, 176 ff; Haupt's Zeitschrift 42, 1 ff. — Otte mit dem Barte, hrsg. von Hahn 1838; v. d. Hagen, Gesammtabenteuer 1, 63 ff.; Goedeke, Deutsche Dichtung im Mittelalter, S. 840 ff.; Lambel, Erzählungen u. Schwänke 1872, S. 245 ff.; Piper, Höfische Epik 3, 185 ff. Zu Vers 314 vgl. Zacher, Zeitschrift für deutsche Philologie 10, 383 ff. Zu anderen Fassungen derselben Geschichte vgl. die Vorbemerkungen der Herausgeber. — Herzmähre, hrsg. von Roth 1846; v. d. Hagen, Gesammtabenteuer 1, 229 ff.; Müllenhoff, Sprachproben, S. 89 ff.; Lambel, Erzählungen u. Schwänke, S. 275 ff.; Piper, Höfische Epik 3, 219 ff. Ueber den Schluß des Gedichtes vgl. Bartsch, Partonopier, S. XI und Haupt in seiner Zeitschrift 15, 250 f. Zur Stoffgeschichte H. Patzig, zur Geschichte der Herzmäre, Programm des Friedrichsgymnasiums, Berlin 1891. — Engelhart, hrsg. v. Haupt 1844; 2. Aufl. besorgt v. E. Josef, 1890. Das Gedicht ist nur in einem Frankfurter Druck von 1573 erhalten und mußte aus der Sprache des 16. Jahrhunderts ins Mittelhochdeutsche zurück übersetzt werden. Zur Sage W. Grimm, Athis und Prophilias 46; Müllenhoff und Scherer, Denkmäler II³, S. 121, Anmerkungen zu de Lantfrido et Cobbone; Kölbing, Paul's u. Braune's Beiträge 4, 271 ff.; C. Hofmann, Amis et Amiles, Erlangen 1882, S. III f.; R. v. Muth, Wiener Sitzungsberichte 1878, 91, 223 ff. — Die halbe Birne, hrsg. von G. A. Wolff, mit Einleitung u. Anmerkungen. Erlangen 1893. — Der Welt Lohn, hrsg. von Benecke, Wigalois 1819,

S. LV ff.; Laßberg, Liedersal 1, 321 ff.; Roth 1843; v. d. Hagen, Gesammtabenteuer 3, 399 ff.; Müllenhoff, Sprachproben, S. 98 ff.; Piper, Höfische Epik 3, 177 ff. Zum Inhalt F. Sachse, Der Welt Lohn von K. v. W. Berlin 1857; Wackernagel, Haupt's Zeitschrift 6, 151 ff. — Die Klage der Kunst, hrsg. v. E. Joseph, Straßburg 1885 (in Quellen u. Forschungen 54). — Die Legenden: Alexius, hrsg. von Haupt in seiner Zeitschrift 3, 354 ff.; 4, 400; hiezu Pfeiffer, Germania 12, 41 ff.; Silvester, hrsg. von W. Grimm 1841; hiezu Pfeiffer, Germania 12, 23 ff.; zur lateinischen Quelle Rödiger, Haupt's Zeitschrift 22, 198 ff.; Pantaleon, hrsg. von Haupt in seiner Zeitschrift 6, 193 ff. Nicolaus bei Bartsch, Partonopier, S. 335 ff. Daß Konrad diese Bruchstücke nicht verfaßte, zeigt Steinmeyer, Haupt's Zeitschrift 19, 232 ff. — Die goldene Schmiede, hrsg. von W. Grimm 1840. Konrad's Verfasserschaft bezeugen auch die Kolmarer Annalen: Conradus de Wirciburc vagus fecit rithmos teutonicos de beata virgine preciosos, Böhmer, fontes rerum germanicarum 2, XII. In den Versen 94 ff. scheint K. auf ein Marienlied Gottfried's von Straßburg sich zu beziehen. Pfeiffer, Germania 3, 77 ff., bezieht die Anspielung auf den Tristan. Zum Inhalt des Gedichtes vgl. neben Grimm's Einleitung Salzer, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur u. lateinischen Hymnenpoesie, Seitenstetten 1890. — Partonopier, hrsg. von Bartsch 1871. Das französische Gedicht hrsg. von Crapelet, 1834; vgl. Gröber, Grundriß der romanischen Philologie II, 1, 586 f. Zur Sage Kölbing, Germanistische Studien 2, 55 ff.; H. v. Look, Der Partonopier Konrads von Würzburg und der Partonopeus de Blois 1881; Liebrecht, Amor u. Psyche in Kuhn's Zeitschrift 18, 56 ff. — Der trojanische Krieg, hrsg. von Keller 1858 (Stuttgarter litterarischer Verein Nr. 44); dazu der Band Lesarten von Bartsch 1877 (ebenda Nr. 133). Zur Quellenfrage vgl. Cl. Fischer, Der afz. Roman de Troie als Vorbild für Herbort v. Fritzlar u. K. v. W. Paderborn 1883; W. Greiff, Die mittelalterlichen Bearbeitungen der Trojanersage, Marburg 1886; Granz, Ueber die Quellengemeinschaft des me. Gedichtes Seege of Troye u. des mhd. Gedichtes des K. v. W. Leipzig 1888. — Konrad's Lieder u. Sprüche, hrsg. von Bartsch, Partonopier, S. 344 ff.; G. Scheibler, Zu den lyrischen Gedichten K.'s v. W. I, Breslau 1874. Ueber Konrad's echte und unechte Meisterlieder vgl. Bartsch, Die Meisterlieder der Kolmarer Handschrift 1862, S. 164 ff. — Ueber Unechtes und Zweifelhaftes außer dem Nikolaus und den Meisterliedern vgl. Wolff, Halbe Birne, S. XXX Anm. Es handelt sich um ein Ave Maria (v. d. Hagen, Minnesinger 3, 337 ff.), das W. Grimm, Goldene Schmiede, S. XII Anm., für unterschoben erklärt. Unter dem Gedicht von der falschen Beichte (Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, S. 241) steht der Name Cunrat von Wirczpurk, während der Vf. des Schwankes von Alten Weibes List (v. d. Hagen, Gesammtabenteuer 1, 205) gar nicht „von Würzburg", sondern einfach „der arme Kuonrât" heißt. Vgl. zur Frage auch Haupt, Engelhart, S. VIII. W. Golther.

Würzburg: Zerline W., später Gabillon, Schauspielerin, geboren am 19. August 1834 zu Güstrow, † am 30. April 1892 zu Meran. Sie stammte aus jüdischer Kaufmannsfamilie, ihr künstlerischer wie ihr körperlicher Typus bringt die Eigenschaften ihrer Race in vornehmster Veredelung. 15 Jahre alt kam sie zu Maurice nach Hamburg, zu ihren ersten Eindrücken gehört das Auftreten der Rachel, das sie selbst noch später aus lebendigster Erinnerung im „Decamerone des Burgtheaters" geschildert hat. Wenn sie hartnäckig an großen tragischen Rollen festhielt, mag dieses große jugendliche Vorbild von bestimmendem Einflusse gewesen sein. Sie selbst erschien 1850 zum ersten Male auf der Scene, in dem vollen Zauber ihrer poesievollen Erscheinung und der verführerisch reizvollen Unschuld

ihres Wesens. Einem Tanagrafigürchen mit goldigem Haar und zartgetönter Elfenbeinhaut wird sie von L. Hevesi verglichen, und Speidel bewundert den schönen Kopf „dessen semitisch angelegte Züge in das nachbarliche Ideal des griechischen Profils mit eigentümlichem Reiz hinüberspielten". Ihre Stimme war wohllautend, voll süßen Klanges, entbehrte aber der Kraft für den Ausdruck starker Leidenschaften. Im Mai 1853 erschien sie auf dem Wiener Hofburgtheater als Gast mit der Jungfrau von Orléans, der Parthenia und der Donna Diana. Dem Publicum kam sie wie ein „Luftzug von Jugend und Schönheit . . . In dieser frischen Jugendlichkeit, in dieser Dämmerung von Formen lag eine Romantik, die das Publicum erquickte" (Speidel). Nur Laube war nicht zufrieden; jedenfalls hörte er sofort aus dem ganzen noch unausgesprochenen Wesen verrätherische Obertöne heraus, welche auf ein anderes Fach hinzuweisen schienen, als sie selbst und ihre Bewunderer in Anspruch nahmen. Daß er sie halb gezwungen engagiren mußte, machte ihre Stellung von vornherein schwierig, und noch vor ihrem Eintritt (17. September) begann ein Feder- und Redekrieg zwischen einem rücksichtslosen Bühnenleiter und einer temperamentvollen, wortsicheren Künstlerin, der sich durch Laube's ganze Direction hinzieht und auch unter seinen Nachfolgern noch manches leise grollende Nachspiel findet. Noch in seiner Geschichte des Burgtheaters wird Laube ihrem Verdienste nicht ganz gerecht. Gleich in Hamburg erschien sie ihm nicht als die richtige Liebhaberin, und 1857 schreibt er den Mißerfolg von Hersch's Sophonisbe hauptsächlich ihrer Darstellung zu: „Eine unerläßliche Eigenschaft der tragischen Liebhaberin ist ein edles Gefühl, welches von ihr ausströmt, wie der Hauch des Herzens. Wo dies fehlt, sind alle Kunststücke vergebens. Eine Schauspielerin der dies fehlt, muß alle Aufgaben vermeiden, welche die Thräne erwecken sollen". Und nur wie abgenöthigt klingen die kargen Lobesworte, die er ihr später ertheilt: „Auch Frau Gabillon, die ich im Tragischen immer tadeln mußte, hat im modernen Stücke ein Fach scharfer Damen gefunden, welches sie fest ausfüllt". Aber das Publicum dachte anders, und Aug und Ohr freuten sich ihrer Hero, ihrer Lycisca, Maria Stuart und gaben sich der allzuweichen, lyrisch-sentimentalen Stimmung hin, die durch derartige Rollen bei ihr hindurchging. Wenn man nach späteren Jahren auf die Jugend zurückschließen darf, war Laube sachlich wol im Rechte. Sie ließ sich leicht verleiten, ihre Mittel zu überspannen und innerliche Kraft durch ein künstliches Pathos ersetzen. Wo aber keine physischen Anstrengungen nöthig waren, sondern die geistige Erfassung in den Vordergrund trat, konnte sie auch in der Tragödie erschütternd wirken. Das tonlose Lispeln ihrer „Sorge" im zweiten Theile des Faust klingt noch jedem Hörer schaurig wieder, wenn er die Scene zu lesen versucht, ihre „Eboli" und „Gräfin Terzky", die sie nur ungern übernommen hatte, bezeichnen die Grenze, welche das Tragische vom conversationellen Fache schied und zugleich innig verband. Denn hier ward sie bereits zur Dame, und Dame zu sein, im weitesten Sinne des Wortes, in höchster rednerischer und mimischer Vollendung, wurde ihre unerreichbare Kunst. Was sie da an Individualitäten von Scribe zu Bauernfeld, Augier und Pailleron geschaffen, lebt noch in frischer Erinnerung. Ihr fielen alle die gefährlichen Aufgaben zu, jene Frauen im deutschen und französischen Conversationsstück, welche mit den Waffen der Eleganz und Dialektik um den Mann kämpfen, der von ihnen zur mädchenhaften Unschuld hinüberstrebt; gelegentlich kam wol eine Pointe schärfer als nothwendig heraus, und, so glänzend sie Benedix spielte, ließ sie doch fühlen, wie sie geistig über solchen Producten stand. Aber die Bezeichnung „scharfe Dame", mit der man ihre Charakteristik zu erschöpfen glaubte, ist viel zu enge für die mannichfaltigen Schöpfungen, die sie von der idealen „femme de trente ans", bis zu einer unnachahmlichen Herzogin in „Die Welt

in der man sich langweilt" führten. Am ergötzlichsten wars wol, wenn sie ihrem Gatten Gabillon, der sie 1856 heimgeführt hatte, gegenüberstand im Zungengefechte und mit seinem Rappiere seine stärkeren Schwertschläge parirte; Benedict und Beatrice gaben in ihnen ein gut Theil ihres eigenen Wesens und glücklichen Treibens zum Besten. Sie schuf den Salon des Burgtheaters, in seiner feinsten wienerischen wie französischen Ausgestaltung, sie blieb durch Jahrzehnte sein herrschender Mittelpunkt. Und was sie der Bühne gab, gab sie auch dem Leben und dieses ihr wieder. Ein reines, bürgerliches Glück ruhte auf ihrem Heim; hatte der kritische Bauernfeld 1854 in seinem Tagebuch sie mit den Worten charakterisirt: „Ein liebes, einfaches Mädchen, bisher noch ohne alle Fadaisen der hiesigen Hofschauspielerinnen" (Grillparzer-Jahrbuch 6, 116), so bewahrte sie sich diese Eigenschaften auch als mustergültige Hausfrau, die von dem lebhaften, temperamentsprühenden Theaterblut, das in ihr pulsirte, nicht im geringsten geschädigt wurde. Als sie am 10. December 1891 in „Traum ein Leben" als Hexe, der sie so viele kleine charakteristische Züge zu leihen verstanden, zum letzten Male die Bühne betreten, verschwand eine der hinreißendsten Eigenarten, die mit vollem Rechte von sich sagen durfte, daß sie alle Imitation verachtete, von der deutschen Bühne.

Ludwig Hevesi, Zerline Gabillon. Ein Künstlerleben. Stuttgart 1894. — Laube, Das Burgtheater, S. 245, 323, 374. — Ludwig Speidel in Wien 1848—1888. I, 2, 374 und die Nekrologe der Wiener Blätter.

Alexander v. Weilen.

Wurzelbau: Johann Philipp v. W., Astronom, geboren am 28. Septbr. 1651 zu Nürnberg, † ebenda am 22. März 1725. Der Familienname war ursprünglich Wurtzelbauer, während die Nobilitierung erst 1706 erfolgte. Von einem geschickten Privatlehrer, Magister Wandersleben, vorgebildet, besuchte W. nur die drei obersten Classen des Nürnberger Gymnasiums und gedachte nun eine Hochschule zu beziehen. Allein da gerade um diese Zeit sein Stiefvater in einiger Verlegenheit war, wie er die von ihm geleitete große Messinghandlung ohne Unterstützung weiter betreiben solle, so trat W. in das väterliche Geschäft ein und führte sie, nachdem der Inhaber verstorben war, bis zum Jahre 1691 selbständig weiter, ohne sich jedoch durch diese Beschäftigung von dem ihm mehr am Herzen liegenden wissenschaftlichen Studium abhalten zu lassen. Nachdem er das Geschäft verkauft hatte, erbaute er sich 1692 eine eigene — auf dem ihm angehörigen Hause am „Spitzenberg" noch jetzt sichtbare — Sternwarte und rüstete dieselbe mit den besten Instrumenten aus. Dieselben befinden sich jetzt theilweise in der mathematischen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg. Ununterbrochen thätig, wurde er nach und nach Mitglied der bedeutendsten gelehrten Gesellschaften und stand mit den Celebritäten des Zeitalters, mit einem Leibniz, Tschirnhaus, Cassini, De la Hire, Roemer, Hevelius, Kirch, Flamsteed, Manfredi und Grammatici, in ununterbrochenem Briefwechsel. Sein Verdienst bewirkte auch, daß ihn (s. o.) Kaiser Josef I. in den Adelsstand des Reiches erhob.

Wurzelbauer's überaus zahlreiche Beobachtungen wurden zumeist in den Denkschriften der Berliner, Pariser und Londoner Akademie veröffentlicht; insbesondere finden sich in den „Philos. Transactions" auch seine in Verbindung mit Eimmart und Volckamer (A. D. B. V, 758 u. XL, 225) angestellten Studien über die Veränderlichkeit der magnetischen Mißweisung. Viele andere Beobachtungsnotizen, zumal über die Sonnenflecken, fanden sich handschriftlich im Nachlasse vor. Publicirt wurden von ihm selbst zwei Monographien über Sonnenfinsternisse (zusammen mit Eimmart, Nürnberg 1684 und 1685) und eine deutsche Uebersetzung von Huygens' „Cosmotheoros" („Weltbetrachtende Muthmaßungen

von den himmlischen Erdkugeln", Leipzig 1703), sowie zwei für die geographische Lage Nürnbergs grundlegende und Wurzelbau's Observationstechnik vortheilhaft beleuchtende Schriften („Uranies Noricae basis astronomicogeographica", Nürnberg 1697, auch in geschichtlicher Beziehung werthvoll; „Stabilimentum baseos Uranies Noricae", ebenda 1713). Eine Sammlung nachgelassener Schriften kam posthum heraus („Opera geographico-astronomica", Nürnberg 1728). Wie bedeutsam seine Arbeiten den Zeitgenossen erschienen, geht u. a. aus denjenigen seines Freundes und Nachfolgers Rost (s. A. D. B. XXIX, 274) klar genug hervor.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 146 ff., wo übrigens der Todestag unrichtig angegeben ist. — Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 2. Band, Leipzig 1863, Sp. 1377.

Günther.

Wurzer: Balduin W., katholischer Theologe, geboren am 25. December 1738 (so nach Meusel's Angabe; Träger gibt als Geburtsjahr 1740 an, ohne näheres Datum) zu Kelheim in Niederbaiern, † im Januar 1809. W. erhielt seine Gymnasialbildung in Regensburg und Landshut, absolvirte das Studium der Philosophie an der Universität zu Ingolstadt und trat dann im Kloster Aldersbach in Niederbaiern in den Cistercienser-Orden ein. Nach vollendetem Studium der Theologie empfing er die Priesterweihe und wurde nachher in seinem Kloster als Professor verwendet. Durch Decret vom 7. April 1775 wurde er als Professor der Moral und der Kirchengeschichte an die Universität Ingolstadt berufen, wo er im darauf folgenden Wintersemester seine Vorlesungen eröffnete. Gleichzeitig wurde er Doctor der Theologie und kurfürstlich bairischer geistlicher Rath, im folgenden Jahre auch Protonotarius apostolicus und fürstbischöflich Freisingischer geistlicher Rath. Schon nach zweijähriger Lehrthätigkeit an der Universität wurde er aber im J. 1777 zu Beginn der Herbstferien von seinen Oberen in das Kloster zurückberufen. Später war er Beichtvater des Cistercienser-Nonnenklosters Seligenthal bei Landshut, bis zur Säcularisation der Klöster, worauf er sich wieder nach Aldersbach zurückzog für den Rest seines Lebens. — Vor seiner Berufung nach Ingolstadt verfaßte W. zwei Lehrbücher zunächst für den Gebrauch der Lehranstalten seines Ordens: „Philosophia regularis s. systema problematicum de philosophia in asceteriis regularibus tradenda" (Ratisbonae 1769); sodann: „Prodromus isagogicus historico-critico-literarius in theologiam eclecticam" (Ratisbonae 1773), eine allgemeine Einleitung in die Dogmatik, welche zugleich die Ansichten des Verfassers über die richtige Methode auseinandersetzt; ähnlich seinem Ordensgenossen Wiest (s. A. D. B. XLII, 440), der ihm übrigens an positiver Gelehrsamkeit wie in der richtigen Maßhaltung überlegen ist, will er die Behandlung der Dogmatik vereinfachen, von dem nach seiner Ansicht Ueberflüssigen entlasten, und vor allem von den Fesseln der scholastischen Methode, gegen die er leidenschaftlich polemisirt, befreien; mit dem Namen theologia eclectica bezeichnet er die nach seiner Methode betriebene, weil sich dieselbe eben an keine Schule binden, sondern von allen Schulen nur das Beste nehmen und sich im übrigen nur an die Quellen des Glaubens und an die katholischen Principien halten wolle. — Als Professor in Ingolstadt ließ W. zuerst ein kurzgefaßtes Lehrbuch der Moral erscheinen: „Specimen theologiae moralis christianae methodo acroamatica elucubravit P. B. Wurzer" (Ingolstadii 1775), das nach denselben Grundsätzen ausgearbeitet ist, die er im „Prodromus isagogicus" zunächst für die Dogmatik auseinandergesetzt hatte. Seine anderen litterarischen Arbeiten aus diesen Jahren seines akademischen Lehramtes gehören dem Gebiete der baierischen Kirchengeschichte an; es sind dies die Abhandlung: „De statu religionis christianae in Bavaria, ab exordio praetensae Reformationis

usque ad Pacem Westphalicam“, von der jedoch nur die zwei ersten Abschnitte, bis 1555 reichend, als Dissertationen gedruckt erschienen sind (Periodus I. ab anno 1517 usque ad a. 1545, Ingolstadii 1776; Periodus II. ab anno 1545 usque ad annum 1555, Ingolstadii 1777), und die kleine Streitschrift: „Rationes dubitandi de Synodo Nuenhaimensi, sub Tassilone Bajoariae duce celebrata, quam nuper ex codice Weltenburgensi eruit et conjecturis illustravit Hermannus Scholliner“ (Augustae Tiberii 1777; vgl. über diese Controverse Hefele's Conciliengeschichte, Bd. III, 2. Aufl., S. 608). Aus den folgenden Jahren liegen von W. keine weiteren litterarischen Arbeiten vor. Briefe Wurzer's an Steigenberger aus den Jahren 1778—1786 bewahrt die Münchener Hof- und Staatsbibliothek im Manuscript, Cod. germ. Mon. 2712.

J. A. Träger, Geschichte der Stadt Kellheim (Passau 1823), S. 77 f. — J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland, Bd. 16 (5. Aufl. 1812), S. 207. — Permaneder, Annales Univ. Ingolst.-Landish.-Monach., P. V. (Monachii 1859), p. 19, 25, 36. — Hurter, Nomenclator, T. III (ed. 2, 1895), p. 705.

Lauchert.

Wurzer: Ferdinand W., Chemiker und Arzt, geboren am 2. Juni 1765 zu Brüel bei Köln, † am 30. Juli 1844 zu Marburg i. H. Nachdem W. im J. 1788 zu Bonn zum Dr. med. promovirt war, prakticirte er daselbst von 1789 bis 1794; dann docirte er als Professor an der dortigen Universität bis 1797, in diesem Jahre wurde er Professor der Chemie und materia medica an der neu errichteten Centralschule in Bonn, wo er bis 1804 blieb und war seitdem Professor der Chemie und Medicin in Marburg. Seine Veröffentlichungen, meist kleinerer Art, finden sich in verschiedenen Journalen, z. B. Crell's Annalen, Schweigger's Journal. Aus der sehr großen Zahl seien die wichtigeren hervorgehoben: „Handbuch der populären Chemie (1806); „Ob Kirchhöfe in Städten schädl. Einfluß auf die Gesundheit der Bewohner haben?“ (Crell's Archiv 1794); „Vorrichtungen zum Atmen in mephitischen Gasen“ (ib. 1799); „Analyse eines menschl. Harns“ (Schweigg. J. 1812); „Ueber das Kaleidoskop“ (Gilbert's Annalen LIX. 1818).

Poggendorff's biogr.-litt. Handwörterbuch. Carl Oppenheimer.

Wüstemann: Ernst Friedrich W. wurde am 31. März 1799 zu Gotha geboren, wo sein Vater, Joh. Christoph W., als Hofadvocat und Regierungsfiscal eine angesehene Stellung einnahm. Die kleine thüringische Residenz war damals unter dem Scepter eines für edlere Zwecke leicht zu erwärmenden Fürsten, des Herzogs Ernst II. (1772—1804), wie auch unter dessen Sohn und Nachfolger, Herzog August (1804—1822), der Sitz eines regen wissenschaftlichen Lebens, das nicht zum wenigsten an dem dortigen Gymnasium illustre hervortrat und dieser Anstalt zu einer hohen Blüthe und Berühmtheit verhalf. W., der anfangs von seinem vielseitig gebildeten und auch mit den Schriften des classischen Alterthums wohl vertrauten Vater unterrichtet worden war, besuchte sie seit Ostern 1808 und gewann durch die tüchtigen, theilweise geradezu hervorragenden Schulmänner, die daran wirkten, — außer dem langjährigen Director Fr. W. Döring (s. A. D. B. V, 289 ff.), waren es Kaltwasser (XV, 49 f.), K. Gotth. Lenz (XVIII, 277 f.), Galletti (VIII, 332), Fr. Kries, Chr. Ferd. Schulze (XXXII, 765 ff.), Ludwig Regel († 1826), Fr. A. Ukert (XXXIX, 175 f.), seit 1814 auch Val. Chr. Fr. Rost (XXIX, 278 f.). — für seine späteren Studien eine feste und umfassende Grundlage. Auch der Oberbibliothekar Friedr. Jacobs (s. A. D. B. XIII, 600 ff.), die edelste Zierde des gothaischen Gelehrtenkreises, blieb auf Wüstemann's Entwickelungsgang nicht ganz ohne Einfluß. Daneben förderte ihn in hohem Maße die vortreffliche Büchersammlung seines Vaters, die er schon als Knabe im Verein mit seinem älteren Bruder, dem

späteren sachs.-altenburgischen Geheimen Rath und Minister Karl Christian W. (s. u. S. 369), mit unersättlichem Eifer zu durchforschen begann. So bezog er denn, mit einer vorzüglichen Schulbildung ausgestattet, im Herbst 1816 die Universität zu Göttingen und schloß sich bei dem Studium der Alterthumswissenschaften, dem er sich aus innerster Neigung widmete, aufs engste an Dissen (s. A. D. B. V, 254 ff.) an, ohne jedoch die beiden anderen Philologen der Georgia Augusta, Mitscherlich (s. A. D. B. XXII, 15) und Welcker (XLI, 653), zu vernachlässigen. Bald erwarb sich der talentvolle und namentlich mit einer seltenen Gedächtnißkraft begabte Student durch Fleiß und Fortschritte die Achtung und Zuneigung seiner Lehrer und erweckte namentlich durch seine Arbeiten im Seminar und in Dissen's philologischer Societät von seinen Fähigkeiten eine so gute Meinung, daß Lord Guilford, der englische Gouverneur der Jonischen Inseln, ihm auf Empfehlung des in Göttingen studirenden Epiroten Konstantin Asopios noch vor Vollendung seines Trienniums an der Akademie, die er in Korfu zu errichten beabsichtigte, die Professur der lateinischen Sprache und Litteratur anbot. W. nahm jedoch die ehrenvolle Berufung nicht an, da sein alternder Vater ihn nicht gern in eine so weite Ferne ziehen lassen wollte, kehrte vielmehr im Herbst 1819 in seine Geburtsstadt zurück, wo er alsbald, hauptsächlich auf Rost's Betrieb, an demselben Gymnasium, das er noch vor drei Jahren als Schüler besucht hatte, als Collaborator angestellt und als solcher am 4. October des genannten Jahres vom Director Döring feierlich eingeführt wurde. Er zählte erst 20½ Jahr; aber seine offenkundige Gelehrsamkeit, sein klarer und fesselnder Vortrag, sein gesetztes und taktvolles Auftreten, nicht zum wenigsten auch die unermüdliche Hülfsbereitschaft, mit der er sich seiner Schüler auch außerhalb der Lehrstunden annahm, halfen ihm über die Schwierigkeiten, die ihm seine Jugend in den Weg legte, mit Leichtigkeit hinweg. Schon nach kurzer Zeit gehörte er zu den geschätztesten und erfolgreichsten Lehrern der Anstalt. Mit seinen Amtsgenossen verknüpften ihn die Bande einer freundschaftlichen und pietätvollen Collegialität. Auch bei der Bürgerschaft erfreute er sich großer Beliebtheit, und daß auch Regierung und Landesherr seiner Tüchtigkeit Anerkennung zollten, geht u. a. daraus hervor, daß er 1842 zum Professor aufrückte und 1853 den Titel „Hofrath“ erhielt. Nicht minder günstig gestaltete sich Wüstemann's Privatleben. Mit seiner Gattin, Nanny Salbach, der Tochter eines angesehenen und begüterten Rechtsgelehrten, lebte er in glücklicher, mit zwei Kindern gesegneten Ehe. Das stattliche, von einem Garten umgebene Haus vor der Stadt, das er mit seiner Familie bewohnte, bildete den Mittelpunkt einer heiteren und anregenden Geselligkeit und wurde auch von Fremden, die entweder die Gastlichkeit des Besitzers oder das Verlangen nach dessen litterarischem Beirath herbeiführte, vielfach besucht. Nach allem begreift man, daß W. sich von seiner Vaterstadt nicht zu trennen vermochte und die ehrenvollen Berufungen, die von verschiedenen Seiten her an ihn ergingen, sämmtlich zurückwies. Groß war die Zahl der auswärtigen Gelehrten, mit denen W. in wissenschaftlichem und freundschaftlichem Briefwechsel stand. Das Archäologische Institut in Rom ernannte ihn in wohlbegründeter Würdigung seiner Verdienste zu seinem Mitgliede.

Im Anfang seiner Schulthätigkeit hatte W. auf verschiedenen Stufen sowohl griechischen als lateinischen Unterricht zu ertheilen, übernahm aber, als im Herbst 1833 der Director Döring in den Ruhestand trat, an dessen Stelle das Lateinische in den oberen Classen allein und setzte diese Wirksamkeit ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode fort. In der That hätte man für diese Aufgabe einen geeigneteren Vertreter nicht zu finden vermocht; denn W. verstand es, die Sprache Latiums in Wort und Schrift in seltener Reinheit und Eleganz zu handhaben, und galt nach Eichstädt's Tode († 1848, s. A. D. B. V, 742) für

den besten Latinisten seiner Zeit. Mit wie gutem Rechte lassen seine Schriften, vor allem die von ihm veröffentlichten Gedächtnißreden, Carmina und Votivtafeln, auch heute noch deutlich erkennen. Von seinen Schülern haben sich später verschiedene, beispielsweise Friedrich Dübner (s. A. D. B. V, 440 ff.), Raphael Kühner (XVII, 353) und der erst am 25. August 1895 verstorbene Lexikograph Georges, als tüchtige Philologen hervorgethan. — In seinen wissenschaftlichen Publicationen bevorzugte W. anfangs das Gebiet der griechischen Sprache und Litteratur. Mit seinem Collegen und Freunde, dem schon erwähnten späteren Director und Oberschulrath Rost, gab er seit 1820 die bekannte „Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische“ heraus, von der der erste Theil (1. und 2. Kursus) 1876 in 11., der zweite (3. und 4. Kursus) 1861 in 4. Auflage erschien. Außerdem veröffentlichte W. 1823 eine Ausgabe der Euripideischen Alkestis und 1830 eine solche des Theokrit, beide mit lateinischem Commentar. Als jedoch das letztgenannte Werk, zu dem auch Friedrich Jacobs werthvolle Beiträge geliefert hatte, von einem Recensenten ungünstig und unbillig beurtheilt wurde, machte dieses auf W. einen so schmerzlichen Eindruck, daß er die griechischen Studien bei Seite setzte und seine litterarische Thätigkeit fast ausschließlich nur noch den Römern zuwendete. Von den zahlreichen Früchten derselben ist neben der neuen Ausgabe, die er 1843 von Heindorf's Commentar zu Horazens Satiren veranstaltete, besonders seine Sammlung lateinischer Sinnsprüche (Promptuarium Sententiarum e veterum scriptorum Romanorum libris congessit E. F. Wuestemann. Gothae 1856. 16°. Editio altera curavit Mauritius Seyffertus. Nordhusae 1864. 16°) zu erwähnen, die als das Ergebniß einer langjährigen und eindringenden Lectüre im Jahre seines Todes erschien und seinem Namen bei den Liebhabern des römischen Alterthums noch für lange Zeit ein ehrenvolles und dankbares Andenken sichern wird. Populär gehalten, aber auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhend, sind verschiedene Beiträge, die W. der Kunstgärtnerei der Alten gewidmet hat. Seine umfangreichen lexikalischen Collectaneen blieben ungedruckt.

W. starb infolge eines gastrischen Fiebers am 1. Juni 1856. Schüler, Vorgesetzte, Mitbürger und Freunde empfanden den Tod des verdienstvollen, liebenswürdigen, edelgesinnten und allezeit hülfsbereiten Gelehrten als einen schweren Verlust.

Vgl. Fr. Berger, Oratio in memoriam Ern. Frid. Wuestemanni habita. Abgedr. im Programme des Gothaer Gymnasiums von 1857. — C. E. Georges, Ern. Frid. Wuestemanni Memoria. Gothae 1857. — Nekrolog und Bildniß in der Illustrirten Zeitung (Leipzig, Weber) vom 12. Juli 1856, Nr. 680. — Nekrolog in der Augsburger Allgem. Zeitung, Jahrg. 1857, Beilage zu Nr. 31. — Biographie von A. Schumann. Abgedr. bei Petzholdt, Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft, Jahrg. 1883, S. 198—205 und 221—229. — Pökel's Philolog. Schriftsteller-Lexikon, S. 309. — Bursian's Gesch. der klass. Philologie in Deutschland, I, 604. — Die Verzeichnisse der von W. veröffentlichten Schriften bei Berger, Georges und Pökel bedürfen der Ergänzung. Erschöpfend ist allein das Verzeichniß bei Schumann. Koldewey.

Wüstemann: Karl Christian v. W., altenburgischer Staatsminister, wurde geboren am 27. October 1795 zu Gotha, wo sein Vater Hofadvocat und Regierungsfiscal war. Er verlebte in den angenehmsten Familienverhältnissen eine glückliche Jugend, von welcher sein jüngerer Bruder, der bekannte Latinist E. Fr. Wüstemann (s. o.) eine fesselnde Schilderung in der Vorrede zu einer 1856 bei Scheube in Gotha erschienenen Schrift: „Promptuarium sententiarum“

entwirft. Frühzeitig trat der Knabe in das Gymnasium seiner Vaterstadt ein, an welchem damals Döring, Galletti, Lenz, Regel, Kries, Schulze, Ukert und besonders Friedrich Jacobs unterrichteten. Durch die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1806 bis 13 ward zwar sein Bildungsgang vielfach unterbrochen, doch bot jene Zeit ihm auch des Anregenden und Interessanten gar viel. Ostern 1813 bezog W. die Universität Jena, um die Rechte zu studieren, vertauschte aber diese Hochschule bereits Michaelis desselben Jahres mit Göttingen, wo er bei Meister, A. Heise, Bergmann, besonders aber bei Hugo hörte. Mit letzterem verbanden ihn bald freundschaftliche Beziehungen und in seinem Civilistischen Magazin veröffentlichte Hugo Wüstemann's litterarische Erstlingsarbeit über den Ulpianus de edendo. Nach vollendeten Studien nach Gotha zurückgekehrt, erhielt W. eine Anstellung als Registrator bei der Geheimen Kanzlei des Ministeriums und verheirathete sich 1818 mit Wilhelmine Christiane Kühner. Seine unmittelbaren Vorgesetzten in seiner Stellung waren E. A. v. Hoff und B. v. Lindenau. Beide lernten W. bald schätzen und Hoff beschäftigte ihn seit 1819 bei der Redaction des Gothaischen Hofkalenders, ja überließ ihm dieselbe von 1823—26 ganz. W. war es nun, der jenem Buche hauptsächlich zu seiner noch jetzt bestehenden Blüthe verhalf, denn 1819 nahm er den statistischen Theil und 1824 das diplomatische Jahrbuch in dasselbe auf. Aber außer dieser redactionellen, entwickelte W. auch sonst noch eine rege litterarische Thätigkeit. Auf Veranlassung des Herzogs August von Sachsen-Gotha-Altenburg gab er 1820 mit dem bereits genannten Bruder eine mit vielen antiquarischen Bemerkungen versehene Uebersetzung der Schrift des Franzosen Mazois „Der Palast des Scaurus oder Beschreibung eines römischen Stadthauses“ heraus, 1823 veröffentlichte er eine neue Bearbeitung und deutsche Uebersetzung der „Institutionen, Paraphrase des Theophilus“ (Berlin 2 Bde.) und 1826 erschien die Uebersetzung des französischen Werkes: „Betrachtungen über die letzten Revolutionen in Europa von Hr. v. S.“

Als 1825 der letzte Herzog von Gotha-Altenburg starb, fanden die Auseinandersetzungen über die Erbschaft in Hildburghausen statt und bei dieser Gelegenheit kam auch W. dorthin. Herzog Friedrich von Hildburghausen fand so viel Gefallen an ihm, daß er ihn als Legationsrath in sein Geheimrathscollegium berief und ihm schon im folgenden Jahre mit dem Titel Geheimer Legationsrath Sitz und Stimme bei genannter Behörde verlieh. Bei der endlichen Regelungsconferenz der Erbschaftsangelegenheit vertrat W. in Gemeinschaft mit dem ebenfalls aus gothaischem in hildburghäuser Dienst getretenen Geheimrath v. Braun die Interessen des hildburghäuser Hofes, mit welchem er sodann auch im November 1826 nach Altenburg übersiedelte. Hier wurde er mit dem Titel Geheimer Assistenzrath das dritte Mitglied der Landesregierung. Sehr schnell eignete er sich eine eingehende Kenntniß des Landes an, und diese befähigte ihn, eine rasche Ordnung der neuen Verhältnisse herbeizuführen. Als infolge unruhiger Auftritte im J. 1830 auch für Altenburg eine neue Regelung der Verfassungsverhältnisse herbeigeführt wurde, besorgte er die Redaction des auf die Finanzen bezüglichen Theiles des noch jetzt geltenden Staatsgrundgesetzes. Dasselbe Jahr brachte seine Ernennung zum Vicepräsidenten des herzoglichen Consistoriums und seine Erhebung in den Adelstand. In seiner neuen Stellung bewirkte er eine wesentliche Verbesserung der kirchlichen und Schulverhältnisse des Landes und wurde deshalb 1835 zum Consistorialpräsidenten ernannt. Reibungen mit der Geistlichkeit veranlaßten ihn jedoch schon 1840, wieder um Enthebung von diesem Amte zu bitten, worauf seine amtliche Thätigkeit auf die Stellung eines Ministers beschränkt wurde, in welcher er fortan namentlich das Finanzdepartement zu leiten hatte. Eine große Freude war es ihm, als ihn die deutschen Land- und Forstwirthe, welche 1842 in Altenburg tagten, zu ihrem ersten Vor-

sitzenden wählten. Seit jener Versammlung begann er jedoch zu kränkeln und verschiedene Badecuren wollten seine Gesundheit nicht wieder herstellen. So kam das Jahr 1848 und W. merkte, daß eine neue Aera beginne, mit welcher seine conservative Anschauung nicht in Einklang zu bringen sei, daher bat er um seine Entlassung. Sein Landesfürst, der ihn nicht missen mochte, gab ihm jedoch nur ein Jahr Urlaub und W. begab sich zu seiner Erholung in das gastliche Haus seines Bruders nach Gotha. Bereits im Juni 1848 bat er aber von dort aus um seine gänzliche Pensionirung, um namentlich der Aussicht enthoben zu sein, bei den inzwischen in Altenburg bis zur äußersten Spitze der Bewegung vorgerückten Zuständen in einer ihm unliebsamen Weise verwendet zu werden. Seine Verabschiedung erfolgte hierauf in ehrenvollster Weise. Mit der herzoglichen Familie, welche auf seinen Rath viel gab, blieb er jedoch auch jetzt noch in beständiger Beziehung und auf Wunsch des Herzogs Georg kehrte er 1852 wieder nach Altenburg zurück. Behufs Aenderung der Verfassung von 1848 sandte er W. nach Berlin und als letzterem hier König Friedrich Wilhelm IV. preußisches Militär und preußische Beamte zur Verfügung stellte, that er die bezeichnende Aeußerung: „Mehrere würden mir zu viel sein, nur einen Beamten erbitte ich mir". Anfang Februar 1853 übernahm W. interimistisch noch einmal das Departement der Finanzen, jedoch mit der Bedingung, daß seine Thätigkeit höchstens ein Vierteljahr dauere. Nach seiner nochmaligen huldvollen Entlassung lebte er nun in Altenburg im Ruhestande, sich litterarisch damit beschäftigend, unter der Bezeichnung „Aus Thüringen" wöchentlich 1—2 Artikel für die „Leipziger Zeitung" zu liefern. Eine besondere Ehrung ward ihm im J. 1858 noch dadurch zutheil, daß ihn die Universität Jena bei Gelegenheit ihres dreihundertjährigen Jubiläums zum Ehrendoctor der Rechte ernannte. W. verstarb nach kurzer Krankheit am 28. October 1863, seinem 68. Geburtstage. Er hinterließ einen einzigen Sohn, Leopold v. W., (geboren am 20. April 1819, gestorben am 10. Juli 1894), welcher herzogl. sachsen-altenburgischer Kammerherr und Geheimer Kanzleirath war.

Mittheilungen von Seite der Familie. — Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, Jahrgang 1864 Nr. 10. — Augsb. Allgemeine Zeitung, Jahrg. 1863 Nr. 305, S. 5047. — Altenburger Geschichts- und Hauskalender, Jahrg. 1864. — Meusel, Biographisches Lexikon u. s. f., XXI, 718.

Max Berbig.

Wusterwitz: Engelbert W., vermuthlich geboren in Brandenburg a. H., märkischer Historiker für die Zeit von 1391—1425. Seine Aufzeichnungen sind uns nur erhalten durch Andreas Angelus (Engel, † 1598) und P. Hafftiz († 1602, s. A. D. B. X, 320), welche sie als Quelle benutzten und ihren Werken, den Annales Marchiae Brandenburg. und dem Microchronicon einverleibten. W. starb in Brandenburg, 5. Dec. 1433, wie noch im vorigen Jahrhundert ein Denkstein in der dortigen Katharinenkirche meldete. Riedel hat im vierten Haupttheil (D) 1862 die Stücke des W. aus Angelus S. 23—45, die aus Hafftiz S. 168—208 abgedruckt; mit eingehendem Commentar u. d. T. „Engelbert Wusterwitz' Märkische Chronik nach Angelus und Hafftiz" hat sie Jul. Heidemann herausgegeben (1878). Vgl. dazu die ausführliche Recension von G. Sello i. d. Zsch. f. Preuß. Gesch. u. Landesk., S. 280—316, Berlin 1879. Ueber W.'s Antheil an der Magdeburger Schöppenchronik s. K. Janicke in sein. Ausg., Lpz. 1869, S. XXV—XXIX d. Vorrede.

—.—

Wustlich: Otto W., Porcellan-, Landschafts- und Bildnißmaler, geboren am 23. März 1819 zu Pfaffendorf (Unterfranken), kam 1836 in die Kunstanstalt von H. C. Schmidt in Bamberg, wo er als Autodidakt sich in der Porcellanmalerei übte, welcher er noch bei seiner Uebersiedelung nach München seit 1840 beinahe ausschließlich oblag. Mit beharrlichem Fleiße brachte er es

zu ganz vorzüglichen Leistungen. König Ludwig I., welcher ihn außerordentlich schätzte, ließ durch W. nicht allein ein Speiseservice malen, sondern auch viele der kostbarsten Bilder der alten Pinakothek, darunter Raphael's Madonna Tempi und dessen angebliches Selbstbildniß (jetzt als Bindo Altoviti's Porträt erkannt), die einen Früchtekranz tragenden Kinder von Rubens u. s. w. auf Porcellanplatten copiren, eine eigene Sammlung, welche mit den ähnlichen Arbeiten anderer Porcellanmaler einen Saal in den Parterreräumen der Neuen Pinakothek füllt. Der königliche Mäcen beschenkte den Künstler mit einem nahe bei den Propyläen gelegenen Bauplatz, woselbst sich W. ein behagliches Heim gründete. Auf der Weltausstellung zn London 1851 erhielt W. die große goldene Medaille (in Bronze), 1854 wurde er Staatspensionär der k. b. Akademie der Künste. Zur Abwechselung pflegte W. auch das Porträt (darunter z. B. das Bildniß des nebenbei als Schriftsteller bekannten Generals v. Hailbronner [1856, lithographirt von O. Patzig]), und die Landschaft; noch 1870 brachte er eine ganze Serie von kleinen Waldbildern in den Kunstverein. Bald darauf verkaufte W. sein Haus und zog sich in die ländliche Abgeschiedenheit des bairischen Waldes zurück, wo er am 8. April 1886 zu Schönberg (bei Wunsiedel) verschied.

Hyac. Holland.

Wutginau: Gottfried Ernst Reichsfreiherr v. W., k. k. Generalfeldzeugmeister, wurde am 31. August 1674 zu Bielau in Schlesien geboren, wo der Vater begütert war. Der Großvater Christoph Wuttky stammte aus der Ukraine, war von K. Leopold I. geadelt worden. Die Mutter, eine geborene v. Burchsthal, half dem Vater, den kräftigen, glücklich beanlagten Knaben sorgfältig zu erziehen. Im 18. Jahre bezog dieser die Universität Jena, wo er lateinische, französische und italienische Sprache, Mathematik, Kriegsbaukunst und Kriegsfeuerwerkerei betrieb, sich in Dichtkunst übte und allen Exercitien eines Cavaliers oblag. Im Hause und am Tische des berühmten Mathematikers Erhard Weigel half er diesem als ein Gesell an Globen und andern mathematischen und mechanischen Werken. Im J. 1697 hatte er auf dem adeligen Hofe zu Drakendorf einen blutigen Zusammenstoß mit Officieren, wobei sein Stubenbursche Wolf v. Werther das Leben verlor, W. viele Wunden davontrug und auch als verloren galt. Er verließ darauf Jena, sah sich an einigen Fürstenhöfen um und wirkte dann einige Jahre bei dem Grafen Balthasar Erdmann v. Promnitz in Sorau, mit dessen Sohne er auf Reisen ging, wobei er in Paris und Turin auf längerem Aufenthalte Belehrung suchte. Nach Vermählung seines Zöglings mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Weißenfels 1705 scheint er dem Herzoge als Kammerjunker Dienste geleistet zu haben. Ein Baron v. Kittlitz setzte ihm sehr mit Trinken zu, er wies ihn ab, es kam zum Zweikampfe und er empfing eine Wunde an der Hand, die lange Cur erforderte.

Nun trat er im J. 1706 als Freiwilliger in das hessische Heer ein, dessen kriegerischer Ruhm viele Ausländer anlockte. Der Erbprinz Friedrich von Hessen-Kassel führte im Sommer 10 600 Mann über die Alpen zum kaiserlichen Heere in Italien, W. zeichnete sich durch Tapferkeit und Befähigung bald aus, so brachte er einst eine französische Schildwache, die er aufgehoben hatte, ins Lager; der Prinz nahm ihn zu seinem Generaladjutanten. Bei der Belagerung von Toulon im J. 1707 war W. Generalquartiermeister, war also unerhört rasch gestiegen. Anfangs 1708 überstiegen die Hessen wieder die Alpen, W. begleitete seinen General nach Kassel, wo Landgraf Karl ihn zum Führer seines Sohnes, Prinzen Georg, ersah. Beide begaben sich Ende April 1708 zur Armee unter Prinz Eugen und Marlborough. W. that freiwillig Dienst vor Lille, bemerkte eines Morgens, daß eine vorliegende Redoute unbesetzt war, nahm rasch 1 Officier und 4 Mann und besetzte das Werk. Die Franzosen erkannten ihre Versäumniß,

brachen mit 300 Mann vor, denen W. nicht widerstehen konnte; am Nachmittage wurde die Schanze mit Verlust von 200 Mann, großentheils Hessen, erstürmt. Prinz Georg wurde als Oberst an die Spitze eines Regiments gestellt, W. erhielt als Oberstlieutenant die eigentliche Führung. In der furchtbaren Schlacht bei Malplaquet, 11. September 1709, wurde das Regiment bei einem Angriffe auf die Flanke des französischen Heeres zurückgeworfen, W. führte es unter Trommelschlag wieder vor und half nun den glänzenden Sieg erkämpfen. Im J. 1710 wurden vorzugsweise Festungen belagert, wobei er Ingenieurdienste leistete, im Felde mit seinem Regimente die französischen Linien erstürmen half. 1711 schlug er vor Bauhain bei Nacht eine 680 Schritt lange Brücke über die Schelde, was man für unmöglich gehalten hatte, und trug viel zur Erstürmung eines Hornwerks bei. Ausgezeichnete Dienste that er im J. 1712 vor Quesnoy, führte am 4. Juli den Sturm, eroberte eine Redoute, von deren Besitz die Einnahme der Festung abhing, worauf diese Chamade schlug. Im November überschritt W. mit dem Regimente den Rhein, in die Winterquartiere.

Prinz Georg trat 1713 in den preußischen Dienst, Oberst v. W. begleitete ihn als Stallmeister und Hofmeister; des Prinzen Regiment nahm an dem Feldzuge von 1715 in Pommern gegen Karl XII. theil. Anfangs 1716 trat der Oberst mit Georg eine große Reise an; während der Prinz am Hofe glänzende Aufnahme fand, nützte sein Begleiter die sieben Monate zu Paris, um bei dem berühmten Folard sich in den Kriegswissenschaften zu vervollkommnen. Der Schauplatz der Belagerung von Toulon wurde besichtigt, der October am Hofe zu Turin, dann vier Wochen in der ewigen Stadt zugebracht; nach drei Wochen in dem bezaubernden Venedig, gelangten die Reisenden nach Augsburg, wo Georg ernstlich erkrankte. Doch am 14. Februar 1717 führte W. ihn gesund dem Vater zu.

Der Landgraf beauftragte ihn, das Regiment des Prinzen Maximilian kriegsbereit zu stellen, dem Kaiser zur Hülfe gegen die Türken. Ende März war die sehr umfassende Arbeit vollendet, im Mai rückte das Regiment ab, am 10. Juli rückte es vor Belgrad zur Armee. Am dritten Tage begann der Oberst die Anlegung der Dämme und Brücken über die Sümpfe zur Sicherung der Verbindung der Hauptarmee mit dem Heertheile bei Semlin, wobei heftige Angriffe der Türken zu bestehen waren. Früh $^{1}/_{2}$7 Uhr des 19. Juli, als er eine Redoute anlegen ließ, durchbohrte eine unter dem Kinn eingedrungene Flintenkugel seinen Kopf und ging durch das linke Ohr hinaus; nach wenigen Wochen hatte der athletische Leib die tödlich scheinende Beschädigung überwunden, in der Schlacht vom 16. August führte der Oberst sein Regiment. An der Spitze von 7 Bataillonen und 5 Grenadiercompagnien ging er etwa 800 Schritt voraus der Armee, warf drei wilde Angriffe der Türken zurück und eroberte 17 Kanonen nebst 5 Mörsern in dem türkischen Hauptbollwerke, wodurch der Sieg entschieden wurde. Beim Frieden von Passarowitz marschirte W. mit seinem Regimente am 15. Juli 1718 nach Italien ab, erreichte am 5. October Pavia, durchzog vom 7. Januar 1719 an Italien und vereinigte sich 22. März bei Neapel mit dem kaiserlichen Heere, um nach Sicilien übergesetzt zu werden. Hier kam es am 20. Juni bei Francavilla zur Schlacht gegen die Spanier, die ihre überaus günstige Stellung behaupteten, wogegen die Kaiserlichen große Verluste erlitten. Bei der Belagerung von Messina wirkte W. neben seinem Dienste noch als Kriegsbaumeister; als er eine Galerie gegen die Citadelle bauen ließ, traf ihn eine Flintenkugel in den gekrümmten linken Arm und blieb im Oberarm stecken, 11. September, er ließ sich aber nicht lange vom Dienste zurückhalten. Nach wüthenden Kämpfen um die Bresche ergab sich die Citadelle wegen Pulvermangels, 18. October.

Im Winter hatte der Oberst verschiedene Aufträge gegen einzelne Orte auszuführen, im Februar 1720 rückte das Heer gegen Palermo vor. W. und der Oberst Graf Neipperg hatten die Ehre des ersten Angriffs und warfen die Spanier am 29. April aus einigen Werken zurück, am 2. Mai erstürmten beide Obersten weitere spanische Werke, doch dies war der letzte Kampf, der spanische Feldherr hatte den Befehl zur Räumung Siciliens erhalten. W. mühte sich lange mehrfach, in Wien die für sein Regiment ausbedungenen Geldbeträge zu erlangen, es gelang erst 1723 vollständig.

Landgraf Karl wollte bei dem russischen Czaren zu Gunsten König Friedrich's von Schweden einwirken, er vertraute W. diese Aufgabe an, beförderte ihn zum Generalmajor. Anfang Februar 1724 verließ der Gesandte Kassel, nach vielen Beschwerden und Unannehmlichkeiten erreichte er Peter's junge Residenz St. Petersburg. Erst nach der Krönung der Gemahlin am 18. Mai zu Moskau wurde der Gesandte an des Kaisers Geburtstage, 31. Mai/11. Juni, in feierlicher Versammlung des ganzen Hofes und aller Gesandten sehr gnädig empfangen. Mit dem Hofe traf er am 15. Juli wieder in Petersburg ein. Die Lage seines alten Gönners und Kriegskameraden in Schweden war im höchsten Grade schwierig, die ältere Schwester seiner Gemahlin, die nach Erbrecht hätte vorgehen müssen, hatte einen Sohn, Karl Friedrich von Holstein, hinterlassen, welchen Rußland gegen die zur Königin gewählte Ulrike ausspielte. Die Aussicht auf die Hand der ältesten Tochter des Czaren gab dem persönlich sehr unbedeutenden, dem Branntwein ergebenen Herzoge großes Gewicht in Schweden. Um ein Bündniß Peter's mit dem Könige anzubahnen, sollte W. ein hessisches Truppencorps von 3 Regimentern zu Pferde, 5 Regimentern zu Fuß nebst Geschütz zu dem erwarteten Türkenkriege dem Czaren anbieten, in dem er selbst das Fußvolk zu führen hätte. König Friedrich und seine Anhänger sprachen ihre Freude über des Landgrafen Verwendung in Kassel aus, da um diese Zeit des Holsteiners Hochzeit mit Peter's Tochter aufgeschoben wurde. Für diese war von Frankreich schon früher Prinz Georg von Hessen zum Gemahl vorgeschlagen gewesen; Peter war dazu wohlgeneigt gefunden worden, zu den jungen Prinzessinnen war der Ruf von dem schönen ritterlichen Fürsten gedrungen, und der Landgraf wünschte sehr diese Verbindung. Sie scheiterte an Georg's Abneigung vor dem angesonnenen Glaubenswechsel, wol auch der niedrigen Abkunft von Peter's Gemahlin.

Der König bat seinen Vater am 22. November 1724, den Gesandten noch am russischen Hofe zu belassen, doch fand der Fürst es zu kostspielig für den zu erreichenden Erfolg und ließ am 20. Februar 1725 die Abberufung an W. ergehen. Aber schon am 8. Februar war der gewaltige Czar von dieser Welt abgerufen worden und der General fand es nun angemessen, daß er noch die Beileidsschreiben überreiche, was des Landgrafen Zustimmung fand. Die Kaiserin Katharina I. empfing ihn am 16. Mai 1725 in Abschiedsaudienz, erst am 22. Juni verließ er Petersburg zu Schiffe. Durch Katharina's Gunst für den Holsteiner war eine ersprießliche Wirksamkeit Wutginau's nicht mehr zu erwarten. Er hatte seinem Herrn durch freimüthige Aufdeckung der Schwächen König Friedrich's und auch im übrigen treue Dienste geleistet. Am russischen Hofe hatte sich in dem religiös angelegten Manne eine Stärkung in dieser Richtung unter dem Einflusse einer hochstehenden Dame vollzogen, worin er auf der Heimreise durch einige Tage geistlichen Unterrichts von A. H. Francke in Halle gefestigt wurde. In seiner zweiten Heimath Hessen konnte ihm eine Thätigkeit nur in engeren Grenzen zu theil werden, er gab im J. 1727 die Stellung im Dienste L. Karl's auf, ohne daß sich ein bestimmter Anlaß dazu hat finden lassen. Es war zu seinem Glücke. Verehrung und Liebe für den Prinzen Eugen

zogen ihn in den kaiserlichen Dienst, in welchem er übrigens seit 1716 das Patent als Oberst besaß; er wurde unterm 28. Juni 1727 zum Generalfeldwachtmeister ernannt. Im Sommer 1728 war er wieder am Hofe zu Kassel, wo er Sophie Florentine v. Buttlar kennen lernte, seine spätere Gattin, Tochter des hessischen Generallieutenants v. Buttlar zu Nassenerfurt. Familienangelegenheiten führten ihn nach Dresden, König August II. nützte die Anwesenheit des bewährten Kriegsmannes, der die Vorbereitungen für das Lustlager bei Mühlberg 1730 traf, auch eine Brücke über die Elbe nach eigener Erfindung schlagen ließ; doch in den sächsischen Dienst ließ er sich nicht ziehen, trotz vortheilhaftester Versprechungen.

Er erhielt Befehl, nach Italien zu gehen, um in der kaiserlichen Armee unter Mercy ein Corps von 15 000 Mann zu übernehmen, im J. 1731 räumten jedoch die Kaiserlichen die besetzten Herzogthümer Parma und Modena. Im Frühjahr 1733 wurde unserem Generale der Auftrag, eiligst bei Oppeln ein Lager für eine kaiserliche Armee herzustellen, über welche er bis zum August den Befehl führte, wo das Lager nach Glogau verlegt wurde. Der Krieg war in Italien und am Rhein ausgebrochen. Prinz Eugen ersah den im Festungskriege bewährten tapferen Krieger dazu, die Reichsfestung Philippsburg zu vertheidigen, des Kaisers Befehl vom 28. October 1733 wies ihn dazu an, wobei er zum Feldmarschalllieutenant befördert wurde. Er fand die wichtige Festung im erbärmlichsten Zustande, viel zu schwach besetzt und noch dazu unter den 4000 Mann der Besatzung viele Neuangeworbene. Der rechte Mann war an den rechten Ort gestellt, mit Feuereifer ging er daran, den Platz zu verstärken und zur Belagerung bereit zu machen; Prinz Eugen setzte unbedingtes Vertrauen auf W. Der Marschall Herzog von Berwick führte ein Heer von 100 000 Mann heran, am 23. Mai 1734 begann die Belagerung Philippsburgs. Prinz Eugen hatte vorerst nur 15 000 Mann beisammen. Die Reichsfürsten waren saumselig in Stellung ihrer Contingente und der Commandant schrieb an den Feldherrn: „Euer Durchlaucht mögen nur erst ihr Heer stärken, ich werde Leib und Leben an die Erhaltung Philippsburgs setzen!“ Und so that er. Die Vertheidigung der Reichsfestung vom 23. Mai bis zum 21. Juli ist eine der glorreichsten Kriegshandlungen, wo ein tapferer, unerschütterlicher, umsichtiger Commandant trotz unzulänglicher Mittel einem weit überlegenen Feinde 8 Wochen lang Widerstand leistete; erst als es unmöglich geworden war, dem Sturmangriff der Franzosen zu stehen, knüpfte W. Unterhandlungen an, da trotz mehrfacher Meldungen über die Noth der Besatzung an den Prinzen Eugen eine Aussicht auf Entsatz geschwunden war. Die tapfere Besatzung durfte, ihre Vertheidigung zu ehren, mit wehenden Fahnen, klingendem Spiel, jeder Soldat mit 20 Schuß, jedes der mit ausrückenden 6 Geschütze mit 6 Schuß abziehen, dem Commandanten selbst schenkte der französische Marschall ein 6 pfdg. Geschütz aus Hochachtung. Die Deutschen erlitten einen Verlust von 257 Todten, 509 Verwundeten und 159 Gefangenen, die Franzosen aber die außerordentliche Zahl von 6000 Mann, unter denen der Marschall Berwick, dem eine Kanonenkugel den Kopf wegriß. So viele Opfer waren vergebens gefallen, da im Frieden Frankreich Philippsburg dem Reiche zurückgab. W. allein hatte sich auf deutscher Seite Ruhm erworben, Eugen hätte trotz unzulänglicher Streitkräfte wol etwas mehr unternehmen können als er es that — man sah nur noch den Schatten des Siegers von Zenta und Belgrad.

In Mainz schnitt des Kurfürsten Leibmedicus dem Feldmarschalllieutenant die Kugel aus dem Arme, die er 16 Jahre von Messina her in ihm getragen hatte, er konnte noch am selben Tage zu Hofe gehen. Zu Regensburg trug er am 31. Juli den Bericht der Vertheidigung Philippsburgs der Reichsversammlung

vor, die ihm hohes Lob und eine Belohnung von 5000 Thalern widmete. Prinz Eugen sprach aus: „Er habe das Aeußerste gethan, was man von einem rechtschaffenen Commandanten erwarten könne.“ Kaiser Karl VI. erkannte sein Verhalten in einem sehr gnädigen Schreiben an, wie er schon einmal nach der Schlacht bei Belgrad es gethan hatte. Im Januar 1735 sandte der Kaiser ihn nach Mantua, um diesen wichtigsten Platz Oberitaliens zu bewahren, wo fast alle kaiserlichen Besitzungen in Feindeshand waren. Eifrigst setzte W. die Hauptfestung in Stand und erwartete den Angriff des Feindes. Sein ihm sehr gewogener Monarch hatte ihn schon wieder befördert, im Mai 1735 zum Generalfeldzeugmeister ernannt. Die Franzosen unternahmen die Belagerung von Mantua nicht, der Friede kam zu Stande. Im folgenden Jahre brach ein neuer Türkenkrieg aus, der Kaiser ernannte deshalb W. zum Generaldirector aller kaiserlichen und des Reiches Festungen. Er bereiste im Herbste die Festungen Ungarns, erkrankte am 30. November bei Stuhlweißenburg, reiste jedoch noch bis Raab, wo er sich genöthigt sah, einen Arzt zu gebrauchen. Der Kaiser entsendete auf die Nachricht sogleich einen Leibmedicus, die Gattin eilte aus Schlesien von einem Gute Wutginau's herbei. Allein ihre liebevolle Pflege wie des Arztes Kunst vermochten nicht das Leben zu retten, in den Armen seiner Sophie verschied W. am 23. December 1736, 62jährig. Mit den höchsten Ehren wurde die sterbliche Hülle des edeln Todten am 26. December zu Raab beigesetzt. Er hinterließ die erst im J. 1729 gewonnene Gattin sowie einen 1732 zu Bielau geborenen Sohn Gottfried. Ein Zeitgenosse hat ein Bild Wutginau's hinterlassen, welches den tapferen und treuen Mann wie folgt schildert:

„Wutginau war ein vorzüglicher Soldat, aber ein sehr guter Christ, was fast ein Wunder war. Er hatte eine cholerische Complexion, seine Statur war eine der allergrößesten, der Leib von guter Proportion. Er ging sehr aufrecht, hatte ein bräunlich Gesicht und lebhafte, schwarze Augen. Gegen andere war er freundlich. So ordentlich und unermüdet er in Allem war, wollte er auch seine Befehle beachtet wissen. Doch nie hörte man ihn fluchen und er war ein guter Beter; Nichts that er ohne dieses und spürte den Erfolg. Gegen Arme, Kirchen und Schulen war er gutthätig.“ Carl von Stamford.

Wutginau: Heinrich Wilhelm v. W., landgräflich hessen-kasselscher General der Infanterie, 1698 geboren und 1718 in den Dienst getreten, am 16. Mai 1747 zum Generalmajor, 1756 zum Generallieutenant befördert, führte im Frühjahre 1757 die zum Zwecke der Theilnahme am siebenjährigen Kriege zur Armee des Herzogs von Cumberland stoßenden hessischen Truppen (12 Bataillone und 12 Schwadronen) in das Feld, mit denen er im Mai bei Hameln eintraf und am 26. Juli in der verlorenen Schlacht von Hastenbeck focht. Als darauf im November Herzog Ferdinand von Braunschweig das Commando des verbündeten Heeres übernahm, wurde W., während Herzog Karl von Braunschweig für seine Truppen Schwierigkeiten machte, durch einen Befehl des Landgrafen angewiesen, sich jenem zu unterstellen. In der ersten Ordre de Bataille, welche der Herzog ausgab, war ihm die Führung des linken Flügels vom ersten Treffen anvertraut; beim Aufbruche des Heeres nach dem Rheine im Februar 1758 befehligte er die zweite Linie, zu welcher seine 11 490 Hessen gehörten; auf dem Vormarsche war er dem General der Infanterie v. Zastrow beigegeben, welcher eine der Colonnen führte; den Uebergang über den Rhein bewerkstelligte W. mit einem abgesonderten Corps am 5. Juni bei Rees. In der Schlacht bei Krefeld am 23. d. M. befehligte er unter Generallieutenant v. Spörcken auf dem linken Flügel, dessen Leistungen den Erwartungen des Herzogs nicht vollständig entsprachen. Beim Rückzuge über den Rhein führte er eine der Colonnen, in denen der Uebergang vollzogen wurde. Im J. 1759 focht er am 13. April in

der Schlacht bei Bergen mit der rechten Colonne des Prinzen von Holstein; dann wurde er entsandt, um mit 8000 Mann bei Büren, 3 Meilen südwestlich von Paderborn, ein festes Lager zu beziehen, von wo ihn die Franzosen bald vertrieben, worauf er zum Hauptheere herangezogen wurde. An dem Siege von Minden, 1. August, wo er eine der acht Colonnen befehligte, in welche die Armee gegliedert war, hatte er seinen redlichen Antheil. Der in der Nacht zum 1. Februar 1760 erfolgte Tod des Landgrafen Wilhelm's VIII. und der Regierungsantritt von dessen Nachfolger Landgraf Friedrich II. hatten eine bedeutende Vermehrung der hessischen Truppen zur Folge, sodaß die Stärke der W. unterstellten Regimenter mit 23 236 Mann beziffert wird. Der größere Theil derselben stand aber zu Anfang der Feindseligkeiten unter General v. Spörcken in Westfalen, während W. selbst sich bei der Hauptarmee des Herzogs befand und nicht hervortrat; er gehörte nicht zu den Officieren, welchen die Ausführung besonders schwieriger und selbständiger Aufträge anvertraut wurde. Das Jahr 1761 brachte W. indessen Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Es war in der Schlacht von Vellinghausen am 16. Juli. Der Herzog berichtete an König Georg III. von England, daß W. „durch ausnehmende Bravour viel zum Siege contribuirt habe“ und bewilligte ihm ein Geldgeschenk im Betrage von 4000 Thalern aus der Contributionskasse. Am 28. Februr 1762 gab W. das Commando der hessischen Truppen an den Generallieutenant Prinz von Anhalt ab und verließ den Kriegsschauplatz; General v. Spörcken berichtete damals dem Könige, daß die Armee an ihm „einen rechtschaffenen, braven Mann verloren habe, der insbesondere die gute Harmonie unter den hannoverschen und hessischen Truppen zu erhalten sich jederzeit mit vielem rühmlichen Eifer habe angelegen sein lassen“. Im J. 1763 wurde W. Gouverneur von Schloß und Festung Rheinfels bei Sanct Goar, wo unter ihm der Baudirector Major Splittgerber die zerstörten Werke herstellte und mancherlei Neubauten ausführte; am 24. October 1772 wurde er zum General der Infanterie befördert und am 10. October 1776 ist er dort, neunundsiebenzigjährig, gestorben. Sein Grab befindet sich in der Stiftskirche von Sanct Goar.

C. Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen 1757 bis 1763, 3 Bände. Cassel 1863/64. — R. Grebel, Das Schloß und die Festung Rheinfels, Sanct Goar 1844. B. Poten.

Wuttke: Karl Friedrich Adolf W., protestantischer Theologe, † 1870. W. gehörte zu den achtbarsten Theologen lutherisch-confessioneller Geistesrichtung innerhalb der unierten preußischen Landeskirche. Er wurde geboren zu Breslau am 10. November 1819 als Sohn eines Schneidermeisters, erhielt seine Vorbildung auf dem Magdalenengymnasium daselbst und begann im J. 1840 das Studium der evangelischen Theologie an der Universität seiner Vaterstadt. Er fand in der theologischen Facultät damals zwei sich gegenüberstehende Richtungen vor, die alte rationalistische unter der Führung von David Schulz und die mechanisch-supranaturalistische unter Hahn. Beide befriedigten ihn nicht. Dagegen gewann der Philosoph Braniß, der ihm über die Einseitigkeiten des Rationalismus und des Pantheismus hinweg half, großen Einfluß auf ihn. Mit Vorliebe versenkte er sich sodann in das Studium der Bibel und bestand im J. 1844 seine erste theologische Prüfung und auch das Rectorexamen. Als Candidat hatte er in Breslau und in Königsberg Gelegenheit, die Ronge'sche und Rupp'sche Partei genau kennen zu lernen, bestand sodann das zweite theologische Examen ebenfalls in Breslau und habilitirte sich auf Braniß' Rath in der philosophischen Facultät daselbst, nachdem er vorher als Dr. phil. promovirt hatte. In dieser Facultät wirkte er, abgesehen von dem einen Jahre 1849, wo er in Königsberg eine conservative Zeitung redigirte, bis zum Jahre

1854; Logik, Psychologie und Geschichte der Philosophie waren die Disciplinen, die er in seinen Vorlesungen vom Standpunkte eines positiven Theismus vertrat. Seine ökonomische Lage war eine sehr gedrückte; er mußte sich daher als Lehrer an einer höheren Töchterschule und als ordinirter Hülfsgeistlicher Nebeneinnahmen verschaffen. Da erlangte er durch eine gelehrte Schrift über die „Geschichte des Heidenthums“ (2 Bde., 1853) allgemeine Aufmerksamkeit und wurde im Jahre 1854 als außerordentlicher Professor der Theologie nach Berlin berufen, nachdem die evangelisch-theologische Facultät von Breslau ihn zum Lic. theol. honoris causa ernannt hatte. In Berlin las er über neutestamentliche und systematisch-theologische Disciplinen (Römerbrief, Johannesevangelium, Dogmatik, Ethik und Symbolik). 1860 ernannte ihn die theologische Facultät daselbst zum Dr. theol. honoris causa. 1861 wurde er nach Halle berufen, um neben Julius Müller die systematische Theologie zu vertreten. Mit ganzer Kraft widmete er sich seinem akademischen Amte und der litterarischen Thätigkeit. Aber bei seinem lebhaften Interesse für eine christlich-sittliche Beeinflussung des Staatslebens betheiligte er sich auch an der Politik und ist in einer Legislaturperiode Abgeordneter des Kreises Delitzsch gewesen; er gehörte im preußischen Abgeordnetenhause der altconservativen Partei an. Den Kirchenzeitungen und Pastoralconferenzen lutherischer Richtung gehörte seine Mitarbeit unausgesetzt an. Seine Vortragsart war schlicht und einfach, aber klar, streng sachlich und getragen von inniger Frömmigkeit und strengster Sittlichkeit ohne allen Rigorismus. Aber neben einem Tholuck und Müller waren seine Lehrerfolge gerade keine glänzenden; es fehlte ihm das eigentlich packende Lehrtalent; aber er erfüllte seine Zuhörer stets mit reiner Hochachtung sowohl vor der Sache, die er behandelte, als auch vor seiner Person. Dadurch wirkte er selbst vom Katheder sittlich erziehend. Seine theologische Ueberzeugung hatte sich in den reiferen Mannesjahren entschieden zur lutherisch-confessionellen ausgestaltet, wobei er sich aber, dank seiner ausgezeichneten philosophischen und historischen Bildung, von formalistischem Scholasticismus fern hielt. Durch seine Hauptwerke „Gesch. des Heidenthums“, „Deutscher Volksaberglaube“ und „Ethik“ hat er sich weit über den engeren Berufskreis den Ruf eines ausgezeichneten, streng sachlichen Gelehrten und Systematikers erworben. Er starb in Halle den 12. April 1870. Tholuck hielt ihm die Grabrede; unter den Leidtragenden stand am offenen Grabe Julius Müller, zu dessen Unterstützung einst W. nach Halle berufen war; es war eine erschütternde, aber weihevolle Trauerstunde dort auf dem neuen Kirchhofe vor Halle, die mir noch von meiner Halle'schen Studentenzeit klar im Gedächtniß steht.

Schriften: „Fragen an die allgemeine Kirche vom Standpunkt der evangelischen Kirche“ (Streitschrift gegen die Rongianer 1845); „Abhandlung über die Kosmogonien der heidnischen Völker vor der Zeit Jesu und der Apostel“ (Haag 1850; von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung des christlichen Glaubens preisgekrönt); „Geschichte des Heidenthums“ (2 Bde., Breslau 1852 u. 1853; eine Geschichte des Geistes der heidnischen Menschheit); „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart“ (Hamb. 1860); „Handbuch der christlichen Sittenlehre“ (2 Bde., 1861. 62; 2. Aufl. 1864. 65; 3. Aufl. nach s. Tode 1874 besorgt von Professor L. Schulze in Rostock). Dazu Abhandlungen: „Ueber die Verkehrung der christlichen Freiheit in Gesetzesverachtung“ (Ev. Kirchenzeitung hsg. v. Hengstenberg 1865); „Ueber die Lehrfreiheit der Geistlichen“ (ebd. 1869); „Die Stellung der Philosophie zum christlichen Glauben“ (ebd. 1856) und viele andere bis hinauf in das Jahr 1869. Ihre Titel in dem Artikel L. Schulze's in der RE. (s. unten).

Vgl. L. Schulze in Ev. Kirchenzeitung 1870, S. 708 ff. — Desselben

Lebensskizze vor der 3. Aufl. der „Ethik“ Wuttke’s Bd. I, S. III ff. und der Artikel desselben in Bd. VII der Realencyklopädie von Herzog-Plitt-Hauck, 2. Aufl. 1886, S. 371—384. — Eigene Erinnerungen.

P. Tschackert.

Wuttky: Michael W., Maler, wurde zu Krems oder zu Tulln in Niederösterreich im J. 1739 geboren. Im J. 1759 bezog er die unter Meytens’ Direction stehende Akademie der bildenden Künste in Wien und widmete sich an ihr mit Glück der Historienmalerei. Nachdem er im J. 1770 Mitglied der Akademie geworden war, begab er sich nach Italien und verlegte sich hier fast ausschließlich auf die Landschaftsmalerei, in der er es als geschickter Manierist zu großem Ruf brachte. In den Jahren 1781—1787 malte er in Rom zahlreiche Ansichten aus der Stadt und ihrer Umgebung, sowie componirte Landschaften, die er mit verfallenen oder erhaltenen römischen Bauwerken ausstaffirte. Sie sind sämmtlich auf den Effect berechnet und streben alle Arten von Lichtwirkungen ziemlich scrupellos an. Nach sechsjährigem Aufenthalt in Italien kehrte W. nach Wien zurück und erhielt nun zahlreiche Aufträge auf Bilder. Einige Zeit lang war er hier auch als Professor an der Akademie thätig. Im J. 1805 reiste er zum zweiten Mal nach Italien, um neue Studien für seine Landschaften zu machen. Nach seiner Rückkehr blieb er unermüdlich bis zu seinem Tode thätig, der in Wien am 23. September 1823 erfolgte. Von seinen Arbeiten, die bei seinen Lebzeiten namentlich von der österreichischen Aristokratie mit Vorliebe gekauft wurden, besitzt die Gemäldegalerie der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien elf, und in der Gemäldegalerie im Künstlerhause Rudolphinum zu Prag wird wenigstens eines derselben aufbewahrt. W. hat sich auch als Kupferstecher versucht, doch ist bisher keine Arbeit dieser Art von ihm bekannt geworden.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. München 1852. XXII, 137. — C. v. Lützow, Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien 1877. S. 149. — Ders., k. k. Akademie der bildenden Künste. Katalog der Gemälde-Galerie. Wien 1889. S. 324—327. — (Vict. Barvitius), Katalog der Gemälde-Galerie im Künstlerhause Rudolfinum zu Prag. Prag 1889. S. 252. — Die Historische Ausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien 1877. Wien 1877. S. 229. — Wurzbach LIX, 33—35.

H. A. Lier.

Wutzer: Karl Wilhelm W., geschätzter Chirurg, war am 17. März 1789 in Berlin geboren, als Sohn eines Chirurgen und Badeinspectors zu Freienwalde an der Oder. Er erhielt seine Schulbildung auf dem dortigen Progymnasium und auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin und wurde, um Militärchirurg zu werden, 1804 in die medicinisch-chirurgische Pepinière daselbst aufgenommen. Bei seinen Studien zeigte er ein besonderes, bis in sein hohes Alter gepflegtes Interesse für die Botanik, in welche er durch den Botaniker Willdenow, der ihn zu seinem Assistenten machte, eingeführt worden war. Eine entschiedene Vorliebe gewann er auch für die von Walter und Knape gelehrte Anatomie. Nach einer durch den unglücklichen Krieg von 1806 verursachten Unterbrechung seiner Studien wurde er 1807 Unterarzt im Charitékrankenhause und 1808 Compagniechirurgus in der Armee, der er in den Garnisonen Colberg, Potsdam und Berlin angehörte. Seine gediegenen Kenntnisse und seine sonstige Tüchtigkeit lenkten bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten und namentlich des Leiters des Militärsänitätswesens, Görcke, auf ihn, so daß er 1812 eine Anstellung als Oberarzt und Lehrer an der Pepinière erhielt, während er selbst eifrig seine wissenschaftliche Ausbildung zu vervollständigen fortfuhr. Nach Ausbruch des Befreiungskrieges 1813 hatte er als Oberarzt bei einigen Haupt-

Feldlazarethen in Sachsen, Schlesien, Böhmen eine große Zahl von Kranken und Verwundeten zu behandeln, wurde dabei selbst auch vom Typhus befallen und kam nach seiner Genesung bis nach Paris. Die Feldzüge hatten ihm Gelegenheit gegeben, seine unerschütterliche Gewissenhaftigkeit, seine strengste Pflichttreue zu erproben, seine Kenntnisse zu erweitern und dabei auch die schlesischen, böhmischen und rheinischen Badeorte und die Hospitäler von Paris und Brüssel kennen zu lernen. Sehr unerwartet für ihn ernannte die medicinische Facultät zu Erfurt ihn am 12. Januar 1814 zum Dr. med. et chir. und bald darauf rückte er auch zur Stellung eines Stabsarztes auf, als welcher er theils als Repetent, theils als selbständiger Lehrer thätig zu sein hatte. Gleichzeitig benutzte er eifrig die ihm gebotene Gelegenheit, bei der Berliner Universität noch Vorlesungen zu hören, legte 1815—1816 die medicinische Staatsprüfung zurück und habilitirte sich 1817 mit der sehr sorgfältigen Monographie „De corporis humani gangliorum fabrica atque usu“ (4° c. 2 tabb.) bei der Universität als Privatdocent. Eine nach seiner Habilitation auf Kosten der Regierung unternommene Studienreise gab ihm Gelegenheit, nicht nur die vorzüglichsten Universitäten Deutschlands, sondern auch Frankreichs, Italiens und Englands kennen zu lernen und sich mit den Sprachen jener Länder vertraut zu machen. Die Verpflichtung für seine nach dem Tode des Vaters völlig ohne Mittel zurückgebliebene Mutter zu sorgen, nöthigte ihn, die akademische Laufbahn vorläufig aufzugeben und eine Stellung als Regimentsarzt anzunehmen. Er kam als solcher nach Wesel und Torgau und 1821 nach Münster, wo er die erwünschte Gelegenheit fand, zum Lehrberufe zurückzukehren, indem daselbst in jenem Jahre eine chirurgische Lehranstalt errichtet wurde, zu deren Director und erstem Lehrer W. ernannt und mit dem Vortrage der Anatomie und Chirurgie, sowie mit dem klinischen Unterricht betraut wurde. Nachdem er eine Anzahl von Jahren diese Anstalt geleitet und sie zur Blüthe gebracht hatte, wurde er 1830, als Nachfolger Weinhold's auf die chirurgische Lehrkanzel nach Halle berufen, übernahm indessen schon nach kurzer Zeit die durch den Abgang Philipp's v. Walther erledigte chirurgische Klinik in Bonn, an der ihm viele Jahre zum Segen der Universität zu wirken vergönnt war, sodaß eine sehr große Zahl von Aerzten in Rheinland und Westfalen aus seiner Schule hervorgegangen ist. - Es wurde ihm nicht schwer, in seinem klinischen Unterricht seinen schweigsamen und zu naturphilosophischen Speculationen geneigten Vorgänger zu übertreffen, indem er mit außerordentlicher Gründlichkeit und Pünktlichkeit, die er auch von seinen Schülern verlangte, seine Lehrthätigkeit ausübte, sodaß er auch die trägsten und in der Beobachtung ungelenksten unter seinen Zuhörern anzuregen verstand. — Bei der Verlegung der delegirten Examencommission nach Bonn wurde W. Director derselben, ein Amt, das er mit großer Gerechtigkeit und unermüdlicher Pflichttreue bis an sein Ende bekleidete. Als 1850 sich in einem seiner Augen der graue Staar immer deutlicher entwickelte und 1855 auch das andere Auge zu erblinden anfing, nahm er in diesem Jahre, nachdem er noch einmal die Rectorwürde bekleidet hatte, seinen Abschied, machte aber noch vor völliger Erblindung im J. 1856 nach der Gegend der unteren Donau und einem Theile Westasiens eine Reise, die er in einem zweibändigen Werke (1860) beschrieb. Seine medicinischen litterarischen Productionen, die sich auf 52 Nummern belaufen und außer Berichten über die med.-chirurg. Lehranstalt in Münster, hauptsächlich aus Aufsätzen in Rust's Magazin, Graefe und Walther's Journal, Müller's Archiv und dem von ihm zusammen mit seinen Bonner Collegen herausgegebenen Organ für die gesammte Heilkunde und der Rheinischen Monatsschrift für praktische Aerzte, sowie in der Deutschen Klinik bestehen und den Zeitraum von 1818 bis 1858 umfassen, würden am Ende seines Lebens noch zahlreicher gewesen sein, wenn er nicht durch sein Augenleiden

sehr erheblich gehindert gewesen wäre. — Von seinen Verdiensten um die Chirurgie ist Folgendes hervorzuheben. Abgesehen davon, daß er vermöge seiner vollendeten anatomischen Kenntnisse ein vorzüglicher Operateur war, hat er sich um die Ausbildung einzelner Operationen besonders verdient gemacht, so um die Radicalheilung beweglicher Leistenbrüche, die Sehnendurchschneidung bei Verkrümmungen, die Operation der Blasenscheidenfistel, die Elythroplastik und Episiorrhaphie, die Operation des Dammrisses u. s. w. Sein besonderes Augenmerk richtete er auch auf die Salubritätsverhältnisse der Hospitäler, wie seine Abhandlungen über epidemische Rose und über die gesundheitlichen Verhältnisse der Stadt Bonn beweisen. Seine Erfahrungen über chirurgische Gegenstände pflegte er in vielen casuistischen Mittheilungen und in einer Anzahl von Dissertationen seiner Schüler niederzulegen. Der durch hervorragende Tugenden und vortreffliche Eigenschaften als Arzt und Mensch ausgezeichnete Mann, ein Ehrenmann durch und durch, der bei Gelegenheit seines 50 jährigen Dienstjubiläums (1858) zum Geh. Ober-Medicinalrath ernannt worden war, wurde sehr unerwartet und plötzlich am 19. September 1863 dem Leben entrissen.

C. O. Weber in v. Langenbeck's Archiv für klinische Chirurgie. Bd. 5. 1864. S. 342. E. Gurlt.

Wyck: Johann von der W., Jurist und Staatsmann des Reformationszeitalters. Nur über die letzten sechs Jahre seines Lebens sind wir ziemlich gut unterrichtet, aber das wenige, was wir über ihn wissen, kennzeichnet ihn als eine bedeutende Persönlichkeit. Er entstammte einer erbmännischen Familie der Stadt Münster i. W. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Wir finden ihn zuerst im Anfange des Jahres 1515 in Rom, im Kreise der Männer, die in der Sache Reuchlin's die freie geistige Bildung gegen pfäffische Beschränktheit vertheidigten. Er war von Reuchlin zu seinem ersten Anwalte vor der römischen Curie bestellt und hat von diesem in einem Briefe an Leo X. das Lob eines ausgezeichnet rechtskundigen und scharfsinnigen Mannes erhalten. Mehrfache Erwähnungen in den Briefen der Dunkelmänner zeigen, daß Wyck's Name unter den deutschen Humanisten einen guten Klang hatte. Bis zum Sommer 1518 ist er jedenfalls in Rom geblieben. Dann entschwindet er für zehn Jahre unseren Blicken, um erst 1528 als Syndicus des Raths der Stadt Bremen wieder aufzutauchen. Er hatte inzwischen der Reformation sich zugewandt und ist fortan bis an seinen Tod einer ihrer eifrigsten Verfechter geblieben. Er fand in Bremen die kirchliche Reformation fast völlig durchgeführt, aber die Stadt politisch isolirt. Er war es, der ihre Beziehungen zu den fürstlichen Führern der evangelischen Partei anknüpfte und den Anschluß der Stadt an den schmalkaldischen Bund bewirkte. Auch hat er schon im Herbst 1529 an das Reichskammergericht und an das Reichsregiment den in der damaligen Weltlage sehr auffallenden Antrag gerichtet, Bremen in kaiserlicher Majestät und des h. Reichs Verspruch, Schutz und Schirm zu nehmen und für eine Stadt des h. Reichs zu halten. Es geschah in der unleidlichen Stellung, in die die Stadt sich durch den Speierischen Reichstagsabschied und die auf Grund dieses Abschiedes vom Erzbischof Christoph gegen sie erhobenen Klagen versetzt sah. Wie sollte sie dem Fürsten, dessen weltlicher Gewalt sie sich nahezu völlig entzogen hatte, in geistlichen Dingen gehorchen, in denen die Ueberzeugung der ungeheuren Mehrheit der Bürger von der des streng altgläubigen Erzbischofs durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt war? Man kann sich schwer überzeugen, daß W. sich Hoffnung machte, mit dem Antrage auf Reichsunmittelbarkeit eben jetzt durchzudringen. Ihm lag vermuthlich nur daran, durch die Motive des Antrags die thatsächliche Unabhängigkeit Bremens und die Unmöglichkeit, dem Speierischen Abschiede nachzuleben, den Reichsgewalten darzuthun. Immerhin ist es denkwürdig,

daß W. so rasch die politische Consequenz aus der neuen religiösen Stellung Bremens gezogen hat. Merkwürdig ist auch, daß W. schon 1529, geradeso wie die mitteldeutschen Juristen und Theologen, mit der Frage sich beschäftigt hat, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Widerstand zu leisten? Sein Memorial, das im Gegensatze zu Luther's Auffassung sich für die Statthaftigkeit des Widerstandes aussprach, ist später von Georg Spalatin in deutscher Uebersetzung veröffentlicht worden. Im December 1530 sandte der Rath W. mit unbeschränkter Vollmacht nach Schmalkalden. Er hat die denkwürdigen Tage des Jahresschlusses dort miterlebt und hat bewirkt, daß Bremen, neben Magdeburg bekanntlich die einzige Stadt, gleich von Anbeginn dem evangelischen Bündnisse beitrat. Er hat von da an an einer Reihe allgemeiner Bundestage und particularer Versammlungen der Schmalkaldener theilgenommen. Er war im März und April 1531 zum zweiten Male in Schmalkalden, im Juni und wieder im December desselben Jahres in Frankfurt, im Februar und im November 1532 in Braunschweig, im Januar des folgenden Jahres in Höxter und nochmals im Juni 1533 in Schmalkalden. Welchen Werth man auf seinen Eifer und seine juristische Sachkunde legte, ergibt sich daraus, daß man ihn auf dem ersten Frankfurter Tage zum Anwalt der evangelischen Stände des sächsischen Kreises beim Reichskammergerichte machen wollte. Er lehnte indes ab, weil er den bremischen Dienst eben jetzt nicht verlassen wollte und konnte. Im J. 1532 hat er im Auftrage des Herzogs Ernst von Lüneburg am Reichstage zu Regensburg theilgenommen und den ersten Religionsfrieden Namens des Herzogs und der Stadt Bremen unterzeichnet. Im Herbste desselben Jahres trat er in neue Beziehungen zu seiner Vaterstadt Münster, die in ihrem Kampfe gegen Bischof und Domcapitel seines Rathes sich zu bedienen wünschte und ihm die Stelle eines Syndicus anbot. Er schlug den Antrag nicht ab, erbat sich aber Frist, da er zur Zeit noch mit dem bremischen Reichskammergerichtsproceß gegen den Erzbischof beschäftigt sei. Als er aber im Januar des folgenden Jahres auf Wunsch des Landgrafen Philipp von Höxter aus nach Münster ging, um an dem Friedenswerke dort mitzuarbeiten und dem Rathe, der schon ein fast willenloses Werkzeug ehrgeiziger Volksführer geworden war, beizustehen, nahm er die förmliche Bestallung zum Syndicus an, ohne zuvor die Entlassung aus seinem bremischen Dienste nachgesucht oder erhalten zu haben. Im April 1533 war er nochmals in Bremen, und nahm, wie erwähnt, im Juni desselben Jahres noch einmal für Bremen an dem Bundestage in Schmalkalden Theil. Seine Wirksamkeit in Münster wurde durch die unaufhaltsame Entwicklung der Dinge zum wiedertäuferischen Radicalismus völlig gelähmt, und sein schon 1532 in Braunschweig vorgetragener Wunsch, daß auch Münster in den schmalkaldischen Bund aufgenommen werden möchte, natürlich vereitelt. Ende April 1534 entfloh er aus Münster und machte sich wieder auf den Weg nach Bremen. Da fiel er in dem Städtchen Fürstenau dem bischöflichen Drosten in die Hände, der ihn, wie man annahm, auf Befehl des Bischofs Franz von Münster, man weiß nicht mehr aus welchen Gründen, unverhört und unverurtheilt im Gefängniß des dortigen Schlosses niedermachen ließ. Herzog Ernst schrieb voll tiefer Betrübniß an den Kurfürsten Johann Friedrich: „und ist wahrlich hoch erbärmlich, daß der fromme ehrliche Mann, der Euer Liebden und allen evangelischen Ständen also getreu, daß er also jämmerlich unverklagt und also insgeheim seines Lebens beraubt“.

Ueber seine römische Zeit Geiger, Johann Reuchlin 1871, Buch 3, Kap. 4; über seine spätere Wirksamkeit W. v. Bippen, Aus Bremens Vorzeit 1885, S. 115 ff., und desselben Geschichte der Stadt Bremen, 1895, Bd. 2, S. 45 ff. u. 91 ff. — Im Bremisch. Jahrbuch, Serie 2, Bd. 1, 1885 sind mehrere Schreiben v. d. Wyck's abgedruckt. v. Bippen.

Wyck: Thomas W., Maler und Radirer, wurde vermuthlich im J. 1616 zu Beverwyck geboren. Er lebte eine Zeit lang in Italien, wo Pieter van Laer und Jan Miel großen Einfluß auf ihn gewannen. Schon vor dem Jahre 1642, in dem er heirathete, war er Mitglied der Lucasgilde in Haarlem. Im J. 1658 wurde er Commissarius und im J. 1660 Doyen derselben. Er gehörte der katholischen Religion an und wurde am 19. August 1677 in Haarlem begraben. Während er in Italien hauptsächlich italienische Straßenbilder im Anschluß an van Laer gemalt hatte, verlegte er sich in Haarlem auf die Schilderung geschlossener Räume, die er mit Vorliebe mit Darstellungen von Gelehrten und namentlich Alchymisten versah. Derartige für W. besonders bezeichnende Bilder befinden sich in den Galerien zu Kassel, Dresden, St. Petersburg, Karlsruhe, Braunschweig, Schwerin, im Haag, Amsterdam und in der Brera zu Mailand. Seine mit einer sehr feinen Nadel ausgeführten Radirungen sind sehr selten und geschätzt.

Vgl. A. van der Willigen, Les artistes de Harlem. Harlem, La Haye 1870. S. 342. — H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin 1882. Bd. II, 373, 374. — E. Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes. Paris, London 1885. III, 626—634. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 617. — Musée royale de la Haye. (Mauritshuis.) Catalogue raisonné des tableaux et des sculptures. La Haye 1895. S. 494. H. A. Lier.

Wydenbrugk: Wilhelm Eberhard Oskar von W., Staatsmann, weimarischer Märzminister, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, ist der letzte Sproß der deutschen Linie eines Geschlechtes von uraltem freiherrlichen Adel, welches seinen Ursprung örtlich im niedersächsischen Emsgau, da wo jetzt die westfälische Stadt Wiedenbrück liegt, zeitlich in der sagenhaften Umgebung des Sachsenherzogs Widukind zu finden glaubt. Das erste urkundliche Zeugniß für die Familie geht ins Jahr 1187 zurück, im J. 1532 vollzog Kaiser Karl V. für seinen tapfern und ritterlichen Kriegsmann Eberhard v. W. eine Bestätigung des Wappens und Freiherrntitels. — Als unser Politiker am 7. October 1815 (Angabe des Kirchenbuchs), zu Aschenhausen in der Rhön, wo sich seine Eltern (Freiherr Wilhelm Peter Alexander und Ernestine Dorothea Auguste geb. Sternberger) vorübergehend aufhielten, geboren wurde, war die Familie durch Schuld des Großvaters, der als Oberst in niederländischen Diensten ein flottes und kostspieliges Leben geführt hatte, finanziell zurückgekommen. Auf einem vom Vater erpachteten großen Gute zu Vacha verlebte W. seine erste Jugend in fortwährendem Verkehr mit der Natur. Hier war es auch wo ein Unglücksfall dem früher schlanken, schöngewachsenen waghalsigen Knaben die Verkrümmung des Rückgrats brachte, die den Mann sein ganzes Leben lang entstellte. Durch einen tüchtigen Philologen und charakterfesten Menschen, den Hamburger Dr. Juksch vorbereitet kam Oskar auf das Eisenacher Gymnasium und besuchte später die Universitäten Jena, Heidelberg und Berlin, wo er sich besonders zu Savigny hingezogen fühlte. Seine beiden juristischen Staatsexamina bestand er in Jena, das erste im December 1837, das zweite anderthalb Jahr später, und da er sich unter Leitung des Rechtsanwalts Justizrath Schambach ausgezeichnet in der Praxis bewährte, so wurde er bald zum Amtsadvocaten ernannt und ihm die Stadt Eisenach als Wohnsitz angewiesen, die ihn nun sieben Jahr lang beherbergte. Durch gediegene Fachbildung, Klarheit, Gewissenhaftigkeit und herzbezwingende Redlichkeit brachte er es nicht nur zu einer guten Praxis, sondern machte auch weitere Kreise auf sich aufmerksam. In wöchentlichen Vorträgen die er auf der „Phantasie“, einem Vergnügungslocal bei Eisenach, zu halten pflegte, sprach er aus was ihn in politischer Hinsicht bewegte. „In unsern Tagen

lebt, wie in jener Zeit (Befreiungskriege) ein vaterländischer Sinn auf, aber nicht als unmittelbare Folge einer gewaltigen, das Volk erregenden Weltbegebenheit, sondern als Erzeugniß ruhiger Fortentwickelung", so schrieb W. in seinen der Eisenacher Zeit angehörenden „Briefen über deutsche Nationalgesetzgebung" (Jena 1848). Dies Büchlein ist eine Widerlegung der Bedenken seines Lehrers Savigny gegen die Fähigkeit der Zeit ein einheitliches deutsches Gesetzbuch hervorzubringen, wie es die Tagesstimmung an Stelle des geltenden römischen Rechtes forderte. — Seitdem der Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm's IV. die allgemeinen Hoffnungen auf Gewährung freierer Formen so grausam enttäuscht hatte regte sich, neben politischem Mißvergnügen, gewissermaßen als Gegenschlag, die Opposition zuerst in Süddeutschland. Adam v. Itzstein, der bekannte badische Liberale, versammelte meist auf seinem Gute Hallgarten im Rheingau freisinnige Abgeordnete zu gemeinsamer Besprechung freiheitlicher Maßregeln besonders in den Landtagen und in der Presse. Die Zahl der Theilnehmer an diesen Zusammenkünften sowie der Kreis der daran interessirten Länder wuchs mit der Zeit. Zu den Süddeutschen traten bald Mitteldeutsche, zuletzt sogar einzelne Preußen. W., der infolge seiner öffentlichen Vorträge schon einen verhältnißmäßig großen Ruf liberaler Gesinnung genoß, war ebenfalls längere Zeit Itzstein's Gast auf Hallgarten gewesen und scheint diesem, wie die Widmung der oben genannten Briefe lehrt, sehr nahe getreten zu sein. Das ist auch eine Seite der „ruhigen Fortentwickelung vaterländischen Sinnes", von der W. spricht. Daß diesem Sinne „höherer innerer Werth, dauernder Bestand und mehr befruchtende Kraft als früher beizumessen sei" sollte sich in gleicher Weise später bewähren. Das Jahr 1847 brachte W. eine Probe seiner Popularität: Die Stadt Eisenach wählte ihn zum Abgeordneten für den elften weimarischen Landtag. Ohne Zweifel der Bedeutendste unter allen Mitgliedern machte er sich in Weimar, getreu den Itzstein'schen Grundsätzen, furchtlose Behandlung öffentlicher Mißstände zur Aufgabe. Auch der weimarische Staatskörper hatte einen „leidenden Theil", das waren die Verhältnisse des großh. Kammervermögens. Besonders infolge der durch die Napoleonischen Kriege und den neuen Schloßbau nöthig gewordenen außerordentlichen Ausgaben war dieses, hauptsächlich aus dem Ertrag der Domänen und Regalien gespeiste Kammervermögen im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts so übermäßig in Anspruch genommen worden, daß gleich dem ersten Landtage vom Jahre 1817/18 die leidige Mittheilung von einem ständigen Deficit in den Kammercassen hatte gemacht werden müssen. Nun bestand zwar eine strenge Trennung zwischen dem Kammervermögen und dem Landschaftsvermögen, aber zur Deckung dieses Deficits forderte man eine jährliche Beihülfe aus Landschaftsmitteln. Der Landtag bewilligte sie und in dem Gesetz vom 17. April 1821 „über die Bedeutung des Kammervermögens im Staatshaushalte des Großherzogthums" ward der seit wenigen Jahren erst gewohnheitsmäßige Zustand in folgender Weise fixirt: Einmal sollte das Kammervermögen ausschließlich dem Landesherrn zustehen und nicht zum Regierungsaufwande herangezogen werden. Ferner wurde von der Landschaft eine Verbindlichkeit anerkannt in Fällen, wo das Kammervermögen zur Erfüllung seiner Bestimmung nicht ausreiche einen Zuschuß aus Landschaftsmitteln zu gewähren. Im Laufe der Zeit kehrte sich aber das Verhältniß um: Da die Einkünfte des Kammervermögens stets stiegen, konnte 1847 nicht mehr füglich von einem Falle die Rede sein, in welchem dieses seinen Bestimmungen nicht genügt hätte. Wohl aber war das Landschaftsvermögen mager geblieben und mußte manchmal durch neue Steuerumlagen, die immer böses Blut setzen, wieder einigermaßen aufgefrischt werden. Es wäre jetzt vielmehr eine Bestimmung nützlich gewesen, nach welcher bei Mangel an landschaftlichen Mitteln

auch Kammermittel zu Regierungszwecken zu verwenden Rechtens sein sollte. Es lag ja in der Hand des Fürsten, factisch Kammermittel zu Ausgaben der Landesverwaltung herzugeben und dies ist auch geschehen. Aber an dem Fehlen einer betreffenden rechtlichen Bestimmung hatte allmählich das Volksbewußtsein Anstoß genommen. Eine Vorstellung wie die: der Fürst sei der reiche Mann, der Unterthan erlange vielleicht einmal von des Fürsten Tisch ein paar Brosamen, ohne doch darauf ein Recht zu haben, drohte das innige Verhältniß wie es zwischen Großherzog Karl Friedrich und seinen Landeskindern waltete, zu trüben. Das durfte nicht sein! Dazu kam noch ein Zweites: die Form in der die Kammer den größten Theil ihrer Berechtigungen dem Volke gegenüber geltend machte war die der Naturalzinsen und Realgefälle. Diese Form war dem Zeitgeiste nicht mehr genehm. Hatte deshalb schon der Minister von Gersdorff eine Gesetzgebung betreffend Ablösung der Feudallasten vorbereitet, so legte W. jetzt kühn den Finger an die eigentliche Wunde. Sein Antrag in der Landtagssitzung vom 29. März 1847, welcher kurz gesagt — unter Wiederaufnahme eines Gedankens des Großherzogs Karl August auf eine Vereinigung des Kammervermögens mit dem landschaftlichen in der Art hinzielte, daß die Einkünfte des ersteren zur Hauptlandschaftscasse fließen sollten, dagegen sollte aus dieser eine Civilliste für das großherzogliche Haus abgegeben werden, — dieser Antrag geschah „unter allgemeiner Zustimmung des Landes“ und machte seinen Urheber überall volksthümlich. (Vgl. den Artikel „Weimarischer Landtag“ in der Illustrirten Ztg. 25. März 1848 S. 207.) Sein bei dieser Gelegenheit gesprochenes Wort „Krebsschäden heilt man nicht mit Rosenwasser“ war bald in manches Mannes Munde. Der Landtag brachte kurz vor seiner Vertagung am 4. Mai 1847 Wydenbrugk's Antrag als den seinigen zur Kenntniß der Staatsregierung. Die Minister, Schweitzer voran, waren schon in der betreffenden Sitzung dem Antragsteller scharf aber unglücklich entgegengetreten, sie gaben jetzt auch dem Großherzog den Rath das Ansinnen zurückzuweisen. Aber ehe noch die am 21. Februar 1848 wieder zusammengetretenen Landstände die landesfürstliche Antwort erhielten, kamen die Märzereignisse. Die zweite Märzwoche des „tollen Jahres“ war Wydenbrugk's große Zeit. Seine Beredtsamkeit hat sich nie bemüht die Leidenschaften aufzuwühlen, vielmehr durch Vernunftgründe sie zu besänftigen, vom Agitator hatte er nichts an sich, wol aber vom Beherrscher der Massen. Dies zeigte sich am 4. März als er im Landtage nach einem breit ausholenden Vortrage über die Weltlage die Abgeordneten zu bestimmen wußte dem Großherzoge einige auf die Verbesserung der gemeindeutschen Verhältnisse zielende Maßregeln, u. A. Anregung zur Beseitigung der Karlsbader Beschlüsse anzuempfehlen. Noch mehr trat das hervor in den folgenden Tagen draußen auf den Straßen und Plätzen der Stadt. Die revolutionäre Stimmung hatte auch die Weimaraner angesteckt. Am 8. März abends gab eine erregte Volksmenge im Schloßhofe dem Landesherrn ihre Wünsche nicht nur inbezug auf das Kammervermögen sondern auch wegen Einführung von Preßfreiheit, Nationalvertretung, Volksbewaffnung, Geschwornengerichten zu erkennen, Forderungen wie sie damals beinahe in allen deutschen Ländern gleichlautend ausgesprochen wurden. Karl Friedrich stellte durch die mit erhabener Würde gegebene Versicherung, daß alles geschehen solle was sich mit Recht und Pflicht vereinigen lasse, die Ruhe wieder her. Hatte schon hier der Abgeordnete v. W. durch sein Wort der Menge ihr unziemliches Benehmen zum Bewußtsein gebracht, so ward am 9. und 10. März bei der Bildung der Bürgerwehr Wydenbrugk's Anwesenheit auf dem Rathhause von allen Seiten willkommen geheißen. Am 11. März darauf nahm das Begehren des Volks eine bestimmtere Gestalt an: auf seinen

Schultern trug es den geliebten W. vor die Augen des Fürsten, der Sturz der verhaßten alten Minister Schweitzer und von Gersdorff, sowie des Kammerpräsidenten Thon wurde verlangt, an ihre Stelle hätte man gern W. ins Ministerium erhoben gesehen. Das Decret, worin der Großherzog ihn zum geheimen Staatsrath ernennt und ins Ministerium beruft datirt noch von demselben Tage. „Man sah darin das Mittel, dem Gesetze die Herrschaft zu erhalten.“ Hören wir, wie er sich drei Tage nachher im Landtage über diese unerwartete Wendung seines Schicksals ausspricht: „Der Staatsdienst, selbst der höchste, war nie mein Streben, jedoch die Ereignisse der letzten Tage drängten dazu. Es mußte jemand ins Staatsministerium treten, der das Vertrauen des Volks bereits besaß, nicht erst erwerben sollte.“ Wir glauben ihm, daß er die neue Würde niemals gesucht hat, eben deshalb hielt er es auch für ein Gebot der Ehre sie nur so lange zu behalten, als es die bewegten Zeiten erforderten. Und um so verzeihlicher ist es, daß in einem Augenblick wo Vorparlament und Nationalversammlung in Frankfurt in Aussicht standen in der Seele eines Patrioten wie W. die Pflichten des neuen Amtes zurücktraten vor dem „Wunsche für die gemeinsamen deutschen Angelegenheiten, für die Auferbauung des Vaterlandes in verjüngter Gestalt mit thätig sein zu können.“ Die ersten Wünsche des Volkes wurden erfüllt: seit dem 1. April 1848 waren Kammer- und Landschaftsvermögen vereinigt, die Civilliste war vom Landtag auf 280 000 Thaler festgesetzt, aber der Großherzog hatte aus freier Entschließung vorläufig wegen der schlechten Finanzlage sich mit 250 000 Thalern jährlich zufrieden erklärt. Da erschien von W. eine Flugschrift: „Die Neugestaltung des deutschen Vaterlandes, ein Programm“ (Weimar 1848), geschrieben in der Voraussicht seiner Wahl nach Frankfurt. Die Schrift enthält freilich nichts charakteristisches, denn Einheit und Freiheit des großen deutschen Landes waren damals allgemeine Schlagwörter. Am 26. April ward sein sehnlicher Wunsch erfüllt, die 117 Wahlmänner wählten ihn mit 116 Stimmen (die fehlende war seine eigene) also einstimmig zum Abgeordneten der Stadt Weimar für die Frankfurter Nationalversammlung.

Es ist nicht ganz leicht für den, welcher den Antheil Wydenbrugk's an den Frankfurter Verhandlungen der Jahre 1848/49 überschauen muß, stets dessen innere Persönlichkeit rein im Auge zu behalten. Im Parteigetriebe ist so manches ganz falsche oder mindestens schiefe Licht auf ihn gefallen. Wir versuchen die nach unserer Ansicht falschen Züge seines Bildes in einem Brennpunkt zu sammeln, um dann das Gemälde gewissermaßen zu restaurieren. W., nach Vincke's sarkastischen Worten „der kleine Staatsmann von Weimar der immer auf der Höhe der Zeit steht“ erscheint in den Schilderungen der Biedermann, Laube und Haym als ein Ultrademokrat, dessen Standpunkt haarscharf auf der Grenze liegt, wo die demokratische Lehre anfängt regierungsfähig zu werden, wol ein großes Talent aber ohne Charakter und politischen Takt. Er sucht sich nach dem Maße seines glühenden Ehrgeizes instinctmäßig immer bei der Führung der Dinge zu betheiligen und scheut nichts so sehr als Niederlagen. Seine Dialektik ist von sophistisch-taschenspielerischer Art. Oefters wird sogar seine Mißgestalt und dünne Stimme noch zur Vervollständigung dieses pikanten Zerrbildes herangezogen. Für einen Demokraten kann W. nur halten wer nicht weiß wie schon in seinem Wahlprogramm Feindschaft angesagt wird jeder Tyrannei „sie komme woher sie wolle, dem Pöbelunsinn nicht minder als der Willkürherrschaft eines Fürsten. Verächtlich war, ist und wird sein der schmeichelnde Liebediener, welcher dem Fürsten die Wahrheit verhüllt; nicht minder aber verächtlich ist der, welcher die heilige Vernunft zu Schanden werden läßt vor dem unverständigen und das Beste oft zerrüttenden Begehren einer leidenschaftlichen

oder ununterrichteten Menge". Wer jedoch diese Ansicht kennt der wird verstehen wie W. dazu kam den König Ernst August von Hannover weil er die Anerkennung der Centralgewalt verweigert hatte einen „Rebellen gegen das Gesetz" zu nennen (Juli 1848), wie er sogar die Berliner Nationalversammlung — allerdings in merkwürdiger Verkennung ihres völlig demokratischen Ursprungs — gegen die Preußische Regierung vertreten konnte (Nov.). Auf der andern Seite müssen wir ja wol Herzog Ernst II. in seinen Memoiren glauben, daß W. der Schöpfer der Idee eines thüringischen Gesammtstaats gewesen sei, wir werden aber in Abrede stellen, daß unser Abgeordneter mit den an diese Idee sich knüpfenden republikanischen Wühlereien das mindeste gemein gehabt habe, ebensowenig wie mit den späteren Märzvereinen. Das einzige was man von den Schilderungen unserer Gewährsmänner unbedenklich unterschreiben kann ist dies, daß W. keinen besonders weiten politischen Blick gehabt hat, und zwar war das eine Folge seines extrem großdeutschen Standpunktes. In seiner großen Rede gegen das Gagern'sche Programm (12. Januar 1849) finden sich die Worte: „Das Vaterland selbst gilt mir mehr als jede Staatsform, und Eines will ich unter allen Umständen und um jeden Preis, nämlich daß das Volk, welches als ein Naturganzes in die Weltgeschichte eingeführt worden ist, auch als solches wieder erscheine". Damit, und besonders mit den Schlußworten „zerreißen sie den Boden Ihres Vaterlandes nicht!" war Integrität des deutschen Bodens als einer seiner politischen Glaubensartikel ausgesprochen. Aber auch über die Form selbst, worunter Alldeutschland gefaßt werden sollte finden sich Gedanken bei ihm. Sein Princip war, wie es einmal von anderer Seite ausgedrückt wird „Zusammenfassung Deutschlands unter thunlichster Festhaltung des föderativen Gedankens". Als die edelste Verwirklichung einer gänzlich einheitlichen Staatsverfassung erscheint in derselben Januarrede ein Bundesstaat mit einem Präsidium das zwischen Oesterreich und Preußen wechselt, also Deutschösterreich und Preußen balancirend, verbunden durch die Mittel- und Kleinstaaten. Die Kritiker haben wol recht wenn sie daraufhin W. im Negativen für stärker als im Positiven halten. Noch eins: neben dem Gedanken einer völligen Gleichheit aller Staaten inbezug auf ihren Werth für Alldeutschland scheint er die Meinung einer Gleichwerthigkeit aller Parteien zu hegen: daraus entsprang vielleicht sein Fraternisiren mit Blum und Genossen bei der Anfang Mai 1848 versuchten ersten Parteibildung im Parlament, ein Verhalten welches Biedermann scharf verurtheilt. Was Wydenbrugk's äußere Stellung in der Nationalversammlung betrifft, so gehörte er dem politisch freisinnigen aber gemäßigten „Württemberger Hof" (linkes Centrum) an und war nach der Anfang October infolge des Waffenstillstandes zu Malmoe und der Septemberereignisse erfolgten Spaltung dieses Clubs (Secession des „Augsburger Hofes") eine Zeit lang Führer der Zurückgebliebenen. Im Herbst ward er zum Bevollmächtigten der weimarischen Regierung bei der provisorischen Centralgewalt ernannt. Das Kremsierer Programm (27. Nov.) rief bekanntlich die Frage nach der Stellung Oesterreichs in Deutschland hervor und führte eine gänzliche Neubildung der Parteiverhältnisse herbei. W., der noch eben als Hauptredner das kleindeutsche Gagern'sche Programm bekämpft hatte (12. Jan. 1849, s. o.) fand mit Welcker u. A. seinen Platz in dem am 10. Februar von den Oesterreichern und Großdeutschen gebildeten „großdeutschen Verfassungsausschuß", welcher eine zwischen Oesterreich und Preußen abwechselnde Reichsstatthalterschaft forderte (ganz in Wydenbrugk's Sinne). Wie sein Parteigenosse Welcker aber ward er von der Unmöglichkeit des Eintretens Oesterreichs in den deutschen Bundesstaat überzeugt. „Die Realisierung eines Bundesstaates in der vollen Consequenz", so lesen wir in seiner Schrift: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" (München 1862)

S. 200 Anm., „war allerdings mit der Kremsierer Verfassung (für Gesammtösterreich, 4. März) unvereinbar. . . . Der Begriff des Bundesstaates in seiner Consequenz beherrschte die Geister; er galt für gleichbedeutend mit dem Wohl des Vaterlandes. So wurde auch für mich die Veröffentlichung der Kremsierer Verfassung die Veranlassung einen andern Weg als den bis dahin gegangenen, zur Erreichung des Bundesstaates zu betreten. Aber nicht ohne im Stillen die größten Bedenken zu hegen, schloß ich mich dem Versuche des preußisch-deutschen Kaiserthums und später dem der Union, welche der Kern einer weiteren Gestaltung sein sollte, an." Das ist die Motivierung seines so viel gelästerten Uebertritts zur Erbkaiserpartei. Die Aufgabe des Parlaments war z. Z. dahin bestimmt worden, eine Verfassung für Deutschland zu Stande zu bringen. Dazu gehörte aber nicht nur Berathung einer solchen, sondern auch ihre Einführung in die Wirklichkeit. Am 28. März war die Berathung der Frankfurter Verfassung vollendet. Die Erbkaiserlichen hofften, sie auf gesetzlichem Wege zu verwirklichen und damit die Thätigkeit der Nationalversammlung zum guten Ziele zu führen. Das wäre auch in dem Augenblick geschehen gewesen, da Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone angenommen hätte. Der König aber lehnte ab. Und noch gab die Partei die Hoffnung nicht auf, ihr Werk zu retten. Sie schob dem Parlament selbst die Aufgabe zu, die Verfassung durchzuführen. Am 4. Mai stand ein Antrag folgenden Inhalts zur Abstimmung: Die Nationalversammlung fordert die Regierungen und das deutsche Volk auf, die Frankfurter Reichsverfassung zur Anerkennung und Geltung zu bringen. Sie bestimmt den Tag des Zusammentritts des ersten Reichstags und den Tag der Wahlen für das Volkshaus auf Grund der Verfassung. Sollte der König von Preußen bis zum Zusammentritt des Reichstags die Verfassung noch nicht anerkannt haben so vertritt derjenige Fürst, welcher ihm an Macht am nächsten steht, einstweilen seine Stelle als Reichsoberhaupt — abgesehen natürlich von Deutschösterreich. Dieser Antrag ist unter dem Namen Wydenbrugk'scher Antrag bekannt. Er ward angenommen, konnte aber das Scheitern der Aufgabe des Parlaments und dessen Untergang nicht verhindern. W. entfernte sich von Frankfurt, ohne officiell ausgetreten zu sein. Im Juni finden wir ihn dann unter den Theilnehmern der vom ehemaligen Frankfurter Centrum besuchten Besprechungen zu Gotha. Hier wurde anerkannt, daß die Durchführung der Reichsverfassung unmöglich sei aber den preußischen Bemühungen (Dreikönigsbündniß, Union) ein Vertrauensvotum gegeben. Dagegen beugte W. seiner Wahl zum Erfurter Unionsparlament (1850), wozu die Weimaraner nicht ungeneigt waren, vor, weil er sie „mit seinen Berufsgeschäften für unvereinbar halte". Wirklich nur deshalb?

W. suchte Trost in der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten. Mit dem 1. Oct. 1849 war eine neue Organisation der weimarischen Staatsbehörden eingetreten. Er war zum Chef des zweiten Departements des Staatsministeriums ernannt und hatte Justiz und Cultus unter sich. Schon 1847, als an einen Ministerposten für ihn noch nicht zu denken war, hatte W. als Berichterstatter über einen dem weimarischen Landtage vorliegenden Proceßgesetzentwurf die Frage, ob das Großherzogthum berufen sei für sich allein gesetzgeberisch vorzugehen, verneint. In einer Zeit, wo im gesammten deutschen Volke Anzeichen einer erstrebten Einigung vorhanden seien, scheine ihm solches für keinen Staat gerathen. Nun, die Hoffnungen auf Einheit Alldeutschlands waren inzwischen bedenklich herabgestimmt. Dennoch suchte die weimarische Regierung, Watzdorf, der als einziger Minister die Märzstürme überdauert hatte (s. A. D. B. XLI, 258) so gut wie W. auch in der Folgezeit so viel als möglich ein vereinzeltes Vorgehen Weimars in Hinsicht auf Ersatz alter abgelebter Formen durch neue zu vermeiden. Wenigstens die thüringischen Staaten beabsichtigte man in dieser

Richtung gemeinsam zu interessiren. Schon im Juli 1848 war es Watzdorf gewesen, der auf einer Conferenz zu Gotha Neuerungen in der Justiz und Verwaltung durch engeres Zusammenwirken der thüringischen Regierungen angeregt hatte, im Herbst und Winter desselben Jahres tagte eine Commission zum Entwurf einer Strafproceßordnung und eines Strafgesetzbuches in Jena. Weimarischer Theilnehmer daran war Gustav v. Ekendahl († 1855), den W. selbst „einen der anerkanntesten Juristen des Großherzogthums“ nennt. Es folgten im Sommer 1849 Zusammenkünfte von Landtagsmitgliedern aus Weimar, Altenburg, Meiningen, Gotha und Coburg zu Gotha und Coburg mit denselben Zielen. Auch diese Erwartungen erlitten starke Einbuße, die kleinen Staaten entfernten sich im Fortschreiten der Gesetzgebung sogar weiter von einander als je. Als Bodensatz blieb nur zurück eine nähere Verbindung zwischen Weimar und den beiden Schwarzburg. Davon zeugt der Staatsvertrag vom 23. März 1850 wegen Errichtung eines gemeinschaftlichen Appellationsgerichtes zu Eisenach und zweier gemeinschaftlichen Kreisgerichte zu Sondershausen und Arnstadt. Es geschah auch zur Erfüllung einer Märzforderung, daß am 20. März desselben Jahres im Gebiete der drei Staaten Geschwornengerichte gebildet und öffentliches mündliches Strafverfahren für alle Verbrechen eingeführt wurde (für politische allein galt es im Weimarischen schon seit dem 6. October 1848). Ekendahl hatte im Winter vorher in Berlin die Handhabung dieses Verfahrens und die Einrichtung der Staatsanwaltschaft näher kennen gelernt. 1851 wurden gemeinsam die Vorarbeiten für eine neue Civilproceßordnung begonnen, welche am Rechte des Königreichs Sachsen Anlehnung suchte. In andern Beziehungen — ich meine besonders das Gesetz über die Aufhebung des Lehensverbandes vom 29. April 1851 — konnte selbst solch ein bescheidenes Maß von Gemeinsamkeit nicht erreicht werden. Was Schule und Kirche betrifft so treten auch hier die Nachwirkungen des achtundvierziger Geistes unter Wydenbrugk's Regiment wohlthätig hervor, wie denn die Anregung zur Reformation auf diesem Gebiete vom Landtag des Revolutionsjahrs selbst gegeben worden ist. Zwar Hand in Hand mit den Nachbarregierungen konnte man hier so wenig wie in der Justiz gehen, aber in der Landesgesetzgebung werden überall Kräfte die bisher brach lagen gelöst und befreit. Das am 1. Mai 1851 erlassene „Gesetz über einige das Volksschulwesen betreffende Fragen“ brachte zwar „wegen der bedrängten Verhältnisse der Gegenwart“ keine umfassenden Reformen, doch wurden darin die Grundzüge des von einer staatlichen Commission im Januar und Februar 1849 bearbeiteten Entwurfs verwirklicht. Es handelte sich um Verbesserung der Volkslehrerbildung durch Neuorganisation der Seminarien, Hebung der socialen Stellung der Lehrer (sie wurden der niederen Küsterdienste in der Kirche enthoben), Garantie ihrer Besoldung durch Gemeinde, Staat und Kirche, Oberaufsichtsrecht des Staates über die Schule, ausgeübt durch die Geistlichen, Gründung von Fortbildungsschulen, Realschulen 2c. Eine am 1. November desselben Jahres 1851 eingeführte neue Kirchgemeindeordnung wollte eine stärkere Betheiligung der Gemeindeglieder am kirchlichen Leben herbeiführen dadurch daß sie die Wahl von solchen in den Kirchgemeindevorstand vorschrieb und den Gemeinden das sogen. votum negativum (Recht gegen einen zur Pfarrstelle präsentirten Candidaten Bedenken zu erheben) wieder möglich machte. Auch hat sich schon W. die Frage vorgelegt, ob nicht eine Synodalverfassung ins Leben treten könne und in diesem Sinne auf der deutschen kirchlichen Conferenz zu Eisenach (Mai 1853) Berathungen über Einrichtung und Aufgaben von Bezirks- oder Diöcesansynoden angeregt. Dies sind Gedanken, welche erst nach 20 Jahren (1876) ihre Erfüllung finden sollten. Wir treten in die Reactionsperiode ein, denn Reaction war es, wenn auch verfassungsmäßig und ohne die mindeste

Gewaltsamkeit angegriffen, was durch die Beschlüsse des wiedererstandenen Bundestages vom 23. August 1851 in Weimar wie anderswo herbeigeführt wurde. Die Aufhebung der deutschen Grundrechte ward danach auch hier nothwendig. Ferner forderte die von Frankfurt aus zur Pflicht gemachte Revision der Landesgesetzgebungen nach dem Gesichtspunkt ihrer Uebereinstimmung mit den Grundgesetzen des Bundes den Ersatz des weimarischen Wahlgesetzes vom 17. Novbr. 1848 (Princip: allgemeines gleiches Stimmrecht) durch ein neues vom 6. April 1852 (Princip: indirecte Wahlen). Die Folge davon war der Austritt der am Princip des alten Wahlgesetzes festhaltenden Linken (12 Abgeordnete unter der Führung von Fries) aus dem Landtage und ein ultraconservativer neuer Landtag von 1853, ohne jede Opposition. In solcher Atmosphäre konnte sich ein Theilnehmer an der Frankfurter Nationalversammlung nicht mehr wohl fühlen. Zwar die Angriffe der Partei Fries, welche ihm verschiedentlich in der damals neugegründeten Zeitung „Deutschland" Gesinnungslosigkeit vorwarf, weil er auch nach solchen Veränderungen sein Amt beibehalte, ließen W. kalt, denn er sagte sich, daß er seine Pflichten als Minister nicht persönlich liebgewordenen Principien opfern dürfe. (W. und Fries waren übrigens auch in der großen deutschen Frage Antipoden: Fries trat später dem kleindeutschen Nationalverein bei.) Auch fühlte sich W. noch Ende 1853 im Besitz des Vertrauens der großen Mehrheit des Volkes wie am Anfang seiner politischen Laufbahn. Aber immerhin, er kam auf den schon mehrfach gehegten, auch ausgesprochenen Wunsch des Rücktritts zurück und er konnte es mit Ehren, war ja doch Anfang 1854 die Angelegenheit des Kammervermögens, der er seine ersten Lorbeeren verdankte, auch formell völlig abgeschlossen: ohne an der Verwaltung etwas zu ändern war das hausgesetzliche Eigenthumsrecht des fürstlichen Hauses am Kammervermögen und die Unantastbarkeit desselben sichergestellt worden. Unter dem 29. Mai 1854 gewährte Großherzog Karl Alexander ihm den erbetenen Abschied. W. hat wol unter allen Märzministern die längste Amtsdauer gehabt.

Er zog sich mit seiner Familie — seit December 1852 war er mit der älteren Tochter des Ingenieurobersten v. Hörmann verheirathet — auf seine Besitzung Deiblerhof bei Tegernsee zurück und lebte eine Zeit lang ganz seiner Neigung zu Naturgenuß und Landwirthschaft. 1859 gab er um der Erziehung seiner drei Töchter willen das Berggut auf und verlegte seinen Wohnsitz nach München. Verkehr mit Männern der Litteratur und Wissenschaft, auch mit liberalen Politikern regte ihn hier an und rückte ihn seiner eigentlichen Sphäre, der Theilnahme am Staatsleben wieder näher. Zunächst allerdings nur theoretisch-litterarisch. Von ihm erschienen damals: „Die Umbildung des Feudalstaates in den modernen Staat" (München 1861) und das schon oben erwähnte Buch über die deutsche Nation und das Kaiserreich als eine Entgegnung auf die unter demselben Titel erschienene Schrift von H. v. Sybel. Bald aber lockten ihn die Geschicke des Vaterlandes wieder vom Schreibtisch ins Leben heraus. Prinz Wilhelm hatte die Regierung in Preußen übernommen. Der liberale Geist, der von seinem Regiment ausging, brachte auch die Deutsche Frage, die noch ungelöst in aller Herzen schlummerte, bald überall wieder in Fluß. War es in den Märztagen das Volk gewesen von dem im letzten Grunde positive Vorschläge für die Neugestaltung Deutschlands ausgingen, während die Regierungen damals beurtheilt und gerichtet hatten, so geschah es jetzt umgekehrt: die Regierungen traten mit Organisationsvorschlägen hervor, Vertreter des Volkes traten corporativ zusammen und begutachteten sie. Schon 1859 hatte sich der „Nationalverein" kleindeutsch gesinnter Männer gebildet und inzwischen (1861) ein von Sachsen ausgegangenes Bundesreformprogramm in großdeutschem Sinne abgelehnt. Seitdem waren sowol von Preußen als von Oesterreich (in Ver-

bindung mit den vier Königreichen, Darmstadt und Nassau) neue derartige Programme vorgelegt worden (Winter 1861/62). Da ließ es unsern W. nicht mehr ruhen: es drängte ihn in die Oeffentlichkeit. Nachdem er mit Gesinnungsgenossen zu Rosenheim am Inn eine Vorbesprechung gehalten, berief er im October 1862 eine Versammlung der großdeutschen Richtung nach Frankfurt, die von ungefähr 500 Theilnehmern besucht war. Hier constituirte sich als Gegenstück zum Nationalverein der „großdeutsche Reformverein". Was alle diese neuen Reformprojecte Gemeinsames hatten, war die Verheißung einer Volksvertretung beim Bunde, ein Gedanke, der vor 20 Jahren noch ganz unmöglich gewesen wäre. Und zwar sollte sie die Form einer Versammlung von Delegirten der Einzellandtage annehmen. Mancher hätte sich wol an Stelle dieser complicirten Form eine unmittelbar gewählte Vertreterversammlung gewünscht, allein W. war hier der sehr gesunden Meinung wie sie sich in dem Sprüchwort ausdrückt, daß der Sperling in der Hand besser sei als die Taube auf dem Dache („Reichstag oder Parlament?" Jena 1862). Er zog eine Delegirtenversammlung („Reichstag"), weil man sie im Augenblicke haben konnte, einer freigewählten („Parlament") vor. — Der neue „Reformverein" erprobte seine kritische Ader an dem österreichischen Programm für den Fürstencongreß von 1863, welches er durch Wydenbrugk's Mund als eine geeignete Grundlage für die Entwicklung der deutschen Verfassung anerkannte. Er erklärte sich auch — in dieser Frage gemeinsam mit dem Nationalverein — nach dem Tode König Friedrich's VII. von Dänemark sofort für das Recht der Schleswig-Holsteiner. (Ende 1863.)

Es ist für die Abklärung der politischen Anschauungen Wydenbrugk's sehr werthvoll gewesen, daß sich ihm Gelegenheit bot, activ an der Lösung der für Deutschland schicksalsvollen schleswig-holsteiner Frage theilzunehmen, in deren Verlauf der kleindeutsche Gedanke durch einen Bismarck vertreten den ersten reellen Sieg über die großdeutsche Idee davontrug. W. war am 11. Novbr. 1863 durch den coburgischen Staatsrath Francke, einen Vertrauten des augustenburger Herzogs Friedrich, als dessen Agent bei der österreichischen Regierung gewonnen worden und siedelte nach Wien über. Hier gehörte er bis 1867 zu den hoffnungslosen Gegenspielern des großen Staatsmannes, der von Anfang an im Interesse des Ganzen auf die Annexion der Herzogthümer für Preußen hinsteuerte und in der Verfolgung dieses Zieles „die größte all' seiner diplomatischen Leistungen vollbrachte" (Heyck). Wir können natürlich auf eine ausführliche Darstellung dieses geschichtlichen Dramas hier nicht eingehen. Wydenbrugk's amtliche Berichte und Correspondenzen mit Samwer über seine Verhandlungen mit Rechberg, Mensdorff, Biegeleben und verschiedenen Gesandten fremder Mächte in Wien sind im 3. Bande der Memoiren Herzog Ernst's II. und neuerdings in dem Werk von Jansen-Samwer benutzt. Er schöpfte die schmerzliche Ueberzeugung von der Schwäche Oesterreichs Preußen gegenüber an der Quelle. Er ahnte seitdem daß der kleindeutsche Gedanke siegreich bleiben werde, hielt aber eben deswegen seine öffentliche politische Thätigkeit für abgeschlossen. Die Zeit hat ihn dann alle großdeutsche Empfindlichkeit vergessen lassen über der Freude am nationalen Aufschwung von 1871.

Nach Baiern zurückgekehrt erwarb er die Schöffau zwischen Oberaudorf und Kiefersfelden an der Tiroler Grenze und verlebte auf diesem Landsitz in behaglicher Ruhe und Geselligkeit noch beinahe zehn Jahre. Er bethätigte sich nur noch als Publicist, denn eine Geschichte des deutschen Adels, an der er zeitweise arbeitete, ist nie fertig geworden. Sein Hauptblatt war die „Augsburger Allgemeine Zeitung" (hier ist der größte Theil seiner Beiträge mit n gezeichnet), dann schrieb er früher oder später noch für „Der deutsche Zuschauer, Blätter für Politik und Geschichte" (Jena, Frommann), für die „Hildburghausener Er-

gänzungsblätter zur Kenntniß der Gegenwart", „Deutsche Warte" u. A. In den letzten Jahren kränkelte er. Am 9. Juni 1876 nahm ihn der Tod hinweg.

Nekrolog von F. v. L. i. d. Beil. z. Augsb. Allg. Ztg., 21. u. 22. Juli 1876. — F. v. Löher, Beitr. z. Gesch. rc. II, 467 ff. — Weimarische Landtagsschriften u. Zeitungen 1847—55, 1876. — Gleichzeitige Parlamentsberichte von Biedermann (Erinnerungen a. d. Paulskirche, Mein Leben, Dreißig Jahre deutscher Geschichte), Laube, Haym, Jürgens u. A. — Ernst II., Aus meinem Leben und aus meiner Zeit I u. III. — Mollat, Reden u. Redner d. ersten deutschen Parlaments. — Jansen-Sammer, Schleswig-Holsteins Befreiung. — Wurzbach, Lexikon 59, 38. G. Lämmerhirt.

Wydler: Heinrich W., Botaniker, geboren zu Zürich am 24. April 1800, † zu Gernsbach am 6. December 1883. Unter dürftigen Verhältnissen aufgewachsen und auf der Stadtschule seiner Vaterstadt nur mangelhaft vorgebildet, trat W. im dreizehnten Lebensjahre in eine Musikalienhandlung in die Lehre. Den lernbegierigen Knaben aber, welcher schon frühzeitig dem Bücherstudium oblag und zu dem Zwecke diejenigen Werke, die er sich selber nicht anschaffen konnte, ganz abschrieb, litt es nicht lange in dieser kaufmännischen Stellung. Nachdem er auch eine zweite Stelle in einem Bankhause aufgegeben hatte, ging er im 18. Jahre zum Studium der Medicin über an dem damaligen medicinischen Institut in Zürich und hörte Anatomie bei Fries, Physiologie bei Schinz und pharmaceutische Chemie bei Irminger. Er wechselte dann seinen Studienort und ging nach Göttingen, vorzugsweise, um hier die naturhistorische, anatomische und physiologische Litteratur kennen zu lernen. Von Vorlesungen hörte er nur die Blumenbach's über allgemeine Naturgeschichte und genoß auch dessen persönlichen Verkehr. Pecuniäre Gründe zwangen W. nach nur halbjährigem Aufenthalte Göttingen wieder zu verlassen und nach Zürich zurückzukehren. Durch Ertheilung von Privatunterricht erwarb er sich nothdürftig die Mittel, um seine Studien, welche besonders auf Botanik gerichtet waren, wieder aufzunehmen, bis es ihm gelang, eine Stelle als Lehrer der Naturgeschichte an einer Privatschule in Lenzburg zu erhalten. Hier blieb er einige Jahre und suchte dann 1825 oder 1826 zur Förderung seiner botanischen Kenntnisse Decandolle in Genf auf. Nach einer im August 1826 mit Empfehlungsschreiben dieses Gelehrten unternommenen Reise nach Paris, kehrte er, wiederum mittellos, nach Zürich zurück. Durch Decandolle's Vermittlung trat W. im Frühjahre 1827 eine Reise nach Südamerika an, deren Kosten eine Gesellschaft bestritt, welche ihm die Aufgabe stellte, für sie Pflanzen zu sammeln. Nach kurzem Aufenthalte in St. Thomas begab sich W. nach Portorico, dessen Urwälder er unter vielen Mühseligkeiten durchstreifte. Schließlich wurde er vom gelben Fieber ergriffen und mußte, noch vollständig erschöpft, nach Europa zurückkehren. Die botanische Ausbeute der Reise war hinter den Erwartungen zurückgeblieben, da Feuchtigkeit und Insecten seine Sammlungen zerstört hatten. Er suchte nun von neuem in Genf durch Privatstunden sein Leben zu fristen. Da verschaffte ihm 1828 Seringe, damals Custos der Decandolle'schen Sammlungen, die Stelle eines Adjuncten des Directors des botanischen Gartens in Petersburg. Aber das dortige Klima sagte seinem Körper nicht zu, und so mußte er 1830 nach Genf zurückkehren. Auf der Heimreise machte W. in Karlsruhe die Bekanntschaft von Alexander Braun, der gerade damals mit seinen berühmt gewordenen Forschungen über die Blattstellungsverhältnisse beschäftigt, auf ihn einen fördernden Einfluß übte. W. verdankt es diesem Gelehrten, daß er sich der botanischen Morphologie zuwandte, auf welchem Gebiete seine bedeutendsten litterarischen Leistungen der späteren Jahre sich bewegten. In Genf erhielt er die infolge von Seringe's Berufung nach Lyon frei gewordene Stelle des Conservators der Decandolle'schen

Sammlungen, welche er bis 1834 inne hatte. Um diese Zeit wurde er von der Baseler Universität zum Dr. med. hon. c. ernannt. Nach einer erfolglosen Bewerbung um eine Lehrerstelle an dem neu errichteten Gymnasium in Zürich, gelang es ihm eine solche an der Realschule in Bern zu erhalten. Hier war er ein Jahr hindurch thätig und trat darauf an der zur Universität erhobenen Akademie die Professur für Botanik an und zugleich die Stelle eines Lehrers am Kantonsgymnasium. Seine 1840 erfolgte Verheirathung brachte ihn endlich in eine sorgenfreiere Lage, die es ihm ermöglichte, nach Aufgabe seiner Stellung in Bern nach Straßburg überzusiedeln, dem Geburtsorte seiner Frau, um sich ganz seinen Studien zu widmen. Späterhin wechselte er seinen Aufenthaltsort wiederholt zwischen Straßburg und Bern und ließ sich vom Jahre 1875 an in Gernsbach nieder. Hier verbrachte er den Rest seines Lebens, durch Krankheit fast stetig an das Zimmer gefesselt, und verschied im Alter von 83 Jahren.

W. begann seine wissenschaftliche Thätigkeit in der Botanik mit der Veröffentlichung einer Monographie der Scrophulariaceen, welche, zuerst in den Genfer Mémoires de la société de Physique 1828 publicirt, dann auch als selbständiges Werk unter dem Titel: „Essai monographique sur le genre Scrophularia“ herauskam. In der Folge aber wandten sich seine Arbeiten auf die schon erwähnte Anregung A. Braun's hin, ausschließlich den rein morphologischen Fragen der Verzweigung, Inflorescenz, den Zahl- und Stellungsverhältnissen von Laub- und Blütenblättern der verschiedensten Pflanzenarten zu. A. Braun, Thilo Irmisch (s. A. D. B. XIV, 585) und W. waren unter den deutschen Botanikern diejenigen, welche im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts die im Anschluß an die Metamorphosenlehre sich entwickelnde Spiraltheorie im Pflanzenreiche durch ihre Arbeiten am meisten stützten und förderten. Ihre Pflanzenbeschreibungen gewannen im Sinne dieser Lehre geradezu die Bedeutung einer Kunst. Den trocknen Diagnosen der Systematiker gegenüber gaben ihre Darstellungen, welche auch die genetische Entwicklung und die biologischen Verhältnisse der Pflanzenorgane mit heranzogen, dem Leser ein greifbares, oft fesselndes Bild. Die zahlreichen Einzelarbeiten Wydler's sind meist in den Jahrgängen der Flora von 1844—1876, einzelne auch in der Botanischen Zeitung, der Zeitschrift Linnäa, in den Mittheilungen der Berner naturforschenden Gesellschaft (1850, 1855 u. 60), den Denkschriften der Regensburger Botanischen Gesellschaft (Band IV) und Pringsheim's Jahrbüchern (Band XI) erschienen. Als Sonderabdrücke kamen in den Buchhandel zwei Schriften: „Ueber dichotome Verzweigung der Blüthenaxen dicotyledonischer Gewächse“ 1843 mit 2 Tafeln und „Ueber systematische Verzweigungsweise dichotomer Inflorescenzen“ 1851. Sämmtliche Arbeiten Wydler's behandeln nur phanerogame Gewächse.

Bot. Zeitung 1884. — Sachs, Gesch. d. Bot. — Pritzel, Thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Wyl: Wilhelm W., siehe **Wymetal**, Wilh. v., S. 395.

Wylich: Friedrich Wilhelm Graf von Wylich und Lottum, königlich preußischer Generalmajor, meist als Graf Lottum bezeichnet, ein Enkel des Generalfeldmarschalls Grafen Philipp Karl (s. A. D. B. XIX, 284), als der Sohn eines preußischen Generals am 18. März 1716 zu Berlin geboren, wo er demnächst das Joachimsthalsche Gymnasium besuchte, trat 1732 bei dem Infanterieregimente v. Kröcher (Nr. 18) in den Dienst, wurde 1733 Fähnrich, 1736 Lieutenant, nahm als solcher an den schlesischen Kriegen theil, erhielt 1747 eine Compagnie, an deren Spitze er 1756 bei Lowositz focht, rückte 1757 zum Stabsofficier auf und erwarb, im nächstfolgenden Jahre zum Oberstlieutenant und zum Oberst befördert, den Ruhm hervorragender Tapferkeit; er bezeugte diese am 21. Juli 1762 im Treffen von Burkersdorf, bei der Erstürmung der

Leutmannsdorfer Bergschanzen, in solchem Grade, daß der König ihn zum Generalmajor ernannte. Am 7. April 1763 erhielt Lottum das durch den Tod des Zar Peter III. erledigte Infanterieregiment Nr. 13, 1764 wurde er Commandant von Berlin. Als solcher ist er dort 1774 gestorben. Der König gab ihm sein Wohlwollen durch die Verleihung einer Präbende zu Magdeburg, 1766 des Gutes Gotteswickersheim bei Wesel zu erkennen. Wylich's Kenntniß der französischen Sprache trug sehr zur Förderung seiner Laufbahn bei. Wenn es sich um den Verkehr des Hofes mit Ausländern handelte, wurde er vielfach herangezogen.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben. Berlin 1789. 2. Bd. S. 440; berichtigt auf Grund der Acten des preußischen Kriegsministeriums.

B. Poten.

Wylich: Karl Friedrich Heinrich Graf von W. und Lottum, königlich preußischer General der Infanterie und Staatsminister, in der Geschichte als Graf Lottum bezeichnet, der Sohn des 1774 verstorbenen Generals Friedrich Wilhelm Graf v. Wylich und Lottum, am 5. Novbr. 1767 zu Berlin geboren und dort in der durch Friedrich den Großen begründeten Académie des nobles erzogen, kam aus dieser am 9. April 1784 als Fähnrich zum Infanterieregimente Anhalt-Bernburg nach Halle, wurde am 29. October 1786 Lieutenant, im folgenden Jahre, als das 3. Bataillon des Regiments in das ebenfalls zu Halle garnisonirende Füselierbataillon v. Schenck umgewandelt wurde, in dieses versetzt, nahm mit demselben 1787 an dem Zuge nach Holland und demnächst als Ordonnanzofficier des Generals Graf Schulenburg-Kehnert am Kriege gegen Frankreich theil, bis im Frühjahr 1793 ein Sturz mit dem Pferde, wodurch er sich schwer am Fuße beschädigte, ihn für den Felddienst unbrauchbar machte. Er wurde als Assistent dem Ober-Kriegscollegium überwiesen und verblieb, daneben in seinem militärischen Range aufsteigend, bis zur Reorganisation nach dem Tilsiter Frieden bei dieser Behörde. Entscheidend für seine Laufbahn wurde, daß er am 18. August 1807 an des Oberst v. Kleist Stelle den Vortrag über militärische Angelegenheiten beim Könige erhielt, welchen er erstattete, bis im Jahre 1808 Scharnhorst denselben übernahm. Dadurch lernte Friedrich Wilhelm III. den Grafen L. näher kennen und, als ihm selbst gleichgesinnt, schätzen. Schon vorher war dieser zum Mitgliede der im Juli des nämlichen Jahres eingesetzten Reorganisationscommission ernannt, in welcher er im Gegensatze zu Scharnhorst und dessen Sinnesgenossen für die Beibehaltung des Altgewohnten eintrat und dem Fortschritte widerstrebte. Er warnte vor der Zulassung bürgerlicher Officiere und bekämpfte später den Landsturm und die Städteordnung. Sein Einfluß war um so bedenklicher, als er dem Könige den Bericht über die Verhandlungen jener Commission erstattete. Als dann am 16. Dec. 1808 das Oberkriegscollegium in das Kriegsministerium umgewandelt wurde, und Scharnhorst an die Spitze des Allg. Kriegsdepartements trat, ward L. an die Spitze des Militär-Oekonomiedepartements gestellt; er verließ nun mit dem Titel als Staatsrath den activen Militärdienst, blieb aber nicht lange im Amte; schon am 3. Februar 1810 wurde seine Wirksamkeit auf die Führung der Geschäfte als Director des Großen Potsdamer Militärwaisenhauses und einige Nebendinge beschränkt und gleichzeitig ward er zum Generalmajor ernannt. Als dann der Krieg von 1812 gegen Rußland ausbrach, entsandte ihn der König zum Kaiser Napoleon nach Warschau, um die nöthigen Abmachungen wegen der Durchmärsche durch preußisches Gebiet zu treffen, und im Frühjahr 1813 berief er ihn in die zu Berlin gebildete Oberregierungscommission, welche während der Abwesenheit des Königs einen großen Theil der Regierungsgeschäfte zu erledigen hatte, aber schon

bald nachher wurde er dem russischen Hauptquartiere als preußischer Bevollmächtigter für die Verpflegungssachen beigegeben, eine Verwendung, für welche Einsicht, Rechtlichkeit und Menschenfreundlichkeit ihn besonders geeignet erscheinen ließen; 1814 blieb er bis gegen Ende des Jahres wegen der von Frankreich zu leistenden Zahlungen in Paris zurück; 1815 begleitete er den König von neuem dahin. Nach der Rückkehr schied er zum zweiten Male aus dem Heere, um im März 1817 als Mitglied des Staatsrathes die Leitung der Finanzgeschäfte zu übernehmen, daneben führte er eine Zeit lang auch die auswärtigen Angelegenheiten. 1818 wurden ihm endgiltig die Finanzsachen und die Geschäfte des Ministeriums des Innern übertragen; seit 1823 lag ihm auch ob, dem Könige, der nach Hardenberg's Tode keinen Nachfolger für diesen haben, sondern mit Fachministern regieren wollte, über die allgemeinen Landesangelegenheiten Vortrag zu halten, wogegen er die Verwaltung des Staatsschatzes dem Finanzminister abtrat; am 3. August 1828 ernannte ihn der König zum General der Infanterie, am 9. April wurde sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum glänzend gefeiert. Bald nach dem Tode König Friedrich Wilhelm's III. starb er, durch dessen Nachfolger auf seinen Wunsch bereits von dem größten Theile seiner Dienstgeschäfte entbunden, wenige Tage nach dem Tode seiner Gemahlin, geb. v. Lamprecht, am 14. Februar 1841 zu Berlin. — Graf L., ein reicher Mann, welcher seinen Sommeraufenthalt in dem der Residenz nahe gelegenen Dorfe Französisch-Buchholz hatte, war ein fleißiger und gewissenhafter Arbeiter, ohne politischen Ehrgeiz; seine sanften Formen, vornehme Gelassenheit und allen Einflüssen unzugänglicher Geradsinn sagten dem Könige in hohem Grade zu; ohne Thatendrang und Willenskraft, jeglicher Neuerung, wie sein Auftreten nach dem Tilsiter Frieden gezeigt hat, abhold, war er zufrieden, wenn alles in gewohnter Weise weiterging.

Allgemeine Preußische Staatszeitung: Jahrgang 1834, Nr. 100, 106; Jahrgang 1841, Nr. 67. B. Poten.

Wymetal: Wilhelm Ritter v. W., Publicist unter dem Namen W. Wyl, (seit 1875) wurde am 27. December 1838 zu Wien als der Sohn des Hofraths Franz Ritter v. W. geboren. Er erhielt eine gründliche und vielseitige Bildung, entschied sich, nachdem er, jedenfalls auf Anregung der Familie, das juristische Studium mit dem Doctorat abgeschlossen, 1861 für die ihn früh anziehende Kunstwissenschaft, die er unter Erasmus Engerth als dessen Lieblingsschüler begeistert trieb, verließ aber, in der Hoffnung auf einen Conservator-Posten am Belvedere getäuscht, 1872 die Vaterstadt für immer und wurde, wie ihn später eigner wehmüthiger Scherz bezeichnete, der „Vagabund" „Wilhelm der Irrfahrer". Zwei Jahrzehnte hat er die Erde durchstreift, und wenn er auch durch jenes Scheitern seines Plans, in fester Berufsstellung dem Kunst-Fachwissen zu dienen, an dauernder Pflege dieser seiner Herzensneigung behindert worden ist, er wurde der hehren Göttin und dem Ideale ästhetischer Schönheit niemals und nirgends untreu: wie nah und stark auch die Versuchung an ihn herantrat! Ein Meister und ein Held der Feder, hat er sich zwar dem Teufel des Journalismus verschreiben müssen, aber Ueberzeugung und litterarisches Gewissen hat er nicht geopfert. Ein gewandter Stil, rücksichtslose, durchaus subjective und dennoch unparteiische Kritik, welche er übte, die Lauge herben Spotts, den allgemach, besonders unter körperlichen Leiden der Weltschmerz und düstere Lebensbetrachtung ankränkelten, waren die bezeichnenden Eigenschaften der äußeren Wiedergabe seiner schriftstellerischen Intuition. Letztere selbst aber war an den Brüsten der echten Kunst und an ihren anerkanntesten Erzeugnissen genährt, von dem Weihehauche jener höheren Religion berührt, die in der Nächstenliebe die Basis der evangelischen Wahrheit erblickt und aus dieser Idee Christi auch „die sociale Frage" lösen will, und damit gattete sich ein warmes Mitgefühl für das Volk in seinen urwüchsigen Daseinsformen nach deren

Ernst und Scherz. Wie er räthselhafte, scheinbar widerspruchsvollste Producte der bildenden Kunst zergliedert, kindlich naiv und scharfsichtig zugleich seines Freundes Franz v. Lenbach — vgl. Wyl's „Gespräche mit Lenbach" ‚Dtsch. Revue' März 1896 — Bilder erfaßt und charakterisirt, wie er die Aera Tizian's, dessen ihm ans Herz gewachsene Assunta Lenbach als Weihnachtsgeschenk kurz vor dem Tode gesandt, in farbensatten Culturskizzen auferstehen hieß, wie er in zwei schlaflosen Schmerzensnächten der letzten Leidenszeit drei dicke holländische Bände über seinen neben Tizian vergötterten Rubens und Reynolds ausfüllte, so zauberte sein Gedächtniß Land und Leute, die er besucht, Scenerie und Situation, in denen er gewandert, mit keckem Pinsel aufs Papier. Auch die Musik hatte es ihm angethan: er beherrschte das Clavier, die Töne Haydn's, Beethoven's, Schubert's, vor allem Mozart's, legte er sich zurecht.

Aeußere Verhältnisse verschiedener Art haben es leider verschuldet, daß dies Talent sich in anstrengenden Tagesarbeiten erschöpfen mußte. Wymetal's Laufbahn ging da nicht eben aufwärts; denn seine glänzenden Leistungen brachten ihn rasch unter die Elite der rastlosen Correspondenten, die von Ost nach West und zurück die Menschheitsschicksale im Augenblickspanorama auffangen sollen. So hat er für seine älteste Aufsehen erregende Publication, „Mein Tagebuch im Prozeß Sonzogno" (1876), als Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" und der „Neuen Zürcher Zeitung" stenographisches und actenmäßiges Material bei den 22tägigen Verhandlungen der römischen Assisen (Herbst 1875) gesammelt, und dieser „einzige deutsche Originalbericht" mit Documenten, biographischen Beigaben und Porträts zeigt W. auch in zwei hervorstechenden Zügen seiner Schriftstellerei: einmal quellenmäßige Unterlagen mit einer gesuchten beinahe urkundlichen Genauigkeit zur Zeitgeschichte darzubieten, anderntheils diesen Nimbus halb unbewußt sofort wieder zu zerstören durch einen gewissen pikanten Aufputz, dem allerdings alle Affectirtheit fremd ist, vielmehr eine liebenswürdige Ungezwungenheit beiwohnt. Sogar wenn es das Thema verbietet, mit Grazie zu plaudern, wie in dem, inhaltlich dem erwähnten publicistischen Debüt verwandten Hefte „Der Kampf mit dem Drachen. Eine Studie über den Fall Crispi" (1895), fesselt seine leichte, lichtvolle Schreibart, der es nie an satirischen Spitzen und schlagendem Witze gebrach. In andern Fällen findet diese in dem besonderen Wesen der betreffenden Erscheinung den Uebergang, die Stimmung wirklicher Poesie mit der Actualität packender Gegenwartsereignisse zu mischen. Das sehen wir am deutlichsten in den beiden Büchern, die er der 1880er und 1890er Wiederkehr der berühmten oberbairischen Passionsspiele gewidmet hat: „Maitage in Oberammergau. Eine artistische Pilgerfahrt" (1880) und „Der Christus-Mayr. Neue Studien aus Oberammergau" (1890), zumeist wol aus den Referaten für das „Berliner Tageblatt" erwachsen. Die biedern Gebirgsbauern des bairischen Oberlandes mögen ja gar wol, wie es heißt, auf W. nicht nett zu sprechen gewesen sein, als er — in der ersten Schrift — nach eigener Aufnahme den Text „ihres" Passionsdramas durch den Druck der Controlle unterbreitete; trotzdem spiegeln diese flüssigen Schilderungen das Milieu dieses modernisirten Stückchens Mittelalter richtig und anmuthig ab, und der dargebotene Wortlaut brauchte die Druckerpresse ja gewiß weniger zu scheuen als das Secirmesser der Philologen, dem er verfiel. Alle genannten Richtungen seiner regen Phantasie verbinden ihre Fäden in den „Spaziergängen in Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Amalfi, Pästum und im Museum Borbonico", wovon die neueste unveränderte Auflage in Volksausgabe 1897 herauskam, die erste 1894. Da steht der Mann mit dem Dichterauge und dem heißblütigen Herzen, mit der schönheitsdurstigen Seele und dem feinen Kunstverstande als untrüglicher Cicerone vor uns, der aber nicht nüchterne Daten an Paragraphen kettet,

sondern fesselnd eine herrliche verlorne und doch unvergänglich gebliebene Cultur- nebst einer unvergleichbaren Naturwelt vor uns aufweckt: eine volkspsychologisch bedeutsame That. Und daran reihen sich endlich die köstlich erzählten „Venezianischen Geschichten und Gestalten des 16. Jahrhunderts" ‚Aus Tizians Tagen' (1896, 4. Aufl. 1897; davor ein Porträt W.'s), vorgeblich aus einem alten bei einem Venediger Kleinantiquar aufgestöberten deutschen Renaissancebüchel ausgegraben, ganz verständlich im oben angedeuteten Zusammenhange.

Auf seinen Reisen mit dem Schreibstift in der Hand ist W. 1882 auch nach Nordamerika gelangt. Dorthin hatte ihn seine Gattin (seit 1878), die verwittwete Rosalie Köpfli, des Obersten z. D. S. D. Brodtbeck-Gysin älteste Tochter, gezogen, die seiner 1892 beginnenden Wassersucht eine ebenso treue Wärterin gewesen, wie seit Anfang seiner Wirksamkeit eine theilnehmende Gefährtin. In Utah entstanden damals „Mormon Portraits. Eine Geschichte Joseph Smith's und seiner Sekte, in englischer Sprache geschrieben in Salt Lake City" (1886), und nachdem er bis in den Urwald gestreift und mannichfach journalistisch thätig gewesen, kehrte er nach Europa heim — nein, er hatte ja nur das Heim seiner Familie, die ihm allenthalben folgte. 1891 ging er als Specialcorrespondent der „Kölnischen Zeitung" zur Chicagoer Weltausstellung, schrieb für diese und die (deutsche) „Illinois Staatszeitung" (hier als „Yorick" und auch als Redacteur) und ließ sich 1895 nach vergeblichem Aufenthalte in Neapels Klima in München nieder, wo er strebend und wider die nagende Qual am Herzen ringend am 4. Januar 1896 starb.

Die Bedeutung der Persönlichkeit Wymetal's und den weichen und doch so runden Charakter können erst die Sammlung seiner zerstreuten Feuilletons und mancherlei Berichte sowie der authentischen Mittheilungen über ihn klären, die Wymetal's Wittwe und Sohn Friedrich (geb. 1879), der die 4. Ausgabe der „Spaziergänge" so pietätvoll und schön nachempfindend einleitete, mit Ino Strannik vorbereiten. Danach wird der Unterzeichnete (vgl. dessen Anzeige im „Literar. Centralbl." 1898, Nr. 6, Sp. 183) in Bettelheim's „Biogr. Jahrbuch u. dtsch. Nekrol." (vgl. dessen I. Bd., S. VI) eine sorgsame Lebens- und Charakterstudie vorlegen. Bis jetzt sehe man auch die Nachrufe „Ueber Land u. Meer" 1895/96, Nr. 18; „Münchn. Neueste Nachrichten" v. 17. Jan. 1896, Nr. 26, S. 9; „Neue Zürch. Ztg" v. 5. Jan., Nr. 5, S. 2; (Pascal David i. d.) „Straßburger Post" 5. Jan. 1896; Illinois Staatsztg. 21. April 1898.

Ludwig Fränkel.

Wynants: Jan W., Landschaftsmaler, wurde um das Jahr 1625 in Haarlem geboren. Seine Lebensumstände liegen noch ziemlich im Dunkeln. Noch vor dem Jahre 1660 ließ er sich in Amsterdam nieder, wo er in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte und seit dem Jahre 1672 auch eine Schankwirthschaft unterhielt. Wahrscheinlich starb er in Amsterdam am 18. August 1682. Als Maler stand er unter dem Einfluß von Ruisdael's Jugendwerken. Die Staffage seiner Bilder ließ er sich von Philipp Wouverman, Adriaen van der Velde und Johanna Lingelbach malen. Datirte Bilder von seiner Hand, unter denen die früheren wärmer und saftiger in der Farbe und geschlossener im Hintergrunde als seine späteren sind, kennt man aus den Jahren 1641—1679. Seine Lieblingsgegenstände sind offene Gegenden unter heiterem, nur leicht bewölktem Himmel und Baumgruppen, deren Stämme er mit besonderer Sorgfalt ausführte. Seine Landschaften finden sich in fast allen europäischen Gemäldesammlungen wieder. Zu seinen besten Arbeiten zählt die weinumrankte, sonnenbeschienene „Bauernwohnung" im Amsterdamer Reichsmuseum, das im ganzen acht Bilder von seiner Hand besitzt, und das große Bild der Kopenhagener Galerie.

Vgl. Abr. Bredius, Catalogus van het Rijksmuseum van Schilderijen.

3. Druck: Amsterdam 1887, S. 195. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 641—644. — Musée royale de La Haye (Mauritshuis). Catalogue raisonné des tableaux et des sculptures. La Haye 1895. S. 495—497. H. A. Lier.

Wyneken: Christian W., königlich hannoverscher Generallieutenant, der Sohn eines kurfürstlich braunschweig-lüneburgischen Officiers, am 14. August 1783 zu Rüstje bei Harsefeld im Bremenschen geboren, trat 1798 in den heimathlichen Militärdienst und wurde 1802 zum Fähnrich (unterster Officiersgrad) im 8. Infanterieregimente befördert. Nachdem im nächstfolgenden Jahre die kurhannoversche Armee in Gemäßheit der am 5. Juli abgeschlossenen Elbconvention aufgelöst war, ging W. nach England, wo die englisch-deutsche Legion gebildet wurde, ward im 1. leichten Bataillone derselben als Lieutenant angestellt und 1811 zum Capitän befördert und nahm an den Unternehmungen und Feldzügen, denen das Bataillon beiwohnte, mit ganz besonderer Auszeichnung theil. 1805/6 befand er sich bei der Expedition nach Hannover, 1807 und 1808 bei denen nach der Ostsee, 1808/9 focht er unter Sir John Moore in Spanien, 1809 unter Lord Chatham auf der Insel Walcheren, 1811 bis 1813 unter dem Herzoge v. Wellington von neuem auf der pyrenäischen Halbinsel und alsdann im südlichen Frankreich sowie 1815 in den Niederlanden. Seine Umsicht, Tapferkeit und Entschlossenheit werden bei vielen Gelegenheiten rühmend erwähnt; bei Tolosa, vor Bayonne und in der Schlacht von Waterloo wurde er verwundet. Nach Auflösung der Legion zu Anfang des Jahres 1816 ward er, inzwischen zum Major befördert, in der hannoverschen Armee angestellt, gehörte zunächst dem in der Hauptstadt garnisonirenden Garde-Jäger-Bataillone an, wurde 1829 an die Spitze des Landdragonercorps berufen, welches damals einer kräftigen Leitung bedurfte, trat 1838, als König Ernst August zu Hannover ein Leibregiment errichtete, als Commandeur desselben in die Infanterie zurück und wurde 1846 zum Brigadecommandeur in Lüneburg ernannt. Im J. 1848 wurde er mit einer aus allen Waffengattungen zusammengesetzten, 6000 Mann starken Brigade der in Frankfurt a. M. tagenden Centralgewalt zur Verfügung gestellt und während des Winters 1848/9 verwendet, um in den thüringischen Fürstenthümern Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Von hier wurde er nach Schleswig-Holstein gesandt, um an dem zweiten Kriege Deutschlands gegen Dänemark theilzunehmen. Hier befehligte er selbständig in dem am 6. April gelieferten, mit dem Rückzuge seiner Truppen endenden Gefechte bei Ulderup; der Rest des Feldzuges verlief für ihn ziemlich thatenlos. In die Heimath zurückgekehrt, übernahm er das Commando der 2. Infanteriedivision zu Verden, wo er, 1852 zum Generallieutenant aufgerückt, am 10. September 1853 gestorben ist.

Gleichzeitig mit Christian W. dienten als Infanteriehauptleute in der Legion sein Bruder Friedrich W., gestorben als königlich hannoverscher Generallieutenant a. D. zu Celle am 10. December 1871, und sein Vetter Claus W., der Vater des nachstehend genannten Majors Claus W., gestorben zu Hannover am 18. October 1818 als königlich hannoverscher Hauptmann.

H. Dehnel, Erinnerungen deutscher Officiere in britischen Diensten aus den Kriegsjahren 1805 bis 1816, Hannover 1864, S. 172.

B. Poten.

Wyneken: Claus W., schleswig-holsteinischer Major, im J. 1819 als der Sohn eines Hauptmanns in der früheren englisch-deutschen Legion zu Hannover geboren (s. o.), am 16. Februar 1836 zum Secondlieutenant bei dem in Stade garnisonirenden 6. Linienbataillone ernannt, besuchte von 1840 bis 1845 die Generalstabsakademie in Hannover, ward in letzterem Jahre Premierlieutenant und in den Generalstab versetzt und nahm im Stabe des commandirenden

Generals des X. Bundesarmeecorps, Generallieutenant Halkett, am Feldzuge von 1848 gegen Dänemark theil, wo er nicht allein durch Umsicht und Thätigkeit, sondern auch durch persönliches flottes Daraufgehen (Cavalleriegefecht bei Lygumkloster am 4. Juni) hervortrat. — Als darauf im J. 1850 die Elbherzogthümer sich anschickten, den Kampf gegen Dänemark ohne die Hülfe des übrigen Deutschland fortzusetzen, trat W. am 18. Mai als Major der Infanterie in ihre Dienste. Gleichzeitig wurde er zum Generalcommando commandirt und als Sous-Chef von Willisen's (s. A. D. B. XLIII, 292) Generalstabe verwendet; bis zu der am 12. Juni erfolgenden Ankunft des Oberst von der Tann (s. A. D. B. XXXVII, 375) führte er auch die Geschäfte des Chefs. W. stand im Rufe einer ungewöhnlichen Befähigung, daneben galt er für thatkräftig und entschlossen, aber auch für hochmüthig und sich überhebend, für unverträglich und für einen schwierigen Untergebenen. In seinem neuen Dienstverhältnisse erfüllte er die auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht. Er hatte in dasselbe überhaupt kein Interesse mitgebracht für die Sache, welcher er sich widmete, und die, wegen ihres in einer revolutionären Erhebung wurzelnden Charakters, seiner monarchischen Gesinnung unsympathisch war; er wollte vorwärts kommen und sich in seinem militärischen Berufe weiterbilden, das waren die Gründe, aus denen er seine bisherige Stellung aufgab. Auf Willisen übte er einen unheilvollen Einfluß, welcher am 25. Juli in der Entscheidungsschlacht von Idstedt schlimme Folgen hatte; an ihrem unglücklichen Ausgange trifft ihn die Hauptschuld. Denn er veranlaßte, daß die im siegreichen Vordringen begriffene Brigade Horst ohne Unterstützung blieb und verhindert wurde, ihre Erfolge auszubeuten; sein Rath war es, welcher Willisen bestimmte, aus unbegründeter Besorgniß vor einer Umgehung seines linken Flügels einen vorzeitigen und übereilten Rückzug anzutreten. Wyneken's Verhalten in der Schlacht erfuhr in den Kreisen des Heeres scharfe Verurtheilung. Ein großer Theil der Officiere stand ihm sogar feindlich gegenüber und die Statthalterschaft erblickte in ihm diejenige Persönlichkeit, auf deren Einfluß Willisen's unthätiges und von ihr getadeltes Beharren bei Rendsburg während des Monats August zurückzuführen sei. Beim Austrage einer Meinungsverschiedenheit zwischen Statthalterschaft und commandirendem General, welcher Anfang September stattfand, verlangte jene Behörde Wyneken's Scheiden aus seiner Stellung. Es wurde diesem das Commando eines Bataillons angeboten, welches er jedoch ablehnte. Er erbat vielmehr seine Entlassung, welche ihm unter Auszahlung einer vor seinem Diensteintritte ihm gewährleisteten Summe von 5000 Thalern zu theil wurde. Er fand nun zunächst eine Anstellung bei der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft, alsdann eine solche im hannoverschen Staatsdienste als Director des Strafarbeitshauses zu Lingen und ist hier am 2. November 1855 gestorben.

In einer für die Kenntniß der Persönlichkeiten, welche im J. 1850 in der schleswig-holsteinischen Armee eine Rolle spielten, wichtigen Quelle, der Schrift des Garnison-Auditeurs zu Rendsburg Lüders „Generallieutenant v. Willisen und seine Zeit“ (Stuttgart 1851) wird W. scharf verurtheilt. Es heißt dort über ihn gelegentlich seiner Berufung: „Nach dem Urtheile derer, die ihn kannten, war er ein ausgezeichneter Officier, theoretisch wie praktisch gleich sehr gebildet. W. hatte einen Ruf in der hannoverschen Armee und dieser Ruf eilte ihm voran nach den Herzogthümern; dabei aber wurde nie unerwähnt gelassen, daß er stolz und im hohen Grade eingebildet auf seine Kenntnisse sei, und es deshalb sich sehr frage, ob er von wesentlichem Nutzen sein werde“. Ferner heißt es dort, auf die Aeußerungen nicht genannter Dritter gestützt: „W. war aber Opponent aus Grundsatz; unverträglich und unleidlich gegen Jeden, der mit ihm in Berührung kam, und somit annullirte er oft Alles, was er sonst Gutes hätte

schaffen können", endlich: „W. ist der böse Geist gewesen, der nur analysirern aber nichts schaffen konnte und Alles schwarz sah." — Ein einwandfreier Zeuge, General von der Tann, urtheilt: „Ein bischen Intrigant, aber sonst ein heller Kopf, schade um ihn" (7.—9. Beiheft zum Militär-Wochenblatte, Berlin 1882, S. 330); an einer anderen Stelle der in diesen Beiheften enthaltenen Lebensbeschreibung Tann's ist von Wyneken's düsterer Auffassung der Verhältnisse die Rede, er wird als Schwarzseher, unverträglich, unleidlich gegen Jedermann gekennzeichnet. B. Poten.

Wyneken: Friedrich Konrad Dietrich W., in seiner Familie und in seinem Gemeindekreise als Fritz Wyneken bekannt, † am 4. Mai 1876 als Pastor zu Cleveland in Amerika und Präsident der Missouri-Synode, war am 13. Mai 1810 zu Verden, im damaligen Napoleonischen Königreich Westfalen (Hannover), geboren als der 6. und jüngste Sohn des Pastors Heinrich Christoph W. Er studirte Theologie in Göttingen und Halle als flotter Bursch von energischem und dabei liebenswürdigem Wesen. Erst später wandte er sich, wesentlich unter dem Einfluß seines Bruders, des Dr. Ernst Johann Moritz Wyneken, dem strenggläubigen Lutherthum zu, wurde darin bestärkt als Hauslehrer in der Familie des spätern Consistorialraths v. Hanfstengel in Stade und erhielt sich darin sowol auf Reisen in Frankreich und Italien als begleitender Erzieher und ebenso als Rector der kleinen Mittelschule zu Bremervörde. Namentlich die Baseler Missionsschriften übten damals in seinem Kreise einen bestimmenden Einfluß, und durch deren Schilderung der kirchlichen Verwahrlosung der Lutheraner in Nordamerika getroffen, schiffte er sich mit einem Candidaten C. W. Wolf 1838 nach Baltimore ein, ohne nähere Kenntniß der dortigen Verhältnisse. Dort lernte der Pastor Johann Häsbärt ihn schätzen und gab ihm bei seiner Abreise im Herbst eine Empfehlung an das Missionscomité der Synode von Pensylvanien, welches ihn alsbald nach Indiana sandte, um dort die zerstreuten deutschen Protestanten aufzusuchen und womöglich zu Gemeinden zu sammeln; zunächst sollte er nach Decatur, Adams Co. Von hier aus durchstreifte er als pfarramtlicher Missionsprediger die damals noch fast wüsten Gegenden von fast 6 Countys von Fort Wayne, den Westen von Ohio bis Michigan und in weitem Bogen zurück, mit der Ueberzeugung, daß ohne geistliche Hülfe die dortigen lutherischen Deutschen theils ins Heidenthum zurückfallen, theils den Schwärmern, besonders den Methodisten in die Hände fallen würden. Nachher ließ er sich von den Gemeinden in und um Fort Wayne zum Pastor berufen, und sein dortiges Blockhaus wurde der Mittelpunkt seines Wirkens. Dort vermählte er sich 1841 mit der Farmerstochter Sophie (Chr. Hochstetter nennt sie irrig Maria) Buuk. Seine schlanke, ernste und doch liebreiche Weise des Auftretens und sein fester, in jeder Lage sich erweisender Glaube bewirkte hier ein wunderbares Zusammenschließen der Lutheraner. Im October 1841 ging er wieder nach Deutschland hinüber, um Mitarbeiter in der Missionsarbeit zu gewinnen und zugleich ärztliche Hülfe wegen eines Halsleidens in Anspruch zu nehmen. Im freien Amerika im harten Glaubenskampfe gegen das freie Sectenthum und im Anschluß an die Bestrebungen der ausgewanderten sächsischen Altlutheraner, welche ihre Glaubenssätze nach Pastor Ferdinand Walther's 8 Thesen der Disputation im Collegeblockhaus zu Altenburg, Perry County, Missouri, festgelegt hatten und seit 1844 in Walther's Zeitschrift „der Lutheraner" von St. Louis aus verbreiteten, war W. zu einem in sich abgeschlossenen, weltlich rücksichtslosen Lutherthum gekommen, das sich alsbald auch in Widerstreit gegen die Reformirten setzte und in Hannover bei seiner Anwesenheit zur allmählich immer strengeren Abtrennung der bis dahin durchaus einigen Religionsparteien den Anlaß gab. Im Mai 1843 kehrte er nach Amerika zurück. Er

hatte mannigfache Hülfe gefunden. Auf sein Andrängen erließ auch 1845 die evangelisch-lutherische Pastoralconferenz in Leipzig einen Aufruf, den Lutheranern in Amerika thatkräftig die Hand zu reichen; nicht ohne Erfolg. 1844 berief die deutsche Gemeinde in Baltimore W. zu ihrem Prediger, wo er am 9. März 1845 eingeführt wurde und unter lebhaften und großen Anfechtungen unter Beseitigung der dort bisher bestandenen Union (des s. g. „amerikanischen Lutherthums") die strenge Missourilehre in die Praxis einführte, nachdem er 1848 in die Missourisynode förmlich eingetreten war. Letztere hatte sich als deutsche evangelisch lutherische Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten 1847 in Chicago constituirt. 1850 berief ihn die Dreieinigkeitsgemeinde in St. Louis zu ihrem Prediger und 1851 schon wählte ihn die 4. (5.) Synodalversammlung der Missourisynode auf 3 Jahre zu ihrem Präses, ein Amt, welches ihm fortan immer neu übertragen wurde, bis er 1864 es endgültig selbstwillig wieder abgab. Professor Walther wurde sein Nachfolger. In diesem Amte sollte W. während der drei Jahre alle Parochien der Synode besuchen, Gemeinden, Pastoren und Schulen visitiren, womöglich in jeder Gemeinde selbst eine Predigt halten, die Pastoralconferenzen und die Districtssynoden besuchen, geforderten Rath ertheilen und natürlich den Generalsynoden präsidiren. Das mächtige Organisationstalent des glaubensgewaltigen und dabei überaus werkthätigen Mannes erhob die von F. Walther und W. Sihler begründete, aber seit 1848 mehr und mehr niedersächsisch werdende, jedem hierarchischen Zwange absolut fremde Missourisynode alsbald zu einer kirchlichen Macht, deren Einfluß zunächst der Ausbreitung der Methodisten unter den Deutschen in ihrem Bereiche ein Ziel setzte, aber auch sich rasch in Deutschland fühlbar machte. Um Prediger und Lehrer zu ziehen, hatten die „Sachsen" schon ein deutsches College und theologisches Seminar in Altenburg, Perry County, begründet, das 1847 in den Mittelpunkt der Synode nach St. Louis verlegt war. Gleichzeitig hatte der Pfarrer Löhe das von ihm begründete und von Sihler fortgeführte Predigerseminar in Fort Wayne, Ind., der Synode übergeben unter der Bedingung, daß die Anstalt stets lutherisch bleibe und nur in deutscher Sprache unterrichte. Auch dies praktische Predigerseminar wurde 1860 nach St. Louis, 1875 nach Springfield, Illin., verlegt, in Fort Wayne aber das „Concordiaseminar" als ein sechsclassiges Gymnasium errichtet, das 1884 sieben Professoren und 176 Schüler zählte. Das Springfielder College (Predigerseminar und Proseminar) zählte zu derselben Zeit 189 Schüler mit 5 Professoren (oder Pastoren), den theologischen Unterricht ertheilten 1884 die Professoren A. Crämer und H. Wyneken. Ein Schullehrerseminar war in Fort Wayne ebenfalls gegründet, 1865 aber wurde es zu Addison, Ill., eröffnet, von wo seitdem das von W. Lindemann begründete deutsche „Evang. lutherische Schulblatt" ausgeht. Die Zahl der Präparanden betrug 1884: 196.

Gerade zur Zeit von Wyneken's Wahl zum Präses kam in der Synode der Streit über das Lehramt zum Austrag, wonach überall nach Luther's Lehre vom allgemeinen Priesterthum nur die Kirche, d. i. Gemeinde, das Recht und die Macht habe, Kirchendiener zu wählen und zu ordiniren, und daß sie das Schlüsselamt besitze und nur in ihrem Namen, „von Gemeindewegen" also, absolvirt werden könne. Ein nach göttlichem Rechte bestehendes Aufsichtsamt der Kirche gäbe es nicht. Das Gegentheil wurde aufgefaßt als „die romanisirende Richtung, die mitten in der lutherischen Kirche in Deutschland, wie in Amerika auftrete". Um dieser Lehre auch in Deutschland Geltung zu verschaffen, falschen Ansichten über die Lehre und Praxis der Missourier entgegen zu treten und auch in Deutschland Prof. C. F. W. Walther's grundlegendes Buch „die Stimme

unserer Kirche in der Frage von Kirche und Amt" erscheinen zu lassen, wählte die fünfte Synode den Professor Walther und den Präses Wyneken als Delegaten, um nach Deutschland zu gehen. Diese Delegation, z. Th. mit Enthusiasmus von der neu erstarkenden orthodoxen Richtung empfangen, hat ihren Zweck nicht erreicht, wohl aber dem streng lutherischen Separatismus und der immer anspruchsvoller auftretenden Hierarchie, ganz im Gegensatz zu ihrer Lehre auf die Beine geholfen. Walther's Buch von Kirche und Amt fand freilich gute Aufnahme, es erreichte bei A. Deichert in Erlangen 1875 die 3. Auflage. Aber alle Verhandlungen mit Oberhofprediger Dr. Harleß in Leipzig, Professor Dr. Guericke in Halle und vielen andern führten zwar zu hoher Anerkennung, doch nicht zum Ziele, was auch den deutschen Kirchenregimenten ohne vollen Umsturz gar nicht möglich war. Die orthodoxen Pastoren des hannoverschen Consistorialbezirks zu Stade, welche sog. conservative Politik begünstigen zu müssen glaubten, entsetzten sich über das donnernde Anfahren Wyneken's, sie hätten gar keine Politik zu treiben, aber sie hätten den Verfassungsbruch als lutherische Diener des Wortes als Meineid zu strafen, oder sie würden selbst als Meineidige oder Feiglinge dastehen. Sie bewunderten ihn, hielten ihn aber für „amerikanisirt", sie wollten nur eine Staatskirche. Eine umfangreiche „Ansprache an die Glaubensgenossen in Deutschland" der beiden Delegirten erschien in Pfarrer Löhe's „Mittheilungen" Jahrg. 1852, 1—3, sie erweckte auch Theilnahme und werkthätige Hülfe für die Lehranstalten der Missourisynode, sonst freundlichste entgegenkommendste Theilnahme, mehr nicht. Im Frühjahr 1852 kehrten die Delegirten zurück. Sie hatten sich in Deutschland nicht geändert und unentwegt baute W. die ihm anvertraute Synode fest und fester aus; schon 1854 mußte sie in vier Districte getheilt werden. Die Freiheit und Sicherheit der Missourikirche zeigte sich namentlich in der Ueberwindung der nicht ausbleibenden Glaubenszwiste, so mit der später fast ganz aufgesogenen Buffalosynode, später 1857 mit der Jowasynode über den Chiliasmus, woran W. sich nur noch in seiner Gemeinde betheiligte. 1863 wurde der Präses W. von der Dreieinigkeitsgemeinde in West-Cleveland zum Pastor gewählt, welche Stelle er wesentlich wegen seiner Gesundheit annahm, welche letztere ihn auch zwang, das Präsidium der Synode 1864 zurückzugeben. Mit Bedauern sah die Synode ihren starken Schirmer scheiden. Bald mußte die starke Gemeinde ihm einen Hülfsprediger geben, zuerst seinen Schwiegersohn Heinrich Crämer, dann seinen eigenen ältesten Sohn Heinrich, beide nachher Professoren der Theologie am Springfielder College.

W. litt, wie man meinte, an der „Predigerkrankheit", der Stimmbänderlösung, es scheint aber, daß irgend ein Brustleiden sich festgesetzt hatte. Seine Gemeinde nahm auf seine Bitten ihm das Pastoramt ab und gab es dem Sohne, behielt ihn selbst aber als Hülfsprediger. Im Herbst 1875 ging er, um mildere Klima aufzusuchen, zu seinem Schwiegersohne, dem Pastor J. Bühler, nach San Francisco in Californien. Gerade als er todkrank nach Cleveland zurückkehren wollte, starb er am 4. Mai 1876 an einem Schlaganfall. Seine Gemeinde ließ die Leiche durch den ganzen Continent nach Cleveland kommen, wo sie ihn beigesetzt haben wollte. Die Kunde vom Tode des „alten Wyneken" hatte die Vereinigten Staaten wie kaum eine politische Nachricht durchlaufen. „Der Vater der deutsch-amerikanischen Mission" war todt, sein Werk blüht weiter; wer weiß, wie es noch einmal regenerirend in die Kirchen Deutschlands zurückgreifen mag. Aus seiner Ehe mit Sophie Buuk hinterließ er elf Kinder, fünf Söhne und sechs Töchter. Von ersteren ist Heinrich (Henry) W. Pastor und Professor am Springfield-College, geboren am 15. December 1844; sein Zwillingsbruder Martin, ebenfalls lutherischer Pastor, mußte wegen Stimmbänderlösung sein Amt niederlegen.

R. Hoffmann, Die Missourisynode in Nordamerika, Gütersloh 1881. — J. F. Körtering, Die Auswanderung der sächs. Lutheraner ꝛc., St. Louis, 2. Aufl. — J. C. W. Lindemann, Lebensbild von F. C. D. Wyneken im Synodalkalender für deutsche Lutheraner 1877. — Chr. Hochstetter, Die Gesch. der evangel.-luther. Missourisynode ꝛc. (1838—1884), Dresden 1885. — Familiennachrichten. Krause.

Wyntrak: Dirk W., Stilllebenmaler im Haag. Ueber sein Leben ist so gut wie nichts bekannt. Wir wissen von ihm nur, daß er ungefähr von 1654 bis 1655 in Gouda wohnte, daß er im Jahre 1657 zum Rechtsconsulenten der Staaten Holland und Westfriesland ernannt wurde, und daß er vermuthlich in Gravenhagen gegen Ende des Jahres 1678 starb. Er scheint die Malerei nur in seinen Mußestunden betrieben zu haben, woraus sich die Seltenheit seiner Bilder erklärt. Am liebsten stellte er Hühner und Enten dar und staffirte damit die Landschaften bekannter Künstler, wie diejenigen Joris van Hagen's, Jan Wynants, Ruisdael's und Hobbema's aus. Bilder von seiner Hand besitzen die Eremitage in St. Petersburg, der Louvre zu Paris, das Aachener Museum, die Hamburger Kunsthalle und das Museum Kunstliefde in Utrecht.

Vgl. A. D. de Vries en A. Bredius, Catalogus der schilderijen in het Museum Kunstliefde te Utrecht. Utrecht 1885. S. 100, 102. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 820. — Out-Holland. Amsterdam 1895. XIII, 115—117. 1896. XIV, 38, 39, 43. H. A. Lier.

Wyrffel: Georg W. (auch Wirffel), ein Buchdrucker und Buchhändler aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, der in Ingolstadt thätig war. Man kennt bis jetzt nur drei Drucke, die seinen Namen tragen; doch sind ihm gewiß noch andere zuzuweisen (z. B. wohl der von Hain unter Nr. 10163 aufgeführte Druck, s. Copinger's Supplement to Hain's Repert. bibl.). Jene drei Schriften hat er alle in Gemeinschaft mit einem Drucker Marx Ayrer gedruckt; alle tragen auch dieselbe Jahreszahl 1497, doch ist die Practica auf 1497 jedenfalls schon 1496 aufgelegt worden. Länger denn seine Thätigkeit als Drucker scheint diejenige als Buchhändler gedauert zu haben; denn noch 1509 wird er als solcher genannt. Weder über W. noch über Ayrer ist Näheres bekannt; insbesondere kommt auffallender Weise keiner von beiden (wie uns von der Universitätsbibliothek München mitgetheilt wird) in der Matrikel der Universität Ingolstadt vor, wenigstens nicht bis 1490 zurück. Doch haben wir in der Matrikel von Erfurt einen Georgius Werffel de Werda (nach der andern Handschrift: de Weyda) beim Jahre 1469 eingetragen gefunden. Es ist nicht unmöglich, daß dies der spätere Ingolstadter Drucker ist.

Vgl. Hain's Repertorium bibliographicum (mit Burger's Register). — v. Hase, Die Koberger. 2. Aufl., 1885, S. 334. K. Steiff.

Wysing: Nicolaus W., katholischer Theologe und Philosoph, geboren zu Luzern im J. 1600 (oder 1601), † zu München am 22. September 1672. W. trat im Alter von 16 Jahren in den Jesuitenorden. Im J. 1628 wurde er Professor der Philosophie an der Universität Ingolstadt, später Doctor und Professor der Theologie an der Universität Dillingen; einige Zeit lebte er auch als Censor und Theologe des Jesuitengenerals in Rom. — Die schriftstellerische Thätigkeit Wysing's umfaßt nur eine Reihe von akademischen Dissertationen und Thesen. Unter den philosophischen Arbeiten dieser Art, die er zu Ingolstadt als Professor der Philosophie verfaßte, seien genannt: „Theses logicae de relatione“ (Ingolstadii 1630); „Naturae universitas sive tota philosophia naturalis peripatetica decem praedicamentis conclusa“ (Ingolstadii 1631; einige weitere

Titel führt K. Werner, Gesch. der kath. Theol. S. 65 an). Der Zeit seiner Dillinger Professur gehören die nachstehenden theologischen Dissertationen aus dem Gebiete der Dogmatik an: „Disputatio theologica de hominum ad vitam aeternam praedestinatione“ (Dilingae 1644); „Theses theologicae de arcano ss. Trinitatis mysterio“ (Dilingae 1645); „Theses theologicae de scientia et voluntate Dei“ (Dilingae 1646).

Henning Witte, Diarium biographicum (Gedani 1688), ad ann. 1672. — J. N. Mederer, Annales Ingolstadiensis Academiae, P. II (1782), p. 253. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus, II. série (1854), p. 678 s. — Hurter, Nomenclator T. II (ed. 2, 1893), p. 54.

Lauchert.

Wyß: Abraham Rudolf W., geboren in Bern am 11. September 1792, war ein Sohn des sehr verdienten Arztes Dr. med. Samuel W. und ein Enkel des Juristen Johann Rudolf W. (1721—1805), der sich als Anwalt Friedrich's II. von Preußen in seinen Streitigkeiten mit der Stadt Neuenburg bekannt gemacht hat. — Er studirte Rechtswissenschaft in Bern, in Halle und in Heidelberg und bestand 1816 seine Prüfung als Anwalt. Schon im folgenden Jahre wurde er aber als Oberlehenscommissarius mit der Verwaltung des wichtigsten Theiles des bernischen Staatsarchivs betraut und dadurch zur Beschäftigung mit der vaterländischen Rechts- und Finanzgeschichte geführt. 1830 Secretär des Verfassungsrathes, wurde er sodann zum Mitgliede der aus der Revolution hervorgegangenen neuen Regierung gewählt, trat aber, mit dem Gang der Dinge unzufrieden, sofort wieder zurück. Er wurde nun selbst politisch verdächtig, von seinem Amte abberufen und schließlich einige Zeit gefangen gesetzt. Als ein nach allen Richtungen durch gemeinnützige öffentliche Thätigkeit hervorragender Mann ist er am 13. Februar 1854 gestorben. Sein jüngerer Bruder Karl W. war Professor der praktischen Theologie an der Berner Universität und übte während langer Zeit an der Spitze des bernischen Kirchenwesens einen besonnenen und maßvollen Einfluß aus.

K. Wyß, im Berner Taschenbuch von 1856. Blösch.

Wyß: David von W. (der Aeltere), Bürgermeister von Zürich, geboren zu Zürich am 6. März 1737, † daselbst am 26. Januar 1815. — David v. W. (der Jüngere), Bürgermeister von Zürich, geboren zu Zürich am 8. Juni 1763, † zu Erlenbach (bei Zürich) am 18. August 1839.

Die Familie Wyß hat als ersten erkennbaren Vorfahren einen Fischer und Zunftmeister der Züricher Schiffleutenzunft, 1350 bis 1360. Nikolaus war 1460 bis 1490 in höheren Beamtungen — das von ihm geführte und weiter vererbte Wappen zeigt noch den Angel —, Mitglied des Kleinen Rathes. Sein Sohn Matthias wurde 1501 Bürgermeister, legte aber 1510 sein Amt nieder, aus Abneigung gegen das Unwesen des Reislaufens; doch blieb er Rathsmitglied bis zu seinem Tode 1530 und vertrat Zürich auch fortwährend auf zahlreichen Tagsatzungen. Diesem Matthias hatte Maximilian I. 1503 einen Wappenbrief mit Bestätigung des schon bisher geführten Wappens geschenkt. Ein Sohn des Bürgermeisters, Nikolaus, 1507 Chorherr am Zürcher Großmünsterstifte, schloß sich der Reformation an und trat in die Ehe. Das Geschlecht stammt in weiterer Folge von ihm ab.

Ein Nachkomme dieses Nikolaus in siebenter Geschlechtsfolge ist Heinrich. Als Landschreiber der kleinen Gemeinde Ebmatingen war er in dieser untergeordneten Function zugleich Privatsecretär des ersten Bürgermeisters. Daneben stand er als kritischveranlagter Historiker bei Bodmer in voller Schätzung und bethätigte sich als Mitarbeiter des viel anregenden Litterators in der Autorschaft der sehr bemerkenswerthen „Geschichte des Regiments der Stadt Zürich bis zur Einführung

der Zünfte", die in den „Historischen und critischen Beyträgen zu der Historie der Eydsgenossen" erschien. Aber er starb schon 1741, nur 34 Jahre alt.

Des Sohnes Heinrich's, David, als seines Enkels, nahm sich nun der ausgezeichnete Bürgermeister Johann Kaspar Escher (A. D. B. VI, 357—359) an, mit dessen Tochter Elisabetha W. verheirathet gewesen war. Der bis 1762 lebende Großvater gewann auf die geistige Entwicklung des jungen Enkelkindes erfreulichsten Einfluß. Der junge W. wurde nach Vollendung des Lehrganges in Zürich nach Lausanne und Paris geschickt. Dann trat er in die Staatskanzlei zu Zürich ein, um hier die Stufenleiter obrigkeitlicher Aemter zu beginnen. Seine erste nahezu ein Jahr ausfüllende politische Mission erlebte W. 1766 als Sekretär zürcherischer Abgeordneter nach Genf. Zürich gedachte da, weil es, gleich Bern, Garant der 1738 vereinbarten Pacification war, bei den erneuerten innern Händeln zwischen Magistrat und Bürgerschaft — gemeinschaftlich mit Frankreich — zu vermitteln, und W. fand Gelegenheit, seine Energie zu zeigen, als er sich der von dem ersten Vertreter Zürichs, Heinrich Escher (A. D. B. VI, 352—353), begehrten Entlassung anschloß, nachdem ein Conflict mit dem französischen Gesandten ausgebrochen war; doch hielt die volle Erklärung der Zufriedenheit, von Seiten der heimischen Regierung, mit Escher auch W. fest. 1768 wurde W. „Unterschreiber" — zweiter Staatsschreiber — und Mitglied des Großen Rathes in Zürich. Die freimüthige Art des Politikers, der sich in die Staatsverwaltung durch den fortgesetzten Kanzleidienst immer tiefer einlebte, erwies sich 1771 in einer unverhohlenen Enthüllung zahlreicher Gebrechen des Staatswesens — „Trägheit und Schläfrigkeit" in der Regierung, Willkür, Unselbständigkeit, vorwiegende Particularinteressen, und Anderes —, die er in einem vor Bodmer's Gesellschaft für vaterländische Geschichte gehaltenen Vortrage brachte. Es sprach für die aus den regierenden Kreisen W. entgegen getragene Achtung, daß er dennoch im gleichen Jahre — bis 1778 — die so wichtige Züricher Landvogtei Kiburg zur Verwaltung zugewiesen erhielt. Hier auf Kiburg befolgte W. die ausgezeichneten Maximen, die sein Großvater Escher in der gleichen verantwortungsreichen Stellung ein halbes Jahrhundert zuvor festgehalten und selbst schriftlich niedergelegt hatte (a. a. O., 358), und er erwarb sich dergestalt bei seinen zahlreichen Unterthanen die allgemeine Anerkennung. Der Aufenthalt auf Schloß Kiburg war auch wichtig für die Entwicklung des mit nahezu neun Jahren dorthin gekommenen ältesten Sohnes David. Nach der Rückkehr in die Stadt wurde W. Mitglied des Kleinen, nachher auch des Geheimen Rathes. 1781 erwuchs bei den abermals in Genf ausbrechenden inneren Unruhen für W., der in genauer Kenntniß der Genfer Angelegenheiten geblieben war, insbesondere den weitgehenden Einfluß Frankreichs auf die Verschärfung des Parteigegensatzes zu beurtheilen verstand, eine neue Aufgabe. Als der Rath von Genf nach einer bewaffneten Erhebung der sich beschwerenden Bürgerschaft — der Représentants — die Mediation der garantierenden Staaten wieder anrief, war W. einer der Zürcher Abgeordneten und nahm jetzt seinen Sohn als Begleiter mit sich, damit dieser so gewissermaßen einen praktischen Cursus in der Politik vollenden könne. Aber die vier Monate dauernden Bemühungen der Zürcher und Berner Gesandten für ein Pacificationswerk scheiterten am Begehren Frankreichs, die Verhandlung an den Sitz des französischen Botschafters, nach Solothurn, zu verlegen. Dabei hatte W. den Vorzug, wegen seiner Festigkeit in Paris, als „eine Art Demagog in Zürich", besonderes Mißfallen zu erregen. Als dann im Juni die bisherigen Gesandten Genf verließen, wurde der 18jährige Sohn W. als Secretär des dem Vater zum Nachfolger gegebenen zürcherischen Repräsentanten in Genf gelassen. Danach ging der Vater Anfang Juli selbst zu jener Verhandlung nach Solothurn ab; doch blieb diese erfolglos, und auch W., „der Genfersache müde", hätte es

jetzt für das Bequemste gehalten, daß Zürich aus der Garantie austrete. Dazu kam es denn, nachdem ein anfangs vorgeschlagener Mittelweg abgelehnt worden war, im Januar 1782, und nunmehr verließ auch der junge W. Genf. Der ältere W. sah die darauf folgenden Ereignisse — die revolutionäre Beseitigung der Genfer Regierung, die hiergegen wieder sich richtende bewaffnete Einmischung Frankreichs, Savoyens, Berns, die Entwaffnung der Bürgerschaft —, an denen Zürich sich jetzt nicht mehr betheiligte, mit tiefem Kummer; er erblickte sehr richtig im Schicksal Genfs „ein sehr unglückliches Ereigniß für die Eidgenossenschaft“.

Der Sohn W. bezog hierauf im Frühjahr 1782 die Universität Halle, wo er bei dem Philosophen Eberhard (A. D. B. V, 569—571) im Hause wohnte, und kehrte im November 1783 nach einer längeren Reise durch Deutschland, Holland, England nach Zürich zurück, wo der Vater inzwischen zu dem verantwortungsvollen Amte des Seckelmeisters erwählt worden war. Dann trat der Sohn, nach einer nochmaligen Abwesenheit in Paris, in die Staatskanzlei und somit in die Stufenreihe bürgerlicher Aemter ein. Aber auch noch in diesen Geschäften — zumal als erster Rathssubstitut, als welcher er Gehülfe des ersten Staatsschreibers war — fand er Zeit zu litterarischen Arbeiten. Die 1790 erschienene Biographie seines Urgroßvaters Johann Kaspar Escher, die ihm in einem originellen Briefe die Anerkennung Pestalozzi's eintrug, Aufsätze in der Zeitschrift „Schweizerisches Museum“ — darunter ein Nachruf an Salomon Geßner, dem eifrige Mithülfe zur Durchführung des Denkmals des Dichters folgte — gehören diesen Jahren an; noch 1796 kam das „Politische Handbuch für die erwachsene Jugend der Stadt und Landschaft Zürich“, ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Orientirung in den bald darauf ganz aufgehobenen alten Staatseinrichtungen. Außerdem war W. Secretär einer von Dr. J. H. Rahn (A. D. B. XXVII, 175 und 176) begründeten Gesellschaft „zur Beförderung häuslicher Glückseligkeit“, Mitglied der helvetischen Gesellschaft, die ihn mit Johann Georg Müller (A. D. B. XXII, 538—546) in Verbindung brachte.

Mit dem Ausbruche der französischen Revolution, vollends seit dem Anfang des ersten Coalitionskrieges und seit den Augusttagen und den Septembermordthaten von 1792 in Paris fing nun eine immer gefährlichere Stellung an für die schweizerische Eidgenossenschaft, für ihren Vorort sich herauszustellen. Auf der Aarauer Tagsatzung im September 1792, wo der ältere W. der zweite Zürcher Gesandte und sein Sohn der Secretär der Versammlung waren, hatte W. zum ersten Male die Gelegenheit, in Entschlüssen, auf die er einen wesentlichen Einfluß ausübte, seine politische Ueberzeugung hinsichtlich der von der Eidgenossenschaft zu wählenden Politik zum Ausdruck zu bringen. Diese ging — einer in Bern vorhandenen, wenn auch zurückgedämmten Strömung entgegen (vgl. A. D. B. XXXV, 586 und 587) — dahin, daß die Schweiz trotz der von Frankreich her geschehenen Dinge an der Neutralität festhalten müsse, möge auch, besonders von österreichischer Seite, eine solche Neutralität, nach der den Schweizer Regimentern von Frankreich zugefügten Schmach, als eine dem Ruhm und der Ehre der Schweiz unzuträgliche Politik bezeichnet werden. Allerdings dauerte von da an mit dem nicht mehr als Ambassadeur amtlich angeredeten französischen Gesandten Barthelemy kein officieller Verkehr mehr fort; in Privatcorrespondenz wurden vom Bürgermeister von Zürich die Geschäfte mit Frankreich vermittelt. Die gleichfalls in Aarau erlassene Erklärung, die Neutralität vertheidigen zu wollen, wurde vorzüglich bei der alsbald folgenden Bedrohung von Genf thatsächlich durchgeführt, und der Sohn W. hatte im Herbst des Jahres als Legationssecretär einer nach Bern abgeordneten zürcherischen Repräsentantschaft zu dienen, bis dann mit dem Abzug der schweizerischen Truppen aus Genf Ende November die Ursache dieser Sendung dahinfiel. Für W. war der Aufenthalt wegen der daraus sich er=

gebenden genaueren Bekanntschaft mit den Berner Verhältnissen werthvoll gewesen. Ein Jahr später, Ende November 1793, erhielt er den Auftrag, gegen Ausfuhrverbote der vorderösterreichischen Regierung in Constanz, dann auf dem schwäbischen Kreistage in Ulm, hernach in Stuttgart und in Freiburg Vorstellungen zu machen, durch die er wenigstens die ganze östliche Schweiz für den Verkehr wieder zu öffnen vermochte. 1794 ließ er anonym eine Schrift erscheinen, in der die bisher befolgte Neutralitätspolitik beleuchtet und vertheidigt wurde.

Das Jahr 1795 brachte am 20. Juni, nach der dem greisen Bürgermeister Ott gewährten Entlassung, die vom Großen Rathe einstimmig vollzogene Erwählung des Vaters W. zum Bürgermeister, als College des Bürgermeisters Kilchsperger. Aber diese Wahl fiel schon mitten in die Anfänge innerer Unruhen, die, angefacht durch die Vorgänge in der vom französischen Vorbilde ergriffenen welschen Schweiz, Ende 1794 im Kanton Zürich sich ankündigten (vergl. A. D. B. III, 23 u. 24). Die gegen die Gemeinde Stäfa durch die Zürcher Regierung durchgeführte militärische Maßregel, die gefällten Strafurtheile stellten die Ruhe für einmal wieder her; durch die ernsten Bemühungen Lavater's — auch W. stimmte gegen Erlaß von Todesurtheilen — war die von der Leidenschaft in der Stadt vielfach geforderte Anwendung der strengsten Maßregeln glücklich vermieden worden. Aber die Spannung blieb nothwendigerweise. Darüber kam, schon vor dem Abschluß des Friedens von Campo Formio, Ende September 1797, die Absicht des französischen Directoriums, die Eidgenossenschaft nicht länger zu schonen, sondern durch ein aggressives Vorgehen und durch Förderung der inneren Auflösung in die Revolution hineinzureißen, stets deutlicher zu Tage. Zwar wurden gegenüber der im December von Frankreich her begonnenen militärischen Action auf der letzten zu Aarau abgehaltenen altschweizerischen Tagsatzung, wo Bürgermeister W. erster Gesandter des Vorortes Zürich war und als solcher das Präsidium führte, die alten Bünde am 25. Januar 1798, seit der Reformationsepoche zum ersten Male wieder, feierlich beschworen; aber für eine zum Nothfall kriegerischer Vereinigung ausreichende Einigkeit der Stände unter einander war geringe Hoffnung. W. selbst war auch jetzt noch, so weit möglich, auf Erhaltung des Friedens gegenüber Frankreich bedacht und stimmte mit ihm voreilig scheinendem kriegerischem Eifer nicht überein; doch war er sich der drohenden Gefahr wohl bewußt und suchte für jenen Nothfall den Willen der Stände, sich gegenseitig Hülfe zu leisten, zu stärken, und über den wahren Sinn der trügerischen, die Absichten des Directoriums noch für den Augenblick verhüllenden Worte Mengaud's, der unter der Maske des diplomatischen Vertreters die Agitation gegen die noch bestehende Staatsform betrieb, war er durchaus nicht im Unklaren. Eine Woche nach dem Bundesschwur, wo W. vor einer Menge von mehr als 30 000 Anwesenden bei dem öffentlichen Acte die Rede gehalten hatte, ging die Tagsatzung auseinander, und jetzt entwickelten sich die Dinge rasch. Auch unter den Füßen der Zürcher Regierung begann der Boden zu zittern, als andere eidgenössische Gebiete in der Annahme der neuen demokratischen Grundsätze vorangegangen waren. Der von W. — noch von Aarau her — geäußerte Gedanke, bei Anlaß der Bundesbeschwörung Deputationen auf die Zürcher Landschaft behufs Anhörung der Volkswünsche zu senden, hatte nicht Anklang gefunden. So erschienen endlich geschehende entgegenkommende Maßregeln — Aufstellung völliger Amnestie gegenüber den Verurtheilten von 1794 und 1795, am 29. Januar — verspätet. Auch die am 5. Februar ertheilte Erklärung der Gleichheit der Rechte zwischen Hauptstadt und Landschaft beruhigte die Bewegung nicht. Die provisorisch neben der neubestellten Landescommission noch im Amt gebliebene alte Regierung raffte sich zeitweilig noch zu kräftigen Beschlüssen auf, und es ist anzunehmen, daß Bürgermeister W. zu solchen wesentlich mithalf. Aber nachdem Bern an

die französischen Invasionstruppen am 5. März übergegangen war, legte der bisherige Große Rath am 8. d. M. seine Regierung nieder.

Da der gewesene Bürgermeister als einer der thätigsten und rührigsten Repräsentanten des gestürzten Regierungssystems galt, sah er sich gezwungen, um Mißhandlung zu entgehen, zugleich mit seinem Sohne am 13. März Zürich zu verlassen. In der schwäbischen Reichsstadt Lindau, wo bald auch Flüchtlinge aus andern Schweizer Gebieten ankamen, wurde Zuflucht gefunden. Schon im April konnte der jüngere W. nach Zürich zurückkehren, und ihm wurde nun die Aufgabe, als Schriftführer bei den Verhandlungen zu dienen, die geführt wurden, um eine Erleichterung der am 8. April vom französischen Commissär Lecarlier ausgeschriebenen Contribution von drei Millionen Franken, die von den bisherigen obrigkeitlichen Personen, also auch von der Familie des Bürgermeisters, eingetrieben werden sollte, zu erzielen. Es handelte sich dabei besonders um eine Milderung hinsichtlich der letzten drei Fünftheile der Forderung, und nicht zum mindesten seinen Anstrengungen war es zu verdanken, daß nach unendlichen Schwierigkeiten die Sache eine verhältnißmäßig günstige Wendung nahm. Ueberhaupt suchte W., wie er selbst sich äußerte, in dieser Zeit der Bedrängniß für sich „Erlangung und Bewahrung inneren Friedens“ zu erringen. Der Vater weilte noch bis in den Juni außerhalb der Schweiz und lebte dann nach der Heimkehr zurückgezogen im Privatstande, in einer geistig belebten Muße, die er schon längst sich gewünscht hatte, völlig fern von den Plänen der ausgewanderten Träger der alten Einrichtungen, die sich auf den in der Vorbereitung liegenden Krieg der Coalition gegen die französische und damit auch gegen die an die Pariser Regierung gefesselte helvetische Republik richteten (vergl. A. D. B. XIII, 205, XXXV, 589 und 590).

Die von Laharpe ausgegangene terroristische Maßregel der Deportation traf dessen ungeachtet im Frühjahr 1799, nach Ausbruch des Coalitionskrieges, auch W., neben ihm seinen Sohn, sowie zwölf andere angesehene Männer aus Zürich. Am 2. April geschah in der rücksichtslosesten Weise die Durchführung der Maßregel. Aber die Festhaltung — Basel war der Platz des Aufenthaltes — wurde für das helvetische Directorium bald eine Sache der Verlegenheit, da sich aus den mit Beschlag belegten Papieren ein Anhaltspunkt des Verdachtes nirgends ergab, und so wurde die Deportation nunmehr als Abführung von Geiseln ausgegeben und die härtere Behandlung mit einer milderen Ueberwachung vertauscht. So vermochte der junge W. Gefangenen, die wegen ihrer politischen Haltung, oft ganz unschuldig, vor Kriegsgericht gestellt wurden, zu Hülfe zu kommen. Am 19. August wurde den Deportirten die Freilassung verkündet. Allein da inzwischen durch das Vorrücken des Erzherzogs Karl Zürich von der helvetischen Republik gelöst worden war, konnte der Rückweg nur auf dem Wege einer heimlichen Flucht, auf dem Rhein, über Freiburg und Donaueschingen, gewählt werden. Obschon nun der ehemalige Bürgermeister Zürich unter Leitung der nach Abwerfung der helvetischen Ordnung eingesetzten Interimsregierung vorfand, obwol ein am 7. September aus Wien an ihn geschriebener Brief Johannes Müller's sehr bestimmte Erwartungen hinsichtlich der geplanten Herstellung der alten Staatsform aussprach, so ist doch keine Spur vorhanden, daß W. an Verhandlungen, die dahin zielten, betheiligt gewesen sei. Außerdem gestaltete alsbald Massena's Sieg in der zweiten Schlacht bei Zürich, am 25. September, die Dinge wieder völlig um. Schon am Abend des Schlachttages mußte W. mit dem Sohn, dem jetzt auch die Frau und der älteste Sohn sich anschlossen, neuerdings Zürich flüchtig verlassen und über Constanz wieder nach Lindau den Weg einschlagen, dann aber wegen Ueberfüllung dieses Zufluchtsortes erst in Kempten, dann in Augsburg Bergung suchen. Der englische Minister Wikham,

mit dem W. schon seit 1795 bekannt war, hatte jetzt die Idee, nach dem Tode des Hauptes der Emigration, des Berner Schultheißen Steiger (A. D. B. XXXV, 584—591), W. an die Spitze des Schweizercomités zu stellen. Doch konnte dann dieses bei der rasch immer ungünstiger werdenden Wendung der Kriegsereignisse, nach dem Rückzuge der Russen aus der Schweiz, gar nicht zur Constituirung gelangen. Immerhin blieb die Schweiz den Flüchtlingen noch bis in den Februar 1800 verschlossen — Schwiegertochter und Enkel waren zwar schon im November heimgekehrt —, und erst die Nachwirkungen der Umwälzung des 18. Brumaire des Jahres VIII von Paris her führten mit dem Vater auch den Sohn W., der, obschon er für sich ohne Schwierigkeit die Rückkehr hätte bewerkstelligen können, das Schicksal des Bürgermeisters freiwillig getheilt hatte, wieder nach Zürich.

In der helvetischen Republik war durch den Sturz des französischen Directoriums, der den Fall der von dem Werkzeuge der Pariser Gewalthaber, Laharpe, vertretenen, von Bern aus geübten Willkürherrschaft nach sich zog, für W. der Boden zum Wiedereintritte in die öffentlichen Angelegenheiten gegeben. Der in die helvetische Verwaltung neu eingetretene Müller-Friedberg (A. D. B. XXII, 694—698) frischte die schon seit den achtziger Jahren bestehende Verbindung mit W. wieder auf, und dieser war durch dessen Briefe über das eigenthümliche stets von Frankreich her beeinflußte Getriebe der Parteien in der helvetischen Hauptstadt gut unterrichtet. Es war deutlich, daß eine Tendenz gewisser Annäherung an die föderalistische Auffassung, unter Billigung des Consuls Bonaparte und seiner Organe, einer nach einem ersten Zwischenfalle neuerdings eintretenden Aenderung der Dinge entgegentrieb. So trat am 30. April 1801 in der zu Malmaison ertheilten Audienz ein Verfassungsentwurf zu Tage, der zwar den Wünschen keiner Partei recht entsprach; nach diesem Plane, der am 29. Mai in Bern veröffentlicht wurde, sollte auf den September eine allgemeine Tagsatzung zum Behuf der Annahme des von Bonaparte aufgestellten Entwurfes folgen, in der Art, daß vorher durch Kantonstagsatzungen Kantonsorganisationen aufgestellt würden, diese Kantonstagsatzungen ferner die Mitglieder der allgemeinen Tagsatzung wählen sollten. Am 15. Juli war nun als Mitglied der Zürcher Kantonstagsatzung auch W. gewählt, wie er auch schon vorher in die Municipalität der Stadt Zürich zugezogen und als ein Mitglied des neu bestellten kantonalen Erziehungsrathes ernannt worden war. Aber schon am 22. Juli zeigte W. in einem an den Minister Reinhard, der seit Februar 1800 der Vertreter Frankreichs in Bern war (s. A. D. B. XXVIII, 54 u. 55), geschriebenen Briefe, daß er alle seine besseren Erwartungen durch den Gang der Wahlen für die Kantonstagsatzungen zerstört sehe, da an die Stelle der versöhnlichen Gesinnung abermals eine ausgeprägt revolutionäre Wendung getreten sei, und W. gab dann auch nach Schluß der Commissionsarbeiten der Zürcher Versammlung ein schriftliches Minoritätsvotum dagegen ein. Als Mitglied einer von Municipalität und Gemeindekammer der Stadt Zürich gemeinsam bestellten Commission wurde W. beauftragt, in Bern eine Eingabe dieser Commission, Bemerkungen und Wünsche der Stadt die Verfassung betreffend, persönlich zu übergeben und während der Dauer der allgemeinen Tagsatzung über die Dinge gemäß der Beobachtung aus der Nähe regelmäßig Bericht zu erstatten. So sah sich W. in Bern in den Gang der Angelegenheiten hineingestellt, und er war, als am 17. October dreizehn föderalistisch gesinnte Abgeordnete ihren Austritt aus der Tagsatzung nahmen, der Verfasser der Erklärung dieser Minorität über deren Hauptbeschwerden gegen die Verfassung, ebenso eines rechtfertigenden Schreibens an die französische Gesandtschaft, von der indessen infolge der Umtriebe und verleumderischen Anschuldigungen des helveti-

schen Gesandten in Paris, Stapfer (s. A. D. B. XXXV, 451—456), Reinhard am 21. August abberufen worden war (W. selbst hatte Bern schon am 12. October verlassen). Aber nun kam es in der Nacht vom 27. zum 28. October, infolge der einseitig unitarischen Bestellung der neuen Behörden, zu einem Staatsstreiche in Bern, zu dem der Nachfolger Reinhard's, Verninac, im Gegensatz zu seinem gemäßigten, von aufrichtigem Wohlwollen für die Schweiz erfüllten Vorgänger ein vollendeter Meister der Intrigue, die Hand gereicht hatte. Unter Aufhebung der kaum erst zu Ende geführten Verfassung geschah die Rückkehr zum Entwurf von Malmaison und die Erwählung neuer Behörden im föderalistischen Sinne. Unter den 25 sogleich zu Senatoren ernannten Candidaten, die am 28. ein Ausschuß von fünf Mitgliedern ernannte, befand sich auch W., und schon am 29. erhielt er das Decret, das ihn nach Bern berief.

Die Betheiligung an diesem nach seinem Haupte, dem Schwyzer Alois Reding, als erstem Landammann der Schweiz (s. A. D. B. XXVII, 525 u. 526), so genannten Reding'schen Senate, die bis in den April 1802 sich erstreckte, bildet eine wichtige Episode im Leben des Zürcher Staatsmannes. Er hatte schon gleich nach der Wahl, im November, vom eigenen Vater eine richtige Schätzung der Lage der Dinge erhalten. Dieser schrieb: „Das Schlüpfrige Deiner neu zu betretenden Bahn stellte sich mir oft nur zu lebhaft vor. Denn die Zukunft für das Vaterland und für Dich müssen Besorgnisse erwecken, und beruhigen kann man sich am Ende allein damit, daß man die heiligsten Pflichten bei Seite setzen würde, wenn man Dich nicht nur zurückgehalten, sondern auch nur Deinen Muth vermindert hätte, die Rettung von den Leuten, die über uns geherrscht haben, zu vervollkommnen zu suchen". Und allerdings mußte ja eine Reihe der größten Schwierigkeiten aus der vollkommen ungesetzlichen Weise, in der auch diese neue Centralregierung eingesetzt worden war, entstehen, und nothwendig stellte sich auch für sie die Unselbständigkeit gegenüber dem französischen Consul und dessen Werkzeugen heraus; dazu kam der Haß der aus der Macht verdrängten Unitarier, der auch gemäßigtere Föderalisten, zu denen W. sich zählte, nicht verschonte. Ganz besonders aber schloß Reding's aus besten Absichten erwachsener, doch mit nicht genügender Umsicht bewerkstelligter Versuch, für die helvetische Republik durch eine persönliche Vorstellung bei Bonaparte in Paris bessere Bedingungen zu erzielen, mit einem totalen Mißerfolg. Denn die wahren Absichten der Consulatsregierung enthüllten sich schon, als der Landammann, anscheinend von berechtigten Hoffnungen erfüllt, kaum erst in Bern wieder eingetroffen war. Die am 28. October 1801 eingesetzte Regierung wurde durch den erzwungenen Eintritt ausgeprägter Unitarier in ihrer Zusammensetzung so modificirt, daß ihr ganzer Charakter abgeschwächt erschien; dann folgte die gewaltsame Abreißung des für Frankreichs Vergrößerung begehrten Landes Wallis, das heißt eben das, was Reding's Reise hätte verhüten sollen. Endlich brachte, nachdem sich die am 27. Februar vom Senate vollendete neue Verfassung als ein todtgeborenes Kind erwiesen hatte, der Staatsstreich vom 17. April 1802 den Plan Bonaparte's zur Vollendung. W. hatte anonym „Betrachtungen, die jeden Vaterlandsfreund zur Annahme des Verfassungsentwurfes vom 27. Hornung bewegen sollen" veröffentlicht; jetzt verfaßte er noch am 21. April das Concept für die von ihm und von elf Senatoren, darunter Reding, dem Kleinen Rathe eingereichte Verwahrung gegen den centralistischen Staatsstreich. Dann kehrte er nach Zürich in den Privatstand zurück. In aller Ruhe hatte er am 20. geschrieben: „Der entschiedene fränkische Einfluß bei allem Vorangegangenen und die in so mancher Hinsicht äußerst verworrene Lage, in der wir uns schon lange befanden, machen das Geschehene für unsere Personen eher zu einem Glück, und

unvermeidlich wäre der nämliche Streich in Kurzem gewesen, vermuthlich unter weniger erträglichen Formen“.

Jetzt folgten die stürmischen Monate des nochmaligen Waltens einer einzig von Frankreichs Gnade bestehenden centralistischen Regierung. Nach der Scheinannahme des in That und Wahrheit von der Volksmehrheit abgelehnten unitarischen Verfassungsentwurfes in der Abstimmung vom 19. Mai kam, nach Abzug der allein noch die Regierung aufrecht haltenden französischen Truppen, im August und September die Reaction in den inneren und den östlichen Gegenden des Landes zum Ausbruch. Als der helvetische General Andermatt auf die gleichfalls den Gehorsam weigernde Stadt Zürich seine Bomben warf, war W. schon wieder, als Mitglied der am 7. September erweiterten Municipalität, zunächst auf dem Boden der städtischen Angelegenheiten in öffentlicher Stellung; am 8. ging er als einer der Abgeordneten dieser Behörde nach Bern, um auch mündlich ein Schreiben mit Vorstellungen gegen Andermatt's Maßregeln, das schon vorher ausgefertigt worden war, vor dem helvetischen Vollziehungsrathe zu unterstützen. Doch fanden diese Deputirten kein Gehör, sondern wurden unter Bewachung eines helvetischen Officiers zurückgeschickt; freilich mußte dann dieser selbst am 13. von Baden flüchtig davon gehen, als eine Erhebung bewaffneter Bauern die dort befindlich gewesenen helvetischen Truppen zersprengt hatte, und so konnten die der freien Bewegung zurückgegebenen Abgesandten ungehindert nach Zürich zurückkehren, vor dem allerdings stets noch Andermatt's Belagerungscorps lag. Allein nun mußte Andermatt von Zürich abziehen; in Schwyz versammelte sich die alteidgenössische Tagsatzung; die volle Niederlage der helvetischen Regierung schien vorzuliegen. Da wurden alle Hoffnungen der Föderalisten durch die Anerbietung der unabweislichen Intervention von seiten Bonaparte's, am 4. October, niedergeschmettert.

Auch W. gelangte auf Grund der vom Mediator Bonaparte am 19. Februar 1803 an die Schweizer Consulta übergebenen Vermittlungsacte im Kanton Zürich in die neu bestellten Behörden. Seine städtische Zunft wählte ihn in den Großen Rath, aus dem er in den Kleinen Rath befördert wurde. Hier wirkte er in einer Reihe von Commissionen, besonders derjenigen zum Entwurf der Gesetze für die organischen Einrichtungen des Kantons, mit; weitere gesetzgeberische Arbeit, Theilnahme an den Tagsatzungen, diplomatische Aufträge, so Ende 1803 zu einer Conferenz in Schaffhausen, wegen der aus dem Reichsdeputationshauptschlusse für schweizerische Rechtsansprüche sich ergebenden streitigen Fragen, füllten die nächsten Jahre. 1807 fiel für Zürich als Directorialkanton eine größere Aufgabe ab, und zugleich hatte in diesem Jahre W. als Präsident der Aufsichtsbehörde des in Zürich neu geschaffenen politischen Institutes (s. A. D. B. XXI, 623) noch eine weitere Pflicht übernommen.

1813 hatte Zürich abermals unter der Landammannschaft seines Bürgermeisters Reinhard (A. D. B. XXVIII, 41) die Leitung der allgemeinen schweizerischen Angelegenheiten zu besorgen. Da wuchs seit dem October, als sich der Krieg der Alliirten gegen Napoleon den schweizerischen Grenzen näherte, die Gefährdung der schweizerischen Neutralität, weil ja die ganze Verfassung von 1803 einzig an die Person des Vermittlers gebunden war, so daß nach den fortgesetzten Niederlagen des französischen Kaiserthums alles in das Wanken gerieth. So wurde es bei Zürichs vorörtlicher Stellung dessen Aufgabe, die schweizerischen Kantone auch beim Wegfalle der Mediationsacte zusammenzuhalten und den Boden für die Gestaltung eines neuen Bundesverhältnisses zu ebnen. Auch W. war an den Anstrengungen für Auffindung der Ueberleitung in eine neue Vereinigungsform für die Kantone betheiligt, an Berathungen, die unter unendlichen Schwierigkeiten sich vollzogen. Schon am 28. December wurde er Mitglied

einer durch die Tagsatzung aus Angehörigen von vier Kantonen gebildeten Commission, die ein Gutachten aufstellen sollte, wie im Geiste der alten Bünde ein neues Band unter den dreizehn alten Kantonen zu knüpfen sei, doch in der Weise, daß den seit 1798 neu entstandenen Kantonen der Beitritt offen stehe. Das war die Einleitung der unendlich mühseligen und langwierigen Verfassungsarbeit, während deren Dauer 1814 einige Zeit hindurch eine eigentliche Spaltung zu Tage trat, als neben der allgemeinen Tagsatzung zu Zürich die Sondertagsatzung der renitenten alten Kantone in Luzern beisammen war. W. war dann der Verfasser des Conceptes für den Entwurf, der am 4. Februar 1814 zur Vorlage kam, dessen 25 Artikel dann wirklich die Grundlage des endgültigen Bundesvertrages von 1815 nachher geworden sind. Im März 1814 wurde W. erstgewähltes Mitglied einer Abordnung an jene in Luzern tagende achtörtige Conferenz, und diese brachte die Entscheidung für den Wiederanschluß jener Abgesonderten an die Zürcher Tagsatzung. Zu der am 6. April wieder eröffneten allgemeinen Tagsatzung der neunzehn Stände sah sich danach W. als einer der Vertreter seines Kantons abgeordnet. Daneben war seine Thätigkeit für die Schöpfung der dem eigenen Kanton neu zu gebenden Verfassung in Anspruch genommen. Zuerst war es da schon gelungen, den auch in Zürich gemachten Versuch, in Nachahmung dessen, was in Bern geschehen war, die Zurückführung auf die vor 1798 gültig gewesene Ordnung zu erringen, gleich schon im Keime zu besiegen. Dann stand W. im Großen Rathe in einem längeren eindringlichen Votum für die Annahme des ausgearbeiteten Verfassungsentwurfes ein, und auf Grund dieser Verfassung wurde er als Mitglied des Kleinen Rathes erwählt. Nach der Annahme des Bundesvertrages am 9. September, wodurch der durch Zürich vertretene vermittelnde politische Gedanke gesiegt hatte, konnte der Amtsbürgermeister Reinhard als ersterwählter Gesandter der Tagsatzung zum Congresse nach Wien abgehen. Die Leitung der Tagsatzung übernahm an seiner Stelle der zweite Bürgermeister Hans Konrad von Escher (A. D. B. VI, 350). Aber er starb an einem Schlaganfall nur ein Vierteljahr später. Jetzt wurde W., der im Sommer infolge der gehäuften Arbeit und der gemüthlichen Nachwirkungen der vorangegangenen schweren Kämpfe eine längere Erholung nothwendig gehabt hatte, am 16. December vom Großen Rathe als Bürgermeister erwählt; dadurch sah er sich den neuerdings übernommenen Gesetzgebungsarbeiten für den Kanton Zürich entzogen und vor eine viel verantwortungsvollere Aufgabe gestellt. Denn als W. am 21. des Monats das Präsidium der Tagsatzung antrat, war die Lage der Schweiz vielfach noch recht beunruhigend. Zu Wien dauerten die Verhandlungen über die Stellung der Schweiz in Europa, über ihre Grenzgestaltung noch stets fort; Mißstimmung und Abneigung herrschten in Folge der bisherigen Entwicklung der Dinge zwischen Zürich und Bern; innere Unordnung, nahezu Auflösung war in einer Reihe von Kantonen vorhanden. Allein die Tagsatzung kam W. mit Vertrauen und Achtung entgegen, und auch die Berner waren seinem gemäßigten Charakter gewogener, als dem einseitig Zürichs Interesse betonenden Reinhard.

Unter diesen Verhältnissen stand W., als er am 41. Tage nach seiner Ehrenerhöhung seinen Vater verlor, mit dem er stets in regstem Austausch, in enger geistiger Gemeinschaft geblieben war. Dieser war seit 1800 nirgends mehr im öffentlichen Leben hervorgetreten. Als das liebevoll hochgehaltene Haupt der Familie, als ein eifriger geistiger Theilnehmer an den staatlichen Angelegenheiten, in fortgesetzter verständnißreicher Fühlung mit den litterarischen Erscheinungen hatte er gelebt, während der Sommermonate gern zu Meilen auf seinem Landgute am Gestade des anmuthigen Zürichsees sich dem Genusse der Natur hingegeben. Schon 1800 hatte er, als Dank für die Zusendung der Uebersetzung von

Cicero De officiis, an den gelehrten Philologen Hottinger (A. D. B. XIII, 198) geschrieben: „Das Studium der Philosophie der Alten schenkt auch mir nun so manche Stunde der angenehmsten Unterhaltung und eine Gemüthsverfassung, die in dem Abend meines Lebens mitten unter all' den unser Vaterland drückenden und zerstörenden Ungewittern die weit meisten Tage und Stunden ruhig und heiter dahin fließen läßt". Am Beginn des Jahres 1815 war ihm, der auch in der Zurückgezogenheit bis zuletzt für die öffentlichen Dinge rege Aufmerksamkeit behalten hatte, die Nachricht, daß vom Wiener Congresse die Anerkennung der Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz sicher zu erwarten sei, zur lebhaften Freude geworden. Dann nahm ihn ein sanfter Tod hinweg. —

Als Tagsatzungspräsident stand W. mit den Vertretern in Wien, voran mit Reinhard, in steter Correspondenz und folgte deren Bemühungen für die Geltendmachung des schweizerischen Begehren; dabei traten die Angelegenheiten Bündens — wegen der 1797 abgerissenen italienisch sprechenden Herrschaften im Addagebiete, voran Veltlin —, des Wallis, das wieder erlangt werden mußte, von Genf, das gleichfalls entfremdet worden war, dann die des Bisthums Constanz, der Neutralisation von Nordsavoyen besonders hervor. Innerhalb der Schweiz galt es, die Ordnung zu behaupten, Ausbrüchen der Parteiwuth vorzubeugen. Aber erst Napoleon's Flucht von Elba brachte in Wien auch die Schweizer Sachen rasch zum Abschlusse, sodaß Reinhard im April zurückzukehren vermochte, und ebenso führte diese neue Störung des europäischen Friedens zur erwünschten, beinahe völligen Einstimmigkeit der Tagsatzung, im Entschlusse der Abwehr der zu befürchtenden Eingriffe von Frankreich her. Denn die Kriegsgefahr nöthigte zu umfangreicher Waffenrüstung gegen das hergestellte Kaiserthum der hundert Tage. Die ruhige Festigkeit des Bürgermeisters W. in allen diesen sich häufenden Aufgaben wurde voll anerkannt. Der spätere College im Bürgermeisteramte, v. Muralt (A. D. B. XXIII, 54 und 55), der als Mitglied der eidgenössischen Militärcommission diese Dinge miterlebt hatte, äußerte: „W. entwickelte damals eine mit Weisheit verbundene, die größte Anerkennung verdienende Thätigkeit; er flößte der Tagsatzung eine Thatkraft ein, welche sich schnell in Aufstellung eines eidgenössischen Heeres kund gab. Ich war Augenzeuge der nie ermüdenden Thätigkeit, mit der der Bundespräsident die Geschäfte beförderte, Eintracht erhielt und excentrische Bestrebungen wieder in die gehörigen Schranken zurückwies". Aber in einem Punkte blieb den Mitlebenden noch ganz verhüllt, in einem wie hohen Grade sich W. mit seiner Person geradezu einsetzte. Er hielt, um eine gefährliche Zerklüftung der Tagsatzung zu verhüten, eine von dem Minister Caulaincourt sehr schlau abgefaßte Note vom 5. Mai, die mit Napoleon'schen lügnerischen Schmeichelworten die Schweiz umgarnen sollte, geheim; denn für die Schweiz war schon am 20. des Monats durch die Convention mit den gegen Frankreich verbündeten Mächten, auf deren Abschluß die Truppenzüge der alliirten Armeen durch die Schweiz folgten, eine bindende Verpflichtung gegeben. Daß W. angesichts so schwieriger Lage die Nachricht von Napoleon's Vernichtung am 18. Juni mit dem Rufe: „Wir sind gerettet!" aufnahm, ist leicht zu begreifen. Doch der Einmarsch der schweizerischen Armee auf französischen Boden, die hiermit sich verbindenden Meinungsverschiedenheiten im Hauptquartier (A. D. B. VII, 26) brachten neue peinliche Vorgänge; zu scharfen Beschlüssen wurde die Tagsatzung gegen Nidwalden genöthigt, weil dieser Halbkanton, von ehrgeizigen Demagogen irre geführt, sich weigerte, dem eidgenössischen Bunde beizutreten. Allein dessen ungeachtet fand am 7. August zu Zürich die feierliche Beschwörung des Bundesvertrages statt, und W. hatte als Präsident der Tagsatzung den Act einzuleiten, was in einer dem wichtigen Augenblicke wohl angemessenen Rede geschah. Dann schloß, nachdem noch letzte Aufgaben — eben

die Pacification Nidwalden's, darauf die Uebernahme des aus dem französischen Territorium ausgelösten Bisthums Basel — geordnet waren, als am 26. August mit der Capitulation der Festung Hüningen bei Basel die letzte von Frankreich drohende Gefahr beseitigt erschien, am 31. des Monats die Tagsatzung, die wegen der Dauer ihrer Session die Bezeichnung „lange Tagsatzung" behielt. Immerhin wurden noch dem Zürcher Staatsrath wichtige Vollmachten zur Vollendung einzelner schwebender Geschäfte übertragen, und zwar, wie der Beschluß sich ausdrückte, infolge des Vertrauens „in die Weisheit des Vorortes" und desjenigen, „welches sich das würdige Präsidium so unbegrenzt erworben habe".

Solche Sorge galt ganz besonders noch der Mission des Genfer Staatsmannes Pictet de Rochemont an die Alliirten nach Paris, zum Behuf der Verfechtung schweizerischer Interessen beim Abschlusse des zweiten Pariser Friedens. Allerdings mußten die anfangs gehegten Erwartungen von den Resultaten dieser Sendung, wenn auch der Gesandte redlichsten Eifer und beste Einsicht zeigte, wesentlich herabgestimmt werden; aber dessenungeachtet durfte der Vorort mit Fug gegenüber Pictet, nach dessen im November geschehener Rückkehr, den vollsten Dank bezeugen. Durch eine vom Kaiser Franz I. an W. ertheilte Ordensauszeichnung, die dieser freilich erst nach langem Bedenken und nach der ausdrücklichen Billigung durch den zürcherischen Kleinen Rath annahm, wurde die hohe Zufriedenheit der österreichischen Regierung hinsichtlich des Verhaltens der ersten schweizerischen Magistratsperson bezeugt. Doch boten die endgültige Abgrenzung des Genfer Kantonalgebietes und die Frage der Neutralisation savoyischer Gebietsstücke letzte Schwierigkeiten, sodaß Pictet eine zweite Sendung, nach Turin, übertragen erhielt. Indessen ging für W. das ereignißreiche Jahr 1815 unter dem Hinblick auf die glücklich gelungene Befestigung der schweizerischen politischen Zustände in befriedigender Weise zu Ende. Doch zeigten sich die Nachwirkungen des Jahres schon gleich nach Neujahr 1816 für W., indem eine zeitweise ernste Besorgniß erweckende, erst im März völlig nachlassende, nervöse Fieberkrankheit auf die vorangegangenen Ueberanstrengungen folgte.

Von 1816 an trat W. bis 1830 wieder in eine ruhigere Zeit ein; abwechselnd mit Bürgermeister Reinhard stand er an der Spitze der Zürcher Regierung und in den Jahren 1821 und 1827, wo er Amtsbürgermeister war, hatte er, weil in diesen Zürich eidgenössischer Vorort war, die hier versammelte Tagsatzung zu leiten. In den Fragen der auswärtigen Politik verursachten die Maßregeln und Zumuthungen, die aus der Angst der europäischen Regierungen vor neuen revolutionären Erschütterungen erwuchsen (vgl. A. D. B. XXXIX, 253), allerlei Schwierigkeiten. Für die Beziehungen innerhalb der Eidgenossenschaft selbst dagegen suchte W. insbesondere das förderliche Einvernehmen mit Bern aufrecht zu erhalten, und so wenig etwa politische Erwägungen 1817 ihn zum Abschlusse seiner dritten Ehe mit der ältesten Tochter des Berner Schultheißen v. Mülinen (A. D. B. XXII, 783—789) vermocht hatten, wurde doch diese trotz des Altersunterschiedes von dreißig Jahren sehr glückliche Eheverbindung auch dadurch von Bedeutung, daß nothwendigerweise zwischen W. und seinem Schwiegervater das gute Einvernehmen noch mehr sich befestigte. Die intime Correspondenz der Beiden, die sich, auch als Mülinen 1827 in das Privatleben zurücktrat, selbstverständlich fortsetzte, ist eine der wichtigsten Quellen für die Erkenntniß der Stellung, die W. gegenüber öffentlichen und persönlichen Fragen einnahm. So war es für ihn sehr peinlich, daß von 1822 an in der Angelegenheit des von Bern herbeigeführten Retorsionsconcordates, behufs Ergreifung von Repressalien in Zollsachen gegen Frankreich, Zürich officiell mit einer kleineren Zahl weiterer Kantone eine die Kraft der angehobenen Politik lähmende abweichende Stellung — im Gegensatz gegen die von ihm gehegte Auffassung — einnahm. Im

Kanton Zürich begann mit dem Jahre 1828, zuerst in der Art und Weise, wie der Große Rath gegenüber der Regierung eine unabhängigere und einflußreichere Stellung anzustreben anfing, wie die Presse im Sinne liberaler Umgestaltungen zu wirken sich anschickte (vgl. d. Art. Nüscheler: A. D. B. XXIV, 58 u. 59), eine neue Strömung sich anzukündigen. Dann traf 1829 der Sturz des Staatsraths Finsler (A. D. B. VII, 26 u. 27) das Ansehen der Regierung schwer und wurde bei den persönlichen Beziehungen, die W. zu dem langjährigen Amtsgenossen hatte, für ihn selbst eine Ursache des Kummers. Die Opposition wuchs an Kraft, und so kam es zunächst, da die Ausübung der Censur als unmöglich erachtet werden mußte, zur Ausarbeitung eines zürcherischen Preßgesetzes. Dann versuchte die Regierung im Anfang des Jahres 1830 durch ein neues Reglement des Großen Rathes, das diesem ungleich größere Freiheit ihr gegenüber verschaffte, den Weg der ruhigen Reform zu beschreiten, und W. selbst hoffte, zumal da gerade Mitglieder der Landschaft in mäßigendem Sinne eingewirkt hatten, von diesem Statut, das eigentlich ein umfassendes organisches Gesetz über die Anwendung der Verfassung darstelle, eine versöhnende Wirkung. Dann aber führte ihn eine vom Vororte Bern zugewiesene Aufgabe, betreffend den Strafcodex der Regimenter im französischen Dienste, auf zwei Monate nach Bern, und ebenso war er wieder daselbst, als Abgeordneter zur Tagsatzung, die unter dem Präsidium des Schultheißen Fischer (A. D. B. VII, 52—61) versammelt war, wie die Nachricht von der Pariser Julirevolution eintraf.

Auch im Kanton Zürich geriethen nunmehr die Dinge in einen rascheren Gang. Gegenüber den auftauchenden Projecten für Verfassungsänderung hielt es W. für Pflicht, Begehren billigen Inhalts nicht entgegenzutreten, da durch solche Handbietung die Regierung sich wol noch werde halten können. Aber ein vom 13. October datirtes Memorial von 31 in Uster sich versammelnden Kantonsräthen der Landschaft, das noch ein gemäßigtes Vorgehen in Aussicht nahm, zunächst eine außerordentliche Einberufung des Großen Rathes verlangte, wurde durch das sogenannte Küßnacher Memorial des Dr. Ludwig Snell (A. D. B. XXXIV, 509) weit überholt, und während in den ersten Novembertagen jene außerordentliche Session zu Anträgen über das künftige Repräsentationsverhältniß im Großen Rathe, zur Erwägung, ob nicht noch andere Theile der Verfassung einer Revision bedürftig seien, führte, stellte die Volksversammlung zu Uster vom 22. November (vgl. A. D. B. XI, 277), wo zwar mit Nachdruck erklärt wurde, daß, obschon die Verfassung schlecht, die Regierung gut sei, die ganze Frage auf einen anderen Boden. In äußerlich friedlicher Weise vollzog sich eine tief eingreifende politische Umwandlung, indem jetzt, in rascher Erfüllung der Begehren, nach einem neuen Repräsentationsverhältniß ein ganz neuer Großer Rath zur Revision der Verfassung erwählt wurde. W., der in der einstweilen bestehen bleibenden, doch ihres maßgebenden Einflusses verlustig gewordenen Regierung in gewohnter Ruhe seine Pflicht weiter erfüllte, war am 6. December der Erstgewählte seiner städtischen Zunft; mit dem Anfang des Jahres 1831 hatte er dann, da die Regierung provisorisch noch bestand, als Amtsbürgermeister das Präsidium des Kleinen und Großen Rathes zu führen. Besonders schwer traf ihn persönlich der am 13. Januar in Bern eingetretene gänzliche Umschwung, unter dessen Nachwirkung am 29. des Monats ein zwar nicht tödtlicher Schlaganfall den greisen Mülinen berührte. Vom 15. Februar an hatte W. den Vorsitz bei den Verhandlungen des Zürcher Großen Rathes bei der Berathung über die Vorlage der Verfassungscommission, und wie er in der an diesem Tage gehaltenen Rede betonte, daß seine Ueberzeugung zwar ihre Wurzel in der früheren Zeit und den früheren Erfahrungen habe, daß sie aber dem Neuen nicht bloß abweisend sich entgegenstelle, sondern mit

warmer Vaterlandsliebe zu besserer Wendung der Dinge noch nach Kräften mitzuhelfen suche, so wies er schließlich nach Annahme der neuen Verfassung, unter Ueberwindung des Entschlusses zurückzutreten, die ihn treffende Wahl zum Bürgermeister nicht ab. Die dringenden Bitten seines neuen Amtsgenossen Usteri (A. D. B. XXXIX, 408), die vom Rathe einmüthig unterstützt wurden, bewogen ihn dazu; dagegen schied jetzt Reinhard aus dem öffentlichen Leben endgültig aus. So trat W. am 23. März in die zweite Stelle an der Seite des ersten Bürgermeisters Usteri ein. Doch schon am 9. April wurde durch Usteri's Tod die neue Combination in empfindlichster Weise erschüttert, während freilich W. in Usteri's Nachfolger Muralt einen ihm in politischen Ansichten weit näher stehenden Collegen gewann.

Für W. war die Geschäftslast bei der sich äußerst fruchtbar entwickelnden gesetzgeberischen Thätigkeit der Räthe eine sehr große, zumal da Muralt vielfach 1831 als Amtsbürgermeister durch eidgenössische Angelegenheiten von Zürich fern gehalten wurde. Dazu zeigte es sich, insbesondere bei Behandlung von Fragen, die in anderen Kantonen — voran in Basel — herrschende innere Wirren betrafen, daß in den Endentscheidungen die Mehrheit des Großen Rathes von der Majorität der Regierung abweiche. Ungleich besser befand sich W. in Uebereinstimmung mit den meisten Theilen des Ausbaues der kantonalen Gesetzgebung. Er hatte im Juni den ehrenvollen Auftrag des Vorortes, zugleich mit dem Genfer Syndic Rigaud den neuen König der Franzosen Louis Philipp im Elsaß zu begrüßen, zur Durchführung zu bringen, eine Mission, die bei dem geflissentlichen Entgegenkommen des noch dem Vater W. von 1793 und der Folgezeit her zu Danke verpflichteten Königs einen sehr befriedigenden Ausgang nahm. Mit 1832 hatte W. als Amtsbürgermeister die Functionen zu übernehmen, und er that das, obschon immer wieder, besonders in der Basler Angelegenheit, Zwiespalt zwischen dem conservativen Theil der Regierung und der Mehrheit des Großen Rathes erwuchs, nicht ohne Hoffnung für die nächste Zukunft. Allein schon in den ersten Wochen des Jahres schwoll durch die Versuche, den in Langenthal, im Kanton Bern, gegründeten sogenannten „Schutzverein“ — „zum Schirm des Bestandes der geschaffenen volksthümlichen Verfassungen“ — auch im Kanton Zürich auszubreiten, die radical geführte Agitation neuerdings an (vgl. A. D. B. VIII, 266). Der Große Rath wies einen hiegegen aufgestellten regierungsräthlichen Antrag, einen Gesetzesvorschlag ausarbeiten zu lassen, zurück, und jetzt reichten am 9. März die beiden Bürgermeister, sowie sechs Regierungsräthe ihre Entlassungsgesuche ein, W. mit der Motivirung, daß er bei der Annahme der Wahl 1831 den Vorbehalt des Rücktrittes gemacht habe, falls der Gang der Geschäfte mit seiner Ueberzeugung in entschiedenen Widerspruch trete.

W. behielt noch bis 1836 die Stelle im Großen Rathe bei und nahm noch in wichtigeren Fragen als Mitglied der Minorität an der Discussion activen Antheil. Doch trat er mehr und mehr in die Rolle eines beobachtenden Zuschauers zurück. Mit ruhigem, heiteren Gemüthe, froh, den Seinigen jetzt seine Fürsorge viel mehr widmen zu können, im lebhaften brieflichen Verkehr mit den heranwachsenden jüngeren Söhnen Georg (s. u.) und Friedrich, als diese ihre Studien außerhalb Zürichs fortsetzten, aber ganz besonders in reger litterarischer Beschäftigung verlebte W. die letzten Jahre. Für die „Schweizerischen Annalen“ des gleichfalls aus dem öffentlichen Leben ausgeschiedenen Müller-Friedberg, mit dem der alte Verkehr wieder anhob, schrieb er für Band I, S. 267 ff., eine übersichtliche Darstellung der Verwaltung der zürcherischen Regierung von 1815 bis 1830. Ferner hatte er das Präsidium der Moralischen Gesellschaft beibehalten, wobei er jährlich in seinen Vorträgen die Jahresereignisse mit besonderer Hinsicht auf das religiöse und sittliche Wohl des Volkes musterte und

seine religiöse Ueberzeugung nachdrücklich zum Ausdruck brachte. Eine schwere Erkrankung am Beginn des Jahres 1836 wurde glücklich überwunden. 1839 folgte W. gleich von Beginn des Jahres an mit gespannter Aufmerksamkeit der stets heftiger werdenden Erörterung nach der Wahl von Dr. Strauß an die Zürcher theologische Facultät. Aber schon mit dem Monat April sanken die körperlichen Kräfte, und wenn auch der in einem schönen Landsitz am rechten Seeufer gewählte Sommeraufenthalt Erleichterung verschaffte, war eine Besserung nicht mehr zu erwarten. Die aus Berlin an das Krankenlager eilenden jüngeren Söhne fanden den geliebten Vater schon nicht mehr bei ungetrübtem Bewußtsein. Dem Leichenbegängnisse schloß sich am 22. August die gesammte eben in Zürich versammelte Tagsatzung an.

Vgl. Friedrich von Wyß, Leben der beiden Zürcherischen Bürgermeister David von Wyß Vater und Sohn aus deren schriftlichem Nachlaß als Beitrag zur neueren Geschichte der Schweiz geschildert (Band I und II, Zürich 1884 und 1886). Meyer von Knonau.

Wyß: Georg von W., schweizerischer Historiker, geboren zu Zürich am 31. März 1816, † zu Zürich am 17. December 1893. Dem Bürgermeister David v. Wyß gebar die zweite Frau, Anna Barbara Bürkli, einen Knaben, nach zwei am Leben befindlichen Söhnen der ersten Ehe den dritten Sohn; doch starb sie schon zehn Tage darauf, am elften Tage nach dem Tode eines scharlachfieberkranken Töchterchens, das sie gepflegt hatte, sodaß der Wittwer 1817 die S. 414 erwähnte dritte Ehe einging, aus der dann 1818 ein vierter Sohn Friedrich erwuchs. Georg v. W. verlebte von 1825 bis 1827 seine Bildungszeit auf dem Schlosse Lenzburg im Aargau, wo der tüchtige Braunschweiger Joh. Karl Christian Lippe, ein früherer Gehülfe Fellenberg's, ein Institut für Knaben 1822 eingerichtet hatte, in anregender Umgebung, unter besonders auch die körperliche Kräftigung überwachender pädagogischer Leitung. Dann wurde bis 1835 der Unterricht an den mittleren Schulen und an der neu eingerichteten Hochschule in Zürich fortgesetzt. Da sich der Jüngling mathematisch-physikalischen Studien zu widmen gedachte, empfahl der mit der Wyß'schen Familie enge befreundete Physiker Albert Mousson — sein Bruder (s. A. D. B. XXII, 415—417) hatte 1828 Georg's Schwester Regula zur Ehe genommen — dem Bürgermeister Genf als Platz für die Fortsetzung der Studienzeit des Sohnes, und dort verweilte dieser dann zwei Jahre, bis zum Schluß des Sommersemesters 1837. Die fleißig an den Vater abgeschickten brieflichen Berichterstattungen verriethen einerseits, wie rasch sich der Zürcher in eine vorzügliche Verwendung der französischen Sprache, die er sein Leben lang beibehielt, hineinarbeitete, wie er in jeder Hinsicht geistig fortschritt und der Charakter sich kräftigte; anderntheils sind sie ein Zeugniß, wie eifrig sich W. unter ausgezeichneten Lehrern, Pictet, De la Rive, Gautier, Dufour — dem früheren französischen und nunmehrigen schweizerischen Ingenieurofficier —, in den erwählten Wissenszweigen orientirte; daneben zeigte sich der Sohn des angesehenen Zürcher Hauses in der feinen ausgewählten Gesellschaft von Genf als liebenswürdiger und gewandter Handhaber der Formen. Zugleich mit dem Bruder Friedrich bezog Georg darauf im Frühjahr 1838 die Universität Berlin, und in den Sommerferien des Jahres wurde eine Reise nach Schweden von ihnen mit noch zwei schweizerischen Studirenden angetreten. Im Juli 1839 war W. mit dem hervorragenden Landsmann, dem Mathematiker Steiner (s. A. D. B. XXXV, 700—703), dessen Lehre er zumal in privatem Umgange viel verdankte, auf der Reise nach Brüssel und Paris, wohin er diesem zu folgen gedachte, am Rhein angelangt, als ihn die Nachricht von der schweren Krankheit des Vaters (vgl. S. 417) nach Hause rief. Doch

1840 begab sich W., einige Monate nach des Vaters Tode, nach Göttingen, im Auftrage der zürcherischen naturforschenden Gesellschaft, die durch einen Sachverständigen genauere Kenntniß von den durch Gauß angeregten magnetischen Beobachtungen gewinnen wollte, und er begleitete im Juni Wilhelm Weber (s. A. D. B. XLI, 358—361), für den er, als Gelehrten wie als Menschen, hohe Verehrung empfand, nach Leipzig, wo ein magnetischer Apparat aufzustellen und zu probiren war. Aber bis zum Herbste 1840 kam W. auf längerer Reise über Wien nach Hause zurück, ohne daß er, wie es Mousson gewünscht, sich durch eine Promotion in Göttingen den Weg zur Habilitation in Zürich gebahnt häite. W. hatte bei aller Hingabe an seine Lehrer und an die betriebenen Studien doch schon die Ueberzeugung gewonnen, daß die von ihm gewählten wissenschaftlichen Disciplinen seinem geistigen Wesen und voran seinem Gemüthe, dem immer kräftiger und überzeugungsstärker in ihm erwachten religiösen Bedürfnisse, auch einer poetischen Anlage, die er in sich spürte, wenn er sie auch stets zurückzudrängen sich bestrebte, nicht zu genügen vermöchten. Dazu kam, daß Ranke's Vorlesungen in Berlin großen Eindruck auf ihn gemacht hatten, so sehr er anfangs nur zufällig auf sie geführt worden war, sowie, daß die politische Gestaltung der Dinge in Zürich ihn 1840 zu einer Bethätigung auf dem Boden des öffentlichen Lebens eher aufzufordern schien.

1839 war durch den Umschwung des 6. September (vgl. A. D. B. XI, 278, XII, 291 u. 292, 496 u. 497) das seit 1832 geltende radicale Regierungssystem gestürzt worden; nahe Freunde und Verwandte waren an der neu eingesetzten Leitung des Kantons betheiligt, sein Schwager Mousson seit kurzem als Bürgermeister erwählt. So lag es nahe, daß W. innerhalb politischer Vereinigungen, auf dem Felde der Journalistik mitwirkte, daneben in Secretariaten, in Kanzleithätigkeit Erfahrungen zu gewinnen sich bestrebte. Zumeist in Verbindung mit seinem um vier Jahre älteren Freunde Heinrich Grob*) focht da W. in der „Zürcherischen Schulzeitung“ gegen den 1839 aus der Leitung des durch ihn neu gestalteten zürcherischen Schulwesens verdrängten Thomas Scherr (s. A. D. B. XXXI, 123 u. 124) oder in den „Zürcher Blättern“, einer seit 1840 erscheinenden Beilage der „Zürcher Freitagszeitung“, gegen den „Republikaner“ Snell's (s. A. D. B. XXXIV, 509 u. 510) und gegen Julius Fröbel. Weit weniger betheiligte sich er sich an dem Organe Bluntschli's: „Der Beobachter aus der östlichen Schweiz“, und als vollends das Blatt und Bluntschli selbst stets mehr vom Einflusse Friedrich Rohmer's (s. A. D. B. XXIX, 57 u. 58), den W. scharfsichtig sehr bald als unheilvoll für die liberalconservative Regierungspartei erachtete, abhängig wurden, zog sich W. von jedem weiteren Antheil daran zurück. Weit erfreulicher und für die Zukunft fruchtbarer war die Betheiligung, die W., von Ferdinand Keller aufgefordert, an den Arbeiten der antiquarischen Gesellschaft seit 1840 hervortreten ließ (vgl. A. D. B. XV, 565—568); ebenso war er 1840 mit seinem Bruder Friedrich zu Baden anwesend, als Zellweger (s. d. Art.) die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz gründete, der er dann seit 1843 als Secretär diente. Er meldete freudig in einem Briefe: „Seit Baden habe ich großen Eifer für die Historie bekommen“, und systematisch suchte er durch Lectüre sich auf diesem Felde, das ihn stets mehr anzog, weiter zu orientiren. Unterbrechungen dieser Beschäftigungen und Studien bedingten militärische Uebungen, und ein urtheilsfähiger verwandter Officier war der Ansicht, daß W. der Aufgabe „mit der ihm

*) Ueber diesen ausgezeichneten Geschichtslehrer am zürcherischen Gymnasium, 1883 Dr. phil. honoris causa, gestorben 1889, vergleiche Dr. Otto Markwart's Biographie im Zürcher Taschenbuch für 1891, S. 217—264.

eigenen Energie" sich widmete und „im Ernstfalle jedenfalls im Geniestab seinen Mann gestellt hätte".

Inzwischen war W. 1841 als dritter Secretär des zürcherischen Großen Rathes erwählt, 1842 zum Amt des zweiten Staatsschreibers befördert worden, und ebenso hatte er noch eine Reihe von Commissionsfunctionen angetreten. Aber eben jetzt folgte die Verschärfung der allgemeinen schweizerischen Fragen — die aus der Aargauer Klösteraufhebung seit 1841 erwachsene Aufregung wegen der Berufung der Jesuiten nach Luzern, der Einfall der radicalen Freischaaren in das Luzerner Kantonalgebiet (vergl. A. D. B. XVIII, 470 und 471): W. hatte im December 1844 einer umsonst unternommenen Sendung zürcherischer Regierungsrathsmitglieder zur Vorbringung freundeidgenössischer Bitte um Rücknahme des Beschlusses der Jesuitenberufung, nach Luzern, beizuwohnen —, und auch in Zürich trat der Moment ein, wo sich, eben infolge der ultramontan-demagogisch geführten Politik Siegwart-Müller's (s. A. D. B. XXXIV, 206—212), das Bluntschli'sche mehr vermittelnde System gegenüber dem Ansturm der seit 1839 neu gekräftigten Radicalen nicht länger halten konnte. Als nach dem zweiten Freischaarenzuge bei der verfassungsmäßigen Neuwahl eines Theils des zürcherischen Regierungsrathes die Conservativen unterlagen, wollte auch Mousson nicht länger im Amte bleiben und wurde am 5. April 1845 durch Furrer (s. A. D. B. VIII, 209 und 210) im Bürgermeisteramt und Tagsatzungspräsidium ersetzt. Zwar blieb W. noch bis 1847 in der Function des Staatsschreibers. Doch als am 29. Juni des Jahres, bei Erledigung des Amtes des ersten Staatsschreibers, Dr. Alfred Escher als solcher erwählt wurde, ein Winterthurer in das Amt des zweiten Staatsschreibers einrückte, legte der in solcher Weise aus seiner öffentlichen Stellung entfernte Repräsentant einer mißbeliebig erscheinenden Sache am 30. auch seine übrigen Functionen nieder. Das war in der letzten Zeit vor dem Ausbruche des innern Krieges in der Eidgenossenschaft geschehen, dessen von der Tagsatzungsmehrheit hervorgehobenen Charakter — „bloße Execution eines legalen Tagsatzungsbeschlusses" — W. von seinem Standpunkte aus keineswegs anerkennen wollte. Allerdings täuschte der Ausgang des Krieges — W. urtheilte, „wie eine taube Nuß" sei der Sonderbund zusammengebrochen — wie nunmehr auch anderer Conservativgesinnter, so auch seine Erwartung, und 1848 sah er dann, wenn auch mit kühlem Urtheile, doch mit etwas mehr Zustimmung der Vollendung und der Annahme des Entwurfes der neuen Bundesverfassung zu.

Bis dahin war W. aber auch im gleichen Jahre 1848 durch den städtischen Wahlkreis als Mitglied des zürcherischen Großen Rathes erwählt worden, in dessen Mitte er der Zahl der etwa dreißig Mitglieder zählenden conservativen Opposition (unter der Gesammtzahl von zweihundert) angehörte. Gleich in seiner ersten Rede, April 1849, trat er der Einführung des Directorialsystems, statt des bisherigen Collegialsystems, für die Geschäftsbehandlung durch den Regierungsrath, entgegen, und hier hatte er gegen den inzwischen — an die Stelle des in den Bundesrath nach Bern berufenen Furrer — als Mitglied der Regierung erwählten Alfred Escher sich zu wenden. Ueberhaupt machte sich der Parteigegensatz für W. in den nächsten Jahren noch fortwährend geltend. Durch seine Zugehörigkeit, wie zum Größeren Stadtrathe, so zum städtischen Schulrathe, fühlte er sich verpflichtet, einer nach seiner Ansicht zu weit gehenden Schädigung älterer bürgerschaftlichen Privilegien im Primarschulwesen sich entgegen zu stemmen; als Mitglied der nach Erlaß des neuen Gesetzes erwählten erneuerten Schulbehörde half er dann aber alsbald selbst an der Neugestaltung mit. Dagegen scheiterte zwei Mal nach einander, zuerst 1856, am Widerstande der um Escher sich schaarenden Regierungspartei die Wahl für erledigte Stellen im Regierungsrathe durch den Großen Rath; ähnlich hatte 1866 eine Candidatur für

den Nationalrath keinen Erfolg. Im höchsten Grade auffallend und, sachlich betrachtet, unbegreiflich war 1858, daß, als sich W. nach dem Tode des Staatsarchivars Meyer von Knonau (s. A. D. B. XXI, 618 und 619) um die für ihn völlig geeignete Stellung am Archive bewarb, ein wegen Pflichtvergessenheit unmöglich gewordener Staatsanwalt ihm vorgezogen wurde. Freilich war W. inzwischen auf dem Felde historischen Studiums auch als Lehrer vollkommen festgewachsen, und die kurz nach seiner Habilitation als Privatdocent — 1850 — eingetretene Bethätigung in der Direction der schweizerischen Nordbahn hatte schon 1853 durch die Fusion dieser kurzen Strecke Zürich-Baden mit der durch Alfred Escher geschaffenen Nordostbahn wieder ihr Ende genommen. Vorzüglich durch Ferdinand Keller ermuthigt, war W. als Docent für die Geschichte seines Vaterlandes eingetreten, und daß ihn 1854 die in Solothurn versammelte allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft als Präsidenten erwählte, war die Bestätigung dieser Lebensaufgabe. 1857 durch seine Collegen der philosophischen Facultät honoris causa zum Doctor promovirt, rückte er 1858 zu einer allerdings nicht besoldeten außerordentlichen Professur auf. Erst 1864 und vollends in der Ertheilung des Ordinariates 1870 wurde dann die Angelegenheit in einer würdigen Weise geordnet.

Inzwischen hatte W. aber auch litterarisch auf dem historischen Felde thätig zu sein begonnen. Nach kleineren Arbeiten — 1849 und 1850 zwei Neujahrsblätter der Zürcher Stadtbibliothek: „Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß“, 1851 in Bd. VII des dann von 1856 bis 1873 ausschließlich von ihm redigirten „Archivs für schweizerische Geschichte“: „Ueber das römische Helvetien“ — begann er 1851 die bis 1858 in Band VIII der Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft vollständig erschienene „Geschichte der Abtei Zürich“, sein größtes Werk, dem er ein Urkundenbuch beigab. In den gleichen „Mittheilungen“ erschienen später noch, 1860 in Band XIII, „Graf Wernher von Homberg“, 1862 im gleichen Bande, „Sceaux historiques du canton de Neuchâtel“. An der 1853 begonnenen, von der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft angeregten „Historischen Zeitung“ nahm er Antheil und gab dahin das einzig größeren bleibenden Werth behaltende Stück der ganzen kurzen Serie, seine Geschichte der Zürcher Familie Mülner (s. A. D. B. XXII, 710 und 711). Aber seit 1855 war er selbst bei dem auf die „Historische Zeitung“ folgenden, in Zürich erscheinenden „Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde“, dem er auch zahlreiche Artikel gab — vor allem 1866 und 1867 die wichtige Studie: „Der Regensburger Friede vom 25. Juli/18. August 1355“ — ein Hauptträger der Redactionsarbeit. 1856 edirte er die Chronik des Johannes Vitoduranus (s. A. D. B. XIV, 483) in Band XI des „Archives“ und ließ im folgenden Jahre, nicht im Buchhandel, seinen Abdruck der Chronik des Weißen Buches von Sarnen erscheinen. Ein in Zürich 1858 gehaltener, nachher veröffentlichter Vortrag machte zum ersten Male weitere Kreise mit den Ergebnissen der kritischen Studien zur Geschichte der drei Länder 1212 bis 1315 bekannt. Resultate eindringlicher Forschungen über Tschudi, über dessen Glaubwürdigkeit oder vielmehr deren stets sich verengende Umgrenzung W. schon sehr früh ins Klare gekommen war, folgten noch 1885 im „Jahrbuch für schweizerische Geschichte“, Band X, „Ueber die Antiquitates Monasterii Einsidlensis und den Liber Heremi des Aegidius Tschudi“ und 1888 in der Vollendung der A. D. B. XL, 152, erwähnten Arbeit Voegelin's. Mit der Schrift des Jahres 1862: „Ueber eine Zürcher Chronik aus dem fünfzehnten Jahrhundert und ihren Schlachtbericht von Sempach“ griff W. in die Debatte über Winkelried ein, die ihn gleichfalls stets neu interessirte. Andere Arbeiten sind noch in weiteren Zürcher Neujahrsblättern niedergelegt, so besonders in demjenigen zum Besten des Waisenhauses für 1855, die Biographie

des großen Gelehrten Josias Simler (s. A. D. B. XXXIV, 355—358), und noch für 1892 die Behandlung der Entwicklung des Reichslandes Uri 1218—1309, für die Stadtbibliothek. Interessante Beiträge zur Zürcher Geschichte erschienen in den nicht in den Buchhandel gekommenen Vorträgen, die W. als Obmann der Schildner zum Schneggen bei deren Hauptversammlungen hielt, vorzüglich der in den Göttinger Gelehrten Anzeigen von 1877, Stück 31, besprochene Vortrag von 1877, über die älteste bis etwa 1400 zurückreichende Geschichte der Gesellschaft. Für das Sammelwerk der Allgemeinen Deutschen Biographie lieferte W. zu den Buchstaben B bis S 108 werthvolle Artikel zur schweizerischen Staats- und Gelehrtengeschichte. Aus seinem Nachlasse endlich gab im Namen der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft G. Meyer von Knonau 1895 die „Geschichte der Historiographie in der Schweiz“ heraus.

Neben dieser vielfach anregenden wissenschaftlich-schriftstellerischen Thätigkeit war aber W. auch in seiner späteren Lebenszeit fortwährend auf einer Reihe von Gebieten des öffentlichen Lebens wirksam. Als Politiker blieb er, nach dem Tode der älteren Mitkämpfer, der anerkannte Führer der conservativen Partei, ein auch von den Gegnern stets geachteter, um seiner Sachkunde willen vielfach in Commissionen beschäftigter Theilnehmer an den Debatten des Großen Rathes, des Verfassungsrathes in der demokratischen Umwandlung vor 1869, des Kantonsrathes bis zu seinem ehrenvollen Rücktritt 1883. Dem Besten der Vaterstadt Zürich diente er nach verschiedenen Richtungen treu; die Art und Weise der Auflösung des älteren Gemeinwesens 1891, seiner Verschmelzung in der Vereinigung des neuen Zürich verwundete ihn tief, doch ohne ihn bleibend bitter zu stimmen; denn er schrieb: „Ich blicke nicht mehr rückwärts; wäre ich jung, so würde ich mich frisch mit in die Arbeit der Ausgestaltung des Neuen werfen“. Als langjähriger Actuar, seit 1868 als Präsident des Conventes der Stadtbibliothek, diente er auf das treueste diesem ihm ganz besonders lieben öffentlichen Institut. Wieder wissenschaftlichen Bestrebungen zugewendet war seine seit 1862 dauernde verständnißvolle Fürsorge für das große „Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache“, dessen Schöpfer, der 1896 verstorbene Dr. Friedrich Staub, der von W. gebrachten Förderung den wichtigsten Antheil am Zustandekommen des Werkes zuschrieb; ebenso leitete W. seit 1885 die Edition des Urkundenbuchs der Stadt und Landschaft Zürich. Auf dem Boden der eidgenössischen Politik war W., seitdem 1875 der „Eidgenössische Verein“ entstanden war, als Präsident der Section Zürich — bis 1886 —, dieser Vereinigung alsbald beigetreten, um, wie er einmal sich aussprach, „der Herrschsucht der Willkür, der Ausschließlichkeit und der zwar durch das Gegentheil sich nach außen verhüllenden Volksverachtung der radicalen Demagogen und ihrer Phraseologie“ in persönlicher Anstrengung zu widerstehen; enge hing damit das Interesse für die Vertretung der Minoritäten zusammen, deren Sache er schon seit 1868 verfocht.

Allein außerdem war W., durch seine vielseitige Berührung mit einer großen Zahl von Freunden, Gesinnungsgenossen, Correspondenten, früheren Schülern, auch weiter stehenden Persönlichkeiten, der Mittelpunkt eines ausgebreiteten Verkehrs förderndster Art. Ein ganz ausgezeichneter Briefschreiber, in deutscher wie in französischer Sprache, dem bei der großen Leichtigkeit der briefliche Austausch geradezu eine Erholung, eine anregende Freude war, hat W. so in geradezu erstaunlicher Weise gewirkt. So stand er mit Vulliemin (s. A. D. B. XL, 377—379) in ununterbrochenem Briefwechsel seit 1849 und half auf das hingebendste mit Rath und Auskunft bei der Ausarbeitung der zweibändigen „Histoire de la Confédération suisse“. Mit der größten Aufopferung von Zeit und Mühe widmete er sich solchen Mittheilungen nach den verschiedensten Seiten, und ganze wissenschaftliche Abhandlungen über aufgeworfene Fragen wurden oft

in solche Briefe gestellt. Allerdings flossen da mitunter in die Feder Klagen über Vielbethätigung; aber einerseits die nie ermüdende Bereitwilligkeit, anderntheils jenes Pflichtgefühl, das auch hier die Grundlage seines ganzen Wirkens war, ließ ihn wieder über diese Beschwerden hinwegsehen.

In den Mittelpunkt der ganzen Thätigkeit trat mit den zunehmenden Jahren, wo anderes allmählich zurückgedrängt wurde, immer mehr die Beschäftigung mit dem Lehramte, mit der historischen Wissenschaft. Ein früherer Zuhörer urtheilte über die von W. gewählte Lehrweise: „Sein Vortrag war nicht gerade fesselnd, die Darstellung schlicht und einfach, beherrscht von der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit, verbunden und getragen von innerer Wärme, und was immer er bot, es erweckte den Eindruck absoluter Sicherheit und Zuverläsigkeit“. Eine wichtige litterarische Aufgabe erfüllte er auch noch 1883, als Geschichtschreiber der Universität zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum: „Die Hochschule Zürich in den Jahren 1833 bis 1883“. Aber am meisten war W. in weiteren Kreisen, über Zürich hinaus, durch die ganze Schweiz, als Präsident der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft, als der belebende Mittelpunkt historischer Wissenschaft in der Schweiz angesehen. Seit der Verjüngung der Gesellschaft durch die Statutenrevision von 1874 nahm er mit frischer Kraft an der Erfüllung der erweiterten Aufgaben theil, steuerte selbst zu dem neuen großen Sammelwerke der „Quellen zur Schweizer Geschichte“, 1884, zu Bd. VI, die Edition von Konrad Türst: ‚De situ Confoederatorum descriptio‘ bei. In der Art und Weise der Leitung der von seinen inhaltreichen Reden eröffneten Jahresversammlungen trat seine vollendete Urbanität in einer nicht zum mindesten auch die fremden Besucher, die Ehrenmitglieder der Gesellschaft, fesselnden Gestalt zu Tage. Als ein solcher Vertreter der schweizerischen Geschichtswissenschaft gehörte er denn auch seit 1880 als ordentliches Mitglied der historischen Commission bei der Münchener Akademie der Wissenschaften an; das Zusammentreffen mit den Vertretern der von ihm stets hochgehaltenen deutschen Geschichtswissenschaft war für ihn eine Erhebung und Freude.

Getragen durch die wahrhaft religiöse Grundlage des ganzen Lebens und Denkens hatte W. ein höheres Alter erreicht, glücklich mehrmals gefährliche Krankheiten überstanden. Am 25. Juli 1891 hatte er bei der durch die eidgenössische polytechnische Schule und die Universität veranstalteten Feier des Bundesschlusses von 1291 die Festrede halten können. Jedoch bewog ihn dann eine abermalige Erkrankung, die ihm die Besorgung des Lehramtes im Winter 1892 auf 1893 verbot, von der Professur zurückzutreten. Aber nochmals führte er zu Luzern am 18. und 19. September das Präsidium der Jahresversammlung der schweizerischen Gesellschaft, die er mit einer vorzüglichen Würdigung der Discussion, die über Tschudi's Glaubwürdigkeit neu entbrannt war (s. A. D. B. XXXVIII, 744, die zu 1893 und 1894 genannte Litteratur), eröffnete. Dann freilich wiederholte sich sehr bald der Krankheitsanfall; doch es wurde W. nochmals möglich, mehrere Wochen innerhalb des Hauses seinen Studien und Arbeiten nachzugehen.

W. hatte das glücklichste Familienleben. Mit dem Bruder Friedrich — dieser widmete Georg, als „dem Miterben der gemeinsamen Erinnerungen“, 1884 das S. 417 genannte Werk — verbanden ihn, wie die engsten gemüthlichen Bande, auch gemeinschaftliche geistige Interessen. Am 9. Mai hatte W. das Fest der goldenen Hochzeit gefeiert. Aber die Nothwendigkeit, den geliebten Sohn mit den Seinigen wegen eines die Uebersiedelung in ein wärmeres Klima erfordernden Leidens abreisen zu sehen, warf den Reconvalescenten neuerdings auf das Krankenlager, und der Kummer über den sich verschlimmernden Gesundheitszustand der Frau kam hinzu. Es war die Bestätigung der Einheit

der Ehe des edeln Paares, daß W. der Gattin am Abend ihres Sterbetages im Tode nachfolgte.

Vergl. die Aufzählung der zahlreichen Nekrologe im Anzeiger für schweizerische Geschichte, Bd. VII, S. 107, ferner (Fr. von Wyß) „Nachwort“ in „Zum Andenken an Professor Dr. Georg von Wyß und dessen Gattin Anna Regina von Wyß“ (Zürich 1894), sowie P. Schweizer und H. Escher: „Georg von Wyß, zwei Nekrologe“ (Zürich 1894), endlich das auf breiterer Grundlage, insbesondere größerem brieflichen Material aufgebaute „Lebensbild des Professors Georg von Wyß“, vom Verf. d. Art. (zuerst in den Neujahrsblättern zum Besten des Waisenhauses in Zürich 1895 und 1896, dann auch in Separatausgabe, Zürich 1896). Meyer von Knonau.

Wyß: Hans Konrad von W., zürcherischer Staatsmann, geboren zu Zürich im Januar 1749, † daselbst am 11. December 1826. Hans Konrad, durch seinen Vater David — einen jüngeren Bruder des S. 404 genannten Heinrich — ein um zwölf Jahre jüngerer Vetter des älteren Bürgermeisters David (s. o. S. 405), war seit 1772 allmählich in der Stufenleiter zürcherischer Aemter emporgestiegen und 1795 zu der wichtigen Stellung des Statthalters, der zweithöchsten im Staate Zürich, gewählt worden. Die Thätigkeit, die er im Winter 1797 auf 1798 entwickelte, macht W. zu einer bemerkenswerthen Persönlichkeit und läßt ihn, der sonst nach seiner versöhnlichen, zum Frieden geneigten Gemüthsart, infolge einer gewissen ängstlich scheinenden Zurückhaltung, weniger hervortrat, als einen Mann von Einsicht und unleugbarer Energie erkennen. Als die Gefahren von Seite des französischen Directoriums sich nach Abschluß des Friedens von Campo Formio immer höher thürmten und voran Bern bedrohten, begehrte die dortige Obrigkeit am 14. December 1797 getreues Aufsehen der Eidgenossen, Bereitwilligkeit zu thätiger Hülfe, wenn nöthig Absendung eidgenössischer Repräsentanten nach Bern. So versammelten sich schon vom 22. an in Bern Vertreter von acht Kantonen, unter denen W. als Repräsentant des Vorortes den Vorsitz hatte. Sie hatten, während in Aarau die Tagsatzung zusammentrat (vgl. S. 407), die Aufgabe, der Regierung von Bern mit Rath und That zur Seite zu stehen. Die Berichte dieser zürcherischen Repräsentantschaft an die heimische Regierung, die fast durchweg von W. geschriebenen officiellen Mittheilungen nach Zürich, 41 an der Zahl, und die gleichvielen Legationsberichte, bis Mitte Februar 1798 von dem als Secretär beigegebenen Rathssubstituten Joh. Jak. Hirzel (A. D. B. XII, 492) verfaßt, bieten äußerst interessante Aufschlüsse zur Geschichte dieser verhängnißvollen Monate, mit ihrem steten Wechsel, zur Erkenntniß der Stimmung in den leitenden Kreisen, die bald zur Hoffnung, bald zur viel berechtigteren Furcht neigte. Denn W. blieb bis zum Tage der Entscheidung, 5. März 1798, in Bern, und seine Stellung war eine um so wichtigere, je mehr in Wirklichkeit seit dem Auseinandergehen der Tagsatzung eigentlich nur noch diese Repräsentationsconferenz in Bern die in Auflösung begriffene Eidgenossenschaft darstellte. Der letzte Herausgeber der Auszüge aus diesen Berichten des Statthalters urtheilt mit Recht, daß dieser darin als eine Persönlichkeit voll redlichsten Willens, unermüdlich in der Pflichterfüllung, von einer wahrhaft bewundernswerthen Geduld die auseinanderstrebenden Elemente zusammenzuhalten, in Wort und That von rechtlich biederer Gesinnung entgegentrete, von unbedenklich das persönliche Schicksal für die Ehre der Schweiz und Zürichs in die Schanze schlagendem Patriotismus und bei aller Anhänglichkeit an die ererbten Anschauungen befähigt, von den Ereignissen zu lernen. Nach Berns Zusammenbruch am 7. März nach Zürich zurückgekehrt, hatte nun W. den Muth, aus dem, was er in Bern gesehen, für Zürich ganz rücksichtslos die Folgerungen zu ziehen, vorurtheilsvoll

widerstrebenden Standesgenossen entgegenzutreten, unter zum Theil sehr schwierigen Verhältnissen für die glückliche Beendigung der Verhandlungen mit der Landschaft Zürich sich anzustrengen, sodaß die Vermeidung eines gefährlichen Zusammenstoßes vornehmlich ihm zu verdanken war. Als Präsident leitete er die Gemeindeversammlung der Stadt Zürich, die am 29. März das Unvermeidliche, die Annahme der helvetischen Verfassung, beschloß. Unter dieser neuen Ordnung wurde W. das erste Mitglied der dem neubestellten helvetischen Regierungsstatthalter an die Seite gegebenen zürcherischen Verwaltungskammer. Im nächsten Jahre 1799 trat W. dagegen, als nach der ersten Schlacht bei Zürich, mit dem Abzuge der französischen Truppen, die helvetische Ordnung der Dinge dahingefallen war, im Juni an die Spitze der ein Vierteljahr — bis zur zweiten Schlacht — im Amte stehenden Interimsregierung. 1803 wurde er nach Einführung der Mediationsverfassung in das zürcherische Obergericht gewählt, dem er als Vicepräsident meist vorstand; daneben war er Präsident des Ehegerichts. 1820 trat er aus seinen Aemtern zurück. Seine einzige Tochter war mit dem jüngeren Bruder des jüngeren Bürgermeisters David, Salomon, verehelicht gewesen. Hohe Rechtlichkeit, Herzensgüte, Bescheidenheit, nicht ermüdende Thätigkeit wurden W. nach dem Tode nachgerühmt.

Vgl. in Band VIII der Sammlung der älteren eidgenössischen Abschiede, S. 695—718, die vom Herausgeber, G. Meyer von Knonau, mitgetheilten wörtlichen Auszüge aus den Repräsentantschaftsberichten von Bern, ferner O. Hunziker: „Aus den Berichten der zürcherischen Repräsentantschaft in Bern Decbr. 1797 bis 5. März 1798“, im Zürcher Taschenbuch für 1898, S. 31 bis 94, wo S. 34 ff. Notizen über die Persönlichkeit sich finden, weiter über die Thätigkeit in Zürich vom 7. März an die Erzählung der Frau Barbara Heß-Wegmann (Gattin des A. D. B. XII, 298 und 299, erwähnten Ludwig Heß) in den von O. Hunziker herausgegebenen „Zeitgenössischen Darstellungen der Unruhen in der Landschaft Zürich 1794—1798“, S. 195 ff. (Quellen zur Schweizer Geschichte, Band XVII, 1897).

Meyer von Knonau.

Wyß: Johann Rudolf W., der Aeltere genannt, und am 18. Januar 1763 in Bern geboren, war Landpfarrer. 1791—1807 in Münchenbuchsee bei Bern und 1807—1821 in Wichtrach bei Thun. Er schrieb eine Anzahl gemeinnütziger Flugschriften und politischer Blätter und dichtete dazu für den Göttinger Musenalmanach, später für die „Alpenrosen“. Sein Hauptwerk ist die „Lyrische Halle“, die 1819 erschien, und nicht ohne Bedeutung und Eindruck waren seine „Gesänge für Griechenlands Heldenvolk“ von 1826. Seit 1821 vom Amt zurückgetreten, hatte er, obwol zwei Mal verheirathet, ein einsames Alter und ist am 30. Januar 1845 gestorben.

K. Wyß im Berner Taschenbuche von 1859. Blösch.

Wyß: Johann Rudolf W., als Dichter der Jüngere genannt, wurde am 4. März 1782 in Bern geboren. Sein Vater, Johann David W., ein origineller und vielseitig gebildeter Mann, war Pfarrer am Münster. Schon als Knabe beschäftigte sich W. mit schriftstellerischen Versuchen der verschiedensten Art und sammelte aus Altersgenossen ein „litterarisches Kränzchen“, dem er philosophische Abhandlungen vortrug. Nach einigem Schwanken entschied er sich zum Studium der Theologie, pflegte aber auch als Student mit Vorliebe allgemein litterarische und historische Wissenschaften, so weit sich in jenen Jahren der Revolutionswirren in der Vaterstadt Gelegenheit bot. Im J. 1801 begab er sich nach Tübingen, 1802 nach Göttingen, wo er von Herbart angeregt wurde, und kehrte nach einer hauptsächlich zu dem Genuß der großen Kunstsammlungen angewendeten Reise 1803 nach Bern zurück, um sich nach bestandener Prüfung nochmals ins Ausland,

nach Halle, zu wenden. Ohne Lust zum geistlichen Amte und über seine Zukunft zweifelhaft, mußte er es als ein Glück betrachten, daß er jetzt infolge einer Neuwahl, 1805, zum Professor der Philosophie an der Berner Akademie ernannt wurde und damit einen Wirkungskreis erhielt, der ihm gestattete, in geordneter Amtsthätigkeit zugleich seinen Neigungen zu leben und diese zu allseitig fruchtbaren Anregungen für seine Umgebung zu gestalten. Er war kein Philosoph in der strengen Bedeutung des Wortes. Seine Aufgabe beschränkte sich beinahe ganz auf künftige Studirende der Theologie, welche in den unteren Klassen der Akademie in die Fächer der allgemeinen Bildung eingeführt wurden. Seine Richtung war ein praktischer Eklekticismus, in welchem französische Aufklärung und väterlicher Glaube, Kant und Schleiermacher sich begegneten zu einer schönen und edlen Lebensweisheit. Er eröffnete sein Lehramt mit einer lateinischen Abhandlung über Cicero's Pflichtenlehre und mit einer Rede über das Verhältniß der Moral zur Religion. Geschätzt waren seine „Vorlesungen über das höchste Gut“, welche 1811 bei Cotta in Tübingen in 2 Bänden erschienen. Nach drei Seiten hat er überdies nachhaltig eingewirkt: als Dichter, als Geschichtsforscher und als Kunstfreund. Als Dichter war er weder großartig noch originell, zum Drama fehlte ihm das Pathos, zur epischen Poesie die schöpferische Einbildungskraft, mit Geist und Geschick behandelte er dagegen Gegenstände der Lyrik und der beschreibenden Dichtung. Seit dem Jahre 1811 gab er im Verein mit einigen Berner und Zürcher Freunden, Usteri, Hegner, Heß, Kuhn, Meißner und Johann Rudolf Wyß dem Aelteren, den sehr beliebten Schweizerischen Almanach „die Alpenrosen“ heraus, die bis zu seinem Tode in zwanzig Jahrgängen erschienen sind; 1815 veröffentlichte er „Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz“ in 2 Bändchen. Einige seiner Lieder wußten den Gemüthston so sehr zu treffen, daß sie geradezu zu Volksliedern geworden sind und als solche länger leben werden als der Name des Dichters. Besonders bekannt ist das im J. 1811 zuerst als Gelegenheitsgedicht erschienene: „Rufst du, mein Vaterland“, welches seither die Bedeutung der schweizerischen Nationalhymne erhalten hat. W. hat auch Beiträge geliefert in Becker's „Almanach zum geselligen Vergnügen“, in Jakobi's „Iris“, in die in Zürich herausgekommene „Isis“ und in Cotta's „Taschenbuch für Damen“. Seine „Reise ins Berner Oberland“, in 2 Bändchen, hat wol noch mehr als Haller's „Alpen“ dazu beigetragen, die Schönheiten der schönsten Gegenden der Schweiz allgemein bekannt zu machen. Um die Geschichte hat sich W. Verdienste erworben nicht allein durch seine Bemühungen um die Erhaltung verschwindender Sagen und Legenden, sondern auch als Herausgeber der älteren Berner Chroniken aus dem 15. und 16. Jahrhundert, der Werke von Justinger (s. A. D. B. XIV, 758), Tschachtlan und Anshelm (I, 438), von welchen namentlich der letztere, bis dahin ungedruckt, in 6 Bänden, eine der wichtigsten Quellen der Schweizer Geschichte für die Reformationsperiode bildet. Den Anlaß zu diesen Arbeiten gab ihm sein Amt als Oberbibliothekar der Berner Stadtbibliothek. Als eifriger und verständnißvoller Kunstfreund, Mitglied der Schweizerischen und Mitstifter der Bernischen Künstlergesellschaft, war er auch glücklicher Sammler von Oelgemälden und Kupferstichen, und von ganz hervorragendem Werthe ist seine Sammlung von Handzeichnungen, meistens schweizerischer Meister des 16. und 17. Jahrhunderts, Entwürfe zu Glasgemälden, sogenannte „Scheibenrisse“, enthaltend, die damit vom Untergange gerettet worden sind. Sie sind seither in öffentlichen Besitz übergegangen. Eine ebenfalls von ihm angelegte handschriftliche Sammlung von älteren Volksliedern in 9 Bänden ist Eigenthum der Berner Stadtbibliothek. Endlich haben wir seine Betheiligung zu erwähnen an dem berühmten „Schweizer Robinson“, der eigentlich aus den belehrenden Gesprächen seines Vaters bei

Ausflügen und Spaziergängen entstanden ist. W. hat den harmlosen Niederschriften die gegenwärtige Gestalt gegeben, und einer seiner Brüder hat dieselbe mit Zeichnungen versehen (Prachtausgabe, Zürich 1841). Im Gegensatze zum englischen Vorbilde ist hier der Mensch nicht als alleinstehendes Individuum geschildert, sondern als Glied einer Familie. — Nach einem fast ungewöhnlich ruhig und still verlaufenden Gelehrtenleben ist der geistreiche Mann, eine auch äußerlich schöne und imponirende Erscheinung, erst 48 Jahre alt, am 21. März 1830 gestorben. Er war seit 1820 verheirathet und hat einen einzigen Sohn hinterlassen.

Schweizer. Museum, Bern. 1848, Nr. 2—5. — Lauterburg im Bern. Taschenbuch 1853. — v. Greyerz, Blüthenlese aus den sämmtlichen Werken von J. R. W. dem Jüngern, mit einem Lebensabriß des Verf. Bern 1872.

Blösch.

Wyß: Paul Friedrich von W., Professor der Jurisprudenz, geboren zu Zürich am 24. December 1844, † auf der Insel Teneriffa am 26. Januar 1888. Der älteste Sohn des Rechtshistorikers Friedrich von Wyß (vergl. den Art. Georg v. W.), widmete sich W. nach Vollendung seiner an den Anstalten der Vaterstadt genossenen Schulbildung dem Studium der Jurisprudenz an den Hochschulen von Zürich, Göttingen und Berlin. 1867 schloß er mit einer als vorzüglich anerkannten Prüfung seine Studien in Zürich ab, und seine Dissertation: „Die Haftung für fremde culpa nach römischem Recht“ hat einen bleibenden wissenschaftlichen Werth. Als Praktikant im zürcherischen Bezirksgericht, seit 1869 als erwählter Bezirksrichter und bald als Leiter einer der Abtheilungen dieses mit einer stets steigenden Geschäftslast betrauten Dikasteriums, fand W. reiche Gelegenheit, in der richterlichen Thätigkeit seine rasch im höchsten Grade geschätzte, aber auch über das körperliche Vermögen herangezogene Arbeitskraft, in der ihm eigenen nur schwer sich selbst genügenden Gewissenhaftigkeit, zu zeigen. 1874 folgte er einem ehrenvollen Rufe an die Universität Basel; die bisher von Johannes Schnell (A. D. B. XXXII, 158—160) bekleidete Professur des vaterländischen Rechtes war für W. zu einem vollen Ordinariat für schweizerisches Civilrecht erweitert worden, das er jetzt mit dem Sommersemester antrat, doch ohne dabei von der praktischen Bethätigung ganz getrennt zu sein, da er zu seiner Genugthuung zuerst als gewählter Suppleant dem Civilgericht, dann bald als Mitglied dem Appellationsgerichte angehörte. In seiner akademischen Antrittsrede: „Ueber Rechtsstudium in der Schweiz und Studium des schweizerischen Rechtes“ (Basel 1874) bewies W., mit welcher Klarheit er bei dem Eintritt in den Lehrberuf seine Aufgabe erfaßte. Dann brachte er noch im gleichen Jahre vor die Versammlung des schweizerischen Juristenvereins in Schwyz sein „Referat über die schweizerischen Hypothekenrechte“, das darnach in den „Verhandlungen des schweizerischen Juristenvereins in seiner XIII. Jahresversammlung“ (Basel 1874) gedruckt erschien. Noch in Zürich hatte W. 1872 anonym in der Schrift: „Der Gesetzesentwurf betreffend das Notariatswesen, in seinem privatrechtlichen Gehalte beleuchtet von einem Juristen“ über Codification sich geäußert; ein größeres zusammenhängendes Referat: „Schweizerische Rechtsgesetzgebung von 1875, 1876 und 1877“ erschien von ihm in der Zeitschrift für schweizerisches Recht, Band XX und XXI, die auch außerdem in den Bänden XVII: „Rechtskraft der Grundprotokoll-Einträge“, XIX: „Beiträge zu den schweizerischen Hypothekarrechten“, XXII: „Collision und Wandelbarkeit ehelicher Güterrechte“ als Abhandlungen aus seiner Feder enthält. Seine Stärke war die dogmatische Untersuchung, die er vermöge seiner Akribie und trefflichen logischen Schärfe ausgezeichnet durchführte, ohne doch in eine unfruchtbare Scholastik zu verfallen, wovor ihn sein gesunder und von früh an in der Praxis

geübter Verstand bewahrte. Dies und seine gründlichen Kenntnisse verschafften ihm auch einen großen Antheil an den Arbeiten für die Herstellung des schweizerischen Obligationenrechtes; infolge seiner Publication: „Bemerkungen zum ersten Theile des Obligationenrechtsentwurfes“ (1874) war er durch den Vorsteher des eidgenössischen Justizdepartements in die Commission für Vorberathung, wo er bald eine imponirende Stellung einnahm, sofort berufen worden. Als akademischer Lehrer hatte er durch seine Klarheit und Schärfe, durch die geschickte Einführung der Hörer in die wissenschaftliche Behandlung praktischer Rechtsfragen eine gleichfalls sehr geachtete Stellung gewonnen. Allein während dieser vielseitig förderlichen Thätigkeit trat bei W. ein schon länger vorhandener Krankheitskeim schärfer hervor, und die Symptome der Lungenschwindsucht zwangen ihn, die Lehrthätigkeit zu unterbrechen, in wiederholten Aufenthalten an südlichen Stationen Erholung zu suchen, endlich sein Amt völlig niederzulegen. Noch freilich hegte er die Hoffnung, die von ihm angestrebte systematische Darstellung des schweizerischen Privatrechts durchführen zu können; auch das war ihm nicht vergönnt. Begleitet von seiner vortrefflichen Frau, einem Theil der Kinder verließ er im October 1880 Europa, um auf der vom ihm selbst auserlesenen Stätte, Teneriffa, seinen Aufenthalt zu nehmen. An die Basler Allgemeine Schweizer-Zeitung eingeschickte Berichte, die erst nach des Verfassers Tode (Basel 1892) als „Reise-Skizzen aus Teneriffa“ in Buchform erschienen, bewiesen von neuem das Talent, das W. für scharfe Beobachtung besaß, wie nicht minder seine geschickte Weise der Darstellung. Den Kranken, dem das milde Klima noch um einige Jahre das Leben zu verlängern vermochte, hielt eine wahrhafte Religiosität bis zuletzt aufrecht. Aber in der viel zu früh unterbrochenen Lebensarbeit waren ein durchaus achtungswürdiger edler, fester Charakter, eine hervorragend leistungsfähige Begabung schon vor dem Tode einer weiterreichenden fruchtbaren Wirksamkeit entzogen gewesen.

Nach durch Herrn Professor A. Heusler in Basel gemachten gütigen Mittheilungen, sowie nach eigener Erinnerung.

Meyer von Knonau.

Wytmans: Mattheus W., Porträtmaler, soll in Gorkum im J. 1650 geboren sein. Er war Schüler von Hendrik Verschuring und später von Jan van Bylert in Utrecht. Am 26. Januar 1667 wurde er Mitglied der Malerzunft in Utrecht und noch im J. 1678 wird er unter den Utrechter Malern erwähnt. Er starb im J. 1689. Die Dresdner Galerie besitzt das Bildniß eines Lautenspielers von seiner Hand. Die im J. 1894 in Utrecht abgehaltene Ausstellung älterer Gemälde enthielt ein Herren- und ein Damenporträt von ihm. Dagegen läßt sich die von Nagler und Immerzeel wiederholte Angabe, daß er schöne Gesellschaftsstücke in der Weise Gaspard Netscher's, sowie Landschaften, Blumen und Früchte gemalt habe, durch bekannte Bilder nicht belegen.

Vgl. S. Muller, De Utrechtsche Archiven. I. Schilders-Vereenigingen te Utrecht. Utrecht 1880, S. 33. — Catalogus der tentoonstelling van oude schilderkunst de Utrecht 20 Augustus — 1 October 1894. O. O. 1894. S. 95. — K. Woermann, Catalog der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 3. Aufl. Dresden 1896. S. 425. — Oud-Holland. Amsterdam 1895. XIII, 117.

H. A. Lier.

Wyttenbach: Daniel W., reformirter Theologe und Wolffianer, geboren am 26. Juni 1706 zu Wormb im Kanton Bern, † am 29. Juni 1779 zu Marburg in Hessen. Unter seines gleichnamigen Vaters, eines Predigers, Aufsicht anfangs herangebildet, wurde er schon 1718 der Berner Hochschule anvertraut, wo er neben der Theologie auch die Schriften der Philosophen Leibniz und Christian Wolff studierte, aus welchen er das Systematisiren erlernte. Als

Gehülfe seines Vaters begann er bereits nach der demonstrativen Methode Wolff's an seiner unter dem Titel: „Tentamen theologiae dogmaticae methodo scientifica pertractatae“ (Francof. a. M. 1747 und 1749) in 3 Bänden erschienenen rühmlichst bekannten Dogmatik zu arbeiten. Im J. 1735 unternahm er jedoch zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung, vor allem, um Wolff selbst zu hören, eine Reise nach der Universität Marburg. Von da aus besuchte er die sächsischen, hierauf die niederländischen Hochschulen und zuletzt Paris. Nach seiner Rückkehr 1737 sah er sich in seinem Vaterlande nach einer Professur um. Da ihm keine sich darbot, wurde er wieder Adjunct bei seinem Vater, 1740 Diakonus zu Bern. Endlich, 1746 gelang es ihm, die Stelle seines ehemaligen Lehrers Joh. Rud. Salchlin zu Bern zu erhalten. Zehn Jahre bekleidete er diese Professur der polemischen Theologie. Obengenannte Schrift hatte ihn bereits in der ganzen damaligen Gelehrtenwelt als einen ausgezeichneten Theologen bekannt gemacht. Der reformirte Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel, der nach dem Abfalle des Erbprinzen, des nachherigen Landgrafen Friedrich II. zur römischen Kirche sich nach tüchtigen Theologen seines Bekenntnisses zur Stütze desselben umsah, berief W. 1756 nach Marburg zum Professor der Theologie, Consistorialrath und Inspector der reformirten Kirchen und Schulen des Oberfürstenthums Hessen. Mit größten Ehren empfing man W. hier und ertheilte ihm bald nach seiner Ankunft die theologische Doctorwürde. Die Universität Marburg stand gerade im Zenith ihrer Blüthe. Die Erwartungen, welche man sich von W. hier gemacht, erfüllten sich nicht, so daß man im Scherze äußerte, der echte W. sei auf der Post ausgetauscht worden. Trotz reicher Kenntnisse, treuer Berufsarbeit und größter Uneigennützigkeit in seinen Aemtern bewegte er sich doch zu wenig frei. Seine Schwerfälligkeit im Vortrage, wie auch in geschäftlichen Dingen, nahm ihm die Möglichkeit, sich Geltung zu verschaffen. Bei seiner angeborenen Schüchternheit zog er sich daher bald mißtrauisch von allem Umgange zurück, ohne jedoch in Misanthropie zu fallen. Nach wie vor gedachte er reichlich der Armen. Obwohl wohlhabend, kannte er doch wenig Bedürfnisse und kleidete sich höchst schlicht. Originell war sein Verfahren gegen fleißige wie unfleißige Zuhörer. Von ersteren nahm er kein Honorar an, von letzteren dagegen für jede versäumte Stunde einen Gutengroschen. Im J. 1770 resignirte er auf die ihm lästige Consistorial- und Inspectorstelle, um sich ungehindert der akademischen Thätigkeit widmen zu können. Von seinen vier hinterlassenen Kindern hat sich sein Sohn Daniel, Professor der Philologie zu Amsterdam und Leiden, einen unsterblichen Namen erworben (s. u.).

Der Schwerpunkt der Wirksamkeit Wyttenbach's liegt in seiner litterarischen Thätigkeit. Seine Schriften waren seiner Zeit sehr beliebt, vorzüglich fanden seine Compendien vielen Beifall bei den Studenten der Theologie. Er vertritt in denselben noch voll das orthodox-reformirte Dogma, selbst inbetreff der Praedestinationslehre finden wir ihn im Einklange mit den reformirten Dogmatikern früherer Zeit. Nur hie und da finden sich Modificationen der kirchlichen Lehre, namentlich in der Darlegung des Verhältnisses der göttlichen Wirksamkeit zur Wirksamkeit der sog. causae secundae oder endlichen Ursachen. Die Theologie theilt er nach Wolff ein in eine naturalis und revelata, die erstere ist die Einleitung zur letzteren. In jener ist er ganz von seinem Lehrer abhängig. Als Theologe huldigte er noch der Foederaltheologie des Coccejus, welche er aber nach „scientifischer Methode“, wie man dieselbe nannte, neu darzustellen suchte. Zu den Lutheranern nahm er eine sehr irenische Stellung ein. Er nannte sie „unsere Brüder von der Augsburger Confession“, und stand mit vielen derselben in lebhafter Correspondenz, sogar mit dem Senior des Frankfurter Ministeriums, Johann Philipp Fresenius (A. D. B. VII, 353).

Außer seiner oben genannten bekanntesten Schrift nennen wir noch als einen kurzen Begriff derselben sein „Compendium theologiae dogmaticae“ (Francof. 1754). Ferner „Elementa hermeneuticae sacrae eo, quo in scientiis fieri debet modo proposita“ (Marburg 1760); „Sciagraphia theologiae didacticae in usus academicos concinnata“ (Marburg 1768); „Die Vortheile der Reformation für die Römischen, als Beweis, daß sie deswegen die Reformation nicht für böse halten, daher keinen Haß gegen Protestanten hegen und äußern sollten. Dabey die Pflichten der Protestanten gegen die Römischen und jener gegen einander, auch gegen den Lehrstand, desgleichen gegen die Secten angedrungen werden“ (Marburg 1779).

Strieder, Hess. Gel. und Schriftstellergesch. 17. Bd., wo zugleich sämmtliche Schriften von W. aufgeführt werden. — L. Wachler, Dr. W. Münscher's Lebensbeschreibung. Frankf. 1817. — H. Heppe, Gesch. d. theol. Facultät zu Marburg. Marb. 1873. — J. Chr. Bang, Elogium D. Dan. Wyttenbachii. Bern 1781. — Curtius, Memoria D. Wyttenb. Marb. 1779. — J. Chr. Strodtmann, Gesch. jetztleb. Gelehrten. 12. Th. Zelle 1747. — Bouginé. — Meusel. Cuno.

Wyttenbach: Daniel W., bekannter Humanist, Philolog und Philosoph, wurde geboren am 7. August 1746 zu Bern, als Sohn des dortigen Professors der Theologie Daniel W., der 1756 einem Ruf nach Marburg als Professor der Theologie, Consistorialrath und Kircheninspector folgte (s. o.). Während der Vater den Sohn mit einer gewissen Härte erzog, suchte die Mutter, Rosine, geb. Lombach diese durch Zärtlichkeit zu mildern. Schon in Bern wurde der Knabe zu eifrigem Studium des Lateinischen angehalten; in Marburg folgte dann unter der Leitung eines jungen talentvollen eigenartigen Hauslehrers, Jacob Jäger, nebst anderen Disciplinen Griechisch, worin W. später so hervorragendes leisten sollte. Schon in seinem vierzehnten Jahre wurde er in die Zahl der Marburger Studenten aufgenommen, hörte zuerst Vorlesungen über Logik und Mathematik, bald kamen Philologie und Geschichte dazu, deren Vertreter an der Universität Marburg, Schröder und Geiger, freilich auf den jungen Studenten nicht besonders einwirkten. Nach einer durch religiöse Scrupel verdüsterten Periode von einigen Semestern, wandte er sich besonders der Moral und Metaphysik zu, für welche letztere der Professor der theoretischen Philosophie, Koing, durch klare Darstellung seine lebhafteste Theilnahme zu wecken wußte. Im ersten Semester widmete er sich nach dem Willen seines Vaters, eifrig der Theologie, für die er sich durch vorhergehendes Studium des Hebräischen schon vorbereitet hatte, fühlte sich aber hierbei nicht befriedigt, so daß er sich bald wieder meistentheils mit dem Alterthum beschäftigte, d. h. jetzt vorzugsweise mit den griechischen Classikern, unter denen er für Platon eine besondere Vorliebe gewann. Dieser war, wie W. selbst in einem Briefe an Heusde erzählt, sein beständiger Begleiter auf seinen Streifereien durch Gebirge und Wälder, indem er sich oft im Schatten einer alten Eiche oder an einem leise dahin rauschenden Bache ganz in die erhabenen Gedanken des großen Philosophen versenkte. Ein treffliches Hülfsmittel zum Verständniß Platon's waren ihm Ruhnken's Anmerkungen zu dem Platonischen Lexikon des Timaeus. Um für seine Studien namentlich eine reichere Bibliothek als die in Marburg benutzen zu können, ging W. 1768 nach Göttingen, wohin ihn auch der Ruf des bekannten Philologen Heyne mit zog, zu dem er bald in ein näheres, für ihn sehr anregendes Verhältniß trat.

Durch seine Erstlingsschrift: „Epistola critica ad D. Ruhnkenium super nonnullis locis Juliani Imper., cui accesserunt animadversiones in Eunapium et Aristaenetum“, die im J. 1769 erschien, kam er in Briefwechsel mit dem von ihm höchst geschätzten Ruhnken und mit Valckenaer. Nachdem er noch besonders

auf den Rath Heyne's sich mit lateinischen Schriftstellern eingehend beschäftigt hatte, reiste er im Frühjahr 1770 nach Leiden in fieberhafter Eile, um möglichst rasch in persönlichen Verkehr mit Ruhnken zu kommen. Von diesem sowie von Valckenaer aufs freundlichste aufgenommen, trieb er nun in Leiden unter der Führung dieser zwei hervorragenden Männer humanistische Studien. Im J. 1771 wurde er auf die Empfehlung seiner beiden Gönner hin, die lebhaft wünschten, den strebsamen, höchst talentvollen jungen Mann in Holland festzuhalten, Professor der alten Sprachen und der Philosophie an dem Remonstrantengymnasium in Amsterdam. In dieser Stellung, die er mit großem Erfolge bekleidete, fühlte er sich zwar durchaus befriedigt, nahm aber doch 1779 eine Professur am Athenaeum in Amsterdam an, einer Anstalt, die ungefähr den Universitäten gleich kam, abgesehen davon, daß sie keine Promotionen vornehmen durfte. Hier hatte er Vorlesungen über Logik und Metaphysik zu halten, denen er auch solche über Geschichte der Philosophie hinzufügte, bis er 1785 die Professur der alten Sprachen und der Geschichte an eben dieser Lehranstalt annahm, die durchaus seinen Neigungen und Wünschen entsprach, so daß er es sogar ablehnte, in eben diesem Jahre Nachfolger Valckenaer's in Leiden zu werden, wozu ihn Ruhnken bewegen wollte. Ebensowenig gab er späteren Aufforderungen, 1795 eine Professur in Leiden anzunehmen, und 1788 und 1797 nach Bern als Professor überzusiedeln, nach. Erst als 1798 Ruhnken gestorben war, und ihm der Antrag gestellt wurde, dessen Nachfolger als Professor historiae cum universalis tunc litterariae ac philosophiae, antiquitatum, litterarum humaniorum et graecarum et latinarum in Leiden zu werden, ging er darauf ein, weil er zugleich in dieser Stellung für die Hinterlassenen Ruhnken's nach seinem Wunsch zu sorgen Gelegenheit hatte. So verließ er sein ihm liebgewordenes Amt in Amsterdam, in dem er mit großem Segen gewirkt hatte, und hielt am 4. Mai 1799 seine Antrittsrede in Leiden. Hier hatte er in seinen Vorlesungen eine zahlreiche Hörerschaft, die ihn wegen seiner großen allgemeinen Gelehrsamkeit, seines die Gegenstände trefflichst behandelnden Vortrags und wegen der Selbstlosigkeit seines Charakters hoch verehrte. Im J. 1818 ließ er sich wegen geschwächter Gesundheit, namentlich wegen eines Augenleidens in den Ruhestand versetzen und starb am 17. Januar 1820 in Oegsgeert. In seiner stetigen angestrengten wissenschaftlichen Arbeit hatte er einmal eine längere Störung erfahren durch eine gewaltige Pulverexplosion im J. 1807, bei der seine eigene Wohnung sowie seine Bibliothek stark mitgenommen wurden. Auch unter den politischen Verhältnissen litt er, wiewohl er Mitglied der von dem Könige Ludwig Napoleon gegründeten Akademie der Wissenschaften, sowie Ritter des von Napoleon gestifteten Ordens der Reunion wurde. 1814 ernannte ihn die französische Akademie der Wissenschaften zu ihrem auswärtigen Mitgliede, eine Ehre, die W. zu würdigen wußte. — Erst in seinem 71. Jahre vermählte er sich mit seiner Nichte, Johanna, geb. Gallien aus Hanau, einer hochgebildeten Frau, die 20 Jahre seinem Hauswesen schon vorgestanden hatte; er that diesen Schritt hauptsächlich wol, um ihr nach seinem Tode eine ausreichende Pension zu verschaffen. Sie lebte nach dem Tode ihres Gemahls in Paris und starb in der Nähe von Leiden im J. 1830. Schriftstellerisch ist sie auf ästhetischem und popularphilosophischem Gebiete thätig gewesen; von ihr rühren her: „Théagène“ (Par. 1815, deutsch Leipzig 1816); „Gastmahl des Leontis, ein Gespräch über Schönheit, Liebe und Freundschaft“, aus dem Franz. (Ulm 1821); ein Roman „Alexis“ (Par. 1817). Bei dem 300jährigen Jubiläum der Universität Marburg im J. 1827 erhielt sie von der philosophischen Facultät in Marburg die Doctorwürde honoris causa.

Wyttenbach's wissenschaftliche Verdienste liegen namentlich auf dem Gebiete der griechischen Philologie. Sein eigentliches Lebenswerk ist die Ausgabe der Plutarchi Chaeronensis Moralia. Graeca emendavit, notationem emendationum

et Latinam Xylandri interpretationem castigatam subiunxit, animadversiones explicandis rebus ac verbis, item indices copiosas adiecit D. W., 8 Tom., Oxonii 1795—1830, in 15 Bänden; die letzten beiden Bände füllt der „Index Graecitatis“. Abdruck der ganzen Ausgabe Leipzig 1796—1835. Für die damalige Zeit war die Ausgabe, für die W. während eines längeren Pariser Aufenthalts im J. 1775 schon eine Reihe Handschriften verglichen hatte, sehr verdienstvoll, für die Gegenwart genügt sie nicht mehr. Von sonstigen philologischen Arbeiten Wyttenbach's sind zu erwähnen: „Selecta principum Graeciae historicorum capita“ (Leiden 1793, 4. Ausg. ebd. 1807, auch Leipz. 1827), „Platonis Phaedon“ (Amsterd. 1810), „Vita Ruhnkenii“, Leiden 1800. Viel Philologisches von ihm ist auch enthalten in der „Bibliothea critica“, von der er 12 Theile mit andern Gelehrten von 1777 bis 1808, Amsterd., herausgab; als eine Fortsetzung, von ihm allein besorgt, ist zu betrachten die „Philomathia sive miscellanea doctrina“, 3 Theile (Amsterd. 1809—1817). Außer in der Philologie hat er sich auch in der Philosophie einen Namen gemacht, deren Grundlehren nach Wolff'scher Auffassung er mit humanistischer Klarheit, sich auch mehrfach an die Alten anlehnend, vorzutragen verstand. Zeugniß davon sind seine „Praecepta philosophiae logicae“ (Amsterd. 1782, neue Ausgabe von Eberhard Halle 1794, und von Maaß ebenda 1821). Sonstige philosophische und philosophie-geschichtliche Abhandlungen Wyttenbach's sind: „Disputatio de unitate dei“ (Amsterd. 1780), worin er sich gegen Kant's einzig mögl. Beweisgrund zu einer Demonstration vom Dasein Gottes wendet, „Quae fuerit veterum philosophorum inde a Thalete et Pythagora usque ad Senecam sententia de vita et statu animorum post mortem corporis“ (Amsterd. 1786), „De coniunctione philosophiae cum elegantioribus litteris“, „De philosophiae Ciceronianae loco qui est de Deo“, „De philosophia Kantiana“ u. a. Die letzterwähnten finden sich in den nach seinem Tode erschienenen „Opuscula varii argumenti“, 2 voll. (Leiden, Amsterd. 1821), einiges auch in den von Friedemann herausgegebenen „Opuscula selecta“, 2 voll. (Braunschw. 1820—28). In einen heftigen philosophischen Streit ließ er sich ein mit Paul v. Hemert, seinem Nachfolger in Amsterdam, der in seinen „Beginsels der Kantiansche Wysgeerte“ (Amsterd. 1796) und in seinem seit 1798 erscheinenden „Magazin for de kritische Wysgeerte“ für die Kantische Philosophie mit Entschiedenheit eintrat. W. griff diesen in seiner „Bibliotheca critica“ sowie in dem *Καθάρσιον* betitelten Aufsatze seiner „Philomathia“ aufs heftigste an, indem er ihn als Horrearius (Magazinverwalter) bezeichnete, von dem ansteckenden Fieber der Kantischen Philosophie sprach und die „kentaurische Transscendentalphilosophie“ zu vernichten versuchte. Neben solchen Ausfällen brachte er auch wirklich erwägenswerthe Einwände gegen die Kantische Philosophie vor.

Vgl. Wyttenb. Epistolae selectae, herausgeg. v. Mahne, Gent 1830. — Epistolae VI ineditae, herausgeg. v. K. F. Hermann, Marb. 1839. — Guil. Leonard. Mahne, Vita Danielis Wyttenbachii, Gandavi 1823. — P. G. Heusde, Narratio de Dan. Wyttenbachio, Initia philos. Platon., Traj. ad Rhen., 1827, Vol. 1, auch in Dan. Wyttenbachii Opusc. selecta, ed. Friedemann, Vol. 2. — Hnr. Albert, Dan. Wyttenbach, Biograph. Quartalschr. f. Jünglinge gebildeten Standes, 1. Bd., 1. Heft, Lpz. 1845. — A. J. van der Aa, Biographisch Woerdenboek der Nederlanden, 12. Deel, S. 156—158. — K. Prantl, D. Wyttenbach als Gegner Kant's, in d. Sitzungsber. d. bayr. Ak. d. W. 1877.

M. Heinze.

Wyttenbach: Johann Hugo W., Trierischer Historiker und Pädagoge, geboren am 5. April 1767 zu Bausendorf im Amtsbezirke Wittlich (j. Regierungsbezirk Trier, Kreis Wittlich), gestorben als Gymnasialdirector a. D. im 82. Jahre seines Lebens am 22. Juni 1848 zu Trier. Ueber die Jugend Wyttenbach's wissen wir nichts, er begegnet uns zuerst in der allerdings sehr

erlauchten Gesellschaft Goethe's, welcher gelegentlich der Campagne in Frankreich, 1792, zweimal, auf dem Hinweg nach der Champagne und auf dem Rückzug von Valmy, Trier passirte. Hier besuchte ihn, wie er selbst (Camp. in Frankr. 28. Oct., WW. Stuttg. 1867 XXI 100) erzählt, „ein junger Schullehrer, der ihm verschiedene Journale mittheilte und Gelegenheit gab zu erfreulichen Unterhaltungen. Er zeigte sich in der Kantischen Philosophie unterrichtet und Goethe glaubte ihm hier nützlich sein zu können". „Mein junger Freund, schreibt Goethe am 29. Oct., mit dem ich gar manche angenehme wissenschaftliche und litterarische Unterhaltung genoß, war auch im Geschichtlichen der Stadt und Umgebung gar wohl erfahren. Unsere Spaziergänge bei leidlichem Wetter waren deshalb immer belehrend, und ich konnte mir das Allgemeinste merken."

Der „junge Schullehrer", der den Vorzug hatte, unseren größten Dichter mit den Alterthümern und der Geschichte meiner Vaterstadt bekannt zu machen, war W. Er war etwa 29 Jahre alt, als Trier von den Folgen der französischen Revolution ergriffen wurde. Mit den Franzosen wanderten auch die Ideen der Revolution in die alte Bischofsstadt ein, und W. schloß sich sowohl ihnen als der französischen Regierung an. Später klärten sich seine Ansichten, auch er wurde seit 1815 wieder ein ebenso guter Deutscher, blieb aber immer freisinnigen Ideen zugethan. In den Jahren der französischen Occupation hat er sich ein sehr großes Verdienst erworben, indem er in Verbindung mit einigen Freunden darauf bedacht war, die litterarischen und Kunstschätze der aufgehobenen Klöster zu sammeln und zu erhalten. Unendlich vieles ist damals verloren gegangen, oder von den Franzosen nach Paris verschleppt worden. Immerhin gelang die Rettung und Erhaltung zahlreicher Handschriften und Bücher aus den verschiedenen Stiftern und Abteien der Stadt und Umgegend, welche jetzt mit dem Bestande der alten Universität und des Jesuitencollegiums zu einer Stadtbibliothek vereinigt wurden, an deren Spitze W. (seit 1801?) trat und der er bis in die 40er Jahre vorstand, wo ihn der Gymnasiallehrer Ph. Laven, zuerst als Unterbibliothekar unterstützte, dann als Nachfolger ersetzte. Als die preußische Regierung nach 1815 den Unterricht in den Rheinlanden reorganisirte, trat W. auch als Director des Gymnasiums ein, in welcher Stellung er ebenfalls erst wenige Jahre vor seinem Tode durch Prof. Loers abgelöst wurde (1846). In den langen Jahren zwischen 1795 und 1848 gab es Niemand in Trier, dem die Wissenschaft und Litteratur mehr als ihm geschuldet hätte. Nächst der Stadtbibliothek und dem Gymnasium war es namentlich die „Gesellschaft für nützliche Forschungen", welche, unter Napoleon gestiftet und bis heute blühend, seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Er war sozusagen die Seele aller auf Erforschung der Trierischen Geschichte und Alterthümer ausgehenden Bestrebungen und der geborene Conservator unserer Denkmäler. Daneben entfaltete er eine sehr rege, litterarische Thätigkeit. Ob der „Republicanische Katechismus, Handbuch für den Unterricht in den Pflichten und Rechten des Menschen und des Bürgers. Zum Gebrauche in den Primärschulen, vorzüglich in der II. Classe. Tugend und Recht" (Trier bei Hetzrodt im VIII. J. 1799), sein Werk ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen; als früheste Schriften sind mir von ihm bekannt: „Plan einer inneren Einrichtung für Primärschulen. Entworfen von der im Saardepartement für das Trierische Arrondissement angeordneten, aus den Bürgern Lelievre, Seyppel und Wyttenbach bestehenden Unterrichts-Jury" (Trier, Hetzrodt und Schröll, Nivose 7. J. 1798 und 1800, auch französisch). — „Denkmal den Wohlthätern des Menschengeschlechts" (Trier 1799). — „Rede am 14. Juli 1801 (zur Feier der Erstürmung der Bastille 1789)". Wyttenbach's erster wissenschaftlicher Versuch ist das im „Neuen litter. Anzeiger" (1807, Nr. 46, S. 725—728) erschienene „Verzeichniß einiger alten Teutschen Druckschriften, welche

die öffentliche Stadtbibliothek zu Trier besitzt und von Panzer nicht angeführt sind.“ Ebenda 1808, Nr. 3, S. 47 ff. Nr. 4, S. 53 ff. erschien: „Versuch einer Berichtigung der litterarischen Nachrichten über die verschiedenen Auflagen von Kyrianders Annales Trevirenses“. Seit dem Jahre 1809 unternahm W. den „Versuch einer Geschichte von Trier“, welche ursprünglich in dem „Trierischen Kalender“, dann separat in 5 Bändchen (12⁰ Trier 1810) erschien: eine den heutigen Anforderungen gewiß nicht entsprechende, und namentlich in den ersten Theilen wenig genügende Darstellung, die aber doch eine Menge brauchbaren Materials auf uns gerettet hat und namentlich in der Schilderung der letzten Jahrhunderte unter Benutzung guter Quellen sehr anschaulich und unterhaltend geschrieben ist. Eine Reihe kleinerer Aufsätze folgten ihr. So in der „Trierischen Chronik“ (1817), S. 61 f.: „Nachricht von einer Art von Findelanstalt, der ersten bekannten in Deutschland“, ib. S. 37 f.: „Einige Worte über unsere alte Porta Martis“, ib. S. 104—106, 123—124: „Die unglücklichen Jahre 1635, 1636, 1637 für das Trierische Erzstift“, eb. 1821, S. 44 f.: „Einige Worte über die vorzüglichsten bildlichen Darstellungen auf dem Monument zu Igel“. — Im J. 1826 erschien: „Historisch-antiquarische Forschung über das Alter der Moselbrücke zu Trier“ (Gymnasialprogr.); weiter in der „Treviris“ (1834), Nr. 1—2: „Die römischen Alterthümer Triers und der Umgegend“; Nr. 3—6: „Reste eines römischen Gebäudes, der gewöhnlichen Annahme nach des Constantinischen Palastes“; Nr. 10—14: „Die Porta Martis, auch Porta Nigra im Mittelalter genannt“; Nr. 15—17: „Die Reste der römischen Thermen (Bäder)“; Nr. 18—20: „Die Ueberreste des Amphitheaters“; Nr. 21—23: „Die antiken Reste der Moselbrücke“; Nr. 24—30: „Das Monument zu Igel“; Nr. 46—49: „Beitrag zur Geschichte der Schulen in Trier“; ib. 1835, Nr. 9—11: „Notizen über früher gefundene antike Gegenstände im Bezirke von Trier“; Nr. 18—23: „Diplomatische Umtriebe im J. 1741. Ein Beispiel aus unserer Landesgeschichte nach Originalquellen“; Nr. 32—34: „Biographie des Peter Schade (gewöhnlich Petrus Mosellanus genannt)“; Nr. 39—55: „Der Weihbischof von Nalbach als Abgeordneter der Kurtrierischen Landstände an den Französischen Hof im J. 1734“; Nr. 60—62: „Fernere Notizen zur früheren Geschichte des Schulwesens in unserm Lande“; Nr. 67: „Noch ein Wort über den Trierer Olevian“; ib. 1836, Nr. 5—37: „Vollständiges Statutenbuch der Stadt Trier aus dem 16. Jahrh.“ — Von selbständigen Schriften gab W. außer diesen, den Trierischen Zeitschriften und manchen dem Beiblatt der „Trierischen Zeitung“ eingerückten Artikeln noch heraus: „Neue Forschungen über die römisch-architektonischen Alterthümer im Moselthale von Trier“ (Trier 1835). — „Gesta Trevirorum integra lectionis varietate et animadversionibus illustrata ac indice duplici instructa nunc primum ediderunt Joannes Hugo Wyttenbach et Michael Franciscus Josephus Müller Trevir.“ (3 Bde. 4⁰ Trier 1836—1839. Diese erste vollständige Ausgabe der Gesta Trevirorum war leider für die älteren Theile und die eigentlichen Gesta recht unkritisch und wurde bald darauf durch die musterhafte Arbeit G. Waitz’ für die ‚Monumenta Germaniae‘ überholt. Aber dadurch, daß sie die bisher in die Mon. Germ. nicht aufgenommenen späteren Geschichtsquellen aufnahm und somit auch die letzten Jahrhunderte der Stadt beleuchtete, sowie durch manche dankenswerthe Anmerkungen, hat sie doch einen bleibenden Werth gewonnen. — Es folgte weiter: „Beitrag zur Geschichte der Schulen im ehemaligen Churfürstenthum Trier“ (Gymnasialprogramm, Trier 1841). — „Forschungen über die römischen Alterthümer im Moselthale von Trier“ (2., deutsche Aufl., Trier 1844). — „Mittheilungen aus der Geschichte von Trier im dritten Decennium des 18. Jahrhunderts“ (Gymnasialprogr., Trier 1845). —

W. war seit 1804 verheirathet mit einer Schwester des als Conservator des Museums Walraf in Köln verstorbenen Malers Ramboux, welcher sich durch die während seines langen Aufenthaltes in Italien gefertigten Umrisse nach Werken mittelalterlicher Kunst aus den Malereien der Frührenaissance bekannt machte, auch den antiquarischen Bestrebungen in seiner Vaterstadt Trier stets seine Aufmerksamkeit erhielt. Aus dieser Ehe stammten, soviel mir bekannt ist, eine Tochter Katharina und zwei Söhne. Wyttenbach's Frau und Tochter wenigstens überlebten ihn und rühmen in der mir vorliegenden Todesanzeige vom 23. Juli 1848: „eine lange Laufbahn, deren ernste Thätigkeit zwischen der Jugenderziehung und der Wissenschaft getheilt war, ohne ihn unempfänglich zu machen für das Glück stiller Häuslichkeit und den Umgang gleichgestimmter Freunde, schloß er unerwartet und ohne Vorahnung seines nahenden Todes, indem er das natürliche Ende des irdischen Daseins fand. Selbst über seine letzte Stunde war jene Heiterkeit und Ruhe verbreitet, welche er sich unter großen Stürmen, die an seinem Leben vorübergegangen sind, zu bewahren wußte". Diese Worte seiner nächsten Anverwandten entsprechen nach Allem, was ich von den letzten Zeugen seines Lebens erfahren habe, der Wirklichkeit. Ich selbst habe W. nur als Knabe gesehen, doch schwebt mir noch die edle Gestalt dieses Greises vor, dessen mildes, gütiges Wesen nichts mehr von den Aufwallungen des Revolutionszeitalters verrieth und dessen weithin gerühmte Begeisterung für die Erforschung heimischer Geschichte und Alterthümer uns Jüngeren als leuchtendes Vorbild beim Eintritte ins Leben vorschwebte. Ovid's Wort: ‚et pius est patriae facta referre labor', das er seinem „Versuch einer Geschichte von Trier" als Motto vorsetzte, war das Stimmungsmotiv dieser Existenz, sie gab einem Leben Werth und Inhalt, dessen Bedeutung für unsere Stadt Goethe aus dem „jungen Schullehrer" herausgefühlt hatte. F. X. Kraus.

Wyttenbach: Thomas W. wurde 1472 in der jetzt zum Kanton Bern gehörigen Stadt Biel aus wohlangesehener Familie geboren. Von seiner Jugend ist indessen gar nichts bekannt; er erscheint zuerst 1496 als Theologe in Tübingen, wo er Baccalaureus und Magister wurde, und dann seit November 1505 in Basel. Hier erwarb er den Doctortitel und hielt theologische Vorlesungen, durch welche er Aufsehen erregt und auf den damals in Basel studirenden Ulrich Zwingli bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Des letztern Mitschüler, Leo Judae, hat später bezeugt, daß derselbe das Beste seiner Ueberzeugung, die Richtung auf die heil. Schrift als Wahrheitsquelle, diesem Lehrer verdanke. Schon dadurch hat W. für die Reformationsgeschichte der Schweiz eine große Bedeutung erlangt; er sollte aber auch direct als Reformator wirksam sein. In wie weit er schon in Basel sich mit der kirchlichen Tradition in Gegensatz stellte oder in Widerspruch fühlte, läßt sich nicht mehr feststellen; es wird behauptet, daß er sich gegen die Ablaßlehre ausgesprochen habe. Im J. 1507 kam er als Prediger und Leutpriester an die Kirche seiner Vaterstadt. Die Stellung von Biel war eine sehr eigenthümliche: kirchlich zur Diöcese Lausanne gehörig, bildete sie weltlich einen Theil des Fürstbisthums Basel, genoß aber zugleich ein weitgehendes Maaß von städtischer Freiheit und war mit dem mächtigen Bern durch Freundschaftsverträge aufs engste verbündet. Sie konnte sich deshalb ziemlich selbständig bewegen. Das Wahlrecht zur Kirche stand dem Benedictiner-Kloster St. Johann bei Erlach zu. Die Bürgerschaft aber hatte sich die Befugniß errungen, einen Vorschlag einzureichen. Am 16. August 1507 wurde die Wahl vom Bischof von Lausanne bestätigt. Vermöge seines Ansehens als Gelehrter, wol auch durch seine zahlreiche Verwandtschaft, erlangte W. bald einen bedeutenden Anhang in der Stadt, obwohl seine Predigt vom bisher Gewohnten abwich; allein die Hartnäckigkeit, mit welcher er im Streit mit einem Caplan seine materiellen Ansprüche verfocht

und selbst eine Reise nach Rom nicht scheute, um sein Recht durchzusetzen, machte wol nicht bei Allen einen günstigen Eindruck, und als er mit rücksichtslosem Eifer die sittlichen Mißbräuche bekämpfte und dabei weder das kirchliche Herkommen noch die Interessen der an den fremden Kriegsdiensten Betheiligten schonte, wandten sich manche, namentlich unter den vornehmen Rathsherren, unwillig von ihm ab, und es begegneten ihm Schwierigkeiten, welche seine Stellung unerfreulich machten. Im J. 1515 zum Chorherrn und Custos am Sanct Vincenzenstift in Bern ernannt, hielt er sich nun zeitweise in dieser letztern Stadt auf; er verkehrte hier mit dem spätern Berner Reformator Berchtold Haller und mit andern gleichgesinnten Männern und sah sich nicht nur in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer gründlichen Erneuerung der Kirche befestigt, sondern auch zum Entschlusse ermuthigt, diese Ueberzeugung offen zu bekennen. Er kehrte daher 1517 wieder ganz nach Biel zurück, in der Absicht, „den Seinen das Licht der Wahrheit und die reine Lehre des Evangeliums mitzutheilen“, wie er in einem Briefe an Zwingli schrieb. Doch wurde der hochgeehrte Doctor von den Staatsmännern Berns auch später noch (1522) in den schwierigen kirchlichen Fragen zu Rathe gezogen. In Biel folgten jetzt einige Jahre ernstlicher Kämpfe gegen Menschensatzungen und falsche Frömmigkeit, gegen Fastengebote, Fegfeuerglauben, Beichte, Wallfahren, Seelenmessen, Bilderverehrung und gegen das Verbot der Priesterehe. Es entstand arge Aufregung und Parteiung unter den Bewohnern. Dem kühnen Prediger fehlte es nicht an Zustimmung; zwei Männer namentlich, wahrscheinlich beides Familiengenossen, werden als Wyttenbach's Freunde und Förderer seines Einflusses genannt, welche ihn auch in den städtischen Räthen unterstützten: der Alt-Bürgermeister Ulmann Wyttenbach und der Alt-Venner Peter W. Allein er hatte auch mächtige Gegner, die ihn der Aufreizung beschuldigten und als Unruhestifter bezeichneten. Im J. 1522 war W. nahe daran, sich durch Verzicht auf sein Amt dem unerfreulichen Zustand zu entziehen und nach Basel zu der friedlichen Beschäftigung mit den Wissenschaften zurückzufliehen. Zwingli, mit dem er brieflich verkehrte, vermochte ihn von dem Gedanken abzubringen und ihm das Ausharren als Pflicht darzustellen. Jetzt erfolgte denn auch der völlige Bruch mit der kirchlichen Ordnung, indem sich W. verheirathete. Damit war nun aber auch das Zeichen zum offenen Angriff gegeben. Die beiden bedeutendsten Gegner, der aus Freiburg gebürtige Stadtschreiber Ludwig Sterner und der bischöfliche Meyer von Römerstal, Vertreter des Fürstbischofs im Rathe der Stadt, traten mit einer Anklage gegen den abgefallenen Priester in Basel auf und brachten ihre Beschwerden gleichzeitig auf der Eidgenössischen Tagsatzung vor, die in ihrer Mehrheit entschieden auf der Seite des alten Glaubens stand. Am 13. Juli 1524 trat nun eine eigene Botschaft des Bischofs vor den Bieler Rath und verlangte, daß er solche Unordnung nicht dulden solle. Die Behörde wünschte sich darüber in Bern zu berathen, wo sie gewöhnt war, eine Stütze gegen den Bischof zu finden; allein in Bern war man jetzt anderer Meinung, als früher, und erklärte sich ebenfalls für Absetzung der verheiratheten Priester. Unterdessen kam, am 14. Juli, ein Schreiben von der Tagsatzung aus Zug, das sehr entschieden zur nämlichen Maßregel aufforderte. Allein im Gegensatz zum Kleinen oder engern Rathe nahm jetzt die Mehrheit der Bürger im Großen Rathe entschieden Partei für den bedrohten Prediger. Ein Handwerker, der Zunftmeister Hans Oeler, trat besonders lebhaft für ihn ein; es hieß, der Stadtschreiber habe Biel bei den Eidgenossen verläumdet, oder auch: das angebliche Schreiben aus Zug sei gar nicht von der Tagsatzung, sondern in Biel „hinter dem Ofen“ gemacht worden. W. selbst verfaßte eine Vertheidigungsschrift. Am 31. Juli wurde aber die Absetzung ausgesprochen und am folgenden Tage, trotz einer Rede des Venners Niklaus

Wyttenbach und des Beklagten selbst, wiederholt. Am 14. August bestätigte der Bischof diesen Beschluß und forderte den Rath zur Wahl eines Nachfolgers auf. W., von der Kanzel ausgeschlossen, predigte jetzt auf den Straßen und Plätzen und sprach für seinen Glauben und sein Recht in den Zunftstuben. Der Unwille gegen die Feinde desselben war jetzt auf einmal so allgemein, daß der Stadtschreiber in der Nacht aus Biel entfloh, am 28. Nov. 1524, und erst auf vermittelnde Fürsprache des Bischofs wieder in die Stadt eingelassen wurde. Die Neigung zur Reformation war im Wachsen. Politische Verfassungsfragen über den Antheil der Bürger am Regiment mischten sich in den religiösen Streit. Das Jahr des Bauernkriegs, der auch in die Schweiz seine Wellen geworfen hat, blieb nicht ohne Wirkung, die einen ermuthigend, die andern erschreckend, Alle aufreizend zu schärferer Parteistellung. Biel wurde in der ganzen Eidgenossenschaft als „das Ketzerstädtchen" verrufen. Am 11. Nov. 1525 forderte der Bischof neuerdings, daß man sich seiner Weisung füge, und Boten, welche Biel an die Tagsatzung nach Luzern abordnete, erhielten am 8. Decbr. einen so „ungnädigen Abscheid", daß ein allgemeiner Schrecken die Bürger ergriff. Auch diesmal wandelte sich aber der Eindruck bald ins Gegentheil, auf einmal hieß es wieder: fort mit der Messe! fort mit den Götzen! — Die Aufregung war größer als je; allein jetzt legten sich die Berner ins Mittel. Am 3. Jan. 1526 kamen ihre Gesandten, zugleich mit denen des Bischofs, und jetzt war die Freiheit der Stadt, ihre ganze Zukunft in Gefahr. Sie mußte nachgeben und die Vermittelungsvorschläge annehmen. Die Macht des Kleinen Rathes wurde befestigt, die Gemeinde zum Gehorsam verpflichtet und so am 4. Jan. 1526 der Friede wieder hergestellt. W. blieb abgesetzt, es wurde zwar kein neuer Leutpriester erwählt, aber der Kaplan mußte sein Amt versehen und — wieder Messe lesen. Der Reformator hatte seinen Einfluß vollständig eingebüßt; er erhielt zwar am 21. April 1526 eine kleine Entschädigung zugesprochen, allein sein Anerbieten, auf der großen Disputation in Baden, im Mai 1526, seinen Glauben zu vertreten, wurde übel aufgenommen, und der fernere Kampf um sein Recht, der sich noch einige Monate hinzog, hatte keinen andern Erfolg, als daß er ihm den Rest von Achtung und Beliebtheit entzog. Am 21. Sept. ist zuletzt in den Rathsverhandlungen davon die Rede, und noch im Laufe des gleichen Jahres ist Doctor Thomas gestorben, aber nicht einmal der Tag seines Todes ist bekannt. Erst als sich Bern im Januar 1528 fast unerwartet dem neuen Glauben zuwandte, konnte auch der von W. in Biel ausgestreute Same ungehemmt aufgehen. Die Stadt schloß sich sofort und ohne jeden Widerspruch der Reformation an, sie trat am 28. Jan. 1528 ins „Christliche Burgrecht", welches Zürich, Bern, Basel, St. Gallen und Constanz zur Vertheidigung des Evangeliums mit einander verband.

Scheurer, Bernerisches Mausoleum, Bern 1740. — Kuhn, die Reformatoren Berns, Bern 1828. — C. A. Blösch, Th. Wyttenbach u. d. Reformation in Biel (aus den Akten des Bieler Stadtarchivs) im Berner Taschenbuch von 1853. — Vischer, Geschichte der Universität Basel, Basel 1860. — Riggenbach, in Herzog's Realencycl. Bd. XVII (2. Aufl.) — v. Stürler, Urk. z. Ref. in Bern, Bd. I, Bern 1862. — R. Stähelin, Huldreich Zwingli, Basel 1895, Bd. I, S. 38—42. — Usteri, Initia Zwinglii in Theol. Stud. u. Krit. 1885. —

Blösch.

Wagner*): Heinrich Ludwig Ehrenfried W., Architekt, wurde am 5. October 1834 in Stuttgart als Sohn eines Kanzleiraths geboren, besuchte als Schüler der hervorragendsten Fachleute Mauch, des Verfassers der „Säulenordnungen“, v. Leins’, der den „Königsbau“ der schwäb. Residenz geschaffen, und Breymann’s, Verfassers der „Bauconstructionslehre“, welche drei eben in oder unmittelbar vor der Höhe ihres Ruhmes standen, nach Ostern 1853 abgelegter Maturität das dortige Polytechnikum, und machte schon Ostern 1855 das Staatsexamen im Baufach. Gemäß der dazumal herrschenden Sitte ergänzte W. seine Studien an der École des beaux arts in Paris, wo er Herbst 1857 eine Prüfung bestand, und darauf in Bauateliers Londons. Im November 1861 kam der kaum 27jährige nach 6 Jahren Aufenthalts in Frankreich und England als Lehrer der Architektur ins Lehrpersonal der königlichen Baugewerkschule seiner Vaterstadt, im October 1865 ward er Hauptlehrer für Architektur und Professor, August 1866 auf Antrag des Lehrerconvents des Polytechnikums auch Lehrer für Bauzeichnen daselbst, endlich unter dem 26. Juni 1869 zum ordentlichen Professor der Baukunde (Architektur) an das großherzogl. Polytechnikum nach Darmstadt, d. h. in die Stellung berufen, die er seitdem bis zu dem am 19. März 1897 unerwartet erfolgenden Tode — eine schnell vorschreitende Lungenentzündung raffte den in der Vollkraft stehenden Mann dahin — mit Erfolg und Ruhm ausgefüllt hat. 28 Jahre hat er dieser Anstalt, indessen sie zu einer der angesehensten und besuchtesten ihrer Art aufstieg, seine starke Wissens- und Lehrkraft gewidmet. Seine amtliche Obliegenheit betraf den Unterricht im Entwerfen, Anlage und Einrichtung der Gebäude sowie Bauführung. Als Praktiker des Fachs bewährten ihn besonders, neben einigen Privathäusern zu Stuttgart und Darmstadt, in ersterer Stadt der Monumentalbrunnen in der Reinsbergstraße, das ehemalige Palais Taubenheim, die englische Kirche und das Heim der Museumsgesellschaft, dies gemäß dem ihm zusammen mit seinem langjährigen Freunde Professor Walther, Director der dortigen Baugewerkschule, in der Concurrenz zugefallenen Auftrage, sodann in Darmstadt Anhängsel an das Mausoleum des hessischen Fürstenhauses und, sein bedeutendstes Werk, die neue Technische Hochschule in ihrem Hauptstück. Und als dies umfängliche und imposante Gebäude, durch dessen künstlerisch wohlgelungene und nicht minder für den akademischen Gebrauch äußerst geeignete Gestaltung der auffällige neuere Aufschwung dieser Lehranstalt zweifellos tüchtig gefördert worden sein dürfte, knapp zwei Jahre nach der Einweihung infolge des raschen Wachsthums der Studentenzahl zu klein ward, da wurde — seit April 1891 fungirte W. als Vorstand von Abtheilung I der großherzogl. Baubehörde für den Neubau der Technischen Hochschule — Wagner’s Vorentwurf zur Erweiterung seine letzte Arbeit. Ebenfalls gegen sein Ende hat er die alte Kirchenkanzel zu Büdingen, Provinz Starkenburg, erneuert. Der Titel eines Geheimen Bauraths, Juli 1886 verliehen, und das Ritterkreuz I. Classe des Verdienstordens Philipps des Großmüthigen, das er schon seit Febr. 1875 besaß, lohnten dies unermüdliche Schaffen. Außerdem war er seit October 1880 Mitglied der Commission für die Herausgabe von „Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Hessen“ und hat für das daraufhin in Angriff genommene Inventarisationswerk den Abschnitt „Kreis Büdingen“ (1890) besorgt, einen gar vollgiltigen Beweis seiner bezüglichen Sachkenntniß von dauerndem Werte und seine letzte bedeutsame litterarische That. Seit Juni 1892 war W. auch Mitglied des Kunstraths über die Erhaltung und Wiederherstellung des Wormser Doms, und nahm 1895 an den bezüglichen Berathungen theil, wie 1888 an denen zur Erhaltung der Stadtkirche in Friedberg, 1892 zur

*) Zu Bd. XL, S. 506.

Conservirung des Heidelberger Schlosses, und noch 1897 erging an ihn der Ruf, den Sitzungen zur Restauration des kurfürstlichen Schlosses in Mainz beizuwohnen, und endlich im October 1888 als künstlerischer Abgesandter Hessens an den Berathungen betreffs Errichtung eines Kaiser Wilhelm-Denkmals zu Berlin. Zum Director der Technischen Hochschule berief den mit Verwaltungs- und Organisationsgeschick Begabten das Vertrauen der Collegen etliche Male.

Eigenartig, vielseitig und reich talentirt, kundig auf allen Revieren seines Feldes, rastlos, pflichtstreng, bei seinen öffentlichen Leistungen keineswegs selbstisch und ruhmsüchtig, dazu ein eindrucksvoller, höchst beliebter Lehrer war W., und so riß sein Tod eine arge Lücke. Als Preisrichter und Gutachter war er äußerst gesucht, und zwar hat er in ersterer Eigenschaft gesessen in den Ausschüssen für die höhere Töchterschule in Karlsruhe (1877), für eine Volksschule (1884) und die Frankfurter Bank (1888), in Frankfurt a. M., die Sparcasse in Darmstadt (1888), das Realgymnasium in Mannheim (1888), das Concerthaus der Liedertafel zu Mainz (1888) den Erweiterungsbau der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. (1889/90), das Haus des dortigen „Bürgervereins“ (1890), ein Denkmal Ohly's (s. d.) in Darmstadt, für Kirchen in Wiesbaden, Heilbronn u. a., einen Saalbau in Ulm, das Landesdenkmal Ludwig's IV. in Darmstadt u. a. Von Auszeichnungen für Verdienste auf diesem Gebiete sei nur das philosophische Ehrendoctorat der Universität zu Gießen genannt, in den letzten Jahren wegen seiner Bemühungen um die dasige neue evangelische Johanniskirche verliehen, aus der Reihe der vielen ihm anvertrauten Begutachtungen nur die über den Entwurf für ein neues Museum in Darmstadt von Professor Alfred Messel.

Die verschiedenen Seiten seiner Thätigkeit berührt das Lob seines Amtsgenossen Wickop (s. u.) mit dem Satze: „Er war durch seine gediegenen kunstgeschichtlichen Kenntnisse und seine verständnißvolle Kunstauffassung ebenso zu erfolgreichem Wirken befähigt, wie durch klaren praktischen Blick und durch bemerkenswerthe Gewandtheit in Wort und Schrift.“ Als Fachschriftsteller machte W. seinen Namen durch seine Beiträge zum „Deutschen Bauhandbuch“ und besonders durch Mit-Ausarbeitung und -Herausgabe (mit seinen Hochschulcollegen Durm, Ende, Schmid) des großartigen „Handbuchs der Architektur“ den weitesten Interessentenkreisen genau bekannt. Für dieses hat er mehrere ganze lange Capitel geliefert, aber auch Einzelparagraphen aus seiner Specialität beigesteuert. Die wesentlichsten Erzeugnisse seiner Feder sind darin (hier theilweise wörtlich aufgeführt, da nirgends, auch aus den Registern nicht, deutlich ersichtlich und doch für Wagner's Vielseitigkeit höchst bezeichnend): Band IV, im 1. Halbband: „Allgemeine Grundzüge der architektonischen Composition“, „Die Anlage des Gebäudes“, „Vorräume, Treppen, Hof- und Saalanlagen“ (dies mit Bohnstedt); im 4. Halbband: „Schank- und Speiselocale, Kaffeehäuser und Restaurants“, „Musik-, Schau- und Bühnenspielhallen, Tanzlocale, Volksbelustigungsgärten und sonstige größere Anlagen für öffentliche Lustbarkeit“, „Baulichkeiten für Cur- und Badeorte“ (mit Mylius), „Gebäude für gesellige Vereine und Clubhäuser“, „Freimaurerlogen, Innungshäuser u. ä.“, „Eis- und Rollschlittschuhbahnen“ (mit Lieblein), „Anlagen für Ballspiel und verwandten Sport“, „Panoramen“ (mit Lieblein), „Stibadien und Exedren, Pergolen und Veranden“ (mit Durm), „Gartenhäuser, Kioske und Pavillons“ (mit Durm), im 6. Halbband: „Pensionate und Alumnate“, sowie bei den „Gebäuden für Ausübung der Kunst und Kunstunterricht“ und „Gebäuden für Sammlungen und Ausstellungen“; im 7. Halbband an den Abschnitten über „Gebäude für Verwaltungsbehörden und private Verwaltungen“, „Gerichtshäuser, Straf- und Besserungsanstalten“, „Parlamentshäuser und Ständehäuser“. Seine Theilnahme und führende Stellung bei

dieser Großthat deutscher Architekturwissenschaft sind ein bleibendes Denkmal, das sich der Gelehrte und der Mann der Praxis Hand in Hand gesetzt haben. Das über den Horizont seiner eigentlichen Sparte intuitiv hinausgreifende Kunstverständniß Wagner's bezeugt die Abhandlung über die Kreuzigungsgruppen am Dom zu Frankfurt a. M., an der Pfarrkirche zu Wimpfen am Berg und an der St. Ignazkirche zu Mainz, veröffentlicht in der Festschrift zur Jubelfeier des 50 jährigen Bestehens der großherzogl. technischen Hochschule zu Darmstadt 1886. Wohl sein oben erwähnter Antheil an der officiellen Veröffentlichung „Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen" führte ihn auch unter die Mitarbeiter des „Archivs für hessische Geschichte und Alterthumskunde". Auch hat er mit seinem Karlsruher Collegen Josef Durm und dem bekannten Kirchenarchäologen Fr. X. Kraus „Die Kunstdenkmäler im Großherzogthum Baden" (2 Bde., 1887 bez. 1890) zusammenfassend behandelt.

Der Charakter und die Persönlichkeit Wagner's hoben seine breite Wirksamkeit noch beträchtlich. Gelassen und an sich haltend, aber freundlich, vorurtheilslos, klaren Blicks, Gegensätze vermittelnd, duldsam gegen abweichende Ansichten wird er gerühmt: „mit großer Uneigennützigkeit war er Schülern und Collegen ein aufrichtiger Helfer, Berather und Freund." Nach allem Obigen greift das zweimalige Beiwort „bedeutend", das ihm die kurze Meldung seines Todes in d. „Dtsch. Bauzeitung" XXXI, Nr. 25 (27. März 1897) S. 164a spendet, nicht zu hoch. Ein ausführlicher Nekrolog, dem der eben gegebene Satz der Charakteristik sammt unsern meisten Angaben über Wagner's Theilnahme an Preisgerichten und Ausschüssen entstammt, steht, II. unterzeichnet, ebd. Nr. 28 (vom 7. April) S. 178 f. Dieser entnimmt aber die übrigen meisten Daten (die litterarischen siehe ganz kurz bei Kukula, Bibliographisches Jahrbuch d. dtsch. Hochschule, S. 969) dem von Wagner's Collegen Prof. Georg W(icko)p im „Centralblatt für Bauverwaltung" XVII, Nr. 13, S. 147 f. geschriebenen Nachrufe. Dieser prägnante Artikel, verkürzt Frkf. Ztg. 41. Jahrg. Nr. 89, ist mit Hülfe von Wagner's langjährigem Amtsgenossen, Freunde und Mitredacteur Geh. Baurath Prof. Dr. Eduard Schmitt, der auch mir freundliche Auskunft gab, und den Acten der Technischen Hochschule zu Darmstadt (diese konnte ich durch das Entgegenkommen des Secretärs Rechnungsraths W. Koch benutzen) angelegt. Mit seinem Schlußpassus endige auch unsere Biographie Wagner's: „Von großer Liebenswürdigkeit und seltener Hilfsbereitschaft in Rath und That gegen Jedermann, ein treu ausharrender und zuverlässiger Freund und ein hingebend liebevoller Gatte und Vater hinterläßt der in voller Manneskraft dahingeraffte bei den Seinigen, bei den von nah und fern zu seinem Grabe herbeigeströmten Freunden, bei Schülern und Fachgenossen ein immerdar treues Angedenken." Ludwig Fränkel.

Wattenbach*): Ernst Christian Wilhelm W. wurde am 22. September 1819 zu Ranzau in Holstein geboren, im Hause seines Großvaters mütterlicherseits August v. Hennings (A. D. B. XI, 778). Er entstammte einer Pastorenfamilie, doch hatte sein Vater die gelehrte Laufbahn aufgegeben und lebte als Kaufmann in Hamburg. Nach dem frühen Tode desselben siedelte die Mutter mit ihren Kindern nach Lübeck über, wo W. das Gymnasium besuchte und mit seinen Mitschülern Ernst und Georg Curtius und E. Geibel Freundschaft fürs Leben schloß. Im J. 1837 bezog er die Universität, um in Bonn, Göttingen und Berlin classische Philologie und Alterthumswissenschaften zu studiren. Neben diesen Hauptfächern beschäftigten ihn vergleichende Sprachforschung und germanische Philologie; in Berlin besuchte er auch Vorlesungen bei Ranke, ohne

*) Zu Bd. XLI, S. 244.

diesem jedoch damals näherzutreten. Seine Neigung war dem Alterthume zugewandt. Am 22. Juli 1842 promovirte er in Berlin mit der Dissertation: „De quadringentorum Athenis factione“, und nachdem er das Oberlehrerexamen bestanden hatte, trat er als Probecandidat in das Joachimsthal'sche Gymnasium ein.

Hier war Wilh. Giesebrecht sein College, und dem Verkehre mit diesem dürfte ein Antheil an der Wandlung beizumessen sein, die nun in W. vor sich ging. Die wieder lebendig gewordenen Erinnerungen an die mittelalterliche Kaiserzeit, die genährt wurden durch die Sehnsucht nach der politischen Wiederaufrichtung Deutschlands, ergriffen auch ihn: er begann sich mit den mittelalterlichen Quellen zu beschäftigen. Als G. Waitz 1843 an die Universität Kiel berufen wurde, trat W. in seine Stelle als Mitarbeiter bei den Monumenta Germaniae ein. Seitdem hat sein Leben und seine Arbeit ganz der mittelalterlichen Geschichte angehört. In dem neuen Stoffe wurde er bald heimisch, wie er überhaupt leicht und schnell producirte; und die Vertrautheit mit der Methode und Editionstechnik der classischen Philologie, dazu seine hervorragende Kenntniß des Lateinischen in Poesie und Prosa sind ihm auf dem neuen Arbeitsfelde, und besonders bei den Arbeiten für die Monumenta, die historische und philologische Schulung zugleich verlangen, sehr zu statten gekommen. Seine Ausgaben, deren erste die Chronik von Monte-Cassino 1846 (Scriptores VII) war und die sich dann rasch folgten, zeichnen sich ebenso sehr durch ihre philologische Sicherheit wie durch ihre historische Kritik aus.

Für die Herausgabe des wirren Knäuels der österreichischen Annalen, die vom 12. bis ins 16. Jahrhundert reichen, unternahm W. im August 1847 eine Forschungsreise durch die österreichischen Archive und Bibliotheken. Er lernte hierbei das Oesterreich vor der Revolution kennen. In den von der neueren Zeit wenig berührten österreichischen Stiftern, die den Fremden und Protestanten gastfrei und unbefangen aufnahmen, sah er Bilder klösterlichen Lebens, die er als eine werthvolle Ergänzung der ihm aus den mittelalterlichen Quellen gewordenen Anschauungen betrachten durfte; denn immer war es ihm Bedürfniß die Vergangenheit als Bild mit festen Linien und klaren Farben zu sehen. Die Revolution von 1848, an der er innerlich starken Antheil nahm, unterbrach seine Arbeiten in Oesterreich, die 1849 wieder aufgenommen und vollendet wurden. Der Hauptertrag der Reise war die vortreffliche Ausgabe der österreichischen Annalen in Scriptores IX. Aber auch mancherlei anderes wurde bei ihm durch das Studium von Handschriften und Urkunden angeregt, das später ausgearbeitet und veröffentlicht wurde, Untersuchungen zur ältesten slavischen Kirchengeschichte, über das Zeitalter des heiligen Rupert, über mittelalterliche Briefsteller und Formelbücher und anderes mehr. Aufsehen machte sein Nachweis, daß das sogenannte größere Privileg Friedrich's I. für das Herzogthum Oesterreich von 1156 eine Fälschung und nur das kleinere echt sei. Der Widerspruch, der sich dagegen in Oesterreich erhob, ist längst verstummt.

Im Jahre 1851 habilitirte sich W. in Berlin als Privatdocent. Als Specialgebiet erkor er sich Quellenkunde, Paläographie und Diplomatik. Las er auch über politische Geschichte, so zogen ihn doch Politik, Staat und Recht viel weniger an als die Bewegungen des geistigen Lebens, die Geschichte der gelehrten Bildung, die Klöster, Schulen und Vaganten und ihr Kleinleben; hier war er wie kein zweiter zu Hause. Seine Erfolge als Docent waren anfangs beschränkt, wenn er auch treue Schüler hatte. Sein Vortrag war nicht blendend; er hatte nicht die Persönlichkeit, die beim ersten Auftreten fortriß oder imponirte; und immer ist bei ihm das geschriebene Wort wirksamer gewesen als die Rede.

Da die erwartete Professur ausblieb, nahm W. 1855 die Stelle eines

Provinzialarchivars in Breslau an. Er war eine Natur, die das Bedürfniß und die Fähigkeit hatte sich ihrer Umgebung anzupassen und die für äußere Anregungen empfänglich war. Durch seine Amtsthätigkeit in die schlesische Geschichte geführt, vertiefte er sich in dieselbe und wurde ihr eifriger Förderer. Er eröffnete 1858 den Codex diplomaticus Silesiae mit Publicationen von Urkunden schlesischer Klöster, und die Zeitschrift für schlesische Geschichte verdankt ihm eine Reihe werthvoller Aufsätze.

Daneben ruhte weder die Thätigkeit für die Monumenta noch verlor er sein eigentliches Arbeitsgebiet aus den Augen. In Breslau ist das Hauptwerk seines Lebens entstanden, „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts“ (1858), veranlaßt durch eine Göttinger Preisaufgabe. Das Buch war ein großer und glücklicher Wurf. Indem W. nicht von den einzelnen Chroniken und Annalen, sondern von der Geschichte der gelehrten Bildung und der Schulen ausgeht, entwickelt er aus der Vorstellungswelt und den geistigen Hülfsmitteln der Epochen und den Lebensverhältnissen und den persönlichen Eigenschaften der Autoren die charakteristischen Züge ihrer litterarischen Production. In glänzender Darstellung, mit einer kräftigen Anschaulichkeit schildert er eine Seite des mittelalterlichen Geisteslebens. Zugleich aber hat er für jeden Autor die ganze, damals weit verstreute Litteratur über seinen Bildungsgang und seine Arbeitsweise, über Ausgaben, Ueberlieferung und anderes zusammengetragen, mit kundiger Hand gesichtet und ergänzt und sauber verarbeitet, und so ein Nachschlagebuch geschaffen, das seitdem unentbehrlich geworden ist. Die neue kritische Methode, welche verlangt, daß man die Quellen zunächst ohne Rücksicht auf die in Aussicht genommene Verwendung für sich behandelt, um für jeden Schriftsteller aus der Gesammtheit seines Schaffens einen sicheren Standpunkt für seine Beurtheilung zu gewinnen, ist von W. nicht erfunden; aber außer Waitz hat wol niemand mehr dafür gethan, daß sie als unabweisbare Forderung allgemein anerkannt und beachtet wurde, und durch ihn waren Vorbild und Grundlage für weitere Untersuchungen gegeben. Die neuen Auflagen der Geschichtsquellen wurden von W. stets auf der Höhe der zeitigen Forschung gehalten; die sechste erschien 1893/94, 2 Bde.

Im J. 1862 wurde W. in die akademische Laufbahn zurückgeführt, indem er nach Heidelberg berufen wurde, und hier hat er im Kreise von bedeutenden Collegen und Freunden wie Häusser, Zeller, Helmholtz, Wundt, Treitschke elf glückliche Jahre verlebt. Sein Arbeitsgebiet erweiterte sich nach zwei Seiten. Die Gelehrtenpoesie des Mittelalters, die lateinischen Reime und Rhythmen, bisher meist wenig beachtet, aber für die Litteraturgeschichte und Culturgeschichte von Werth, fanden an ihm einen liebevollen Bearbeiter. Er hat eine Menge unbekannter Stücke aus den Handschriften ausgegraben, deren oft stark verderbte Texte er wie kein anderer wiederherzustellen wußte. In diesem Fache galt er als der beste Kenner. Andererseits behandelte er die Anfänge des Humanismus in Deutschland. W. verstand in Handschriften zu finden, was eine Gabe und nicht nur Glück ist, und solche Funde wußte er zu anziehenden kleinen geschichtlichen Bildern zu verarbeiten. So entstand eine Reihe von Aufsätzen über ältere deutsche Humanisten.

Das Hauptwerk der Heidelberger Zeit war sein „Schriftwesen im Mittelalter“ (1871), ebenfalls ein Buch, das jetzt in den Händen aller Fachgenossen ist. Die Technik der Schreibekunst hatte W. immer beschäftigt, und in Vorlesungen behandelte er die Paläographie als gesonderte Disciplin, was seiner Zeit etwas neues war. Auch in diesem Fache entwickelte sich W. zu einer ersten Autorität. Aus lithographirten Blättern, die er für seine Collegien herstellen ließ, gingen seine Anleitungen zur griechischen und zur lateinischen Paläographie

hervor (1867 und 1869), anspruchslose Hefte, aber ungemein instructiv und später wieder aufgelegt. Daneben sammelte er alles, was auf die Herstellung der Bücher und Urkunden Bezug hatte, und aus einem Material, das von den entlegensten Stellen mit bewunderungswürdiger Umsicht und Findigkeit zusammengebracht war, schuf er in seinem Schriftwesen ein Buch, das voll von fremdsprachigen Citaten ist, aber frisch und lebendig geschrieben uns Bilder von großer Unmittelbarkeit aus den mittelalterlichen Schreiberstuben und Bibliotheken und von dem Vertriebe der Schriftwerke gibt. Die dritte Auflage erschien 1896.

Im J. 1873 wurde W. für das Fach der historischen Hülfswissenschaften nach Berlin berufen. Er fand hier alte Freunde, eine erfreuliche Lehrthätigkeit und mannichfache andere Arbeit. Als 1875 die Monumenta Germaniae reorganisirt wurden, trat W. in die Centraldirection ein und übernahm die Abtheilung Epistolae und die Redaction des „Neuen Archivs für ältere deutsche Geschichtskunde“, doch lieferte er auch Arbeiten für andere Abtheilungen. Nach dem Tode von Waitz 1886 wurde ihm provisorisch die Leitung des ganzen Unternehmens übertragen, die er fast zwei Jahre führte. Daß ihm dann die Stelle von Waitz doch versagt wurde, war für ihn ein Schmerz, den er lange nicht verwunden hat. Er zog sich von seiner Thätigkeit bei den Monumenta zurück, blieb aber in der Centraldirection und hat sich schließlich auch mit denen, die ihm damals gegenüberstanden, wieder ausgesöhnt.

In der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er 1881 wurde, hielt er u. a. Vorträge über das Sectenwesen und die Inquisition in Brandenburg und Pommern im 14. Jahrhundert, auf Grund handschriftlicher Funde. Zusammen mit Sybel und Weizsäcker, später mit Lenz und Koser hatte er die Direction des historischen Instituts in Rom. Unter seiner Aufsicht und Mitwirkung veranstalteten Kaltenbrunner, Ewald und Löwenfeld 1885—1888 die zweite Auflage von Jaffé's Regesta Pontificum. Im J. 1873 ward er zum ordentlichen Mitglied der Münchener „Histor. Commission“ ernannt, an deren Jahressitzungen und Berathungen er stets den regsten Antheil nahm. Auch schrieb er für die Allgem. Deutsche Biographie eine Reihe werthvoller Artikel, hauptsächlich aus dem Gebiete der älteren deutschen Geschichtsschreibung. Dazu hielten ihn Recensionen und kleinere Monographien und die dauernden Arbeiten für die neuen Auflagen seiner Bücher in Thätigkeit.

Wattenbach's eigentliches Arbeitsgebiet war nur den Fachgenossen zugänglich. Wie er sich aber gegen die lebendige Welt nicht abschloß — er hat auf Reisen, meist mit seinem Bruder, fast alle Länder Europas kennen gelernt —, so hat er stets gewünscht, daß die Ergebnisse der gelehrten Forschung auch weiteren Kreisen mitgetheilt würden, und er war zu einer solchen Vermittlung durch seine Gabe leicht und gefällig zu schreiben wie wenige befähigt. Zu populärwissenschaftlichen Vorträgen ließ er sich nicht schwer bewegen. Aus Vorträgen in Berlin ist seine „Geschichte des Papstthums“ (im Mittelalter, 1876) hervorgegangen, ein Werk, das zwar den Gegenstand nicht erschöpft, aber scharf und fein gezeichnete Bilder von Persönlichkeiten und geistigen und religiösen Zuständen bietet. Von Pertz übernahm er die Leitung der „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit“, einer Sammlung von Uebersetzungen der wichtigsten mittelalterlichen Geschichtserzählungen, deren Bearbeitern er ein ebenso selbstloser wie kundiger Helfer war. Im deutschen Schulverein war er ein thätiges Mitglied. Weiter ins öffentliche Leben hinauszutreten, fehlte ihm der Beruf, doch hatte er seine bestimmten politischen und kirchlichen Anschauungen, welche die des gemäßigten Liberalismus waren.

Seit seiner Breslauer Zeit lebte er mit seinen beiden Schwestern Sophie und Cäcilie zusammen. Als beide gestorben waren, verheirathete er sich Ostern

1885 mit seiner Cousine Marie v. Hennings, mit der er bis zu seinem Tode in glücklichster Ehe gelebt hat. W. liebte die Geselligkeit, und sein Haus ist alle Zeit gern besucht worden. Ganz gab er sich aber erst im kleineren Kreise, wo er sich mit einer gewissen Gemächlichkeit gehen lassen konnte. Hier war er ein vortrefflicher Erzähler, voll Laune und Humor. Bei einem großen natürlichen Wohlwollen war er milde im Urtheil und im Verkehr ohne persönliche Schärfe, doch konnte man gelegentlich ganz derbe Worte des Tadels von ihm vernehmen. Aber er fand schnell das Gleichgewicht der Seele wieder, das er sich nicht stören lassen wollte. Nachdem er sich in früheren Jahren hatte durchringen müssen, ist ihm ein glückliches Alter in Ehre und Anerkennung beschieden gewesen. Seine Arbeitsfähigkeit war kaum vermindert, als er am 20. Septbr. 1897 vom Tode ereilt wurde. In Heidelberg neben seinen beiden Schwestern ist er begraben worden.

S. Löwenfeld, Wilh. Wattenbach, Preuß. Jahrbücher (1889) 64, 408 bis 429. — K. Zeumer, Wilh. Wattenbach, Histor. Zeitschr. 80, 75—85. — G. Seeliger, Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissensch., N. F. 1897/98, 2. Bd. Monatsbl. 7/8, 205—211. — E. Dümmler, Neues Archiv für ältere d. Gesch. 23, 569—578, wo die zahlreichsten litterarischen Nachweise über Wattenbach's Arbeiten zu finden sind. C. Rodenberg.

Wegele*): Franz Xaver von W. wurde am 29. October 1823 zu Landsberg a. L. in Baiern geboren. Seine Eltern waren einfache Leute, doch hat besonders die Mutter segensreichen Einfluß auf ihn geübt, wie ihr denn W. bis ins Alter ein geradezu rührendes Andenken bewahrt hat. Noch in seinen letzten Lebenstagen sprach er von ihr mit warmer Verehrung und nannte sie eine vortreffliche Frau. Die Eltern ermöglichten es, ihn zum Beginn seiner Studien nach Augsburg an das Stephansgymnasium zu senden. In dieser Anstalt, die zu dem gleichnamigen Benedictinerstifte gehört, herrschte seit der Neubegründung ein Geist echt wissenschaftlichen Strebens und wahrer Duldsamkeit, welcher die Entwicklung des Knaben sicher in jeder Beziehung gefördert hat. Sein Studiengang war denn auch ein vortrefflicher und ziemlich ausgeprägter: einer starken Abneigung gegen Mathematik stand ein warmes und reges Interesse für Geschichte und Litteratur gegenüber. Kurz vor Schluß der Gymnasialzeit starb ihm der Vater (1842). Im Herbste desselben Jahres siedelte er auf die Universität München über. Von bleibenden Eindrücken und Einflüssen aus dieser Zeit erfahren wir nichts. Auch Döllinger ist er erst in späteren Jahren, nachdem er sich bereits einen Namen gemacht hatte, näher getreten. Im Ganzen war sich W., wie es scheinen will, in München über seine Absichten nicht klar geworden. Zunächst hatte ihn wohl die Litteraturgeschichte angezogen und begeistert, und ihr zu Liebe hatte er mit dem Studium der neueren Sprachen begonnen. Das wurde nun in Heidelberg anders. Hier gewannen seine Studien Ziel und Farbe, und er selbst eine Fülle von Eindrücken, die sein Leben und Streben bestimmt haben. Gervinus war vor kurzem aus dem Norden nach Heidelberg zurückgekehrt, um sich mehr denn früher der Politik und der politischen Geschichte zu widmen. Hatte er doch seine Litteraturgeschichte im Jahre 1842 mit einem Appell an die deutsche Nation geschlossen, sie möge ihrer politischen Aufgaben eingedenk sein. Auch seine akademische Lehrthätigkeit hatte er während Wegele's Anwesenheit in Heidelberg wieder aufgenommen und besonders mit seinen Vorlesungen über Politik großen Eindruck auf die Studentenschaft gemacht. Dazu kam dann noch Schlosser, der auf Wegele's Geschichtsauffassung entschiedenen Einfluß geübt hat, während Häusser den jungen Baiern gewaltig anzog; und als Häusser's Schüler mag

*) Zu Bd. XLI, S. 421.

W. wol gelten. Jener hat den künftigen Collegen auch ferner im Auge behalten. Im Juli 1847 gewann sich dann W. den Doctorgrad.

Die hochgehende politische Erregung, die Gervinus und Häusser in diesen Jahren so mächtig erfaßt hatte, und ihre ganze spätere Thätigkeit beherrschte, hatte sich unter dem Einfluß seiner Lehrer auch Wegele's bemächtigt und ihn mit starker, politischer Leidenschaft erfüllt. Zeit seines Lebens hat er sich dieselbe zu wahren gewußt, und, wenn er auch politisch niemals als Führer hervorgetreten, so ist er doch dem Gange der Politik mit lebhaftem Interesse gefolgt, hat er die nationalen Ideen mit Begeisterung im Herzen getragen. So mag es denn als die Wirkung der gespannten Heidelberger Atmosphäre gelten, wenn sich W., ehe er daran ging, seinen wissenschaftlichen Weg weiter zu verfolgen, nach Frankfurt begab, um die erste deutsche Nationalversammlung aus unmittelbarer Nähe zu beobachten. Die bewegungsvollen Tage des Jahres 1848 hat er in der alten Krönungsstadt verbracht und dort höchst werthvolle Eindrücke empfangen. Er hat dort, wie er später oft und gerne erzählte, die verschiedenen Clubs besucht und vergleichende Beobachtungen angestellt. Seinen näheren Landsleuten ist er jedoch nicht näher getreten, auch dem Kreise, den Friedrich Böhmer um sich versammelte und in welchem sich Döllinger, Lasaulx, Kriegk, Sepp u. a. zusammenfanden, blieb er fern. Auch Döllinger erwärmte sich erst später wegen der Reinhardsbrunner Annalen für ihn; dann freilich wurde er Wegele's eifriger Protector.

Bereits im folgenden Jahre (1849) habilitirte sich W. in Jena. Es war der Anfang einer arbeitsreichen, fruchtbaren Zeit, die er immer für die schönste seines Lebens gehalten hat. Zunächst vollendete er ein Buch, das den Charakter seiner litterarisch-historischen Studien in eigenartiger Weise zum Ausdruck brachte: „Dante's Leben und Werke kulturgeschichtlich dargestellt“ (1852). Die Schrift erregte Aufsehen und erlebte drei Auflagen (3. Aufl. 1879). Sie brachte ihn mit der Danteforschung in engere Beziehungen, die ihm freilich auch manche bittere Enttäuschung bereitet haben. Und doch hatte das Buch ganz entschiedene Verdienste. In der ersten Auflage war er darauf ausgegangen, „Dante aus dem Kreise der blos ästhetischen oder bewundernden Betrachtungsart heraus in die Reihe historischer Probleme einzuführen.“ Es war ihm darum zu thun gewesen, „einem der größten und umfassendsten Geister des Mittelalters historisch näher zu kommen und die Stellung anzudeuten, die ihm in der Geschichte des Abendlandes gebührt“. Es war die neue Betrachtungsweise, die Aufsehen erregte und ihm viele Freunde gewann. Besonders gelungen war die Darstellung von Dante's Verbannung und seiner Stellung zu dem Römerzuge K. Heinrich's VII. Das Capitel über Dante's Politik war erschöpfend. Den Glanzpunkt des Buches bildete die Auslegung der Beziehungen des großen Dichters zu den nationalen Fragen Italiens und zu den reformatorischen Ideen. — Nachdem er mit diesem Buche die Aufmerksamkeit der Gelehrten in so glücklicher Weise auf sich gelenkt hatte, gab er sich um so freudiger den nächsten Eindrücken hin, ließ er den Zauber Thüringens unmittelbar auf sich wirken. Vor allem Weimar zog ihn mächtig an und eine Studie über Karl August (1850) brachte den Jenenser Privatdocenten in Berührung mit dem Hofe, wohin er wohl auch zu einem Vortrag befohlen wurde. Im übrigen legte er hier den Grund zu einem großen Theile seiner späteren Arbeiten. Die thüringische Geschichte interessirte ihn lebhaft und er vertiefte sich immer mehr in dieselbe, ohne daß er sich in das Localhistorische vergraben hätte. Als erste große Frucht dieser Arbeiten erschienen die „Annales Reinhardsbrunnenses“ (1854) und das „Chronicon ecclesiasticum des Nicolaus v. Siegen“ (1855). Mit diesen Studien hängt unmittelbar sein Werk über „Friedrich den Freidigen“ zusammen, das er freilich

erst in Würzburg vollendet hat. Im Jahre 1855 veröffentlichte er außerdem eine kleine Arbeit über „Arnold v. Selenhofen“.

Die „Reinhardsbrunner Annalen“, deren Herausgabe ein mühevolles, aber um so dankenswertheres Verdienst war, haben, wie schon erwähnt, die Aufmerksamkeit Döllinger's auf W. gelenkt, der inzwischen (1851) zum Extraordinarius befördert worden war. Dem hervorragenden Gelehrten verdankte es W. vor allem, daß der edle Freund und Förderer der Geschichtswissenschaft, König Maximilian II. auf ihn aufmerksam wurde und sich lebhaft für ihn interessirte. Dies wird wohl mit Recht auf einen intimen Vorgang bei der königlichen „Tafelrunde“ zurückgeführt. Thatsächlich wurde W. im Jahre 1857 als ordentlicher Professor nach Würzburg berufen, mit der besonderen Weisung, die den persönlichen Intentionen Maximilian's entsprang, sich vor allem der Erforschung der fränkischen Geschichte zu widmen, eine Aufgabe, die W. Zeit seines Lebens im Auge behalten und der er umfangreiche Studien gewidmet hat. Sofort faßte er den Gedanken, eine „ostfränkische Geschichte“ zu schreiben, und trat noch im Jahre 1857 mit dem fertigen Plane hervor. Dieser fand den vollen Beifall Sybel's und dessen eifrige Unterstützung: er that alles, um die Aufnahme des Projects unter die Arbeiten der Historischen Commission zu erwirken. Es gelang ihm auch, den König dafür zu gewinnen, so daß er die Angelegenheit bereits für völlig gesichert hielt und in einem Aufsatz über die wissenschaftlichen Unternehmungen des Königs, der für die Allgemeine Zeitung bestimmt war, davon ausdrücklich Notiz nahm. Aber da erhielt er in letzter Stunde einen Bescheid, der zwar W. manche Vortheile sicherte und ihm warme Förderung seines Unternehmens verhieß, aber in der Hauptsache eine empfindliche Ablehnung bedeutete. Es war eine Enttäuschung, die für das Werk nicht von Vortheil war. Mehr Glück hatte W. mit dem historischen Seminar, dessen Errichtung er gleichfalls von Anfang an betrieben, und das er denn auch mit der Zeit auf die Höhe der modernen Einrichtungen gebracht hat. Im Jahre 1858 wurde er in die Historische Commission berufen, zu deren ältesten und eifrigsten Mitgliedern er gezählt hat. Die alljährlichen Sitzungen besuchte er mit großer Freude. Viele Freundschaften wurden hier geknüpft, die erst der Tod gelöst hat, so mit K. Hegel, Stälin und vielen anderen. Besonders intim gestaltete sich sein Verhältniß zu G. Waitz, zumal, seitdem er in die Redaction der „Forschungen zur deutschen Geschichte“ mit eingetreten war. Die fränkische Geschichte ruhte indessen keineswegs, wenn auch kein guter Stern darüber waltete. Die umfangreichen Vorarbeiten, die sich in seinem Nachlaß fanden, (jetzt in der Universitätsbibliothek zu Würzburg aufbewahrt) beweisen am besten die Gründlichkeit, mit welcher er an die schwierige Materie herangegangen. Vollständig brach blieben indessen diese Arbeiten nicht liegen. Er veröffentlichte vielmehr im Laufe der Jahre eine Reihe von kleineren Aufsätzen und Vorträgen zur fränkischen Geschichte, die zum Besten gehören, was er überhaupt geschrieben hat. Da erschien zunächst ein damals wohl aufgenommener Artikel über Wilh. von Grumbach (1859), für den er sich auch späterhin lebhaft interessirt hat; ferner eine kleine Studie „Der Hof zum Grafen Eckard zu Würzburg“ (1860). In „Bischof Gerhard von Würzburg und der Städtekrieg“ (1861) hat er zum erstenmale eine interessante und wichtige Epoche der fränkischen Geschichte in ihrer ganzen Bedeutung für die Reichsgeschichte gewürdigt. Die Herausgabe der „Monumenta Eberacensia“ wurde als ein vielversprechender Anfang einer „Franconia sacra“ begrüßt. Hier sei auch gleich die Studie „Zur Litteratur und Kritik der fränkischen Nekrologien“ (1864) erwähnt, der sich 1877 eine ähnliche anschloß („Corpus Regulae seu Kalendarium Domus S. Kiliani Wirceburgensis“ etc. Abh. d. Münch. Akad. III. Cl. XIII. Bd. 3. Abt. 1877).

Das Jahr 1863 brachte ihm das Rectorat. Mit seiner Festrede „Die Reformation der Universität Würzburg“ wandte er sich einem Arbeitsgebiete zu, das ihn später noch in intensiverer Weise beschäftigen sollte. Indeß hatte er seine Forschungen zur thüringischen Geschichte keineswegs bei Seite gelegt. Bereits im Jahre 1861 war ein lehrreicher Aufsatz über die hl. Elisabeth erschienen, in welchem er mit Glück das Bild der einzigartigen Frau von dem mehr oder minder schönen Schmucke der Legende und mönchischen Tradition befreite. Dann aber brachte das Jahr 1870 sein umfassendes Werk über „Friedrich den Freidigen und die Wettiner seiner Zeit (1247—1325)“. Es war wieder ein Griff ins Volle. W. war es gelungen, in eine der dunkelsten und unsichersten Partieen der deutschen Geschichte des Mittelalters Licht zu bringen und Ordnung in die wirre Masse von dunklen Nachrichten.

So zeigt die erste Periode des Würzburger Aufenthalts ein Bild reicher, fruchtbarer Thätigkeit, die umsomehr anzuerkennen ist, als der Pfad keineswegs dornenlos war. Gerade hier in der schönen Bischofsstadt am Main hatten sich die politischen Gegensätze scharf zugespitzt. Würzburg selbst erschien als eine Vorburg des Particularismus, eine Empfindung, die W. in seinen Lehrjahren völlig abgestreift hatte. In seiner politischen Denkungsart hatte er sich völlig den Gothaern angeschlossen, die sich in Würzburg freilich in der Minderzahl befanden. Doch wurde sein Glaube an Preußens deutsche Aufgabe auch nicht in den schweren Julitagen 1866 erschüttert; im Gegentheil, er bekannte offen seine Ansichten, obwohl es nicht an Drohungen der schlimmsten Art fehlte. Die Rechtfertigung sollte indeß nicht ausbleiben, und er hatte die Genugthuung, im Novbr. 1870 einen Vortrag über „Friedrich Barbarossa“ mit einem warmen Appell an das deutsche Gefühl schließen zu können. Der Vortrag war übrigens die Frucht eingehender Beschäftigung mit dieser Periode, die ihn besonders während eines längeren Aufenthalts in Ulm angezogen hatte. Giesebrecht hat ihn zu dem besten gerechnet, was über diesen Kaiser geschrieben worden ist. Nun aber begann W. eine neue Aufgabe zu locken. Bereits im September 1859 hatte Ranke in der Sitzung der Historischen Commission den Plan einer „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ vorgelegt. Allmählich hatte man die Rollen vertheilt. Nur über der Geschichte der Historiographie schwebte ein eigenartiges Verhängniß. Es wollte sich keiner finden, der sich an den so überaus schwierigen Gegenstand gewagt hätte. Im Jahre 1868, also fast ein Jahrzehnt nach dem Beginne des Unternehmens, drang Ranke endlich in Sybel, die Arbeit zu übernehmen. Aber auch dieser lehnte ab, trotz des Reizes, den, wie er meinte, die Aufgabe für ihn hatte. Um so eifriger aber bemühte er sich, sie W. zuzuwenden, der sich ihm gegenüber bereit erklärt hatte, das Buch zu schreiben (October 1869). Und bald darauf konnte er W. befriedigende Nachricht senden, zugleich mit seinem „herzlichsten Glückauf bei Eröffnung dieses Schachtes“. Bereits am 24. October empfing W. den officiellen Antrag der Commission, den er mit großer Befriedigung annahm. Er ging nicht unvorbereitet an diesen Gegenstand. Bereits in Jena hatte er Historiographie gelesen; aber die unendlichen Schwierigkeiten dieses Unternehmens hatte wohl auch er unterschätzt. Erst zehn Jahre nach dem festgesetzten Termin (1885) konnte er das umfangreiche Werk der Oeffentlichkeit übergeben. Es war mit Ungeduld erwartet worden, denn es sollte und mußte ja ein Hilfsmittel ersten Ranges werden. So erschien von guter Vorbedeutung, was Ranke damals (28. September 1885) darüber in einem Briefe an Giesebrecht sagte, in welchem er seine „lebendige Aufmerksamkeit“ an den allgemeinen Arbeiten der Historischen Commission bekundete. „Hat uns doch“, schreibt er, „ein Mitglied derselben soeben mit einer Geschichte der Historiographie beschenkt, welche das ganze Gebiet umfaßt und für die ich an meinem

Theile besonders dankbar sein muß.“ Aber sonst fand das Werk eine wenig freundliche Aufnahme und brachte vor allem W. selbst eine tiefe und bittere Enttäuschung, die er nicht mehr verwunden hat. Seine Schaffenslust war von diesem Augenblicke an wie gelähmt, ein tiefer Mißmuth bemächtigte sich seiner und so suchte er nun Trost in der Lehrthätigkeit an seiner geliebten Universität Würzburg, der er durch so langes Wirken treu verbunden war. Zum Jubiläum der „Alma Julia“ hatte er im Auftrage des akademischen Senats die Geschichte der Universität (2 Bde. 1882) geschrieben, die neben wissenschaftlicher Gründlichkeit viel Farbe und Leben zeigte. Besonders der Abschnitt über die Stiftung und den Stifter war sehr wohl gelungen. Er hatte die Darstellung aus wohlbegreiflichen Gründen mit dem Jahre 1805 abgebrochen, jedoch mit der Absicht, in einem Schlußbande die Fortsetzung zu geben. Leider nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand.

War ihm nun seine Lehrthätigkeit in den letzten Jahren ein Trost, so war sie früher stets sein Stolz und seine Freude gewesen. Schon in Jena hatte er außerordentliche Erfolge erzielt, die sich in Würzburg noch gesteigert haben. Er hat hier als Docent und Lehrer eine im hohen Maaße anregende und segensreiche Wirksamkeit geübt. Seine Vorlesungen waren das Product gründlicher, durchdringender Arbeit. Hier stand ihm auch der charakteristische Ausdruck mehr zur Verfügung als in seinen Schriften. Er versuchte nicht durch die Phrase zu wirken, sondern vor allem durch die Thatsachen selbst, die er aus der Fülle seines reichen Gedächtnisses mit klarem Geiste und warmer Ueberzeugung vortrug. Einen Hauptwerth legte er darauf, die Persönlichkeiten zu charakterisiren und aus ihren Eigenschaften ihre Thaten abzuleiten und zu erklären. „Man fühlte, er hatte ein inneres Verhältniß zu den Gestalten gewonnen, und darum konnte er sie so plastisch vor Augen stellen.“ Er arbeitete rastlos daran weiter und hat noch im Alter die Mühe nicht gescheut, neue Stoffe zu wählen. So las er in den letzten Jahren über Shakespeare, und zwar in so gründlicher und eigenartiger Weise, daß er selbst den Plan faßte, die Vorträge zu veröffentlichen. Er hat über das ganze Gebiet der mittleren und neuen Geschichte gelesen, daneben auch über Historiographie und Politik. „Vieles war mit solcher Sorgfalt vorbereitet, daß Stunde für Stunde wie ein in sich fertiges Kunstwerk der Charakteristik erschien. In dramatischer Gegenwart wußte er die Figuren der Weltbühne agiren zu lassen, weil er ganz bei der Sache war, mit Begeisterung, mit Empörung, ganz wie es die Sache gebot.“ „Jung und Alt wußte er in gleicher Weise hinzureißen durch zündenden Idealismus der Auffassung, im Sinne einer humanen, liberalen, deutschen Entwickelung“ (B. Seuffert). Die Kunst der Charakteristik zeichnet auch seine kleinen Schriften aus, deren Herausgabe ihn noch in den letzten Lebensjahren beschäftigt hat. Er kam nicht mehr dazu; doch sind sie nun nach seinem Tode erschienen. Ich nenne hier noch: „Graf Otto von Hennenberg-Botenlauben und sein Geschlecht“ (1875); „Goethe als Historiker“ (1876); „Aventin“ u. s. w. Einen großen Theil seiner Arbeitskraft aber hat er in den Dienst der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ gestellt, in deren Redaction er gemäß dem Commissionsbeschluß vom 22. October 1873 eingetreten war, um die politische Geschichte und Geschichtsschreibung zu übernehmen. Er hat sich in der langen Zeit seiner Mitarbeiterschaft bleibende Verdienste um das Unternehmen erworben und sich stets als getreuen Arbeitsgenossen bewährt. Daß er sich hiebei mit der Aufgabe als Mitredacteur nicht begnügte, beweist am besten die Thatsache, daß er nicht weniger als 169 Artikel selbst geschrieben hat, darunter viele von hervorragender Bedeutung.

Gegen Ende 1896 begann er zu kränkeln, doch suchte er im Frühling noch einmal sein geliebtes Lichtenthaler Asyl bei Baden-Baden auf, um hier Genesung

und neue Kraft zu finden. Hier feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum, zu dem er aus nah und fern die Wünsche und Zeichen liebevoller Verehrung und Hochschätzung empfing. An Ehrungen von Seiten des Staates hatte es ja überhaupt nie gefehlt. Dann aber verfiel er, wieder nach Würzburg heimgekehrt, einer schweren Krankheit, von der ihn am 17. October 1897 der Tod erlöst hat. Er starb, sich selbst getreu und seiner Ueberzeugung.

W. war zwei Mal verheirathet: das erste Mal vermählte er sich in Jena am 12. August 1850 mit Agnes Stark, die er jedoch schon am 19. Februar 1864 durch den Tod verlor. Am 11. September 1866 führte er Mathilde, die Tochter des hervorragenden kurhess. Juristen, Obergerichtsdirector Herm. Kersting (A. D. B. XV, 650 f.) heim, die ihm bis zu seinem Tode treu und theilnahmsvoll zur Seite gestanden und die Freude theilte, die er an den Kindern erlebte. Für seine wissenschaftlichen Bestrebungen hatte er an ihr die warmfühlende, fein empfindende Genossin. W. war eine stark ausgeprägte, feste, goldtreue Natur. Ein Charakter, aus hartem, kernigen Holze geschnitzt, der, selbst lauter und gerecht, ein Feind aller niedrigen und kleinlichen Gesinnung war; dabei aber besaß er einen Schatz von Herzensgüte. Einer seiner treuesten Schüler, B. Seuffert, sagt von ihm mit Recht: „Wegele's Andenken wird fortleben als das eines echten deutschen Professors. Unermüdlich war er und pflichttreu, anspruchslos für seine Person, Achtung heischend für seinen Beruf, der sein ganzes Wesen einheitlich erfüllte, fest und gerade dem Ideale dienstbar, das ihm in allen Dingen vorschwebte“.

K. v. Hegel, i. d. Beil. zur Allg. Ztg. 1893, Nr. 247. (Zum 70. Geburtstage Wegele's.) — Henner, Trauerrede (Ms.). — B. Seuffert, Nekrolog (Euphorion Bd. 5). — Vgl. auch die Recensionen über Wegele's Werke in der Hist. Zeitschrift u. s. w. — Außerdem mündliche und schriftliche Mittheilungen; Correspondenzen, besonders Briefe Wegele's an K. v. Hegel, Briefe an W. von L. Häusser, R. Freiherrn v. Liliencron, Ch. Fr. Stälin, H. v. Sybel, G. Waitz u. s. w. Vgl. ferner F. Dahn, Erinnerungen IV, 1, 3—197.

Richard Graf Du Moulin Eckart.

Wehl *): Feodor (von) W., Dramaturg, Dramatiker und Belletrist, wurde am 19. Februar 1821 auf dem väterlichen Gute Kunzendorf bei Bernstadt im Rgbz. Breslau geboren, der älteste dreier Söhne. Mit seinen Blutsverwandten scheint der Faden früh abgerissen zu sein; ob seine nichts weniger als feudalen Anschauungen dazu Anlaß gaben, ist heute schwer aufklärbar, aber möglich. W. hat sich Zeit seines Lebens meist mit bürgerlichem Namen bezeichnet, auch das letzte Jahrzehnt (außer unter Vorreden), als er durch Orden den württembergischen Personaladel besaß; außerdem aber hatte erst Wehl's Vater Heinrich die Familientitulatur „Wehl zu Wehlen“ zu obiger Form abgekürzt, obzwar das alte Hauswappen bis auf ihn die Erinnerung an den Zusammenhang mit der damit geschmückten Burgruine Wehlen in der Sächsischen Schweiz lebendig erhalten. Als Knabe mag er auf dem Boden Schlesiens, wo er in Bernstadt, Militsch, Ohlau, Breslau aufwuchs, die vaterländische Begeisterung eingesogen haben, die ihn bis zum letzten Athemzuge in seinem ganzen geistigen und litterarischen Schaffen beseelt hat („Zeit u. Menschen“ I, S. II f.). Ueber dieser Kindheit ruht ein Schleier: trübe war sie zweifellos. Sollte nicht aus dem Candidaten der Theologie und schlesischen Pfarrerssohn in der Novellette „Der Applaus von unsichtbaren Händen“ mit der Begeisterung für die classischen Dramen und ihre Verkörperung („Unheimliche Geschichten“, S. 41) W. selbst sprechen? Noch ein Knabe kam er nach der preußischen Hauptstadt, wo damals, zu Anfang der Dreißiger, frische geistige Regsamkeit herrschte.

*) Zu Bd. XLI, S. 432.

Bei seinem Oheime Brocksch, Husarenofficier und Stallmeister des Prinzen Karl, fand er ein neues Elternhaus, und er trat in die Militärrealschule, wo er am jährlichen Datum der Völkerschlacht eigene patriotische Gedichte vortrug. Der Fähnrich kam nach Neu-Ruppin in Garnison. Aber ein Sturz vom Pferde erschütterte die Wirbelsäule (1836) und erzwang nach dem Schmerzenslager ein Jahr Urlaub, worauf der unfreudige Soldat, der nur für Litteratur und Theater stetig steigende Lust empfand, mit Erlaubniß des Vaters quittirte. Joh. Fr. Dieffenbach suchte ihn der Medicin zu gewinnen, veranlaßte ihn, Griechisch zu lernen und zu maturiren. Danach hörte er in Berlin philosophische, ästhetische, geschichtliche Collegien und reiste nach Paris, London und Italien. Geschichtsstudien wichen bald dem Hang zur Bühne. Die Bekanntschaft mit hervorragenden Mitgliedern des Berliner Hoftheaters (vgl. Wehl's „Flüchtige Skizzen der Mitglieder des Königl. Theaters in Berlin" in Fr. Adami's Almanach „Vor und hinter den Coulissen" 1844), Auguste Crelinger, Amalie Wolff, Charlotte von Hagn, Seydelmann, Rott, Wauer, dem Intendanten K. Th. v. Küstner, endlich v. Holtei, Ad. Glaßbrenner, Ph. Kaufmann bestärkten ihn darin. Dem letztgenannten Uebersetzer Shakespeare's mag W. dessen andauernde Verehrung danken, „Brennglas"' Spuren folgte er 1844 in „Berliner Stecknadeln", 1845 „Berliner Wespen", journalistischen Eintagsfliegen, denen die Censur rasch das Licht ausblies, sowie dem satirischen Gedichte „Der Teufel in Berlin" (1845), welche ‚dramatischen Scenen' einer actuellen „Faust"-Travestie, das jungdeutsche Freiheitsideal verfechtend, beschlagnahmt und maculirt wurden. Zu der dafür dictirten neunmonatigen Festungshaft, die im Gnadenwege auf ein halbes Jahr ermäßigt, aber mit Ausweisung aus Berlin verbunden wurde, wählte er Magdeburg (1846), wo ihn Holtei's, G. zu Putlitz' u. A. Besuche anregten. Dem ersteren schlesischen Landsmanne hat er zeitlebens nahegestanden, wenn auch Wehl's litterarische Anfänge mehr im Zeichen von Willibald Alexis, Gaudy und besonders Eichendorff, seinem Herzenspoeten, standen. Während von diesem und der Romantik überhaupt Stoff und Form Wehl's, außer im Drama, stark beeinflußt wurden und er in Berlin, im Salon der Johanna Motherby (Briefe an J. M., hg. v. Meisner, S. 34) und Elisa v. (Lützow-)Ahlefeldt sowie im Kreise Varnhagen's verkehrend, zur Fahne L. Tieck's geschworen, gehörte seine Ueberzeugung in dichterischer und socialer Tendenz bald modernen Anschauungen, wie sie „das junge Deutschland" — sein so betiteltes Buch (1886, fast drei Fünftel Briefe der unten genannten drei Wortführer) verleugnet Wehl's romantischen Anhauch nicht — ausgebildet hatte und vertrat. Nach Amtirung als Dramaturg am Magdeburger Theater (Winter 1846/47 unter Rud. Wirsing), gerieth er, während der Haft durch Bankerott eines Bankiers arg geschädigt und nun auf seine Feder angewiesen, in Gutzkow's und H. Laube's Bann und Th. Mundt's Einfluß, mit dessen Gattin Luise Mühlbach er noch spät enge Beziehungen pflegte: dies entschied Wehl's Uebertritt zum „Jungen Deutschland" und zur Journalistik. Er übersiedelte 1847 nach Hamburg, wo er mit Georg Schirges den von Gutzkow (1838) begründeten „Telegraph für Deutschland" im Jungdeutschland-Verlage Hoffmann und Campe redigirte, seit Anfang 1851 allein die Modezeitung „Die Jahreszeiten", dann den „Theaterspiegel" (mit Theaterbureau und Gesangsinstitut). Das Verhältniß zu Laube, an dessen „Zeitung f. d. elegante Welt" er mitarbeitete, blieb wegen grundsätzlich abweichenden Urtheils über die französischen Bühnenproducte persönlich, und Laube hat auch den Hieb Wehl's mit seiner Widmung der Dramen-Sammlung lange ihm herb nachgetragen, wo er ja thatsächlich, wie W. ihn scherzhaft anklagt, W. nie vor die Rampen gebracht hatte. Schließlich wurde er Mitredacteur der radical-liberalen Zeitung

„Reform“, als dieses Volksblatt 1859 täglich zu erscheinen begann. Trotz dieser publicistischen Wirksamkeit hat W., der am 5. Nov. 1859 nach Ausfüllung älterer Wissenslücken in Jena in absentia, wol mit „Theater“ (s. u. S. 453) zum dr. phil. promovirte, in Hamburg zu litterarisch-kritischen Studien Zeit gefunden und „Hamburgs Litteraturleben im 18. Jahrhundert“ (1856) auf Grund tüchtiger Umschau, wennschon ohne den gelehrten Apparat litterärhistorischer Monographien dargestellt; doch war das gar nicht seine Sache und ihm kam es immer nur auf die Facten selbst nebst ihren Reflexen auf die Gegenwart an. Bis zu den rückblickenden Memoirenwerken am Ausgange seines Schaffens, die außer vielem anekdotischen Kleinkram feine Porträts und Charakteristiken fesselnder litterarischer Persönlichkeiten in Menge und zur Situation der deutschen Bühne überreiche Streiflichter liefern, hat W. die, noch 1888 im Büchlein über Theod. Storm und dem erst 1892 gedruckten liebevollen Bändchen „Alfred Meißner. Erinnerungen“ (Ottmann's Bücherschatz Nr. 24/25) bekundete warme Theilnahme an einem freien Entwicklungsgange unseres nationalen Schriftthums bethätigt. Geibel's Bedeutung als patriotischer Dichter z. B. hat er energisch betont und die Mission des deutschen Theaters in litterarischer, künstlerischer, volksthümlicher und vaterländischer Hinsicht mit unermüdlichem Nachdrucke tapfer befürwortet wie eine Lebensaufgabe: „All mein Denken und Dichten lief von jeher auf ein deutsches Nationaltheater hinaus“ („Zeit und Menschen“ I, 73; vgl. ebd. II, 307 u. „Fünfzehn Jahre u. s. w.“ S. 553).

Ein neuer Abschnitt begann in Wehl's Leben, als er 1860 „Die deutsche Schaubühne“ begründete, welche Monatschrift neue Stücke, die sich nicht sofort die Bühnenprobe erkämpften, vollständige Bearbeitungen älterer gediegener, selbständige Artikel über Theaterwesen und alle Kleinigkeiten aus dessen Praxis, endlich eine kritische Rundschau über die Leistungen der einzelnen Bühnen brachte: zu einem Sammelplatze für alles das deutsche Theater Betreffende und „einem geistigen Regulator der deutschen Bühne“ bestimmte er sie. Sie fand viel Anklang bei maßgebenden Persönlichkeiten: nach Berlin, wo der Stifter des Schillerpreises, der preußische Prinzregent (Kaiser Wilhelm I.), Anerkennung ausgesprochen, wollte man W. mit ihr als ein Werkzeug gegen den Intendanten Botho v. Hülsen ziehen, nach Weimar Dingelstedt, nach Wien Laube. Er verschmähte aber die lauernde Abhängigkeit als Namensträger eines Parteiorgans und ging, 1860 mit Mathilde Treusein zu einer eng harmonischen Ehe verbunden, 1861 nach Dresden als Redacteur der gemäßigt-liberalen, Deutschlands Einheit unter Preußens Führung anstrebenden „Constitutionellen Zeitung“, die er erst nur im „Feuilleton“, in den bewegteren Zeitläuften von 1866 aber auch für Politik und zwar in entschieden kleindeutschem Sinne bediente: setzte er ja auch einen Beschluß auf, mit dem 1866 eine Chemnitzer Volksversammlung den antipreußisch-kriegerischen Absichten der sächsischen Regierung entgegentrat. „Die deutsche Schaubühne“, für welche W. in Elbflorenz infolge des daselbst waltenden Kunstsinnes und der dortigen renommirten Theatertradition ein schnelles Emporblühen erhofft hatte, leitete 1865—73 sein Mitredacteur Martin Perels. W. wich Ende 1866 mit dem Gange der Ereignisse aus Sachsen, ging wieder an die „Reform“ in Hamburg, neben deren politischen Stimmungsartikeln und Berichten über Stadt- und Thaliatheater er Gedichte, kleinere Aufsätze und Novellen schrieb, als im Frühlinge 1870 der kgl. württembergische Hofkammerdirector v. Gunzert in Wehl's ländlichem Gartenhäuschen auf der alsterbespülten Uhlenhorst bei Hamburg vorsprach, um seinen Rath über verschiedene Personalfragen des Stuttgarter Hoftheaters einzuholen und damit die unter dem eben zurückgetretenen (seit 1846) weitsichtigen Intendanten Baron Gall bestehende Brücke zu W. neu zu betreten. Ende November erfolgte eine auf 2½ Jahre fixirte Probeanstellung

als artistischer Director des Hoftheaters (und Hofrath) unter Gunzert's, eines umsichtigen, ehrlichen, aber überlasteten Staatsbeamten, Oberleitung. Am 23. Juli 1874 trat er durch Cabinetsbefehl als Intendant (und Geh. Hofrath) an die Stelle des Kreisgerichtsraths Häcker, unter und neben dem er die Geschäfte geführt hatte und fungirte auf diesem verantwortungsreichen Posten, unter Kämpfen und Kränkungen, Wenigen zu Dank, Vielen zu Mißgunst, namentlich wegen schwäbischer Velleitäten u. ä. feindlicher Mächte nie im Stande, die dornige Selbstaufgabe eines deutschfühlenden Bühnenministers zu lösen (vgl. „Zeit u. Menschen" II, 308; Goll, Meyer's Dtschs. Jahrb. II, 1873, S. 252; Kürschner ebd. 1879/80, S. 586), bis im October 1884 Gunzert's Ersatz durch Hofdomänenrath Tscherning plötzliche Kündigung an W. herbeiführte. Wehl's scharfes Buch über die Stuttgarter Theaterverhältnisse (s. u.) rief ein „Offenes Sendschreiben an Herrn Feodor Wehl, früheren Intendanten des Stuttgarter Hoftheaters. Entgegnung auf sein Buch: . . . ." von „Schwab von Schwabenheim" (1888) hervor (vgl. Literar. Merkur VI, 340), das in Kürze nur gegen einen Fall polemisirt, übrigens nicht, wie der Titel nahelegt, das Schwabenthum W. gegenüber vertritt. Mit dem Personaladel übersiedelte er nach dem nahen Ludwigsburg, wo sein einziges lebendes Kind in den Officiersberuf eingetreten war, 1886 aber zum dritten Male nach Hamburg als Feuilletonist und Theaterreferent der Zeitung „Reform", und da ist er, unermüdlich und plänevoll, als den seit einer 1875er Lungenentzündung Katarrhalischen die Influenza packte, am 22. Januar 1890, bereit und aufrecht trotz endloser Enttäuschungen, gestorben. Noch wenige Wochen vorher lief eine Ankündigung aus: „Vom 1. Novbr. 1889 ab erscheint: Deutsche Kunst und Literatur. Zeitschrift zur Förderung volksthümlichen Geschmackes und Sinnes in Deutschland. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller und Gelehrter herausgegeben von Feodor Wehl und Walter Bormann. Die Absicht dieser Zeitschrift [beginnt der ausführliche Prospect] ist einfach die: durch die Kunst auf das Volk, durch das Volk auf die Kunst zu wirken. Eine volksthümliche Kunst und ein durch volksthümliche Kunst erhobenes und geläutertes Volk sind die erstrebten Ziele . . . . Die freie Kunst, die allein Kunst ist, soll unser Ziel sein . . . . Jede bloß feuilletonistische Unterhaltung, die nichts fördert und nichts zur Bildung und Veredelung des Geschmackes beiträgt, soll ausgeschlossen sein . . . ."; also etwa wie Ferd. Avenarius' „Kunstwart" seit 1887. „Der Ruhm im Sterben. Ein Beitrag zur Legende des Todes" hatte schon 1886 Wehl's Lebens- und Todesmuth unmittelbar schön ausgesprochen, in der Art von Joseph Kaims' ‚Last words of eminent persons' allerlei (84) Leute alphabetisch in ihrem Ableben vorführend (vgl. A. Chr. Kalischer, Die letzten Worte hervorragender Geister: „Nord und Süd", XX, 1896, April), „Die Reise nach Glück. Eine weltliche Komödie", im ganzen eine Jugendarbeit, aber erst 1889 gedruckt gerade wie als Ausfluß tiefgreifender individuellster Empirie seiner ironisch gesprenkelten Weltanschauung Ausdruck verliehen.

Das reiche Talent Feodor Wehl's, die Vielseitigkeit seiner künstlerischen Interessen, die auf dramatischem und dramaturgischem Gebiete am deutlichsten zum Durchbruch gelangte, die Fülle seiner litterarischen Spenden haben weder bei Lebzeiten noch seit dem Tode in weiteren Kreisen eine irgendwie genügende Rücksicht erfahren. Rud. v. Gottschall ist der einzige nähere College Wehl's, der ihm am Ausgange seiner Laufbahn einen verständnißvollen Rückblick widmete, und nur Walter Bormann hat es versucht, das Facit dieses fast halbhundertjährigen rastlosen Strebens nach Verkörperung bestimmter idealer Absichten zu umgreifen und abzuschildern. Bormann wäre berufen, ein vollständiges Lebens- und Charakterbild dieses beweglichen und selbständigen Geistes zu liefern, und wie unsere heutige Skizze aus seinen Aufsätzen (s. u.) Belehrung und Anregung

im vollsten Maaße schöpfte, so bescheidet sie sich andrerseits im Hinblick auf diese und ihre zu wünschende breitere Zusammenfassung mit hingeworfenen Glossen. Eine wirkliche Biographie Wehl's würde, was den äußern Lebensgang anlangt, das unstäte Schicksal eines deutschen Schriftstellers entrollen, dem die materielle Lage die Feder nicht etwa zu rasch vergessenswürdigen Actualitäten der Tagespresse in die Hand gedrückt hat, der sich trotz der zwiespältigen Einflüsse der Romantik und des „Jungen Deutschlands“ auf keine Fraction verpflichten mochte und sich namentlich auf seinem Sonderfelde, der Dramaturgie, ganz unabhängig gehalten hat. Die Einzelheiten seines wechselvollen Daseins hat er wol kaum absichtlich versteckt, jedoch sind sie ziemlich mühsam aus gelegentlichen Andeutungen seiner autobiographischen Schriften hervorzugraben: an diesem Orte war es Hauptaufgabe, die vielfach lücken- und fehlerhafte Datenreihe festzustellen, wozu außer den knappen authentischen Mittheilungen, wie er sie zu Nachschlagewerken (H. Schröder's u. s. w. Lexik. der Hamburg. Schriftsteller VII, 589—591, von Kellinghusen; Bornmüller's Biograph. Schriftstellerlexikon, 1882, S. 758 f.; Ad. Hinrichsen, Das litterar. Deutschland², 1891, S. 1368 f.; Brockhaus' Konversationslexikon¹⁴ XVII, 576a, vom Unterzeichneten, mit dem Versehen, er habe „seit 1848 wieder in Berlin“ gelebt, womit nur der Wegfall der Ausweisung gemeint ist [das Meyer'sche⁴ XVI, 473b läßt ihn noch aus Waldenburg stammen, wie Ad. Stern's Lexik. d. dtsch. Nationalliter. s. v. und Prölß, s. u.]; Brümmer's Lex. d. dtsch. Dchtr. u. Pros. d. 19. Jahrhs.⁴ IV, 297 f.) beisteuerte, seine stoffreichen Werke „Zeit und Menschen. Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren von 1863—1884“ (2 Bde., 1889), auch allerlei aus den zwei vorausliegenden Decennien einfügend und werthvolle Einblicke durch eine Fülle von Briefen der genannten und vieler anderen Litteraturgestalten (Birch-Pfeiffer, Ludmilla Assing, die beide sehr gewinnen, u. A.) gewährend, und „Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung. Ein Abschnitt aus meinem Leben“ (1886, mit Porträt Wehl's) zu benutzen sind.

Das Leben Wehl's erscheint bei sorgsamem Anhalten an den verschiedenen Stationen auch durch seinen Verkehr oder sonstige Beziehungen mit den meisten Litteraturgrößen, fast sämmtlichen mit dem Theater verknüpften Persönlichkeiten und allerlei Menschen des öffentlichen Lebens interessant, die freilich der feinen Natur, dem liebenswürdigen selbstlosen Wesen und häufig auch dem ernsten Ringen des Litteraten selten nach Gebühr Recht und Würdigung haben angedeihen lassen. Der edle Charakter, der hinter allen schriftstellerischen Zeugnissen Wehl's steht, der ausgesprochne volksthümliche und deutschnationale Grundzug in all seinem Denken und Aeußern, die unparteiische Stellungnahme zu den classischen Offenbarungen poetischer, insonderheit dramatischer Kunst, wie zu deren neueren und jüngsten Producten, die Uneigennützigkeit in seinen Functionen als Kunstrichter und Bühnenleiter treten allerdings erst bei gründlicher Einsicht in alle selbstschöpferischen, reproducirenden und kritischen Darbietungen zu Tage. Eine schöne Pietät, wie sie in der sogenannten Epigonenära so selten war, fällt bei W. stets wohlthuend auf; sie ließ ihn auch des vergessenen, ihm aus Hamburg bekannten Kaufmanns Ludwig Schnabel (1792—1860: vergl. Brümmer, Dtsch. Dichter u. Prosaisten bis zum Ende d. 18. Jahrhs., S. 466) „Gedichte“ (1861) herausgeben, die Heinrich Marschner theilweise componirte. Keiner Schule angehörig, jedem Coteriethum abhold, hat W. es erreicht, obschon nach langjährigen schwierigen Conflicten, Ansehen und eine nicht gewichtlose Meinung in theatralischen Dingen, woran seine Seele hing, in die Wagschale werfen zu können. Sein Name verdient fortzuleben in der deutschen Litteraturkritik, für immer sichern Rang zu behalten in der Geschichte des deutschen Theaters und der Bühnenreformen, mögen auch seine eigenen betreffenden Pro-

ducte eine geringere Rolle in der Entwicklung unseres nationalen Dramas spielen. In erster Linie steht drum der überlebenden Generation der Dramaturg in W., und Bormann sowol wie Eug. Kilian, der auf Wunsch der Familie aus dem Nachlasse Wehl's „Dramaturgische Bausteine“ (1891), d. h. verschiedene bezeichnende Beiträge zu Problemen der Auffassung und Scenirung bekannter vielgespielter Stücke, als Supplement zu dem dünnen, aber gehaltvollen Bändchen „Didaskalien“ (1867) herausgab, haben für Kenntniß dieser Seite gesorgt. Sehr erschwert die Uebersicht seiner journalistischen Thätigkeit der Umstand, daß deren Belege zerstreut, natürlich in der Mehrzahl anonym und heute schwer oder gar nicht auffindbar sind: angesichts seiner Sorgfalt in Anlage und Ausarbeitung und des hohen Werths, den er ordentlichen Recensionen und dergl. beimaß, kann eine gründliche Charakteristik Wehl's ihrer nicht entrathen; die „ernsten und humoristischen Essays zum Vorlesen“ über allerlei interessante Gegenstände „In Mußestunden“ (1867) beweisen das deutlich.

Für unser Urtheil über W. als Dramatiker liegt das Material in der 1851 mit einem 1. Bändchen „Theater“, 1862—69 in fünf Bänden als „Lustspiele und Dramen“, 1882—85 in sechs Bänden als „Gesammelte dramatische Werke“ unternommenen Vereinigung der eigenen und angeeigneten Erzeugnisse dieser Gattung vor. Die darin mit aufgenommenen Aus- oder Umgestaltungen fremder, meist von Freunden herrührenden Vorwürfe, z. B. eines Fritz Reuter'schen („Die drei Langhänse“), und die in der „Deutschen Schaubühne“ sowie in dem Berichtwerke über die Stuttgarter Direction enthaltenen Modernisirungen classischer Dramen — diejenige der Kleist'schen „Hermannsschlacht“ (im 3. Heft d. „Dtsch. Schaubühne“ 1860; Première 1. Januar 1861: s. Klee i. d. Zeitschr. f. d. dtsch. Unterricht IV, 379) veranlaßte nähere Vergleiche — bedeuten lehrreiche Versuche zur Lösung der Streitfrage, ob und wie wir unter veränderten Bedingungen und Erfordernissen der Gegenwart ältere Erzeugnisse, insbesondere die unvergänglichen Nummern des classischen Repertoires retten können. Am besten gelangen W. fidele Einacter und andere leicht hingeworfene Lustspiele ohne pikante Verwicklung, in flüssigem Stile wie seine, dem Pariser Genre abgelauschten graciösen Feuilletons geschrieben. Diese fußen, trivial im Stoff, in der „guten alten Zeit“, mit einer einfachen Lebenswahrheit, die uns heute öfters übernaiv anmuthet, sind daher meist von den Spielplänen verschwunden; bisweilen mit Sentenzen und zu Situationskomik ausgemünzten Citaten gespickt, entbehren sie jedoch in der Regel der sprudelnden Einfälle seiner prosaischen Causerien. Diese Bluetten treffen den gewandten Conversationston zumeist musterhaft. Voran und beispielshalber nennen wir: „Ein Bräutigam, der seine Braut verheirathet“ (1843), „Romeo auf dem Bureau“, „Alter schützt vor Thorheit nicht“ (1844), „Die Tante aus Schwaben“, „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen“, „Eine Frau, welche die Zeitungen liest“, „Kaprice aus Liebe, Liebe aus Caprice“.

Die umfängliche Bethätigung Wehl's als Erzähler bedarf noch sehr des geziemenden Studiums: ein solches lohnt nicht nur vom litterargeschichtlich-biographischen Standpunkte aus, auch für den unmittelbaren Genuß, da manche Novelletten, z. B. „Der Mann der Toten oder Ewige Liebe“ (in „Herzens-Mysterien“, 1869; auch separat 1866) wahren Perlen innerhalb der Wasserfluth der Prosaepik vor der neurealistischen Epoche gleichen. Wir verschweigen nicht die beinahe durchgängige Anwesenheit, sogar häufige Vorherrschaft düsterer, hypersentimentaler, oft wunderbarer, räthselhafter, mystischer Motive in den Novellen und erzählenden Skizzen (typisch sind „Unheimliche Geschichten“, 1862, auch „Allerweltsgeschichten“, 1861), alles eine Erbschaft seiner romantischen Vergangenheit, bei denen jedoch irgend gesuchtes Raffinement trotz mehrfacher Criminal- und ähnlicher Themata nicht zu Gevatter stand. Eine

hervorragende Rubrik in Wehl's Schriftstellerei beansprucht der Essay litterar-, cultur-, selbst socialgeschichtlicher Art, wobei die Franzosen, deren mächtigen Einfluß und Einfall auf die deutsche Bühne er mit aller Macht und Aufopferung seiner eigenen Position einzudämmen versuchte, eindringlichst bekämpfte, seine Lehrmeister waren, ja die Hauptmasse der Themata lieferten. „Der Unterrock in der Weltgeschichte" oder „Die galanten Damen der Weltgeschichte", auf dem Vorblatte „L'histoire jupon" betitelt und eigentlich mit Unrecht in H. Hayn's „Bibliotheca Germanorum erotica" eingereiht (3 Bde., 1848—1851), episodisch gewürzte Plaudereien über königliche Maitressen des 18. Jahrhunderts, eröffnet Wehl's selbständige Publicationen überhaupt, die kleinen Abhandlungen „Aus dem früheren Frankreich" (1889) schließen seine ehrenvolle Theilnahme an dieser England und Frankreich abgelernten Litteraturgattung wie seine gesammte schriftstellerische Production würdig ab. In der Mitte steht das Werk „Am sausenden Webstuhl der Zeit" (2 Bde., 1869), dessen erster Theil Marie Antoinette und Madame Roland, dessen zweiter allerlei Charaktere deutscher Poesie, Geschichte und Schauspielkunst des neunzehnten Jahrhunderts liebevoll betrachtet. Die Anlagen und Eigenschaften der anziehenden Menschen klarzulegen und ihr Geschick daraus und auf dem Boden ihrer Thaten zu entwickeln, schwebt ihm dabei stets als höchste Aufgabe vor — der Dramatiker und Bühnenkritiker, der langgeübte Dramaturg bricht eben immer wieder hervor. Auch Wehl's feinsinnige Kleinigkeiten in der Lyrik weisen von Anfang bis zuletzt eine volle Begabung auf: die Stimmung in dem dramatischen Gedicht „Hölderlin's Liebe" (1852) und die Gedichte dahinter, die Verse „Von Herzen zu Herzen" (1867) zeigen warme Klänge, nicht selten weiche, wehmüthige; man sehe, um spätere entlegene Original-Belege anzuführen, auch die drei Gedichte „Eine Großthat", „Eine Königstochter", „Nachtstille", bei Lemmermayer „Die deutsche Lyrik der Gegenwart" (1884), S. 153, 160, 199; Neuester Deklamator. I." (1861) und „Zum Vortrage" (1884) enthalten leichtere Waare für Gelegenheiten.

Außer den genannten biographischen Vorarbeiten seien erwähnt: H. Kurz, Gesch. d. dtsch. Lit.[3] IV, 609 ff. (mit Porträt; vgl. S. 15a, 521b, 527a, 875a); K. J. Schröer, Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhs. (1875), S. 219; R. Prölß, Gesch. d. neuer. Dramas III 2, 355. Liebevolle Charakteristik aus persönlicher Kenntniß: Rud. Genée, Zeiten und Menschen (1897), S. 286 f. (S. 327 f. über Wehl's Adaptirung von Kleist's „Hermannsschlacht"); zu den Shakespeare-Bearbeitungen: E. Kilian im „Jahrb. d. dtsch. Shakespeare-Ges." Bd. 29/30, S. 151, 152, 156 A. 1, 158 u. Bd. 31, S. 57 A. (vgl. dazu W. Oechelhäuser, Shakespeareana, S. 159 u. 172), und A. Fresenius ebd. Bd. 31, S. 103(—108); zu Wehl's „Bausteinen": A. B(erge)r i. Liter. Ctrlbl. 1892 Sp. 692, R. M. Werner i. d. Dtsch. Literaturztg. XIV, 1044, W. in d. Ztg. f. Lit., Kunst u. Wissensch. d. Hamb. Corresp. 1892 Nr. 12, S. 95; andere Einzelnotizen: W. Menzel, Gesch. d. dtsch. Dchtg. III, 513 und R. Weitbrecht, Gesch. d. dtsch. Dchtg., S. 443. Vielerlei kritische Beiträge von und über Wehl bieten die „Blätter f. lit. Unterhaltung": 1862 S. 280, 1863 S. 630 u. 920, 1875 Nr. 20 u. 21, 1889 S. 207, 380 f., 577—580, 825 f. sind am wichtigsten. Eine gründliche und liebevolle Würdigung bietet die litterarisch-kritische Charakteristik von Karl Hochberg: Die Gegenwart, Bd. 37 (1890) Nr. 21, S. 326—329. R. Gottschall's Votum D. dtsch. Nationallit. d. 19. Jahrhs.[6] I, 565, IV, 237—239 (u. 632) ausführlich und Blätter f. lit. Unterh. 1886, S. 328 bis 332, beide Mal auch den Lebens- und Entwicklungsgang Wehl's sorgfältig berührend. Walter Bormann's, Wehl's Mitredacteurs bei der noch Ende 1889 geplanten Revue, der vorstehenden Lebensabriß gern unterstützt hat,

ausgezeichnete Aufsätze stehen in der „Beilage zur (Münchner) Allg. Zeitung“, 1889, 14. Juni u. 24. Novbr., 1890, 15. u. 17. März; dazu der über Wehl's gelobte Modelung „Liebe und Ehre“ gegenüber dem originalen „Cid“-Drama i. d. Zeitschr. f. verglchd. Literaturgesch. N. F. VI, 25—33 (vgl. ders. Beil. z. Allg. Ztg. 14. u. 15. Juli 1887 u. 4. Febr. 1892). Anonymer kundiger Nachruf Neuer Theater-Almanach II, 102 f., solche von Kilian u. E. F. Frey Dtsch. Bühnengenossensch. 1890, Nr. 5. Eine 1895 begonnene Biographie von Sonnenkalb in Erfurt, der von Bormann Material erhielt, scheint aufgegeben. Wehl's Veröffentlichungen sind nirgends einigermaßen vollständig aufgezählt, seine letzte eigene Liste in Kürschner's Litteraturkldr. XII, 909 nach Umfang und Wortlaut willkürlich. Zu Wehl's Meißner-Erinnerungen vgl. Jhrsbrcht. f. neuere dtsch. Literaturg. III. Bd. IV, 3, 83 (Muncker), zu seiner Autobiographie den ungerecht scharfen Extract Roethe's II. Bd. IV 1, 61, zu K. Siegen's mit Benutzung von Wehl's Vorschlag vorgenommener „Käthchen“-Renovation (1890) Weilen ebd. IV 4, 33.

Ludwig Fränkel.

Weidmann*): Franz Karl W., Schriftsteller, wurde in Wien wol am (11. oder) 14. Februar 1787 (1788) oder vielleicht einige Jahre früher geboren, als Sohn des Schauspielers Joseph W. (s. u.), also Neffe des Dramatikers Paul W. (s. u. S. 458). Infolge dieser Familientradition betrat er, gewiß auch durch des Vaters glänzende Erfolge veranlaßt, die Bretter, ohne dafür irgendwie befähigt zu sein. Des Vaters Ansehen brachte ihn trotzdem jung ans kaiserl. Hoftheater. Aber in der ihn jederzeit auszeichnenden Selbsterkenntniß gab er diesen Posten auf und trat mit einer dauernden Pension ins Privatleben, welche den Abend seines Daseins angesichts einer erschwerten Existenz in der bis dahin betriebenen freien Schriftstellerei vor Drangsal schützen mochte. Als Litterat hat er nämlich ungeachtet großer Fruchtbarkeit, unermüdlichen Eifers und anerkannter litterarischer Stellung keine goldenen Aehren gepflückt, weshalb er wenige Wochen vor dem Tode unter schwindenden Kräften eine hochgestellte Person anging, für Bestattungskosten und ein eigenes Grab zu sorgen; diese Garantie beruhigte seine letzten Tage. Er starb in seiner Geburtsstadt, wo er sich ständig aufgehalten hatte, am 28. Januar 1867.

Die Feder ergriff er zuerst wol in dem Feststück der Befreiungskriege „Sieg, Freiheit und Friede. Eine allegorische Scene“ (1815). Darauf hat er sich längere Zeit eifrigst als Dramatiker bethätigt, und zwar wurden „Clementine von Aubigny“, 1817 als „dramatisches Gedicht“ gedruckt, danach das Schauspiel „Die Scharfeneck[gg?]er“, 1821 als „Der Verbannte“ in den „Sämmtlichen Werken“ gedruckt und October 1823 am Münchner Isarthor-Theater gespielt, am bekanntesten und am liebsten gesehen. Sie hielten sich nicht länger als Stücke wie „Die Geächteten“ (1826 gedruckt), 1823 durch des Verfassers Verbindungen unverdienterweise auf den Musterboden des Burgtheaters gelangt und 1824 in Prag aufgeführt, das Drama „Das Pilgerhaus auf dem Bernhardsberge“, 1826 im Theater an der Wien, „Das Dauernde im Wechsel“, 1823 auf dem Wiener Josephstädter, das Zauberspiel mit Gesang und Tanz „Der Ring des Glückes“, 1833 ebenda über die Bretter gegangen. Dazu kommt noch „Till Eulenspiegel“, Lustspiel in 5 Aufzügen nach K. Lebrun (A. D. B. XVIII, 101), von W. mit Aenderungen neu eingerichtet, 1837 auffälligerweise in Mainz — alle anderen Schriften Weidmann's in Wien! — erschienen (von F. K. W.?), sowie die vier Geschichtsdramen, welche noch den 1. Band seiner „Sämmtlichen Werke“ (1821—22) füllen. Diese frühe Sammlung enthält im 2. Bande seine unbedeutende, ganz dem Zeitgeschmack gemäße Lyrik, die schon 1815 und zwei-

*) Zu Bd. XLI, S. 458.

bändig 1816/17 hervorgetreten, im 3. die originelleren „Memorabilien aus meiner Reisetasche“. Mit letzteren lenkte W. in eine Bahn ein, die er fürder oftmals gegangen, nämlich die Schilderung Wiens, seiner Umgebungen und der österreichischen Alpenlandschaften mit halb topographischen, halb freibelletristischen Allüren. Wahrheit und Dichtung reichen sich in mehreren dieser zahlreichen Veröffentlichungen die Hand, und der Fremdenführer wandert da einträchtig neben dem touristischen Erfinder. Ja, sein älterer Bekanntenkreis, besonders der witzige Bäuerle, erklärte ihn über die österreichischen Erblande nie hinausgekommen, daher alle seine weitergreifenden Berichte als zwar nicht böswillig, immerhin phantasievoll selbsterdacht, namentlich Dalmatiens und Montenegros Besuch und gar den geplanten Aegyptens und Syriens, wovon November 1844 das Frankfurter Conversationsblatt schrieb, gefabelt. Trotzdem bleibt diesen Panoramen, Albums, Handbüchern u. s. w. das Verdienst, den Sinn für Kenntniß der herrlichen Gegenden des österreichischen Kaiserstaates geweckt und rege gehalten zu haben; mancher neuere Schilderer steht uneingestanden oder unbewußt auf Weidmann's Schultern. Außer vielen Kleinigkeiten, meist journalistischen Gepräge und längst verweht, lieferte er: „Max. Korn. Sein Leben und künstlerisches Wirken“ (1857), „Moriz Graf Dietrichstein. Sein Leben und Wirken aus seinen hinterlassenen Papieren dargestellt“ (1867), sein Schwanengesang nach rastloser litterarischer Geschäftigkeit. „Selbst der sanftmüthige, timide W.“, schreibt Fr. Schlögl (Vom Wiener Volkstheater, S. 62) 1883.

Ebensowenig wie als Schauspieler hat W. als Dramatiker nennenswerthe Erfolge errungen; Goedeke meint: seine Stücke sind gedehnt und ruhen mehr auf dem, was erzählt, als auf dem was gethan wird. Uebrigens ist er, wie sonst, auch als Schauspieldichter von seinem Vater Joseph und dessen Bruder Paul (s. d.) genau zu unterscheiden: welchen Weidmann z. B. A. Hauffen unter den Nachäffern des Ritterstückdichters J. A. v. Törring A. D. B. XXXVIII, 461 meint, geht nur aus der daselbst notirten Litteratur (Brahm übergeht ihn) hervor. Schon infolge unaufdringlichen persönlichen Wesens hat er von seinen poetischen Gebilden später nicht viel Aufhebens gemacht, dafür aber als Jahrzehnte wirkender Wiener Chronist, Berichterstatter, Nekrologist, Recensent, Kritiker über Theater, Bühne, Kunst, industrielle Unternehmen u. s. w. dortselbst eine Bedeutung, die der mehrfach gebrauchte Ausdruck journalistisches „Mädchen für Alles“ nicht erschöpft, er war also der berufenste Herausgeber des „Oesterreichischen Zuschauers“ 1854 nach O. F. (Ebers)berg's Tode, wenn auch nur für kurz. Er rechnete um Goethe's Tod, zu dessen Wiener Trauerfeier 24. Mai er gleichsam officiell erscheint, unter die Großwürdenträger der Kritik daselbst und verfaßte für die „Theaterzeitung“ rasch ein Carmen auf den Altmeister, wie viele danach nach des Kanzlers v. Müller Stanzen. Er gehörte zur dortigen berühmten Künstlergesellschaft „Die Ritter von der grünen Insel“ (siehe A. D. B. XLII, 282).

In den folgenden Citaten sind die darin gebotenen Geburtsdaten in Klammern dahintergesetzt: (Eman. Straube im) Allg. Theater-Lex. VII, 196 [1787]; Kehrein, Biogr.-litt. Lex. d. kathol. Dichter u. s. w. II, 241 [11/2 1788]; Goedeke, Grdr. z. Gesch. d. dtsch. Dchtg.[1] III, 816 f. [11/2 178?]; Brümmer, Lex. d. dtsch. Dcht. u. Pros. b. z. E. d. 18. Jh., S. 573 b [11/2 1788]; Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 53, S. 262—267 [11/2 1787 gegen Hoffinger's Angabe 11/2 1788]: da das meiste Material, auch weiteres, reiche Nachweise und Bibliographie; Fach-Katalog f. dtschs. Drama u. Theater d. Internat. Ausstllg. f. Musik u. Theater. Wien 1892, S. 192 Nr. 451 [11/2 1788]: Porträt a. d. Hist. Museum der Stadt Wien; R. F. Arnold im Goethe-Jahrbuch XVIII, 261 u. 264. Ludwig Fränkel.

Weidmann*): Joseph W., Komiker, wurde am 24. August 1742 als Sohn eines ärmlichen Bedienten, der aus Würzburg eingewandert war, zu Wien geboren. Er kam, frühzeitig als begabt erkannt, mit seinem Bruder Paul (s. u.) in die tüchtigen Jesuitenschulen, wo er in der da gepflegten Schulkomödie und in eigenen Reden durch Declamations- und Darstellungstalent hervorstach. Der kümmerliche Verdienst des Vaters veranlaßte diesen, den Sohn zum Bedienten zu zwingen, letzteren aber, mit Einverständniß der Mutter, zur Flucht 1757. Bis 1760 trat er bei Brunian's Truppe zu Brünn in Balletten und Possen als Groteskkänzer auf, floh wegen einer Ohrfeige, die er dem Director applicirte, nach Wien zurück, und betrat hier, nach mühsam erlangter väterlicher Einwilligung, bei Prehauser's Truppe die Bühne als Statist für 7 Kreuzer den Abend, nach einem Intermezzo mit diesem berufenen Komiker 1762—65 in Salzburg, wegen seines ‚martialischen' Gesichtes als Intriguant. 1765 errang W. in Prag Namen und große Beliebtheit durch die nach dem Tode des renommirten Spaßmachers Lipperl von ihm selbst verfaßte Posse „Lipperl, der verliebte Laternbube" und die von ihm creirte Titelrolle, eine bald stereotype Figur. Damit war W. für immer ins Lager der Komik abgeschwenkt, und er suchte sich dafür, als trotz des außerordentlichen Beifalls die Gage nicht stieg, ein Feld in Linz, wo er, vom Publicum wärmstens aufgemuntert, in den von Jos. Kurz-Bernardon stilisirten Bühnenhumor sich ganz hineinlebte. 1771 ging er nach Graz, von da, weil er mit einer Collegin, die ihn vorübergehend gefesselt hatte, nicht mehr spielen wollte, 1772 nach Wien. Erst nach Jahresfrist, während er inzwischen eifrig an sich gearbeitet, erlangte er einen Posten am späteren Hof- und Nationaltheater, wo er als Cavalier Arnold in Goldoni's „Pamela" (deutsch von Weißkern) erfolgreich debütirte und rasch in seinem Fache wie in der öffentlichen Gunst einwurzelte, so daß er 1776, als Kaiser Joseph II. das höherem Niveau glücklich zustrebende Institut zur kaiserlichen Bühne erhob, durch diesen, zunächst ihm mit verdankten Erfolg seine Zukunft gesichert sah. 1779 kam die Leitung an einen Ausschuß fünf wechselnder Regisseure, in welcher Reihe W. 1785/86 fungirte. In die 1786 auf des Kaisers Befehl in den Räumen vor der Hofloge errichtete Galerie, die Porträts der bedeutendsten Schauspieler nach deren Hauptrollen enthielt, wurde W. als Bedienter Johann im „Kobold" aufgenommen. Die Gnade, in der er bei seinem Monarchen, diesem edeln Patrone der Kunst, stand, beweist auch die von diesem ihm noch allein ertheilte Erlaubniß, die bisherige Freiheit des Extemporirens beizubehalten. Er hat sich übrigens dadurch nie zu Ausschreitungen irgendwelcher Art hinreißen lassen, vielmehr öfters Lücken, die Mangel des Zusammenklappens oder Verspätung verschuldet, glücklich ausgefüllt. Sogar in seinen Improvisationen aus dem niedrig-komischen Gebiete zügelte er sich stets verständnißvoll, obwol er gerade darin Meister war und die Früchte eleganteren Scherzes häufig in etwas gewöhnlicher Schale servirte. Trotzdem hat er durch Gewandtheit des Spiels und angeborene Laune schwache Rollen, ja sogar ganze Stücke gerettet oder wenigstens infolge seiner Kenntniß des Publicums und der Beliebtheit über Wasser gehalten. Seine Routine wahrte ihm bis ans Ende den vollsten Beifall; nach über einem Dutzend vortrefflicher Darbietungen — Hippeltanz im „Epigramm" wird besonders gerühmt — brillirte er noch eine Woche vor seinem Tode, 18. September 1810, als Commissär Wallmann („Die Aussteuer"). Weidmann's Repertoire war umfänglich: komische Alte, affectirte und grimacirte Liebhaber, Bonvivants, carikirte und ländliche Charaktere; Chargen und Dümmlinge, die nicht Stützen, sondern retardirende Momente der Handlung

*) Zu Bd. XLI, S. 459.

liefern, stellte er meisterlich naturwahr und packend dar, und die ersten komischen Partien lagen an drei Jahrzehnte in seinen Händen. Auch in der Operette mußte er wiederholt mit Singen aushelfen; dazu berichtet Castelli's Charakteristik, daß W. „mit einer erbärmlichen Stimme", als betrunkner Winzer in einen Haufen Reifen verwickelt, dem Singspiele „Die Faßbinder" zu starkem Applaus verholfen habe. Seine Eigenheit in Erscheinung — mittlere Statur, etwas corpulent — und Auftreten verleugnete er nie: er that fast immer verdrossen, wußte jedoch trotz unbannbaren österreichischen Dialekts seine volle wohlklingende Stimme vielseitig zu modeln. Die Frage seiner dramatischen Schriftstellerei ist offen: Wurzbach, der sorgfältigste und ausführlichste seiner Biographen, erwähnt davon außer dem erwähnten Lipperl-Schwank nichts, Goedeke schreibt ihm etliche Lustspiele zu, die alle 1785—88 auf der Bühne erschienen, wovon das erste, „Die drei Zwillingsschwestern. Originallustspiel in 5 Akten" 1785 und 1786, ein ‚Bandenstück', von ihm stammen mag, da es ein „Danksagungsschreiben des ganzen Körpers der Kasperln an das Quinquevirat des Nationaltheaters zu Wien [womit das obenerwähnte Fünfer-Comité gemeint ist]" (Wien 1786) hervorrief, wol auch „Der Dorfbarbier. Komische Oper in 1 Aufzug. Musik von Schenk" (Eisenstadt 1805, Wien 1809), einst allbeliebte Zugabe, die Wurzbach S. 273 a nach einer Ausgabe Wien 1801 Paul W. zuweist; freilich bemerkt Goedeke, bei einigen Dramen von Weidmann's Bruder Paul (s. u.), in dessen „Bettelstudent" Joseph die Titelperson am gelungensten verkörperte, sei es zweifelhaft, von welchem der beiden sie stammen. Fr. Schlögl, Vom Wiener Volkstheater (1883, s. S. 17, 30, 101 zum ‚Lipperl') S. 56 u. 116 läßt W. im letzten Lebensjahr den Rumor in Matthäus Stegmayr's drolliger Farce „Rochus Pumpernickel" mit verüben.

M(annsfel)d in Pierer's Encyclop. 25 (1836), 679 a, wörtlich 2. Aufl. 33 (1846), 420 a; Dg. (Heinr. Döring?) im Allg. Theater-Lex. VII, 195 f.; Wurzbach, Biogr. Lex. 52, 267—272 (das meiste Material); J. F. Castelli, Memoiren (1861) I, 211; Goedeke[2] V, 330 f. u. 313. Ludw. Fränkel.

Weidmann*): Paul W., Dramatiker, wurde in Wien 1746 geboren und starb ebenda 1810. Er war ein jüngerer Bruder des einst berühmten Komikers Joseph W. (s. o.) und verdankte seine Bildung einer der mit diesem zusammen besuchten Jesuitenschulen, damals in Oesterreich wol der besten Möglichkeit, ausgedehntes Wissen zu erlangen; übrigens ist er biographisch (Todesjahr?) und in seinem Schaffen mit diesem Bruder mehrfach verwechselt worden. Nach beendeten — das heißt kaum akademischen — Studien ging er in den Staatsdienst, in dem er es, 1777 als „Referendarius dec königl. böhmischen Canzeley" genannt, 1785 bis zum „Kanzelist in d. geh. Zifferkanzley", zuletzt zum Official im k. k. geheimen Chiffreamte und vielleicht zum Hofconcipisten gebracht hatte. Bei diesem Berufe vermochte er sich reichlich litterarischer Wirksamkeit hinzugeben, und er bethätigte diese fast ausschließlich auf dramatischem Gebiete. Die Mehrzahl seiner vielen ernsten wie heiteren Schöpfungen kam auf die Bühne. In der Donau-Kaiserstadt selbst strich ihn die tadelbereite „Biedermannschronik" als einen Wiener Schriftsteller der besseren Classe, der für die Schaubühne verschiedene gute Stücke geliefert und durch andere nützliche Schriften sich um Geschmack und Lectüre verdient gemacht habe, heraus. Sonst aber sind seine Geisteskinder sowol ihrer Zeit von etwas strengern Richtern als auch von der Litteraturgeschichte scharf genug beurtheilt worden. J. Chr. Fr. Schulz, selbst ein gehöriger Vielschreiber, zählt (1786 bez.) 1790 in „Literar. Anekdoten" (S. 205 u. 216) unter zweit- und drittclassigen Wiener Litteraten W. an letzter Stelle, nach-

*) Zu Bd. XLI, S. 459.

dem dieser schon 1782 in desselben Schulz mit Erbstein (wie jene anonym) verfaßtem „Almanach der Bellettristen“ (S. 205 f.) wie folgt gekennzeichnet worden war: „Ein Allerweltsschmierer! War vor einiger Zeit noch Schauspieler in Wien, ob er noch dort ist, wissen wir nicht. Wir haben unter anderen eine ‚Originalschaubühne‘ (drei Bände, enthaltend 20 Stük) von ihm, die leicht das fadeste, elendeste, unverdauteste Zeug enthalten mag, das je auf die Bühne gebracht worden!“. Von neueren sei bloß Goedeke's vernichtendes Votum „einer der oberflächlichsten Vielschreiber; arm an Erfindung, ohne örtliche Färbung“ danebengestellt, weil es sich nahezu damit deckt. Und doch gebührt vom Standpunkte historisch-kritischer Rückschau dem ehrlichen Willen, den ruhelosen Ansätzen dieses poetisch unveranlagten Mannes eine ordentliche Prüfung, ganz abgesehen davon daß er dem gewaltigsten und grandiosest ausgeprägten Dichtstoffe der Weltlitteratur Popularität bei weiten Auditorien und talentirten Musensöhnen, dazu wol manche fein abstrahirten Züge verliehen hat.

Man ist bis auf die neueste Zeit über die Zahl und damit über die sachliche Ausdehnung seiner Dramen im Unklaren geblieben. Wurzbach's und Goedeke's bibliographische Daten, theils nach den Einzeldrucken, theils nach den zwei Sammlungen festgestellt, weichen mannichfach von einander ab; immerhin genügen ihre Listen zum Einblick in die Unermüdlichkeit, mit der W. seit 1771 die weltbedeutenden Bretter mit Nahrung zu versorgen strebte. Diese zwei Sammlungen — übrigens bloß aneinandergeklebte Exemplare der Einzelausgaben mit dem entsprechenden Vorblatt des Haupttitels — sind: „Deutsche Original-Schaubühne“ (5 Theile), 1775 und „Sämmtliche theatralische Werke“ (8 Bde.), ohne Jahr, aber nach 1781 veranstaltet, nicht ‚177?‘, wie Wurzbach meint, da etliche mit 1781 datirte Stücke drin stehen. Irrthümer über die Verfasserschaft rührten von seiner in den Siebziger Jahren fast durchgängig beobachteten Anonymität her und deshalb erklärt er 1781 am Anfange des 7. Bandes in der Vorrede zu „Stephan Fädinger“, künftig den Namen nicht verschweigen zu wollen, worauf er folgendes bislang unbeachtete ‚Register‘ abdruckt, das mit 1780 abzuschließen scheint: „Verschiedene Originalgedichte. ‚Karls Sieg‘ ein Heldengedicht von zehen Gesängen, mit einer Abhandlung von der Epopee. ‚Der Pfarrerkrieg‘ ein scherzhaftes Heldengedicht von drey Gesängen. ‚Die donnernde Legion‘, ein Oratorium. ‚Der Tod Theresiens‘ ein allegorisches Gemälde. Originaltrauerspiele. ‚Adelheid‘, oder die Deutschen in fünf Aufzügen. ‚Pedro und Ines‘, in 5 Aufzügen. ‚Merope‘ in 5 Aufzügen. ‚Dido‘, in 5 Aufzügen. ‚Anna Boulen‘ in 5 Aufzügen. ‚Hababach‘, oder die Eifersucht im Serail, in 5 Aufzügen. ‚Usanquei‘ oder die Patrioten in China, in 5 Aufzügen. ‚Pizarro‘, oder die Amerikaner in 5 Aufzügen. ‚Mostadhem‘, oder der Fanatismus in 5 Aufzügen. Originallustspiele. ‚Der Leichtgläubige‘, in 5 Aufzügen. ‚Der Kontrast‘, oder der Geheimnißvolle, in 5 Aufz. ‚Der Ehrgeizige‘ in 5 Aufz. ‚Die schöne Wienerinn‘, in 5 Aufzügen. ‚Die Mütter‘, oder wie soll man denn euch Mädchen ziehn? in 5 Aufzügen. ‚Der Schwätzer‘, in 5 Aufzügen. ‚Der Gefühlvolle‘, in 5 Aufzügen. ‚Der Ungeduldige‘, in 5 Aufzügen. ‚Der Stolze‘, in 5 Aufzügen. ‚Der Misbrauch der Gewalt‘, in 5 Aufzügen. ‚Der Fuchs in der Falle‘, ein altdeutsches Lustspiel in 5 Aufzügen. ‚Der Mißtrauische‘, in 5 Aufzügen. ‚Die Schule der Freygeister‘, in 3 Aufzügen. ‚Der Bettelstudent‘, oder das Donnerwetter, in 2 Aufzügen. ‚Der Kühehirt‘, in 2 Aufzügen. ‚Die Ueberraschung‘, in 1 Aufzug. ‚Die Erziehung‘, in 1 Aufzug. ‚Der Podagrist‘, in 1 Aufzug. Originaldramen. ‚Johann Faust‘, ein allegorisches Drama, in 5 Aufzügen. ‚Das befreyte Wien‘, in 5 Aufzügen. ‚Die Folter‘, oder der menschliche Richter, in 1 Aufzug. ‚Abdallah‘, oder keine Wohlthat bleibt unbelohnt, in 1 Aufzug. ‚Der Selbstmord‘, oder der unglükliche Lottospieler in

1 Aufzug. ‚Die Räuber‘, in 1 Aufzug. ‚Die dankbare Tochter‘, in 1 Aufzug. Komische Originalsingspiele. ‚Der adeliche Taglöhner‘, in 3 Aufzügen. ‚Die Bergknappen‘, in 1 Aufzug. ‚Der glükliche Schatzgräber‘, in 1 Aufzug“. Ob ‚Die Jugendfehler. Originallustspiel in fünf Aufzügen‘, 1794 anonym erschienen, dem 7. Bande der 2. Gesammtausgabe eingeheftet und von Wurzbach gleichfalls W. zugetheilt, von ihm ist, bezweifle man. Jedoch sind mehrere in dieser Liste fehlende, in der zweiten Sammlung enthaltene dramatische Arbeiten sicher von ihm, weil mit dem Namen gezeichnet, so folgende vier von 1781: „Peter der Große ein heroisches Originalschauspiel“, dem Großfürsten ‚Paul Petrowitz‘, d. i. dem nachherigen Kaiser Paul, mit einer höchst speichelleckerischen Dedication zugeeignet; „Der Phönix oder Die Prüfung der Herzen ein Lyrisches Fest“, welches dreiactigen ‚heroischen Singspiels‘ Hauptheil ‚Die vom Amor entführte Grazie. Ein Prolog. Verfaßt Auf die Brauttage der durchlauchtigsten Prinzessin Elisabeth von Würtemberg‘ vorausgeht, ‚Das Göldene Zeitalter der Liebe ein Anakreontisches Ballet in Drey Aufzügen‘, eine genaue Prosabeschreibung der Pantomimen, folgt; „Stephan Fädinger, oder Der Bauernkrieg ein Originaldrama in fünf Aufzügen“; „Der Eulenspiegel, ein Allegorisches Schauspiel aus dem neunzehnten Jahrhundert“. Zeigen ihn die ersteren zwei als höfischen Dichter in der niedrigen Schablonenweise des sogenannten aufgeklärten Despotismus, so tritt er in den letzteren beiden plötzlich in Berührung mit den modernen Ideen, die am Ausgange des Decenniums ihres Erscheinens den Sieg der neuen Weltanschauung durch die That herausführten.

Zum authentischen Material für das Verständniß von Weidmann's Wirksamkeit gehören etliche ‚Vorberichte‘ seiner Dramen, die sich theoretisch, meist ästhetisch oder dramaturgisch, über einschlägige Ansichten verbreiten. Derjenige zu ‚Adelhaid‘ (1772) — spielt in Marbod's und Drusus' Sphäre — trägt der mächtigen teutonischen Strömung der Gerstenberg-Klopstock'schen Aera, die Denis u. A. in Wien propagirt hatten, mit patriotischen Floskeln Rechnung, der zu ‚Anna Boulen‘ (1771) spricht sich vernünftig über die Stellungnahme des Dramatikers zu geschichtlichen Persönlichkeiten dahin aus: „Man sucht Züge aus der Geschichte, eine Moral mit Anstand anbringen zu können; man schreibt seine Helden, nicht wie sie gedacht, sondern wie sie hätten denken sollen“, der zu ‚Dido‘ (1771) deutet den Unterschied der Behandlung desselben Stoffs in der Epopöe und im Trauerspiel an, der zur ‚Schule der Freygeister‘ (1772) stellt sich das Problem, analog Cervantes' Satire wider die Ritterroman-Wuth durch komische Schilderung das Lächerliche der ‚Modewitzlinge‘ aufzudecken, der zum ‚Phönix‘ vertheidigt das Recht ‚schicksamer‘ Originalgedichte über fürstliche Familienfeste, endlich der Vorbericht zum ‚Eulenspiegel‘ entrollt innerhalb der Einkleidung eines ‚Traums des Herausgebers‘, einer nüchternen Dante-mäßigen Vision, folgendes fesselnde Gemälde vom damaligen Zustande des deutschen Theaterwesens: „Der Ruhm unserer Schaubühne gründet sich izt auf Originale, und wir erwärmen unsere Herzen mit vaterländischem Feuer, wo sich der Deutsche in der Schilderung deutscher Sitten erkennt. Wir haben unter anderen regelmässigen Stücken eine Gattung von allegorischen Schauspielen, welche die Nation durch die Neuigkeit besonders unterhält, weil in solchen Dramen die Dichter sich ihrer feurigen Einbildungskraft mit mehr Freyheit überlassen können. Dieß Fach der dramatischen Dichtkunst ist eine neuentdeckte Mine, wo der Witz unerschöpfliche Reichthümer finden kann, das Vergnügen gesitteter Zuschauer zu vervielfältigen. Athen und Rom .... Deutschland wetteifert nun in jener Kunst ... die wiedervereinigten Musen reichen einander die Hände, um den Ruhm Deutschlands zu erheben. Die Werke der Dichter sind nicht mehr dem Muthwillen, und Eigendünkel seichter Köpfe preißgegeben, die ganze Nation

macht sich izt ein rühmliches Geschäft daraus, durch ihre bescheidenen und einsichtsvollen Urtheile die Kunst auszubilden, zu verfeinern, und Genien aufzumuntern ... Der rasende Garrikismus ist von der Schaubühne verbannt; jedem Mitgliede ist sein Platz von der Natur und von der Kunst angewiesen ...."

Am Schlusse mehrerer Vorreden äußert sich W. auch über die Metrik. Diese ist in Wirklichkeit bei ihm fast überall völlig verlottert, so sehr er sich auch den Anschein gibt, sie handhaben zu können. Er besitzt kein Gehör, und so sind seine Verse meistens schier unlesbar, außer Durchschnittsversen der Gottsched'schen Epoche, der W. im ganzen zurechnet, dem Alexandriner, der einigermaßen erträglich klingt. Experimente wie in ‚Adelhaid', wo er vorausschickt: „Was die Versart betrifft, bediente ich mich der vollkommenen Jamben, wie sie die Alten in ihren Trauerspielen gebrauchten. Der zweyte, vierte und sechste Fuß ist ein Jambus. Die andern Glieder sind durch verschiedene Füße ausgefüllet", oder in dem „deutschen Originaltrauerspiel" — dies scheint er zu betonen, um seine Unabhängigkeit von Maffei und dessen Nachbildner Voltaire, zu denen er sich als natürlich in Gegensatz stellt, auszudrücken — „Merope" (1772), wo er, „aus Neugier einen Versuch mit leichtfließenden Hexametern" — ohne Ahnung von deren Gesetz und Rhythmus — macht, obwol ihm mit den Alten der Jambus als „bester Vers für das Trauerspiel" gilt. Hingegen war W. zweifellos sprach- und litteraturkundig: ersteres beweist z. B. seine nicht unwitzige französische Zueignungsschrift an eine beliebige ungenannte Gönnerin zu ‚Die Mütter' (1773), wo die französelnde Sucht verspottet und am Ende die Unterschrift noch in ‚Votre très-humble P. Chasseur' übersetzt ist, letzteres die Vergleiche und Mottos aus Vergil, Camoens, Racine, Young und Cervantes, dessen Tendenz er an erwähnter Stelle hübsch aufspürt. Wurzbach erhebt den innern Werth dieser vielen dramatischen Schöpfungen auf eine höhere Stufe: er mißt ihm Erfindungsgabe und die Absicht menschliche Schwächen zu geißeln, bei, was ihm gegenüber Localthorheiten auch mit vollster Wirkung auf die Lachmuskeln seiner Wiener gelungen sei, vermißt jedoch ebenfalls Zeit und Geduld zum Ordnen und Feilen; auch läßt er in einer Periode, da Buchdramen noch nicht an der Tagesordnung waren, ihre Menge für ihre zeitgenössische Schätzung sprechen. Einer nähern Einsicht scheinen sie als Niederschläge des theatralischen Geschmacks im subjectiven und objectiven Sinne gewiß schon aus culturgeschichtlichen wie auch aus litterarhistorischen Gesichtspunkten höherer Aufmerksamkeit werth, als ihnen das heutige Studium von Zeit und Gattung geschenkt hat.

Eine solche ist nur zweien zu theil geworden, dem Schwank „Der Bettelstudent" (1776) und dem ‚allegorischen Drama' „Johann Faust" (1775). Des ersteren „gute Laune" als Ursache seines Bühnenglücks (Schlögl, Vom Wiener Volkstheater, 1883, S. 114) — z. B. 8. Juli und 30. Dec. 1787 als zweiactige komische Oper mit Musik von Winter auf dem Mannheimer Nationaltheater aufgeführt (vgl. dessen „Protokolle" von 1781—89, hg. von Martersteig, 1890, S. 372 u. 457) — erkannte schon der anspruchsvolle W. Menzel (Gesch. d. dtschn. Dchtg. III, 60) an, ohne den wahren Grund dafür zu ahnen, daß dies „Originallustspiel in zwey Aufzügen", das wol auf dem ‚Churfürstl. Theater zu München' 1777 seine Première erlebte (bezüglicher Druck in München Staatsbibl. u. Universitätsbibl.), seinen Ursprung von Burkard Waldis (s. d.), dem trefflichsten Fabulisten des Reformationshumanismus, nahm. Bolte's und Seelmann's Ausgabe „Niederdeutscher Schauspiele älterer Zeit" (1895) S. *46 merken dies und die bezeichnende Moralisirung des Themas, sowie die Schar von Singspielen an, die sich wenigstens bis 1839 Weidmann anlehnten (vgl. auch Aug. Hartmann, Volksschauspiele in Oesterreich u. Bayern ges., 1888, S. 380); A. v. Weilen i. d. Jahresber. f. neuere dtsch. Litteraturg. 4. Bd. IV 4, 1 weist die selbst aufgestellte Abhängigkeit von Boccaccio

(Goedeke[2] § 259 [nicht 258]; S. 314, 40) zurück. Grillparzer (Werke[5] XVII, 248) bemerkt (1843): „Die deutsche Posse ‚Der Bettelstudent‘ ist die Cueva de Salamanca von Cervantes“, wozu Sauer im Register (S. 260) W. als Verfasser nachträgt. Die Anfang der Achtziger unsers Jahrhunderts von Wien aus den Erdball erobernde Operette F. Zell's (= Camillo Walzel) und Rich. Genée's „Der Bettelstudent“ hat keinen Zusammenhang damit. — Weidmann's Faust-Drama ist schon vielfach besprochen und zergliedert worden, durchgängig aber sehr ungünstig; als typisch sehe man W. Scherer's (Gesch. d. d. L., S. 703) und K. Fischer's (s. u.) Ueberblick. Es wurde als ‚Johann Faust. Ein allegorisches Drama von 3 Aufzügen. Zum Erstenmahl Aufgeführt auf der kgl. Prager Schaubühne von der von Brunianischen Gesellschaft‘ und anonym im selben Jahre 1775 ebenda und mit staatlicher Censur in München gedruckt. Am 16. Mai 1776 gelangte es, von Josef Michl componirt, auf das Münchner „Deutsche (Hof)Theater“ (vgl. General-Anzeiger der Münchner Neuesten Nachrichten zu Nr. 492 vom 22. Oct. 1896), wurde aber nach dem ersten Male verboten, ferner dargestellt in den nächsten sechs Jahren zu Ulm, Nördlingen und mehrfach in Nürnberg. Schon damals wurde das, wenn man den Maßstab anlegt, ob die Behandlung dem Faust-Problem genügt, mißlungene Werk, sei es aus Speculation oder Unverständniß, wiederholt als Lessing's verschwundene Bearbeitung bezeichnet, und diesen kaum glaublichen Irrthum hat der Neuherausgeber des Rarität gewordenen Stückes, Karl Engel (1877, 2. Ausg. 1882), aufgefrischt. Die Entgegnungen auf diese These — vgl. Archiv f. Litteraturgesch. VII, 146 f. und Danzel-Guhrauer's „Lessing“[2] I, 448 Anm. 1 — haben mannichfache interessante Einzelheiten ans Licht gebracht, wovon genannt seien: R. M. Werner im Anzgr. f. dtsch. Altert. III, 203 f., 281 und Goethe-Jahrb. XIV, 248; Aug. Sauer, ‚J. W. von Brawe‘ (wo S. 40 f. Weidmann's ‚Schule der Freygeister‘ auf Brawe's ‚Freigeist‘ zurückgeführt wird), S. 90, 94, 96, 100 f., 105, 112, 115; Goedeke, Götting. gel. Anz. 1882, S. 1088; H. Pfeilschmidt in der Vereinspublication „Altes und Neues aus dem Pegnes. Blumenorden“ II, 176—188 (dazu Blätt. f. lit. Unterh. 1893, S. 403—405); G. F. Pfeiffer, Klingers Faust (1890), S. 93 f.; L. Fränkel im Goethe-Jahrb. XIV, 291 f.; Ed. Sack, Frkf. Ztg. Jg. 38 Nr. 258, 1. Mgbl., Anm.; A. v. Weilen, Dtsch. Literaturztg. 1894, S. 111; (O. Heuer im) Katalog der Frankfurter Faust-Ausstellung von 1893, S. 61 f.; derselbe i. d. Bericht. des Freien dtsch. Hochstifts. N. F. X, 50*; P. M. Reber, Erinnerung an Goethe's Faust in Wort u. Bild (1895), S. 3; L. Fränkel i. d. „Gegenwart“ XLIX, Nr. 5, S. 72 f.; R. Warkentin, Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Faustdichtungen, S. 3—7; Th. Hampe i. d. Mitthlgn. des Vereins f. Gesch. d. St. Nürnberg XII, 291 f. u. 297; E. Horner i. d. Sammelschrift „Ein Wiener Stammbuch. Carl Glossy gewidmet“ (1898), S. 109 f. u. 113. Eine harte Abfuhr erlitt die Lessing'sche Autorschaft besonders in Kuno Fischers Abhandlung „Ein litterarischer Findling als Lessing's Faust“ in „Nord und Süd“ I (1877), S. 262—283 (Abdruck in s. „Kritischen Streifzügen wider die Unkritik“ S. 31—85 [= Kl. Schriften (4) S. 313—367]), freilich ohne W. zu kennen. O. Heuer's Annahme an erstgenanntem Orte, das dem Frankfurter Freien dtsch. Hochstifte gehörige Exemplar, auf dem Engel's Neudruck beruht, sei das einzige gerettete, gilt bloß für den Münchner Neudruck des Prager Originals: ein Exemplar von letzterem ist seit der Auction der Franz Haydinger-schen Bibliothek zu Wien 1876 (vgl. deren Katalog, I. Abth., S. 59, Nr. 831) verschollen; einen Wiener Druck, wie ihn Wurzbach für 1775 sichtlich ohne Autopsie in der Reihe der Weidmann'schen Dramen anführt, gibt es nicht.

Zu und von sonstigen litterarischen Leistungen Weidmann's ist noch zu erwähnen, daß das von ihm selbst angeführte Heldengedicht „Karls Sieg“ den-

jenigen Karl's V. bei Mühlberg 1547 meint, daß „Der Pfarrerkrieg ...., ein scherzhaftes Heldengedicht" auch „die Parochiade" betitelt und außer in einer Wiener Ausgabe von 1776 in einer ebensolchen von 1781 belegt wird, bei Goedeke[2] IV, 233 9, der auch „Die Nonnenschlacht, ein scherzhaftes Gedicht. Wien 1782" nennt, dazu wol noch „Seladoniade. Ein scherzhaftes Heldengedicht in fünf Gesängen. Prag 1779" (s. Goedeke[1] II, 637, 397); ferner „Der Almanach der Liebe" (1783; dahinter ein „Verzeichniß Weidmanns sämmtlicher Werke", wovon mehrere nicht nachweisbar), episch-anakreontisch, in H. Hayn's „Bibliotheca Germanorum erotica"[2], S. 341 (Münchn. Staatsbibl.), ebenso die ebenda von Hayn mit dem Prädicate „beides zahm" verzeichneten „Charakteristischen Satyren nach den Temperamenten, gesammelt von Weidmann" (Dessau u. Lpz. 1784; Berlin Kgl. Bibl.), wie „Almanach" ohne Vornamen; diese spiegeln den Cholerikus, Sanguinikus, Melancholikus, Phlegmatikus und besonders Mixtus in Satyren (und Epigrammen) wieder, die in der analogen Reihenfolge den Männern Wendel, Filsing, Schwaner, Segel, Helsing zugeschoben werden. Letzteres Product und einige sonst unbelegte dramatische verzeichnet auch Wurzbach; das von Goedeke Joseph W. (s. o.) zugeschriebene Stück „Der Dorfbarbier" nennt Wurzbach ein Singspiel (Wien 1801) von Paul W. Fernbach's „Theaterfreund" nennt „Adelheid", „Merope", „Stephan Fähdinger" (S. 143) u. a. s. v.

Aelteste Angaben in (De Luca,) Das gelehrte Oesterreich (1778), I 2, S. 243; Faschingskrapfen für die Herren Wiener Autoren von einem Mandolettikrämer (1785, vgl. Goethe-Jahrb. XIV, 294; jetzt in der Faust-Sammlung von Dr. E. G. Stumme in Leipzig), S. 41 sub Weidmann: „Potz tausend! bald hätt' ich Sie gar vergessen. Nein doch! Sie müssen auch von meinen Krapfen essen"); Meusel, Gelehrt. Deutschland VIII, 392; bisher unberücksichtigte Lebensskizze mit Bibliographie in Pierer's Universal-Lex.[2] 33 (1846), 420a, Supplemente dazu 6 (1847), 552a („später zum Hofconcipisten ernannt", Tod 1811); Goedeke, Grundr. z. Gesch. d. dtsch. Dicht.[1] II S. 608 Nr. 301, S. 637 Nr. 396, S. 1070 Nr. 636, ders. 2. Aufl. IV S. 233 9 und V S. 313—315 (auch § 219 61); Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 53, 272 f. (Hauptsammlung des Materials). Correcturen zur Lebensbeschreibung und Wirksamkeit in oben angegebenen Untersuchungen der „Faust"-Frage, z. B. Pfeilschmidt's und des Unterzeichneten (Goethe-Jahrb., s. o.), bei beiden der ‚Carl Weidmann Referendarius ꝛc.' zu streichen, jedoch unaufgeklärt. — Betreffs seiner Stoffe fand W. fast nirgends für Parallelen bei Litterarhistorikern Rücksicht, fehlt z. B. bei denen, die die „Merope"-Fabel vornahmen: Sallwürk, Ausg. von Voltaire's „Merope", 1881, S. 1 ff., R. Schlösser, Zur Gesch. u. Krit. von Gotters Merope, 1890, S. 38 ff., G. Hartmann, Merope im ital. u. frzs. Drama, 1892, S. 1 u. 78 f.; E. G. Teichmann, Merope im ital. u. frzs. Drama, XXIII. Progr. d. Realgymn. Borna, 1896; nur Hartmann's Recensent Stiefel, Ztschr. f. frzs. Spr. XV, II 45 weist W. nach. Ludwig Fränkel.

Weidner *): Johann Leonhard W., Humanist, wurde am 11. November 1588 zu Ottersheim bei Dirmstein in der Rheinpfalz als der Sohn des dortigen reformirten Pfarrers Leonhard W. geboren, der ihn im J. 1600 auf das Gymnasium nach Heidelberg schickte, „das er solte Ehren, lehren, lesen vnd lassen", und ebenda besuchte er danach als Philolog auch die Universität. Der berühmte Polyhistor Janus Gruter, holländischer Abstammung und Wissenschaftsrichtung, war der Professor, dem W. sich am engsten angeschlossen zu haben scheint, von Commilitonen standen ihm Friedrich Lingelsheim, der schon 1616 verstorbene, also

*) Zu Bd. XLI, S. 460.

doch nicht mehr von dem jüngeren Martin Opitz (A. D. B. XXIV, 372), Instructor im Hause, erzogene eine Sohn des kurpfälzischen Rathes G. M. Lingelsheim, und der drittehalb Jahre jüngere Julius Wilhelm Zincgref (s. d.) besonders nahe. Während letzterer, obzwar studirter Jurist, doch mehr den bonae artes zugethan, eine längere Bildungsreise durch Nordwesteuropa unternahm, konnte W. nicht vor dem Eintritt ins praktische Leben sich in der Welt umschauen, sondern mußte, kaum den akademischen Semestern entwachsen, passenden Broterwerb suchen. Der ihm geweihte akademische Todespanegyrikus gibt ihm den Magistergrad, erzählt aber selbst, daß er diesen ihm angetragenen, unter uns unbekannten „ehrenwerthen Gründen“ in Heidelberg verweigert habe. Ohne die Doctorwürde, die damals auch für sein Fach fast selbstverständlich war, erlangt zu haben, übernahm er 1612 die vierte Lehrerstelle an dem blühenden Pädagogium zu Neuhausen unweit Worms. Schon 1615 berief ihn auf Empfehlung Peter Curten's und vielleicht auch Werner Teschenmacher's, Heidelberger Studiengenossen, die dort im geistlichen Amt standen, das reformirte Consistorium zu Elberfeld zum Rector der lateinischen Schule. Seit 1619 wirkte er in derselben Function zu Montjoie, wurde 1622 Conrector der reformirten Schule zu Düsseldorf, 1623 Rector des Gymnasiums zu Duisburg, 1636 Conrector der Gelehrtenschule zu Nymwegen, 1648 Rector der Lateinschule zu Maastricht, endlich 1650 der erste Rector des nach dem 1648er Frieden neu organisirten Gymnasiums zu Heidelberg, dem er selbst die Grundlagen classischer Bildung verdankte. Als Schulmann und Gelehrter, wie als Mensch hoch angesehen, wirkte er hier noch einmal mit frischem Muthe nach den furchtbaren Kriegsstürmen, die diese seine theure engere Heimathgegend ja am schlimmsten verwüstet hatten, wenige Jahre. Der dortige ehrenvolle Empfang, sowie die eben in der Berufung nach der alten, ihm ans Herz gewachsenen Pflanzstätte humanistischer Wissenschaft und Jugenderziehung liegende Erfüllung geheimer Sehnsucht verliehen dem am Körper und Geist schon etwas schlaff gewordenen Manne neue Spannkraft, und er schien, wol auch wie manch andrer Büchermensch, in dem gesunden milden Klima der schönen Neckarstadt, in seinen Kräften einen Aufschwung zu nehmen. Trotzdem starb er, nachdem sich sein altes Leiden eines schweren Brustkatarrhs wieder gemeldet hatte, schon am 5. Februar 1655, sanften Todes. Seine Beliebtheit und thatsächliche Werthschätzung bezeugt nachdrücklich die ihm seitens der Universität Heidelberg gespendete Ehrung in einem funebre programma des Rectors, vom 12. Februar, das eine ziemlich sorgfältige Biographie und Würdigung lieferte und die officielle Theilnahme der Universität mit den Universitätsverwandten an dem feierlichen Leichenbegängniß vom 9. Februar erweist; diesen amtlichen Nachruf hat noch 1767 Weidner's Nachfolger — der erste war Caspar Romberg(er) — Joh. Heinr. Andreä in sein „Spicilegium quintum post conatum historico-litterarium de gymnasio, Heidelbergensi“, p. 9—12, aufgenommen.

In Montjoie hatte sich W. mit Sibylla, der Tochter des herzogl. Cleveschen Geometers H. v. Sehnen (nicht Serchen), vermählt, die 1624 starb, worauf er 1625 Anna Maria, die Tochter von P. Zincgref, 'monetarius et praetor' von Simmern in der Pfalz, heirathete; damit ein naher Verwandter seines Studienfreundes J. W. Zincgref, freilich nicht sein „Schwager“, wie er sagt, im heutigen Sinne werdend. Von Weidner's sechs ihn überlebenden Kindern sind gesichert: Johann Wilhelm, Albert Friedrich und Philipp Wilhelm, sämmtlich aus zweiter Ehe, die beiden ersteren zu Duisburg geboren und 1658 in Heidelberg zu Doctoren der Rechte promovirt, der letzte ein begabter Dichter, von dem ein gedruckter „Adplausus nuptialis, dictus honori clar. Viri Joan. Frid. Wolfii, Med. Doctoris, scholaeque Neapolitanae Rectoris“ (1659) überliefert ist. Johann Wilhelm gab unmittelbar nach des Vaters Ableben die fertig hinterlassenen Bände IV

und V von dessen „Apophthegmata“ mit einer Dedication an Karl Ludwig, Kurfürsten von der Pfalz, als dessen „Unterthänigster gehorsamlichst-verpflichteter Diener“ heraus, das Gefühl für „meine tieffeste schuldigkeit (zu deren ich mich, für die meinem seeligen Vater bewiesene hohe Genaden, auß viele wege pflichtbahr befunden)“ voraussendend; er war sonach wol der älteste und dann der 1672 im 54. Jahre verstorbene kurpfälzische Rittmeister Joachim W. kein Sohn Johann Leonhards.

Ueber des letzteren Charakter erfahren wir aus dem angeführten Nekrolog mancherlei Rühmliches: danach war er eine bescheidene, hülfsbereite und versöhnliche Natur, der daher auch genug Undank geerntet hat, als Lehrer und Schulleiter allverehrt wegen seiner Gerechtigkeit und wegen der leidenschaftlosen Art, Conflicte zu schlichten; im Zusammenstoße mit Mitgliedern seines Duisburger Lehrercollegiums, denen er weichen mußte, zog er zu Unrecht den Kürzeren. Auch muß er ein treuer und wahrhafter Freund gewesen sein, den mehrere im langjährigen Verkehr und Briefwechsel zum nächsten Vertrauten gewählt haben: J. W. Zincgref übertrug ihm auf dem Todtenbette die Fürsorge für das Liebste, was er besaß, z. B. seine Kinder und Bücher, wie W. mit Stolz vermerken darf. Angesichts seines weichen Gemüths und der deutlichen Friedfertigkeit seines Wesens würde sein Feldzug gegen die Jesuiten und der dabei angeschlagene streitbare Ton sehr auffallen müssen, wofern man nicht die damals, zumal während der zweiten Hälfte des grausigen deutschen Bruderkriegs eingerissene gewaltige confessionelle Erbitterung, die Schärfe auf Seiten der Gesellschaft Jesu, sowie Weidner's erklärliche persönliche Erregung infolge seiner Verdrängung aus Montjoie ‘propter acerbissima Jesuitarum in eum odia’ in hinreichendem Maße anschlagen wollte. In dieser Polemik bekundet W. neben einer auch aus seinen sonstigen Schriften ersichtlichen ausgebreiteten Belesenheit Witz und satirische Anlage, dazu ein dazumal freilich nicht hervorstechendes Talent, brennendste Tagesfragen in flüssigem lateinischen Idiom und Stil zu behandeln. Die Muttersprache handhabt er nicht allenthalben mit derselben Gelenkigkeit. Doch dafür war er eben durchaus ein Gymnasialmonarch in einem Zeitalter, das theils im vollbewußten Epigonenthum der humanistischen Renaissance, theils in einer halbunbewußten Anlehnung an geistige Strömungen West- und Nordwesteuropas das Bildungsideal erblickte. Ausländerei, wie bei so vielen Zeit- und Berufsgenossen, bethätigt W. nicht, er überrascht im Gegentheil öfters durch unausdringlich nationale Klänge und arbeitet in seinen Zusammenstellungen schöner Spruchweisheit in der Regel mit guten altdeutschen, d. h. meist mittelhochdeutschen, Bausteinen. So erweist er sich in der vaterländischen gnomischen Poesie wohlbewandert, aber die darin ruhende Poesie weiß er nicht zu verdeutlichen, wol kaum nachzufühlen; denn er war nicht nur kein dichterisch, er war auch kein ästhetisch gestimmter Geist, und die Antike mag ihm wesentlich unter pädagogischem höchstens noch historischem Gesichtswinkel vor Augen gestanden haben. Ob aus den im 3. Bande der Zincgref-Weidner'schen Apophthegmata (p. 309 der 1653er Ausg.) erzählten Geschichten von Anna Sybilla von Hattenstein entnommen werden darf, daß er regelmäßig als Gesangslehrer und gelegentlich auch als Seelsorger thätig war (bislang unbeachtet), bleibt zweifelhaft.

Das angezogene akademische Epicedium zählt 7 beim Tode gedruckte, 33 ungedruckte Schriften Weidner's auf. Unter den ersteren fehlt Weidner's Ausgabe bezw. Herausgabe der Zincgref'schen Apophthegmata ebenso wie seine eben damals unter der Presse befindliche Fortsetzung dazu; dagegen zuerst, d. h. vor den drei nachher zu nennenden Pamphleten, werden hergezählt: Triga Amico-Poëtica; Epigrammatum libri V; Epigrammatum libri IV; liber Epigrammatum singularis. Erhalten ist nun von alledem nur: TRIGA AMICO-POETICA. siue IVLII

GVLIELMI [!] ZINCGREFII HEIDEL-bergensis Iuuenilia Poetica: FRIDERICI LINGELSHEMII HEIDEL-bergensis p. m. Reliquiæ Poeticæ. IOANNIS LEONHARDI WEIDNERI Palatini Conatuum Poeticorum Prodromus. Editio prima procurata ab eodem Ioanne Leonhardo Weidnero. Excusa M. DC. XIX., in Duodez 190 Seiten enthaltend (Exemplare in der Königl. Bibliothek zu Berlin und in der Gymnasialbibliothek zu Elberfeld), sodaß wir, auch anderweit ohne Nachricht über die vorgeblichen Epigrammbücher, einen Irrthum annehmen müssen und zwar etwa dahin, daß die eben in der „Triga" auf S. 125—182 stehenden Distichenepigramme Weidner's damit gemeint sind, zumal auch diese in vier Bücher zerfallen. Die Vorrede Weidner's zu diesem Denkmale des Heidelberger studentischen Freundestrios, wo er neben J. W. Zincgref's lateinische Jugendpoesien und Fr. Lingelsheim's gleichsprachigen Nachlaß seine eigenen dichterischen Versuche reihte, ist Ex Monioyana arce Calend. Junii st. v. 1619 datirt. Es fehlt in jenem Verzeichnisse der Weidner'schen Publicationen auch sein litterarisches Debüt, nämlich die doch gewiß auf ihn zurückgehenden „Proverbia Germanica, collecta, à I. L. W.", wie sie in „Florilegii Ethico-Politici nunquam ante hac editi Pars Tertia: Procurante Jano Grutero. Francofurti 1612" in der auf dem der Widmung folgenden Blatte stehenden Series Operis als Nr. VI statt Nr. IV betitelt und alsdann gegen das Ende auf 120 eigens paginirten Seiten aufgenommen werden. Die beiden ersten Bände dieses Sammelwerkes aus der Redaction seines verehrten Lehrers J. Gruter bringen, 1610 bezw. 1611 erschienen, an derselben Stelle deutsche Sprichwörter maxima parte desumpta à Ioh. Agricola ac Seb. Francio bezw. deprompta ex Sebastiani Franci opere, was Goedeke, Grundriß z. G. d. d. D.[2] II, S. 16, Nr. 22 übersah, indem er nur diese Rubrik im ersten Bande („die deutschen umfassen nur 89 Seiten") bemerkte, ebenso wol auch J. Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen, S. 15, Nr. 54. Die alphabetisch geordnete Sammlung Weidner's ist zwar sichtlich bloß aus älteren Sammlungen und zwar verschiedener Mundarten zusammengetragen, erklärt aber doch in Auswahl und vielleicht auch Ausdrucksform des Herausgebers W. Geschmacksrichtung und bekundet emsige Umsicht, schreckt auch vor bezeichnenden Derbheiten nicht zurück, bevorzugt aber stark das antiklerikale und antimuckerische Element. Als Beweis für letzteres diene das Ueberschmieren der vielen derartigen Ausfälle wider Mönchswesen und Verwandtes (auch des häufigen Wortes 'Dreck') im, geistlichem Besitze entstammenden Exemplare der Münchener Universitätsbibliothek. Hier sehen wir gewissermaßen den nachherigen Jesuitentödter in nuce. Als bezeichnend nach andrer Richtung mögen gelten: „Die Schreibfeder mus Keyserin bleiben" (S. 22) und „Im Marckolfischen AESopo steckt auch bißweilen ein Salomon" (S. 54). Außerdem finden wir W. wieder 1619 im litterarischen Connex mit Zincgref, indem ein von ihm unterzeichnetes hochrühmendes AD CHALCOGRAPHUM PROSPHONEMA von 18 Trimetern auf Seite A[recto] der „Emblematum Ethico-Politicorum Centuria Julii Guilielmi Zincgrefii" (die 1624er Editio secunda ist Titelauflage) an den Merian, der hundert gestochene Embleme beigesteuert hatte, den Aufschub des Erscheinens auf des Künstlers Conto setzt — ein Brief Weidner's an Gruter, zu dem sich die Beziehungen bald darauf sehr lockerten, hatte sich schon am 23. Januar 1618 pagellam primam Emblematum quam primum videre gefreut — und so gleichsam mit Pathe steht.

Endlich fehlt in jener Liste der Schriften Weidner's diejenige, die am schlagendsten sein Verhältniß zu Zincgref als Freund und Testamentsexecutor belegt und zugleich seinem Namen zu dauernder Bekanntschaft verholfen hat: „Teutscher Nation APOPHTHEGMATVM, Das ist, Deren in den Teutschen Landen, Wehr- Lehr- Nehr- Weiberstands Personen, Hof- und Schalcksnarren, Beywörter,

sambt anhang etlicher Außländischer Herren, Gelährter vnd anderer, auch Auß- vnd Inländischer Martyrer, Lehrreicher Sprüch, Anschläg, Fragen, Gleichnüssen, vnd was dem Anhängig und Gleichförmig DRITTER THEIL; Auß allerhand Schrifften, Mittheilungen anderer Leuth, Täglicher anhör- vnd anmerckungen zusammen getragen Durch IOHANNEM LEONHARDVM WEIDNERVM, Auß der Churfürstl. Pfaltz, jetzo der Schulen zu Nimägen Conrectorem. Zu denen noch kommen Das Leben Herren Iulii Zinckgreffen I. V. D. Auff das kürtzste von demselbigen I. L. Weidn. beschrieben. Gedruckt zu Leyden, Bey FRANTZ HEGERN, 1644.“ 12°. Dieser dritte Band des von Zincgref 1626 bezw. 1631 mit Band 1 und 2 vorgestellten, allerseits bewillkommneten und vielerwähnten Werkes fußt auf des eigentlichen Urhebers Anregungen, „welches fußstapffen ich nachgefolget, vnd diesen dritten Theil so fast eben groß als die zwey erste [thatsächlich dicker als beide zusammen!], in diesen Landen wohnend zusammen getragen, vnd an tag geben wollen, damit also die vorige sprüch vnd gedächtnuß derjenigen, so sie außgesprochen, so viel an mir, nicht möchten in das „Grab der vergessenheit fallen vnd vergraben bleiben.“, wie es in der Widmung an „Herrn WILHELMO, Graffen von Nassaw . . . Meinem Gnädigen Herrn“ (d. i. sicher der damalige oranische Erbstatthalter der Niederlande) heißt. Während Goedeke a. a. O. S. 264 urtheilt: „In der besseren Weise zincgrefscher Apophthegmen hielten sich nur sein Fortsetzer Weidner, die acerra philologica, Lassenius, Dach und allenfalls die Taubmanniana“ (A. D. B. XXXVII, 440), sagt Vilmar (Gesch. d. dtsch. Nationallit.[21] S. 295; Goedeke's Anm. ebd. S. 685 irrt in der Ziffer) von Zincgref's Buche: „Später wurde es von einem gewissen Weidner sehr vermehrt herausgegeben; die Weidner'schen Zuthaten unterscheiden sich sehr zu ihrem Nachtheil von Zincgref's Original“, was die Sachlage entstellt, die selbst der Specialist Ferd. Gerhard, J. P. de Memel's Lustige Gesellschaft nebst einer Uebersicht über die Schwank-Litteratur des XVII. Jahrhunderts (1893), S. 34 nicht klar sieht: „Der Elberfelder [damals?] Rector J. L. W. baute das Werkchen weiter aus, fügte eine Lebensbeschreibung Zinkgref's hinzu und gab ihm somit die Gestalt, in der es bis in das XVIII. Jahrhundert hinein lebendig blieb“. Das letztere ist jedenfalls untrügliches Zeichen für den Anklang des Weidner'schen Unternehmens; denn eben in der durch W. gegebenen Vervollständigung erhielt die von Zincgref begonnene Apophthegmata-Lese allgemeine Verbreitung und eine Art maßgeblichen Ranges, dermaßen, daß man den äußerlich weit überwiegenden, innerlich und sachlich höchst erklecklichen Antheil Weidner's meistens viel zu gering angeschlagen hat. Denn als im J. 1653 ein Elzevier-Neudruck des Zincgref-Weidner'schen Werkes in Amsterdam hervorgetreten war, hängte Weidner's Sohn Johann Wilhelm 1655 aus des fleißigen Sammlers druckreifem Manuscript einen sehr starken vierten und einen auch noch umfänglichen fünften Theil daran, zu denen allerdings, ebensowenig wie zu Zincgref's schmächtig verbliebenem zweiten, noch nicht saubere Register ausgearbeitet waren. Eine außerordentliche Menge verschiedensten anekdotischen und gnomischen Stoffs ist hier aufgehäuft, wozu die „anmerckungen“ in Zincgref's Papieren wenig zugeschossen haben dürften, wie u. a. auch jene Schmalheit von dessen zweitem Bändchen und die Reichhaltigkeit der niederrheinischen und niederländischen Materialien bei W. zeigen. Die Zincgref'sche Vita von Weidner's Hand, die übrigens nur knapp die lebensgeschichtlichen und bibliographischen Daten aufreiht und mit ein paar nekrologischen Sätzen verbrämt, also kaum den Rang schriftstellerischer Leistung beansprucht, sagt über Zincgref's eigene Sprüche: „dessen reden mehr im nachtrucken als man wol meint, derselben find der Leser einziemliche anzahl in 3. parte, Apophthegmatum Germanicorum, so viel ich aus sein schreiben vnd reden hab können zu wegen bringen“. Die Bezugsquellen Weidner's hat man noch nicht untersucht, seine

directen Gewährsmänner und ihren Antheil wenigstens herausgehoben Crecelius, der auch nach Gebühr auf Weidner's strengere Ordnung gegenüber Zincgref hinweist, wie ja schon aus dem geänderten Titel erhellt. Das Zincgref'sche Sammelbuch mit Weidner's beinahe erdrückender Bereicherung ward das typische und nebst Friedr. Taubmann's (s. d.) viel gedrängterem ana-Versuche das Endglied der weithin gelesenen Gattung. Ein gründliches Studium seines Inhalts, der Grundlagen und der Fassung könnte daher nicht nur litterar-, sondern auch culturgeschichtlich hübsche Einblicke eröffnen, in dieser Hinsicht beachte man z. B. den „Allerley Reimen der Alten (Teutschen)“ überschriebenen Abschnitt des 4. Theils (S. 330 ff.), wo zumeist die Angabe der Vorlagen fehlt, aber auch „Freidank“ (S. 403, 408 ff.) und „Renner“, nämlich der Hugo's von Trimberg, freilich erst durch Vermittlung von J. Agricola's Sprüchwörtern (wie auch S. 416 Freidank), „Ottenich im Heldenbuch“ (S. 413), „Alt gedicht von dem Niemand“ (S. 423 bis 428) citirt werden, wie im 5. Theil s. v. Nehrstandt Kirchhof Wend—unmuth, Otto Melander Iocoseria, Leh(e)mann florilegium, Zeiler(us) cent(ur)., Michael Moscherosch, also auch unmittelbarste Zeitgenossen, für kurze Schwänke.

Weiterhin führt der mehrfach benutzte Lebensabriß Weidner's an Schriften an: Jubileum seu speculum Jesuiticorum facinorum; Elixir Jesuiticum — in Andreä's Abdruck des Epicediums; dazu die Fußnote ‘Quod prodiit Anno 1645. prouti ostendit cl. Prof. Büttinghausen in denen historischen Ergötzlichkeiten, S. 46’ —; Arcana dominationis Hispanicæ. Diese drei Streitschriften tragen nur die Majuskeln von Weidner's Namen und sind in Nimwegen, also auf niederländischem Boden niedergeschrieben, wo W. sich sowol als Widersacher der Jesuiten, wie auch ganz besonders als Bekämpfer Spaniens in der verwildertsten Periode des dreißigjährigen Kriegs grundsätzlich eines verläßlicheren Schutzes versehen durfte, als irgendwo auf officiellem deutschen Reichsboden. Die drei Büchlein sind theilweise recht selten und darum noch nicht richtig angeschaut, häufig sogar noch nicht einmal unter Weidner's Namen gestellt worden. Des ältesten Titel lautet genau: „ELIXIR JESUITICUM, Sive Quinta Essentia Jesuitarum ex variis, inprimis Pontificijs, authoribus Alembico veritatis extracta, mundi theatro exhibetur, continens, I. Epitheta et periphrases Jesuitarum. II. Catalogum vel quasi Testium veritatis de Jesuitis. III. Similitudines et Apophthegmata de Jesuitis. IV. Theses et positiones ex novâ-antiqua veritate desumptas, patribus Jesuitis ad ventilandum proximis diebus Saturnalibus, et qui eos sequentur usque ad carnis privium, vel praeter propter, propositas. Collectore Gratiano Leosthene Saliceto. Anno primi Jubilæi Jesuitici. Loco Jesuitis minùs repleto, sed melioribus mentibus dedicato“; so im Kleinoctavformat von 1641. Schon aus dem Titelrückweis auf die hundertjährige Wirksamkeit des Jesuitenordens hätte man auf Entstehung der Schrift im J. 1640 schließen müssen, wie auch diese 1641er Ausgabe hinter der Widmung an William Laud (hier LAYD!), Erzbischof von Canterbury und Primas der englischen Kirche, vor dem Motto: „Non Jesuita bonus, vel si bonus extitit unquam, Jesuiticum id praeter contigit ingenium“ nicht nur „Valete“, sondern „Valete Anno 1640“ sagt. Diese Widmung fehlt dem einen der beiden Exemplare der Münchner Staatsbibliothek allerdings, während sie im andern fälschlich, ohne Paginirung, zwischen p. 130 und 131 eingeheftet ist; in dem einen (Jes. 931) ist auf dem Titelblatte eingeschrieben: Auctor est Leon. Weidner Oppenhemo[sic]-Palatinus, Scholae Heidelbergensis Rector. Der Druck von 1641 von 137 Seiten (auch Leipziger Stadtbibliothek, Beiband zu H. O. 12° 4b) entspricht nun den 126 Seiten der Prima pars von 1645, von der er sich zunächst durch verschiedene Textvertheilung unterscheidet, da die 1645er größeres Format hat, also mehr unterbringen kann; der Text stimmt wörtlich überein bis S. 135 der 1641er,

wo Nr. 113 der „Theses et positiones“ abschließt, bezw. S. 124 der 1645er, woselbst es dann noch bis Nr. 120 weitergeht, ebenso der Rest, nur fehlt 1645 die Schlußentschuldigung wegen der Druckfehler. Dagegen schickt die 1645er Ausgabe eine Widmung an die Geistlichkeit der deutschen Kirche zu Amsterdam als den Leidensgefährten des Verfassers voraus und unterzeichnet sie Joh. L. W.; zufolge dieser Dedication ist der Titel „ad imitationem Jesuitæ Moguntinensis, qui ante aliquot multos annos ‘Elixir Calvinisticum’ edidit“ gemacht und als Zweck schwebt vor, aus allerlei Schriften, besonders des papistischen Lagers, Urtheile über das Jesuitenthum zusammenzustellen. In dem nichtdatirten, im übrigen bis auf die andere Textvertheilung und das Fehlen des Jahres bei „Valete“ völlig mit der 1641er editio princeps übereinstimmenden Quartdrucke von 67 Seiten steht auf der Rückseite des Dedicationsblattes ein „Index auctorum ex quibus facta haec collectio“, denen dann fast nur Prosa entnommen ist. Durchgängig Verse bilden hingegen die „ELIXIRIS JESUITICI Secunda pars“, die p. 129—252 der 1645er Ausgabe dem bisherigen Grundstock angefügt ist, auch p. 250 f. J. L. W. unterzeichnete Distichten bringt, während die weitere starke Anschwellung dieser Ausgabe, die eben noch den, von satirischen Holzschnitten umrahmten Vortitel „ELIXIR JESUITICUM Secundâ curâ et pa(r)te augmentatum, vnà cum, vaticinio HILDEGARDIS JESUITIS accommodato. Pars Prima. Authore et Collectore J. L. W. O. P.“ trägt, Prosa darbietet: „VATICINIUM HILDEGARDIS JESUITIS accommodatum per J. L. W. O. P. C. N. etc. quæ suo tempore addam“ p. 253—374 (die Seitenüberschriften führen den Titel noch bis 384), das die Stelle der prophetischen Centuriae Magdeburgens. XII, cap. 10, p. 1700 f. zu weitausgesponnener Nutzanwendung auf die Jesuiten heranzieht, und p. 374—407 „Dicta alia de Jesuitis“, nebst p. 407—427 „Paralipomena ad Elixir Jesuiticum“, allerlei ältere angebliche Vordeutungen bezw. kleinere positive Beiträge jüngeren Datums.

Ebenfalls wesentlich eine Compilation stellt dar: „JUBILEUM, sive SPECULUM JESUITICUM, EXHIBENS Praecipua Jesuitarum scelera, molitiones, innovationes, fraudes, imposturas, et mendacia, contra statum Ecclesiasticum, Politicumque, in, et extra EUROPAEVM orbem, primo hoc centenario confirmati illius Ordinis, instituta, et perpetrata; EX Variis Historiis, inprimis verò Pontificiis collecta; Cum Mantissis aliquot et Indice rerum; Operâ et studio J. L. W. O. P. Anno C IↃ IↃ C XLIII“. Von dieser in Duodez erschienenen Schrift, die „D. D. Deputatis Tetrarchiæ Noviomagensis“ zugeeignet ist, gibt es wol nur diese eine Ausgabe; Exemplare davon auf der Königl. Bibliothek zu Dresden und auf der Leipziger Stadtbibliothek (hier die Ziffer scheinbar zu . . . XLIIII ausgewischt). Sie ordnet Mittheilungen verschiedener Schriftsteller, besonders des auch im ersten Theile des Elixir vielbenutzten J. A. Thuanus und des Meteranus, über das Eingreifen der Jesuiten und kritische Stimmen über sie chronologisch, ohne direct dazu Stellung zu nehmen; freilich unterrichten Anlage, Titel und Auslese zur Genüge über die Tendenz. Diese Gelegenheitsarbeit tritt neben das Elixir wie eine Flugschrift neben ein Handbüchlein gleichen Stoffs und Ziels.

Schließlich besitzen wir von W. „HISPANICÆ Dominationis Arcana per I. L. W. Lugd. Batavor. Apud Abraham. Commelinum et Lopez de Haio. 1643“, in Duodez, wovon die Dresdner Königl. Bibliothek außer dieser Ausgabe noch solche von 1645 und 1653 besitzt. Dasjenige der Berliner Kgl. Bibliothek (Qt. 3784) hat, obwol die Vorrede schon Iohan. Leonh. Weidn. unterzeichnet ist, den handschriftlichen Eintrag: I. L. W. id est Ioh. Leonh. Weidner, wozu verwiesen ist auf: Bauer’s bibl. libr. rarior. 2. T., 115 S., Feuerlini supell. libror. p. 569 n. 4828., Salthen. bibl. libror. rarior. p. 428,

Placcii Theatr. anonym. p. 288, Bibliotheca philosoph. Struviana II. l. II. p. 225. Ein Elenchus Capitum unterrichtet über den Inhalt der 34 Abschnitte, die das spanische Volk nach allen möglichen Eigenschaften und deren Bethätigung aufs schärfste angreifen und damit ganz der überherben Antipathie huldigen, die Weidner's niederrheinische Geschichtchen in seinen Apophthegmata öfters kundgeben. Jede geschichtliche Einzelheit ist innerhalb der Capitelrubriken numerirt und auf ihre Quelle zurückgeführt; namentlich Thuanus wieder, dann auch Meteranus, eine wirkliche Vorarbeit Weidner's in Speculum Hispanicae tyrannidos in Belgio, Kaspar Ens' Thesaurus politicus, sowie Zincgref's Apophthegmata, deren Fortsetzung ja W. gerade damals unter der Feder hatte, und viele andre dienten dazu.

Von den 33 bei seinem Tode angeblich vorhandenen libri 'nondum editi', die der akademische Nachruf erwähnt, wissen wir weder Verbleib noch auch nur einen Titel. Trotzdem kommt jenem Nachrufe, der in den Protokollen der Senatssitzungen zwischen 12. und 14. Febr. 1655 eingeschaltet ist (Cod. Heidelb. 362, 31 pag. 404 f.), volle Authenticität zu und die Bedeutung, das Bild des trefflichen, vielseitigen Mannes sofort für die Nachwelt festgehalten zu haben; außer Andreä, von dem daneben auch das 4. und 6. Spicilegium in Betracht kommen, a. a. O. hat ihn nach dem Originalact W. Crecelius in seiner sehr verdienstlichen Abhandlung „Johann Leonhard Weidner, Rector der Lateinschule zu Elberfeld, Fortsetzer von Zincgref's Apophthegmata“, d. i. „Die Anfänge des Schulwesens in Elberfeld. Nebst Nachträgen zu Bouterweks Geschichte der Lateinischen Schule“: Beilage zum Programm des Städtischen Gymnasiums zu Elberfeld 1886 (Nr. 401), als Anhang I abgedruckt. Crecelius' Material gewährte vielfach Beleg, sowie fernere Stütze für unsern Artikel, der hinwiederum manche dortige Angabe berichtigt oder ergänzt. — Zur Bibliographie der Apophthegmata ebd. S. 7 sei bemerkt, daß die Amsterdamer Elzevierdrucke von 1653 und 1655 (vgl. Willems, Les Elzevier Nr. 1168) gewiß zusammengehören und daß der Leipziger Weidmann'sche von 1683 nur eine Titelausgabe des 1653er ist, mit dem selbstverständlichen Wechsel von 'Palatinum, der Schule zu Heydelberg Rectorem', wie auf Theil 4 und 5 von vornherein. Auch J. Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen, S. 15, wie oben gerügt, für Weidner's Beisteuer zu Gruter's Florilegium unzureichend, überblickt auf S. 17 f., Nr. 71—80, gut die verschiedenen Parallelausgaben, freilich ohne diplomatische Differenzirung; von Zacher's letzter Nummer möge der Titel hier wiederholt sein: „Duytsche Apophthegmata of Scherpsinnige Spreuken, t'samengebracht door J. Wh. Zinkgreven. Der Rechten Doctor. Met eenige Spreuken vermeerdt door Joh. Leon Weidnern. t'Amsteldam by Joh. van Ravesteyn. 1669. VIII, 512 S. 8°. Soweit das sich mit seinem Thema berührt, hat es Franz Schnorr von Carolsfeld im Rahmen des Aufsatzes über „Julius Wilhelm Zincgref's Leben und Schriften“ in seinem „Archiv f. Litteraturgesch.“ VIII (1—58; 446—490) musterhaft geleistet, worin für W. insbesondere zu vergleichen sind S. 2 ff., 10, 12 f., 21, 41, 52 (54), 447, 479 f., 490 [seltsamer Weise hat Schnorr als Redacteur, S. 553, in einer Fußnote zu Boxberger die falsche Notiz „ein Exemplar des von Weidner herausgegebenen fünften Theiles von Zincgref's Apophthegmata (S. 137—174 der Ausgabe von 1655)“ angefügt!]. Die „Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des siebzehnten Jahrhunderts. Nach Handschriften herausgegeben und erläutert von Alex. Reifferscheid“ I. „Briefe G. M. Lingelsheim's, M. Bernegger's und ihrer Freunde“ (1889), streifen S. 729 u. 797 (Anm. zum Brief 190 auf S. 240, Janus Gruter an J. G. Zincgref 1626: Video, quid velis a me addi epithalamio Weidneri, vgl. Anm. zu 37, 20 = S. 50) das Verhältniß Weidner's zu dem Heidelberger Kreise und lassen vielleicht gelegentliche urkund-

liche Aufklärungen über sein recht dunkles Privatleben erwarten. Weidner's Wirken als Düsseldorfer und Duisburger Rector haben früher K. W. Bouterwek, Gesch. der Latein. Schule zu Elberfeld, S. 40—46, und Köhnen, Zur Gesch. des Gymnas. zu Duisburg (Jahresber. über das königl. Gymnas. und die Realschule zu Duisburg, 1850) S. 24 ff., actenmäßig dargelegt. Vielerlei Specielles merkt Crecelius a. a. O. an, der auch einige charakteristische Gedichte und Briefe Weidner's mittheilt; Goedeke Grundriß[2] III, S. 37, wo eine sorgsame Bibliographie der Apophthegmata vorausläuft, fußt einfach darauf. Alle älteren Angaben sind nun überflüssig; jedoch seien verzeichnet Zedler, Universal-Lexikon 54 (1747) S. 282, der Jubileum, Elixir, Apophthegmata (auf Schelhorn's Amoenitates Litter. IX, 665, Anm. ss., Mylii Biblioth. Anonymor. nr. 1749 und P. Dahlmann's Schauplatz der mas- u. demasquirt. Gelehrt. [1710, S. 538] verweisend) anführt, Jöcher, Gelehrten-Lex. IV, 1856, und E. Weller, Lexicon Pseudonymorum[2] p. 497a s. v. Salicetus (Johann Ludwig W.).

Crecelius' Abhandlung neugedruckt durch Harleß, Zeitschr. d. Bergischen Geschichtsvereins 27 (1891), 211—259. Kehrbach betont, dies registrirend, Jahresber. f. n. dtsche. Litgesch. II. Bd. I 6, 175 [Fußnote Weidener, Register J. B. W.] die „Bedeutung, die W. nicht nur als Schulmann, sondern auch durch seine Verbindung mit den Kreisen von Opitz und Zincgref erlangt hat... Voll Selbstgefühl stellt er diese Sprichwörter den Apophthegmaten Plutarch's zur Seite und hält sie für schlagende Beweise der Scharfsinnigkeit der Deutschen, die viele für ‚Böotier, die nicht über eins zählen können', ansehen möchten". In M. Rubensohn's Ausgabe „Griechischer Epigramme und anderer kleinerer Dichtungen in dtsch. Uebersetzungen des XVI. u. XVII. Jahrhs." (1897) steht S. 60: ‚Groß Hauser auffbawen und viel Mauler thun speisen, Der negste weg ist, der zum bettelstab thut weisen', was, aus ‚Aedificare domos ....' in ‚Teutsche Apophthegmata' III (1644), S. 120 übersetzt, für Rubensohn (S. 142) als Beweis gilt, daß W. „noch um 1640 das neue Betonungsgesetz nicht erfaßt" hat. J. Bolte bemerkt in seiner Ausgabe von Jak. Frey's ‚Gartengesellschaft' (209. Publication d. Stuttgarter Literar. Vereins, 1897) p. XXXII, W. habe diese Schwanksammlung fleißig benützt, auch gelegentlich angeführt.

Außer andern Gelehrten sind von J. L. W. besonders zu unterscheiden der Verfasser von: „Pietas ex Nummis antiquioribus delineata à Joh. Weidnero Augustano. Jenae, Apud Joh. Bielkium. Literis Wertherianis 1693 u. 1694", sowie Joh. Wolffg. Weidner, Theolog aus Schwäbisch-Hall, in Zedler's Universal-Lex. (s. o.) neben J. L. W. flüchtig und in „Georgii Serpilii Epitaphia, Oder Ehren-Gedächtnüsse Unterschiedlicher Theologorum, b. d. in Schwaben gebohren worden" (Regensburg 1707), S. 95 f. ausführlicher erwähnt.

Ludwig Fränkel.

Weller*): Johann Gottfried W., sächsischer evangelischer Geistlicher und Geschichtsforscher des 18. Jahrhunderts, war am 5. September 1712 in Lauenhain bei Crimmitschau als Sohn des dortigen Pfarrers geboren, besuchte von 1724 an die lateinische Schule zu Zwickau, von 1731 bis 1735 die Universität Leipzig, wurde 1739 Substitut seines Vaters, 1744 Diakonus, 1748 Protodiakon zu St. Katharinen in Zwickau und ging im Jahre darauf als Diakonus an die Marienkirche über. 1760 siedelte er als Superintendent nach Penig über, von wo er 1763 in gleicher Eigenschaft nach Zwickau zurückkehrte. Er starb am 12. November 1780 und wurde als letzter in der Marienkirche begraben. Er veröffentlichte mehrere Predigten und praktisch-theologische Arbeiten.

*) Zu Bd. XLI, S. 678.

Mit besonderer Vorliebe trieb er geschichtliche Studien. Neben kleineren Aufsätzen veröffentlichte er die überaus reiche Urkundensammlung zur sächsischen Geschichte „Altes aus allen Theilen der Geschichte“, Stück 1—12 (Chemnitz 1760—66). Auch eine Schrift über mathematische Lehrbücher veröffentlichte er (Hamburg 1756).

G. Dietmann, Priesterschaft in dem Churfürstenthum Sachsen. Dresden und Leipzig 1754. III, 1305—7, wo auch der größte Theil seiner kleineren Schriften verzeichnet ist. — E. Herzog, Chronik der Kreisstadt Zwickau I (Zwickau 1839), 111; II (Zwickau 1845), 502, 663, 698 f. (mit einer Uebersicht der älteren Litteratur), 843. — Sachsens Kirchen-Galerie. Dresden o. J. VIII, 195 f. — A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen. Dresden 1883. S. 571, 574.

Georg Müller.

Weller *): Hieronymus W. von Molsdorf, hervorragender sächsischer Theolog der Reformationszeit, stammte aus einem ursprünglich im Voigtlande angesessenen, im J. 1430 nach Freiberg eingewanderten Patriciergeschlechte. Der Vater, Johannes W., war Bürgermeister in Freiberg, starb aber bereits 1509 und sein am 5. April 1499 geborener Sohn Hieronymus wurde jetzt zu einem Onkel nach Naumburg gebracht, wo er die Domschule besuchte. 1517 bezog er die Universität Wittenberg und wurde am 9. October als „Iheronimus Foller de Freiberg“ unter dem Rectorat des Lic. jur. Andreas Zculsdorf inscribirt. Er beschäftigte sich mit humanistischen Studien, u. a. auch mit der griechischen Sprache. Am 12. April 1519 unter dem Decanat Mag. Augustin Schurf's erwarb er sich die Würde eines Baccalaureus. Da seine Vermögensverhältnisse ihn an der Fortsetzung seiner Studien hinderten, so wendete er sich der Schule zu und wurde Lehrer in Zwickau und Schneeberg, hier gab er zuerst griechischen Unterricht. Durch Verwandte unterstützt, begab er sich 1525 nach Wittenberg zurück, um sich juristischen Studien zu widmen. Auch humanistische Arbeiten fesselten ihn; z. B. las er eifrig Lucian. Da machte eine Katechismuspredigt Luther's, die von Gottes heiligem Zorne gegen die Sünder sprach, auf ihn einen mächtigen Eindruck. Er beschloß, sich dem Studium der Theologie zuzuwenden und begab sich bei Luther in Kost und Wohnung, ein Verhältniß, das acht Jahre dauerte und auf den lernbegierigen Schüler einen großen Einfluß ausübte. Er unterrichtete gleichzeitig Luther's Sohn Johannes. Ein ihm 1530 von Dresden aus angebotenes Lehramt lehnte er ab, wiewol Luther selbst zur Annahme desselben rieth, und verfolgte seine theologischen Studien weiter. Auf Luther's Veranlassung erwarb er sich 1535 die theologische Doctorwürde; am 11. September fand unter Luther's Vorsitz die Disputation auf Grund der von Luther aufgestellten Thesen über das Verhältniß von Glauben und Werken (zugleich mit Medler) statt; drei Tage später am Tage Kreuzeserhöhung, wurde die Promotion vollzogen; Justus Jonas war der Promotor, den Vorsitz führte Caspar Cruciger. Die Rede, die der junge Doctor bei dieser Gelegenheit zu halten hatte, war ihm ebenfalls von Luther verfaßt worden. Außer dem engeren Freundeskreise betheiligten sich nur wenige an der Feier, da die Pest eben in Wittenberg wüthete und die Universität nach Jena ausgewandert war. Dagegen wohnten der englische Gesandte Barnes, Kaplan Heinrich's VIII., vielleicht auch seine beiden Gefährten der Feier bei. Auch nachdem er sich im Anfang August 1536 mit einer Tochter eines alten Freiberger Patriciergeschlechtes, Anna am Steig, vermählt hatte, blieb er noch längere Zeit in Wittenberg. Beinahe 40jährig trat er 1539 in ein Kirchenamt ein. Bei Einführung der Reformation beschloß der

*) Zu Bd. XLI, S. 678.

Freiberger Rath auf Nikolaus Hausmann's Anregung, um der Schule und Stadt ein größeres Ansehen zu verschaffen, eine theologische Lectur mit dem stattlichen Einkommen von 200 Gulden zu gründen. W. wurde zu diesem Amte ausersehen und von den Visitatoren am 28. Juli 1539 in sein Amt eingeführt. Er führte die Aufsicht über das Gymnasium und hatte bei der Besetzung der Lehrerstellen eine berathende Stimme. Jeden Tag hielt er im Gymnasium eine theologische Vorlesung, in der er die Bücher des alten und neuen Testaments erklärte. Auch theologische Disputationen hielt er ab. Nicht nur die Schüler der lateinischen Schule, sondern auch Geistliche der Stadt und Umgegend, Gelehrte, wohl auch Bürger der Stadt saßen zu seinen Füßen. Manche seiner bisweilen aus weit entfernten Gegenden stammenden Zuhörer wurden auch, ohne eine Universität besucht zu haben, in ein geistliches Amt befördert.

Infolge seines langen Aufenthaltes in Wittenberg war W. mit den hervorragendsten sächsischen Vertretern der Reformation bekannt und befreundet. Mit Nikolaus Hausmann stand er in so enger Beziehung, daß bei dessen Tode Luther und Melanchthon selbst ihm in längeren Schreiben ihr Beileid ausdrückten. Georg Röhrer verehrte er namentlich wegen seiner Verdienste um die Sammlung und Herausgabe lutherischer Schriften und Predigten. An Nicolaus Amsdorf schätzte er den Muth, die Beständigkeit und die Lehrgabe, wie sein reines Leben. An Caspar Cruciger rühmte er die humanistische Bildung und die Zuverlässigkeit, an Bugenhagen die Vertrautheit mit dem Texte der heiligen Schrift, sowie die Klarheit in der Auslegung. Justus Jonas lobte er wegen seiner Beredsamkeit, seiner Sprachkenntnisse und seiner Tüchtigkeit als Seelsorger. Johannes Mathesius besuchte er persönlich in Joachimsthal, um die alten Beziehungen zu erneuern. Ueber alle aber stellte er Luther und Melanchthon. Ersterer hatte während des Wittenberger Aufenthaltes seiner theologischen und praktischen Ausbildung die Richtung gegeben. Er hat an ihn einige Schreiben gerichtet, die unter die Perlen lutherischer Briefschreibung gezählt werden müssen. Er war ihm ein Berather in geistlichen, aber auch in wirthschaftlichen Angelegenheiten, z. B. bei seiner Hochzeit, voll freundschaftlicher Fürsorge für sein Ansehen. Dafür war W. ihm mit größter Liebe, Dankbarkeit, Hochachtung und Verehrung zugethan, der er mehrfach in seinen Schriften Ausdruck gab. Er stellte ihn über alle Schriftsteller der Kirche und erklärte mit Benutzung eines Wortes des Quintilian über Cicero: „Derjenige soll wissen, daß er Fortschritte gemacht hat in der heiligen Schrift, dem Luther sehr gefallen wird.“ Daneben stellte er Melanchthon hoch namentlich wegen der Methode. Er führte gern Luther's anerkennenswerthe Worte über diesen an und erklärte: „Ich habe sie stets zusammengelesen, wie meine Schriften bezeugen, und wenn Jemand eine hohe Meinung von Philippus Melanchthon hat, so bin ich es.“ Und als man die Lehre des letzteren in Gegensatz zu der Luther's setzte, äußerte er: „Ich bekenne hier vor Gott und allen Menschen, daß ich mich an die prophetischen und apostolischen Schriften, wie sie von den größten Kirchenlichtern Dr. Luther und Philipp Melanchthon erklärt worden sind, sowie an das Augsburger Bekenntniß halte und das corpus doctrinae anerkenne, in welchem Philippus Melanchthon mit bewundernswerthem und vortrefflichem Geschick das, was Luther in seinen Schriften, Predigten und Vorlesungen reichlich weitläufig und ausführlich behandelt hat, in Kürze zusammengefaßt hat.“

Wie er hier das Gemeinsame betonte, so erwies er sich auch bei den späteren Lehrstreitigkeiten als eine milde, friedliebende Natur, eitler Disputirsucht und unfruchtbaren dogmatischen Kämpfen von Grund aus abgeneigt. Er erklärte: „Es ist allezeit besser zu lind, als zu scharf sein“ und warnte seine Zeitgenossen, namentlich die Anfänger, vor Streitsucht. Mehrfach wurde er in

theologischen Fragen um sein Urtheil angegangen, so 1566 bei Gelegenheit der Freiberger Lehrstreitigkeiten und 1570 aus Anlaß des Conventus Dresdensis. Ehrenvolle Berufungen an das Meißner Consistorium, die Universität Leipzig, nach Nürnberg, Wien, Kopenhagen schlug er aus. Er blieb in Freiberg, auch als die finanziellen Nöthe der alten Bergstadt und persönliche Gegensätze ihm seine Stellung verleideten. Hatte er sich doch durch seine schriftstellerische Thätigkeit große Anerkennung und Einfluß verschafft.

Die litterarische Thätigkeit bezieht sich zunächst auf das exegetische Gebiet. Luther ist ihm hierin Vorbild. Lust zur Schrift will er den Lesern machen, daß sie dankbar werden für den daraus in der Zeit der Noth geschöpften Trost. „Denn es lustig zu sehen und zu hören ist, wie der heilige Geist so reich und wunderbarlich in seinen Gaben ist, daß er über einerlei Sprüche immer andere Gedanken bescheeret denen, so die Schrift handeln und auslegen, und sind doch alle diese schöne, reiche und erleuchtete Gedanken dem Glauben ähnlich. Für solche und alle andere Wohlthat und Gaben Gottes sollen wir Gott von Herzen danken.“ Unter Benutzung des Grundtextes geht er der auszulegenden Schrift Wort für Wort nach. Mit besonderer Vorliebe behandelt er die Bücher, deren tröstende Wirkung er in der Zeit von Schwermuth, Gewissensangst und Noth an seinem eigenen Herzen erfahren hat. Aus dem alten Testament ist die Auslegung des Buches Hiob, der Genesis und der Psalmen besonders hervorzuheben, aus dem neuen Testament die der Leidensgeschichte Jesu, mehrerer kleinerer Briefe des Paulus sowie der des Petrus. Vorwiegend beschäftigte er sich mit dem Gebiete der praktischen Theologie. Die Rathschläge, die er in den Vorlesungen seinen Schülern, wohl auch in Briefen jungen Freunden ertheilte, faßte er in Schriften zusammen. In der „Ratio formandi studii theologorum ad amicum quendam, quomodo studia sua theologica instituere debeat“ verweist er auf Grund der ihm von Luther gegebenen Anleitung auf das Studium Luther'scher Schriften nach Seite des Inhalts, der Melanchthon's wegen ihrer Form und empfiehlt ihnen namentlich die eifrige Beschäftigung mit der heiligen Schrift. Die Abhandlung „De modo et ratione concionandi“ gibt Vorschriften über die Aufgabe, die Form und den Inhalt der Predigt, die überall den erfahrenen Theologen zeigen und in Sachsen lange Zeit in Ansehen gestanden haben. Praktische Beispiele zu seiner Theorie bietet er in seiner Postille „Enarrationes pericoparum epistolico-evangelicarum solemnium diebus et festis“. Um junge Theologen vor Mißgriffen in der Seelsorge zu bewahren, schrieb er sein „Antidotum adversus tentationes omnis generis, quibus piae mentes exerceri solent“. Von tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens, religiöser Wärme und praktischer Verwendung der Bibel zeugen die Erbauungsschriften. Wie er selbst vielfach von Anfechtungen heimgesucht wurde, so besaß er als Seelsorger große Erfahrung; auch als Beichtvater wird er erwähnt, wiewol er nicht ordinirt gewesen zu sein scheint. Selnecker rühmte ihn: „Was der Herr Doctor Hieronymus Weller sel. für ein Theologus gewesen sei, beweisen seine christlichen trostreichen Schriften, die nicht schlecht nur mit Dinte aufs Papier gebracht, sondern ins Herz vornehmlich den angefochtenen betrübten Gewissen geschrieben worden sind.“

Das dogmatische Gebiet tritt in Weller's schriftstellerischer Thätigkeit zurück. Wenn er die Glaubenslehren behandelt, so hat er dabei den Zweck des Bekenntnisses und der Belehrung der Gemeinde. Die in den letzten Jahrzehnten seines Lebens besonders eifrig in Sachsen erörterte Abendmahlsfrage hat er weniger nach der wissenschaftlichen, als der praktischen Seite bearbeitet, z. B. in seiner Schrift: „Bericht, warum man oft und gern zum heiligen Sacrament gehen soll?“ Köstliche Stellen enthalten die „Auserlesenen schönen Gedanken, Trostreden und Gebetlein des Herrn Hieronymi Welleri, damit er sich nach

Empfahung des heiligen wahren Leibes und Blutes Jesu Christi hat pflegen zu trösten“ (Teutsche Werke II, 53 ff.). Auch mit der Behandlung der Ethik hat er in der Schrift „De officio ecclesiastico, politico et oeconomico“ (Norib. 1552) einen Versuch gemacht. Er geht hier den Ständen nach: im ersten Theile behandelt er die Pflichten des Bischofs, des Diakonen und der Predigthörer; im zweiten die der Fürsten und Unterthanen; im dritten die der einzelnen Familienglieder. Vielfach legt er Sprüche des neuen Testaments zu Grunde, die unter Heranziehung des griechischen Textes eingehend ausgelegt werden. Doch fehlen auch philosophische Ausführungen und Citate von classischen Schriftstellern nicht.

Als Beispiel für sein hymnologisches Interesse seien die „Erklärungen christlicher Lieder“ erwähnt (Teutsche Schr. II, 176). An der Spitze steht „Eine feste Burg ist unser Gott“. Eine Einleitung behandelt die Entstehung des Liedes, die in die Zeit des Augsburger Reichstags verlegt wird, sowie seine Bedeutung für die von Feinden bedrohte Kirche und den von Versuchungen bedrohten Christen. Darauf folgt die Erklärung der einzelnen Verse. Außerdem werden behandelt: „Gott der Vater wohn uns bei“, „Mit Fried und Freud ich fahr dahin“, „Mitten wir im Leben sind mit dem Tode umfangen“ u. a. m.

Was Weller's Schriften besondere Anziehungskraft verlieh, war die Form und Sprache. Von Jugend auf mit den Bestrebungen des Humanismus vertraut, in Freiberg von Johannes Rhagius Aesticampianus gebildet, in Wittenberg durch Melanchthon gefördert, mit den Rectoren der Meißner und Pfortaer Fürstenschule, Georg Fabricius und Cyriacus Lindemann, befreundet und von ihnen hochgeschätzt, war er mit den lateinischen Schriftstellern ziemlich vertraut, und im Gebrauche der lateinischen Sprache gut geschult. Auch die griechischen Classiker zog er vielfach an. Für die hebräische Sprache hatte er viel Interesse. Sein Bruder Petrus soll darin nach Johann Forster's Urtheil dem Aurogallus gleichgekommen sein. Daneben zeigt W. im Gebrauche der Muttersprache eine große Gewandtheit. Wenn er in seinen Gebeten und Trostschriften die zartesten und innigsten Töne anschlägt, so kann er in Rüge und Tadel kräftig, ja derb sein. In Schilderungen entwickelt er oft eine packende Anschaulichkeit; mit Vorliebe verwendete er das Sprichwort. Ein ausgesprochener Feind des Wortschwalles liebt er in seinen Schriften die Knappheit des Ausdrucks. W. starb, nachdem Krankheit ihn 10 Jahre an der Ausübung seines Lehramtes gehindert hatte, am 20. März 1572. Die Sage erzählt, daß die Engel, wie sie ihn in den Lebensnöthen getröstet, ihn auch bei seinem Ende besucht hätten. Von seinen vier Kindern war Margarethe früh gestorben; Hieronymus, 1548 geboren, starb 1587 in Koburg; Petrus, 1550 geboren, nahm Kriegsdienste; die jüngste Tochter Anna, 1553 geboren, verheirathete sich 1572 mit Hieronymus Schwabe. Weller's Schriften sind, nachdem bereits der Freiberger Rector Hempel auf Befehl des Kurfürsten August eine Gesammtausgabe geplant und 1596 zwei Bände Analecta Welleriana veröffentlicht hatte, in zwei starken Foliobänden von Lämmel 1702 herausgegeben worden. Der Band, der die lateinischen Schriften umfaßt, zerfällt in vier Abtheilungen, von denen die erste die exegetischen Schriften des alten und neuen Testaments, die zweite die Auslegung der Perikopen, die dritte einzelne exegetische Schriften, verschiedene kleinere Abhandlungen, Vorreden und Briefe enthält. Die „deutschen Schriften“ zerfallen in zwei Theile, deren erster von den Schriften zur Bibelerklärung gebildet wird, während der zweite kleine Abhandlungen und Briefe umfaßt. Den Schluß macht ein Schreiben Hieronymus Weller's des Jüngeren an den Stiftskanzler Gabriel Schütz vom 14. September 1586.

S. Jauch, Leich-Predigt über der Leiche ... Hieronymi Welleri in Weller's Teutschen Schriften. Leipzig 1702. II, 305 ff. — J. Chr. Dorn, Oratio de vita et obitu D. H. W. die 6. Non. Martii Anno 1702 im Gym-

nasium zu Schleusingen gehalten, dazu M. Gottfried Ludovici, de Hieronymo et Jacobo Welleris. — H. F. A. Nobbe, D. Hieronymus Weller von Molsdorff, der Freund und Schüler Luther's, nach seinem evangelischen Leben und Wirken dargestellt. Leipzig 1870. — Cod. dipl. Sax. reg. II, 12, 633, Z. 13, 37 (außerdem die Familie öfter erwähnt). — Förstemann, Album Academiae Vitebergensis ab a. Chr. MDII. usque ad a. MDLX, p. 68a. — J. Köstlin, Die Baccalaurei und Magistri der Wittenberger Philosophischen Facultät 1518—1536. Osterprogramm der Universität Halle-Wittenberg 1888. Halle 1888. S. 6. — E. Heydenreich, Geschichte des Schneeberger Lyceums in der Festschrift des Schneeberger Gymnasiums. Schneeberg 1891. S. III. — P. Drews, Disputationen Dr. Martin Luther's in den Jahren 1535—1545 an der Universität Wittenberg gehalten. 1. Hälfte. Göttingen 1895. S. 4—32. — A. Moller, Theatrum Freibergense. Freibergae 1653. — Ch. G. Wilisch, Kirchen-Historie der Stadt Freyberg. Freyberg 1737. I, 237—45; II, 20. — Mittheilungen des Freiberger Alterthums-Vereins II, 93; V, 427, 499; VIII, 756; X, 928. — E. Heydenreich, Bibliographisches Repertorium über die Geschichte der Stadt Freiberg und ihres Berg- und Hüttenwesens. Freiberg 1885. S. 64—68. — Süß, Gesch. d. Gymnasiums zu Freiberg. Freiberg 1872. I, 10 u. ö. — Die Lebensbeschreibungen und Briefsammlungen Luther's und Melanchthon's. — G. Kawerau, Der Briefwechsel des Justus Jonas. Halle 1884/5. 2 Bände. — H. Peter, Georgii Fabricii ad Andream Fratrem epistolae ex autographis primum editae. I (Meißen 1891), 13; II (Meißen 1892), 8, 23. — G. Buchwald, Wittenberger Ordinirtenbuch. Leipzig 1895. II, 173, Nr. 1187; II, 182, Nr. 1225. — G. Müller, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der sächsischen Landeskirche (Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte X). Leipzig 1895. II, 137, 285. — M. Hoffmann, Pförtner Stammbuch 1543 bis 1893. Berlin 1893. S. 21, Nr. 585; S. 25, Nr. 700. — H. Beck, Die religiöse Volksliteratur der evangelischen Kirche Deutschlands in einem Abriß ihrer Geschichte. Gotha 1891. S. 31 f. — Schmidt, Geschichte der Predigt. Gotha 1872. S. 49—52. — J. Haußleiter, Tischreden Luther's in einer Rigaer Handschrift in Luther's Theol. Litteraturblatt. Leipzig 1893. Nr. 31.

Georg Müller.

Weller *): Jakob W. von Molsdorf, sächsischer Oberhofprediger und streitbarer Vertreter der lutherischen Orthodoxie, wurde am 5. December 1602 in Neukirchen im Voigtlande geboren. Sein Vater, Georg W., stammte aus dem adeligen Geschlechte der Weller von Molsdorf, er war Weißbäcker, hatte aber als junger Mann am Feldzuge gegen die Ungarn theilgenommen, aus dem er mehrere Wunden, doch auch gute Beute davon getragen hatte. Der Knabe besuchte zunächst die Schule seiner Vaterstadt; 10 Jahre alt, wurde er auf die lateinische Schule nach Schlackenwalde in Böhmen geschickt, die damals unter Augustin Rappolt, dem Onkel des bekannten Leipziger Professors Friedrich Rappolt, großes Ansehen genoß. Für die Wahl war auch bestimmend, daß Jakob's ältester Bruder Johannes damals als Hauptmann bei dem Freiherrn v. Fels in der Nähe stand. Bei Tilly's Anmarsch im J. 1620 wandte sich W. in die sächsische Heimath zurück, besuchte eine Zeit lang das Nürnberger Gymnasium, mit Unterstützung eines Herrn v. Boxberg ungefähr ein Jahr die lateinische Schule zu Schleusingen und schloß dann in Nürnberg seine humanistischen Studien ab. Michaelis 1623 wanderte er, mit einem Groschen in der Tasche, in Wittenberg ein und trieb nun eifrig theologische, vor allem unter

*) Zu Bd. XLI, S. 678.

Martin Trost's Leitung orientalische Studien, indem er gleichzeitig zur Erwerbung des Lebensunterhalts viel Privatunterricht ertheilte. Nachdem er sich 1627 die Würde eines Magisters erworben hatte und 1631 als Adjunct in die philosophische Facultät aufgenommen worden war, hielt er unter großem Beifall der Studenten Disputationen und Vorlesungen, für welche ihm vom Rathe, da kein Zimmer genügenden Raum bot, die Klosterkirche eingeräumt wurde. 1634 trat er in die theologische Facultät ein und hielt nun über die Briefe des Paulus Vorlesungen, von denen später die über den Römerbrief herausgegeben worden sind. Daneben beschäftigte er sich mit orientalischen und polemischen Studien.

Seine Lehrgabe und seine Dissertationen hatten schnell seinen Ruf begründet und so erhielt er aus verschiedenen Städten, Breslau, Stettin, Berlin, Gera, das Anerbieten, das Rectorat der lateinischen Schule zu übernehmen. An den Universitäten Leipzig und Marburg wurden ihm Professuren angetragen. Er blieb in Wittenberg, auch als ihm das Rectorat der Fürstenschule zu Meißen angeboten wurde. Diesmal wurde ihm eine außerordentliche Professur in der theologischen Facultät und kurz darauf die Professur der orientalischen Sprachen übertragen. 1635 wurde er Doctor der Theologie, gab 1636 eine griechische Grammatik heraus, veranstaltete im Jahre darauf von Trost's hebräischer Grammatik eine neue erweiterte Auflage und focht mit dem pseudonymen Christoph Massonius wegen dessen Anatomia eine litterarische Fehde durch. Aus dieser akademischen Thätigkeit schied er aus, als er 1640 einem Rufe als Coadjutor der Stadt Braunschweig folgte, wo ihm im Jahre darauf das Amt eines Superintendenten übertragen wurde. 1646 siedelte er als kurfürstlicher Hofprediger nach Dresden über, wo er in den die Zeit bewegenden synkretistischen Streitigkeiten gegen Calixt und seine Schule die Führung übernahm, die kursächsische Regierung bei seinen Anschauungen erhielt, mehrfach selbst schriftstellerisch in den Kampf eingriff, die Professuren in seinem Sinne besetzte und namentlich Abraham Calov, den zähesten Vertheidiger seines Standpunktes, nach Wittenberg berief. Auch auf die kirchenpolitische Haltung Kursachsens während der Verhandlungen über den Abschluß des westfälischen Friedens übte W. einen großen Einfluß. Die Abgesandten Johann Georg's I. erklärten sich hier gegen die Gewährung freier Religionsübung an die Reformirten und beantragten die Streichung der betreffenden Worte im siebenten Artikel des Instrumentum Pacis, ohne freilich Erfolg zu haben. Nach dem Tode des Kurfürsten genoß er bei dessen Nachfolger, Johann Georg II., das größte Vertrauen, versah auch die von diesem veranstaltete Bibelausgabe mit einer Vorrede „von der Herrlichkeit und Lobe des göttlichen Wortes“. Hierfür, wie auch bei andern Gelegenheiten, wurde er vom Kurfürsten mit ansehnlichen Geldgeschenken bedacht.

Seine Predigten weisen der Richtung der Zeit entsprechend in der Form die „Blümelei“, Vorliebe für Bild und Gleichniß, im Inhalt dogmatisches und polemisches Interesse auf. Doch zeigen sie auch vielfach des Redners hervorragende Menschenkenntniß und bedeutende rhetorische Begabung. Zahlreiche Casualreden sind gedruckt worden. In der Seelsorge am Hofe zeigte er Ernst, Freimuth und Würde. Daneben nahmen ihn die Geschäfte der kirchlichen Verwaltung stark in Anspruch, die infolge der mittelbaren und unmittelbaren Einwirkungen des dreißigjährigen Krieges auch in Sachsen besonders schwierig und verwickelt wurden. Unter anderem galt es, Maßregeln zu ergreifen, um das schwer geschädigte Kirchen- und Schulvermögen zu heben und zu sichern. Als Beispiel sei die große Visitation der Universität Leipzig vom Jahre 1659 erwähnt, in deren Verhandlungen bedenkliche Zustände zu Tage traten. Leider fehlte die nöthige Thatkraft, um erfolgreich, helfend und bessernd einzugreifen. Die Berge

von Acten bildeten nur schätzbares Material; die von den Professoren angelegentlichst erflehte Unterstützung ließ lange auf sich warten.

Von dem Reichstage zu Regensburg, wo ihn bereits ein Unwohlsein befallen hatte, zurückgekehrt, wurde W. im Sommer 1664 krank. Nachdem er sich von der kurfürstlichen Familie und den Seinen verabschiedet hatte, starb er am 6. Juli im Alter von 61 Jahren 7 Monaten und wurde in der Sophienkirche begraben. Zahlreiche Gedächtnißreden beklagten seinen Tod und priesen seine Bedeutung für die evangelische Kirche Sachsens.

A. H. Kreyßig, Album der evangelisch-lutherischen Geistlichen im Königreiche Sachsen. Dresden 1883. S. 100. — J. A. Gleich, Annalium Ecclesiasticorum Andrer Theil. Dresden und Leipzig 1730. S. 207 bis 312, wo sich S. 269—285 das Verzeichniß der Schriften befindet. — G. L. Zeißler, Geschichte der Sächsischen Oberhofprediger. Leipzig 1856. S. 58—92. — J. A. Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland. München 1867. S. 525, 618 ff. — Herzog-Plitt, Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. III², 71, 73; XV², 126 ff. — F. Eckstein, Geschichte des lateinischen und griechischen Unterrichts. S. 393. — Mitt. des Vereins f. Geschichte Dresdens. X, 86. — Ueber seine kirchliche Verwaltungsthätigkeit enthält das Dresdner Königliche Hauptstaatsarchiv werthvolles Material. Georg Müller.

Wenck*): Karl Friedrich Christian W., Rechtslehrer, geboren zu Leipzig am 5. Februar 1784, † zu Plagwitz bei Leipzig am 6. Juni 1828. Der Vater, Friedrich August Wilhelm W., ein allgemein geachteter Mann, war Magister philosophiae, Hofrath und ordentlicher Geschichtsprofessor in Leipzig, die Mutter, eine geborene Schmid, eine Beamtentochter aus Eisleben. Bestrebt, seinem Sohne eine gründliche Vorbildung zu geben, ließ W. Karl Friedrich durch zwei tüchtige Privatlehrer unterrichten und sandte ihn 1796 auf die damals trefflich geleitete Thomasschule. 1800 bezog der junge W. die Universität Leipzig, an der sein Vater damals die Rectorwürde bekleidete, — hörte während zweier Semester philosophische Fächer und widmete sich dann namentlich unter Haubold dem Rechtsstudium. Mit Vorliebe nebenbei der altclassischen Litteratur zugethan, fertigte er formgewandte lateinische Gedichte, wurde thätiges Mitglied der von Professor Carus gegründeten philologischen Gesellschaft und vermochte 1801 den späteren Jenenser Professor Dr. H. A. Schott bei seiner Habilitation als Respondent kräftig zu unterstützen. Im September 1804 erwarb er die Würde eines Baccalaureus, im folgenden Jahre die eines Magisters und hielt von da ab juristische Vorträge. Anfangs Februar 1809 promovirte er als Doctor beider Rechte. Seiner Inaugural-Dissertation „de traditione inter possessionis et proprietatis transferendae modum fluctuante“ liegen Savigny's Theorien zu Grunde. Zwischen den Jahren 1810 und 13 hatte er den Tod seines Vaters und seiner beiden Brüder, Eduard und Wilhelm, zu beklagen und war namentlich von dem Hinscheiden des letzteren sehr schmerzlich berührt. 1813 gründete er seinen eigenen Hausstand, indem er sich mit einer Tochter des Leipziger Anatomieprofessors Johann Gottlob Haas verheirathete; aus der sehr glücklichen Ehe gingen sieben Kinder, vier Töchter und drei Söhne hervor. Einige Jahre früher (1810) war er zum außerordentlichen Professor der Rechte in Leipzig ernannt worden und am 4. November des nächsten Jahres erfolgte nach Beseitigung einiger Anstände seine Einführung in das Collegium. In das Jahr 1814 fällt dessen Ernennung als Hofgerichtsrath. 1821 erhielt er die neugegründete ordentliche Professur für Natur- und Völkerrecht und rückte nach

*) Zu Bd. XLI, S. 710.

dem am 14. März 1824 erfolgten Ableben seines früheren Lehrers und späteren Collegen, des Domherrn und Professors Christian Gottlieb Haubold, in die fünfte ordentliche Lehrstelle des sächsischen Rechtes mit Sitz und Stimme in der Facultät ein, welche Stelle er bis zu seinem Ableben bekleidete; dagegen legte er 1824 wegen Geschäftsüberhäufung das Amt eines Universitätssyndikus nieder, wozu ihn 1817 das Vertrauen seiner Collegen durch Wahl berufen hatte.

Mit der kritischen Bearbeitung und Herausgabe größerer wie kleinerer Schriften Haubold's beschäftigt, gedachte er, wegen zu großer Entfernung seines Rittergutes Schenkenberg bei Delitzsch, den Sommer 1828 mit den Seinen in einem Landhause zu Plagwitz bei Leipzig zu verbringen. Allein bald nach erfolgter Uebersiedlung erkrankte unser Gelehrter in gefährlicher Weise und starb nach wenigen Tagen, am 6. Juni 1828. W. galt als gediegener Kenner der Musik, der altclassischen wie modernen deutschen Litteratur. Er war ein sorgsamer Vater, ein gemüthvoller, stets heiterer Mann; wohlthätig gegen mittellose Studirende, erregte sein unerwarteter Tod auch in Universitätskreisen aufrichtige Trauer. Als Schriftsteller gab er u. a. ein „Lehrbuch der Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft“ heraus (Lpzg. 1810. 362 S.), schrieb für die Jenenser Allg. Lit. Z. mehrere Recensionen, dann von 1811 bis 28 einige Abhandlungen und Dissertationen. — Hof- und Justizrath Fried. Carl August Stieber veröffentlichte (Leipzig 1834) „C. Fr. Ch. Wenck, Opuscula acad. adjectis orationibus ineditis et appendicibus etc.“ Wenck's Biographie und der kritischen Aufzählung seiner Arbeiten (44 Nummern) folgen acht bereits gedruckte Abhandlungen (S. 4 bis 288), dann vier von W. zwischen 1825 und 27 gehaltene lateinische Reden (S. 289—370); den Schluß bilden einige schon früher in der Jenenser Lit. Ztg. erschienene Recensionen (371—494). Als Titelkupfer ist das von Frd. Krätzschmer lithographirte Brustbild Wenck's in Medaillonform beigegeben. — Außer dem oben gedachten Schriftenverzeichnisse bei Stieber findet sich ein zweites in (Schmidt's) Neuem Nekrologe der Deutschen (Sechster Jahrg. 1828, 2. Thl.) Fr. C. A. Stieber a. a. O. Praef. VI—XXIV). — Neuer Nekrolog der Deutschen a. a. O. S. 457—69.

v. Eisenhart.

Werder *): Karl Friedrich W., Philosoph und Dichter, wurde am 13. December 1806 in Berlin als Sohn eines Seidenfabrikanten geboren. Als er das Joachimsthal'sche Gymnasium absolvirt hatte, bezog er 1825 die Universität, zunächst um mehr aus Verlegenheit als aus Neigung Jurisprudenz zu studiren, dann um sich ganz in Hegel's Bann mit Feuereifer der Philosophie zuzuwenden. Die beiden einzigen rein philosophischen Arbeiten Werder's („De Platonis Parmenide“, Berliner Dissertation von 1833, und „Logik“, erste [und einzige] Abtheilung, Berlin 1841) athmen denn auch ganz den Geist des „verklärten Meisters“. Dennoch hat W. selbst nie viel von diesen Leistungen und von seinem akademischen Doctorgrad gehalten. Mitten in seiner Studienzeit traf ihn ein schwerer Schicksalsschlag; sein Vater verlor sein ganzes Vermögen. Aber eben dies Ereigniß hat den Sohn nur enger an den Alten gekettet, er sieht es noch spät als eine Bereicherung seines Lebens an, daß er die Eltern, seine „alten müden Kinder“, bis in hohe Tage hat pflegen dürfen. Freilich, zu einer strengen Lebensführung hat er sich entschließen müssen; auf Möglichkeit des Erwerbes mußte er frühzeitig sehen. 1834 habilitirte er sich und verkündete nun auch als Privatdocent und seit 1838 als außerordentlicher Professor mit beredtem Mund die Lehre Hegel's. Die Studenten hingen begeistert an ihm, aber auch er mit gleicher Wärme an seinen Schülern. So schien eine glänzende Kathederthätigkeit vor W. zu liegen. Als jedoch nach Altenstein's

*) Zu Bd. XLI, S. 766.

Tode die Hegel'schen Schüler vor Eichhorn's Augen wenig Gnade fanden, da traf auch W. das Schicksal, bei Seite geschoben zu werden. Er hat es niemals weiter als bis zum Extraordinarius gebracht; und der Geheimrathstitel konnte für die erfahrene Kränkung kein Ausgleich sein. Seine Gedichte verrathen uns, wie er die Enttäuschung zu überwinden wußte. — Aber die Wirkung vom Lehrstuhl herab genügte W. nicht, er brauchte lebendigen Verkehr mit Menschen. Und er wußte Viele der Besten an sich zu fesseln. Zu seinen Freunden gehörten Boeckh und Alexander v. Humboldt, die Hegelianer Gans, Hotho, Carrière, die Russen Stankiewitsch, Bakunin, Turgenjew, die Schauspieler Theodor Döring, Ludwig Devrient, Seydelmann und viele Andre. Auch bei Hofe, obwol er dort jedem Amt ängstlich aus dem Wege ging, war er gern gesehen; Friedrich Wilhelm IV. hat ihn so hoch geschätzt wie Wilhelm I., dem er Vorlesungen über Litteratur hielt. Denn sein weltmännisch freies Wesen, seine temperamentvolle Heiterkeit, sein Idealismus, der frei von aller Weinerlichkeit war, seine echte Frömmigkeit, die sich doch von äußerer Werkheiligkeit oder pflichtschuldiger Kirchengängerei ganz fern hielt — Alles das machte seinen Umgang und sein Gespräch zu einer Erquickung. Die ganze Hälfte aber seiner Lebenssorgen gehörte der Bühne. In allen Fragen des Theaters fühlte er sich als Autorität. Unaufhörlich besuchte er die Vorstellungen und wußte zu lauschen wie kein Zweiter. Aufs Kleinste, bis zur Kunst des Schminkens, erstreckte sich sein Interesse. Man wurde daher in Berliner Hof- und Theaterkreisen früh auf ihn aufmerksam. Er hätte, als Herr v. Küstner 1851 die Intendantur des Hoftheaters abgab, wol an dessen Stelle treten mögen und können; eine starke Hofpartei war der Sache günstig. Aber der Plan zerschlug sich aus unbekannten Gründen, und W. war um eine neue, die größte Enttäuschung seines Lebens reicher. Seine Liebe und sein Rath galt aber dennoch auch in Zukunft der Bühne, nicht nur dem Berliner Schauspielhause, sondern auch dem jungen Unternehmen des Herzogs von Meiningen. W. ist einer der frühesten Verkündiger der Meininger Bestrebungen gewesen.

Inzwischen verrann das äußere Leben Werder's in Berlin gleichförmig. Er blieb Junggesell, denn jenes rührend zarte Verhältniß zu seiner sechs Jahre älteren Cousine führte nicht zur Ehe. Als er, ein zehnjähriger Knabe, Caroline zum ersten Male sah, war sie bereits verlobt; und ihre Ehe mit dem später bis zum Generallieutenant beförderten Herrn v. Fidler ist sehr glücklich gewesen. Aber so lange Fidlers in Berlin wohnten, war W. ihr täglicher Gast; er las der Freundin vor, seine innigsten und treuesten Ueberzeugungen theilte er mit ihr; und besonders als ihr Sohn Hugo unheilbar erkrankte, war er ihr eine Stütze und mühte sich um den Leidenden wie ein Vater.

In solcher Sorge um fremdes Glück ist aus dem jungen Werder der alte Werder geworden, der etwas altmodisch elegante Herr, der allmählich fast ein ganzes Jahrhundert voll ungeheurer Weltereignisse an sich hatte vorbeiziehen lassen, der Alles, was in seinen Gesichtskreis kam, mit den hellen blauen Augen theilnehmend anschaute und in treuem Gedächtniß behielt. Was konnte er erzählen, wenn er einmal anfing, in seinen Erinnerungen zu kramen! Er wußte noch, wie ihn als Kind die Mutter aus dem Bett gerissen hatte, um ihm die einziehenden Kosacken zu zeigen, die Befreier vom französischen Joch. Generationen waren an ihm vorübergegangen; er hatte noch Goethe ins Auge geblickt und Blücher, er hatte noch Friederike Bethmann-Unzelmann im alten Schauspielhause spielen sehen. Mit Varnhagen und Rahel, mit Zelter und Felix Mendelssohn-Bartholdy, mit Tieck, Grabbe, E. T. A. Hoffmann und vielen Anderen hatte er verkehrt. Aber er lebte doch nicht etwa weltabgewandt in der Vergangenheit, sondern schritt bis in seine letzten Jahre rüstig mit seiner

Zeit voran. Standen ihm in der Dichtkunst auch begreiflicherweise die antiken und neueren Classiker obenan, waren in der Musik Mozart's „Figaro“ und Gluck's „Armide“ seine Lieblinge, so zeigte er sich doch auch ganz modernen Werken zugänglich: die Schriften Nietzsche's, die Dramen Ibsen's u. A. hat er unbefangen auf sich wirken lassen. Und diese rege Empfänglichkeit hat ihn jung erhalten auch bei weißen Haaren.

W. hat es auf siebenundachtzig Jahre gebracht. Noch am 6. April 1893 hatte er das Theater besuchen können, dann raffte eine Erkältung ihn schnell dahin, am 10. April Vormittags um 10 Uhr. Ehe man ihn auf dem Garnisonfriedhofe an der Seite Carolinens v. Fidler beisetzte, fand in der Garnisonkirche unter Theilnahme des Hofes, der Universität und der Theater eine Trauerfeier statt. Das Haus an der Ecke der Charlotten- und Französischen Straße, das im Erdgeschoß die Weinstube von Lutter & Wegner enthält, und dessen zweiten Stock W. fast fünfzig Jahre lang bewohnt hat, ließ der Magistrat durch eine Gedenktafel auszeichnen. Auf dem Grabe aber erhebt sich ein schlichtes Monument, das einer der treuesten Schüler des Alten gestiftet hat, Kaiser Wilhelm II.: Amico imperator.

Die lyrischen Gedichte, die W. hinterlassen hat, sind von ihm nie als Sammlung publicirt worden. Nur für den Kreis der Freunde waren sie bestimmt und zu des bescheidenen Dichters eigenem Genügen. Erst nach seinem Tode sind sie von befreundeter Hand herausgegeben worden („Karl Werder's Gedichte, hsg. von Otto Gildemeister“. Berlin 1895). W. war gewiß eine poetisch veranlagte Natur und auch von seiner Dichtergabe überzeugt, Einer, der durch die Poesie Lust und Schmerz ertragen gelernt und der den Weg aus Vereinsamung zur Arbeit zurück immer nur durch die Dichtkunst gefunden hat. Aber dieser Sehnsucht nach Aussprache war die Kraft des Wortes nicht genug gewachsen. Er verfügt nur über eine beschränkte Zahl von Tönen und variirt die gleiche Stimmung unermüdlich. Der Philosoph hat dem Dichter geschadet. Was W. über die tiefsten Lebensfragen gesonnen hat, das übermittelt er meist abstract dem Verstande, nicht der Anschauung. Er war ein Mensch, dem das gleichmäßig verfließende Leben mehr Stimmung und gestaltloses Ahnen, als concretes Erlebniß zuführte. Zwar nennt er seine Lieder des öfteren klare, frische Lieder, er spricht von ihrem Löwenmark; aber so jugendlich das klingt und so heiter sie stellenweise sind, es liegt doch selbst über den Erzeugnissen der Mannesjahre schon etwas von der Milde des nahenden Alters. Lehrhaft äußert er sich; gern wendet er eine Zweitheilung an und bietet ein Bild und seine verstandesmäßige Deutung, einen kleinen Vorgang und seine Nutzanwendung dar. Manche Gedichte sind nur in Verse gebrachte Philosophie, schwerfällige, überlange Perioden, wortreiche Ergüsse; was Goethe in vier Zeilen („Eines schickt sich nicht für Alle“) gesagt hat, dazu braucht W. acht Strophen. So sprachgewandt, wenn auch nie sprachgewaltig der Dichter ist, er ringt doch, was bei diesem Nachempfinder künstlerischer Leistungen Wunder nimmt, mit der Form. Strophische Bildungen haben ihm offenbar Mühe gemacht, sie sind ihm nur in wenigen Fällen rein gelungen. Aber selbst da, wo nicht die Form entzückt, fesselt doch die Wärme des Gefühls und die Reinheit der Gesinnung. Die meisten Lieder sind ernsten Charakters, ganz selten einmal (S. 82 f., 180 f.) kommt der Humor zu Wort. Selbst ein Thema wie die Verherrlichung des Weins (S. 71) ist nicht humoristisch, sondern im Sinne jener veredelten Anakreontik behandelt, wie wir sie bei Klopstock finden: „Wen Gedanken zu dir laden, dem bist du ein Born der Gnaden“. Wo der Dichter nicht in Betrachtung von Tod und Ewigkeit versenkt ist, da richten sich seine Gedanken am

liebsten „frühling-, himmel-, liebewärts“. Seine Gottergebenheit und Weisheit ist das Resultat langen, ernsten Ringens. Er hat das Wirken des Schöpfers in aller Creatur erkannt und findet Ruhe und Frieden in Gott nur dann, wenn er in und mit der ganzen Natur lebt, wenn er mitfühlt mit dem geringsten Geschöpf. Seinen Sinnen ist die Schönheit der Welt, auch die Schönheit der Kunst aufgegangen; sie zu genießen, und diesen Genuß wieder Andre zu lehren, sah er als Aufgabe seines Lebens an. Denn solche Genußfähigkeit und -freudigkeit war ihm durchaus nicht bloße Erholung und Zeitvertreib. Es ist ein echt Werder'sches Wort: „Wenn Genießen nicht auch Thun ist, hab' ich wenig nur gethan; wo für Andre nichts als Ruhn ist, fängt mein Wirken erst recht an“. Aber er war auch nicht blind gegen die Gefahr, die in solcher Meisterschaft des Ruhens, in solcher bloß reproducirenden Thätigkeit liegt; das Nachlassen des Willens, die Unentschlossenheit und Trägheit, in die er zu Zeiten verfällt, hat er selbst als die große Sünde, als den Dämon, der ihn quält, bezeichnet. In solchen Zeiten richtet er ernste dichterische Mahnungen an sich selbst; er faßt kräftige Vorsätze, damit er seines höchsten Erdenwunsches sich werth erweise: ein freier Mann zu sein, keines Menschen Herr, aber auch keines Menschen Diener. Das ist ihm denn zu Theil geworden. Wie im Leben stellt er sich auch in den Gedichten frei und unabhängig dar. Was ihn an alle Geschöpfe Gottes bindet, ist keinerlei Rücksicht oder Selbstsucht, sondern nur die grenzenlose Liebe, mit der er sie alle umspannt. Er, der Kinderlose, umgibt sich mit Thieren, weil ihr Thun und der Blick ihrer Augen ihn festigt in der Liebe zu Gott und Welt. Er kettet treue Freunde an sein Leben; und wenn er sie besingt (S. 85, 94), so sind die Eigenschaften, die er an ihnen feiert, meist auch die, nach denen er selber rang. Ein Zug patriarchalisch traulicher Verehrung fesselt ihn an das preußische Herrscherhaus. Seinem armen geisteskranken Neffen, der aus dem Zusammenbruch seines Intellects nur die kindlich reine Seele mit hinübergerettet hatte, widmet er ein rührendes Gedicht. Schlicht und herzlich feiert er den Lebensabend der Eltern, seiner „alten Kinder“, denen er zu Weihnacht beschcert. Aber die innigsten und zahlreichsten Lieder widmet er der Freundin seiner Jugend und seines Alters, Caroline v. Fidler. Es sind Liebeslieder, doch ohne Begehren, Lieder der Resignation, die, wo sie sich spruchweise verdichten, zu dem Besten der Werder'schen Lyrik gehören. Wenn alter Groll, Hypochondrie und Klagen aufkommen wollen, er weiß, daß er bei ihr, die ihm „von Ewigkeit“ beschieden ist, immer wieder stillen Trost und Frieden findet, aber auch Kraft- und Jugendgefühl, Frohsinn und neue Lieder. Wie einst bei Klopstock, nur freier und nicht so träumereich, fließt bittend und dankend auch bei W. das Gebet zu Gott und die Sehnsucht nach der theuren Frau, himmlische und irdische Liebe, in Eins zusammen.

So innig werth ihm jedoch diese Gedichte waren, so hoffte er doch nicht durch sie, sondern durch sein einziges Drama zur Unsterblichkeit einzugehen, durch seinen „Columbus“. Die Arbeit an diesem Werke hat ihn durchs ganze Leben begleitet. Und als er starb, wußte er seinem Kaiser nichts Theureres zu vermachen, als das kleine vergilbte Columbusbild, das über seinem Sopha gehangen hatte. — Wer vertraut ist mit Werder's künstlerischen Ueberzeugungen, erkennt unschwer, daß er in seinem Drama sein Credo hat zur That machen wollen. Die beispiellose überirdische Gerechtigkeit, die er vor allem im „Hamlet“ entdeckte, hier sollte sie aufs neue in Erscheinung treten, in der langen Kette von Ereignissen, die im Drama den betheiligten Personen wie Zufälle vorkommen und die doch vor dem Auge der Götter — oder was hier dasselbe ist: der Zuschauer — sich sämmtlich als Ursachen und Folgen offenbaren. Blickt man genau hin, so ist in Werder's Drama der erste Ursprung alles Jammers eine

Untreue Ferdinand's des Katholischen; hierhin läßt alle Schuld sich zurückverfolgen, diese eine Unthat vergiftet weithin wirkend jedes, auch das reinste Wollen und Handeln. Und dann eine zweite Ueberzeugung Werder's, die er in dem Schicksal des mächtigen Entdeckers verkörpern wollte: wer der Welt wohlthut, dem muß sie wehthun. Das ist das Schicksal aller wahrhaft großen Männer, all derer, die ihre Lebensaufgabe nicht von Menschen, sondern von ihrem Gott empfangen haben. Als solch ein Gottgesandter fühlt sich Columbus: in den Propheten des alten Bundes sieht er seine Meerfahrt vorausverkündet; und auch die Vollendung des neuen Bundes soll durch ihn geschehen. Den letzten Heiden soll das Evangelium werden, Christophorus wird das Kind der Jungfrau übers Wasser tragen. Und nun verketten sich die Ereignisse; die Folgen eben jenes königlichen Meineids verstricken auch ihn, den Reinen, in Schuld, sein kühnes Unternehmen bringt ihm nur Qual, Schmach und Friedlosigkeit. W. hat einen Plan entworfen, eines großen Gestalters werth; aber gerade der war er nicht. Er ist des Stoffes nicht Herr geworden. Der eigentlichen fünfactigen Tragödie (Columbus' Tod) hat er ein zweiactiges Drama (Die Entdeckung) und diesem wieder einen einactigen Prolog vorausgeschickt. Siebenzehn Mal wechselt in diesen acht Aufzügen der Schauplatz; Bühnenbilder von wunderbarem Reiz tauchen auf, Reden von hinreißender Kraft werden laut. Aber gleich neben dem menschlich Eigenartigen steht wieder das conventionellste Theatergespräch. Die meisten der zeitlich weit von einander liegenden Acte bedürfen am Eingang erst wieder einer langen exponirenden Erzählung, wobei viel farblose Worte gemacht werden und episodische Figuren kommen und gehen. Was aber das Entscheidende ist: auch die Hauptpersonen gewinnen kein ganzes Leben. Sie interessiren nur durch ihre Gesinnung; Gesinnungen aber verbürgen keine Theaterwirkung. Durch solches Urtheil, das sich bei jeder neuen Lectüre bestätigt, konnte man den Dichter schwer kränken; denn für ihn war ein Drama, das nicht die Bühnenprobe bestand, überhaupt kein Drama. Seinem „Columbus“ aber, der es noch immer zu keinem nennenswerthen Erfolg gebracht hatte, prophezeite er die rechte Würdigung erst im zwanzigsten Jahrhundert. — Das Stück wurde auf Tieck's Verwendung zum ersten Male im Januar 1842 mit Seydelmann in der Titelrolle gegeben; aber Seydelmann starb bald darauf. Ein zweiter Versuch 1847 im Charlottenburger Schloßtheater, wo Hendrichs den Columbus spielte, hinterließ keinen nachhaltigeren Eindruck, als die Mannheimer Aufführung von 1882 oder die Berliner von 1892.

W. war eben bei all seiner poetischen Begabung doch keine productive, sondern eine reproductive Natur. Und daher hat er die reichsten Früchte geerntet nicht wo er selber dichtete, sondern wo er die Dichtungen Anderer deutete und ihre Schönheiten verkündete. Das geschah in seinen berühmt gewordenen Vorlesungen über einzelne große Dramen der Weltlitteratur. W. besaß wie Ludwig Tieck ein hervorragendes Talent, sich in eine fremde dramatische Schöpfung einzuleben, und dazu die unerläßliche Gabe der Recitation. Er hat auch ohne Zweifel sein Bemühen als eine Fortsetzung des Werkes Tieck's aufgefaßt. Der Inhalt seiner Vorlesungen ist jetzt einem Jeden zugänglich, denn sie sind trotz dem Sträuben ihres Verfassers wörtlich gedruckt worden. Vierzig Semester hindurch hat W. seine Erläuterung von vier Tragödien vorgetragen. Er begann im Winter 1859/60 mit dem „Hamlet“ („Vorlesungen über Shakespeare's Hamlet“, Berlin 1875; 2. Aufl. 1893). Nach langer Polemik gegen Schlegel, Gervinus, Kreyssig, Flathe und andere Erklärer erörterte er die wichtigsten Probleme: die Stimmung Hamlet's bei der zweiten Hochzeit seiner Mutter, die Wirkung der Enthüllung des Geistes, den Entschluß, ein närrisch Wesen anzulegen, die fünf großen Monologe, Hamlet's Verhalten

gegenüber dem betenden König, seine Schuld gegen Polonius, gegen Rosenkranz und Güldenstern, gegen Ophelia, die letzte Katastrophe; vor allem aber die Tragik der lückenlosen Handlung im Ganzen. Auf diese Weise wies er die Richtigkeit des Wortes nach, das er schon im Anfang der Untersuchung ausgesprochen hatte: Hamlet könne gar nicht anders handeln als er thut; denn nicht zur Ermordung, sondern zur Entlarvung des Claudius fordere der Geist ihn auf. — Mit ebenso emsiger Mühe suchte W. dann 1860 in den Kernpunkt des Charakters Macbeth's einzudringen („Vorlesungen über Shakespeare's Macbeth", Berlin 1885). Kam im „Hamlet" alles auf das Gefüge der Handlung an, so ist hier der eine Mensch die Tragödie. Auf die Beziehungen aller Uebrigen, auch der Lady, zu diesem Einen hat man zu achten. Macbeth selbst aber ist nicht, wie man ihn bisweilen aufgefaßt hat, ein blutdürstiger Tyrann, auch kein Verführter, sondern ein langsam vorschreitender großer Frevler mit ganzer Verantwortlichkeit für sein Thun. Seine Gedankenschuld, der Anfang seiner ehrgeizigen Wünsche liegt weit vor dem Beginn des Stückes. — Im Winter 1860/61 hielt W. zum ersten Mal seine Wallenstein-Vorlesung („Vorlesungen über Schillers Wallenstein", Berlin 1889). Selbstverständlich ist für W. das Drama keine Trilogie, sondern Ein Trauerspiel in zehn (noch richtiger in fünf) Acten mit einem Prolog. W. leugnet Wallenstein's Treubruch nicht; aber er schiebt die größere Hälfte der Schuld dem Kaiser zu. Dann kann aber die Ermordung auch keine tragisch gerechte Strafe für den Verrath am Kaiser, keine Vergeltung sein. Die tiefere Schuld des Friedländers liegt für W. vielmehr in dem Abfall von der Menschlichkeit, darin, daß Wallenstein die Kriegsfurie zur Herrin der Dinge macht. Das entartete, selbstsüchtige Heer, das er sich geschaffen (denn er konnte für seine Zwecke nur ein entartetes brauchen), ist sein Unglück. Das innerste Motiv seines Charakters aber ist der maßlose Wahnglaube an sich selbst; dieser Wahn ist die Nemesis für ihn. Versöhnend wirkt bei alledem nur dies, daß Wallenstein die eigne verderbliche Anlage gar nicht kennt und daher völlig naiv handelt. Viel Wärme setzt W. für die Vertheidigung Octavio's ein, d. h. Octavio's, des Vaters, nicht des legitimen Unterthanen; dann wendet sich die Betrachtung zu den übrigen Personen, Buttler, der Gräfin Terzky, Max und Thekla (mit sehr beachtenswerthen Einwänden), um endlich beredt und mit kundigen Vorschlägen für die Aufführung des ganzen Wallenstein an Einem Abend einzutreten. — Der letzte der vier Cyklen von Vorlesungen trat 1862 ins Leben und behandelte den „Nathan" („Vorlesungen über Lessing's Nathan", Berlin 1892). Auch diese Exegese hat, wie das Drama selbst, die Polemik entbinden helfen. W. muß erst die Mißdeutungen Schiller's, Vischer's, Stahr's weghauen, um Bahn für die eigne Erklärung zu haben. Die Dichtung ist für ihn weder Tragödie, noch Schauspiel; nichts Tragisches kommt in ihr auf, das etwa nur am Schluß glücklicher Auflösung sich entgegenneigte. Der „Nathan" ist vielmehr ein rührendes Stück im allerhöchsten Sinne, das einzige Exemplar dieser Gattung. Vorurtheile über Vorurtheile hat gerade bei diesem Werke W. zu bekämpfen: der Tempelherr handelt nicht aus Fanatismus; Recha ist keine Liebende, ja selbst der Tempelherr im Innersten kein Liebhaber von wahrer Leidenschaft; der „Nathan" ist nicht den Christen zum Tort, den Juden zur Huldigung geschrieben und Vieles mehr.

Aber wenn man sich auch in dieser Weise die Hauptzüge des Inhalts der Werder'schen Vorlesungen vergegenwärtigt, ihren eigentlichen Werth hat man damit noch nicht erfaßt — der liegt nicht in den mitgetheilten Resultaten. W. wollte kein Gelehrter sein oder Jünger zur Gelehrsamkeit heranbilden; er wollte nicht das Wissen über die Kunst, sondern das Gefühl für die Kunst be-

reichern. Deshalb hat er in seinen Vorlesungen den Stoff niemals historisch behandelt, nie den schaffenden Künstler charakterisirt, nie nach der Entstehung, nach Quellen, nach Werden und Wachsen gefragt. Nur das fertige Kunstwerk war Gegenstand der Betrachtung. Dazu kommt, daß seine Vorlesungen eigentlich gar nicht für die stille Lectüre bestimmt sind. Gedruckt nehmen sie sich mit ihren beständigen Unterstreichungen, mit ihren Recapitulationen und ihrem unaufhörlichen „Das ist der Punkt“ oder „Das ist die Sache“, mit dem rechthaberischen Ton oder dem humorlosen Schelten gar nicht sehr erfreulich aus. Man mußte sie eben hören, und nur von ihrem Verfasser hören. Denn W. war ein Meister des Vortrags. Wer in seine Vorlesungen ging, that es hauptsächlich um des Redners willen. Das wußte W., und es schmeichelte ihm. Bei seinem berühmten Abendcolleg war der größte Hörsaal der Universität dicht gefüllt; neben den Studenten saßen würdige Grauköpfe, Officiere, und auch Damen. Schon die Zurüstung war mit einer gewissen Feierlichkeit verbunden und erregte die Erwartung; der Stuhl auf dem Katheder mußte immer in der gleichen schiefen Richtung stehen. Dann kam der kleine Herr eiligen Schrittes herein, warf den Pelzmantel malerisch über den Sitz, legte die goldne Uhr neben sich und begann. Er setzte leise beim Sprechen ein, bedeutungsvolle Pausen, vorbereitende Gesten unterbrachen den Vortrag; allmählich aber schwoll die Stimme zu vollem Klang an. In alledem steckte viel schauspielerische Berechnung; aber ihm stand sie an. Er wußte, wie man durch das Zusammenwirken von Klang der Stimme, Gestus, Blick des Auges, Beugung des Körpers Stimmung erzeugen kann; und er brauchte Stimmung für seine Zwecke und weckte sie ja auch thatsächlich.

Und doch, in dieser stilisirten Form konnte der Mann immer noch nicht sein Bestes geben. Das behielt er den Bevorzugten auf, die ihn in seiner Wohnung besuchen durften. Ein wundersames Junggesellenheim hatte er sich eingerichtet, überladen mit Erinnerungen, ohne Comfort und doch voll Behagen. Urväter Hausrath hatte sich da angesammelt, altmodische Canapees und Lehnstühle, Gipsabgüsse, verstaubte Dichterbüsten, zahllose Bildchen aus alten Tagen. Dort hauste W., empfing den Gast anfangs vielleicht etwas steif und greisenhaft. Aber wenn er, im Sophawinkel halb sitzend, halb liegend, ein Thema ergriffen hatte, das ihm werth war, dann wurde er warm. Dann konnte er lebhaft reden wie ein Jüngling, schelten und lachen, schwärmen und prophezeien. Und dann geschah es auch wol, daß der Schauspieler in W. zum Durchbruch kam; er sprang auf, spielte ganze Scenen und schloß gern mit einem „So muß es gemacht werden“.

So lebt der alte Werder noch in der Erinnerung Vieler weiter, als ein Zeuge längst vergangener Zeit, und doch zugleich als ein Anreger für die Allerjüngsten.

Quellen für diesen Aufsatz sind, außer den Werken Werder's, mündliche Berichte und Nekrologe aus dem Jahre 1893, die es nicht lohnt, einzeln zu notiren. Handschriftliches Material, um das ich den Besitzer des Nachlasses bat, wurde mir leider versagt. — Vgl. sonst: E. Loevinson, Cristoforo Colombo nella letteratura tedesca. Roma 1893. — F. Mauthner, Columbus auf dem Theater. Magazin für Litteratur 61, S. 692/94. — H. Wichmann veröffentlichte Briefe Werder's in der Deutschen Revue, 1893, 4, S. 132—138. — L. Geiger, Berlin 1688—1840. Berlin 1893/5, Bd. 2, S. 443/4. — L. Geiger, Dichter und Frauen. Berlin 1896. Darin ein Aufsatz: „Leopold Schefer und Karl Werder“.

Albert Köster.

Werdum *): Ulrich von W., Häuptling zu Werdum, hat sich als Theilnehmer an einigen diplomatischen Sendungen, sowie als Schriftsteller einen Namen gemacht. Er ist am 1. Januar 1632 in Werdum bei Esens in Ostfriesland geboren, erhielt seinen frühesten Unterricht auf der väterlichen Burg, wurde aber 1645 in die Schule des benachbarten oldenburgischen Städtchens Jever gesandt und besuchte von 1648 bis 1652 die Universität in Franeker, dann 1654 die von Heidelberg. Auf beiden Hochschulen legte er den Grund zu umfassenden Kenntnissen, namentlich auch auf dem Gebiete der classischen Litteratur. Nach seiner Rückkehr 1655 lebte er in Werdum 15 Jahre lang, beschäftigt mit politischen und historischen Studien. Namentlich war es die Geschichte seiner engeren Heimath, Ostfriesland und Harlingerland, sowie die seiner Familie, welche ihn zu schriftstellerischen Versuchen reizten. Seine Schriften sind bis jetzt sämmtlich ungedruckt geblieben; genannt sei davon nur die „Series familiae Werdumanae“, eine Geschichte der Familie von Werdum. Sie ist in vielen Abschriften verbreitet, reicht bis zum Jahre 1667 und enthält namentlich für das 17. Jahrhundert interessante auf Acten gestützte Nachrichten nicht bloß über die Familie von Werdum, sondern auch über Ostfriesland und das Harlingerland, Nachrichten, die um so schätzbarer sind, je weniger chronikalisches Material gerade für jene Zeiten vorhanden ist. Nach dem Tode seiner Eltern in den Mitbesitz der väterlichen Güter gelangt, begab sich Ulrich v. W. auf Reisen in der Absicht, zunächst die Länder des Ostens kennen zu lernen. Auf dem Schiffe zwischen Travemünde und Danzig lernte er einen französischen Agenten, Jean de Courthonne, Abt von Paulmiers, kennen, der im Auftrage seiner Regierung nach Polen reiste, um dort den Sturz des Königs Michael und die Wahl eines französischen Prinzen, des Herzogs von Longueville, zum polnischen Könige zu betreiben. Der Agent, der sich, um unerkannt zu bleiben, zunächst für einen Herrn v. Beauval ausgab, bot Ulrich eine Anstellung angeblich bei einem Vetter für eine Reise nach Polen an. Ulrich willigte ein, erfuhr aber erst später, daß der Vetter eine erdichtete Person sei, und der Abbé selbst ihn als Gefährten auf seiner im Geheimen erfolgenden Reise geworben hatte. Er hat dann diesen während zweier Jahre begleitet. Da beide sich vor dem polnischen Hofe zu scheuen hatten, waren sie gezwungen, oft abenteuerliche Verkleidungen und Namen anzunehmen, sowie ihren Aufenthaltsort von Zeit zu Zeit zu wechseln. So lernte Ulrich v. W. ganz Polen und das benachbarte Preußen kennen, sah die einflußreichsten polnischen Großen, wie z. B. den Großfeldherrn Sobieski, in dessen Heere er 1671 den Feldzug gegen Tataren und Kosacken in der Ukraine mitmachte. Der Tod des französischen Candidaten für den polnischen Thron bereitete der Sendung des Abbé de Paulmiers vorzeitig ein Ende und veranlaßte diesen, nach Frankreich zurückzukehren. Ulrich begleitete ihn auch dorthin, gab dann aber seine Stellung bei dem Abte auf, und bereiste England und die Niederlande, nahm kurzen Aufenthalt auf seiner ostfriesischen Besitzung, um dann von neuem auf Reisen zu gehen. In Stockholm trat er in die Dienste des Grafen Bengt von Oxenstjerna und wurde dessen Hofmeister. Als dieser Graf eine Mission an den Wiener Hof erhielt und mit großem Gefolge im Jahre 1674 dorthin abreiste, ging Ulrich mit ihm, trennte sich aber auf der Rückreise für einige Zeit. Der Graf schätzte ihn indessen so sehr, daß, als er 1676 als schwedischer Bevollmächtigter zu den Friedensverhandlungen nach Nymwegen gesandt wurde, er den Wunsch hegte, Ulrich möge ihm auch dorthin folgen. Es geschah, doch Ulrich hielt es hier nicht lange aus, sondern kehrte im Februar 1677 in die ostfriesische Heimath zurück. Ueber diese seine ver-

*) Zu Bd. XLI, S. 774.

schiedenen Reisen hat er ein ausführliches Journal geführt, das für die Person des Verfassers, sein Leben, seine Anschauungsweise ebenso von Interesse ist, wie für die Cultur der Länder, die er bereiste, und die Sitten der Zeit, weiter aber auch nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte Polens und der Ereignisse in den Jahren 1670—1672 enthält. Die auf Polen bezüglichen Abschnitte sind gedruckt, das Werk als Ganzes harrt aber noch der Veröffentlichung. Nach seiner Heimkehr lebte Ulrich v. W. zwei Jahre hindurch auf seinen Gütern mit der Ausarbeitung seiner Reiseaufzeichnungen beschäftigt, bis er 1679 in die Dienste der Fürstin Christine Charlotte von Ostfriesland trat, die ihn zu ihrem Geheimen Rathe und Vicekammerpräsidenten ernannte. Er hat indessen dieses Amt nicht lange bekleidet, da er schon am 20. März 1681 starb.

Tjaden, Das Gelehrte Ostfriesland, III, 77—110, woselbst ein Verzeichniß der Schriften Ulrich's v. W. — Pannenborg, Ulrich v. W. und sein Reisejournal (1670—1677), Emder Jahrbuch, III, 2 S. 89 ff.

P. Wagner.

Wertheimer *): Samson W. (1658—1724) gebührt nicht nur durch seine Verdienste um Oesterreich während der letzten Türkenkriege und des spanischen Erbfolgestreites, durch das Vertrauen, das er am Hofe dreier deutscher Kaiser genoß, eine Erwähnung in der Geschichte seiner Zeit, sondern auch mit Rücksicht auf die außerordentliche Stellung, die er als Jude seinem Hause zu verleihen und zu erhalten wußte, eine besondere Hervorhebung in der Culturgeschichte Deutschlands. Am 17. Januar 1658 in Worms geboren, von seinem frommen und rabbinisch gelehrten Vater Josef Josel für das Studium des jüdischen Gesetzes bestimmt und erzogen, gerieth W., seit er am 2. December 1684 nach Wien an die Seite des im Lieferungsgeschäfte und als Finanzmann damals bereits hervorragenden Samuel Oppenheimer gelangte, in die kaufmännische Laufbahn, in der er sich bald ebenso fähig als erfolgreich erweisen sollte. Immer tiefer in der neuen Heimath, aus der eben erst 1670 Kaiser Leopold I. die Juden vertrieben hatte, Wurzel fassend und in der Gunst dieses Monarchen sich befestigend, nahm W. bald neben Oppenheimer eine unabhängige und hervorragende Stellung als Banquier deutscher Fürsten und selbst des Kaiserhauses ein. Kurmainz, Kurtrier, Kursachsen und Kurpfalz verliehen ihm der Reihe nach Titel und Stellung eines Hoffactors. Das Wachsthum seines Hauses, die Selbstständigkeit, die er gegen Oppenheimer errungen hatte, lenkten so sehr Aller Augen auf ihn, daß sein Name 1696 in eine Angelegenheit verwickelt wurde, die bis 1698 die Cabinete von Wien und Berlin ungewöhnlich lebhaft beschäftigte. Das Gerücht war aufgetaucht, Samuel Oppenheimer habe durch seinen Geschäftsfreund Ruben Elias Gomperz in Wesel einen Abenteurer, Peters oder Nikolaus Peter von Edelack, dazu gedungen, daß er W., den unbequem gewordenen Concurrenten, durch Mord aus der Welt schaffe. Cardinal Kollonitsch, dem jeder Anlaß zum Sturze Oppenheimer's willkommen war, wußte die völlig grundlose Verläumdung zu einer politischen Affaire aufzubauschen, die für den preußischen Hof ein um so dringenderes Interesse hatte, als man von Wien aus die Retradition des Schwiebuser Kreises in Aussicht stellte, wenn Friedrich III. in die Auslieferung des R. E. Gomperz willigte. Die Verhandlungen mußten jedoch bald abgebrochen werden, da die Bodenlosigkeit der ganzen Anklage immer sicherer zu Tage trat. Oppenheimer war diesmal dem seinem Hause drohenden Untergange mit neuem Glanze und gemehrtem Ansehen entgangen; kein Geringerer als der Held und Retter Oesterreichs in so viel Schlachten, Markgraf Louis von Baden, war ihm durch sein Zeugniß zu Hülfe gekommmen. Für W. hatte die ganze

---

* Zu Bd. XLII, S. 111.

große Staatsangelegenheit kaum die Bedeutung einer Episode. Die Gunst Kaiser Leopold's erhob ihn zu immer höheren Ehren und Stellungen. Im J. 1701 ward ihm sogar die Mission übertragen, vor der Eheschließung Karl Philipp's, des Schwagers Leopold's I., mit Theresia Katharina Lubomirska in Verhandlungen wegen der Mitgift einzutreten. Die schwere Krise, in die der Zusammenbruch des Oppenheimer'schen Hauses und der am 3. Mai 1703 erfolgte Tod Samuel's den ganzen österreichischen Staatscredit versetzt hatten, ging an W. ohne Schaden vorüber, ja er erhob sich jetzt erst vollends zu leitender Stellung. Am 29. August 1703 verlieh ihm Kaiser Leopold ein Schutzprivilegium für weitere 20 Jahre, indem er ihn zu seinem Hoffactor ernannte und ihm Freizügigkeit und unbeschränkte Religionsübung einräumte. Längst hatte ihn damals bereits die Gnadenkette mit dem Bilde seines Kaisers geschmückt. Stets in den Diensten des Hofes thätig, folgte er Leopold, wo immer er sich aufhielt, allezeit freien Eintrittes sicher, auch in den Schlössern Laxenburg und Guntramsdorf ein vielgesehener Gast. An dieser Vertrauensstellung beim Hofe sollte auch der am 5. Mai 1705 eingetretene Tod Kaiser Leopold's I. nichts ändern. Der Thronfolger, Joseph I., hatte die Verwendbarkeit und unbedingte Zuverlässigkeit Wertheimer's bereits als Kronprinz kennen gelernt. Schon am 22. Mai unterzeichnete er daher, eine seiner frühesten Regierungshandlungen, den Gnadenbrief, der W. zu seinem und der Kaiserin Wilhelmine Amalie Oberhoffactor einsetzte und im Genusse aller seiner früher erworbenen Rechte befestigte. Und als am 17. April 1711 nach kaum sechsjähriger Regierung Joseph I. von den Blattern hinweggerafft wurde, ward Wertheimer's Stellung am Hofe auch durch diese schwere Katastrophe nicht erschüttert. Joseph's jüngerer Bruder und Nachfolger, Karl VI., zögerte nicht einen Augenblick, W. die Gnadenbeweise zu erneuern, die sein Vater und Bruder auf dem Throne der Habsburger ihm hatten zu Theil werden lassen; war er doch schon als König von Spanien für manchen Dienst ihm verpflichtet worden. Bereits am 12. November 1711 erhielt W. den Auftrag, sich zu der am 22. December erfolgenden Krönung Karl's zum deutschen Kaiser nach Frankfurt am Main zu begeben, um für die Aufbringung der für die Feierlichkeiten erforderlichen Summen persönlich thätig zu sein. Noch in Frankfurt erhielt er am 5. Januar 1712 vom neuen Kaiser die Bestätigung seiner Privilegien und die Ernennung zum Oberhoffactor.

Der Mann, dem seine unermüdlichen und glücklichen Creditoperationen das unerschütterliche Vertrauen dreier deutscher Kaiser eingebracht hatten, war aber zugleich durch das Hofdecret vom 24. December 1696 der privilegirte Rabbiner der Juden in den kaiserlichen Erbkönigreichen und Landen. In seinen Rechten und seiner gesellschaftlichen Stellung um fast Jahrhunderte seinen Glaubensgenossen vorausgeeilt, hatte er des Zusammenhanges mit diesen keinen Augenblick vergessen. Sein Haus, dem die Besuche eines Eugen von Savoyen, eines Anton Florian Fürsten von Lichtenstein, des Oberhofmeisters Karl's VI., eines Grafen Catigan, des Gesandten Englands, die auch an den Jagden auf den Gütern seines Sohnes Wolf theilnahmen, besonderen Glanz verliehen, war zugleich eine Art jüdischer Canzlei, in der bedrückte Gemeinden Schutz suchten gegen allerlei Rechtskränkungen und die Bittgesuche um Hülfe und Unterstützung zusammenströmten aus den entferntesten Gegenden. Wie er in Kremsier und Proßnitz, in Nikolsburg und Marktbreit, in Eisenstadt und Worms, in Breslau und Frankfurt am Main seine Häuser hatte, so breitete sich sein fürstliches Wohlthun über die verschiedensten Länder und Gemeinden aus. Wo es eine Synagoge zu erbauen, einen Friedhof mit einer Mauer zu umgeben galt, geschah es mit Hülfe seiner Mittel; darum künden in Rechnitz in Ungarn wie in Bingen am Rhein oder zu Wertheim in Baden Gedenktafeln von den Thaten seiner Hochherzigkeit.

Die gleiche Freigebigkeit bethätigte der tief in das rabbinische Schriftthum eingedrungene und in seinem eigenen Gotteshause zu Wien selber es verkündigende und predigende Mann als Mäcen der hebräischen Litteratur und ihren Pflegern gegenüber. Ein Denkmal seines Mäcenatenthums hat er sich vorzüglich durch die aus seinen Mitteln 1721—22 zu Frankfurt am Main veranstaltete Ausgabe des babylonischen Talmuds gestiftet.

Unvergängliche Dankbarkeit hat er sich aber ganz besonders durch die allen Leiden seiner Glaubensgenossen gleichmäßig zugewendete Liebe erworben, die ihn als deren ersten Anwalt und Fürsprecher zu seiner Zeit erscheinen ließ. Je weniger er für seine Person unter der finsteren Unduldsamkeit und den Vorurtheilen der Gesellschaft zu leiden hatte, desto gebieterischer zeigte sich ihm die Aufgabe, seinen Einfluß im Dienste der Unterdrückten, zum Schutze ihrer Menschenrechte aufzubieten, so schwer er auch den Zusammenstoß der Pflichten gar oft empfunden haben mußte, in die den Finanzmann die Rolle des Vertheidigers fremder Interessen brachte. Aber wie er bereits 1700 kein Bedenken trug, sich dafür einzusetzen, daß Eisenmenger's entdecktes Judenthum am Erscheinen, eine Pandorabüchse alles Hasses gleichsam am Auffliegen verhindert werde, so betrachtete er es bis an sein Ende als unabweisliche Pflicht, seinen Glaubensbrüdern beizustehen, wo immer sie zur Wahrnehmung ihres Rechtes ihn anrufen mochten. Ob es seine Heimathsgemeinde Worms, um die er sich nicht minder wie um die Stadt Verdienste erwarb, oder die Judenschaft von Frankfurt am Main war, deren Agenten am Kaiserhofe sein Ehrenprotectorat genossen, oder ob es auch nur eine kleinere Gemeinde galt, wie 1719 das durch eine Feuersbrunst verheerte Nikolsburg oder 1721 die durch einen betrunkenen Caplan in Todesnoth gerathene Gemeinde Aussee, beide in Mähren, sein Eifer war stets der gleiche, seine thatkräftige Unterstützung gleich sicher. Darum entsprachen seinen bürgerlichen und gesellschaftlichen Ehren die Auszeichnungen, mit denen die Glaubensgenossen ihn überhäuften. Die ältesten und angesehensten jüdischen Gemeinden wetteiferten, ihn zu ihrem Rabbiner zu ernennen; Worms, Prag und Krakau verliehen ihm diesen Ehrentitel, der seine Würde als Landesrabbiner von Ungarn noch erhöhte; die Juden im fernen Palästina entsandten einen Boten, der ihm die Erwählung zum Fürsten des heiligen Landes verkünden sollte.

Den Sinn und den weiten Blick, den W. im Leben bethätigte, bekundet auch noch sein Testament, in dem er dem Leben wie dem Wissen gleichmäßig zugewendete Stiftungen errichtete. Am 6. August 1724 schloß er nach langem Leiden in Wien für immer die Augen.

Von seinen Kindern, durch deren Eheverbindungen das Ansehen seines Hauses noch mächtiger emporblühte, verdient ganz besonders genannt zu werden:

S i m o n W o l f W e r t h e i m e r. Seit 1713 selbstständig und amtlich durch Decret vom 13. Januar d. J. in einen Theil der Agenden seines Vaters eingesetzt, blieb W. an der Seite desselben, in allen Stücken sein Beistand und nach Kräften sein Ebenbild. Die Creditgeschäfte des Hauses nahmen nach seinem Eintritte in die Leitung einen noch höheren Aufschwung. Durch seine Verheirathung mit einer Tochter Emanuel Oppenheimer's, des kais. Oberhoffactors, einer Enkelin Samuel's, wurde die alte Verbindung dieser beiden Familien von neuem hergestellt, was auch der Finanzmacht ihrer Häuser zu Gute kam. Aber W., mit den Beziehungen des Vaters sich nicht begnügend, hatte seine Reichthümer auch in den Dienst des kurfürstlichen bairischen Hauses zu stellen angefangen und dadurch den Grund zu seinem nur zu bald hereinbrechenden Ruine gelegt. Schon 1724 wurden die versprochenen Zahlungstermine nicht eingehalten, sodaß er 1733 sich endlich gezwungen sieht, seine „Handlung zu sistiren“. Erst der Entschluß

Maximilian Josef's III., die Forderungen Wertheimer's zu liquidiren, erlöste ihn von dem Banne, der Jahrzehnte hindurch an seiner kaufmännischen Ehre und an dem Marke seines Lebens gezehrt hatte; war er doch in die furchtbare Bedrängniß gerathen, von den Stiftungen seines Vaters kaum die Hälfte der Zinsen, von dem für die deutschen Juden Palästinas in seiner Verwaltung befindlichen Legate seit 1733 überhaupt keine Interessen bezahlen zu können. Die Ehre war gerettet, der väterliche Name aus den schweren Verlusten unbefleckt hervorgegangen; das Liquidationsschema war am 1. August 1754 in Hinsicht auf die „dem baierischen Hofe geleistete Treue und uninteressirten Dienste" ratificirt worden. Sein Ansehen unter den Glaubensgenossen hatte er auch in den schwersten Tagen aufrecht zu erhalten gewußt; es war das Einzige, was in allem Wandel der Verhältnisse ihm treu geblieben war bis an den Tod. Als er 1763 auf einer Reise in München verstarb, schlossen die jüdischen Gemeinden von Gunzenhausen, Pfersee und Steppach dem Leichenconducte nach Kriegshaber sich an, um dem verdienten Sohne Samson Wertheimer's die letzte Ehre zu erweisen.

Eine große Zahl von Familien, von denen nur die Namen Wertheim, Wertheimer, Wertheimber und Wertheimstein hier genannt werden sollen, führen auf Samson Wertheimer und seine Kinder ihren Stammbaum zurück.

David Kaufmann, Zur Geschichte jüdischer Familien: I. Samson Wertheimer, der Oberhoffactor und Landesrabbiner (1658—1724) und seine Kinder (1888); II. R. Jaïr Chajjim Bacharach (1658—1702) und seine Ahnen (1894); Urkundliches aus dem Leben Samson Wertheimer's (1892); Jerusalem-Jahrbuch IV. ed. A. M. Luncz, S. 25—50, 77—82; Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums 40 (1896), S. 220—29, 262—791: v. Mensi, Die Finanzen Oesterreichs.

David Kaufmann.

Widenfeldt*): Adam W., Jurist in Köln, † am 2. Juni 1678, 60 Jahre alt, theologischer Schriftsteller. Er hat sich einen angesehenen Namen in der theologischen Litteratur erworben durch ein Schriftchen gegen Uebertreibungen in der Marienverehrung, welches 1673 zu Gent, 1674 zu Köln und zu Lüttich erschien: „Monita salutaria Beatae Mariae Virginis ad cultores suos indiscretos". Das Schriftchen zeigt, daß der Verfasser ein frommer Katholik, dabei ein gelehrter und selbständig denkender Mann und ein gewandter lateinischer Schriftsteller war. Er schrieb im Einverständniß mit seinem Freunde, dem Kölnischen Weihbischof Peter von Walenburg (s. A. D. B. XL, 728), sein Schriftchen erschien in Lüttich und Köln mit den vorgeschriebenen Approbationen. Im Juni 1674 erschien ein lobender Hirtenbrief darüber von dem Bischof Gilbert de Choiseul du Plessis-Praslin von Tournay. Bald erschienen auch zwei französische Uebersetzungen, eine von G. Gerberon, und eine flämische. Das Schriftchen fand aber auch bald von mehreren Seiten eine heftige Anfeindung, wurde in Rom denuncirt und trotz der Bemühungen des Bischofs von Tournay, des Erzbischofs von Köln, Maximilian Herzog von Baiern, des holländischen Bischofs Neercassel, des Cardinals Bona und Anderer am 17. Juni 1674 in den Index gesetzt. W. schrieb eine Vertheidigung; er schickte sie seinem Approbator Gillemans in Gent, der sie als „Epistola apologetica auctoris Monitorum . . ." zu Mecheln 1674 drucken ließ. Der Streit über die Monita dauerte noch einige Jahrzehnte fort. Namentlich schrieb eine ganze Reihe von Jesuiten dagegen, u. a. J. Crasset 1679. Sie brachten auch die Angabe auf, das Schriftchen gehöre zu der jansenistischen Litteratur. Es wurde freilich von Bischöfen und

*) Zu Bd. XLII, S. 341.

Theologen vertheidigt, empfohlen und verbreitet, die zu den Jansenisten gezählt wurden; aber A. Arnauld sagt, er und seine Freunde hätten von W. erst nach dem Erscheinen seiner Monita etwas gehört und niemals Verkehr mit ihm gehabt. Ganz im Sinne von W. sind geschrieben: De la dévotion à la sainte Vierge et du culte qui lui est du von Adrian Baillet (Paris 1693) und Tractatus quatuor de Sanctorum et praecipue B. M. V. cultu, von dem Bischof Neercassel (Utrecht 1675). Dem Buche von Baillet ist eine französische Uebersetzung der Monita beigedruckt, ebenso den liberal-katholischen Essais von F. Huet (1856). Das Original in der Historia Jansenismi von Leydecker. Die Streitschriften über die Monita verzeichnet am vollständigsten der Artikel Widenfeldt in der Bibliothèque Janseniste.

Reusch, Der Index d. verbotenen Bücher II, 547. — Deutscher Merkur 1888, Nr. 2 u. 3. Reusch.

Wiederhold*): Kuno Freiherr von W., königlich württembergischer Generallieutenant, war am 31. August 1809 zu Stuttgart geboren. Eine glänzend bestandene Prüfung, auf Grund deren er im Frühjahre 1826 in die Kriegsschule zu Ludwigsburg eintrat, empfahl ihn dem Leiter der Anstalt, dem General v. Varnbüler (s. A. D. B. XXXIX, 490), welcher sein Gönner ward und auf dessen Vorschlag er 1829 zum Lieutenant im Generalquartiermeisterstabe befördert wurde. Um für eine Verwendung in letzterem weiter vorbereitet zu werden, besuchte er, in Gemäßheit einer für diese Art von Officieren in Württemberg damals geltenden Anordnung, zu seiner weiteren Ausbildung zunächst die Universität Tübingen und ging dann auf Reisen nach Frankreich, Belgien, Oesterreich, Italien und dem übrigen Deutschland. Nach der Heimkehr begann für W. der praktische Dienst im Generalquartiermeisterstabe, wozu auch das Ertheilen von Unterricht an der Kriegsschule gehörte. Erwünschte Gelegenheit weitere Erfahrungen zu sammeln als die engen Verhältnisse der kleinen Truppenmacht des Königreiches gestatteten, brachen zunächst die im J. 1840 abgehaltenen Herbstübungen des VIII. deutschen Bundes-Armeecorps und alsdann die Theilnahme an mancherlei kriegerischen Vorgängen, zu denen die Bewegung von 1848 und 1849 Anlaß gab. W., schon 1847 zum Major aufgerückt, ward damals sowol gegen die Aufständischen im Schwarzwalde und am Oberrheine, wo er als Generalstabschef des Generals v. Miller (s. A. D. B. XXI, 757) thätig war, wie in Schleswig-Holstein verwendet. 1849 zum Oberstlieutenant befördert, wurde er 1849 zum Oberst und Adjutanten König Wilhelm's I. ernannt, welchen er zu der Conferenz von Bregenz begleitete und der ihn mehrfach zu militärisch-diplomatischen Sendungen gebrauchte. Daneben hielt er in Stuttgart vor einer zahlreichen Hörerschaft Vorträge, welche unter der Bezeichnung „Taktische Vorträge" veröffentlicht wurden. Aus dieser Stellung schied er 1853 durch seine Ernennung zum Generalquartiermeister, welcher im nächsten Jahre die zum Generalmajor folgte. Sein Hauptaugenmerk war jetzt auf die Vorbereitung der Officieranwärter für ihren Beruf, auf die Fortbildung der Officiere des Generalquartiermeisterstabes für ihre Sonderbestimmung und auf eine möglichst kriegsmäßige Anlage und Durchführung der größeren Truppenübungen gerichtet; der eigene Blick wurde durch das Beiwohnen von Manövern fremder Heere und durch die Theilnahme an Inspectionen anderer Bundescontingente geschärft und erweitert. Bei der Mobilmachung vom Jahre 1859 war er als Chef des Generalstabes des VIII. Bundes-Armeecorps thätig, 1864 trat er als Generallieutenant an die Spitze der württembergischen Infanteriedivision und damit in ein unerquickliches Verhältniß zum Kriegsminister, dem obengenannten

*) Zu Bd. XLII, S. 388.

General v. Miller, welcher am Alten hing und Wiederhold's Bestrebungen, die auf eine, den geänderten Verhältnissen mehr Rechnung tragende Fortentwicklung der militärischen Einrichtungen hinzielten, wenig wohlwollend gegenüberstand. Ein von letzterem herrührendes Exercirreglement gelangte erst durch ein Machtwort des Königs, jetzt König Karl, zur Ausführung. Der frische Zug, welchen des letzteren am 25. Juni 1864 erfolgter Regierungsantritt in das militärische Leben brachte, veranlaßte, daß im J. 1865 nach Miller's Uebertritte in den Ruhestand W. zum Kriegsminister ernannt wurde. Am 1. September übernahm er das Amt. Aber es zeigte sich, daß er seine Kräfte überschätzt hatte. Er mußte in manches Wespennest stechen, verletzte viele Persönlichkeiten und kränkte manche Eitelkeit. Daß die Früchte seines Mühens nicht sofort sichtbar waren, wurde ihm zum Vorwurfe gemacht, der Angriffspunkte gab es genug, seine Stellung war bald erschüttert und schon am 9. Mai 1866 wurde ihm der erbetene Abschied bewilligt. Daß ihm die nämliche Stellung im März 1870 von neuem angeboten wurde, gewährte ihm eine glänzende Genugthuung, er glaubte aber trotzdem nicht mit Nutzen wirken zu können und lehnte ab. Die Ereignisse hatten dargethan und sollten ferner beweisen, daß er bei den meisten der von ihm vertretenen Grundsätze und vorgeschlagenen Maßregeln sich auf dem richtigen Wege befunden hatte. Von 1868 bis 1882 war er als Vertreter der Ritterschaft Mitglied der Kammer der Abgeordneten, wo er in echt deutschem, vaterlandsfreundlichem Sinne wirkte. Er starb am 24. December 1885 zu Eßlingen, wohin er nach seinem Scheiden aus dem Dienste übersiedelt war.

Militär-Wochenblatt Nr. 9. Berlin 1886. B. Poten.

Wiehe *): Johann Karl Ernst W., Architekt († 1894), wurde am 17. November 1842 in Braunschweig geboren. Sein Vater, Heinr. Friedrich Christ. W., war ein Steinhauer- und Maurermeister, der auf seiner Wanderschaft am Dome zu Regensburg längere Zeit mitgearbeitet hatte († 1872), seine Mutter, Auguste geb. Williges, die Tochter eines Victualienhändlers in Braunschweig († 1890). Ernst W. besuchte das Realgymnasium seiner Vaterstadt und bezog zu Ostern 1858 das Collegium Carolinum daselbst, um sich dem Baufache zu widmen, eine Wahl, zu der er wol durch den Beruf und die Neigung des Vaters zuerst mag angeregt worden sein. Er verweilte auf dem Colleg drei Jahre und fand dann seine erste praktische Beschäftigung unter dem Stadtbaumeister Tappe bei der Restauration der Brüdernkirche in Braunschweig, gerade auf dem Gebiete, dem der Wiederherstellung mittelalterlicher Kirchenbauten, auf dem er später Hervorragendes leisten sollte. Im J. 1864 bestand er die erste Staatsprüfung, das Baueleveneramen, und im Herbste des folgenden Jahres begab er sich nach Wien, wo er besonders bei dem berühmten Dombaumeister Professor Friedrich Schmidt arbeitete. Währte sein Aufenthalt hier auch nicht lange, da die Kriegsunruhen des Jahres 1866 ihn bereits in die Heimath zurückriefen, so wurde er doch bestimmend für sein Leben, weil durch Schmidt, zu dem W. sein Leben lang als zu seinem Lehrer und Meister dankbar emporschaute, hauptsächlich die Vorliebe für die Gothik in ihm geweckt und gestärkt wurde, die ihn nie wieder verlassen hat. Das günstige Zeugniß, das Schmidt ihm ausstellte, beweist auch, wie viel dieser von dem strebsamen Schüler sich für die Zukunft versprach. Im November 1866 bestand W. die zweite Staatsprüfung, die für die Bauconducteure, und bald darauf führte er sein Erstlingswerk, die Kirche in Thedinghausen aus. Hier lernte er die Tochter des Physicus Dr. L. W. A. Vetterlein, Luise Charl. Ant. V., kennen, mit der er am 25. November 1869 den Lebensbund schloß. Inzwischen war er durch Patent vom

*) Zu Bd. XLII, S. 395.

2. Februar 1869 zum Bauconducteur ernannt und seit dem 1. März d. Js. auf dem Secretariate der herzoglichen Baudirection in Braunschweig beschäftigt worden. Im December des folgenden Jahres erfolgte seine Ernennung zum Kreisbauconducteur und zum 1. Januar 1873 wurde ihm als Kreisbaumeister der Hochbaukreis in der Stadt Braunschweig an Stelle des in den Ruhestand versetzten Bauraths Fr. Krahe übertragen. So kam schon um diese Zeit auch das Gebäude unter seine besondere Aufsicht, das länger und mehr als alle anderen sein Sinnen und Können in Anspruch nehmen sollte, der alte St. Blasiusdom Heinrich's des Löwen. Etwa um diese Zeit faßte das herzogliche Staatsministerium den Entschluß, die Restauration sämmtlicher Klosterkirchen des Landes einheitlich zu gestalten, sowie Projecte und Kostenanschläge für diese Arbeit aufstellen zu lassen. Diese Aufgabe wurde 1876 W. übertragen, der schon vorher bei der Wiederherstellung der St. Lorenzkirche in Schöningen seine Befähigung zu solcher Arbeit glänzend bewiesen hatte. Am 1. April 1877 wurde er dann zum Baurathe und stimmführenden Mitgliede der herzogl. Baudirection ernannt, zugleich auch, als erster in einer auf Anregung der Landessynode neugeschaffenen Stellung, zum technischen Mitgliede des herzoglichen Consistoriums in Wolfenbüttel, gleich darauf ferner zum ordentlichen Mitgliede der Bauexaminationscommission. Jetzt war er an die Stelle gesetzt worden, die er bis zu seinem Tode in trefflichster Weise ausfüllte und in der er sich um das Bauwesen des Herzogthums bleibende Verdienste erworben hat. Es begann nun eine Periode des rüstigsten Schaffens auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulbaues und nicht minder auch auf dem der Wiederherstellung der schönen Klosterkirchen des Herzogthums, der W. seine besten Kräfte widmete. Es genüge hier, außer an den Dom zu Braunschweig an die Kirchen zu Marienberg, Marienthal, Königslutter, Süpplingen, Riddagshausen, Amelungsborn und Kemnade zu erinnern, die ganz oder theilweise unter seiner unausgesetzten Leitung restaurirt worden sind. Auch die Pläne zu vielen neuen Gotteshäusern im Lande rühren von ihm selbst her oder sind unter seiner speciellen Aufsicht ausgearbeitet worden, wie die der Kirchen zu Lunsen, Rüningen, Barmke, Bevern, Braunlage, Delligsen, Halle, Jerxheim, Stroit, Vorwohle u. a., ebenso die Entwürfe zahlreicher Schulbauten, wie der des neuen Gymnasiums in Braunschweig. Hier verstand er vorzüglich die praktischen Bedürfnisse nach Wunsch zu erfüllen, mit den gegebenen Mitteln vorsichtig Haus zu halten und ließ daneben doch auch bei Nützlichkeitsbauten die ästhetischen Rücksichten keineswegs außer Acht. Es ist auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulbaues in Braunschweig mit Wiehe's Thätigkeit geradezu eine neue Periode angebrochen, die sich auf das vortheilhafteste von der vorigen Zeit unterscheidet. Außerdem sind auch noch einige andere Bauwerke von ihm entworfen worden: die Herberge zur Heimath, das Marienstift und als letztes Denkmal, das er sich errichtete, das aber erst nach seinem Tode vollendet wurde, das schöne in gothischem Stile erbaute Finanzbehördenhaus in Braunschweig. Leider waren der unermüdlichen Arbeitslust Wiehe's, die sich überall persönlich zu bethätigen wünschte, die Körperkräfte nicht gewachsen. Es stellte sich ein Lungenleiden bei ihm ein, und er verbrachte den Winter von 1892 auf 93 in Arosa. Als er Ende April nach Hause zurückgekehrt war, nahm er mit dem alten Eifer wol zu früh und ohne die nöthige Vorsicht die ihm ans Herz gewachsene Thätigkeit wieder auf. Schon im Juli erkrankte er aufs neue, besuchte im September ohne Erfolg Lippspringe und nahm im Februar 1894 einen Aufenthalt in Gardone, den er bei Eintritt der heißen Jahreszeit mit dem zu Reichenhall vertauschte. Auch in der Ferne verfolgte er mit lebhafter Theilnahme den Fortgang der ihm unterstellten Bauten und Restaurationsarbeiten. Eine kleine Schrift über die „Ausmalung der Stiftskirche zu Königslutter“

(Braunschweig 1894), die er dort verfaßte, ist die Frucht solcher Gedanken. Er sollte die Stätte seiner Wirksamkeit nicht wiedersehen. Am 1. August 1894 ist er in Reichenhall gestorben und am 5. August auf dem Centralfriedhofe zu Braunschweig bestattet worden.

W. verband mit einer reichen künstlerischen Schaffenskraft, einem empfänglichen Sinne für das Schöne in Kunst und Natur, rascher Auffassung und scharfer Beobachtungsgabe gründliche technische Kenntnisse und Fertigkeiten, einen eisernen Fleiß, der sich schwer genug that und auch in Nebendingen nicht erlahmte, eine peinliche Gewissenhaftigkeit in seinem Berufe, eine große Geschäftsgewandtheit und Arbeitskraft, die ihn in den Stand setzten, den zahlreichen dienstlichen und außerdienstlichen Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, pünktlich zu entsprechen, und einen lebendigen geschichtlichen Sinn, der durch eifrige Studien geschult und vertieft ihn ganz besonders zum Verständniß und zur Wiederherstellung alter Bauwerke befähigte. Es war vor allem der mittelalterliche Kirchenbau, mit dem er sich auf das gründlichste wissenschaftlich und künstlerisch beschäftigte. Ihn beseelte wirkliche Pietät vor dem Alten, geschichtlich Ueberlieferten, und er suchte an alten Bauwerken zu retten, was irgend in seinen Kräften stand. Seinem Eifer, der der Sache galt und nicht müde wurde in dem Streben, die Mitglieder der Regierung, des Consistoriums, der Kammer, der städtischen und der Gemeindebehörden für seine Pläne immer aufs neue in liebenswürdigster Form zu gewinnen und die erforderlichen, oft sehr erheblichen Geldmittel dafür flüssig zu machen, ist es zu verdanken, daß manche schöne Gebäude, die schon dem Untergange geweiht schienen, wie die alte Johanniterkirche zu Süpplingenburg, die Georgscapelle in Helmstedt u. a., dennoch erhalten und in würdigster Weise wieder hergestellt wurden. Seine Hauptsorge galt dem Dome in Braunschweig. Hier ist die Restaurirung des Langhauses und der Seitenschiffe 1891 von ihm vollendet, während die des Chores später von ihm begonnen wurde und erst jetzt von seinem Amtsnachfolger zu Ende geführt werden wird. Die Entdeckung alter Gemälderéste im Langhause veranlaßte die Vermalung auch dieses Bautheils, zu dessen Oberleitung auf Wiehe's Antrieb eine Autorität auf diesem Felde, der Director des germanischen Museums zu Nürnberg v. Essenwein, hinzugezogen wurde, der die Cartons zu den Gemälden entwarf und eine besondere Schrift über „die Wandgemälde im Dome zu Braunschweig" (Nürnberg 1881) herausgab. Ebenso hat v. Essenwein auch die Leitung der Ausmalung der Kirche zu Königslutter übernommen, die dann nach seinem Tode W. weiterführte, deren Vollendung aber auch er nicht mehr erleben sollte. Die Ausführung der Malerei besorgte in beiden Kirchen der Hofdecorationsmaler A. Quensen, einer der tüchtigsten Braunschweiger Werkmeister, die wol den größten Theil ihrer Schulung in mittelalterlicher Form und Ausschmückung Wiehe's Anregung verdanken. Für die Ausmalung der Kirchen im ganzen Lande ist Wiehe's Wirksamkeit von großer Bedeutung gewesen. Ein Lieblingsplan von ihm war es ferner, über alle Klosteranlagen, in die er sich mit Eifer versenkt hatte, eingehende Monographien herauszugeben; fleißige Vorarbeiten hatte er dazu bereits in großer Zahl gemacht, doch zur Bearbeitung ist leider nichts mehr gekommen. Allen Bestrebungen auf dem Gebiete der Baukunst wie der Geschichte schenkte er ein lebhaftes Interesse; er wirkte eifrig für die Erhaltung der Burg Dankwarderode und gehörte zu den Begründern des vaterländischen Museums in Braunschweig, für das er besonders eine architektonische Abtheilung ins Werk zu setzen suchte. Er besaß ein tief religiöses Gemüth, ein warmes kirchliches Interesse und war, wenn er Kirchen baute, auch mit dem Herzen bei der Sache; er gehörte dem Vorstande mehrerer milder Stiftungen an und war hier stets gern bereit, namentlich sein

technisches Wissen und Können zur Verfügung zu stellen. Dabei war er eine liebenswürdige Persönlichkeit, ein Mann von ruhiger Würde und gemüthvollem Humor, der ohne Hasten still und sicher seinen Weg ging, angenehm auch in dem Verkehr mit seinen Collegen, von denen einer, der ihm sehr nahe stand, sein Wesen also charakterisirte: „Immer bescheiden wollte er niemals hervortreten, immer dienstwillig half er, wo er konnte, fürsorglich für die Seinen, gefällig gegen jedermann, milde in seinem Urtheil, frohsinnig im geselligen Kreise und unerschütterlich in seinem Gottvertrauen“.

Fr. Lilly's Aufsatz i. d. Brnschw. Anzeigen v. 15. März 1895, Nr. 74. — Ev.-luth. Monatsbl. f. Br. 1894, Nr. 20. 21. — Brschw. Magazin 1897, S. 197. — Nachrichten aus d. Familie. P. Zimmermann.

Wiehrl *): Martin W., Priester der Diöcese Speier, † am 19. März 1794. Aus dem bischöflichen Seminar in Bruchsal, dessen Alumnus er gewesen war, wurde W. im J. 1778 auf das Ersuchen des Markgrafen von Baden, ihm einen geeigneten Lehrer der Philosophie für die katholische Lehranstalt in Baden zu überweisen, von dem Fürstbischof von Speier dahin gesandt, um diese Professur zu übernehmen. Der im übrigen unbedeutende Mann, der einer seichten rationalistischen Modephilosophie und Nützlichkeitsmoral gehuldigt zu haben scheint, gelangte zu einer zeitweiligen Berühmtheit eigener Art durch die philosophischen Thesen, die er im März 1780 drucken ließ: „Lehrsätze aus der praktischen Philosophie vertheidigt von Franz Anton Gall aus Tiefenbronn, August Schnitzler aus Steinbach. Baden den 16. März 1780“ (vollständig abgedruckt auch in den Acta hist.-eccl. nostri temporis VII, 623—634). Die Thesen waren dem Lehrbuch der praktischen Philosophie des Göttinger Professors der Philosophie J. G. H. Feder entnommen, nach welchem Buche W. seine Vorlesungen über philosophische Moral hielt, wie dasselbe damals auch an andern katholischen Lehranstalten, besonders an den österreichischen Universitäten, als Lehrbuch benutzt wurde. W. hatte diese Thesen eigenmächtig drucken lassen, ohne sie zuvor in vorschriftsmäßiger Weise dem Director der Lehranstalt zur Censur zu unterbreiten. Dieser nahm davon Veranlassung, sich bei dem Markgrafen zu beschweren, sodann die Abhaltung der Disputation zu verbieten und die Thesen dem Fürstbischof einzusenden. Von Seiten des bischöflichen Ordinariates wurden darauf dem W. achttägige geistliche Exercitien zur Buße auferlegt für die ordnungswidrige Handlungsweise, und ihm die öffentliche Vertheidigung der Thesen untersagt, da Anstößiges darin vorkomme. Eine darauf hin von dem Markgrafen anberaumte Disputation in Gegenwart der Professoren der Lehranstalten von Baden und Rastatt verlief ohne Resultat. Inzwischen wollte der Fürstbischof den W. von Baden abberufen, um ihm eine Lehrstelle an dem Clericalseminar in Bruchsal zu übertragen und ihn dort unter unmittelbarer Aufsicht zu haben. W. weigerte sich aber, von Baden wegzugehen, und der Markgraf stellte sich auf seine Seite. Auch der Aufforderung, persönlich in Bruchsal zu erscheinen, um über seine Thesen Rechenschaft zu geben, leistete W. nicht Folge. Die darüber zwischen dem Fürstbischof und dem Markgrafen entstandene Meinungsverschiedenheit veranlaßte jenen, die Thesen den theologischen Facultäten von Heidelberg und Straßburg vorzulegen, damit dieselben ihr Gutachten abgeben sollten, während der Markgraf sich an die theologische und die philosophische Facultät zu Freiburg wandte. Die beiden Freiburger Facultäten gaben ihre Gutachten zu Gunsten Wiehrl's, während die Heidelberger und Straßburger Theologen mehrere Sätze als verwerflich bezeichneten. Unter den als anstößig bezeichneten Sätzen sind besonders die beiden folgenden hervorzuheben: „Selbstliebe ist der einzige ursprüngliche Grundtrieb des Menschen“. „Aus ver-

*) Zu Bd. XLII, S. 395.

nünftigen Begriffen von Gott erhellet, daß Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit, Anbetung und Vertrauen auf Gott die unmittelbarsten Folgen der Selbstliebe sind.“ Die Gutachten von Heidelberg und Straßburg ließ der Fürstbischof von Speier, August Graf von Limburg-Styrum, mit einem Hirtenbrief vom 28. December 1780 drucken. W. wurde die fernere Ausübung des Lehramtes und den andern Professoren zu Baden die Vertheidigung seiner Thesen untersagt. Gegen die Heidelberger und Straßburger Gutachten verfaßten die Freiburger Facultäten im Februar eine neue Vertheidigung, welche zugleich mit deren früheren Gutachten im Auftrage des Markgrafen in Karlsruhe gedruckt wurde („Vollständiger Abdruck zweier, von der phil. u. theol. kath. Facultät der k. k. vorderösterreichischen Akademie zu Freiburg i. B. gestellten Bedenken . . .“, Karlsruhe 1781), mit einem vorausgehenden „Aktenmäßigen Vorbericht“ von dem markgräflich badischen geheimen Referendar K. F. Seubert, und einer von W. selbst lateinisch verfaßten Erklärung der angefochtenen Sätze. (Letztere ist in deutscher Uebersetzung auch abgedruckt in den Acta hist.-eccl. nostri temporis VII, 684—714.) Gegen Seubert erschien eine Erwiderung von dem geistlichen geheimen Referendar Anton Schmidt in Bruchsal (Bruchsal 1781). Ein anonymes „Schreiben an einen Freund“ zu Gunsten der Wiehrl'schen Sache (1781) verurtheilte der Fürstbischof in einem Hirtenbrief vom 10. März 1781. Seitdem erschien noch eine größere Anzahl von Schriften für und gegen W., theils von Professoren der durch ihre Gutachten an dem Streite betheiligten Facultäten, theils anonym. Eine gute bibliographische Uebersicht über die Litteratur ist in der Nova Bibliotheca Friburgensis gegeben, eine noch vollständigere bei Walch (s. unten). Die vollständigste Sammlung der amtlichen Actenstücke ist die „Collectio Scriptorum ad theses philosophicas Badenses . . . spectantium. Sammlung der Schriften über die Badenschen Lehrsätze aus der praktischen Philosophie vom 16. März 1780“ (Bruchsal 1781). Im J. 1782 äußerten sich noch die Facultäten von Wien, Prag, Fulda und Salzburg zu Gunsten Wiehrl's; diese Gutachten sind gedruckt in der Schrift: „Weitere Beleuchtung der Wiehrlischen Sache“ (1782). (Die wichtigsten Documente sind theilweise auch abgedruckt in der unten anzuführenden Litteratur.) Inzwischen war die Sache auch in Rom anhängig gemacht worden. Da die Entscheidung auf sich warten ließ, wurde W. vom Markgrafen wieder in das Lehramt eingesetzt und begann seine Thätigkeit wieder am 9. Januar 1783. Die inzwischen erfolgte Verfügung der Index-Congregation wurde ihm mit einem Schreiben des Fürstbischofs vom 20. Januar 1783 zugestellt. Die Index-Congregation legte ihm eine Erklärung der beanstandeten Sätze vor (abgedruckt in der Nova Bibl. Frib. VI, 721—725) und verlangte von ihm die Erklärung, daß er die Sätze nur in diesem Sinne verstanden haben wolle; ferner sollte er versprechen, auch von den übrigen Sätzen eine lat. Uebersetzung nach Rom zu senden und später das Ganze mit den ihm etwa weiter zukommenden Erläuterungen drucken zu lassen. Etwas weiteres scheint indessen in der Sache nicht mehr erfolgt zu sein, nachdem W. die geforderte Erklärung abgegeben hatte. Auf den Index sind die Thesen nicht gekommen. Seitdem hört man nicht mehr viel von dem Manne. Er blieb noch bis 1791 in seinem Amte in Baden; an Ostern dieses Jahres wurde er abgesetzt und erhielt dann die Pfarrei Mörsch bei Karlsruhe, welche er am 23. November 1791 bezog; dort ist er auch gestorben.

Nachrichten und Urkunden zur Geschichte der Verketzerung Herrn Martin Wiehrl; Acta historico-ecclesiastica nostri temporis, VII. Band (1781), S. 599—716. — Brevis notitia dissidii de Thesibus Badenae anno 1780 propugnatis; deque scriptis, quae in eam rem hucusque prodierunt; Nova Bibliotheca ecclesiastica Friburgensis, Vol. VI, 2 (1781), p. 272 bis

297; ib. VI, 3 (1782), p. 487—507; VI, 4 (1783), p. 718—725. — A. L. Schlözer's Briefwechsel meist histor. u. polit. Inhalts, VIII. Theil, Heft 46 (1781), S. 222—258 (S. 246—258 ein Schreiben von Feder an Schlözer); IX. Theil, Heft 49 (1781), S. 55—68; Heft 52, S. 204—231. — Religions-Journal Bd. V (Mainz 1780), S. 572—574; Bd. VI (1781), S. 183 ff.; 286 ff.; 380 ff.; Beilagen Bd. III, S. 67—101; 193—206. — Chr. W. F. Walch's Neueste Religions-Geschichte, IX. Theil (1783), S. 407—498. — Ph. J. von Huth, Versuch einer Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts, II. Band (1809), S. 370—374. — Reusch, Der Index der verbotenen Bücher, Bd. II, 2 (1885), S. 1006. — Oberdeutsche allgem. Litteraturzeitung, 1791, Bd. II, 153. Stück, S. 1200; 1794, Bd. I, 43. Stück, S. 707 f.

Lauchert.

Wieland *): Johannes Heinrich W., Oberst, Commandant des IV. schweizerischen Armeecorps, wurde geboren in Basel im J. 1822 als zweiter Sohn des Buchhändlers und Artilleriemajors August Wieland-Landerer. In früher Jugend verlor er den Vater, der anläßlich des Auszugs der Stadtbasler gegen das revolutionirte Landvolk am 3. August 1833 in der „Hardt“ bei Basel den Soldatentod fand. Anfänglich dem Kaufmannsstande bestimmt, absolvirte Heinrich W. seinen ersten Militärdienst beim Milizcontingent seines Kantons, in dessen Infanterieofficiercorps er, nachdem ihm 1846 das Brevet als 2. Unterlieutenant ertheilt worden, im J. 1848 zum Oberlieutenant avancirte. Die bewegte Zeit, in welche die ersten Dienstleistungen des jungen Officiers fielen — 1847 hatte er am Sonderbundsfeldzug, 1848 an der Besetzung der Rheingrenze theilzunehmen —, weckten in demselben jedoch bald die Lust, dem Beispiele des Oheims, des Obersten Johannes Wieland, zu folgen und sich ganz der Militärcarriere zu widmen. Er trat in dieser Absicht 1849 als Lieutenant in die Standestruppe des Kantons Basel-Stadt — ein zum Zwecke des Stadtschutzes gebildetes kleines ständiges Truppencorps — ein, verließ jedoch diese Stellung schon ein Jahr darauf, um dem Chef dieser Truppe, dem Commandanten v. Mechel, dem Ferdinand II., König beider Sicilien, die Werbung und Bildung eines schweizerischen Jägerbataillons übertragen hatte, in die Dienste des Neapeler Bourbonen zu folgen. Die Functionen, welche die neue Stellung dem jungen Officier brachte — Commando des Werbedepots in Lecco, Beihülfe bei der Organisation und Instruction des (laut Organisationsdecret von 1850 mit 40 Officieren und 1300 Unterofficieren und Soldaten in Aussicht genommenen, im J. 1854 aber bei 1700 Mann zählenden) Bataillons, Führung von Detachementen bei den Streifzügen der „Colonnes mobiles“ im Innern des neapolitanischen Reiches —, gaben ihm ausgiebige Gelegenheit, Beweise seiner Thatkraft und militärischen Eignung zu liefern. Als kräftige Stütze des Bataillonschefs, nunmehrigen königl. neapolitan. Majors, v. Mechel, erwies er sich aber namentlich auch hinsichtlich dessen Bestrebungen, mit Bezug auf taktische Durchbildung aus dem 13. Jägerbataillon eine Mustertruppe zu schaffen. Der Lohn dieser erfolgreichen Thätigkeit wurde W. 1856 durch seine Beförderung zum Hauptmann und Chef einer Centrumscompagnie.

Während beinahe einem Jahrzehnt hatte das Bataillon langweiligen Platzdienst in der Hauptstadt — für die Officiere freilich gemildert durch die Annehmlichkeiten des intimen Verkehrs in den Kreisen der glänzenden und lebensfrohen neapolitanischen Gesellschaft — mit anregenderem Felddienst in dem — dafür in gesellschaftlicher Beziehung trostlosen — Maddaloni wechseln gesehen,

*) Zu Bd. XLII, S. 399.

als sich im Frühjahr 1859 die Wolken über dem Königreich beider Sicilien zusammenzuballen begannen. Ferdinand II. starb am 22. Mai unerwartet in Caserta und sein Sohn Franz II. folgte ihm, erst 24 Jahre alt, auf dem Thron. Bald nach Beginn des oberitalienischen Krieges machten sich in Süditalien Spuren revolutionärer Gährung bemerklich. Das 13. Jägerbataillon wurde deshalb nach Neapel gezogen, wo das 2., 3. und 4. Schweizerregiment bereits garnisonirten; das 1. Schweizerregiment stand in Palermo. Das Wetterleuchten, das dem Sturm voranging, bildete eine Meuterei, die unter den Soldaten des 2. und 3. dieser Regimenter ausbrach, als die neapolitanische Regierung, einem Ansuchen des schweizerischen Bundesraths Folge gebend, die kantonalen Abzeichen aus den Fahnen der Schweizertruppen entfernen ließ. Die Aufständischen wurden zwar durch die im Gehorsam verbliebenen 4. Regiment und 13. Jägerbataillon rasch zu Paaren getrieben, das Vorkommniß lieferte jedoch dem neapolitanischen Ministerium, das bereits mit der Actionspartei des einheitlichen Italiens geheime Beziehungen unterhielt, den erwünschten Anlaß, beim Könige die Entlassung der Schweizer Truppen durchzusetzen. v. Mechel hatte unterdessen zu erreichen gewußt, daß diejenigen Officiere und Soldaten der aufgelösten Verbände, die zurückbleiben wollten, in ein neu zu bildendes Corps von Fremdentruppen — 3 Bataillone (à 2 Halbbataillone à 4 Compagnien) und 1 Batterie — übertreten konnten. Unter den verbleibenden Officieren befand sich auch W., der — weil vorwiegend die jüngeren Kameraden sich zum Bleiben entschlossen hatten — nun von einem der jüngsten Hauptleute zum drittältesten Officier seines Bataillons vorrückte. Der 1. Januar 1860 brachte die Beförderung zum Hauptmann Adjutant-Major (Charge eines berittenen Stabsofficiers und Stellvertreter des Bataillonschefs) und das Commando des zweiten Halbbataillons („linken Flügels") des 3. Fremdenbataillons, gleichzeitig aber auch — da die Vorgesetzten durch Verhandlungen in Neapel zurückgehalten waren — die ganze Arbeit der Heranbildung des in Kürze wieder auf 1300 Mann (worunter 2/3 Schweizer, der Rest meist Baiern und Oesterreicher) angewachsenen, in Avellino garnisonirten Truppenkörpers.

Bald jedoch sollte die Instructionsthätigkeit jäh unterbrochen werden; zuerst durch die Detachirung Wieland's mit einem, aus der gedienten Mannschaft sämmtlicher Compagnien gebildeten Detachement nach Salerno, dann am 4. Mai, nach Garibaldi's Landung in Marsala, durch Einschiffung des ganzen Fremdenbataillons unter Oberst v. Mechel's Befehl nach Palermo. In Sicilien angelangt, nahm das 3. Fremdenbataillon am 16. Mai an der Expedition v. Mechel's nach Castellamare, sodann am 20.—27. an dem zu Recognoscirungszwecken ins Innere der Insel unternommenen Streifzug einer, unter dem Commando des schweizerischen Corpschefs stehenden, combinirten Brigade theil. Im Verlauf des letzterwähnten Zuges hatte W. an der Einnahme des Dorfes Parco hervorragenden Antheil; eine ungleich schwierigere, aber auch das Vertrauen des Chefs bekundende Aufgabe fiel ihm jedoch zu, als v. Mechel auf die Nachricht, daß Garibaldi mit einem Corps seiner Verfolgung entwichen sei und die Hauptstadt eingenommen habe, Kehrt machte und auf demselben Wege, den der Freischaarenführer genommen hatte, am 30. in Palermo eindrang. Wieland's Compagnien an der Spitze, nahm die Colonne, ohne von General Lanza, dem mit 20 000 Mann nach der Westseite der Stadt zurückgedrängten neapolitan. Oberbefehlshaber, unterstützt zu werden, in erbittertem Straßenkampfe neun hinter einander liegende Barrikaden der Garibaldianer und arbeitete sich bis in das Stadtcentrum vor, von wo an sich die Bahn als frei erwies. Da, im Moment, als es nur noch den Sieg zu vollenden galt, wurde vom neapolitan. Obercommando Einstellen des Feuers befohlen! Es folgte ein 24stündiger

Waffenstillstand, während dessen das 3. Fremdenbataillon förmlich in die garibaldianischen Abtheilungen eingekeilt blieb, sodann eine mehrtägige Waffenruhe, und schließlich am 7. Juni eine Capitulation, die jedoch nicht, wie am 30. den v. Mechel'schen Truppen vorgespiegelt worden war, den Abzug Garibaldi's, sondern vielmehr die Räumung Palermos und des größten Theils der Insel durch die königlichen Truppen zur Folge hatte.

Auf das Festland zurückgekehrt, wurden die unter dem Commando des inzwischen zum General beförderten v. Mechel vereinigten und die 1. Brigade der 3. neapolitan. Division bildenden Fremdentruppen (Fremdenbataillone 1., 2., 3. — Fremdenbatterie) erst planlos in verschiedene Garnisonen hin- und herverlegt, sodann, nach dem Einmarsch Garibaldi's in Calabrien, gleich der ganzen neapolitan. Feldarmee hinter den Volturno zurückgezogen. Während sich diese Rückzugsbewegungen vollzogen, nahm Garibaldi am 7. Septbr. mit einem kleinen Gefolge von Officieren die vom königlichen Obercommando preisgegebene Hauptstadt in Besitz und concentrirte sodann seine Scharen herwärts des linken Volturno-Ufers. In verschiedenen Scharmützeln schlugen sich nun die Gegner mit wechselndem Erfolg, bis es am 1. October zu einem größeren Zusammenstoß kam. Das königliche Obercommando hatte für diesen Tag einen combinirten Angriff auf die feindlichen Stellungen befohlen. Die neapolitan. Hauptkräfte sollten von Capua aus die Position der Freischaren bei S. Maria und Monte S. Angelo attackiren, die Brigade v. Mechel und die neapolitan. Brigade Ruiz, die ihre Quartiere in und nördlich Cajazzo hatten, diesen Hauptangriff durch einen, schon in der vorhergehenden Nacht anzusetzenden, gegen Maddaloni und die rechte Flanke des Gegners zu führenden Stoß unterstützen. Am Ponte della Valle herwärts Maddaloni stieß in der Morgenfrühe die um Mitternacht aus ihren Cantonnements aufgebrochene v. Mechel'sche Brigade — 3000 Mann stark — auf die feindliche Division Bixio (5600 Mann), die diesen dreistöckigen Aquäduct und ein an dessen Eingang liegendes Gehöfte zur Vertheidigung eingerichtet und stark besetzt hatte. Das Halbbataillon Wieland, zum Angriff befohlen, rannte mit dem Bayonett die doppelt so starke garibaldianische Brigade Eberhard über den Haufen und nahm nach hartem Kampf das Gehöft, etwa 100 der Gegner zu Gefangenen machend. Hierbei fiel ein Sohn des Generals v. Mechel und Hauptmann W. wurde durch einen Schuß ins Bein schwer verwundet. Mit dem Erfolg Wieland's und einem glücklichen Vorstoß des Centrums hatte jedoch die dem Angreifer günstige Phase des Gefechts ihr Ende erreicht. Auf dem linken Flügel schlug der Angriff fehl; auch das Eingreifen der Brigade Ruiz blieb aus. So sah sich v. Mechel, als Bixio nach sechsstündigem Kampf seine Reserven heranführte, genöthigt, den Befehl zum Rückzug zu geben.

Einen ähnlichen Verlauf hatte der Hauptangriff von Capua aus genommen. Anfänglich von Erfolg begleitet, war derselbe Mangels rechtzeitigen Einsetzens der Kräfte und Nichtausnützens der Ueberlegenheit an Artillerie und Cavallerie gleichfalls in einen Mißerfolg umgeschlagen. W. wurde nun nach der Festung Gaeta gebracht, wohin ihm die Reste der neapolitan. Armee, nachdem sie noch bei Molo di Gaeta ein letztes blutiges Gefecht gegen die unter Cialdini's Befehle ins Neapolitanische eingedrungenen Piemontesen bestanden hatten, bald folgten. Am 4. November begann die Belagerung. W., obwol kaum hergestellt und noch an der Krücke gehend, meldete sich wieder zum Dienst. Er erhielt den Majorsgrad und den Befehl über die „Frazioni dei Battaglioni esteri“, ca. 800 Mann Versprengte und Spitalgänger der Fremdenbataillone, wozu später noch das Commando der Batterie di Vico im Centrum der Angriffsfront kam. Die Schützen mußten nun als Kanoniere einexercirt werden, daneben aber ihre infanteristischen Functionen weiter versehen. Wo ein wich-

tiger Posten zuverlässig zu besetzen war, hatten sie die Wache zu stellen. W., auf seinen Krückstock gestützt, war stets da zu finden, wo es am heißesten herging, mit seinem unverwüstlichen Humor die Mannschaft ermunternd, Allen in unermüdlicher Pflichterfüllung mit leuchtendem Beispiel vorangehend.

Am 13. Februar 1861, als Lebensmittel und Munition ausgegangen, mehrere Pulvermagazine mit ganzen Stücken des Hauptwalls in die Luft geflogen waren, das Bombardement von Land und Meer her und der Typhus die Reihen der Besatzung stark gelichtet hatte, übergab Franz II. die Festung und verabschiedete die Armee. W. erhielt den Oberstlieutenantsgrad und das Ritterkreuz des Ordens Franz I., sowie die Medaille von Gaeta. Bereits in Palermo war ihm das Ritterkreuz und für Ponte della Valle das Officierskreuz des hl. Georgsordens verliehen worden. — Mit Waffen und klingendem Spiel verließ die Besatzung die Festung. An deren Spitze führte W. ein Häuflein verwetterter und martialisch aussehender Gestalten — den Rest der Fremdenbataillone.

Nach der Rückkehr in die Heimath stellte W. sein reiches militärisches Talent und durch die Kriegserfahrungen geläutertes Wissen dem Vaterlande zur Verfügung. Im September 1861 trat er als Oberstlieutenant in den eidgen. Generalstab ein und wurde in der Folge vielfach im höheren Instructionsdienst — als Leiter von Specialschulen und Lehrer in den eidgen. Generalstabs- und Centralschulen — verwendet. Daneben übernahm er successive die Stellung eines kantonalen Oberinstructors der Infanterie in den Kantonen Baselstadt, Freiburg und Neuenburg. 1866 wurde W. zum Oberst befördert. Die Grenzbesetzung von 1870 machte er als Chef der 6. Infanteriebrigade mit. 1873 wurde ihm das Commando der IX. (Gotthard-)Division übertragen. — In diese Jahre fällt auch eine intensive litterarische Thätigkeit Wieland's, indem er nach dem Tode seines Bruders Hans die Redaction der Allgem. Schweiz. Militärzeitung übernahm und von 1864—1868 allein, von 1868—1873 im Verein mit Oberst v. Elgger führte und dabei zur Besprechung der Tagesfragen vielfach selbst das Wort ergriff.

Die neue eidgen. Wehrorganisation von 1875 brachte W. die schwierige Stellung des Kreisinstructors der VIII. Armeedivision, eines Heereskörpers, dessen Rekrutirungskreis den dritten Theil der Schweiz umfaßt und in welchem vier verschiedene Sprachen gesprochen werden. 1889 trat er aus dem Instructionsdienst aus und übernahm an Stelle seines ehemaligen neapolitan. Kameraden, des Obersten Alphons Pfyffer, das Commando dieser Division. Als 1891 in der schweizerischen Armee die Armeecorpseintheilung geschaffen wurde, wurde W. mit der Führung des IV. dieser Corps — aus den Armeedivisionen IV. und VIII bestehend — betraut, mit welcher Stellung der Sitz in der Landesvertheidigungscommission verbunden war. — Wiederholt wurde W. die Oberleitung der großen Herbstübungen der schweizerischen Armee übertragen, so 1886 und 1890 derjenigen der I. und II. Armeedivision (Truppen der französ. Schweiz), Aufgaben die er jeweilen mit hervorragendem Geschick durchführte.

Eine ungewöhnlich vollkommene Beherrschung der vaterländischen Hauptidiome ließ ihn bei diesen Anlässen — wie früher bei seiner Thätigkeit in der VIII. Division — dem Officiercorps und der Mannschaft der fremdsprachigen Landestheile in sympathischer Weise näher treten und trug viel dazu bei, den alten Soldaten mit der ritterlichen Gestalt zu einer der populärsten Erscheinungen im Schweizerheere zu machen. Bis zu seinem Lebensende geistig und körperlich rüstig geblieben, wurde Oberst W. am 3. April 1894 nach kurzem Krankenlager von einem Herzschlage hingerafft. Mit ihm verlor die schweizerische Armee nicht nur einen ihrer besten Lehrer und Truppenführer, sondern

auch den letzten jener Officiere, die eine schweizerische Truppe vor dem Feinde commandirt und hernach noch eine leitende Stellung im vaterländischen Heerwesen eingenommen haben.

Oberst Hans v. Mechel, Erinnerungen an Oberst Heinrich Wieland. Basel 1896. — Nekrologe in der Allg. Schweiz. Militärzeitung Nr. 15 u. 16. 1894; N. Z. Ztg. Nr. 95. 1894; Nat.-Ztg. Nr. 78. 1894; Allg. Schweiz. Ztg. Nr. 78, 80; 1894. R. Brüderlin.

Wieland*): Johannes W. (der Aeltere), eidgenössischer Oberst, wurde geboren in Basel am 14. Februar 1791 als erster Sohn des damaligen Präsidenten des Criminalgerichts und späteren Bürgermeisters des Kantons Basel, Joh. Heinrich Wieland, J. U. D. Die Wahl des Gerichtspräsidenten zum Regierungsstatthalter des Landbezirks hatte die Uebersiedelung der Familie nach Liestal zur Folge, ein Wechsel des Wohnorts, der mehr der körperlichen wie der geistigen Entwicklung des jungen W. förderlich war, der aber auch nur kurze Zeit anhielt, indem die von der französischen Revolution entfesselten Stürme bald auch das alte Basler Regierungssystem wegfegten und den Statthalter in die Vaterstadt zurückriefen. Hier und sodann während eines zweijährigen Aufenthalts in Montbéliard wurde das in pädagogischer Beziehung Versäumte nachgeholt und ergänzt und im J. 1804 wurde die Erziehung und Ausbildung des Knaben als genügend vorgediehen betrachtet, um ihn zur Vollendung derselben nach Paris in das Haus einer befreundeten Familie zu versetzen, deren gesellschaftlicher Rang ihm Gelegenheit verschaffen konnte, sich die Umgangsformen der großen Welt anzueignen. — Das glänzende militärische Treiben in der Weltstadt — Napoleon hatte sich kurz zuvor zum Kaiser proclamirt und die Vorbereitungen für die Krönungsfeierlichkeiten waren im Gang —, der Anblick des vielbewunderten Herrschers und seiner herrlichen Gardetruppen, ließ in dem jungen Schweizer den Wunsch rege werden, als Soldat dessen Fahnen folgen zu dürfen. Vieler Bitten bedurfte es, um die Einwilligung der Eltern zu diesem Plane zu erhalten, schließlich wurden jedoch die nöthigen Schritte zur Erlangung einer Officierstelle in einem der vier, laut einer Bestimmung der Mediationsacte durch die Schweiz Frankreich zu stellenden, Infanterieregimenter eingeleitet.

Anfangs April 1807 kam W. in den Besitz seines Brevets als Oberlieutenant im 2. Schweizer Regiment in französischen Diensten (Oberst v. Castella). Die Eignung des jungen Officiers für seinen Beruf wurde alsbald auf die Probe gestellt, indem ihm, im Mai auf dem Depotplatz des Regiments — Besançon — angelangt, der Auftrag ertheilt wurde, ein Rekrutendetachement von 200 Mann ohne Beigabe von Unterofficieren nach Marseille zu führen und dort als Compagnie zu organisiren. Die gute Ausführung dieser Ordre wurde ihm mit der Eintheilung bei der Grenadiercompagnie des 3. Bataillons gelohnt. — Der überaus strenge Dienst in der neuen Garnison — derselbe begann um 3 Uhr früh mit Theorien für die Officiere und endete erst 8 Uhr Abends — zog dem an derartige Strapazen noch nicht gewöhnten W. jedoch bald eine ernstliche Erkrankung zu. Erst nach Verlauf mehrerer Wochen konnte er seinem Regiment, das mittlerweile nach Toulon versetzt worden war, nothdürftig hergestellt, folgen.

Mitten in das eintönige Leben in der Hafenstadt platzte am 19. October die Nachricht, daß nach Spanien marschirt werde; doch nur das 1. Bataillon war zum Abmarsch beordert. Auf Wieland's inständige Bitten wurde ihm indessen vom Regimentscommandanten, Oberst von Castella, der selbst die Führung des über 1250 Mann starken Bataillons übernahm,

*) Zu Bd. XLII, S. 599.

gestattet, seine Stelle mit einem anderen Officier zu tauschen und mitzuziehen. Nach vierwöchentlichem Marsch durch die fruchtbare Languedoc erreichte das Bataillon am 21. November Bayonne, wo General Dupont, der Commandant des 2. Beobachtungscorps der Gironde, dem es als Bestandtheil der 1. Brigade der 3. Division (Div. General Malher) unterstellt war, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die beiden ersten Divisionen des Corps waren bereits in Spanien eingerückt; die dritte folgte am 15. December und langte nach viertägigem Marsch über das Grenzgebirge in Vittoria an. Am 15. Januar 1808 gings weiter nach Valladolid, wo sich die ganze Armee Dupont's concentrirte und Feldübungen mit Revuen abwechselten. Am 25. Februar, nach einer solchen Parade, erhielt W. die Mittheilung von seiner Beförderung zum Hauptmann mit Brevet vom 8. Januar 1808.

Schon während dieser Einquartierung in Valladolid war es zu ernsten Raufereien zwischen der Bevölkerung und den, vorerst noch die Rolle der Verbündeten spielenden, Franzosen gekommen. Die im Schoße der königlichen Familie sich vollziehenden Vorgänge gaben erwünschten Anlaß, nun offen in die inneren spanischen Angelegenheiten einzugreifen. Die französischen Corps, die scheinbar auf dem Weg nach Portugal befindlich waren, schlugen, die Hänge des Guadarramagebirgs hinuntersteigend, die Richtung nach Madrid ein. Auch Wieland's Division, die anfänglich in Segovia zurückgeblieben, wurde nach der Hauptstadt beordert. W. selbst, der inzwischen wieder ernstlich erkrankt war, konnte erst nach Monatsfrist folgen; er fand sein Bataillon, den greisen entthronten Monarchen im Escurial bewachend. — Das Ereigniß von Bayonne gab das Signal zum Aufstand des ganzen Landes.

Wieland's handschriftliche hinterlassene Erinnerungen, die für diese Periode seines Lebens noch in der ursprünglichen Ausdehnung vorhanden sind, geben ein äußerst lebhaftes Bild des nun beginnenden Krieges, der, von beiden Seiten mit der hochgradigsten Erbitterung geführt, den blutigsten und grauenhaftesten Excessen und Repressalien rief und in welchem Mordanfälle in den Quartieren und auf Nachzügler, Niedermetzeln der Verwundeten und Kranken von Seite der Bevölkerung, und Niederbrennen von Dörfern und Saaten, Plündern von Städten von Seite der Invasionsarme, zeitweise eine größere Rolle spielten als das Zusammentreffen der Armeen in Scharmützel und Feldschlacht. — Am 16. Mai erhielt W. das Commando über die 4. Compagnie seines Bataillons, das in Madrid dem Armeecorps Moncey, Division Frère, zugetheilt worden war. Dieselbe zählte nur noch 101 Mann unter den Waffen und 21 im Spital; das Bataillon selbst hatte seit dem Abmarsch aus Frankreich bis zur Ankunft in Madrid, ohne einen Schuß gethan zu haben, nur infolge der Anstrengungen und der ungünstigen Witterungsverhältnisse, bereits 300 Mann eingebüßt. Es folgte ein Streifzug der Division Frère nach Segovia zur Unterdrückung eines dort ausgebrochenen Aufstandes und Erstürmung dieser Stadt; sodann der Marsch der Division gegen Valencia zur Wiedervereinigung mit ihrem Armeecorps und der Rückzug mit dem letzteren, das in der Schlacht „bei den drei Bergen" einen Sieg errungen, dann aber vor Valencia geschlagen worden war, nach Aranjuez. Während des Vormarsches gegen Valencia war Wieland's Bataillon eine höchst beschwerliche Expedition nach dem von den Insurgenten besetzten Felsennest Belmonte übertragen worden; nach Aranjuez zurückgekehrt, wurde ihm die leichtere Mission zu theil, am Einzuge des Königs Joseph in Madrid (22. Juli) und bei den Krönungsfeierlichkeiten (26. Juli) zu paradiren. — Der Einzug hatte unter dem Eindruck des glänzenden Sieges erfolgen können, den Marschall Bessières am 14. Juli bei Medina de Rio Seco über die spanischen Generale Cuesta und Blake davongetragen hatte; am Tage der Krönung

war bereits die Unglücksbotschaft der Capitulation von Baylen bekannt, welche Katastrophe alle bisher von den Franzosen errungenen Erfolge zu nichte machte. — Schon waren die spanischen Armeecorps von Andalusien und Valencia bis Aranjuez — acht Stunden vor der Hauptstadt — vorgerückt. Der schwachen, schlecht organisirten und vom König mit Marschall Jourdan als Generalmajor noch schlechter geführten französischen Armee, die sich in und um Madrid befand, blieb als einziges Heil der schleunige Rückzug! — Unter Zurücklassung von 4000 Kranken und Verwundeten in den Spitälern begann die Armee am 29. Juli den Rückzug; die Division Grouchy, zu der Wieland's Bataillon versetzt worden war, folgte als letztes Corps am 1. August bei Tagesanbruch, begleitet von den Flintenschüssen der spanischen Armee, die auf der andern Stadtseite eindrang, vom Jammergeschrei der zurückgelassenen Verwundeten und den Verwünschungen des Volkes. Nach mehreren heftigen Scharmützeln hielt die Arrieregarde während zweier Tage bei Aranda de Duero, dann ging der Rückzug mit allen seinen Schrecken und Mühseligkeiten weiter bis Burgos. Bei Burgos vereinigte sich die Armee mit dem Armeecorps des Marschalls Bessières. Wieland's Bataillon wurde nun diesem letzteren eingereiht und zwar mit dem 2. Bataillon des 3. Schweizerregiments (Commandant Jonathan von Graffenried) in die Brigade Lefebvre, Division Merle. Die ganze Armee bezog eine Defensivstellung hinter dem Ebro, um weitere Verstärkungen abzuwarten, doch kamen die Truppen deswegen nicht zur Ruhe. Fortwährend wurden die Cantonnements gewechselt, Märsche und Contremärsche unternommen; wochenlang hatte Wieland's Bataillon aufreibenden Vorpostendienst zu versehen. Auch schwierigere Aufgaben galt es auszuführen, wie Streifzüge mit kleineren Detachements nach den Insurgentennestern in den Schluchten des cantabrischen Gebirges. W. fand hierbei verschiedentlich Gelegenheit seine Eignung für die Leitung solcher Expeditionen zu beweisen. — Von Anfang October an begannen die Verstärkungen aus Deutschland in die Linie zu rücken und die Franzosen konnten wieder zur Offensive übergehen. Wieland's Division wurde zum Ney'schen Corps detachirt und machte am 26. October die Schlacht bei Viano mit, in der die spanische Centrumsarmee unter Castaños geschlagen und auseinandergesprengt wurde. Gerade rechtzeitig langte sie wieder beim Corps Bessières an, um auch am Sieg über die Armee von Estremadura und an der Einnahme von Burgos theilzunehmen und der schauerlichen Plünderung beizuwohnen, die zur Strafe für das nach dem ersten Rückzug der Invasionsarmee in ihren Mauern erfolgte Niedermetzeln mehrerer hundert Kranker und Verwundeter über die unglückliche Stadt verhängt wurde. — Die Ankunft des Kaisers am 11. November brachte neuen Schwung in die Operationen. Schon am 12. wurde das Corps Soult, dem Wieland's Bataillon — mit dem Bataillon v. Graffenried unter Castella's Befehl zum Regiment vereinigt — nunmehr unterstellt worden, beordert, in Eilmärschen in der Richtung gegen Reynosa vorzugehen, um die Trümmer der am 11. von Victor und Lefebvre bei Espinosa zersprengten Armee Blake's und Romaña's einzuholen und zu vernichten und sodann die Provinzen Asturien und Leon zu unterwerfen. In derselben Nacht noch wurde der Marsch angetreten, wobei der Schein von 15 000 in Burgos erbeuteten und nunmehr von den Soldaten als Fackeln benützten Kerzen der Colonne das Aussehen einer riesigen Procession verlieh. Der Marsch von Wieland's Division ging über Torrelavega, Santillana und Cumillas nach San Vincente am biscayischen Meerbusen, an welch letzterem Ort es zum siegreichen Kampf gegen die Spanier kam; dann, nach längerem Aufenthalt und Streifzügen in der Gegend von Oviedo, mittelst sechstägigem Marsch durch das wegelose Gebirge in die Ebene von Leon hinunter nach Saldaña am Fluß Carrion. Hier bezog das ganze Corps Soult's Can=

tonnements, in denen es während drei Wochen blieb. — Lannes hatte inzwischen in der Schlacht bei Tudela am Ebro (23. Nov.) die Armee von Castaños und Palafox besiegt, und Moncey die zweite Belagerung von Saragossa begonnen. Gleichzeitig hatte Marschall Victor durch Erstürmung der Pässe der Somma Sierra im Guadarramagebirge (30. Nov.) den Weg nach Madrid freigemacht. Am 2. December stand der Kaiser vor der Hauptstadt; am 4. öffneten sich ihm deren Thore.

Um diese Zeit griffen die englischen Hülfsheere in die Kämpfe zwischen den Spaniern und der französischen Invasionsarmee ein. General Moore, der von Lissabon kam, hatte sich am 20. September in Salamanca mit General Baird, der bei Corunna gelandet war, vereinigt und rückte nun, von Romaña unterstützt über Medina de Rio Seco gegen Soult vor, der hinter dem Carrionfluß eine starke Stellung bezogen hatte. Er war am 23. bereits bis Sahagun gelangt, als er die Kunde erhielt, der Kaiser sei von Madrid her mit dem Armeecorps Ney und der Cavallerie unter Bessières im Anzug, in der Absicht, ihm den Rückzug abzuschneiden. Alsbald machte er Kehrt, gefolgt von Soult, der ihm, trotz starkem Schneefall, angeschwollenen Waldbächen und sonstigen Hindernissen aller Art, Tag und Nacht auf den Fersen blieb. Unter fortwährenden Gefechten führte die Verfolgung über Leon, Astorga, Lugo bis Corunna, wo sich die Engländer nach einem letzten blutigen Kampf auf ihrer Flotte einschifften. Wieland's Division, deren Commando an General Mermet übergegangen war, hatte an allen diesen Rencontres theil genommen und war namentlich bei Corunna (16. Jan.), wo sie sich mit den Briten in erbittertem Kampf um den Besitz des Dorfes Elvira stritt, hart mitgenommen worden. — Von Corunna zog General Mermet mit seiner Division vor die Festung Ferrol, die nach kurzer Belagerung eingenommen wurde, dann über Bestanzos nach San Jago di Compostella. Hier trat ein Wechsel im Commando von Wieland's Regiment ein. Oberst v. Castella kehrte nach Frankreich zurück und Oberst Thomasset vom 3. Regiment, ein geborener Waadtländer, übernahm die Führung der Schweizerbataillone.

Zu den Directiven, die Napoleon bei seiner durch den drohenden Conflict mit Oesterreich erforderlich gewordenen Abreise aus Spanien den Marschällen zurückließ, zählte auch ein Plan für die Wiedereroberung Portugals, dessen Besitz ihm für die Behauptung Spaniens unerläßlich erschien. Soult sollte diesen Instructionen gemäß von Ferrol aus nach Oporto marschiren und nach Wegnahme dieser Stadt gegen Lissabon vorrücken; Ney die Operation von Norden her unterstützen und Galizien behaupten; Victor endlich von der Provinz Estremadura aus die Portugiesen im Schach halten und — wenn Soult genügend weit vorgedrungen — sich mit diesem vereinigen. Nach Abzug der Kräfte, die in Galizien zurückgelassen werden mußten, zählte Soult's Heer noch ca. 22 000 Mann — 4 Infanteriedivisionen (Merle, Mermet, Laborde und Heudelet) und 3 Cavalleriedivisionen —. Vom 1. Februar ab verließen die Truppenkörper des Marschalls successive San Jago; am 7. Februar kam die Reihe an die Division Mermet, zu der das Schweizerregiment des Obersten Thomasset gehörte. Der Marsch führte über El Padron und Pontevedra nach Tuy am Minho, dem Grenzfluß zwischen der Provinz Galizien und Portugal. Während desselben hatte W. einen gefährlichen Ordonnanzritt zur Division Laborde zu unternehmen, wobei er wiederholt mit der feindlichen Bevölkerung ins Handgemenge gerieth. Wie in Spanien stand auch in Portugal das ganze Volk in Waffen. Daneben war aber von der regulären Armee und den verbündeten Spaniern mit Zuzug einer Art unorganisirten Landsturms eine Vertheidigungsaufstellung gegen Norden in drei Linien bezogen worden. Nach

mehreren mißlungenen Uebergangsversuchen forcirte Soult die Passage des Minho bei Orense, schlug am 3. März die Spanier unter Romaña in einem blutigen Treffen bei Allariz, wandte sich dann, nach Süden ausbiegend, über Villa del Rey nach Monterey und betrat bei Chaves den portugiesischen Boden. Hier kam es am 10. zu einem Kampf mit den 12 000 Mann zählenden Milizen des Generals Francesco Silveira, nach dessen für ihn unglücklichem Ausgang der portugiesische General, 5000 Mann in der halbzerfallenen Festung Chaves zurücklassend, ins Gebirge wich. Soult schloß die Festung sofort ein und brachte sie am 14. zur Uebergabe. Dann zog er weiter über Braga nach Oporto, das am 20. des gleichen Monats mit Sturm genommen wurde. — W. war inzwischen in Monterey schwer am Fieber erkrankt, jedoch mit den übrigen Kranken und Verwundeten — 800 an der Zahl — von seiner Colonne bis Chaves mitgeführt worden, wo sie nun nach der Einnahme der Festung unter Zugabe von 60 Mann Gesunden als Besatzung zurückgelassen wurden. Noch am Abend des Tags, an dem die Franzosen abzogen (17. März), zeigten sich die Streifpatrouillen Silveira's wieder vor der Stadt. Am 18. erfolgte die Aufforderung zur Uebergabe. Alles, was sich schleppen konnte, zog sich in ein kleines halbzerfallenes Fort zurück, das weder Graben noch eigentlichen Wall besaß, nun aber nach Möglichkeit zur Vertheidigung eingerichtet wurde. Am 19. morgens drangen die Portugiesen in die Stadt. Ihr Erstes war, 200 Kranke und Verwundete, die beim Abzug ins Fort hatten zurückgelassen werden müssen, niederzumetzeln! W. erhielt den Befehl über den vierten Theil der Besatzung und zugleich über die Bastion und Courtine Nr. 2 — die gefährdetste Stellung der Festung, da sie auf Flintenschußweite von den Häusern der Stadt dominirt wurde. Obschon vom Fieberfrost geschüttelt, ließ er sich doch von den Soldaten nach dem Wall tragen und ertheilte, in Mantel und Decke gehüllt, auf dem Boden liegend, der kleinen Truppe seine Befehle. Schon am ersten Tage fielen seine 8 Kanoniere und 10 weitere Soldaten durch das Feuer der in den nächstgelegenen Häusern der Stadt postirten feindlichen Schützen. Bald begannen die Lebensmittel zu fehlen. Am dritten Tag mußte die tägliche Ration auf 1 Pfund Pferdefleisch und 6 Unzen Mehl pro Mann reducirt werden, welch abscheuliche Mischung mangels Salz mit Kanonenpulver gewürzt wurde. Zugleich brach das Lazarethfieber aus. Fast alle Aerzte lagen darnieder, die Verwundeten konnten nicht mehr gepflegt werden. Am 24. waren von Wieland's 65 Mann noch 37 am Leben; von der ganzen Garnison konnten noch 142 Dienst thun; 180 lagen bereits begraben. Ein Ausfall, um Lebensmittel zu erlangen, mißglückte; auf Ersatz war nicht zu hoffen. Fast täglich hatte der portugiesische General die Garnison zur Uebergabe auffordern lassen, ohne je Antwort zu erhalten. Das stets zunehmende Elend stimmte sie nachgiebiger. Als am 25. ein Parlamentär allgemeinen Sturm ankündigte, zugleich aber für den Fall der Capitulation ehrenvolle Bedingungen zusicherte, wurde das Fort übergeben. — Laut den Capitulationsbestimmungen verblieb Officieren und Mannschaften ihr Privateigenthum. Die Besatzung sollte bis zu ihrer Auswechslung in einer portugiesischen Festung internirt, für den Fall aber, daß die Auslösung binnen Jahresfrist nicht erfolgen würde, nach Frankreich zurückgesandt werden. Auslieferung an die Engländer war ausdrücklich ausgeschlossen. — Kaum war die Garnison zum Thore hinaus, als die Bauernbanden über sie herfielen und Officiere und Mannschaften bis aufs Hemd ausplünderten. W. verlor dabei außer seiner Ausrüstung, seiner Uhr und dem wohlverwahrten Nothpfennig seine sämmtlichen militärischen Auszeichnungen. Dann begann die jammervolle Reise nach Lissabon. Durch Ueberfälle seitens der Bewohner der durchzogenen Landstriche täglich mehr decimirt — schon bald nach Verlassen der

Stadt Chaves waren 50 der wehrlosen Gefangenen von den Bauern mit Messern niedergestochen worden —, auf dem Transport zu Wasser und zu Lande allen Unbilden der Witterung preisgegeben, langte die Colonne, nachdem sie unterwegs bei 350 Mann durch Krankheit und Mörderhand eingebüßt hatte, in Lissabon an. W., vor Fieber halbtodt und vom Transport auf dem Tajo in ungedecktem Holzschiffe während strömenden Regens erstarrt, wurde mit den anderen kränksten Officieren und 100 Mann nach dem Spital der Galeerensträflinge verbracht, wo sie in einem, von verpesteter Luft erfüllten, von Ungeziefer strotzenden Gelaß Unterkunft fanden. Nachdem am ersten Tage 15, am zweiten 20 Soldaten ihren Leiden erlegen waren, trat eine leichte Besserung in Unterkunft und Behandlung ein. W. gegenüber war die Aenderung eine besonders auffällige. Wie es sich bald herausstellte, wollte man ihn — den Schweizer — zum Uebertritt in eines der englischen Fremdenregimenter bewegen. Als er entrüstet ablehnte, schwanden auch die Rücksichten wieder. 14 Tage dauerte der Aufenthalt im Spital, dann wurde der Hauptmann auf sein Gesuch zu den anderen französischen Officieren ins Fort St. Georg, das sog. Schloß von Lissabon, verbracht. Der Wechsel brachte jedoch wenig Besserung. Erst ein dritter, doch nur vorübergehender Umzug in das Marinespital, wohin er nach neuer Erkrankung am Fieber versetzt wurde, ließ ihn gute Pflege und nach einigen Wochen Genesung finden. Ein Besuch, den englische Officiere den Gefangenen im Fort St. Georg abstatteten und bei dem sie sich des Anblicks, den die unglücklichen Gegner boten, schämten, war die Veranlassung, daß diese Ende December nach dem Fort von Osas, 2 Stunden von Setuval an der Westküste des Landes, übergeführt wurden. Bis Ende September 1810 blieben nun W. und seine Leidensgenossen, von Langeweile geplagt und die Kameraden, die sich bei der Armee Auszeichnung holen konnten, beneidend, aber in guten gesundheitlichen Verhältnissen, in diesem Felsenneste. Da schien ihnen unerwartet die Freiheit zu winken. Am 17. September brachte ein Ordonnanzofficier des Generals Lancaster die Nachricht ins Fort, die Gefangenen würden ausgewechselt. Wirklich wurden die Officiere nach Lissabon geführt, doch wie bitter war die Enttäuschung, als sie, dort angekommen, neuerdings in ein armseliges Loch im Arsenal gesteckt wurden. Aber nochmals wurde ihre Hoffnung entfacht, als sie vernahmen, Masséna sei in Portugal eingedrungen und marschire der Hauptstadt zu.

In diesem Moment — da sie sich der Erlösung nahe glauben konnten — traf der Befehl ein, die neun dienstältesten unter den gefangenen Officieren nach England zu transportiren. Alles Protestiren gegen die, den eingegangenen Capitulationsbedingungen stracks zuwiderlaufende Ordre war umsonst. W. und acht seiner Kameraden wurden weggeführt und gezwungen ein Schiff zu besteigen, das sie dem Inselreich zuführen sollte, wo zur Zeit bereits 60 000 französische Kriegsgefangene schmachteten und vergeblich der Auslösung harrten. — Nach vierwöchentlicher Fahrt gelangte die Brigg, welche die Gefangenen trug, nach Portsmouth, wo W. und einer seiner Gefährten wegen geschmiedeter Fluchtpläne zuerst im Prison-ship dieses Kriegshafens, dann auf dem Pontonschiff „The Veteran“ untergebracht wurden. Einige Wochen später fand ihre Ueberführung nach Peebles in Schottland statt, wo sie in relativer Freiheit, aber von der Sehnsucht, zu ihren Regimentern in Frankreich zurückkehren zu dürfen, halb zu Tode geplagt, verblieben, bis Anfang November 1811 ihre Verbringung nach dem weiter im Innern des Landes gelegenen Dumfries angeordnet wurde. Hier nun gelangten ihre längst gehegten Absichten, sich der rechtswidrigen Gefangenhaltung durch die Engländer durch die Flucht zu entziehen, zur Ausführung. Fast wäre der kühne Plan in letzter Stunde noch gescheitert, indem das dänische Schiff, das die jungen Krieger aus dem Hafen von Leith hätte wegbringen

sollen, bei deren Ankunft nach zwei gefahrvollen nächtlichen Märschen, bereits abgesegelt war. Doch, nachdem sie vierzehn Tage lang in einem Keller der Hafenstadt von Freundeshand geborgen geblieben waren, fand sich ein norwegischer Capitän, der sich bereit erklärte, das Wagniß zu unternehmen. Glücklich entging das Schiff den den Hafen bewachenden Kreuzern und am 5. November 1812 konnte W. und sein Gefährte, dankerfüllt gegen ihren Retter, die ihnen die Freiheit bringende norwegische Küste bei Drammen betreten. Von Christiania aus, wo sie vom dänischen Gouverneur, dem Prinzen Friedrich von Hessen, gütig empfangen wurden, mußten die Officiere das zu jener Zeit mit den Russen gegen Frankreich verbündete Schweden durchreisen, gelangten aber unerkannt über den Sund und sodann über Fünen, Flensburg und Kiel nach der damaligen französischen Grenzstadt Hamburg. In Hamburg hoffte W. vom Platzcommandanten, General Carra St. Cyr, die Erlaubniß zu erlangen, über Berlin und Königsberg zu seinem, mit der großen Armee nach Rußland gezogenen Regimente zu stoßen. Es war jedoch ein allgemeiner Befehl ergangen, wonach alle aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Officiere nach ihren Regimentsdepots dirigirt werden sollten. Dasjenige von Wieland's Regiment befand sich in Lauterberg im Unterelsaß, dasjenige seines Kameraden in Straßburg. Ueber Bremen, Münster, Köln, Mainz langten die Officiere in den neuen Garnisonen an. W. erhielt Urlaub zum Besuch der Eltern in Basel und traf — ein merkwürdiger Zufall — am selben Tage in der Heimath ein, an dem seinem Vater die höchste Würde, welche der kleine Freistaat zu vergeben hatte — diejenige eines Bürgermeisters — übertragen wurde.

Im Frühjahr 1813 zog Hauptmann W. mit den aus den Trümmern seines aus Rußland zurückgekehrten Regiments reorganisirten Compagnieen nach Holland ins Lager von Utrecht. Hier wurde er vom Commandirenden, Divisionsgeneral Amey, zu seinem ersten Adjutanten ernannt, was seinen Austritt aus dem Verband der Schweizerregimenter und den Eintritt in den französischen Generalstab mit sich brachte. Die neue Stellung führte W. nach der Weser, wo sich das Corps Amey im Hannoverschen und nördlichen Westfalen mit den Truppen Tschernischeff's und dem Lützow'schen Freicorps herumschlug — für den jungen Generalstabsofficier eine gute Schule für die weitere Ausbildung in den Praktiken des kleinen Krieges. Dann gings an die Yssellinie und nach der Eroberung Hollands durch die Alliirten nach Köln, wo Amey den Befehl über die 2. Division des 11. Armeecorps (Macdonald) übernahm.

Doch auch hier war nach Blücher's Rheinübergang für die Franzosen des Bleibens nicht. Ueber Namur zog Macdonald an die Marne. W. nahm hier an allen Kämpfen gegen das rasch vordringende Corps York's theil. Bei La Chaussée wurde er am Kopfe verwundet und das Pferd ihm unter dem Leibe erschossen. Auf dem Schlachtfelde erhielt er seine Beförderung zum Chef de bataillon, aide de camp. Auch die Treffen bei Château-Thierry und La Ferté-sous-Jouarre boten ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen. An ersterem Ort wartete er fürs Sprengen der Brücke den Augenblick ab, da die feindlichen Tirailleurs auf derselben anstürmten; in La Ferté hielt er mit einigen hundert Mann, auf welches Häuflein seine Division von 1800 Mann heruntergeschmolzen war, dem vordringenden Gegner bis Mitternacht Stand. Dann focht die Division, die inzwischen durch Nationalgarden ergänzt worden war, in den Schlachten von Montereau und Arcis-sur-Aube mit. Einige Tage nach letzterer Schlacht — am 25. März 1814 — wurde sie nach Sezanne detachirt, um einer starken Wagencolonne als Escorte zu dienen. Auf dem Marsche dahin gerieth sie bei La Fère Champenoise zwischen die Blücher'schen und Schwarzenberg'schen Heeresmassen. Während 12 Stunden leistete sie verzweifelten Widerstand, wurde aber

schließlich vom feindlichen Geschütz niedergeschmettert und von der Reiterei zusammengehauen. W., der in dem Carré gefochten hatte, das bis zuletzt Stand gehalten, erhielt eine schwere Wunde am Kopf und blieb besinnungslos auf dem Kampfplatz liegen. Aus der Betäubung erwacht, fand er sich bis aufs Hemd ausgeplündert, hatte aber die Kraft, sich aus dem Leichenhaufen wegzuschleppen und bis zum Standort der verbündeten Monarchen zu gelangen, die dem Gefechte beigewohnt hatten und sich nun des Verwundeten annahmen. — Nach dem Friedensschluß folgte W., der inzwischen von seiner Verwundung genesen war, seinem General ins Innere von Frankreich, wo diesem das Commando einer Territorial-Militärdivision übertragen worden war. Hier wurde dem Adjutanten die wohlverdiente Auszeichnung durch den Militärverdienstorden und das Kreuz der Ehrenlegion. In dieser Stellung verblieb er — auch während der „hundert Tage“ tactvoll mit Rücksicht auf seine Eigenschaft als Fremder aus der Zurückgezogenheit nicht heraustretend, bis die zweite Rückkehr der Bourbonen und die Entlassung der fremden Officiere seiner kurzen aber vielversprechenden Carrière ein Ende setzte.

In die Schweiz zurückgekehrt lebte W. zuerst noch einige Zeit auf französischem Halbsold, dann übernahm er die neugeschaffene Stelle eines Polizeidirectors seines Heimathkantons. Weit besser als das Wirken in diesem Amte, das nach oben und unten Rücksichtnahme verlangte, die seinem jugendlichen Eifer, gepaart mit soldatisch-strengen Ansichten über Gehorsam und Ordnung, nicht immer leicht fiel, sagte dem von feuriger Vaterlandsliebe erfüllten Officier die Thätigkeit zu, die er, gestützt auf seine im Dienste des großen Korsen erworbenen reichen Kenntnisse praktischer und theoretischer Natur, nun zum Besten der Vervollkommnung der heimathlichen Militäreinrichtungen entfalten konnte. Eine im J. 1821 veröffentlichte Broschüre: „Ueber die Bildung der eidgen. Streitkräfte“, in der er das Schaffen eines Bundesheeres befürwortete, bei dessen Organisation, Ausbildung und Verwendung im Kriegsfalle den eigenartigen topographischen Verhältnissen des Landes und dem Volkscharakter möglichst Rechnung getragen werden sollte, und sodann eine weitere, bald nachher erschienene: „Die schweiz. Neutralität und die Mittel zu ihrer Erhaltung“ erregten Aufsehen und machten des Verfassers Namen rasch im ganzen Lande bekannt. Diesen kleineren Schriften folgte im J. 1825 Wieland's Hauptwerk: „Handbuch für Schweizerofficiere“, ein Lehrbuch der Kriegswissenschaften für Truppenofficiere, in welchem er — nach allgemeinen Ausführungen über Strategie, Taktik, Heeresorganisation u. s. w. — die Möglichkeit der Vertheidigung der verschiedenen schweiz. Grenzfronten gegen Angriffe seitens der benachbarten Staaten und die hierbei mit Vortheil anzuwendenden Kampfesweisen einer eingehenden Erörterung unterzog. Diesem Handbuch reihten sich zwei Bände: „Geschichte der Kriegsbegebenheiten in Helvetien und Rhätien“ an, in welchen die Kriegsgeschichte der Schweiz von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815 in gründlicher Weise dargestellt wird, ein Werk, das trotz mancherlei abweichenden Ergebnissen, welche die Forschung auf diesem Gebiete seither zu Tage gefördert hat, noch heute seinen Werth besitzt, wofür schon der Umstand spricht, daß noch im J. 1879 eine unveränderte Neuauflage (der 2. Ausg. v. 1827) zur Ausgabe gelangte. Die edle, von glühendem Patriotismus durchwehte Sprache, die allen diesen Schriften eigen ist, fand lebendigen Widerhall in den Herzen der Leser und trug viel dazu bei, das Interesse für das vaterländische Wehrwesen neu zu wecken und in weite Kreise zu tragen.

Doch auch in praktischer Thätigkeit zollte W. der engeren und weiteren Heimath seine Dienste. Die Tagsatzung ernannte ihn im J. 1822 zum Oberstlieutenant im eidgenössischen Generalstabe. Bald wurde Oberst-Quartiermeister

Finsler auf den strebsamen Officier aufmerksam und übertrug ihm in der Folge zahlreiche Recognoscirungen in den Grenzgebieten des Landes. Während mehrerer Sommer bereiste W. in Begleitung seines Adjutanten die Schweiz und legte seine Beobachtungen, seine Vorschläge über die zweckmäßigste Vertheidigung der besichtigten Landesstrecken in umfangreichen Berichten an die oberste Militärbehörde nieder. Als im J. 1860 das eidgenössische Stabsbureau geschaffen wurde, lieferten diese Arbeiten den Grundstock für die betreffende Abtheilung der Archive. — Den Glanzpunkt seiner militärischen Thätigkeit im Vaterlande erlebte indessen der inzwischen zum eidgenössischen Obersten beförderte W. im J. 1828, wo er im Uebungslager in Wohlen eine Brigade mit Auszeichnung commandirte. Hier konnte er seine Theorien über Truppenführung, die durchweg das Einfache, Kriegsgemäße anstrebten, praktisch bethätigen. Hier erwies er sich auch als ein Meister in der — damals noch wenig gewürdigten — Kunst, das Interesse der Truppen an den Uebungen zu wecken. Hier, im Verkehr mit Kameraden und Mannschaft, traten aber auch die selten liebenswürdigen Charaktereigenschaften des jungen Obersten voll zu Tage und nahmen, verbunden mit seinen Umgangsformen und den Vortheilen einer imponirenden äußeren Erscheinung, Hoch und Niedrig für ihn ein. Doch es sollte W. nicht vergönnt sein, sich der ihm als Lohn selbstloser, unermüdlicher Arbeit zugefallenen Stellung lange zu erfreuen. Mannhaftes Auftreten gegen die von eingewanderten deutschen Demagogen geschürten unzufriedenen Elemente seines Heimathkantons in seiner Eigenschaft als Polizeidirector, zogen ihm den besonderen Haß der demokratischen Presse des ganzen Landes zu und Schmähartikel, die in einigen der betr. Organe gegen ihn erschienen, führten zu einem erbitterten Federkrieg, in dem die soldatische Geradheit gegen die Ränke und Schliche der Journalisten und ihrer Hintermänner den Kürzeren ziehen mußte. Die mit diesen Preßfehden verbundene Aufregung, sowie die Last der schweren Verantwortung, die ihm nach dem im J. 1831 erfolgten Ausbruch der Revolution im Landtheil des Kantons Basel als Führer der Militärkräfte einer die Tragweite der Ereignisse unterschätzenden und energischen Maßregeln abgeneigten Regierung zufiel, untergruben seine Gesundheit. Ein Urlaub, der ihm gewährt wurde, damit er im Süden Erholung suchen könne, konnte den Lauf der Dinge nicht mehr ändern. Zu dem schleichenden Uebel gesellte sich im März 1832 ein hitziges Fieber, das ihn nach einer Krankheit von wenigen Tagen im jugendlichen Alter von 41 Jahren dahinraffte.

Ein Jahr nach Wieland's Hinscheiden wurde in blutigem Waffengang zwischen dem baselstädtischen Militärcontingent und dem revolutionirten Landvolk der unselige Bruderstreit, zu dessen edelsten Opfern wir den wackeren Soldaten zählen dürfen, zu Gunsten des Landtheils entschieden, ein Ausgang, der die Trennung des Kantons in zwei geschiedene Staatswesen — Basel-Stadt und Basel-Land — zur Folge hatte.

Handschriftliche Aufzeichnungen des Obersten Joh. Wieland (im Besitz der Familie). — Ein Wort der Wahrheit an die eidg. Waffenbrüder über die ausgestreuten Verläumdungen gegen die Person von Oberst Wieland. Basel 1831. — Dr. C. Wieland, Die vier Schweizerregimenter im Dienste Napoleon's I. 1803—1814 (Basler Neujahrsblatt 1879). — Hans Wieland (d. J.), Erinnerungen eines alten Soldaten der ersten Kaiserzeit (Basler Taschenbuch 1864). — E. Raillard, Pfarrer, Leichenrede bei der Beerdigung d. H. Joh. Wieland, gew. eidg. Oberst. Basel 1832. — Dr. Alb. Maag, Geschichte der Schweizertruppen im Kriege Napoleon's I. in Spanien und Portugal (1807—1814). Biel 1892.

R. Brüderlin.

Wieland *): Johannes (Hans) W., eidgenössischer Oberst und Oberinstructor der Infanterie, Bruder des Oberstcorpscommandanten Heinrich W., wurde geboren im J. 1825. Mit dem älteren Bruder nach des Vaters frühem Tod von einem Oheim erzogen, bereitete er sich gleich jenem auf die kaufmännische Laufbahn vor, übernahm auch während kurzer Zeit das väterliche Geschäft — Buchhandlung und Buchdruckerei — wurde dann aber gleich dem Bruder durch die Eindrücke der Kriegsjahre 1847—1849 vom gesteckten Ziele ab- und zur militärischen Wirksamkeit hingezogen. Sorgfältige Studien — namentlich nach der historischen Richtung hin —, die Hans W. seiner praktischen Thätigkeit zu Grunde legte, befähigten ihn, 1852 die Redaction der „Schweizerischen Militärzeitschrift“ (jetzigen Allg. Schweiz. Militärzeitung) zu übernehmen und sodann mit stets wachsendem Erfolg bis zu seinem Tode — 1864 — zu führen. Eine Fülle von bedeutenden Arbeiten — neben den das eigentliche Fach beschlagenden, namentlich solche militärpolitischer Natur —, die während der Jahre 1852—1864 in dem Blatte erschienen sind, lassen die von glühender Vaterlandsliebe geleitete Feder des geistreichen Lehrers erkennen. Im J. 1854 zum kantonalen Oberinstructor der baslerischen Infanterie ernannt, zog W. bald die Aufmerksamkeit der eidg. Behörde auf sich. Der temporären Verwendung im eidg. Dienst folgte 1858 die Berufung zum wichtigen Amte eines eidg. Oberinstructors der Infanterie und Adjuncten des Militärdepartements. In dieser Stellung, als erster Gehülfe des Bundesraths Stämpfli, eines der begabtesten Beamten, die je dem schweiz. Militärdepartement vorgestanden haben, entfaltete W. eine rastlose Thätigkeit für den weiteren Ausbau der vaterländischen Wehreinrichtungen. Eine neue Aera begann mit seinem Amtsantritt namentlich für die Instruction der ihm anvertrauten Hauptwaffe. An Stelle des starren Schematismus, dem die leitenden Kreise bis dahin sowol hinsichtlich der formellen Einzelausbildung der Truppen als bezüglich Beobachtung der aufgestellten Vorschriften für die Schulung und Führung der Einheiten gehuldigt hatten, trat eine weitgehende Berücksichtigung des individuellen Moments bei der Einzelausbildung und freiere Auffassung in der Anwendung der Grundsätze für die Führung im Rahmen der bestehenden Vorschriften und Reglemente. Ein neuer belebender Hauch durchdrang damit die Instruction und bald begann sich auch die Wirkung zu zeigen, indem die schweiz. Infanterie einen Grad der Ausbildung erlangte, den sie seit langer Zeit nicht mehr besessen hatte. Da wurde der Wirksamkeit des trefflichen Lehrers unerwartet ein Ende bereitet. Eine kurze, schwere Krankheit, die ihm die geistigen und körperlichen Strapazen seiner mit nie erschlaffender Willenskraft und unermüdlicher Ausdauer versehenen Functionen zugezogen hatten, brach das blühende Leben im Alter von 39 Jahren. Doch die Worte, die Bundesrath Fornerod dem geschiedenen Freunde am offenen Grabe zurief, sind in Erfüllung gegangen: Wieland's Wirken und Schaffen hat über sein Grab hinaus reiche Früchte getragen.

Oberstlieut. Franz v. Erlach, Oberst Hans Wieland (Allg. Schweiz. Militärztg. Nr. 26, 1864). — Antistes Dr. Preiswerk, Leichenrede bei der Beerdigung d. Hrn. Hans Wieland-Bischoff, eidg. Oberst, sammt der Grabrede von Hrn. Bundesrath Fornerod. Basel, 26. März 1864.

R. Brüderlin.

Wigand **): Karl Samuel W., Professor am Cadettencorps und Hofarchivar zu Kassel, wurde zu Wernigerode als Sohn des gräflich Stolbergischen Conrectors und Bibliothekars Karl Christian W. am 5. März 1744 geboren. Seine

*) Zu Bd. XLII, S. 399.
**) Zu Bd. XLII, S. 457.

Mutter war Anna Marie, geb. Gottsched aus Königsberg, eine Verwandte des bekannten Professors Johann Christoph Gottsched, während der Vater aus Marksuhl im Eisenachschen stammte. Durch den frühen Tod des Vaters (27. Mai 1748), und der Mutter (1751), die nach dessen Tode mit dem Prediger Johann Anton Schumacher in Straußfurt zu einer zweiten Ehe geschritten, bald aber wiederum verwittwet war, gestaltete sich die Jugend Wigand's und seiner Brüder nicht glänzend, doch ermöglichte es das Eintreten der gräflich Stolbergschen Familie zu Wernigerode, einer unverheiratheten Schwester der Mutter und deren Bruders, des Dompredigers Gottsched in Halberstadt, daß die Kinder eine gute Erziehung erhielten. In Halberstadt durchlief W. die Domschule, um nach beendigtem Schulbesuch 1763 als Student der Theologie nach Halle a. S. zu gehen. Nach absolvirtem Triennium war W. darauf angewiesen sich zunächst als Hauslehrer (Informator) weiterzuhelfen. Er fand in dieser Eigenschaft zuerst bei dem Superintendenten Kuntz in Baruth (Niederlausitz) und hernach im April 1768 bei dem Kammerrath Diederich in Oschersleben Unterkunft, in zwei Häusern, aus denen er angenehme Erinnerungen mit fortnahm. Von Mai 1767 bis zum Frühjahr 1768 beschäftigte er sich als Hülfslehrer an den Franckeschen Stiftungen zu Halle. Von Oschersleben aus kam W. noch in demselben Jahre als Hofmeister in das Haus des hessischen Kriegs- und Domänenraths v. Zanthier zu Kassel, durch dessen Einfluß er 1774 mit dem gleichen Titel als Lehrer und Erzieher an das Collegium Carolinum daselbst berufen wurde. 1778 wurde er in eine entsprechende Stelle zu dem neu errichteten Cadettencorps versetzt, wo er zunächst in Religion, Geographie und Französisch zu unterrichten hatte. 1793 wurde ihm die Charakterisirung als Professor zu Theil, im Jahre 1800 die Ernennung zum Hofarchivregistrator im Nebenamt, zwei Jahre später die zum Hofarchivar, nachdem er im J. 1801 noch die Redaction der amtlichen Hessischen seit 1803 Kurhessischen Zeitung übernommen hatte. W. starb am 16. Juni 1805 zu Kassel. Aus der am 16. October 1785 geschlossenen Ehe Wigand's mit Johanna Magdalene Vorwerck, zweiten Tochter des Kasseler Wageninspectors Vorwerk, entsprossen zwei Söhne und eine Tochter, von denen der noch zu besprechende Paul W. der älteste war. Abgesehen von seiner Thätigkeit als praktischer Schulmann ist auch der schriftstellerischen Wirksamkeit Wigand's zu gedenken, die sich auf Abfassung von Leitfäden in der Mythologie, Geographie und Geschichte — von denen der letztere unbedingt der verhältnißmäßig am besten gelungene ist —, ja sogar auf Herausgabe von eigenen und fremden Gedichten erstreckte. Eine originelle Erscheinung in der deutschen Litteratur sind: „Des Hessischen Grenadiers Joh. Tobias Dick Gedichte nach seinem Tode herausgegeben von C. S. Wigand“ (Cassel 1789). Dieser Tobias Dick war ein hessischer Grenadier, der seine Mußestunden der Dichtkunst widmete und zu bedeutenderen Dichtern wie Hölty und Gleim persönliche Beziehungen besaß. (Ueber ihn ist zu vergleichen: Strieder, Grundlage z. e. hess. Gelehrten u. Schriftsteller-Gesch., Bd. 3. Göttingen-Cassel 1783, S. 18—21; Einleitung Wigand's z. d. Ausgabe der Gedichte; A. S. [= Hermann Heuser], Grenadier Johann Tobias Dick, ein Casseler Dichter des vorigen Jahrhunderts. Cass. Tagebl., Jg. 1889, Nr. 56.) — Der Vollständigkeit wegen seien hier auch die sonstigen Schriften Wigand's aufgezählt, zumal sie sonst kaum irgendwo aufgeführt sind. A. Auf poetischem Gebiete: 1. „Hessische Cadettenlieder mit Melodien von Vierling“ (Cassel 1782, ohne des Verfassers Vorwissen erschienen). Ein weiteres Bändchen ließ der Verfasser 1783 folgen, eine zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe des Ganzen, mit Melodien von Vierling Cassel 1788; 2. „Empfindungen bey dem Tode des Erlösers. Ein Passionsoratorium. In Musik gesetzt von J. C. Kellner“ (Cassel 1791); 3. „Dem Durchlauchtigsten Herrn Erbprinzen, Land-

grafen zu Hessen rc. und Höchst dero Frau Gemahlin Königlichen Hoheit Friederike Christine Auguste, geborenen Königl. Prinzessin von Preußen rc. bey Höchstderoselben Ankunft von Berlin .... gewidmet" (Cassel 1797); im Besitze von Wigand's Urenkelin, der Schriftstellerin Frau Henriette Keller-Jordan in München, befinden sich ungedruckte Gedichte Wigand's an seine Gattin, die sehr herzlich gehalten sind. B. Auf pädagogischem Gebiete: 1. „Anfangsgründe der Geographie zum Unterricht der Hochfürstl. Hessischen Cadetten" (Cassel 1784); 2. „Versuch einer kurzgefaßten Mythologie für Anfänger" (Eisenach 1792); 3. „Kleine Heßische Chronik für die Jugend" (Cassel, I 1792, II 1793, III 1795, nicht ohne wirklichen Werth); 4. „Kleine Völkergeschichte" (1. [und einziges] Bändchen, Cassel 1800).

Friedr. Wilh. Strieder's Grundlage z. e. Hess. Gelehrten- u. Schriftsteller-Geschichte, Bd. 17. Hsg. von Karl Wilhelm Justi. Marburg 1819, S. 45—53, sowie die in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel vorhandenen Schriften Wigand's. — Gelegentliche Bemerkungen über das etwas steife pedantische Wesen des Prof. Wigand auch in den noch ungedr. Briefen Jacob u. Wilhelm Grimm's, namentlich des ersteren, an ihren Jugendfreund Paul W. — Bibl. Cassell. Msc. Hist. Litt. Fol. 21. W. Grotefend.

Wigbert *): in den Quellen sehr verschieden geschriebener und nicht leicht von ähnlich klingenden Namen zu trennender Name mehrerer iro-anglischer Missionare und Priester der Bonifacianischen Zeit.

1) Der erste uns bekannte Träger desselben ist Wigbert oder Wictberct, ein Ire, der erste der Schüler S. Egbert's, der auf seines Meisters Veranlassung Deutschland als Missionar besucht haben und nach seiner erfolglosen Wirksamkeit von Willibrord und Adalbert nebst zehn Genossen abgelöst worden sein soll. Doch ist diese Nachricht jedenfalls nur eine falsche Combination aus Alkuin's Vita S. Willibrordi, die von dem Einfluß Egbert's und Wigbert's auf den Bildungsgang des jungen Willibrord redet und Beider Auswanderung erwähnt, und aus Beda's Hist. eccl., der zufolge W. zwei Jahre ohne wesentliche Erfolge als Friesenmissionar unter Ratbod wirkte und sich dann nach Irland zurückbegab (ca. 718). Wenn Willibrord 658 geboren und 690 nach Friesland gesandt wurde, so wird Wigbert's Leben in die Zeit zwischen den beiden Decennien 650—660 und 720—730 fallen.

2) Die beiden folgenden Wigberte gehören, der Zeit nach wenig verschieden, dem Kloster Fritzlar an. Wigbert I., der Heilige, der etwas ältere Genosse des hl. Bonifacius, also vor 680 geboren, entstammte einer angelsächsischen Familie. Dem britischen Mönchsideal jener Zeit entsprechend in christlicher Askese und theologischer Wissenschaft erzogen, trat er in ein Benedictinerkloster seiner Heimath, in welches, wissen wir nicht. Der gute Ruf und die Verehrung, deren er sich erfreute, lenkten die Aufmerksamkeit seines seit 716 in Deutschland als Glaubensbote thätigen Landsmannes Bonifacius auf ihn. Wann W. dem Rufe des Apostels Folge geleistet und sich nach Deutschland begeben hat, ist aus den Quellenschriftstellern, Othlo's V. S. Bonifacii, einer anonymen Bonifaciusbiographie und Lupus' V. S. Wigberti, infolge mehrfacher Widersprüche derselben nicht zu ermitteln. Einen etwas sichereren Anhaltspunkt gewährt die Ermittelung der Gründungszeit von Kloster Fritzlar, zu dessen erstem Vorsteher W. berufen wurde. Sicher geschah das erst nach der Bestätigung des Bonifacius durch den apostolischen Stuhl (15. Mai 719), aber schwerlich gleichzeitig mit der Gründung von Amöneburg (722) und vor der Fällung der Donnereiche bei Geismar (ca. 724). Andererseits wird es nicht richtig sein, daß die Kirche zu

*) Zu Bd. XLII, S. 459.

Fritzlar schon im dritten Jahre seines Bisthums, also 725 oder 726, von Bonifaz geweiht sei, vielmehr ist in dieser Zeit erst der Grundstein zu einem Bethaus (Oratorium) kleineren Umfangs nebst ein paar Zellen für die wenigen Mönchsmissionare in Fritzlar gelegt worden. Das eigentliche Kloster dagegen wurde erst einige Jahre später und zwar vor der bairischen Missionsreise des Bonifacius (vielleicht Sommer 735) gegründet: um oder nach 732; wol gleichzeitig wurde der Bau einer neuen größeren Kirche begonnen, deren Weihe 740 erfolgte. W. kann nun — beide Möglichkeiten sind denkbar, nachweisbar keine — entweder nach 726 oder um 732 herübergekommen sein. Er war, als er an die Spitze des bis dahin vielleicht von Bonifacius selbst, so gut es seine sonstige Thätigkeit erlauben mochte, verwalteten und daher bedenklich verwilderten Klosters Fritzlar trat, sacerdos secundi ordinis, d. h. Priester. Für seine Tüchtigkeit spricht es, daß ihm gerade diese exponirte bedeutende Missions- und Culturstation unterstellt wurde. Daß in erster Linie seine eigene strenge Lebensführung bestimmend auf die Klosterreform wirkte und so auch die Arbeit in Schule und Mission neue Impulse erhielt, darf man seinem Biographen Servatus Lupus von Ferrières glauben. Dann sandte ihn Bonifacius nach dem ebenfalls von ihm gegründeten Kloster Ohrdruff am Nordrande des Thüringer Waldes, um auch hier reformatorisch zu wirken. Diese Zeit der Delegation nach Ohrdruff fällt, einem aus Rom etwa 737—738 an die Fritzlarer Mönche geschriebenen Briefe des hl. Bonifacius zufolge, worin zwar auch ein Wigbert erwähnt wird, aber erst an letzter Stelle, so daß nicht der unsere gemeint sein kann, in die letzte Hälfte des vierten Jahrzehnts des 8. Jahrhunderts. Schon nach wenigen Jahren hat W. seinen Erzbischof gebeten, ihm, dem Hochbetagten und körperlich nicht mehr Widerstandsfähigen, die Rückkehr nach Fritzlar zu gestatten: jedenfalls vor 740, dem Jahre der Kirchweihe zu Fritzlar, denn nur so läßt sich die Fritzlarer Ueberlieferung von der Gründung der dortigen Kirche durch Bonifaz und Wigbert erklären. Nach diesem Datum ist offenbar auch die Inschrift am Fußende des steinernen Hochgrabes S. Wigbert's in der Krypta der Fritzlarer Kirche vom Jahre 1340 gewählt: „Anno gratiae 740 floruit Wigbertus Sanctus“: in Wahrheit liegt die Blüthezeit des Heiligen im vorhergehenden Jahrzehnt, zwischen 730 und 740.

Die fromme Tradition bei Lupus berichtet, daß der Greis, von seinen Mönchen in Fritzlar jubelnd begrüßt, hier gleichsam wieder jung geworden sei und von neuem mit dem größten Eifer seine klösterlichen Uebungen in der Heiligkeit und den Kampf für sein mönchisch-christliches Lebensideal aufgenommen habe. Besonders rühmt Lupus die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, die W. trotz seines siechen Körpers geübt; die Liebe, mit der er den Brüdern zur Seite gestanden; die geistige Frische, die er im wissenschaftlichen Studium und in den religiösen Betrachtungen sich bis an sein Ende bewahrt habe. Nach zwei Richtungen hin scheinen ihn diese Eigenschaften besonders befähigt zu haben: nach der seelsorgerischen und nach der specifisch pädagogischen. Lupus berichtet einen charakteristischen Zug seiner Beichtpraxis, von seiner Fähigkeit, in die verborgenen Tiefen seelischer Leidenschaften hinabzusteigen und sie durch Lehre und Ermahnung zu heilen. Die nämliche Gabe der geistigen Anregung und Erweckung wird ihm als Lehrer, im Verkehr mit Freunden und jüngeren Schülern, nachgerühmt, wenn auch sein directer Einfluß auf bestimmte Persönlichkeiten (Willibrord, Gregor von Utrecht, Sturmi) entweder überhaupt nicht nachzuweisen oder doch zweifelhaft beglaubigt ist. Einigermaßen verbürgt ist nur seine Freundschaft zu Megingozo. Indirect allerdings war sein Einfluß auf die kirchlich und geistig maßgebenden Persönlichkeiten der Folgezeit der denkbar größte, schon wenn man bedenkt, daß Sturmi

und Lull, die Gründer von Fulda und Hersfeld, durch die Schule in Fritzlar hindurchgegangen sind, die der Geist des Meisters belebte. So beschränkt sich Wigbert's Wirksamkeit theoretisch sowol wie praktisch auf die Sphäre seines Klosterberufes, auch insofern, als er dessen materielle Culturarbeiten (Weinbau) gefördert zu haben scheint. Daß er schon bei seinen Lebzeiten in den Ruf einer besonderen Heiligkeit gekommen sei, ist nicht zu erweisen. Ueber seine letzten Lebensjahre in Fritzlar erfahren wir, daß sie durch längeres Siechthum getrübt waren. Jahr und Tag seines Todes gibt sein Biograph nicht an. Sicher starb W. vor Bonifacius, nach Lambert von Hersfeld und den Weißenburger Annalen im J. 747, was sich schwerlich anfechten lassen wird; die übrigen späteren Jahresdaten schwanken zwischen 740 und 756 und beruhen meist auf Mißverständnissen. Als Todestag gibt das Martyrologium des Hrabanus Maurus den 13. August an; auch die Kirche hat die Iden des August stets als S. Wigbertstag gefeiert. Wahrscheinlich aber ist dieses Datum vielmehr der Begräbniß-(Depositions-)Tag des Heiligen und sein Sterbetag etwa der 11. August 747. W. wurde in der Vorhalle der Fritzlarer Kirche in einer prunklosen Gruft beigesetzt, wo er vermuthlich bis zu seiner Ueberführung nach Büraburg, vor dem Sachseneinfall von 774, ruhte. Mit seinem Tode setzt die Legende mit Wundergeschichten ein: von dem Vöglein, das drei Mal über den Sterbenden hinschwebte und dann verschwand, von Zeichen, durch die sich der Todte als der Schutzpatron Fritzlars im J. 774 erwiesen habe. Was von den letzteren eigentlich auf des hl. Bonifacius Rechnung kommt, ist nicht immer klar zu erkennen. Ueber die Schicksale des Heiligen in der Folgezeit gehen die Ueberlieferungen auseinander. Nach der durch Lupus vertretenen Hersfelder Ueberlieferung blieben die Gebeine noch einige Jahre auf Büraburg und wurden 780, angeblich infolge einer Traumerscheinung entweder des Büraburger Bischofs Witta oder des Mainzer Erzbischofs Lull, des Stifters von Hersfeld, heimlich nach diesem Kloster geschafft, das eines Gegengewichtes gegen das benachbarte, durch die Reliquien des hl. Bonifacius berühmte Fulda bedurfte. Nach der jüngeren Fritzlarer Tradition soll die Ueberführung, und auch nur des größten Theiles der Reliquien, erst im 13. Jahrhundert stattgefunden haben. Sicher verdient Lupus bezüglich der Zeitangabe mehr Glauben, aber ebenso sicher scheint zu sein, daß nicht der ganze Leichnam des Heiligen nach Hersfeld abgegeben wurde. Einzelne Reliquientheile waren schon im 10. Jahrhundert weit verstreut (St. Maximin bei Trier, Quedlinburg, St. Emmeram bei Regensburg u. a. O.) und noch am 23. Juni 1252 ließ Erzbischof Gerhard I. von Mainz angeblich neu aufgefundene Reliquien des seligen Abts Wigbert in Fritzlar feierlich erheben. Als St. Wigbert's Kloster allerdings wurde im ganzen Mittelalter nicht Fritzlar, sondern Hersfeld bezeichnet, dessen ursprüngliche Kirchenpatrone Simon und Judas Thaddäus durch den neuen Heiligen gänzlich verdrängt wurden. Auch das benachbarte Dorf Wippershain führt den Namen des Letzteren.

Quellen: einige Bonifaciusbriefe (bei Jaffé, Bibl. rer. Germ. III); des Servatus Lupus von Ferrières Vita S. Wigberti (Acta SS. Aug. III = M. G. SS. XV), arm an Thatsachen, schwache Chronologie; cf. darüber Ebert, Allg. Gesch. d. Litteratur im Abendlande II. Leipzig 1880, S. 206 f. und Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I, 6. Aufl. Berlin 1893, S. 241 u. S. 236 Anmkg. 4, wo weitere Litteratur über Lupus. — Ferner einige mit größter Vorsicht zu benutzende Inschriften (cf. besonders von Dehn-Rotfelser u. Lotz, Baudenkmäler im RB. Cassel. 1871, S. 58) und zerstreute, z. Th. handschriftl. Notizen (z. B. in Mscr. theol. fol. 95 u. 132 der Stänb. Landesbibl. zu Cassel) u. a. Nachrichten in Heiligenbiographieen u. s. w. (Jaffé III; MG. SS. III, XV; Acta SS.). Geschichtlich gänzlich

werthlos sind die Miracula S. Wigberti aus dem 10. Jh., in Hersfeld aufgezeichnet (MG. SS. IV).

Litteratur: Schmincke, De antiquit. Friteslar. Diss. Marburg 1717 (viel Material, aber Vorsicht). — Piderit, Denkwürdigk. v. Hersfeld, 1829. — Falckenheiner, Gesch. hess. Städte u. Stifter I. Cassel 1841 (viel Phantasie). — Zimmermann, De rerum Fuldensium primordiis. Habil.-Schrift Gießen 1841 S. 6 Anm. 4. — Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands I, Göttingen 1846. — Seiters, Der hl. Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Mainz 1845, S. 237 ff. (größte Vorsicht!). — Hahn, Bonifaz u. Lul. Ihre angelsächs. Correspondenten. Leipzig 1883 (oft hyperkritisch). — Hauck, in Herzog-Plitt's Theol. Real-Encykl. 2. Aufl. XVII, 111; dess. Kirchengesch. Deutschlands I. Leipzig 1887. — Hafner, Die Reichsabtei Hersfeld. Hersfeld 1889. — Stadler, Vollständiges Heiligen-Lexikon. V. Augsburg (1883), S. 787 (unbedeutend). — Schauerte, Der hl. Wigbert, erster Abt von Fritzlar (mit Titelbild). Paderborn 1895, eine fleißige, aber unkritische Schrift, mehr zur Erbauung.

3) Wigbert II. lebte neben und gleichzeitig mit dem hl. W. in Fritzlar als Mönch. Er ist in dem ersten Briefe des hl. Bonifacius an die Fritzlarer Mönche von Rom aus (737—738, s. oben), gemeint, und in dem zweiten Briefe des Apostels, nach dem Tode St. Wigbert's, wird er nebst dem Diakon Megingotus mit der Erklärung der Ordensregel, der Sorge für den Gottesdienst und die klösterlichen Tageszeiten sowie mit dem Jugendunterricht und der Predigt betraut. Wenn W. I. zur Zeit des ersten Briefes in Ohrdruff lebte, so kann nur W. II. der Priester sein, dem Bonifaz den jungen Baiern Sturmi zur Erziehung übergab (nach 735, s. oben). Zum Abt nach Wigbert's I. Tod ist zwar nicht W. II., sondern Tatwin von Bonifaz ernannt worden, aber vielleicht wurde W. II. Tatwin's Nachfolger. Er könnte dann jener „unwürdige Abt" Vicbert sein, der den kranken, von ihm innig geliebten Erzbischof Lull zu sich in sein Kloster einlädt, wo die Mönche für die Wiederherstellung seiner Gesundheit Messen lesen und Psalmen beten und versprochen haben, den Oberhirten wie einen Bruder zu pflegen, so daß er es wie in seinem Hause haben solle. Die Annahme, der Brief müsse in die letzten Jahre Lull's fallen (vor 786), ist gänzlich unstichhaltig; es hindert uns nichts, eine Erkrankung des Bischofs in weit früherer Zeit anzunehmen und den Brief näher an 755 zu datiren. Daß auch W. II. Angelsachse gewesen sein wird, ist dem Namen zu entnehmen; seine Auswanderung nach dem Festland ist nicht anzugeben, jedenfalls aber nicht früher als die Wigbert's I. erfolgt.

Die Briefe des hl. Bonifacius nach Fritzlar bei Jaffé, a. a. O. III, S. 100 u. 183, Nr. 34 u. 64; der Vicbert's ebd. S. 296, Nr. 130; Vita S. Sturmi c. 1 (M. G. SS. II); Hauck a. a. O.; Hahn a. a. O. S. 146, 309, 318 f. u. a.

Unter den Briefen der Bonifacianischen Sammlung befinden sich zwei, der eine in England verfaßt, der andere nach England gesandt, die man theils auf W. I. bezogen, theils ihm abgesprochen hat. Der erste hat zu Absendern den Abt Aldhunus und die Aebtissinnen Cneuburga und Coenburga und ist gerichtet an die Aebte Coengilsus und Ingeldus und „besonders unsern Verwandten, den Presbyter Wietbertus"; an einer späteren Stelle wird dieser Letztere auch Wiehtberhtus genannt. Coengilsus war von 729 bis ca. 744 Abt von Glastonbury (Glestingaburg) in Somersetshire. Dadurch wird die Identität des W. mit dem Presbyter Wiehtberht erwiesen, der, inzwischen nach Deutschland ausgewandert, in dem zweiten Brief den Mönchen in Glestingaburg seine glückliche Ankunft in den Grenzgebieten der heidnischen Hessen und Sachsen und seine freundliche Bewillkommnung durch den Erzbischof Bonifacius meldet. Sein Gruß gilt auch den Brüdern

in der Nachbarschaft, besonders dem Abt Ingeldus und der Mutter (d. h. Aebtissin) Tetta (von Wimborne). Da Bonifacius 732 Erzbischof wurde, so fällt der erste Brief zwischen 729—732, der zweite nach 732 und ist unzweifelhaft von Fritzlar aus geschrieben. Beide könnten, falls die abweichende Schreibweise der Namen nicht überhaupt dagegen spricht, sowol von W. I. (d. Heiligen) wie von W. II. sein; mit Sicherheit sie dem einen oder dem anderen zuzusprechen, ist auf keinen Fall zuläßig. Das Nämliche gilt von einem anderen undatirten Brief, in dem ein Priester Wiehtberht einen Bruder und Mitpriester um seine Fürbitte angeht, weil er vom Hammer weltlicher Versuchung getroffen werde.

Die drei Briefe bei Jaffé a. a. O. III, S. 126, 246 u. 309, Nr. 46, 98 u. 142; über die Streitfrage: Seiters a. a. O. S. 192 und Schauerte a. a. O. S. 13 behaupten vergeblich die Identität Wiehtberht's mit dem hl. Wigbert unbedingt; Hauck a. a. O. S. 438, Holder-Egger, M. G. SS. XV, S. 39 Anm. 2, Hafner a. a. O. S. 2 Anm. 2 und Jaffé III, S. 246 Anm. 3 andererseits vertreten ebenso strict den entgegengesetzten Standpunkt.

4) Der Zeit Lull's gehört ein Priester Namens Vigberht oder Vigbereht an, ebenfalls ein Angelsachse, der, bis dahin in der Mainzer Kirchenprovinz thätig, Deutschland wieder verlassen hat und aus seiner Heimath zwei sich ergänzende Briefe in einer Familienangelegenheit, einer Erbschaftssache, an Lull sendet. Dieser hatte ihm Geschenke und Briefe an angelsächsische Bischöfe, Aebte und Freunde mitgegeben und den Wunsch ausgedrückt, in eine Gebetsverbrüderung mit den Angelsachsen zu treten. V. kann die Erfüllung dieses Wunsches melden, auch, daß Lull's Name in die Verbrüderungsbücher der Kirchen eingetragen sei und Memorien für den Erzbischof gehalten würden. V. wünscht den Rath des Erzbischofs, ob er seinen Freunden und Verwandten folgen und bei ihnen, die ihn mit Acker, Vieh und Hausgeräthen ausgestattet haben und ihm auch Land und Erbschaft herausgeben wollen, bleiben oder zurückkehren soll; im letzteren Falle wollen ihn noch Freunde begleiten, die begierig sind, den Sachsen zu predigen. Im zweiten Brief bittet er den Erzbischof um die Entlassung aus Kirche und Amt. Vielleicht ist V. der Ueberbringer der Briefe Lull's nach Northumbrien (York) aus den Jahren 773—775 und identisch mit jenem Abte Wigbeorthus, auf dessen Geheiß — dann später — eine noch vorhandene Handschrift der Vita S. Cudberti abgeschrieben worden ist (cod. Harl. 1117 F. 2).

Die Briefe bei Jaffé III, S. 303 f., Nr. 136 u. 137; dazu Dünzelmann in den Forschungen zur deutschen Geschichte XIII, S. 27 und Hahn a. a. O. S. 320, 300 u. 321 Anm. 3. Carl Heldmann.

Wigfried*) (Wicfrid, Wigfrid, Wilgfrid, Wilfrid), Bischof von Verdun (958—983). In der Verduner Bischofschronik wird er als Deutscher von bairischer Herkunft bezeichnet, doch ist damit schwer zu vereinbaren, daß er mit mehreren lothringischen Edlen in naher Verwandtschaft steht. So nennt er die Grafen Leuthard, Rucwin und Richer seine Neffen und als seine Nichte wird Godila angeführt, welche den sächsischen Grafen Liuthar heirathete. Die Namen dieser weisen ebenso wie sein eigener und der Umstand, daß er im Gebiete von Verdun reich begütert ist, auf lothringische Abstammung. Seine Ausbildung erhielt er in Köln, wo er der Leitung und des Vertrauens des Erzbischofs Brun genoß und zu seinen Mitschülern die späteren Bischöfe Dietrich von Metz, Gerhard von Toul und Everaker von Lüttich zählte. Gleich diesen verdankt auch er dem großen Lehrer die bischöfliche Würde, noch bei Lebzeiten des am 12. August 959 verstorbenen Bischofs Berengar, wahrscheinlich im J. 958, erfolgte

*) Zu Bd. XLII, S. 461.

seine Erhebung zum Bischof von Verdun, wol auch dadurch veranlaßt, daß Berengar sich mit der damals dem deutschen Königshause nahestehenden karolingischen Partei verfeindet hatte. W. erwies sich auch sortan als eine treue Stütze der von Bruno geleiteten deutschen Politik in Lothringen und Frankreich. Im Auftrage des Kölner Erzbischofs betheiligte er sich an der im J. 962 im Gau von Meaux abgehaltenen Synode, welche sich mit der Besetzung des Rheimser Erzstuhles zu beschäftigen hatte, und wenig später an der Weihe des von dem karolingischen und dem deutschen Königshause begünstigten Erzbischofs Odelrich. Im Juni 965 war er mit den andern lothringischen Bischöfen auf dem großen Hoftage zu Köln anwesend und begleitete darnach den Erzbischof Bruno auf seiner zur Schlichtung der französischen Angelegenheiten unternommenen Reise nach Compiègne. Auf der Heimfahrt war er mit Dietrich von Metz Zeuge der letzten Stunden seines Gönners, der am 11. October 965 starb und dessen Leiche er zur Bestattung nach Köln geleitete. Im J. 967 begab er sich mit dem jungen König Otto II. nach Italien und nahm an der großen römischen Synode, welche über die Magdeburger Angelegenheit verhandelte, theil. Nach der Heimkehr scheint er sich vorwiegend der Fürsorge für sein Bisthum gewidmet zu haben. Er durchzog, obwol seine Gesundheit sich verschlechtert hatte und Beschwerden des Alters sich fühlbar machten, seinen Sprengel, ein bei der Unsicherheit damaliger Zeit gefährliches Geschäft, wie ja er selbst auf einer dieser Fahrten zu Vandresel in die Gefangenschaft eines adeligen Gegners, wol des Grafen Siegfried, mit dem er einen Streit wegen des Schlosses Luxemburg hatte, gerieth, sein Neffe Richer den Tod fand. Nicht minder war er bemüht, das klösterliche Leben, das grade in seiner Diöcese erst spät wieder erwacht war, kräftig zu fördern. Bei seiner eifrigen Beschäftigung mit der Geschichte seines Bisthums war er auf die Verdienste eines seiner Vorgänger, des am 8. Februar 648 gestorbenen hl. Paulus aufmerksam geworden, zu dessen Ehren er ein Kloster zu stiften beschloß. Während seines italienischen Aufenthaltes erlangte er für seinen Plan die Billigung des Kaisers und des Papstes und erwarb mit des letzteren und des Bischofs Dietrich von Metz Unterstützung sehr werthvolle Reliquien. Nachdem er am 6. August 972 mit Gerard von Toul der Weihe zweier Altäre in Metz assistirt und Mitte September sich auf der Synode zu Ingelheim eingefunden hatte, konnte er am 10. April 973 in Gegenwart des Metzer Bischofs die Gründung des neuen Klosters, zu dessen Abt er den Blicher bestellte und das er mit reichem Besitz ausstattete, beurkunden. Auch dem von seinem Vorgänger dem mönchischen Leben wieder zurückgegebenen Kloster S. Vanne erwies er sich durch Güterschenkungen von bedeutendem Umfange günstig, welche das von Berengar begonnene Reformwerk erst sicher stellten. Der von ihm herbeigeführte Aufschwung des kirchlichen Lebens gab ihm Gelegenheit, seinen Kunstsinn zu bethätigen, indem er für eine kostbare Ausschmückung der bischöflichen Kirche und der des Paulsklosters sorgte. Auch seine litterarische Bildung scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein, wie sich das von einem Schüler Brun's nicht anders erwarten läßt. Zwar können zwei Briefe (D'Achery Spicilegium 12, 349 u. 356), die in dieser Hinsicht angeführt werden, nicht an ihn gerichtet sein, aber man kann in diesem Betracht an seine geschichtlichen Studien und an die sorgfältige stilistische Behandlung der von ihm ausgestellten Urkunden erinnern, in denen Anklänge an Horaz zu finden sind. Von seinem politischen Verhalten haben wir nach dem Jahre 972 keine Kunde mehr. Da Graf Gottfried von Verdun dem deutschen Kaiserhause treu ergeben war und dessen Bruder Adalbero den erzbischöflichen Stuhl von Rheims innehatte, war für W. zunächst kein Anlaß geboten, sich in dieser Hinsicht besonders hervorzuthun. Immerhin war er im J. 980 bei den Verhandlungen anwesend, welche zu dem

Friedensschluß zwischen Otto II. und Lothar führten. Noch bevor die schlimmen Wirren nach dem Tode Otto's II. ausbrachen, in denen Verdun so schwere Bedrängniß zu erleiden hatte, ist W. am 31. August 983 gestorben. Sein Leichnam wurde in der Paulskirche beigesetzt.

Ann. s. Vitoni Verdun. Mon. Germ. SS. 10, 526. — Gesta ep. Virdun. cap. 3, SS. 4, 46. — Sigeberti Vita Deod. cap. 7, 8, 18 in SS. 4, 467, 468, 479. — Hugonis Flavin. Chron. SS. 8, 364. — Thietmari Chron. 4, cap. 39. — Richeri Hist. 3, cap. 19. — Lettres de Gerbert ed. Havet p. 39, Anm. 3, 41 Anm. 4, 95 Anm. 2. — Ann. necrol. Fuld. SS. 13, 205. — Necrol. s. Vitoni im Neuen Archiv 15, 130. — Hugo, Ann. Praemonstrat. 2b, 319 ff. — Calmet, Hist. eccl. de Lorraine[2] 2b, 210 ff. — Gallia Christiana 13a, 1180 u. 13b, 554. — Mon. Germ. DD. 2. Bd. DDO. II. 22, 218, DO. III. 3, wo der Schreiber vergessen hat, den Bischof als verstorben zu bezeichnen. — Wilmans, Jahrb. Otto's III., S. 151. — Dümmler, Jahrb. Otto's d. Gr., S. 339, 373, 395, 491. — Hist. litt. de la France 6, 28. — Archives histor. 1889, p. 36. — Sackur, Cluniacenser 1, 179 f. Karl Uhlirz.

Wilberg *): Johann Friedrich W., als Schulmann besonders um das Unterrichtswesen der preußischen Rheinprovinz verdient, geboren am 5. November 1766 in Ziesar (heutiger Kreis Jerichow), † am 30. December 1846 in Bonn. W. war der Sohn eines preußischen Invaliden, der bald nach des Sohnes Geburt als Unterbeamter in Potsdam angestellt wurde, aber bereits 1778, infolge des Bairischen Erbfolgekrieges zum Heere eingezogen, in Torgau starb. Jahre seiner Kindheit brachte unter diesen Umständen der Knabe J. F. bei seinem Großvater und seinem Oheime, nacheinander Cantoren zu Karow (Kr. Jerichow), zu, die in ihm früh unwiderstehlichen Drang nach höherer geistiger Bildung weckten. Auch als Lehrling bei einem Schneidermeister in Brandenburg a. H. setzte W. eifrigst seine Studien fort, ermuthigt durch Lectüre von Jung's Heinrich Stilling, und gewann dadurch bald eine Reihe von Gönnern, die zwar vom Studium der Theologie abriethen, aber desto nachdrücklicher auf die gerade damals in ganz neues Licht gerückte Laufbahn eines Volksschullehrers hinwiesen. Mit Erlaubniß seines Lehrherrn hielt schon damals W. eine Schule für Handwerksburschen, die er Abends und Sonntags im Lesen, Schreiben, Rechnen übte und mit einer Blumenlese aus Salzmann's Schriften bekannt machte. Entscheidend für W. ward der Auftrag seines Meisters, einige Zeit im Hause des Pastors Rudolph zu Krahne, des geistlichen Gehülfen des Domherrn v. Rochow bei seiner Schulreform in Rekahn, zu arbeiten. Rudolph widmete dem strebsamen jungen Schneider wahrhaft väterliche Liebe, und Rochow nahm ihn auf Rudolph's Fürsprache für längere Zeit als Hospes in der Schule zu Rekahn auf. Beide Männer und ihre gleichgesinnten Gattinnen würdigten den begabten und gewissenhaften Jüngling bald vertrauter Freundschaft. Seine Gönner vermittelten ihm sodann noch den Besuch des Berliner Schullehrerseminares und einen in vieler Hinsicht lehrreichen und anregenden Aufenthalt in Berlin. Von dort ward er dem philanthropischen Grafen v. d. Recke-Volmerstein auf Overdyck Herbst 1789 als Lehrer für seine Schule zu Hamm, jetzt Hamme (Overdyck) bei Bochum zugewiesen. In schöner Harmonie mit diesem Patrone, dessen Söhne Adalbert und Werner später den Vater in menschenfreundlichen Werken noch überbieten sollten, wirkte W. dort bis ins vierzehnte Jahr, zuletzt neben seiner in der Umgegend berühmt gewordenen Dorfschule nach Rochow'scher Art auch eine kleine Schulmeisterschule versorgend. Im J. 1803 wurde er als Vorsteher und Lehrer des Armeninstitutes nach Elberfeld berufen

*) Zu Bd. XLII, S. 474.

und damit neben dem Schulamte in die Armenpflege verflochten, der er fortan lebenslang regsten Eifer zuwandte. Freilich vertauschte er das Amt des Armenlehrers schon zwei Jahre später mit der ihm anvertrauten Stelle des Leiters und Hauptlehrers am neugegründeten sog. Bürgerinstitute, einer mit Kosthaus verbundenen Privatschule für Kinder des höheren Bürgerstandes. Mehr und mehr trat in dieser Zeit W. als pädagogischer Schriftsteller mit kleineren Arbeiten hervor (Lesebuch, Auszüge aus dem Schultagebuche u. s. w.), durch die er zu seiner Freude auch Pestalozzi's Beifall erwarb. Im J. 1814 ernannte die preußische Verwaltung des Herzogthumes Berg W. nebenamtlich zum Schulpfleger für einen Theil des Kreises Elberfeld, was ihm Anlaß zu höchst ersprießlicher Thätigkeit für den Lehrerstand an Volksschulen gab. Er gründete eine Lehrerwittwen- und Waisencasse, eine Lehrerbibliothek, hielt wöchentliche Versammlungen mit Vorträgen zur Fortbildung der ihm anvertrauten Lehrer ab und stand diesen mit Rath und That auch sonst väterlich bei. Sehr segensreich wirkte W. als Präses der Elberfelder Armenverwaltung in den Kriegsjahren 1813—15, besonders unmittelbar nach der Schlacht bei Waterloo durch eine Reise auf die brabantischen Schlachtfelder. Inzwischen war sein Ruf bereits so hoch gestiegen, daß auf Anhalten seines Freundes Wilhelm Diesterweg, des späteren Bonner Professors der Mathematik (1782—1835), die Universität Tübingen den Autodidacten 1816 zum Doctor der Philosophie ernannte. Bald nachher trat ihm der jüngere Bruder Adolf Diesterweg als Lehrer an der lateinischen Schule zu Elberfeld nahe und schloß sich ihm innig an. Von Wilberg's Lehrerconferenzen, an denen Diesterweg eifrig theilnahm, schreibt dieser: „Wir wurden alle ermuthigt und gekräftigt durch Klarheit der Gedanken, durch Fülle der Erfahrungen, durch aufstrebenden Lebensmuth und Begeisterung für das Wirken des erziehenden Lehrers sowie durch heitern Scherz und entfesselte Rede. Wer hier nicht aufgerüttelt wurde aus dumpfem Schlafe, nicht belebt für angestrengte Thätigkeit im edlen Berufe, wem hier nicht aufging die Liebe zu lichtvoller Wahrheit und Wärme des Gemüths: der dürfte wol überhaupt unempfänglich gewesen sein für diese hohen Dinge". Diesterweg widmete W. 1844 die 3. Auflage seines „Wegweisers". Mit Uebergang des Bürgerinstitutes an die Stadt Elberfeld zu Gunsten der neuen städtischen Realschule trat W. 1829 ebenfalls als Inspector der Volksschulen in städtischen Dienst. In diesem Amte wirkte er noch thatkräftig bis 1837; dann zog er sich nach Bonn zurück, wo er vor dem Koblenzer Thore eine Villa besaß. Dort lebte er fast noch ein Jahrzehnt in ehrenreicher Muße. In Wilberg's einnehmender Gestalt und Haltung fanden die Zeitgenossen sein Wesen treffend ausgeprägt: festen Willen, unermüdlichen Fleiß, warme Menschenliebe, biedere Würde, frische Heiterkeit. Man nannte ihn einen glücklichen Mann, der Glück verbreitete, wo er konnte, und wohin er trat. Glücklich war er auch in seiner 38jährigen Ehe (1797—1835) und in seinen vier Kindern, die er trotz seiner stets offenen Hand in behaglichem Wohlstande hinterließ. Wilberg's Sohn war der Gymnasialdirector Friedrich Wilhelm Wilberg (1798—1852) zu Essen. Unter der ziemlich bedeutenden Anzahl der Schriften J. F. Wilberg's ragen hervor: „Lesebuch für Kinder, die gern verständiger und besser werden wollen" (Hamm 1793); „Ueber das Armenwesen" (Elberfeld 1834); „Erinnerungen aus meinem Leben nebst Bemerkungen über Erziehung, Unterricht und verwandte Gegenstände" (Essen 1836); „Gedanken und Urtheile des Vetters Christian über Leben und Wirken im Mittelstande. Nebst Mittheilungen aus seinem schriftlichen Vermächtnisse" (ebd. 1843). Seine „Aufsätze über Unterricht und Erziehung" erschienen, für Lehrer und Eltern gesammelt, ebenfalls in Essen (2 Bde.).

Vgl. Diesterweg, J. F. Wilberg (Essen 1847). — Kohlrausch, Erinnerungen (Hannover 1863; S. 129 ff.).

Sander.

Wilbrand *): Johann Bernhard W. wurde am 8. März 1779 zu Klarholz bei Münster in Westfalen geboren. Seine Eltern waren Leibeigene des Klosters zu Klarholz und bewirthschafteten ein kleines Besitzthum, welches Eigenthum des Klosters war. Seinen ersten Unterricht erhielt W. von seiner älteren Schwester; dann besuchte er die Dorfschule, in welcher er bald alle anderen Schüler überflügelte, so daß der Pastor in Lette, welcher die Schule häufig inspicirte, auf ihn aufmerksam wurde, und, als er seinen Wunsch zu studiren erfuhr, ihn ein Jahr lang in der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtete und ihn 1792 nach Münster in eine Vorbereitungsschule sandte. Im folgenden Jahre trat W. in das Gymnasium daselbst ein. Bald verdiente er sich seinen Unterhalt selbst, indem er im Hause des Herrn v. Hülst Hauslehrer wurde. Nachdem er das Gymnasium absolvirt hatte, mußte er nach der damaligen Studieneinrichtung zunächst einen zweijährigen allgemeinen Cursus auf der Universität durchmachen, ehe er sich für ein Fachstudium entschied. Hier fühlte er sich von den Naturwissenschaften, namentlich Botanik und Chemie besonders angezogen. Dennoch entschloß er sich bei seinen beschränkten pecuniären Verhältnissen Theologie zu studiren, widmete jedoch seine freie Zeit dem Studium der Naturwissenschaften. Je mehr er sich in dieselben vertiefte, desto mehr fühlte er sich zu ihnen hingezogen. Die Liebe zu den Naturwissenschaften überwand schließlich seine Bedenken und im Herbst 1801 gab er das Studium der Theologie auf und widmete sich ganz den Naturwissenschaften, indem er die Medicin als Brotstudium hinzunahm. Im J. 1803 erhielt er durch das Wohlwollen der Klostergeistlichkeit den sogenannten Freibrief, welcher ihn von der Leibeigenschaft befreite, wogegen er auf jeden Anspruch auf das von seinen Eltern bewirthschaftete Eigenthum des Klosters verzichten mußte. Nachdem er sich durch Uebernahme einer Hofmeisterstelle etwas Geld erspart hatte, und von seinen Lehrern eine Unterstützung erhielt, bezog er zu seiner weiteren Ausbildung 1805 die Universität Würzburg, woselbst er 1806 die Doctorwürde erwarb. Dann begab er sich nach Paris und hörte die Vorlesungen von Cuvier, Dumeril und Lamarck. Nach Münster zurückgekehrt, hielt er Vorlesungen „über die graduelle Entwickelung der organischen Natur", in welcher er die gesammte organische Natur nach allen Richtungen hin als Einheit behandelte. Diese Vorträge erschienen später im Druck unter dem Titel: „Darstellungen der gesammten Organisation" (2 Bde., Gießen 1809 und 1810). Infolge dieser Vorlesungen, welche große Anerkennung fanden, erhielt W. einen Ruf an die Universität Gießen und übernahm dort 1809 die Vorlesungen über Anatomie, Botanik und Zoologie. Im J. 1811 erhielt er von der naturforschenden Gesellschaft zu Haarlem für die beste Preisarbeit über die Classification der Thiere die goldene Medaille. Die Arbeit erschien zuerst in: Natuurk. Verhandl. Mattsch. Haarlem D. 6, 2 (1812) und später in deutscher Sprache: „Ueber die Classification der Thiere" (Gießen 1815). Sein System ist jedoch ein einseitiger Ausbau des Linné'schen. Es basirt auf der Beschaffenheit der Blutflüssigkeit. Darnach theilt er die Thiere ein in solche mit warmem rothem Blute (Säugethiere und Vögel), mit kaltem rothem Blute (Amphibien, Reptilien und Fische) und mit kalter Lymphe. Die letzteren zerfallen wieder in solche mit weißer Lymphe und einer Spur des Herzens (Insecten und Mollusken), in solche mit rother Lymphe und ohne Herz (Anneliden) und in solche mit weißer Lymphe und ohne Herz (Zoophyten und Eingeweidewürmer). Dieses System ist jedoch, wie erklärlich, bald der Vergessenheit anheimgefallen. Auch ein Pflanzensystem, welches er in seiner Schrift: „Die natürlichen Pflanzenfamilien in ihren gegenseitigen

*) Zu Bd. XLII, S. 476.

Stellungen, Verzweigungen und Gruppirungen zu einem natürlichen Pflanzensystem“ (Gießen 1834) aufstellte, hat niemals Anwendung gefunden. Durch alle seine zahlreichen Schriften zieht sich die Idee, die Hypothese zu verbannen, was ihn zu sonderbaren Erklärungsversuchen veranlaßte. Auch ersetzte er häufig die exacte Forschung durch philosophische Speculationen. Mit mancher seit langer Zeit anerkannten Lehre befand sich W. in Widerspruch. So leugnet er z. B. in seiner Schrift: „Nähere Prüfung der gewöhnlichen Lehre von der Zirkulation, insbesondere in Hinsicht der Frage, ob das Blut aus dem arteriellen Gefäßsystem ins venöse hinüberströmt?“ (Pierer’s Annalen 1816, Heft 6, S. 724) den Blutkreislauf und stellt sogar in seiner Abhandlung: „Giebt es in der Pflanzenwelt eine wirkliche Geschlechtsverschiedenheit und eine hierauf gegründete wirkliche Befruchtung?“ (Flora 1830, Bd. II, S. 585—99, 601—9) die ganze Theorie der Befruchtung in Abrede. Trotz dieser argen Fehler fanden seine Schriften große Anerkennung, was schon daraus hervorgeht, daß er von zahlreichen gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt wurde, wie er auch als Lehrer eine hervorragende Stellung einnahm. Von seinen übrigen Werken sind noch besonders zu erwähnen: „Handbuch der Botanik“ (2 Bde., Gießen 1819). In Gemeinschaft mit Ritgen: „Gemälde der organischen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde“ (Gießen 1821); „Handbuch der Naturgeschichte des Thierreichs“ (Gießen 1829). Außerdem veröffentlichte er noch zahlreiche kleinere Abhandlungen in den verschiedensten Zeitschriften. W. starb zu Gießen im J. 1846.

Selbstbiographie von Johann Bernhard Wilbrand. Gießen 1831.

W. Heß.

Wildauer *): Tobias W. Ritter von Wildhausen, meist T. von Wildauer genannt, Philosoph und deutschösterreichischer Politiker, wurde am 4. September 1825 zu Fügen in Tirol geboren. Schon auf dem Gymnasium zu Hall trieb er fleißig Griechisch, besonders Homer und Anakreon. Seit 1842 studirte er an der Innsbrucker Universität alte Philologie, Philosophie und Geschichte. 1848 war er, als die garibaldischen Freischaren Südtirol bedrohten, bei der ersten akademischen Compagnie. Fürs Lehrfach entschieden, wurde er Supplent am neu organisirten k. k. akademischen Gymnasium zu Innsbruck und nach ausgezeichnetem Examen 1850 ebenda wirklicher Lehrer; er unterrichtete hauptsächlich Griechisch, daneben dann philosophische Propädeutik, später Mathematik. Im J. 1855 muß er promovirt haben, da er im Schulprogramm für 1854/55 zuerst „Doctor der Philosophie“ heißt. Inzwischen auch erster Lehrer nächst dem Director geworden, folgte er 1857 dem Rufe als Supplent der philosophischen Lehrkanzel an der Innsbrucker Universität; 1858 wurde er ordentlicher Professor. Als solcher hat er die officielle „Akademische Festrede zu Friedrich von Schiller’s hundertjährigem Geburtstage 1859“, einen flammenden Aufruf zur rührigsten Pflege deutscher Cultur im österreichischen Kaiserstaate im Anschlusse an Schiller’s Posten als deutscher Nationaldichter, in dem sich die Culturideale unseres Volkes verkörpern, mit einer präcisen Huldigung an Kaiser Franz Joseph, der dieser deutschen Mission Oesterreichs entspreche, sowie die „Rede zu Johann Gottlieb Fichte’s hundertjährigem Geburtstage bei der von der philosophischen Facultät an der Hochschule zu Innsbruck veranstalteten Festfeier am 19. Mai 1862“, eine knappe, aber in den Anmerkungsnachweisen gründlichste Kenntniß der biographischen und sonstigen Materialien verrathende Charakteristik mit dem Nachdruck auf der national-pädagogischen Bedeutung von Fichte’s Persönlichkeit und Willenslehre, in der Universitätsaula vorgetragen.

---

*) Zu Bd. XLII, S. 495.

Dies sein Lehramt hat W. bis zu dem am 3. April 1898 im 73. Lebensjahre erfolgten Tode mit Lust und Hingebung geführt und, scheint es, zeitweise auch die Archäologie mit vertreten. Jedoch hat er aus seiner ursprünglichen Berufsdisciplin nur 1850 im Antrittsjahre als Lehrer am Innsbrucker Gymnasium in dessen Jahresbericht (S. 12—36) eine Abhandlung „Plan und Einheit der Ilias“ veröffentlicht, die energisch die Unität und bewußte Composition verficht, und sodann eine Ausgabe „Platons Protagoras. Mit Einleitung und Anmerkungen“ (1857), die, besonders durch die vortreffliche grammatische Analyse und sorgfältige Feststellung des Sprachgebrauchs, neben denjenigen J. Bekker's, Stallbaum's, Deuschle's, Sauppe's, Jahn's nicht nur, sondern auch den neueren würdig besteht. Während er mit ihr schon den Grenzrain der Philosophie beschritt, traten ganz in ihren Rayon etliche tüchtige Abhandlungen in Fachorganen, z. B. „Ob Platon ein Begehrungsvermögen angenommen habe“, Philosoph. Monatshefte 1873, S. 229 ff., oder Anzeigen, z. B. von J. Steger's „Platon. Studien“ (ebd. 1872, S. 538), endlich, worin auch erstgenannter Aufsatz Aufnahme fand, das auf gründlichem philologischen Eindringen in die einschlägigen Denkmäler der griechischen Sprache basirte Werk „Psychologie des Willens bei Sokrates, Platon und Aristoteles“ (zwei Theile, 1877 bez. 1879), dessen geplanter dritter Theil, über Aristoteles' Lehre vom Willen, nicht erschienen ist (zur Ursache vgl. II, S. III in.); es fand sofort den vollsten Beifall der Fachgenossen. „Eine Abhandlung über Schopenhauer“, anonym abgedruckt im litterarischen Theile der amtlichen „Wiener Zeitung“ im Mai 1858, belobte dieser anspruchsvolle meist mißverstandene Genius selbst als höchst interessant. Auf schöngeistigem Felde werden zwei Novellen in dem Tiroler Blatte „Phönix“ (1851), betitelt „Wildschütz und Förster“ und „Aus dem Tiroler Leben 1848“ mit der Chiffre T, genannt; auch gab er das „Denkbuch der Feier der fünfhundertjährigen Vereinigung Tirols mit Oesterreich“ (1864) heraus.

Den weiten Ruf, der sich stellen- und zeitweise zu größter Popularität steigerte, verdankt W. jedoch seiner innerpolitischen Wirksamkeit, insbesondere seinem, durch ein seiner Zeit vielbesprochnes Ereigniß markirten starken Deutschösterreicherthum. Als 1859 sich frischer Zug in den inneren Verhältnissen der Habsburgermonarchie regte, begann W. sich activ an den bewegenden Fragen zu betheiligen. Zunächst publicistisch. Er schrieb im deutschen, dabei gut österreichischen und offenherzig moderngeistigen Sinne in die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, wie die liberal-patriotisch Gesinnten des Kaiserstaates damals in der Regel. Gemäßigter Fortschritt, immer Hand in Hand damit unantastbare Deutschheit, das waren die Triebfedern seiner Preßthätigkeit. „Zwölf Artikel zur Tiroler Landesverfassung“, 1860 in der „Schützenzeitung“, bekämpften die damals beabsichtigte Rückkehr zu vier Ständen. Als Separatabdruck aus dem „Tiroler Boten“ kam der Aufsatz über „Ein confessionelles Ausnahmsgesetz [nicht ‚Aufnahmegesetz‘, wie die, von ihm revidirte biographische Notiz in Kürschner's „Dtsch. Litteraturkalender“ bis zum Tode schrieb] für Tirol. Worte der Verständigung“ 1861 und schnitt ein Thema an, das W. später wiederholt im Parlament in anticlericalem Sinne behandelt hat. Trotz alledem kannten weitere Kreise Wildauer's Namen noch nicht, als er am 14. Juli 1862 knapp, ruhig, entschieden und ohne Nebengedanken beim Festbankett des Deutschen Schützenfestes zu Frankfurt a. M. auf des „nationalvereinlichen“ Darmstädter Advocaten August Metz mißverstandnes Rede-Aperçu, die Deutschösterreicher seien gleich den Schleswig-Holsteinern und Kurhessen „Schmerzenskinder“ Deutschlands, namens seiner Landsleute Verwahrung einlegte. Kaiser Franz Joseph decorirte ihn „in Anerkennung seines in mannhafter Rede bewiesenen Patriotismus“ schon am 21. Juli mit dem Orden der eisernen Krone III. Cl., wodurch er mit dem Prädicate „von

Wildhausen" den Ritterstand erhielt, und als W. auf der Heimreise am 23. Juli in der Münchener Westendhalle (jetzt „Volkstheater") in einem Trinksprüche auf Baiern des letzteren ausgleichende großdeutsche Mission betonte, verlieh ihm König Maximilian II., mit diesem Standpunkte harmonirend, das Ritterkreuz des Verdienstordens der bair. Krone. Wie W.'s Worte in Frankfurt gezündet hatten, so fanden sie starken Widerhall in allen großdeutschen Kreisen, in erster Linie innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle: es regnete förmlich Anerkennungs- und Zustimmungsadressen, Ehrenmitglied- und gar Ehrenbürgerdiplome, ernste und heitere Gedichte über die Affaire liefen in Menge um, ein Akrostichon aus der „Frankfurter Postzeitung" machte die Runde durch die Zeitungen, und ein österreichisches Officiercorps widmete W. sogar einen von Militärcapellmeister L. Jeschko componirten „W.-Marsch". Im ultramontanen, feudalen und autonomistischen Lager kläfften viele kleinliche Gegner; W. blieb unerschrocken und nahm u. a. den Widersachern der ersten Richtung durch eine feste Rechtfertigung sowie eine antwortende „Erklärung zur Abwehr" den Wind aus den Segeln. In der Heimath ward die Hetze geschürt gegen den „Patrioten, der eigentlich kein Patriot war, gegen den Liberalen, der eigentlich ein Reactionär war, gegen den Mann des Tages, der bei Licht besehen, nur ein Mann der Nacht war".

Alle solche Angriffe stählten Wildauer's Mannesmuth und Ueberzeugungstreue und bestärkten ihn nur in seinen Ansichten. Sein Gegensatz zu der „katholisch-conservativen" Partei, d. i. den verbündeten staatlichen und kirchlichen Rückschrittlern, wurde immer erbitterter (vgl. seine Abhandlung „Die römische Curie und das Recht Oesterreichs" 1868), obwol man ihm von dieser Seite auch bei den vielen patriotischen Artikeln nichts am Zeuge flicken konnte, die er vorm und im 1866er Bruderkriege zur „Allgemeinen Zeitung" und einem leitenden Wiener Tagesblatte beisteuerte. Trotz dieses eifrigen Gegendrucks gelangte er am 30. Januar 1867 in den Tiroler Landtag, in dem er nach Einführung directer Wahlen lange Jahre die Städtebezirke Innsbruck, Hall, Schwaz und Kufstein vertrat, sowie die Innsbrucker Handelskammer mit 1200 gegen 600 Stimmen seit 24. October 1873 bis zu den 1897er Wahlen im Abgeordnetenhause des Reichsraths. Er hat in beiden legislativen Körpern eine hervorragende Rolle gespielt, war Obmann des liberalen Landtagsclubs, im Reichsrathe Obmann-Stellvertreter der deutschen Linken, mehrfach Mitglied der österreichischen „Delegation". In der Natur der Sache lag es, daß er besonders bei Gegenständen des Cultus- und Schulwesens ein „Rufer im Streit" war. Für die confessionelle Gleichberechtigung, für die staatliche Schulaufsicht, die gesetzliche Regelung der tiroler Volksschulordnung stand er rastlos auf der Schanze und hat, trotzdem an der Regierung und des Herrenhauses Veto viele seiner Ideen scheiterten, dafür, ebenso für andere Punkte im Unterrichtsbudget, für dessen „Centrale" er bis 1879 als Referent fungirte, für die Vorlage zur Errichtung der Czernowitzer Universität und das Gesetz über die Anerkennung der Religionsgesellschaften viele Verbesserungen durchgedrückt. In derselben Hinsicht verwandte er, Curator und Ausschußmitglied des tirolischen Museum Ferdinandeum, sich für die Bedürfnisse der Innsbrucker Universität, dabei und bei der Gebäudesteuer-Reform, endlich dem Antrag Ciani betr. Aenderung der Wahl aus dem adligen Großgrundbesitze Tirols die Interessen seines engeren Heimathlandes schützend. In dessen öffentlichem Leben, auch in dem Innsbrucks (vergl. seinen Artikel „Die Wahlen in den Innsbrucker Bürgerausschuß" 1868) stand W. im Vordergrunde. Er war Gründer, Ausschußmitglied, lange Obmann des dortigen „Constitutionellen Vereins", der für Nordtirol die liberale Bewegung zusammenhielt, und verfaßte meist dessen wie überhaupt der Liberalen Streitschriften, Wahlaufrufe und sonstige Kundgebungen. Die zwei genannten

Broschüren Wildauer's von 1868 gab der „C. V." heraus, auch die „Der Austritt der sechs Deutschtiroler Abgeordneten aus dem Reichsrathe" (1870). Endlich gründete und leitete er als erster Obmann die Innsbrucker Ortsgruppe des „Deutschen Schulvereins", womit Anfang der achtziger Jahre auch in Tirol ein neuer Aneinanderschluß der deutschnationalen freigesinnten Kräfte anhob. Die separatistischen Wälschtiroler wollte er nicht schroff zurückstoßen. In W.s letzten Lebensjahren begann auch in Tirol eine schier unüberbrückbare Kluft zwischen den von W. geführten Deutschliberalen und den radical-chauvinistischen Deutschnationalen zu gähnen, die die Erfolge der deutschen „Gemeinbürgschaft" zu untergraben drohte: die rücksichtlosen Anhänger Georg Schönerer's hielten ihm, wie 1868 die clericalen „Tiroler Stimmen", vor, er sei „ein reiner Opportunitätspolitiker", und stürmische Jugend warf ihn mit andern Verdienten der „verfassungstreuen" Garde zum alten Eisen. So starb W., nachdem eben die obstructionistisch-nationale Strömung ihn nebst der ganzen moderaten Fraction aus der Wiener Volksvertretung weggespült. Doch ein Kämpfer für deutschen, freisinnigen Geist, für Cultur im Sinne der von ihm gefeierten Heroen Schiller und Fichte, in Cisleithanien, gilt er über das Grab hinaus: ein moderner Mensch, ein wackerer Deutscher und guter Oesterreicher.

Das Material, mit erstaunlicher Reichhaltigkeit der Einzeldaten für das 1862er Vorkommniß, bei Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich Bd. 56 (1888), S. 136—142. Kurze Nachrufe direct nach dem Tode in den meisten größeren Zeitungen; davon seien genannt: Neue Freie Presse Nr. 12074, 4. April, S. 3 (das Frankfurter Datum falsch 15. Juli); (Wiener) „Fremdenblatt" Nr. 94, 5. April, S. 3; Frankfurter Ztg. Nr. 96, 1. Morgenbl., 7. April. Für die Schulthätigkeit sind die Programme des Innsbrucker k. k. akad. Gymnasiums verglichen. — Rühmende Besprechungen der Protagoras-Ausgabe Liter. Centralbl. 1860, Nr. 37, des I. Theiles der „Psychologie des Willens", außer den bei Wurzbach S. 140 genannten, Ztschr. f. Philos. u. philos. Kritik, 73. Bd., 191 (Krohn, abweichend), Lit. Ctrlbl. 1878, Nr. 47, S. 1530; Philos. Monatshefte, XIV (S. 306—308), welch letzteren W. auch durch längere Jahre Mitarbeiter gewesen ist. — Schopenhauer's oben angeführtes Lob von Wildauer's — der Name war ihm unbekannt — ihn betreffender Charakteristik bei Wurzbach S. 139 f. verdient genauere Prüfung, weil danach der bei Lebzeiten argverkannte und darüber mißmuthige große ‚Pessimist' sie als Bestes, was über ihn je geschrieben, bezeichnet haben soll. Der erste „Schopenhauer-Philolog", Eduard Grisebach, weist mir diese von Wurzbach nach D. Asher, „Arthur Schopenhauer, Neues von ihm und über ihn", S. 18 u. 26, citirte, bei Wurzbach auf Grund mir unbekannter Annahmen übertriebene Aeußerung in „Schopenhauer's Briefen", hsg. von Grisebach S. 426 u. 429, ebd. S. 436 einige weitere Erwähnungen in der „Wiener Zeitung" aus der zweiten Hälfte von 1858 (von Wildauer?) nach. — Rechtsanwalt Ig. Metz in Darmstadt controllirte obige Angaben über die 1862er Reden und verwies auf deren Wortlaut „Wochenschrift des Nationalvereins" (Nr. 117, S. 971 f.). — Kukula, Jahrb. d. d. Hochschulen, S. 1015. Ludwig Fränkel.

Wimpheling *): Jakob W., deutscher Humanist und Pädagoge, geboren am 25. Juli 1450, † am 17. November 1528, eine der eigenthümlichsten Erscheinungen des Humanismus.

Der Name Wimpheling — so die am häufigsten vorkommende Form — begegnet seit 1306 in Brumat (Besitz des Grafen Hanau-Lichtenberg); die Mitglieder der Familie waren wohlhabende Ackerbürger. Wimpheling's Vater

*) Zu Bd. XLIII, 330.

Nikolas nahm in Schlettstadt seinen Wohnsitz. Der zarte und schwächliche Knabe wurde in L. Dringenberg's (A. D. B. V, 411) Schule unterrichtet, nach dem Tode des Vaters (20. November 1463) bezog er nach der Bestimmung seines Onkels Ulrich, der Priester in Sulz war, die Universität Freiburg. Von seinem Pensionsvater, dem Juristen Kilian Wolf, kaum überwacht, verübte er mancherlei Streiche, — „verderbte Jugend“ bezeichnet er selbst diese Zeit — schrieb obscöne Gedichte, die ihm in Studentenkreisen einen gewissen Ruf verschafften und später von ihm bedauert wurden. Dabei betrieb er nicht ohne Eifer das Studium, hörte z. B. bei Geiler v. Kaisersberg (A. D. B. VIII, 509) Vorlesungen über das Doctrinale und Aristoteles und wurde am 23. Nov. 1466 baccalaureus artium. 1469 zog er, durch die Pest aus Freiburg vertrieben, nach Erfurt. Der kurze Aufenthalt an dieser Universität wurde für ihn von größter Bedeutung: durch eine in einer Kirche erblickte Inschrift: noli peccare, deus videt vollzog sich in ihm eine innerliche Umkehr; er begann sich ferner dem dort durch italienische Lehrer schon eingedrungenen Humanismus zuzuneigen. Möglicherweise fand er damals in Joh. v. Dalberg (A. D. B. IV, 702) einen Gefährten, der später innig mit ihm verbunden war. Durch seinen Onkel zu seinem Ersatz berufen — woraus man schließen muß, daß W. schon damals die geistlichen Weihen genommen hatte — verließ W. Erfurt, kam aber nur nach Speier, wo er krank liegen blieb, ging, um sich von Chirurgen behandeln zu lassen, nach Heidelberg, und blieb, nachdem sein Onkel diesen neuen Aufenthalt gebilligt, zum Studium daselbst. Er wurde am 2. December 1469 dort immatriculirt (Töpke, Matrikel der Univ. Heidelberg, 1884—93, I, 328). Am 8. Januar 1470 wurde er baccalaureus, am 19. März 1471 licentiatus artium (Töpke II, 405); im Wintersemester 1478/79 fungirte er bei Promotionen der Baccalaureen als Vicekanzler der Artistenfacultät (Töpke II, 411), im Winter 1479/80 als Decan derselben Facultät (Töpke II, 412). Vom 20. December 1481 bis 21. Juni 1482 verwaltete er das Rectorat, während dessen er 44 Studenten immatriculirte (Töpke I, 368 f.) — eine gute Durchschnittszahl, da in diesen Jahrzehnten die Zahl der Aufgenommenen zwischen 27 und 81 schwankt. Bei allen diesen Amtsfunctionen wird W. als Baccalaureus der Theologie bezeichnet. (Seine eigene oder Riegger's Angabe, daß er das Baccalaureat erst 1483 erlangt habe, ist demnach irrig.)

Schon diese Angaben zeigen, daß W. trotz Verbleibens in der Artisten- (philosophischen) Facultät mit Eifer theologische Studien betrieben hatte. Zu diesen war er erst auf dem Umweg über das Recht, speciell das kanonische, gelangt. Er hatte zwei Jahre Rechtsstudien getrieben, sie aber aufgegeben, nicht wie so viele andere Humanisten, aus Entsetzen über die barbarische Sprache der Rechtsquellen, sondern aus moralischen und religiösen Bedenken. Jene bestanden darin, daß der Einzelne in die Auffassung der Vorschriften zuviel von seiner Willkür hineinlegen konnte, diese darin, daß ihm diese Beschäftigung zu wenig von Gott, Seele, Engel, Tugend lehrte. Das Innerliche seiner Natur, das mehr auf das Seelenheil als auf den äußern Vortheil gerichtet blieb, war das eigentlich Treibende seiner Studienveränderung, die als eine natürliche Fortsetzung der Erfurter Umkehr betrachtet werden mag.

Von seinen Lehrern in der Theologie, von seinen Anregern und Gefährten in den philologischen Studien ist nichts bekannt. Dagegen kennt man einige kleinere dieser Heidelberger Periode angehörende Arbeiten, die losgelöst von seiner größern schriftstellerischen Wirksamkeit betrachtet werden können. Es sind zunächst vier lateinische kleine Gedichte, zwei davon in der Chronik des Matthias von Kemnat, das eine auf den Pfalzgrafen Philipp, das andere auf dessen Geliebte, Clara von Dettingen (1471), je eins auf Peter Hagenbach's Hinrichtung (1474),

eins auf Karl's des Kühnen Niederlage bei Murten (1476). Diese Gedichte, wie manche später entstandene Verse sind durchaus keine Zeugnisse dichterischer Fähigkeit, ja nicht einmal Proben der damals bei vielen deutschen Humanisten vorkommenden Eleganz, sondern nur metrische Uebungen. Ferner, freilich nur nach einem Zeugniß des Trithemius, Briefe im Auftrag des genannten Fürsten an den Bischof Ludwig von Speier, Schriftstücke, bei denen der Humanist die amtliche Ausdrucksweise elegant zu gestalten hatte. Endlich gehören hierher eine Anzahl Reden, 1477—1482, Universitäts- und Synodalansprachen, die ersteren zu Heidelberg, die letzteren zu Worms und Speier gehalten, die in dem von Holstein aufgefundenen Upsalaer Codex aufbewahrt sind und uns an einem hübschen Beispiel die Zuverlässigkeit der Berichte im Tritheimischen Gelehrtenlexikon illustriren.

Zu den akademischen Acten, an denen W. theilnahm, gehörten auch Scherzdisputationen, denen er präsidirte. In ihnen wurden satirische Themata behandelt, immer mit der Absicht, moralische Wirkungen, Abschreckung von dem Laster zu erzielen: Trunksucht und Frauenliebe, Curtisanenlist und Treulosigkeit der Priesterconcubinen. Vielleicht gehört zu diesen Schriften die mehrfach gedruckte „Schelmenzunft“ und „Leichtschiff“.

Wimpheling's specielle Lehrthätigkeit in Heidelberg galt besonders der lateinischen Sprache. Doch sind wir zu wenig unterrichtet, um Art oder Inhalt seiner Vorlesungen genau zu bestimmen. Nur so viel läßt sich sagen, daß er gewiß nicht bloß Form und Sachinhalt der Autoren berücksichtigte, sondern er wird mit dem Sprachlichen das Moralische verbunden, ja auch hier die Einprägung sittlicher Lehren in den Vordergrund gestellt haben.

Er verließ die Stadt 1483, kehrte aber nach einem siebenmonatlichen Aufenthalt in Schlettstadt nach Heidelberg zurück und wurde nach Erwerbung des Grads eines Licentiaten der Theologie Prediger in Speier. Als solcher visitirte er die Klöster, besuchte dabei die Bibliotheken und hatte Zeit genug, eingehende Studien zu machen und Bekanntschaften mit gelehrten Zeitgenossen anzuknüpfen.

Die litterarische Thätigkeit, die W. in Speier entfaltete, bestand außer seinen Predigten in Kirchengebeten und kleinen Gedichten. Die ersteren sind nicht erhalten. Sie mögen sich, wie man aus Klagen in späteren Briefen entnehmen kann, gegen die Unsittlichkeit, Unwissenheit und Schwelgerei der Geistlichen gerichtet haben. Auch der von ihm veranstaltete Neudruck des Tractates des Fr. von Platea gegen den Wucher (zuerst erschienen 1473) war ein Werkzeug in diesem Kampfe: die dem Neudruck vorangestellte Vorrede Wimpheling's ist eine heftige Invective gegen die Habgier der Fürsten, die Willkür der widerrechtlich zu ihren Stellen gelangten Prälaten, die ungeistliche Bereicherungssucht der Beichtväter, die übermäßige auf Grund von Fälschungen ermöglichte Bettelei der Mönche, die Betrügerei der Handwerker und Kaufleute, die Bestechlichkeit der Richter und Advocaten. Doch wußte er andererseits die Geistlichen, die er so mächtig angriff, auch gegen die Ansprüche weltlicher Fürsten zu vertheidigen: bei Alexander VI. erbat er Schutz gegen vornehme Herren (1493) und erklärte sich um dieselbe Zeit in einer besonderen Schrift gegen die Eingriffe weltlicher Fürsten in geistliche Besitzthümer.

Der Aufenthalt in Speier dauerte bis zum Frühjahr 1498. Er wurde nur durch kleine, in Gemeinschaft mit Vigilius (Wacker) unternommene Rheinreisen unterbrochen: nach Mainz, Frankfurt, besonders nach Sponheim zu Trithemius. Der Zweck der Reisen war nicht sowol Erholung oder Verlangen nach Naturgenuß, sondern die Lust, Bekanntschaften zu machen und Bücher zu kaufen. Unter den Bekannten verdienen Adam Wernher und Konrad Leontorius namentliche Erwähnung. Sonst war der Speyrer Aufenthalt erfüllt von poli-

tischen, religiösen und pädagogischen Schriften, die besser in anderem Zusammenhange erörtert werden, kleinen humanistischen Arbeiten, von denen ein Gedicht auf den zur Herzogswürde gelangten Eberhard von Württemberg oder eines zum Lobe Dietrich Gresemund's, der sich eben erst seine litterarischen Sporen verdient hatte, einige Beispiele sind. W. hatte zum Predigen keine Stimme, an den übrigen geistlichen Functionen keine sonderliche Freude, bald zog es ihn zur Einsamkeit, bald nach einem wissenschaftlichen Mittelpunkt zum Verkehr mit geistig angeregten Freunden. Er war schon geneigt, mit Christoph v. Udenheim und wenigen Andern sich zu einem klösterlichen Zusammenleben im Schwarzwald zu vereinen. Da traf ihn ein Ruf als Professor nach Heidelberg, den er annahm. Von der Reise aus, von Sulz (dem Wohnort seines verstorbenen Onkels, des Priesters, ein anderer Onkel, Handwerker lebte noch dortselbst), widmete er dem Sohne des Pfalzgrafen Philipp, der ihn berufen hatte, eine Leichenrede auf einen Vorgänger Friedrich den Siegreichen, die er mit poetischen und prosaischen Zusätzen begleitete, und stellte Lebensabriß und Leichencarmina als Beigabe zu den Werken seines Straßburger Landsmannes Peter Schott zusammen. W. kam im August nach Heidelberg und wurde am 13. September 1498 in die Facultät eingeführt. Die Matrikel erwähnt davon nichts; eine Erwähnung verdient, daß in jener Zeit 1498/99 Dionysius Reuchlin, der Bruder des berühmten, der vorher erwähnte Dietrich Gresemund und Johannes Oekolampad in Heidelberg immatriculirt wurden (Töpke I, 429, 433, 434) und daß, was gewiß für seine Berufung und Stellung nicht gleichgültig ist, seine Freunde Adam Wernher und Johann Vigilius damals Rectoren waren, jener 1497/98, dieser Sommer 1500 (Töpke II, 615). Außer seiner öffentlichen Lehrthätigkeit entwickelte er auch eine private: zwei junge Straßburger, darunter der später berühmt gewordene Jak. Sturm, waren bei ihm in Pension und empfingen durch ihn ihren hauptsächlichen Unterricht. Oeffentlich las er nachweislich die Briefe des Hieronymus und Gedichte des Prudentius. Er übersetzte und erklärte die Worte, gab Synonyme und Parallelstellen und fügte, wo er es konnte, moralische Ermahnungen hinzu. War diese philologisch-moralische Thätigkeit auch so ungefährlich wie möglich, so hielt er es doch für nöthig oder sah sich geradezu gezwungen, in einer Rede pro Concordia dialecticorum et oratorum am 13. August 1499 auf die Nothwendigkeit humanistischer Studien und auf den Vorgang vieler anderen Universitäten, die solche Studien eingeführt hatten, hinzuweisen. Eine ähnliche Abwehr mußte er gegen Geiler v. Kaisersberg veröffentlichen, der in der Beschäftigung mit den Dichtern und in Aufführung lateinischer Stücke eine Abwendung vom Christenthum befürchtete. Die Philosophen veranlaßte er in einer wenig späteren Rede, 24. März 1500, auf die öden Streitigkeiten über Nominalismus und Realismus zu verzichten. Einige von ihm verfaßten Dialoge über Prinzenerziehung, über Theilnahme am Türkenkriege ließ er in Heidelberg durch junge Leute aufführen. Die meisten unter ihnen, darunter auch sein Neffe, Jakob Spiegel (Knod, J. Sp., S. 15), die unter seiner Leitung eine Art litterarischer Gesellschaft bildeten, vereinigten sich mit ihm zur Abfassung einer Anzahl moralischer Gedichte. Man darf daher hoffen, daß diese jungen Leute ihre Moralität auch durch die That bewiesen, und daß nicht sie es waren, für die des Heidelberger Mediciners Konrad Schell's Schrift über die Franzosenkrankheit bestimmt war, welche W. mit einer Vorrede begleitete.

Im J. 1501 gedachte er einem erneuten Ruf des Christoph v. Udenheim zu folgen, sich mit ihm in die Einsamkeit zurückzuziehen. Aber er kam nur bis Straßburg, und der Plan eines gemeinsamen Anachoretenlebens wurde nun definitiv aufgegeben, da Christoph die Ernennung zum Bischof von Basel annahm. Den Lockungen dieses Freundes, ihn auch nach seinem neuen Bestim-

mungsort zu begleiten, widerstand W. und blieb zunächst ohne Stellung in Straßburg. Was ihn dort festhielt, war sein Freund Geiler v. Kaisersberg und der gleichgesinnte Sebastian Brant, der damals nach Straßburg übersiedelte. Das reiche litterarische Leben der elsässischen Hauptstadt nahm ihn gefangen. Er hatte Veranlassung zu verschiedenen Editionen: dem ersten Bande von Gerson's Werken, dem Hortulus animae, einem lateinischen Gebetbuch, dem speculum vitae humanae, einem moralischen Compendium des Bischofs Roderich von Zamora. Er wohnte zuerst im Kloster der Wilhelmisten, widmete sich der Erziehung junger Leute, die ihn dermaßen bewunderten, daß zwei von ihnen durch Denktafeln öffentlich Zeugniß ihrer Verehrung ablegten. In diese erste Zeit des Straßburger Aufenthalts fällt von selbständigen Arbeiten besonders die „Germania", deren politische und pädagogische Bedeutung nebst dem dadurch hervorgerufenen Streit mit Murner noch unten zu würdigen ist.

Ein kurzer Aufenthalt in Basel 1503 galt der Abfassung von Vorschriften zur Verbesserung der Kirchenzucht. Zurückgekehrt hatte W. eine große Widerwärtigkeit. Eine ihm versprochene kleine Pfründe am St. Thomascapitel wurde von Andern in Anspruch genommen. Der ältere Gelehrte mußte einem jüngeren von Rom empfohlenen Manne weichen. Die dadurch erregten Streitigkeiten zogen sich beinahe durch ein ganzes Jahrzehnt hin. Da W. ohne Stellung war, begleitete er nach kurzem Abstecher nach Basel die beiden jungen Leute, die in Heidelberg seine Schüler gewesen waren, nach Freiburg. Dort wurde er nicht ganz unfreiwillig in neue Streitigkeiten verwickelt, denn die Behauptung in seinem Buch de Integritate, daß Augustin kein Mönch gewesen, entfesselte einen Sturm der Mönche gegen ihn. Diese Behauptung, die wie schon die Bezeichnung dieser Theorie als „meine Erfindung, eine neue wunderbare Phantasie" lehrt, war nicht etwa ein bloßer Einfall sondern eine Stütze seines Satzes, daß geistliche und sittliche Vollkommenheit nicht im Mönchsgewand stecke. Er veröffentlichte noch in demselben Jahre eine apologetische Erklärung und erhielt in diesem Duodezkampfe gegen Mönche, wenn man ihn mit den ähnlichen anti-mönchischen Streitigkeiten jener Zeit vergleicht, manche ermunternde Zuschriften der Genossen.

Eine andere Behauptung desselben Buchs über die Unsittlichkeit der Geistlichen rief eine deutsche Gegenschrift Franz Schatzer's (vermuthlich ein Pseudonym) hervor und veranlaßte W. zu einer heftigen Antwort. Da noch ein dritter Kampf mit den Mönchen hinzukam, nämlich wegen der Abmahnung vor dem ausschließlichen Studium des canonischen Rechts, eine Abmahnung, die in seiner ursprünglich nur für seine zwei Zöglinge bestimmten Schrift, „Apologia de republica christiana" enthalten war, so hielt er es für gut, sich in einem offenen Schreiben an den Papst zu wenden und seine Rechtgläubigkeit zu bezeugen. Trotzdem wurde er nach Rom citirt, fand in seiner Armuth und schwächlichen Gesundheit Entschuldigungen für sein Nichterscheinen, sandte an den Papst ein poetisches Rechtfertigungsschreiben und erlangte dadurch, daß er nicht weiter belästigt wurde.

Den Streitigkeiten mit Murner und Schatzer folgten die mit Jakob Locher. Der politischen und religiösen schloß sich die humanistische an. Hatte es W., der unterdeß nach Straßburg zurückgekehrt war, durch die bei dieser Gelegenheit gewechselten Streitschriften mit den Württembergern verdorben, so verdarb er es im nächsten Jahre mit den Schweizern. Gegen sie hatte er als Städter oder als Deutscher eine übermäßige Abneigung. Seit 1499 hatte er in gelegentlichen Aeußerungen diese Ansicht stark ausgesprochen: ihre Abwendung vom Reich, ihr republikanischer Sinn, ihre bäurischen Gewohnheiten dünkten ihm gleich unangenehm. Diese Abneigung, die, wenn auch nicht in demselben Grade, von

manchem deutschen Humanisten getheilt wurde, die aber bei ihm so weit ging, daß er selbst die Berechtigung des Namens Helvetier den Schweizern bestritt, gab er 1506 im „Soliloquium pro Helvetiis ut recipiscant“ heftigen Ausdruck. Glücklicherweise ließen es die Schweizer bei Drohungen und Schmähungen bewenden, ohne den unberechtigten Klagen durch heftige Widerrede übermäßige Bedeutung zu geben.

Von 1505—8 blieb W. in Straßburg. Er gedachte zeitweilig daran, sich in das Kloster Sponheim zurückzuziehen, ließ aber, besonders auf Geiler's Zureden seinen Plan fallen. In Geiler's Gesellschaft oder allein unternahm er kleine Reisen im Elsaß, einige Zeit war er wieder als Mentor eines Zöglings in Freiburg. Auf Anrathen des genannten Freundes unternahm er eine „Geschichte der Bischöfe von Straßburg“ (vgl. u.). Nach dessen Tode 1510 schrieb er ein Leben Geiler's, das weniger durch seine genauen Nachrichten bedeutsam, als wegen seiner Stimmung und Gesinnung anziehend ist.

Einen größeren Theil des genannten Jahres brachte er in Heidelberg, Worms und Speyer zu; an letzterem Orte scheint er ein Gütchen besessen zu haben, das gelegentlich auch einmal von Hutten besungen wurde. Seine Rückkehr nach Straßburg wurde nöthig durch einen an ihn gelangten Auftrag des Kaisers Maximilian, einen Auszug der pragmatischen Sanction zu machen, dem im nächsten Jahre der neue folgte, die Beschwerden der deutschen Nation gegen das Papstthum zusammenzustellen. Von geringerer Bedeutung ist die Thätigkeit der folgenden Jahre. Sie wurden ausgefüllt durch kleinere Reisen im Elsaß, Ueberwachung des Nonnenklosters Sulzbach im Schwarzwald sowie durch erneute Streitigkeiten, theils Angriffe, theils Selbstvertheidigung gegen die Mönche, die sich ihrerseits an den Papst (nun saß Leo X. auf dem päpstlichen Stuhl) wandten; durch Vermittlung des Kaisers wurde die Sache für W. günstig beendet.

Unter die letzten Ereignisse seines Straßburger Aufenthalts gehört auch das Fest, das die Straßburger litterarische Gesellschaft dem Erasmus bei seiner Durchreise gab. Trotz seiner mehrfach ausgesprochenen Neigung zur ländlichen Ruhe und Einsamkeit mußte W. in einer Stadt, Schlettstadt seine Tage beschließen, wo er als Inhaber eines kleinen geistlichen Beneficiums seit Ende 1515 bei seiner verwittweten Schwester lebte. Obschon durch Krankheit vielfach verhindert — er litt an der Gicht, er, der Arme, an der Krankheit der Reichen — unterrichtete er auch in Schlettstadt und suchte, wie er es an jedem Orte seines Aufenthalts zu thun gewohnt war, auch dort eine litterarische Gesellschaft zu begründen. Wiederholte Einladungen des Basler Bischofs lehnte er ab, theils seines körperlichen Zustands wegen, theils wegen der Furcht vor den Schweizern, obwol er Letztere in einer freilich handschriftlich geschriebenen Arbeit zu versöhnen gesucht hatte.

Er erlebte die Reformation, aber sie wie den Reuchlin'schen Streit ohne innerliche Antheilnahme. Die Zurückhaltung, die er in beiden Angelegenheiten übte, war theilweise durch die Bedenklichkeit des alten kranken Mannes hervorgerufen. Der Enthusiasmus, den er ursprünglich für Luther empfand, machte der Gleichgültigkeit, ja der Abneigung Platz, als Luther die Ceremonien, das Papstthum, ja die Dogmen angriff. Er versuchte ab und zu das Wort zu ergreifen und die Wogen zu glätten, richtete selbst Schreiben an Luther und Zwingli, aber sein Wort wurde wenig gehört. Der Gegner und Strafredner der Mönche und aller kirchlichen Mißbräuche durfte sich nicht wundern, wenn seine eigenen Jünger, zum Lutherthum übergegangen und von dem Alten der Ketzerei beschuldigt, ihm antworteten: „Bin ich Ketzer, so verdanke ichs Deiner Lehre“. In Schlettstadt selbst brauchte er nur einen kurzen Triumph der luthe-

rischen Lehre (1518) zu erleben. In der wieder katholisch gewordenen Stadt starb er am 17. November 1528. Seine beiden Neffen, Jakob Spiegel und dessen Halbbruder Johann Maier errichteten ihm eine marmorne Denktafel in der Schlettstadter Kirche.

In einem Gebet, das W. täglich sprach, kommen die Worte vor: „Mein Wunsch ist, die Christen zu reinigen, das Studium der heiligen Schrift zu befördern und der Jugend eine gute Erziehung zu geben“. Daß dies wirklich völlig sein Ziel war, kann man nicht sagen, ebensowenig, daß diese Worte sein ganzes Wesen ausdrücken, wol aber sind einzelne Tendenzen darin angedeutet: die Art seiner humanistischen Gesinnung, seine Theologie und sein pädagogisches Wollen.

Er war ein eifriger Katholik, trat daher lebhaft gegen die Feinde der katholischen Religion auf, gegen die Ketzer, deren Verbrennung er bejubelte. Ernste Forscher dagegen, die selbständige religiöse Ansichten aussprachen, wie Johannes Wesel, und der weniger bekannte Stephan Brulifer erschienen ihm achtungswürdig. Er bekämpfte die Türken, wenn er auch kein so begeisterter Türkenkrieg-Rufer war, wie viele seiner Genossen. Er befehdete die Juden, die er treulose Ungläubige nannte, denen er den Wucher schuld gab und gegen die er, wo er konnte, z. B. in den Synodalbestimmungen in Basel, die härtesten mittelalterlichen Bestimmungen erneuerte, ja deren Vernichtung er wünschte. Er hielt den Papst hoch, aber nur als Bischof der Bischöfe, verlangte gewisse Freiheiten der Kirche, erhob das Priesterthum, das er durch die weltliche Macht geschützt haben wollte, vertheidigte den Priesterstand, ohne blind gegen die Fehler Einzelner zu sein. Er befürwortete einzelne Dogmen und Ceremonien.

Einen besonderen Cultus widmete er der Jungfrau Maria, trat daher auch für die Lehre von ihrer unbefleckten Empfängniß ein. Dies war die Bestätigung eines vom Concil zu Basel 1439 beschlossenen, vom Papste nicht anerkannten Dogmas, über das sich ein heftiger Streit erhob, indem die Franciscaner für, die Dominicaner gegen das Dogma kämpften. Im Elsaß waren die Anhänger der Lehre besonders zahlreich. W. schrieb 1492 ein Gedicht darüber, das 1493 gedruckt, mehrfach wiederholt wurde und dem Autor vielfache Lobsprüche seiner humanistischen Freunde eintrug. W. gerieth darüber mit Wigand Wirt (siehe A. D. B. XLIII, 522—524) in einen Schriftwechsel, der sich verschärfte, als Sebastian Brant, auch darin ein Genosse Wimpheling's, in die Angelegenheit eintrat, der dann allein mit großer Lebhaftigkeit den Gegnern widerstand. Viel häufiger und entschiedener beschäftigte ihn sein schon erwähnter Kampf mit den Bettelmönchen, die er zur Eintracht mit den Weltpriestern antrieb und zur Unterwürfigkeit gegen die Bischöfe mahnte. Als Mittel in diesen Kämpfen brauchte er die Herausgabe der Schriften Anderer, des h. Bonaventura, des Wiegand Trebellius. Er bekämpfte ferner in kleineren Schriften oder in gelegentlichen Ausfällen, die oft recht unpassend in andere Werke eingefügt wurden, die Unwissenschaftlichkeit der Mönche, ihre Lust am Betrug, z. B. im Verkauf falscher Reliquien, ihr unsittliches Leben, besonders das Treiben in Nonnenklöstern. Er trat gegen die Pfründenhäufung der Geistlichen auf, die hauptsächlich Unwürdigen zu Gute kam. Dieser Kampf wird z. B. in seiner zu Heidelberg entstandenen und aufgeführten Komödie „Stylpho“ geführt, deren dramatischer und poetischer Werth überaus gering ist, die aber dadurch bedeutsam wurde, daß sie eins der ersten modernen Lustspiele in Deutschland war. In der Komödie wird geschildert, wie der Held, der als römischer Curtisan auf hohe Empfehlungen Pfründen zu erlangen hofft, schnöde durchs Examen fällt und nur als geeignet zum Schweinehirten erklärt wird.

Er verlangte gegen diese Pfründenhäufung gesetzgeberische Beschränkungen

seitens der weltlichen Behörden, da die geistlichen, der Papst voran, dazu keine Einsicht besaßen. Er bekämpfte ferner das Concubinat der Priester, besonders sobald es zu öffentlichem Scandal Anlaß gab. Er tadelte die Unterdrückung und Aussaugung Deutschlands durch Rom: die Bevorzugung Unwürdiger, Erhebung des Zehnten, Veröffentlichung neuer Indulgenzen, Verlegung der Berufungsinstanz nach Rom, besonders die schmähliche Mißhandlung der Bauern (Oratio vulgi) und suchte seine Ansichten durch geschichtliche Nachweisungen zu erhärten und zu bestimmten Gesetzesvorschlägen zu formuliren. Er vertheidigte die Theologie gegen das canonische Recht (Apologia pro republica christiana) und verlangte, daß die Priester ihre Vorrechte nicht zu ihrem persönlichen Vortheil, sondern zum Segen ihrer geistlichen Kinder anwendeten. Er wünschte, daß die Theologen sich mit ernsten Studien beschäftigten und wurde von dieser vernünftigen Forderung nur einmal im Kampfeseifer gegen einen anti-theologischen Humanisten abgezogen. Er gab sich viele Mühe mit der Herausgabe der Schriften von Kirchenvätern: Augustin, Bonaventura, Gerson, und begleitete manche Schriften mittelalterlicher Theologen mit Einleitungen und Anmerkungen. Zu seinen theologischen Schriften sind auch seine Gedichte theologischen Inhalts zu rechnen, von denen das ausführlichste der Jungfrau Maria gewidmet ist: De triplici candore candidae Beatae virginis, das Wimpheling's bester Biograph eine theologische Abhandlung in elegischen Versen genannt hat. Die dreifache Reinheit ist die des Körpers, der Seele und der mit dem Körper verbundenen Seele. Das Ganze ist ein nach Art des mittelalterlichen geistlichen Liedes abgefaßtes Lobgedicht mit einigen modernen und individuellen Zügen, einem Aufruf gegen die Türken und einem Protest gegen die heidnischen Poeten. Aehnlicher Art sind auch die übrigen Gedichte, z. B. De nuntio Angelico u. a., die meist nicht selbständig erschienen, sondern in Wimpheling's Schriften, z. B. dem Isidoneus und anderen zerstreut sind. Mit der theologischen Anschauung und Wirksamkeit hängt bei W. eng das Politische zusammen. Die Gravamina germanicae nationis sind im wesentlichen kirchlich-politisch. Sie wurden in Anlehnung an die früheren von Martin Mayer 1457 verfaßt. Sie enthalten die Klagen der Deutschen über Aussaugung und schlechte Behandlung seitens der päpstlichen Curie und über die Ausdehnung der römischen Gerichtsbarkeit über die Deutschen. Sie verlangen Ertheilung von Präbenden an Gelehrte, Begünstigung der unteren Volksclassen und Ermäßigung von Steuern und drohen im Falle der Nichtgewährung mit einer Bauernerhebung gegen den Kaiser und einer Loslösung der Gläubigen vom Papst. Aber die Forderungen, die an sich zahm waren, wurden noch gemildert durch überaus vorsichtige und zurückhaltende Rathschläge an den Kaiser, betreffend die Ausführung des Vorgeschlagenen. Auch den Fürsten suchte W. einen Spiegel vorzuhalten. Aber dieser Fürstenspiegel ist nicht mehr werth, wie die Dutzendschriften über Fürstenerziehung aus jener Zeit: es sind gut gemeinte Empfehlungen von Tugend, Freigebigkeit, Friedensliebe u. s. w., die von einem wohlgesinnten, aber der Staatsverwaltung und des Hoflebens durchaus unkundigen Philister herrühren. Höchstens kam bei ihm der Tadel gegen die Fürsten hinzu, daß sie sich mit Schmeichlern umgeben, und, selbst unwissend, nur Unwissende um sich dulden (Agatarchia Philippica). Diese Unwissenheit galt ihm denn geradezu als Grund, daß die Türken über Europa triumphirten. Mit großer Entschiedenheit trat W. gegen die öde äußerliche Beschäftigung des Adels auf und forderte als Bethätigung des wahren Adels innere Tüchtigkeit und gute Gesinnung. Wie dem Kaiser und dem Adel suchte er auch (Germania) der Stadt Straßburg ins Gewissen zu reden. Einem Gemeinwesen gegenüber war er entschiedener und rücksichtsloser als einem Mon-

archen und den Hochgestellten. Er ermahnte zur Eintracht, zum Frieden mit den Nachbarfürsten, ohne übermäßiges Vertrauen in sie zu setzen, zur Sparsamkeit, Gerechtigkeit, Glaubenstreue, Festigkeit gegen die Ketzer. Aber an greifbaren Einzelvorschlägen, wenn man den der Errichtung von Schulen ausnimmt, fehlt es auch hier.

In seinen politischen Schriften brachte er gern historische Beispiele vor. Die Triebfeder zu seinen geschichtlichen Studien war der Patriotismus; nicht die Lust, die Wahrheit zu erkennen, leitete ihn, sondern nur das Verlangen, den Ruhm des Vaterlandes zu erhöhen. In seinen historischen Arbeiten, besonders in seinem wichtigsten Werke „Epitome rerum germanicarum“ ist weder Kritik noch Compositionskunst zu erkennen. Je weiter der Erzähler fortschreitet, um so ausführlicher wird er. Aber eine Behandlung, die der Wichtigkeit der Gegenstände entspricht, sucht man vergebens. So wird z. B. Ludwig IV. dreimal so ausführlich dargestellt wie Karl IV. Die Epitome ist nach Vorarbeiten des Sebastian Murrho (A. D. B. XXIII, 81) unternommen. Für die älteste Zeit enthält sie fast nur Fabeln, für das Mittelalter werden die damals neu veröffentlichten Quellen, weniger damals handschriftliche, z. B. die Annales metenses und die Schriften seiner Zeitgenossen ohne kritische Unterscheidung benutzt; einmal, Capitel 25, sagt er von einer Bulle, daß er sie gesehen. Die historische Darstellung wird oft durch überflüssige Zwischenreden unterbrochen. Eine der schlimmsten Declamationen ist eine Art Charakteristik Friedrich's II., dessen Zug nach Italien mit dem des Puniers Hannibal verglichen wird, ohne daß der Verfasser merkt, daß durch diese Zusammenstellung der Anspruch der Deutschen auf Italien geradezu in Abrede gestellt wird. Im Mittelalter bildet die Kaiserfolge den Grund der Eintheilung. Heinrich der Vogler, nur ganz kurz erwähnt, wird als Kaiser nicht mitgezählt, so daß die folgenden Heinriche jeder mit einer niedrigeren Zahl (III als II u. s. w.) bezeichnet werden. Heinrich III. wird zum Schwiegersohn Konrad's gemacht und mit dessen Stiefsohn Ernst verwechselt. Die Daten sind sehr häufig ungenau oder falsch, wie z. B. die Todestage von Heinrich IV.—VI., oder die Regierungszeit Lothar's. Kleinere Unrichtigkeiten, Verwechslungen von Personen, Ländern begegnen hundertfach. Allerlei historische Fabeln wie die von der Vergiftung Heinrich's VII., werden ebenso naiv vorgetragen wie fade Namenserklärungen der Guelfen und Ghibellinen. Der kaiserliche und katholische Standpunkt verwickeln den Autor nicht selten in arge Widersprüche. Die Beurtheilung der Päpste ist nicht immer gerecht. Die Kaiser lobt er unterschiedslos, am meisten seinen Herrscher Maximilian; nur gegen den faulen Wenzel macht er einige Ausstellungen. Er liebt Abschweifungen und politische Ermahnungen. Die Vorliebe für Deutsches veranlaßte ihn, in besonderen Capiteln die Päpste Leo IX. und Victor II., weil sie Deutsche von Geburt waren, ausführlich zu behandeln.

Das Hauptverdienst des Buches ist die Berücksichtigung der Localgeschichte des Elsasses und der Litteratur- und Culturgeschichte neben der politischen. Das gilt namentlich von einzelnen Capiteln über Kriegswissenschaft, von vielen kleinen litterarhistorischen Stellen in den verschiedenen Capiteln und von den letzten Capiteln des Buches überhaupt, in denen in zusammenfassender Weise von Buchdrucker-, Bau- und Töpferkunst, Malerei, Adel und Freigebigkeit der Deutschen die Rede ist. Eine andere Darstellung des Zustands sittlicher und geistlicher Bildung ist in einem handschriftlichen, hauptsächlich durch Janssen benutzten Tractat dargelegt, der, wegen des am Anfang stehenden Lobes der Buchdruckerkunst den irreführenden Titel „De arte impressoria“ erhalten hat. Das ungeheure Lob das Thomas Wolf, der Herausgeber der Epitome, das ferner W. sich selbst, der damit die Barbarei zerstreut zu haben wähnte, das endlich die

Historiker des 17. Jahrhunderts dem Buche spendeten, verdient es trotz seines culturhistorischen Werthes nicht.

Zu den geschichtlichen Arbeiten gehören Veröffentlichungen zweier Schriften des Leopold von Bebenburg, ein von Gresemund begonnener Katalog der Mainzer Bischöfe, dagegen erschien die beabsichtigte Edition des Otto von Freisingen nicht. Wichtig ist sein sorgfältiger, dem eben genannten Mainzer vorausgehende Katalog der Straßburger Bischöfe, der aus vielen, jetzt zum Theil verloren gegangenen Quellen geschöpft, weniger lobrednerisch als die Epitome ist und da er auf ein kleineres und dem Autor vertrauteres Gebiet beschränkt ist, sich von Ungenauigkeiten und Abschweifungen mehr entfernt hält. Zu diesen politisch-historischen Schriften gehören auch die Streitgedichte gegen Gaguin, auch der historische Theil der Germania, der eine merkwürdige Entgegnung hervorrief. In jenen handelt es sich um die Wegführung der Anna von Bretagne, der Braut Maximilian's I. durch Karl VIII., wobei W. in lateinischen Briefen und ungelenken deutschen Versen den deutschen Standpunkt vertrat. In dieser suchte er den Nachweis zu führen, daß das Elsaß niemals zu Frankreich gehört habe. Der Beweis, den er zu geben versuchte, durch Vermuthungen, Zeugnisse und Schriftsteller ist gewiß nicht vollgültig. Zu den Vermuthungen gehört die Deutschheit Pipin's und Karl's, der bewährte Heldenmuth der Deutschen, zu den Worten der Schriftsteller die von einem Papst für Karl gewählte Bezeichnung „Deutscher“ und Aeußerungen von Schriftstellern von Tacitus an bis auf Petrarca. Zeugnisse, die das Gegentheil beweisen könnten, wie das übereinstimmende Wappen von Straßburg und Frankreich wurden für zufällig erklärt. Die Schrift wurde von Freunden über Gebühr gelobt, von Thomas Murner in gehässiger Art durch eine Gegenschrift „Neu-Deutschland“ bekämpft. Mit der Geschichte nahm dieser es auch leicht, unbewußt lächerlichen Vermuthungen setzte er absichtlich humoristische entgegen. Unpatriotisch wollte Murner auch nicht sein. Er wußte ebenso zu declamiren wie W. Nur wollte er sich durch dessen Scheingründe nicht imponiren lassen, verfiel jedoch durch seine objective Auffassung und höhnische Ausdrucksweise der patriotischen Wuth der meist jugendlichen Elsässer.

Weit bedeutender als Wimpheling's theologische, politische und historische Schriften bleiben seine pädagogischen. Sie sind es fast allein, die ihm einen dauernden Ruhmestitel gewähren. Bei den Erziehungsfragen kümmert er sich fast ausschließlich nur um Knaben. Für Mädchen nimmt er keine gelehrte, kaum eine elementare Bildung in Anspruch, sondern verlangt nur Handarbeiten (Germania, Cap. 23). Er bekämpfte wol mit der größten Entschiedenheit unter allen seinen Zeitgenossen, und mit nicht geringem Glück die Unbildung, ebenso die moralische wie die geistige. Jeder Unterricht soll daher auch eine moralische Wirkung haben. Göttliche Gnade, Ehrbarkeit, Beispiel der Eltern, betrachtet er als die wahrsten und besten Erziehungsmittel. Die beiden hauptsächlichen Erziehungswerke, die auf sein pädagogisches Ziel hinarbeiten, sind „Adolescencia“ und „De Integritate“. Die Eintheilung sowol dieser als der gleich zu nennenden Schriften ist durchaus unlogisch. Das beständige Zerlegen in Theile und Unterabtheilungen wirkt ermüdend statt, wie es soll, größere Klarheit zu verbreiten. Nach dem Vorgang des Aristoteles zählt W. sechs Hauptfehler und ebenso sechs gute Eigenschaften der Jugend auf. Jene sind Wollust, Unverstand, Leichtgläubigkeit, Schmähsucht, Lügenhaftigkeit, Unfähigkeit Maaß zu halten; diese Freigebigkeit, Hoffnungsfreudigkeit, Thatenlust, Mitleid, Schamhaftigkeit, Freiheit von Mißtrauen. Gegen die ersteren empfiehlt er als Heilmittel Thätigkeit, geistliche Lectüre und Mahnungen, Studium, Verkehr mit sittlichen Menschen. Sind auch diese Angaben und Empfehlungen nicht unverständig, so war das

allzu crasse Ausmalen der zu vermeidenden Laster höchst unpassend, ebenso die allzu starke Einmischung des humanistisch-satirischen Elements. Zu letzterer Unart gehört die Herausgabe quodlibetischer für die Universitäts- oder gar Schuljugend bestimmten Reden, in denen allzu oft von geschlechtlichen und anderen Lastern gesprochen wird. Man darf es doch nur als Ungeschicklichkeit des Pädagogen bezeichnen und nicht etwa an ein wirklich häufig bei Schülern vorkommendes Laster denken, wenn W. auch die Trunksucht unter den Lastern aufführt, die bekämpft werden müssen. Dagegen mag es häufig vorgekommen sein, daß Schüler sich die Haare kräuselten oder färbten, wenn man auch in der Bestrafung dieser Dinge als todeswürdiger Verbrechen den pädagogischen Polterer zu rigoros finden möchte. Wie er sich in den vorgenannten Schriften an die Schüler, so wandte er sich im „Isidoneus germanicus“ und in der „Diatriba de proba puerorum institutione“ an die Lehrer, um sie zu mahnen, über dem wissenschaftlichen Unterricht den moralischen nicht zu vergessen. Er verlangte von ihnen Strenge ohne Empfindlichkeit, Liebe ohne Verzärtelung, Geduld, empfahl ihnen, den Schülern eine allgemeine Ausbildung, nicht einseitige Vorbereitung für ihren Beruf zu geben. Der Lehrer solle die Schüler wie seine Kinder betrachten, nie im Zorn strafen, gerne antworten und dem, der nicht fragen könne, entgegenkommen, durch Beispiel und Tugend wirken. Unter seinen Einzelvorschriften sind einige vortrefflich, z. B. die, daß man beim Erlernen einer fremden Sprache vom Zunächstliegenden, also den Theilen des Körpers anfangen müsse, oder daß man, was gerade bei einem exclusiven Lateiner viel heißen will, Lateinisch und Deutsch zusammen übe, und daß die Erziehung keine einförmige, sondern je nach den Anlagen der Schüler zu bestimmende sein müsse. Andere Vorschläge, wie der einer allgemeinen lateinischen Grammatik für alle Schüler sind mindestens sehr bestreitbar, andere völlig verkehrt, wie die Ableitung lateinischer Wörter aus dem Deutschen, sowie etymologische Spielereien überhaupt. Muß man schon sein beständiges Reden von christlichen Dichtern seltsam, seine Vertheidigung der Dichtung durch den Hinweis darauf, daß auch in der Bibel manches Freie und Unanständige vorkomme, matt, ja anstößig nennen, so ist im Hinblick auf seinen Standpunkt, von dem gleich noch zu reden ist, seine Empfehlung von Filelfus und Lucian schwer verständlich. Seine grobe Polemik war in Erziehungsschriften gewiß am wenigsten angebracht, und die Art, wie er die Schrift de adolescentia fast zur Hälfte mit Stellen aus der Bibel, classischen und modernen Schriftstellern füllte, höchstens dadurch begreiflich, daß es für die armen Studirenden nicht leicht war, sich alle diese Quellen, aus denen er schöpfen konnte, zu verschaffen. Wenn auch Vieles in seinen allgemeinen und Einzelvorschriften verkehrt ist, so muß er wegen seines sittlichen Ernstes und wegen seiner unaufhörlichen Mahnung, die Sprache des Alterthums zur Grundlage aller Bildung zu machen, unter den Erneuerern der Pädagogik mit Ehren genannt werden.

Durch diese Empfehlung des Lateinischen ist W. den Humanisten zuzurechnen. Er war ein medius Reuchlinista, sagen die Dunkelmänner-Briefe von ihm, die zum zweiten Theil einen mit dem Ganzen in nicht nothwendigem Zusammenhange stehenden Anhang fügten, der den Streitigkeiten Wimpheling's mit den Mönchen fälschlich eine ähnliche Bedeutung zu geben suchte, wie dem Reuchlin'schen Kampf. Die Aeußerung will zunächst besagen, daß W. nur halb auf Reuchlin'scher Seite stand, obwol der Alte in Tübingen sich Mühe genug gab, jenen ganz für sich zu gewinnen. Aber die Aeußerung besagt auch im Sinne der Fortschrittler, die sie zuerst brauchten, daß W. ein halber Humanist war. Ein ganzer Humanist war er höchstens in seiner Grobheit und in seinen Uebertreibungen, wenn es galt, die Gegner herabzusetzen, ein halber dagegen durch

seine geringe Sprachkenntniß. Er verstand nur Latein; obwol nur fünf Jahre älter als Reuchlin, hatte er keine Gelegenheit aufgesucht, Griechisch zu lernen. Trotzdem imponirte ihm die Kenntniß des Griechischen so, daß er im Isid. c. 25 eine Liste der Griechisch-Kundigen zusammenstellte. Er war ferner ein Halber durch die geringe Classicität seiner Ausdrucksweise, sodann durch den rein praktischen Standpunkt, den er einnahm, sodaß nicht Begeisterung für das Alterthum oder Entzücken über die Schönheit der Sprache, sondern die Rücksicht auf die Nothwendigkeit des Verkehrs ihn zum unbedingten Anhänger des Lateinischen machte. Bei der Erlernung des Lateinischen erklärte er sich gegen die mittelalterlichen Hülfsmittel, empfahl höchstens den Donat und theilweise das Doctrinale. Er selbst gab nur ein kleines Handbuch heraus zur Einprägung der richtigen Sprachformen. Er war unermüdlich, das Deutsch-Latein, von dem er ergötzliche Beispiele gibt, zu bekämpfen, theils in den schon genannten Erziehungsschriften, theils in dem „Exercitium grammaticale puerorum per dietas distributum“. Für Rhetorik und Prosodie schrieb er kleine Abhandlungen, die erstern am Schluß der Elegantiae majores, die letztern selbständig: „De arte metrificandi“. Die schon genannten Elegantiae majores sind nicht viel mehr als ein Auszug aus dem gleichnamigen bedeutenden Werke Lorenzo Valla's.

Die besondere Eigenthümlichkeit des medius Reuchlinista beruht aber darin, daß, während Reuchlin und die Seinen, die Humanisten überhaupt, in ihrer Begeisterung für das Alterthum alle antiken Schriftsteller als lesens-, die meisten als nachahmenswerth erklärten, ihm dagegen, dem der moralische Gesichtspunkt der einzig gültige war, nur solche gut dünkten, aus denen man lernen und Sittlichkeit gewinnen konnte. Daher empfahl er alle Historiker und Redner, von Dichtern aber nur Virgil, Lucan, Horaz, Terenz, Plautus, wobei jedenfalls anzunehmen ist, daß er nicht alle Komödien des letzteren kannte und gewiß nicht sämmtliche Gedichte von Horaz im Sinne gehabt haben kann. Dagegen wollte er den Ovid und sämmtliche elegischen Dichter Juvenal, Properz u. A. als spurci und obscoeni vom Unterrichte und der Lectüre ausgeschlossen wissen. Außer der Unsittlichkeit fürchtete er durch die Lectüre der Genannten u. a. das Eindringen des Heidenthums in die christliche Gemeinde. Privatim ging er noch weiter: auf eine ihm 1503 vorgetragene Bitte, mit ihm den Virgil zu lesen, lehnte er auch dies ab, weil ihm die Dichter fremd geworden seien und empfahl statt dessen den Sallust.

Dieser Sittlichkeits- und Nützlichkeitsstandpunkt wurde durch den Streit mit Jakob Locher (Philomusos, s. d.) verschärft. Dieser ursprünglich mit W. und den Seinen vertraut, veröffentlichte 1503 gegen den Theologen G. Zingel in Ingolstadt, einen Vertreter der alten Richtung, „den schlimmsten Feind der Poeten“, eine heftige Satire und fügte bei der Erneuerung dieses Angriffs einen kleinen Stich gegen W. bei. Infolge dessen kam es zwischen Beiden, die damals in Freiburg lebten, zunächst zu Stachelversen, die in den Auditorien angeschlagen wurden, deren Fortsetzung vom Rector verboten wurde. W., nach Straßburg zurückgekehrt, schrieb an Locher einen Warnungsbrief. Dieser nahm dann Gelegenheit in einer Vorlesung W. als einen unmündigen Burschen zu behandeln, der die gröbste Züchtigung verdiente. Auch zwischen Locher und dem an derselben Universität die gleichen Gegenstände lehrenden Zasius kam es zu Wortgefechten. W. mischte sich hinein. Zum Theil auf sein Betreiben wurde Locher aus Freiburg verwiesen. Er ging nach Ingolstadt. Von dort aus veröffentlichte er eines der heftigsten Pamphlete der Renaissancezeit: Mulae ad musam comparatio, dessen Titel sich daraus erklärt, daß, wie er angab, W. („ein alter Theologe“, vermuthlich in einem Vortrage oder Gespräche) die Musen mit Mauleselinnen verglichen habe. So heftig und gemein der Angriff gegen

die scholastischen poesiefeindlichen Theologen und so pedantisch die Vertheidigung der Poesie auch manchmal ist, die Schrift bleibt ein bedeutsames Denkmal des bei den Humanisten herrschenden Enthusiasmus für Poesie und des maßlosen Eifers, der sich leicht bei den Vertretern einer neuen Richtung zeigte. W., der diesen Angriff nur auf sich bezog, vertheidigte sich durch Veröffentlichung von Briefen und Gedichten zum Preise der Theologie, als wenn diese, sobald sie nicht scholastisch und poesiefeindlich, überhaupt angegriffen gewesen wäre, ließ aber vier Jahre verstreichen, ehe er seine eigentliche Gegenschrift: „Contra turpem libellum Philomusi defensio theologiae“ schrieb. Darin suchte er die Person und die Sache des Gegners zu verunglimpfen, die Person dadurch, daß er den Gegner der Dichterkrönung für unwürdig erklärte, in den früheren und jetzigen Schriften des Feindes unlösliche Widersprüche aufzudecken suchte, endlich den Inquisitor gegen ihn hetzen möchte und ihn mit dem Exil, mindestens mit dem Pranger bedrohte. Die Sache dadurch, daß er seine schon früher vorgetragene Nützlichkeitstheorie verschärfend, die Dichtung unnütz, geradezu schädlich nannte, da sie weder zur Entscheidung eines Processes noch zur Heilung einer Krankheit brauchbar sei, der Poesie ferner den Namen einer Wissenschaft absprach, endlich mit großem Triumphgefühl, aber mit mindestens ebenso großer historischer Unkenntniß auf die für ihn unbestrittene Thatsache hinwies, daß die Dichter meist eines schmählichen Todes gestorben seien. Nur eine Classe Dichter nahm er von der Verdammniß aus: nämlich die christlichen Theologen, die sich für ihre frommen Auseinandersetzungen der gebundenen, statt der ungebundenen Rede bedienten. Seitdem verschärfte W. seine Meinung immer mehr und verbohrte sich in seine beschränkte Auffassung. In neuen Auflagen seiner Erziehungsschriften minderte er die bisher schon nicht überaus warme Empfehlung der Poeten noch mehr, ließ eine Bulle Leo's X. drucken, 1513, der den geweihten Priestern fünf Jahre nach dieser Weihe die Beschäftigung mit den Dichtern verbot und lenkte immer mehr die Aufmerksamkeit auf die christlichen lateinischen Dichter der ersten Zeit und seiner eigenen, z. B. Baptista Mantuanus, ohne sehen zu wollen, daß durch ihre incorrecte, mindestens abgeleitete Latinität sein Ziel, gutes Latein zu verbreiten, nicht erreicht und unmöglich der wahre Gehalt oder die rechte Form des Alterthums überliefert werden konnte.

W. war niemals in Italien, was er allerdings gelegentlich bedauerte. Er verstand kein Griechisch und war des Hebräischen unkundig. Aus diesem geringen Wissen erklärt sich zum Theil die Beschränktheit seiner Ansichten. Deutlicher wird sie noch dadurch, daß er sich absichtlich in enge Grenzen einschloß, die Universitäten mied, der Gesellschaft entsagte, ohne doch den Muth zu besitzen, sich ganz der Einsamkeit, die er freilich rühmte, zu ergeben. Vielleicht ward sie auch mit veranlaßt durch seine Kränklichkeit und Schwäche, die ihm jedes energische Vorwärtsschreiten verbot und ihn zu einem fast krankhaften Beharren auf dem einmal beschrittenen Wege verurtheilte. Er war kein Schriftsteller und kein Künstler, aber er war ein unentwegter Vertheidiger der Bildung wie er sie auffaßte, ein grimmiger Feind der Unsittlichkeit, Unbildung, des Müßiggangs, ein redlicher Freund der Jugend und ein eifriger Patriot.

Die ältere Sammlung Riegger, Amoenitates literariae Friburgenses II, 161—580, Ulm 1776, ist wegen ihrer Materialien noch heute brauchbar, sie enthält u. a. die wichtigste autobiographische Quelle, die an Jakob Spiegel gerichtete: Expurgatio contra detractores, 1494 (Text bei Riegger S. 419 bis 426). — Die Arbeiten von J. Wiskowatoff, J. W., sein Leben und seine Schriften, Berlin 1867, B. Schwarz, J. W., der Altvater des deutschen Schulwesens, Gotha 1875 (beide schon für ihre Zeit nicht ausreichend), für das bibliographische noch: Goedeke, Grundriß I², 406—413, sind überholt

durch Ch. Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace, Paris 1879, I, S. 1 bis 187, II, 317—339; zur Ergänzung: ders., Rep. bibl. Strassbourgeois jusque vers 1530, 7 Hefte, Straßb. 1890 ff. — Von Schriften sind neugedruckt: Germania (mit Th. Murner's Entgegnung auf erstere Schrift, Genf 1874), übersetzt und erläutert von E. Martin, Straßburg 1885. Stylpho von Ernst Martin, Straßb. Studien III, 472—484, in der ursprünglichen Fassung aus dem Cod. Upsal. von H. Holstein, Berlin 1892 (Lat. Litdenkm. Heft 6). Dazu vgl. die ältere Arbeit von K. Goedeke: Arch. f. Litt.-Gesch. VII, 157 und im allg. Bahlmann, Die lat. Dramen von W.s Stylpho bis zur Mitte des 16. Jahrh., Regensburg 1893. Gedichte in Geiger, W. als deutscher Schriftsteller, Arch. f. Litgesch. VII, 164—75. Uebersetzt: Pädagog. Schriften von Josef Freundgen, Paderborn 1892 (Samml. d. kath. päd. Schr. Bd. 13). Unter den neueren Arbeiten bes. wichtig die Holstein's (auf Grund des von ihm aufgefundenen Cod. Upsal.) u. a.: Ein Wimpheling-Codex, Ztschr. f. vglchd. Litg. N. F. II, 213—215; und: Zur Biographie Jakob Wimpheling's, bes. für die Jugendgeschichte wichtig, a. a. O. IV, 227—252. Für das Allgemeine: Geiger, Renaissance und Humanismus passim, ebenso Lorenz und Scherer, Gesch. des Elsasses. Für die Pädagogik noch: Kückelhahn, Sturm (1872) und E. Laas' Gegenschrift (1873). Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts, 2. Aufl. 1896/97. Ludwig Geiger.

Winkelsheim *): David von W., letzter Abt von Stein a. Rh., ist vor 1460 als Sohn des Hans von Winkelsheim oder im Winkel aus Schaffhausen und der Werena von Gachnang auf dem Schlosse Girsberg bei Stammheim geboren. Er ward Mönch in dem St. Georgenkloster des benachbarten Städtchens Stein a. Rh. und zu dessen Abt erwählt im J. 1499. Als solcher verfocht er eifrig die Rechte seiner von dem schwäbischen Herrscherhause begründeten, später den Herzogen von Oesterreich, jetzt dem Stande Zürich schutzbefohlenen Stiftung sowol gegen die Bürger von Stein, die seine Befugnisse in Stadt und Umgebung, als gegen die von Konstanz und Dießenhofen, die seine Fischereigerechtigkeiten im Rhein bestritten. Ungefähr von 1505 bis 1516 sodann entfaltete er jene eifrige Bauthätigkeit, der das Kloster seinen heute neu geweckten künstlerischen Ruf verdankt. Unter W. ward der ganze Südflügel der Klosteranlage, die Abtswohnung, deren Eingangsthür die Jahrzahl 1506 trägt, neu erstellt oder wenigstens umgebaut, dazu der Kreuzgang, die Leutpriesterei, das Gasthaus erneuert und vermuthlich auch das (jetzt verschwundene) Chorgestühl der Klosterkirche angefertigt. Zum Abschluß der ganzen Bauperiode (1516) ließ er sich von geistlichen und weltlichen Nachbarn Wappenscheiben stiften, die theilweise als Besitz der Stadt Stein erhalten sind; eine entsprechende Scheibe mit seinem Wappen befindet sich in Schaffhausen, ein prächtiges Schenkgestell aus seiner Zeit im Musée Cluny zu Paris. Die Architektur des Kreuzgangs, sowie der Thüren, Fenster und Erker der übrigen Bauten, ist in einer sehr entwickelten und formensicheren Spätgotik gehalten, ebenso die geschnitzten Täfelungen der Abtswohnung, die, heute noch größtentheils wohlerhalten, ein ganzes Museum spätgotischer Holz-Innendecoration bilden. Das Speisezimmer mit dem freundlichen Erker über dem Rhein, die obere Abtsstube mit dem reichgeschnitzten Wandfries, und insbesondere der anstoßende Festsaal mit seiner in der alten Farbenpracht erhaltenen geschnitzten und gemalten Holzdecke (1515), die einen fast unerschöpflichen Reichthum von Motiven aller Art aufweist, sind für Abt David und jedenfalls theilweise durch ihn geschaffen worden. Sie zeigen uns den eifrigen und geschmackvollen Kunst- und Naturfreund, der mit Glück die

*) Zu Bd. XLIII, S. 449.

alten gotischen Zierformen neu belebt, während die unter ihm ausgeführten Wandgemälde schon den Geist einer neuen Zeit erkennen lassen. Sie sind fast alle grau in grau gemalt und dienen zum Schmuck der Mauerflächen der Abtswohnung. Eines vom Jahre 1509, die apokryph-biblische Geschichte von den „vier stärksten Dingen“ mit dem Wahlspruch „Magna est Veritas et praecellit“ darstellend, ist in Stoff und Formen noch mittelalterlich; diejenigen des Speisezimmers und des Festsaals (diese von 1515 und 16) sind meist der Antike entnommen und zeigen in den Figuren, Baulichkeiten und Umrahmungen völlig den Charakter der Renaissance und (so früh wie sonst diesseits der Alpen nur in Basel und Luzern) den Einfluß italienischer oder augsburgischer Vorbilder. Am Wandfries des Speisezimmers waren, nebst zwei Heiligen, Scenen aus der früheren römischen Geschichte abgebildet. An den Wänden des Festsaals sind je drei figurenreiche Bilder aus der karthagischen und aus der römischen Geschichte zu einem historischen Parallelcyklus verbunden; ein weiterer Cyklus, aus Einzelfiguren größeren Maßstabes bestehend, führt eine Reihe von Helden und Heldinnen Roms, Griechenlands, des Orients vor; als Gegenstück zu den Geschichtsbildern ist eine Volksscene aus der Gegenwart, die dem Abte wol als Jugenderinnerung vertraute Zurzacher Messe, aufzufassen, welcher als Uebergang zwei Einzelfiguren als Bilder des Todes und des üppigen Lebens voranstehen; ein capellenartiger Erker endlich ist den Gründern und Heiligen des Klosters gewidmet. Von den zugehörigen Inschriften sind nur vier zu dem historischen Cyklus gehörige, voran zwei in lateinischen Distichen — vermuthlich Abt David’s selbst — ausgeführt. Der Künstler, der die Bilder nach seinen Anordnungen malte, hat sich selbst nur durch ein verschlungenes ST oder TS mit der Jahrzahl 1516 namhaft gemacht; andere Spuren deuten auf den jungen Ambrosius Holbein als Gehülfen hin, der das Jahr darauf in Basel erscheint.

Abt David erfreute sich seiner schönen Schöpfung nicht lange. Anfänglich der Reformation nicht feindlich gesinnt und mit Zwingli verkehrend, kam er bald in Gegensatz zu den neuen revolutionären Bestrebungen. Ein Streit mit der reformatorisch gesinnten Stadt wegen Besetzung der Leutkirche (1523/24), sowie die Folgen des Sturmes der Steiner auf das Kloster Ittingen (1524) machten ihm seine Stellung unleidlich. Am 5. Juli 1525 ward sein Kloster von der Obrigkeit in Zürich aufgehoben; er selbst erhielt eine bescheidene Wohnung im Kloster sammt einer jährlichen Aussteuer. Aber da man dem Vertrag mit ihm nicht vollständig nachkam, ihm das Geld, womit er sein Geburtshaus Girsberg zu kaufen gedachte, vorenthielt und ihn schließlich im Kloster streng bewachen ließ, entzog er sich dem geschlossenen Abkommen, indem er am 29. October 1525 nächtlicherweile nach Radolfzell entfloh und sich dort unter Anrufung fremder Hülfe neuerdings zum Abt aufwarf. Aber schon nach einem Jahre, das durch einen von ihm und seinem Bruder Wolf geführten kleinen Krieg um die Klostergefälle, sowie durch vielfache Unterhandlungen mit der Zürcher Regierung ausgefüllt war, starb Abt David an einem Anfall von Halsbräune am 11. November 1526 zu Radolfzell, wo ihm in der Stadtkirche eine schöne Messingplatte als Grabmal errichtet ward. Sein Kloster ward nach langen Streitigkeiten im J. 1581 dem Namen nach der Abtei Petershausen einverleibt; sein eigenstes Werk aber, die von ihm ausgeschmückten Klostergebäude, gingen an die Regierung von Zürich, 1805 an die von Schaffhausen über und befinden sich heute, im ganzen wohl erhalten und wiederhergestellt, in Privathänden, die der Landesregierung das Recht eingeräumt haben, die Schöpfungen Abt David’s gegen jede Entfremdung oder willkürliche Veränderung von seiten künftiger Eigenthümer zu schützen. — Wolf von W., Bruder des Vorigen, als Reisläufer und Raufer in den Acten der Tagsatzung (Eidgenössische Abschiede) viel genannt.

W. Lübke, Geschichte d. deutschen Renaissance (Gesch. d. Baukunst v. Kugler V), S. 235 f. — Jahrbuch f. schweizer. Gesch. IX (1884), 213 ff.: F. Vetter, Die Reformation von Stadt u. Kloster Stein a. Rh. — Schriften d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees u. seiner Umgebung XIII (1884), 23 bis 109: F. Vetter, Das S. Georgenkloster zu Stein a. Rh. Ein Beitrag z. Geschichte u. Kunstgeschichte. — Anzeiger f. schweizer. Alterthumskunde 1889, Nr. 2—4, Beilage: J. R. Rahn, Zur Statistik schweizer. Kunstdenkmäler. — B. Haendtke, Die schweizer. Malerei. — Eidg. Abschiede 1499 ff. — Die a. a. OO. verzeichnete Litteratur. Ferdinand Vetter.

Winter*): August Franz W. wurde geboren am 2. November 1833 zu Stolzenhain bei Jüterbogk als der älteste Sohn des Erb- und Lehnrichters W. daselbst. Nach kurzer Vorbereitung durch den Ortspfarrer besuchte er von 1848—1853 das Gymnasium zu Wittenberg, studirte darauf in Halle Theologie und Philologie und bestand seine erste theologische Prüfung 1856. In demselben Jahre erwarb er die facultas docendi und trat als Probecandidat beim Pädagogium zum Kloster U. L. Fr. in Magdeburg ein, wo er dann bis 1862 wirkte. Am 2. Februar 1862 wurde er Diakonus in Schönebeck a. Elbe, im Sommer 1875 Pastor zu Altenweddingen, wo er am 22. December 1878 infolge eines Magenleidens starb.

W. war ein Mann von ganz ungewöhnlicher Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit. Man erzählt von ihm, daß er sich darum nicht verheirathet habe, weil ihm dann nicht genug Zeit zur Arbeit bliebe. Mit ganz besonderem Eifer hat er sich den historisch-archäologischen Studien zugewandt. Selbst als Geistlicher, als ihm in den kleinen Orten seiner Wirksamkeit keine Bibliotheken und Archive zu Gebote standen, hat er sie mit dem größten Eifer getrieben. Sein erstes größeres Werk: „Die Prämonstratenser des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland“ erschien 1865 und fand ungetheilten Beifall. Das größere, 2 Bände umfassende Werk über die Cistercienser folgte 1871. In beiden hob W. die Bedeutung der beiden Orden für die Christianisirung, Germanisirung und Cultur des nordöstlichen Deutschlands hervor, und wenn auch in der Folgezeit seine Darstellung berichtigt und überholt ist, so haben seine Arbeiten doch nicht ihren Werth verloren, da sie so zahlreiche Hinweise und so mannichfaltige Gesichtspunkte enthalten, daß sie für die Forschung nicht entbehrt werden können. Ueber die Culturarbeit in den deutschen Grenzgebieten hat W. noch einige Arbeiten in den Magdeburger Geschichtsblättern veröffentlicht. Selbständige Bücher hat W. nämlich nicht mehr geschrieben, aber seine flinke Feder hat zahlreiche Aufsätze in den verschiedenen Fachzeitschriften geschaffen, die ein glänzendes Zeugniß von seiner großen Gelehrsamkeit und seiner glänzenden Darstellungsweise ablegen. Fast kein Gebiet der historischen Forschung ist unberücksichtigt geblieben, aber eine vollständige Uebersicht über seine Arbeiten zu geben, würde zu weit führen. Die Geschichte der kirchlichen Stiftungen, des Erzstifts und einzelner Erzbischöfe ist von ihm eifrig durchforscht worden. Eine ganz besondere Begabung hatte er für die Auffassung topographischer Verhältnisse, wofür seine zahlreichen größeren und kleineren Aufsätze Zeugniß geben. Wir nennen hier nur die Arbeiten über die Grenzbestimmungen der Stifter Magdeburg, Merseburg und Meißen, über die Wüstungen bei Magdeburg und seine Wanderungen im Magdeburger Lande. Daran schließen sich kunstgeschichtliche und antiquarische Forschungen. Besonderes Geschick hatte W., aus den Kirchenbüchern, Acten und Archiven der Städte reichen Stoff zu gewinnen. Auch die Rechtsgeschichte blieb von ihm nicht unberücksichtigt: eine in den

*) Zu Bd. LXIII, S. 465.

„Forschungen“ über den Sachsenspiegel erschienene Arbeit hat vielen Beifall gefunden. Aber nicht nur in den Archiven der Pfarren und Städte hat W. mit Eifer und Erfolg geforscht, sondern er hat auch in Italien, Frankreich, Oesterreich, Dänemark, Schweden und in ganz Deutschland die Bibliotheken und Archive nach unbekannten Urkunden und Quellen durchsucht und dort reichen Stoff gesammelt. Die Chroniken von Gottesgnaden und Ammensleben, der Codex Viennensis, einige Formelbücher des Mittelalters sind von ihm zuerst herausgegeben worden, von den Urkunden zu geschweigen. Er hat die sorgfältigen Aufzeichnungen des Pastors Möser in Staßfurt über den dreißigjährigen Krieg vor dem Verderben gerettet und manche andere Quelle zugänglich gemacht. Endlich ist er der erste gewesen, der sich der Dialektforschung zugewendet hat. Und alle diese mannichfaltigen Gegenstände wußte W. geschmackvoll und so darzustellen, daß er zu weiterer Forschung aufforderte. Es ist, wie gesagt, unmöglich, alle seine Arbeiten im einzelnen durchzugehen. Man muß die Magdeburgischen Geschichtsblätter, die Neuen Mittheilungen des Thüringisch-sächsischen Vereins, das Archiv für sächsische Geschichte, die Forschungen zur deutschen Geschichte durchsehen, um ein Bild von der glänzenden Begabung, der Vielseitigkeit und dem großen Geschick der Darstellung Winter's gewinnen zu können.

Aber er hatte auch ein organisatorisches Talent. Er gehörte zu den Begründern des Magdeburgischen Geschichtsvereins, dessen bedeutendstes Mitglied er ohne Zweifel gewesen ist. Er hat es verstanden, selbst in den Zeiten böser Verwicklungen den Bestand des Vereins zu erhalten und neue Kräfte für die Arbeit in demselben heranzuziehen. Er ist es ferner gewesen, der die Gründung der historischen Commission der Provinz Sachsen 1876 bewirkt hat und in ihr hat er zu den hervorragendsten Mitgliedern gehört, obgleich er ihr nur wenige Jahre angehört hat. Daß er diese große wissenschaftliche Thätigkeit ausgeübt hat, ohne dabei die Pflichten seines geistlichen Amtes zu vernachlässigen, kann seinen Ruhm nur erhöhen. Seine Thätigkeit um die Erforschung vaterländischer, namentlich magdeburgischer Geschichte wird nicht vergessen werden.

Magdeb. Geschichtsblätter XIV, 488 ff. G. Hertel.

Wocher *): Gustav von W., k. k. Feldzeugmeister, geboren am 4. September 1781 zu Ludwigsburg in Württemberg, besuchte die Schule seines Geburtsortes und trat am 28. Juni 1798 als ex propriis-Cadett beim Tiroler Scharfschützencorps ein, aus welchem er, am 6. December desselben Jahres zum Fähnrich befördert, in das Infanterieregiment Brechainville Nr. 25 übersetzt wurde. Am 9. März 1799 in einem Scharmützel kriegsgefangen, wurde W. am 5. August desselben Jahres „gegen Parola“ entlassen, avancirte am 10. November 1800 zum Unterlieutenant, wurde am 1. August 1803 zum Tiroler-Jägerregiment und am 30. Januar 1804 zum Infanterieregimente Nr. 3 versetzt, in welchem er an demselben Tage die Charge eines Capitänlieutenants durch Kauf erwarb. Während des Feldzuges vom Jahre 1805 machte W. die Katastrophe von Ulm mit und wurde am 1. September 1808 zum wirklichen Hauptmann befördert. Als solcher nahm er 1809 mit dem Regimente im Verbande des V. Armeecorps an dem Feldzug im Reiche nur bis zum 23. April theil, da er an diesem Tage in dem Gefechte bei Neumarkt in Kriegsgefangenschaft gerieth, aus welcher er am 16. October desselben Jahres ausgewechselt wurde. Den Feldzug des Jahres 1813 machte W. mit dem Regimente bei der Armee in Deutschland, den von 1814 und 1815 bei der Armee in Italien mit, kam im J. 1816 als Grenadierhauptmann nach Wien, wo-

*) Zu Bd. XLIII, S. 703.

selbst er bis zu seiner am 20. September 1820 erfolgten Beförderung zum Major blieb. Im J. 1823 zum Generalcommando-Adjutanten in Niederösterreich ernannt, wurde er am 21. Januar 1828 zum Oberstlieutenant, am 30. März 1830 zum Obersten beim Infanterieregimente Prinz Hohenlohe-Langenburg Nr. 17 befördert, das er, zum größten Theil in Italien, bis zu seiner Beförderung zum Generalmajor, 5. Mai 1835, commandirte. Anfangs Brigadier in Mailand, dann in Wien, am 14. November 1842 zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 25 ernannt, am 31. Mai 1844 zum Feldmarschalllieutenant befördert, kam W. als Divisionär nach Italien, wo er vier Jahre später, im Beginn des Greisenalters, ein hervorragender Mitkämpfer des greisen Marschalls Radetzky werden sollte. Als dieser nach Ausbruch des Mailänder Aufstandes nach Verona zurückging, commandirte W. zuerst die zur Deckung von Pastrengo zurückgelassenen Brigaden Wohlgemuth und Erzherzog Sigismund, dann, nach Beginn der Offensivoperationen Radetzky's, das Reservecorps, 11 Bataillone, 28 Escadronen und 79 Geschütze. Die ihm zu theil gewordene, ebenso wichtige als schwierige Aufgabe „sowol die Garnison von Verona zur Sicherstellung dieses Platzes gegen einen feindlichen Angriff während der Unternehmungen Radetzky's gegen Vicenza zu verstärken, als auch dem Gegner glauben zu machen, daß sich die ganze Armee nach Verona gezogen habe, was ihn von einem Angriff gegen diesen Platz während der Abwesenheit der übrigen Corps abhalten sollte", löste W. in so glänzender Weise, daß ihn der Kaiser mit dem Orden der Eisernen Krone I. Classe auszeichnete. Als es sich später darum handelte unter Umständen auf dem rechten oder linken Ufer des Mincio zu operiren, führte W. den Brückenschlag bei Salionze in kürzester Zeit aus und unterstützte dann durch umsichtige Leitung seines Corps die großen Erfolge Radetzky's bei Custoza. Bei der Neueintheilung der Armee im November 1849 erhielt W. das Commando des IX. Corps in Illyrien, wurde im December desselben Jahres Geheimer Rath und trat am 16. April 1850 mit Feldzeugmeistercharakter in den Ruhestand. W., der auch über eine gediegene humanistische Bildung verfügte und ein vorzüglicher Landschaftsmaler war, starb unvermählt am 25. März 1858 in Wien.

Die Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich. — Strack, Die Generale der österr. Armee.

Oscar Criste.

Wolder*): David W., geboren zu Hamburg, studirte von 1568 an zu Rostock Theologie und ward ebenda im J. 1573 Magister. Er war darauf Hauslehrer bei dem Professor der Theologie Lucas Bacmeister in Rostock (dem Aelteren, vgl. A. D. B. I, 750). Im J. 1577 wurde er als Prediger zu St. Petri in seine Vaterstadt Hamburg zurückberufen und in diesem Amte verblieb er bis zu seinem Tode; er starb an der Pest am 11. (nach anderer Angabe am 14.) December 1604. W. hat sich besonders in weiteren Kreisen bekannt gemacht durch die Herausgabe größerer Bibelwerke. Schon bei der durch Elias Hutter (A. D. B. XIII, 475) besorgten Ausgabe des hebräischen Textes des Alten Testamentes war W. betheiligt, ob nur durch seine Mitarbeit oder ob auch so, daß er einen Theil der Kosten auf sich nahm (vgl. unten), muß dahingestellt bleiben; jedenfalls hat er bei der Herausgabe geholfen. Das Werk erschien nach langen Vorbereitungen zu Hamburg 1587 (typis Elianis par Joannem Saxonem in Folio); obschon es in mancher Hinsicht verdienstlich ist und jedenfalls viel Fleiß und Mühe auf die Herstellung verwandt ward, fand es wenig Absatz. W. gab darauf für sich allein eine vollständige Bibel in

---

*) Zu Bd. XLIII, S. 723.

griechischer, lateinischer und deutscher Sprache heraus; in vier Columnen neben einander druckte er die Septuaginta, die Vulgata, die lateinische Uebersetzung von Pagnini (im N. T. die von Beza) und die deutsche Uebersetzung Luther's ab. Das Werk erschien in sieben Theilen (gewöhnlich in 3 Bänden gebunden) in Folio Hamburg 1596, gedruckt bei Jacob Lucius dem Jüngeren, einem damals sehr thätigen Drucker und Verleger. Der Verleger verband sodann mit dieser Wolder'schen Polyglotte die Hutten'sche Ausgabe des hebräischen Textes des A. T.'s als ersten Band und gab dem ganzen (nun vierbändigen) Werke den neuen Titel: „Sacra biblia quadrilinguia“. W. widmete die Polyglotte dem Könige Christian III. von Dänemark und dem Herzog Johann Adolf, Erzbischof von Bremen und Bischof von Lübeck; aber obschon alle Kirchen der Herzogthümer Schleswig und Holstein ein Exemplar derselben kaufen mußten und W. auch sonst Beiträge zu den Kosten erhielt, wurden doch die Herstellungskosten nicht durch den Verkauf gedeckt. Darüber daß er im N. T. die Uebersetzung Beza's, eines Reformirten, aufgenommen hatte, hatte W. noch besondere Angriffe zu bestehen. Gleichzeitig mit der Arbeit an der Polyglotte beschäftigte W. die Herausgabe einer niedersächsischen (plattdeutschen) Bibel; auch diese erschien zu Hamburg im J. 1596 gedruckt von Jacob Lucius dem Jüngeren und zwar in 3 Theilen in Folio. Auch auf die Herstellung dieser Bibel hat W. viel Mühe verwandt; er widmete sie in einer Zueignungsschrift den Räthen der sechs wendischen Städte (Lübeck, Hamburg, Stralsund, Rostock, Wismar und Lüneburg), deren Wappen sich in Holzschnitt auf der Rückseite des Titelblattes befinden; auch sonst ist sie mit vielen Holzschnitten geziert und zwar denselben, die sich auch in seiner Polyglotte befinden. Unter den übrigen von ihm herausgegebenen Werken ist noch besonders das „New Catechismus-Gesangbüchlein“ zu nennen, das in Hamburg 1598 bei Theodosius Wolder erschien; die Lieder Luther's und anderer Dichter sind hier nach den Hauptstücken des Katechismus geordnet und mit ihren Melodien gedruckt. Es befinden sich unter den 250 Liedern dieser Sammlung auch vier eigne Lieder Wolder's, die aber keine weitere Verbreitung gefunden haben. Wahrscheinlich ist er auch der Herausgeber eines kleinen niederdeutschen Gesangbuches, das auch im J. 1598 in Hamburg erschien; von seinen vier Liedern befinden sich in diesem zwei in niederdeutscher Uebertragung. — W. war ein durch Gelehrsamkeit und Fleiß ausgezeichneter Mann, der sich bei seinen Zeitgenossen eines nicht geringen Ansehens erfreute; trotzdem befand er sich mit seiner großen Familie — er hatte neun Kinder — vielfach und namentlich gegen das Ende seines Lebens in bitterer Noth. Es wird erzählt, daß er besonders bei dem Druck der großen Bibelwerke sein Vermögen zugesetzt habe. Nicht recht verständlich ist, was dieser Angabe hinzugefügt wird, daß er sich auch durch die Errichtung einer eigenen Buchdruckerei, in welcher sich hauptsächlich hebräische und griechische Lettern befunden haben sollen, in Noth gebracht habe; es soll das im J. 1597, also nachdem jene Bibelwerke erschienen waren, geschehen sein. Jedenfalls ist kein Werk nachweisbar, das in seiner Officin hergestellt wäre. Doch kann diese Erzählung auch nicht völlig erfunden sein, da nach glaublichen Angaben sein Schwiegersohn Hermann Möller im J. 1599 diese Druckerei übernommen hat. Dieser kommt schon seit 1597 als Verleger und dann seit 1599 (bis 1606) auch als Drucker vor; am 3. Decbr. 1599 heirathete er Wolder's Tochter Cäcilia. Vielleicht hat W. für andere Drucker (Hutter und Lucius?) die ihnen fehlenden Typen auf seine Kosten besorgt und sie hernach, weil sie ihm nicht bezahlt wurden, wieder an sich genommen und seinem Schwiegersohn übergeben.

Molleri Cimbria literata I, 739 sqq. — Jöcher IV, Sp. 2042. — Lexikon d. hamburgischen Schriftsteller VIII, 128 ff. — Goeze, Verzeichniß

seiner Sammlung u. s. f., S. 264 f. — Goeze, Historie d. gedruckten niedersächs. Bibeln, S. 374 ff. — (Ueber die Holzschnitte in der niedersf. Bibel: Mittheilungen d. Vereins f. hamb. Gesch., 14. Jahrg., 1891, S. 228 ff.) — Koch, Gesch. d. Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 2. Bd., S. 296 f. — Wackernagel, Bibliographie, S. 440; — Derselbe, Das deutsche Kirchenlied V, 337 ff. — Goedeke² II, 197, Nr. 115. — Lappenberg, Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg, S. XLVI. Bertheau.

Wolder *): Simon W. aus Pommern gab 1552 zwei christliche Gebete heraus, die er im J. 1544 im Gefängniß verfertigt hatte; ebenso ließ er 1558 ein „Neu Türkenbüchlein, dergleichen vor dieser Zeit nie gedruckt worden", erscheinen. Er wird ein Wiedertäufer gewesen sein; in den verschiedenen Redactionen des bekannten „Chronikel" der Taufgesinnten wird jedoch seiner, so viel dem Schreiber dieses bekannt, nicht gedacht.

Rabus, Der heiligen auserwählten Gotteszeugen .... Historien, Straßburg 1552 ff., Bd. 6, S. 162 ff. — Goedeke² II, S. 245, Nr. 21 und S. 283, Nr. 59. — Cosack gedenkt seiner bei der Litteratur der Türkengebete nicht. l. u.

Wolder **): Theodor W. ward als Sohn des Pastors Martin W. zu Königsberg am 23. December 1628 geboren, studirte zuerst in seiner Vaterstadt, sodann in Wittenberg und Basel Jurisprudenz und ward zu Basel im Jahre 1652 Doctor beider Rechte. Er ward dann Professor der Jurisprudenz zu Königsberg, war mehrfach Rector der Universität und zuletzt Obertribunalrath und Consistorialassessor; er starb am 6. Januar 1672. W. hat schon als Jüngling Arien und geistliche Lieder gedichtet; fünfzehn seiner Lieder gab der Cantor seines Vaters Johann Weichmann (A. D. B. XLI, 443 f.) in seiner „Sorgenlägerin" mit Melodien heraus; von diesen sind einige in andere Gesangbücher übergegangen.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., Bd. 3, S. 205 f. l. u.

Wolf ***): Christian Sigismund W., evangelisch-lutherischer Theologe, † 1699. W. wurde am 12. August 1632 in Berlin geboren, wo sein Vater Johann W. Pastor zum Heil. Geist, auch Beichtvater und Hofprediger des Kurfürsten war. Hier erhielt er seine Vorbildung, studirte darauf in Wittenberg seit 1651 und in Rostock seit 1653 und wurde 1655 Rector zu Parchim im Herzogthume Meklenburg. In dasselbe Jahr fällt seine Promotion zum Magister. Gegen Ostern des Jahres 1661 wurde er von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zum Pastor primarius und Inspector des Bisthums Lebus berufen; folgte aber 1667 einer Berufung in das Pastorat an der St. Nicolaikirche zu Berlin, wo er am Sonntage Invocavit eingeführt wurde. Das geschah gerade in der Zeit, als hier der confessionelle Hader fast unleidliche Verhältnisse geschaffen hatte. Daß diese Zustände nicht ausschließlich durch die orthodoxen Lutheraner verschuldet waren, sondern daß die Reformirten ebenso gehässig agitirten, kann heute als ausgemacht gelten. Auch W. hatte von den Reformirten viel zu leiden, „als welche ihm und seinem Kollegen den Consensum fundamentalem aufbürden, den Elenchum nominalem verbieten und die mutuam tolerantiam in thesi et antithesi anzunehmen zwingen wollten". Da sie sich widersetzten, wurden zunächst Wolf's Collegen aus ihren Aemtern entlassen. Als darauf W. bei einer „vornehmen" Taufe, welcher hohe kurfürstliche

*) Zu Bd. XLIII, S. 723.
**) Zu Bd. XLIII, S. 723.
***) Zu Bd. XLIII, S. 728.

und „fürstliche Personen assistiren sollten“, den Ritus exorcismi auszulassen sich weigerte, wurde auch er abgesetzt. Er ging daher (1672) nach Hamburg, erhielt aber schon im folgenden Jahre das Inspectorat des Gymnasiums in dem damals unter schwedischer Herrschaft stehenden Bremen. 1674 begleitete er den schwedischen Gesandten Grafen Benedict Oxenstierna als Ober-Legationsprediger nach Wien. 1675 finden wir ihn von da wieder zurückgekehrt in Wismar. Im folgenden Jahre, 27. April 1676, führte ihn eine Berufung nach Hamburg in das Pastorat der dortigen Domkirche, mit dem er zugleich das Amt eines Lector secundarius der heil. Schrift erhielt. Am 24. August 1680 promovirte ihn die Kieler theologische Facultät zum Doctor der Theologie, nachdem er dort unter Kortholt disputirt hatte. Seinen vielfachen Verdiensten war es zuzuschreiben, daß er 1690 vom Könige von Schweden zum wirklichen Consistorialrathe und Beisitzer des Königlichen Consistorii in den Herzogthümern Bremen und Verden ernannt wurde. In dieser seiner amtlichen Function machte er 1699 eine Reise nach Stade; dort erkrankte er aber schwer; zwar erholte er sich noch einmal einigermaßen. Aber in Hamburg, wohin er sich begeben, kehrte die Krankheit wieder und raffte ihn noch in demselben Jahre dahin. Er starb am 2. Mai 1699 zu Hamburg im 67. Jahre seines Alters.

Von seinen Söhnen ist Johann Joachim W. Licentiat der Theologie und Prediger zu Magdeburg geworden.

Schriften. I. Lateinische: „Disputatio inauguralis de libero hominis arbitrio“, unter dem Vorsitze des D. Joh. Kortholt (Kiel 1674); „Diss. de libero arbitrio contra Pelagianos, Calvinistas, Remonstrantes et modernos Syncretistas, secundum libros ecclesiarum Lutheranarum symbolicos expedita“ (Hamburg 1675); „Programma invitatorium ad solennem panegyrin inauguralis aperturae Collegii cathedralis et lectiones de theologia Augustana anti-syncretistica“ (ebd. 1676); „Disputatio doctoralis de sensu fidei, electionis atque salutis charactere“, unter dem Vorsitz des D. Kortholt (Kiel 1680). — II. Deutsche: „Selige Nachfrage nach Christo, in einer Predigt zu Hamburg aus dem 3. Advents-Sonntags-Evangelio“ (Stade 1673); „Christianismus Salviani illustratus oder geläutertes Christenthum, in 2 Theilen verfasset, deren der erste vom wahren Christenthum und wahren Christen ingemein, der andere von dem wahren Tugendschatze eines jeglichen Christen in Gestalt etlicher Kleinode handelt“ (Ratzeburg 1678); „Thränenquelle öffentlich in unterschiedlichen Aufmunterungen vor bußfertigen Seelen oder Buß-Predigten über einige Oerter der Heil. Schrift angewiesen“ (ebd. 1682); „Golgatha oder Passionsbetrachtungen vom Fürsten des Lebens Jesu Christo und seinem heiligen Leiden und Sterben in 10 Predigten vorgestellet“ (Hamb. 1683); „Beweis, daß die evangelisch Luthersche die rechte Lehre sei, wider den Jesuiten Rudolph Dorth“ (ebd. 1689); „Christliche Betrachtung der Chiliastischen Visiologie, was nach der H. Schrift ohne Rhetorication davon zu halten? wobei erwiesen wird, daß die Einbildung der 1000 jährigen Freude auf Erden eine Phantasei und die neue innerliche Offenbarung ein Fallstrick des leidigen Teufels sei“ (Ratzeburg 1692); „Glorwürdiges Ehrengedächtnis der mit Gott festgehaltenen Alliance oder Leich-Predigt über Carolum XI König in Schweden aus 2. Chron. XXXI, 20. 21 im Thume zu Hamburg gehalten“ (Hamb. 1698); „Geistlicher Herzwecker oder Erklärung des 51. Psalms in 10 Predigten“. Außerdem hinterließ er handschriftlich „Biblischer Seelenschatz“ und „Nicodemus“.

Vgl. Moller, Cimbria literata. — Fabricii Pietas Hamburgensis in celebratione Solemni Jubilaei bis secularis Augustanae Confessionis publice testata. — Fortgesetzte Sammlung von Alten und Neuen Theol. Sachen, 1730, S. 822. — Beuthner's Hamburgisches Staats- und Gelehrten-Lexicon.

— (Zedler's) Universallexikon 58. Bd. (1748), Sp. 679 ff. — Jöcher, Gelehrtenlexicon IV. Theil (1751), Sp. 2046. P. Tschackert.

Wolf*): Johann Christoph W., ein durch seine umfassende Gelehrsamkeit hervorragender Theologe und Orientalist, wurde zu Wernigerode im J. 1683 geboren und zwar nach gewöhnlicher Annahme am 21. Februar; aus dem Kirchenbuche ist nur nachweisbar, daß er am 23. Februar getauft ist. Sein Vater, Johann W., war damals Superintendent und Oberprediger zu St. Silvestri in Wernigerode; über ihn vgl. A. D. B. XLIII, 759 f. Als dieser im Jahre 1695 einer Berufung in das Pastorat zu St. Nicolai in Hamburg folgte, ward W. hier Schüler des Johanneums und blieb es auch nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, der schon nach kaum dreimonatlicher Amtsführung in Hamburg starb und seine Wittwe mit vier unversorgten Kindern, von welchen unser W. der älteste war, zurückließ. Am 4. Mai 1699 ward W. im akademischen Gymnasium zu Hamburg inscribirt; er hörte hier ganz besonders die Vorlesungen von Johann Albert Fabricius (s. A. D. B. VI, 518 ff.), der im Juni 1699 zum Professor am Gymnasium erwählt ward; bei ihm vorzüglich hat W. den Grund zu seinem ausgedehnten Wissen gelegt, und Fabricius hat sich seiner auch persönlich aufs freundlichste angenommen. Außer durch Fabricius ist er wol durch den berühmten Esdras Edzardi, der ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, junge Leute im Hebräischen und Rabbinischen unterrichtete und damals, obschon nicht mehr jung, noch in voller Thätigkeit stand, am meisten gefördert worden; zwei Söhne von Esdras Edzardi, Georg Elieser und Sebastian, waren damals auch Professoren am Gymnasium (über diese drei Edzardi vgl. A. D. B. V, 650 ff.). Im J. 1703 bezog W. die Universität Wittenberg, wo er außer hamburgischen (z. B. dem Placcius-schen) auch ein gräflich Stolbergisches Stipendium (in sechs Terminen von Ostern 1704 bis Michaelis 1706) erhielt; er war bereits als Kind am 20. Juli 1688 in das gräfliche Stipendiatenbuch eingetragen. Schon am 30. April 1704 ward er Magister; im Sommer 1706 begann er dann selbst als Beisitzer der philosophischen Facultät Vorlesungen zu halten. Im Herbst dieses Jahres verließ er jedoch wegen des bevorstehenden Einfalls der Schweden in Sachsen Wittenberg und begab sich nach Hamburg, wo er das Candidatenexamen am 25. November 1706 machte. Auf Empfehlung von Fabricius ward er darauf im Anfang des Jahres 1707 als Conrector nach Flensburg berufen; Johannes Moller, der Verfasser der Cimbria literata, der damals Rector der Flensburger Schule war, schätzte ihn trotz seiner Jugend als Collegen sehr hoch. Von Flensburg aus unternahm er im Sommer 1708 eine Studienreise nach Holland und England, die ihn ungefähr ein Jahr lang von der Heimath fern hielt. W. hatte damals schon als Gelehrter einen Namen; unter den von ihm bis dahin herausgegebenen Schriften, unter denen mehrere von einer ganz außerordentlichen Belesenheit und einem staunenswerthen Fleiße Zeugniß ablegten, hatten besonders seine Ausgabe der Philosophumena („Compendium historiae philosophiae antiquae sive philosophumena, quae sub Origenis nomine circumferuntur“ u. s. f., Hamburgi 1706) mit den Untersuchungen über den Verfasser dieser Schrift und sein Werk über die Lehre der Manichäer („Manichaeismus ante Manichaeos et in Christianismo redivivus“ u. s. f., Hamburgi 1707) mit der angehängten Polemik gegen Bayle die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn gelenkt. So fand er bei den berühmtesten Gelehrten in Holland und England leichten Zugang, zumal es ihm auch sonst an wirksamen Empfehlungen nicht fehlte, und

*) Zu Bd. XLIII, S. 765.

knüpfte Verbindungen an, die ihm für die Folgezeit werthvoll blieben. Kaum nach Flensburg zurückgekehrt erhielt er im Herbst 1709 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Wittenberg; ehe er dieses Amt (im Januar 1710) antrat, machte er noch eine Reise nach Dänemark, die ihn bis Kopenhagen führte. Nach Wittenberg reiste er dann über Berlin, wo er auf der kgl. Bibliothek die Bekanntschaft des Professors Maturin Veyssière Lacroze, des früheren Benedictiners, der im J. 1696 zu Basel zum Protestantismus übergetreten war (geb. 1661, † 1739), machte, mit dem er sodann über 28 Jahre (Januar 1710 bis November 1738) in einem gelehrten Briefwechsel blieb. Aus Wittenberg ward er am 17. März 1712 in die Stelle eines Professors der orientalischen Sprachen am Gymnasium nach Hamburg zurückberufen; er folgte diesem Rufe um so lieber, als er in diesem Amte sich ganz ungehindert seinen gelehrten Studien widmen zu können glaubte. Gegen Ende des Jahres 1715 wurden ihm während einer Vacanz interimistisch die Predigten im Dome zu Hamburg übertragen; die definitive Besetzung der Stelle mußte wegen der Abhängigkeit des Domes von Schweden verschoben werden; und noch ehe diese Angelegenheit geregelt war, ward er am 29. November 1716 zum Pastor (jetzt Hauptpastor genannt) zu St. Katharinen erwählt. Mit diesen geistlichen Aemtern war keine Seelsorge verbunden; namentlich das Amt eines Pastoren gestattete (und damals noch mehr als jetzt) seinem Inhaber, sich eingehend mit wissenschaftlichen Arbeiten zu befassen, und W. sah hierin den besondern Vortheil dieser Stellung, in welcher er bis zu seinem am 25. Juli 1739 erfolgenden Tode verblieb. Er heirathete nicht, wie auch seine Geschwister ledig blieben. Die Schwester führte ihm den Hausstand, und auch die Brüder, von denen der eine, Johann Heinrich, Kaufmann war, der andere, Johann Christian (A. D. B. XLIII, 761 f.), im J. 1725 Professor der Physik und der Poesie am Gymnasium in Hamburg ward, wohnten bei ihm. Zu seinen Studien schaffte er sich eine große Bibliothek an; vor allem kaufte er Handschriften. So erwarb er im J. 1721 die hebräischen und rabbinischen Bücher aus der Bibliothek von Christian Gottlieb Unger, sodann im Anfang des Jahres 1731 die hebräischen Handschriften aus der Bibliothek von Zacharias Konrad v. Uffenbach (A. D. B. XXXIX, 135 ff.), im Mai desselben Jahres die orientalische Bibliothek, die früher Hinckelmann (ebd. XII, 460 ff.), dann Morgenweg (ebd. XXII, 234) besessen hatte. Von den Erben Uffenbach's kaufte er im J. 1735 die große Briefsammlung desselben, über die er eine besondere Beschreibung („Conspectus supellectilis epistolicae et literariae manu exaratae, quae exstat apud Jo. Christoph. Wolfium“, Hamburgi 1736) veröffentlichte und die er zu vermehren mit Erfolg beflissen war. Unter den von ihm herausgegebenen zahlreichen gelehrten Werken sind vor allem folgende größeren zu nennen, die noch heute werthvoll sind. Seine „Bibliotheca Hebraea“, eine Uebersicht über die gesammte hebräische Litteratur, erschien in 4 Bänden, Hamburg 1715 bis 1732. In seinen „Anecdota graeca, sacra et profana“ (4 Theile, Hamburg 1722 bis 1724) machte er Mittheilungen aus griechischen Handschriften des N. T.s und altkirchlicher Schriftsteller, die er selbst besaß. Seine „Curae philologicae et criticae“ sind ein fortlaufender lateinischer Commentar über die sämmtlichen Bücher des N. T.s, besonders brauchbar für die Geschichte der Exegese; das Werk erschien in vier Bänden; der erste Band: „Curae philologicae et criticae in IV SS. Evangelia et actus apostolicos“, erschien Hamburg 1725, in 2. Aufl. 1733; der letzte: „Curae phil. et crit. in SS. Apostolorum Jacobi, Petri, Judae et Joannis epistolae huiusque apocalypsin“ 1725, 2. Aufl. 1735. Vielen Fleiß verwandte er auf eine Ausgabe der Briefe des Libanius; nach vieljähriger Arbeit für sie erschien die vollständige Ausgabe: „Libanii epistolae ... cum

versione et notis" (Amsterdam 1738 bei Warsberg). — Ueber das, was ihn in seinen Studien beschäftigte, correspondirte er fortwährend mit auswärtigen Gelehrten; die an ihn gerichteten Briefe auswärtiger Gelehrter, unter denen sich eine Anzahl der berühmtesten Männer seiner Zeit befindet, werden in 10 Folianten gebunden auf der Hamburger Stadtbibliothek bewahrt. Besonders ist sein schon erwähnter Briefwechsel mit Lacroze, zumal die Briefe beider vorliegen, geeignet, uns einen Blick in die Art und den Umfang seiner Arbeiten zu eröffnen; in diesen Briefen werden auch persönliche Angelegenheiten mehrfach berührt. Die Briefe Wolf's an Lacroze sind abgedruckt in dem zweiten Theil des Thesaurus epistolicus Lacrozianus, herausgegeben von Joh. Ludw. Uhle (Leipzig 1743); von den Briefen Lacroze's an W. sind drei abgedruckt in dem 3. Theil dieses Thesaurus (Leipzig 1746) S. 245 ff.; die wahrscheinlich vollständige Reihe befindet sich im Original in der genannten Sammlung von Briefen an W. auf der Hamburger Stadtbibliothek (im 3. und 9. Bande). Seine reichen Schätze an Büchern und Handschriften stellte W. gern Anderen zu Dienst; ein so eifriger Sammler er auch war — Lacroze und er gaben sich vielfach gegenseitig Aufträge, für einander auf Auctionen zu kaufen oder kaufen zu lassen —, so gern entäußerte er sich auch wieder selbst werthvoller Besitzthümer, wenn dadurch wissenschaftliche Arbeiten gefördert wurden. W. hatte von Lacroze aus der Bibliothek des Legationsrathes Andreas Erasmus v. Seidel zwei griechische Handschriften der Evangelien geschenkt bekommen; es sind die seit Wettstein mit den Buchstaben G und H bezeichneten; er gab nicht nur von beiden, deren Lesarten er in seinen anecdotis mitgetheilt hatte, an Bentley eine Probe (ein halbes Blatt), sondern überließ auch die eine (G) ganz an Bentley, der bekanntlich eine kritische Ausgabe des griechischen Neuen Testamentes herauszugeben beabsichtigte. Unter den Handschriften, welche W. aus der Hinckelmann'schen Bibliothek erwarb, befand sich auch ein griechisches Neues Testament (nur die Apokalypse fehlt), geschrieben von Jacobus Fabri aus Deventer (geb. 1472), eine für die Textgeschichte des N. T.s nicht unwichtige Handschrift (Evang. 90 u. s. f.); diese erhielt Wettstein von W., ob geliehen oder geschenkt (oder verkauft?) ist nicht deutlich; jedenfalls bekam W. sie nicht wieder. — Außer einem beträchtlichen Capital vermachte W. in seinem Testamente unter Zustimmung seiner Geschwister seine ganze Bibliothek, die aus etwa 25 000 Bänden bestand, Drucksachen und Manuscripte, und seine Briefsammlung, die damals etwa 40 000 Stücke enthielt, der Hamburger Stadtbibliothek. Zunächst sollte zwar sein Bruder Johann Christian den Nießbrauch haben, und dieser hat namentlich später, als er selbst Bibliothekar wurde, der Verwaltung der Stadtbibliothek mancherlei Schwierigkeiten gemacht; aber er hat auch die Sammlungen des Bruders durch seine eigenen und durch weitere Ankäufe, wie z. B. eines großen Theiles der Uffenbach'schen Handschriften (nämlich der in dem Frankfurt 1747, 8°, erschienenen Katalog aufgeführten, unter denen sich auch das berühmte mit Purpurschrift geschriebene Fragment des Hebräerbriefes, bei Wettstein Paul. 53, bei Tischendorf M, befindet) und der Handschriften aus der Bibliothek von Valentin Ernst Löscher vermehrt, sondern schließlich haben er und seine Geschwister auch dafür gesorgt, daß diese reichen Sammlungen ungeschmälert der Stadtbibliothek einverleibt wurden; die Geschwister Wolf, und namentlich die Brüder Johann Christoph und Johann Christian, sind weitaus die größten Wohlthäter derselben.

J. Molleri Cimbria literata II, p. 1010 seqq. — Jöcher IV, Sp. 2053. — Petersen, Gesch. d. hamburg. Stadtbibliothek. Hamb. 1838, S. 70 ff. — Delitzsch, Handschriftliche Funde, 2. Heft, S. 54 ff. — Gregory, Prolegomena

zur achten Ausgabe des N. Test. graece von Tischendorf, S. 375 ff., 431 f. — Hamburgisches Schriftstellerlexikon, Bd. 8, S. 143 ff.; hier sind die Werke Wolf's, wenn auch nicht ganz vollständig und die Titel nicht immer genau, aufgeführt; auch wird die ältere Litteratur über Wolf hier genannt.

Bertheau.

Wolffordt *): Artus W., früher Wolfaerts oder Wolfart genannt, Maler, wurde im J. 1581 in Antwerpen geboren, siedelte aber mit drei Monaten nach seiner Geburt nach Dordrecht über. Dort trat er am 29. December 1603 in die St. Lucasgilde ein, wurde aber später wieder aus der Liste der Gesellschaft gestrichen, unter der Begründung, daß er sein Vermögen verloren habe. Im J. 1616 ließ er sich in die Antwerpener Lucasgilde aufnehmen. Er starb in Antwerpen, wo er sich verheirathet hatte, im J. 1641. Die Zahl seiner Arbeiten scheint nicht groß gewesen zu sein. Er malte religiöse und poetische Scenen. Erhalten haben sich nur zwei mit A. W. bezeichnete Bilder im Prado-Museum zu Madrid, die beide die Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten darstellen.

Vgl. Max Rooses, Geschichte d. Malerschule Antwerpens. Uebersetzt v. Franz Reber. München 1881, S. 379. — F. Jos. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool. Antwerpen 1883, S. 632, 633. — P. de Medrezo, Catalogo de los cuadros del Museo del Prado de Madrid. 6. édicion. Madrid 1889, S. 347. H. A. Lier.

Wolle **): Christoph W., protestantischer Theologe, † 1761. W. stammte aus Leipzig, wo sein Vater Schneidermeister war. Er wurde am 24. Januar 1700 geboren, erhielt seine Vorbildung nach dem frühen Tode seiner Eltern zunächst bei Verwandten unter ärmlichen Verhältnissen in Borna, darauf seit 1715 auf der Thomasschule in Leipzig und bezog, vorzüglich vorbereitet, die Universität hierselbst im J. 1718. Er studirte Theologie, Philosophie und Sprachen in großartiger Vielseitigkeit und doch zugleich mit lobenswerther Gründlichkeit. 1721 wurde er Magister der Philosophie und begann als habilitirter Docent der Artistenfacultät Vorlesungen zu halten. Daneben wurde er 1725 Katechet zu St. Petri, 1726 Baccalaureus der Theologie, 1734 „Sonnabendsprediger" an St. Nicolai. Es wurden ihm von da an verschiedene geistliche Stellungen in Leipzig zu Theil: 1737 an der Neuen Kirche, noch in demselben Jahre an der St. Nicolaikirche, 1739 an St. Thomä als Subdiakonus, 1740 als Diakonus und 1741 als Archidiakonus. Immer aber blieb daneben seine Sorgfalt den Vorlesungen an der Universität zugewandt. Am 7. Februar 1741 wurde er Licentiat der Theologie, am 7. Juli 1746 Doctor derselben Facultät, 1748 erhielt er auch eine außerordentliche Professur der Theologie, die er am 5. September antrat. Seine Vorlesungen bezogen sich von jetzt an meist auf die Heilige Schrift und auf die Dogmatik. Seinem Vortrage rühmt man Deutlichkeit und Bündigkeit nach; auch wurde er als Prediger geschätzt. W. war zwei Mal verheirathet, 1. mit Christina Elisabeth, Tochter des Archidiakonus Friedrich Werner zu Leipzig seit 1739, die nach dreijähriger Ehe starb und dem Wittwer zwei Töchter hinterließ, 2. mit Friederike Elisabeth, Tochter des Prof. theol. Börner in Leipzig, welche ihm eine Tochter und zwei Söhne gebar. Infolge der harten und entbehrungsreichen Jugend, die W. durchlebt hatte, stellten sich in seinen Mannesjahren frühzeitig Gebrechen ein. Bald nach seinem 40. Lebensjahre fiel er in allerlei Kränklichkeit, besonders litt er an einer Augenkrankheit, die nicht gehoben werden konnte.

---

*) Zu S. 64.
**) Zu S. 142.

Am 6. Juli 1761, im 62. Jahre seines Alters, wurde er von einer Art Schlagfluß getroffen und starb plötzlich.

Schriften hat der fleißige Mann in so erstaunlich großer Zahl angefertigt, daß hier nur die für seine eigene Entwicklung wichtigsten erwähnt werden können. Er begann seine Schriftstellerei mit der Dissertation „De facultatibus intellectualibus in bonos habitus mutandis" (Lips. 1721); 1724 „De harmonia praestabilita oder curiöse und gründliche Raisonnements über die vorherbestimmte Harmonie einiger neuen Philosophen"; 1727 „De ignoto . . . deo — Die Ruhe der Seelen, das höchste Gut in diesem Leben oder kurze Auslegung des Predigers Salomo, aus der Grundsprache aufs neue übersetzt" u. s. w. (1729); „Marci Antonini Imperatoris et philosophi Libri XII eorum quae de se ipso ad se ipsum scripsit" (1729); „Ecclesia Pharisaica et christiana . . . . . sive de excellentia moralis Christi doctrinae" (Altonaviae 1730); „Diss. Historia invocationis Dei patris in nomine filii sui" etc. 1731; „Diss. de usu et abusu euphemismi sacri" (1732); „Collectio quattuor de verbis Graecorum mediis dissertationum" (Altona 1733); „Hermeneutica Novi Testamenti acroamatico-dogmatica, certissimis defaecatae philosophiae principiis corroborata eximiisque omnium theologiae christianae partium usibus inserviens" (1736); „Diss. Apologia pro vera divinitate Jesu Christi ex loco controverso Joh. 17, 3. 4" (Lips. 1741); „Sittenlehre der Augsburgischen Confession" (ib. 1745), 2. Theil 1752 unter dem Titel: „Betrachtungen über die Tugendlehre der Christen"; „Diss. de Pontifice Christianorum maximo sedente, ad Hebr. 8, 1. 2" (ib. 1746); „Oratio in contemtores religionis christianae" (ib. 1746); Progr. „Commentatio theologica de ecclesia virgine ad 2 Cor. XI, 1. 2" (Lips. 1748); „Sieben heilige Reden über wichtige Wahrheiten des Evangelii" (1748). Dazu eine große Anzahl anderer Dissertationen, Programme, Schriften, Vorreden, Glückwunschschreiben, Reden und Predigten. Die Titel aller hier nicht erwähnten Werke Wolle's stehen bei Hirsching s. u. 16, I, S. 314—325.

Vgl. Jo. Aug. Ernesti, Memoria C. Wollii. Lips. 1762 fol., auch in den Nov. Act. hist.-eccl. Bd. 7, S. 968 und in Ernesti, Opusc. orat. nov. Vol. p. 52. — (Strodtmann,) Beyträge zur Historie der Gelahrtheit Th. 3, S. 74. — Samuel Mursinna, Biographia selecta, vol. 1, 91—108. — Schröckh, Unpartheiische Kirchenhistorie, Th. 4, 799—802. — Saxii Onomast. litter. P. VI, p. 429 et 732. — E. H. Albrecht, Sächs. Ev.-luth. Kirchen- u. Predigergeschichte Bd. I, 212—214. — (Zedler,) Universallexikon Bd. 58 (1748) sub voce. — Hirsching, Hist.-lit. Handbuch Bd. 16, 1. Hälfte, Lpz. 1813, S. 309—325. — Meusel, Lexikon der . . . verstorbenen Schriftsteller Bd. 15, Lpz. 1816, S. 306—311. — H. Döring, Gel. Theologen Deutschlands, Bd. IV (1835), S. 752 ff. P. Tschackert.

Wolleb *): Johann W. (Wollebius, Wolleben), protestantischer Theologe, † 1629. W. gehört zu den bedeutenderen reformirten Dogmatikern. Er wurde zu Basel im J. 1586 am 30. November (nicht wie Zedler und Jöcher berichten, von geringen Eltern, sondern) als der Sohn eines Rathsherrn geboren. Er erwarb sich in den Schulen und auf der Universität seiner Vaterstadt eine so ausgezeichnete Bildung, daß er nicht bloß Magister der Philosophie wurde, sondern im J. 1619 auch als Doctor der Theologie promovirte. Es geschah diese Promotion, nachdem er 1618 zum Oberpfarrer am Münster seiner Vaterstadt und bald darauf auch zum Professor des Alten Testaments an der Universität daselbst berufen worden war. (Vorher hatte er einige andere Predigerstellen verwaltet, 1607 die Stelle eines städtischen Diakonus, 1611 die Pfarrei

*) Zu S. 142.

zu St. Elisabeth.) Das Doppelamt des Oberpfarrers und Professors behielt er bis an seinen Tod, der ihn in einer Pestepidemie am 24. November 1629 traf.

Von seinen Söhnen waren der eine Johann Jacob, 1613—1667, Prediger und Musikprofessor, der andere, Theodor, Gräcist und Prediger, ebenfalls † 1667, beide auch an der Pest in Basel.

Schriften. Der Theologe Johann W. verfaßte außer verschiedenen Dissertationen ein durch meisterhafte Kürze und Klarheit hervorragendes „Compendium theologiae christianae“ (Basel 1626, Amsterd. 1638, Leiden 1658, englisch von Roß unter dem Titel: Wollebius' Christian Divinity translated, cleared and enlarged); „Fasciculus concionum miscellaneorum“ (Basel 1640); „Christliche Leichenpredigten“ (nach seinem Tode gedruckt, Basel 1657). Eine ausgezeichnete und eingehende Würdigung der Bedeutung des Wolleb'schen Compendiums gab Ebrard, s. u.

Vgl. Freher, Theatrum eruditor. — Hofmann, Lexicon univ. — Witte, Diar. biogr. T. I ad an. 1629. — Allg. Chronik X, 553. — Unschuld. Nachrichten 1713 S. 590 ff. — (Zedler,) Universallexikon Bd. 58 (1748), S. 1397. — Jöcher, Gelehrten-Lexicon IV (1751), Sp. 2062. — A. Ebrard in Herzog-Plitt-Hauck, Realencyklopädie, Bd. 17 (1886), S. 288—291.

P. Tschackert.

Wolters*): Albrecht Julius Constantin W., protestantischer Theologe, † 1878. Seiner Geburt, Bildung und vieljährigen Wirksamkeit nach gehörte W. der Rheinprovinz an, in welcher er in reichem Segen im praktischen Kirchenamte gearbeitet hat; nur die vier letzten Jahre seines Lebens war er Professor der praktischen Theologie in Halle. W. wurde geboren am 25. August 1823 zu Emmerich am Rhein, einer Stadt nahe an der holländischen Grenze unter vorwiegend katholischer Bevölkerung. Am Gymnasium seiner Vaterstadt erhielt er seine Vorbildung; er studirte seit 1842 in Bonn und Berlin; Nitzsch, Sack, Bleek und vor allem August Neander wurden seine Lehrer, deren Einfluß er sich willig hingab; wenn man ihn einer theologischen Richtung zuweisen will, so war es die positive Vermittlungstheologie Neander'scher Observation, der er sein Leben lang treu blieb; zumal die kirchengeschichtlichen Bestrebungen derselben betrieb er mit großer Freude und gutem Erfolge auch als Schriftsteller. Provisorisch thätig war W. 1849 als Pfarrgehülfe zu Crefeld und 1850 als Lehrer an einer höheren Töchterschule in Köln. 1851 wählte ihn die evangelische Gemeinde zu Wesel zu einem ihrer Pfarrer; mit Jugendfrische entfaltete er hier eine reiche und vielseitige Thätigkeit. Die Folge davon war seine Berufung als Pfarrer nach Bonn im J. 1857. Hier war es ihm beschieden, als Prediger, Seelsorger und Superintendent eine vorzügliche Wirksamkeit auszuüben; in der Gemeinde genoß er allgemeine Verehrung. An den Prüfungen der theologischen Candidaten nahm er als Deputirter der Provinzialsynode mehrere Jahre Theil. 1868 promovirte ihn die Bonner evangelisch-theologische Facultät zum D. theol. honoris causa. 1874 erhielt er einen Ruf als Professor der praktischen Theologie an der Universität in Halle. Dort lehrte und lehrt noch jetzt sein treuer Freund D. Beyschlag. Das Freundschaftsverhältniß zu ihm hatte wol den Ausschlag gegeben, als W. den Ruf annahm. Aber ist es ohnehin ein Wagniß, im Alter von nahezu 51 Jahren einen ganz neuen Beruf zu beginnen, so ward dieser Wechsel zumal für den zur Schwermuth geneigten W. erst recht verhängnißvoll. Als Pfarrer zu Bonn war er von der Liebe seiner Gemeinde getragen worden; die Liebe der Studenten sollte er sich erst erwerben. Dazu hatte aber der rheinländische Superintendent trotz seiner an sich sehr wohl-

*) Zu S. 173.

wollenden Art nicht die rechte Begabung. Das übte wol auf seine Stimmung einen noch besonders niederdrückenden Einfluß. Als einer der Führer der kirchenpolitischen Mittelpartei Preußens genoß er in der Aera Falk solches Ansehen bei der Staatsregierung, daß er, als Generalsuperintendent D. Nieden aus dem „Gerichtshofe für kirchliche Angelegenheiten" ausschied, 1877 in diesen berufen wurde. Aber als er der ersten Sitzung beiwohnte, kam eine schwere Krankheit zum Ausbruch, der er zum Opfer fiel. Er starb am 29. März 1878 in Halle; seine Leiche aber wurde in der heimathlichen Provinz beigesetzt. W. war ausgezeichnet durch eine reiche natürliche Begabung, erfüllt von tiefer Herzensfrömmigkeit, und eine echt ethische Persönlichkeit; er hatte in seinem Auftreten etwas im besten Sinne des Wortes Episkopales. Dazu kam seine vorzügliche allgemeine Bildung und sein feines Kunstverständniß, welches er sich einst in einer dreijährigen Hauslehrerzeit in Neapel erworben hatte. Seinen regen wissenschaftlichen Sinn bethätigte er durch eine Reihe vortrefflicher Arbeiten.

Schriften: „Der Heidelberger Katechismus in seiner ursprünglichen Gestalt" (1864); „Reformationsgeschichte der Stadt Wesel" (1868); „Ein Blatt aus der Geschichte des Truchseßischen Krieges" (1872); „Der Abgott zu Halle" (Haller Osterprogramm der Theol. Facultät. Bonn 1877). Außerdem zwei Predigtsammlungen, eine Monographie über „Conrad von Heresbach", eine kleine Schrift über „Ernst Moritz Arndt, ein Zeuge für den evangelischen Glauben" und verschiedene Aufsätze in Zeitschriften. Zugleich mit D. Beyschlag begründete er die Zeitschrift „Deutsch-evangelische Blätter", welche jetzt von D. Beyschlag allein herausgegeben werden.

Vgl. Neue Ev. Kirchenzeitung, hsg. v. Meßner. Leipzig, Jahrg. 1878, Sp. 278—280. — Beyschlag in s. Deutsch-evangelischen Blättern, 1879. — Holtzmann u. Zöpffel, Lexikon f. Theologie u. Kirchenwesen. 2. Aufl. Braunschweig 1891, S. 1062. P. Tschackert.

Wollzogen *): Johann Ludwig von W., Socinianer, † 1658. Joh. Ludw. v. W., Baron von Tarenfeldt, Freiherr von Neuhäusel in Oesterreich, geboren gegen 1599, gehört zu der jüngeren Generation der Socinianer. Er war von Hause aus reformirt; ausgezeichnet durch Reichthum, wissenschaftliche Bildung und liebenswürdiges Benehmen, stand er dem Kaiserhause nahe, wollte sich aber nicht durch den Uebertritt zum Katholicismus den Weg zu staatlichen Würden und Ehren bahnen. Ungewiß ob freiwillig oder gezwungen, verließ er Oesterreich und begab sich nach Polen. Hier wurde er mit den Schriften des Socinus bekannt; das Studium derselben und der Umgang mit polnischen Unitariern entschied seine Geistesrichtung; er wurde voll und ganz Socinianer. Auf Grund seiner vornehmen Abkunft und hervorragend durch Bildung und feines Wesen erwarb er sich die Gunst der Großen; mehrmals bediente man sich seiner bei fürstlichen Gesandtschaften. Gegen 1644 hielt er sich eine Zeit lang in Danzig bei dem Socinianer Ruarus auf; 1655 opponirte er in Basel Joh. Heinr. Hottinger bei seiner Doctorpromotion. 1661 starb er zu Schlichtingheim, einem Gute der Familie Schlichting in der heutigen Provinz Posen. Der evangelische Pfarrer in der nahen Stadt Fraustadt Jer. Gerlach hatte sich bemüht ihn zu bekehren, aber vergeblich. Wahrscheinlich um dem Pfarrer zu zeigen, daß er mit vollem Bewußtsein sterbe, richtete er kurz vor seinem Tode die Unterhaltung noch auf ein mathematisches Problem.

Schriften. Ueber die Schriften Wollzogen's berichtet Fock (s. u.): „Unter seinen Werken sind außer seinen (von dem jüngern Stegmann ins Lateinische übersetzten) Commentaren, in denen er sich als Exeget nicht minder vortheilhaft

*) Zu S. 205 (L. Wolzogen).

auszeichnet als Crell und Schlichting, die bedeutendsten (seine dogmatischen): ein Compendium der christlichen Religion und eine Kritik der Dreieinigkeitslehre, neben Crell's Schrift De uno Deo patre das Schärfste, was dagegen gesagt ist". Die Titel lauten: „Compendium religionis christianae" und „Erklärung der beiden unterschiedlichen Meinungen von der Natur und Wesen des einigen allerhöchsten Gottes; nemlich von dem einigen Gott dem Vater und von dem einigen Gott in einem Wesen und dreien Personen". Im J. C. 1646. Beide Werke (dieses in lat. Uebersetzung von dem jüngeren Stegemann) nebst den Commentaren in Bibliotheca fratrum Polonorum tomus V, wo nach Fock's Urtheil indeß nicht alle Werke Wollzogen's gesammelt sind. Ein scharfsinniges philosophisches Werk sind seine „Annotationes in meditationes metaphysicas Renati Des Cartis"; er suchte hier nachzuweisen, daß die skeptische Erkenntnißlehre Descartes' betreffs der sinnlichen Wahrnehmungen auf falschen Voraussetzungen ruhe. (Inhaltsangabe bei Fock [s. unten] S. 203. 204).

Vgl. Sandius, Biblioth. Anti-Trinit. p. 137 ff. — Walch, Einl. in die Religionsstreitigkeiten außer der luth. Kirche. — (Zedler,) Universallexikon Bd. 58, 1504 ff., wo sich die Titel aller einzelnen Schriften und Commentare Wollzogen's finden. — Jöcher, Gelehrtenlexikon IV, 2066 (sehr mangelhaft). — Rambach, Einl. in die R.-Streit. d. ev. Kirche mit den Soc. Cob. 1753. — Fock (Otto), Der Socinianismus, 1. Abth. Kiel 1847, S. 202—204. — Gustav Frank, Gesch. d. prot. Theologie, I. Theil. Lpz. 1862, S. 353.

P. Tschackert.

Wörger*): Franz W., protestantischer Theologe, † 1708. W. war ein fleißiger, aber streitsüchtiger Theologe der Lübecker Kirche im 17. Jahrhunderte. Er wurde hier als der Sohn des Predigers Bernhard W. († 1647) im Jahre 1647 geboren, erhielt seine Vorbildung in seiner Vaterstadt und studirte auf den Universitäten Jena, Kiel und Helmstedt. Am 29. Juni 1673 wurde er zum Prediger an der Lorentzkirche in der Vorstadt zu Lübeck berufen und behielt dieses Amt, bis er wegen seines übermäßigen Strafeifers und Ungehorsams gegen den Magistrat nach zweimaliger Suspension gänzlich abgesetzt wurde. Er suchte zwar 1693 das Pastorat an der deutschen Peterskirche zu Kopenhagen zu erhalten, was aber nicht gelang. So lebte er als Privatmann in Lübeck bis an seinen Tod (Nov. 1708). Unter seinen Streitigkeiten machten die mit Prof. med. Joh. Dan. Major in Kiel (wegen des Wortes Chorazin Matth. 11, 21) viel von sich reden; denn die Streitenden beschuldigten sich solcher Injurien, daß Responsa der Juristenfacultäten von Leipzig und Wittenberg darüber eingeholt wurden. Als Schriftsteller hat W. eine ungemeine Fruchtbarkeit entfaltet.

Schriften: 1. „Primitiae dissertationum sacrarum: a) An David rex horribili caede mactans Ammonitas enormiter peccavit, b) Quinam Job III maledictores diei atque Leviathan" (Lübeck); 2. „Triga dissertationum sacrarum: a) De signo Filii nominis in coelo, b) De hoedis separandis ab ovibus in iudicio, c) De mense nascentis Domini contra Bochartum" (Kiel 1679); 3. Conciliatio s. Evangelii Marci cum Johanne super horam, qua cruci affixus est Dominus" (Hamburg); 4. „Hakeldama s. Harmonia s. Matthaei cum Jeremia facilis atque expedita super agrum sanguinis" (ebd.); 5. „Exercitatio de aspide obturante aures coram incantatore" (Lübeck); 6. „Dissertatio de Rachele clanculum surripiente Teraphim Labano" (Ratzeburg 1707); 7. „Dissertatio de benedictione sacerdotali" (Helmst. 1686); 8. „Exercitatio de praesule Ephesio Apoc. 2, 4, charitatem primam relinquente" (Lübeck); 9. „Ob-

*) Zu S. 212.

servationum liber singularis, in quo ex patribus, graecis et latinis, conciliis, antiquariis, theologis, philologis, historicis varie delibantur, ad studiorum graviorum ac devotionis emolumentum“ (Lübeck 1672); 10. „Dissertatio super Matth. 11, 21“ (1686); 11. „Ultimas exequias regionis Sin etc.“ (eine Streitschrift mit langem Titel, welcher bei Zedler, s. unten, steht; wegen derselben begann der Proceß mit Major; die Rechtsgutachten der beiden erwähnten Facultäten sind gedruckt worden; ihre Titel ebenfalls bei Zedler a. a. O.); 12. „Exercitatio biblica de Samsone etc.“ (Lüb. 1699); 13. „Appendix ad historiam Simsonianam etc.“ (ebd. 1699); 14. „Oedipus sacer etc.“ (1675); 15. „Psychologia Salomonis“ (Hamb. 1686); 16. „Historia Hamelensis“ (ebd.); 17. „Vastatio Babylonis Assyriae“ (ebd. 1685); 18. „Vastatio sepulchri dominici desperata plane ac irreparabilis“ (Lüb. 1688); 19. „Dissertatio de avibus Salomonis“ (Ratzeburg 1686); 20. „Disquisitio de fontibus Salomonis hostos irrigantibus“ (Hamb. 1685); 21. „Symbolae theologicae et historicae ad exercitationes academicas Jac. Chronovii de Juda proditore“ (Lüb. 1688); 22. „De submergendo capite scandalizantis cum lapide molari exercitatio“ (ebd. 1688); 23. „Detectio fraudis, qua pleraeque omnes, quibus hodierni Lojolitae ad pias partes solicitant orthodoxos, revelantur atque confodiuntur artes“; 24. „Die auch im Tode schützende Hand Gottes“ u. s. w. (Lüb. 1676); 25. „Der Gerechten Eingang zu ihrer Ruhe“ u. s. w. (Ratzeburg 1691); 26. „Der Christen Leben im Sterben“; 27. „Erklärung des Festtextes am Tage St. Lorentzens Joh. 12, 24“ (Lüb. 1704); 28. Geistliches Blumenthal über allerhand Sprüche . . . in Predigten“ (I. und II. Theil, Frankf. 1678); 29. „Jacob Göttens Spaarstunden“ (II. Theil hsg. Lüb. 1671); 30. „Babylonisches Vorwerk der geschmückten Greuel unter dem Titel: Von der Unfehlbarkeit des Papstes“ u. s. w. (Flensb. 1672); 31. „Der Todten Weckuhr“ u. s. w. (Lüb. 1672); 32. „Des Teufels Weih- Quäst- und Schminkkessel wider die Stolzen“ (Kopenhagen 1673); 33. „Heil- und Geleits-Thurm im Wege der Ottern und Drachen“ (aus Nieremberg, verdeutscht. Lüb. 1673); 34. „Auserlesene Zeitpredigten“ (Kopenhagen 1675). Außerdem „Scholia varia“ in der Zeitschrift Nova literaria maris Balthici 1700—1702. Dazu hinterließ der unermüdliche Mann noch eine große Anzahl von Dissertationen, Predigten und Schriften im Manuscript; bei Zedler (s. unten) werden deren noch 36 angeführt. Daselbst sind auch drei lateinische Briefe von Thomas Crenius an W. d. d. Lugd. Bat. 1703, 1704 und 1706 abgedruckt.

Vgl. Von Seelen, Athenae Lubec. P. II, p. 411 ff. — Moller, Cimbria literata. — (Zedler,) Universallexikon Bd. 58, S. 57—64. — Jöcher, Gelehrtenlexikon Bd. 4, S. 2038 ff.

P. Tschackert.

Wrangel *): Fabian Graf von W., kaiserlicher Feldmarschall. Ein geborener Schwede verließ W. noch sehr jung sein Vaterland, um in holländische Kriegsdienste zu treten, die er jedoch schon im J. 1685, trotz der ihm angebotenen Generalcharge gegen kaiserliche vertauschte. In diesen avancirte er im J. 1706 zum Generalmajor und zeichnete sich als solcher besonders bei der Belagerung von Brüssel durch Herzog Max Emanuel von Baiern, 1708, aus, kam dann für kurze Zeit zu dem Heere des Grafen Guido v. Starhemberg nach Spanien, wo ihn König Karl III. am 6. Januar 1709 in den Grafenstand erhob. Im J. 1712 zum Feldmarschalllieutenant, im August 1718 zum Feldzeugmeister und am 27. März 1726 zum Feldmarschall ernannt, starb W. am 31. August 1737 als Gouverneur von Brüssel.

---

*) Zu S. 222.

Die Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Gauhen, Des heil. Röm. Reiches Genealogisch-Historisches Adels Lexikon. Leipzig 1747.

Criste.

Wranitzky*): Anton W., 1761 geboren zu Neureisch in Mähren, befaßte sich frühzeitig mit dem Geigenspiel, welches er nebst den Lateinstudien in seinem Geburtsort sowie in Brünn, wo er später die Rechte hörte, eifrig betrieb. Schon damals galt er als Virtuose auf diesem Instrument. Noch mehr steigerte sich sein Hang zur Tonkunst, nachdem er in Wien Compositionsunterricht bei Mozart, Albrechtsberger und Josef Haydn genommen hatte. Bald entschloß er sich, die Musik als Lebensberuf zu ergreifen. 1794 folgte er dem Antrage des Fürsten Lobkowitz nach Prag und übernahm die Leitung der fürstlichen Capelle, welcher er auch nach der Uebersiedlung nach Wien bis zu seinem Tode vorstand. Als Lehrer des Violinspiels war er gesucht, Schuppanzigh und Türk zählten zu seinen Schülern. Auch seine zahlreichen Instrumentalcompositionen (Concerte, Symphonien, Duos, Trios, Quartette, Quintette, Variationen, Violinsonaten) brachten ihn in Ruf. Zwei von ihm gesetzte Messen, von denen die eine für die Lorettokirche in Prag 1796, die andere für die Augustinerkirche in Wien 1797 geschrieben worden, waren damals geschätzt. W. starb zu Wien 1819. Das musikalische Talent vererbte sich auf seine Kinder. Seine Söhne Anton und Friedrich waren vorzügliche Künstler im Violin- und Violoncellspiel. Seine Töchter Anna und Caroline erlangten als Bühnensängerinnen Berühmtheit. Erstere, geboren zu Wien 1798, eine Schülerin Salieri's, später verehelichte Kraus, wirkte zuerst an der Wiener Hofoper mit. Nach ihrer Verheirathung zog sie sich von der Bühne zurück, ohne darum auf Kunstreisen zu verzichten, wo sie, vor allem in Hamburg, glänzende Erfolge erzielte. Namentlich in tragischen Rollen als Norma, Iphigenia, Medea entfaltete sie ein starkes Talent und war auch als Concertsängerin ganz besonders beim Leipziger Publicum hochbeliebt. Ihre Schwester Caroline, geboren zu Wien 1790, seit 1812 Gattin des berühmten Violinspielers Ferdinand August Seidler, welche anfangs auf den Bühnen zu Pest, Preßburg und Lemberg mit Glück aufgetreten, war von 1816 bis 1838 ständiges Mitglied der Berliner Hofoper. Ihr Hauptfach bildete das Sentimentale und Naive. Insbesondere als Nurmahal, Selaide, Amazili, Jessonda, Agathe, Rezia, Emmeline, Pamina und Rosine fand sie ungetheilte Anerkennung. Ihre künstlerischen Vorzüge, welche in einer vollen, reinen, umfangreichen Stimme und seltenen Geläufigkeit im Coloraturgesang sich bekundeten, wurden zudem noch durch eine reizende Erscheinung gehoben. Sie reihte sich in musikalischem Betracht den ersten Sängerinnen ihrer Zeit an.

Max Dietz.

Wranitzky**): Paul W., älterer Bruder des Vorigen, ebenfalls zu Neureisch am 30. December 1756 geboren, erhielt in früher Jugend Unterricht im Gesang und Orgelspiel, studirte außer an seinem Geburtsort in Iglau und Olmütz und vervollkommnete sich gleichzeitig im Geigenspiel. 1776 trat er ins kaiserliche Seminar zu Wien ein, um Theologie zu studiren, und übernahm hier zugleich die Function eines Musikdirectors. Der schwedische Componist Josef Kraus, der nachmalige Gatte seiner Nichte Anna, unterwies ihn in der Tonsetzkunst, und bald hatte W. durch mehrere ansprechende Tonstücke eigener Mache Aufmerksamkeit erregt. Zugleich ward er als gewandter Orchesterdirigent bekannt, auch verstand er es durch mannichfache gelungene Vorführungen sowol bei Hofe, als beim hohen Adel sich beliebt zu machen. Fürst Esterhazy nahm ihn in seine von Josef Haydn geleitete Capelle auf, woraus W. 1785 schied,

*) Zu S. 232.
**) Zu S. 232.

um sein Amt als Orchesterdirector am kaiserlichen Hofoperntheater in Wien auszuüben. Als solcher wirkte er bis zu seinem am 26. September 1808 erfolgten Ableben. Als Componist war er ungemein fruchtbar, ohne irgendwie aus dem Rahmen des Zeit- und Modegemäßen herauszutreten. Besondere Gunst wendete ihm die Kaiserin Maria Theresia († 1807) zu, für deren eigenen Gebrauch er Vieles schrieb. Auch zu Hoffestlichkeiten steuerte er manche Composition bei, wie er denn überhaupt flink im Produciren war und ein Werk nach dem andern aus dem Aermel schüttelte. Als instrumentaler Tonsetzer war er zu seiner Zeit auch im weiten Auslande geschätzt. Etliche seiner Symphonien [worunter „Die Jagd“, eine andere Symphonie caractéristique (anläßlich des Friedensschlusses von 1798) betitelt, eine zur Krönung des Königs von Ungarn, wieder eine zur Krönung Franz' I. als Kaiser von Oesterreich componirte und zahlreiche andere ohne näher bezeichnende Ueberschrift sich befinden] liefen bei den damaligen Liebhabern selbst denen Haydn's den Rang ab. Auch seine sonstige Instrumentalmusik (Trios, Quartette, Quintette, Sonaten, Violoncell- und Flötenconcerte u. a. m.) war sehr beliebt. Seine Symphonien sind lustig gestimmt, volksthümlich gehalten und neigen offen zum Bänkelsang hin. Den von Haus aus wenig originellen Melodien ist längst der Reiz der Neuheit abgestreift, die Ausführung erscheint flüchtig, Hausbackenheit waltet darin vor. Da heutigen Tags zudem jene behäbige Gemüthlichkeit, welche den Nährboden für derartige leichtlebige, in der Wiener Luft von anno dazumal gezeitigte Tonproducte abgab, sich längst verloren hat, ist es begreiflich, daß selbe kein Publicum mehr finden, dem sie Genuß verschaffen. Damals lagen die Verhältnisse anders. Selbst die höchste Gattung der Instrumentalmusik, die Symphonie, fand in den weitesten Kreisen eifrige Pflege, und auch das harmlos einfache, in seinen künstlerischen Ansprüchen genügsame Volk wollte seinen Theil daran haben. Solchem Bedürfnisse thaten Leistungen wie die Instrumentalwerke Wranitzky's, welche die Grundstimmung eines verrauschten Zeitabschnittes wiederhallen und der localen Besonderheit ihres Entstehungsortes genau angepaßt waren, Genüge. Sie dienten ihrer Zeit und sind mit ihr auf immer entschwunden. W. war gewissermaßen ein „Papa Haydn“ in riesiger Verkleinerung, aber eben in dieser Verflachung und Vergröberung vom schalkhaft Humoristischen zu trivialer Lustigkeit für den grobkörnigen Geschmack der breiten Schichten des Biedermeierthums berechnet. Auch in seinen Opern gings recht spaßhaft her, mit Vorliebe pflegte W. die burleske Gattung oder wußte wenigstens mit seiner Musik alle Augenblicke in diesen Ton einzulenken. Außer den Balletten „Zephir und Flora“, „Zemire und Azor“, der Musik zu „Rolla's Tod“, zum Drama „Rudolf von Felseck oder der Sturm“, „Siri-Brahe“ und „Johanna von Montfaucon“, und der Cantate in zwei Aufzügen „Die Fürstenfeier“ schrieb er die Operetten „Der dreifache Liebhaber“, „Die Poststation“, „Merkur der Heirathsstifter“ (1793), „Das marokkanische Reich“, eine seiner beliebteren, „Die gute Mutter“, „Das Fest der Lazzaroni“ (1795), das gleichfalls Anklang fand, und ganz gegen Ende des Jahrhunderts „Die Schreiner“. Den durchgreifendsten Erfolg von allen hatte „Oberon, König der Elfen“, welcher 1790 in Frankfurt bei Gelegenheit der Krönung Leopold's II. zum deutschen Kaiser unter großem Beifall zur Aufführung gelangte. Die unterhaltliche Zauberposse ward noch am 25. März 1847 in Hamburg gegeben, kam also durch ungefähr 60 Jahre nicht von den Brettern weg. Sie hat sammt ihrer derben Musik noch Anhang gefunden zur Zeit, als C. M. von Weber's poesievoller Genius in seiner so neuen und charakteristischen Behandlung desselben Stoffes künstlerische Perspectiven entrollte, von deren bloßer Möglichkeit W. in seinem gesammten betriebsamen Schaffen sich nichts träumen ließ.

Max Dietz.

Wrisberg*): Christoph von W., einer der bedeutendsten norddeutschen Söldnerführer der Zeit, wurde um das Jahr 1510 geboren. Er entstammte einem hildesheimschen Adelsgeschlechte; sein Vater, Ernst v. W., starb am 3. April 1530, seine Mutter Katharine war eine geborene v. Zerßen; der Ehe waren acht Söhne und eine Tochter entsprossen. In die Kriegskunst wurde Christoph von seinem älteren Bruder Lubbert eingeführt, der in der Schlacht bei Soltau Herzog Wilhelm zu Braunschweig und Lüneburg gefangen genommen hatte. Der erste Feldzug, an dem er sich 1532 betheiligte, ging gegen die Türken; schon in dieser Zeit gewann er Bekanntschaft am kaiserlichen Hofe zu Wien. Dann trat er in den Dienst des Königs von Dänemark; auch in dieser Stellung, über die wir nicht genauer unterrichtet sind, führte er Kriegsvolk nach Oesterreich. Im J. 1539 scheint er in die Heimath nach Brunkensen zurückgekehrt und bald mit Ursula von Lauenburg, geb. v. Falkenberg, die das benachbarte Schloß Hohenbüchen von Braunschweig-Wolfenbüttel in Pfandbesitz hatte, in Streit gerathen zu sein, der sich mit Claus von Mandelsloh fortsetzte, als jene an diesen ihre Rechte abgetreten hatte. Als im folgenden Jahre (Juli 1540) eine gewaltige Feuersbrunst einen großen Theil der Stadt Einbeck zerstörte, wurden W., Claus von Mandelsloh und Christoph von Oberg von dem Hohenbüchener Vogte Heinrich Diek, allerdings durch ein unter Folterqualen erpreßtes, nachher widerrufenes Zeugniß, beschuldigt, ihn auf Anstiften Herzog Heinrich's d. J. zu Braunschweig und Lüneburg zu der Brandstiftung gedungen zu haben. Der Herzog wie die Adligen protestirten auf das heftigste gegen diesen Vorwurf, W. und Oberg durch eine Erklärung vom 8. Januar 1542. Völlige Klarheit über den Ursprung des Brandes wird sich wol schwerlich je gewinnen lassen. Inzwischen war Claus von Mandelsloh gestorben; mit seinem Sohne Veit schloß W. einen Vertrag, in dem dieser ihm Hohenbüchen überließ. Doch gestand Herzog Heinrich d. J. ihm diesen Besitz ebenso wenig zu, wie den von Coppengrave, das er als heimgefallenes Lehen der Herrschaft Homburg für sich in Anspruch nahm, während die Wrisberg, wie vorher die v. Rauschenplat es lange vorher von den Herzögen von Braunschweig-Celle zu Lehen erhalten haben wollten. Schon seit 1540 war deshalb zwischen Braunschweig-Celle und W. einer- und Braunschweig-Wolfenbüttel andererseits beim Reichskammergerichte ein Proceß anhängig. Trotzdem setzte sich Herzog Heinrich mit Gewalt in Besitz beider Güter. — Im J. 1544 warb W. für König Heinrich VIII. von England 1400 Reiter gegen König Franz I. von Frankreich und führte sie in das Lager von Boulogne. Im folgenden Jahre wurden die englischen Verbindungen abgebrochen und W. trat zu Worms, wo er im Frühling weilte, zu dem Kriegsrathe Fr. Speth in Beziehung, der im geheimen für den Herzog Heinrich d. J. Truppen zusammen zu bringen suchte. Der Zweck von Speth's Werbung blieb W. verborgen; man gab vor, daß das Heer für den König von Frankreich oder den Kurfürsten von der Pfalz und dessen Verwandte gesammelt werde. Wie weit die Verhandlungen gediehen waren, wissen wir nicht. Als Landgraf Philipp von Hessen ihn auf der Heimreise in Gießen fragte, erklärte er frei zu sein. Nachdem dem Landgrafen aber ein W. belastendes Schreiben in die Hände gefallen war, ließ er ihn in Hohenbüchen, das ihm inzwischen wieder eingeräumt war, aufheben, dann aber auf seinen in Kassel geleisteten Eid, daß ihm zum Dienste für Frankreich und nicht gegen die protestantischen Stände Anerbietungen gemacht seien, wieder ziehen. Er ging nach Worms und versprach hier am 6. Juli 1545 ein ansehnliches Heer im Stifte Bremen aufzustellen. Nachdem mit diesem Hadeln verheert war, traf gegen Mitte September Heinrich d. J.

*) Zu S. 257.

bei ihm ein. Von Otterndorf aus sandte W. am 11. September an den Landgrafen von Hessen einen Absagebrief und am 17. d. M. trat er förmlich in die Dienste des Herzogs. Mit ihm zog er durch das Lüneburgische nach Süden, um das von den Schmalkaldischen besetzte Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel zurückzugewinnen. Braunschweig ward ohne Erfolg zum Abfalle von dem schmalkaldischen Bunde aufgefordert, Wolfenbüttel vergeblich belagert. Als die Hessen und Sachsen zum Entsatze heranrückten, zog Heinrich ihnen entgegen, ward aber bei Höckelheim gänzlich geschlagen und mußte sich selbst den Gegnern ergeben. W. entkam durch die Flucht; mit Unrecht schrieb der Herzog später ihm, der von dem Treffen abgerathen hatte, die Schuld an dem Unglücke zu. Im Spätherbste des folgenden Jahres trat W. in kaiserliche Dienste und führte durch Westfalen die von ihm gesammelte Mannschaft dem kaiserlichen Heere vor Bremen zu, bei dem er im Februar 1547 eintraf. Nach dem Tode des Grafen Jobst v. Gröningen († März 1547) erhielt er den Oberbefehl und hob zeitweise die Belagerung der Stadt auf, die dann aber nach dem Eintreffen Herzog Erich's von Braunschweig-Calenberg von neuem begonnen wurde. Als aber in des Letzteren Gebiet Albrecht von Mansfeld mit Hülfsvölkern der Städte und der Sachsen einfiel, zogen Herzog Erich und W. ihm entgegen, jener auf dem rechten, dieser auf dem linken Ufer der Weser. Doch gelang es Albrecht den Herzog, ehe er sich mit W. vereinigen konnte, am 24. Mai bei Drakenburg, nördlich von Nienburg, anzugreifen und in die Flucht zu schlagen. Als W. die Weser überschritten hatte, fand er Erich's Heer schon in völliger Auflösung. Er warf sich nun auf das schwach besetzte Lager Albrecht's, in dem eine reiche Kriegscasse und die erpreßten Brandschatzungsgelder in seine Hand fielen. Der Spottvers der Mansfelder:

„Wir han das Feld,
Wrisberg das Geld,
Wir han das Land,
Er hat die Schand."

war die Rache für diesen leicht errungenen Sieg. Erich warf W. vor, er habe durch sein spätes Eintreffen die Niederlage verschuldet, wogegen dieser in einem ausführlichen Bericht zeigte, daß der Fürst selbst die Schuld daran trug, da er zu weit vorausgerückt sei. Um dieselbe Zeit erfolgten auch von Seiten Herzog Heinrich's d. J., der nach der Schlacht bei Mühlberg in sein Land zurückgekehrt war, heftige Angriffe gegen W. Dieser ließ in Nürnberg durch Vermittlung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg unterm 11. Juni 1547 dem Fürsten die Bitte zustellen, ihm Verhör und Antwort zu gestatten, dann im December des Jahres durch einen Notar in Augsburg Verwahrung gegen jene Vorwürfe einlegen. Er wurde auf die Klage bei dem Kaiser verwiesen, bei dem der Herzog ebenfalls gegen W. Beschwerde erhoben hatte. Die Sache kam vor den Reichshofrath, der sie aber durch Decret vom 11. Februar 1549 an das Reichskammergericht verwies. Wiederholt weilte W. in dieser Angelegenheit am kaiserlichen Hoflager, wo er u. a. mit Lazarus v. Schwendi in nähere Bekanntschaft kam. Im J. 1552 nahm W. zum zweiten Male an einem Feldzuge gegen die Türken theil, im folgenden Jahre kämpfte er unter Heinrich's d. J. Sohne, Philipp Magnus, gegen Herzog Erich und westfälische Bischöfe und Grafen. Dennoch leistete er einer Einladung nach Wolfenbüttel von Seiten Herzog Heinrich's, der seine Dienste gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg gebrauchen wollte, keine Folge, da er dem Herzoge mißtraute. Dieser wurde hierdurch aufs heftigste gegen W. erzürnt und entsetzte ihn aufs neue seiner Güter Hohenbüchen und Coppengrave, die ihm inzwischen wieder eingeräumt waren. Er machte auch den freilich vergeblichen Versuch ihn auf dem Gute „zur Hufe"

im Ravensbergischen, das ihm durch seine 1554 vollzogene Heirath mit Lucrezia v. Schloen gen. v. Gehlen zugefallen war, aufheben zu lassen. W. begab sich zu dem Herzoge Johann Albrecht von Mecklenburg, der ihm das Haus Kracke pfandweise eingab. Im J. 1558 sollte er abermals dem Kaiser Truppen gegen die Türken zuführen. Aber der Plan kam, da Irrungen mit dem kaiserlichen Kriegsrathe eintraten, nicht zur Ausführung. Mit der schon gesammelten Mannschaft unterstützte er den Erzbischof von Bremen gegen das Land Wursten. Dann entließ er sein Heer. Dennoch wurde er auf der Rückreise von Verden nach Mecklenburg in dem Flecken Wedel im Holsteinschen auf Betrieb Herzog Heinrich's d. J. durch den holsteinschen Amtmann Hans v. Berner überfallen und auf Schloß Pinneberg festgesetzt. Man beschuldigte ihn, daß er für Frankreich würbe und klagte ihn wegen Landfriedensbruches an. Erst nach neun Monaten wurde er auf kaiserlichen Befehl gegen das Versprechen freigelassen, sich binnen Jahresfrist zur Verantwortung gegen die Anklagen der Herzöge Heinrich d. J. und Erich in Wien zu stellen. Auch die Hauptleute Wrisberg's wurden in Hamburg über ein Jahr festgehalten und erst nach einem Urtheilsspruche der Universität Heidelberg in Freiheit gesetzt. W. folgte der Ladung und ging zum 3. Juni 1558 nach Wien, aber von den Herzögen war kein Vertreter erschienen. Ihrer Klage trat auch König Philipp II. von Spanien bei, weil W. mit seinem Herrn die Niederlande habe überfallen wollen. Der Kaiser wollte die Sache durch Commissare entscheiden lassen, aber die Fürsten ernannten keine Bevollmächtigten. Die Verhandlungen wurden verschleppt, und auch als die Sache an das Reichskammergericht verwiesen war, kam sie nicht vom Flecke. Ohne daß ein Urtheil abgegeben worden war, erreichte der Proceß erst durch den Tod Herzog Heinrich's d. J. († 1568) ein Ende. Inzwischen hatte W. 1559 an dem Kriege König Friedrich's II. von Dänemark und Graf Adolf's von Holstein gegen die Dithmarschen theilgenommen und dabei insbesondere die Belagerung von Meldorf geleitet. Im J. 1563 trat er in den Dienst des Herzogs Wilhelm von Cleve. Einige Jahre darauf (1568) verhandelte er mit Alba zum letzten Male wegen der Uebernahme von Kriegsdiensten; er sollte 1000 Reiter nach den Niederlanden führen und einen Sitz im königlichen Kriegsrathe einnehmen. Aber die Sache kam nicht zum Abschlusse. Seitdem lebte W. ruhig und zurückgezogen zumeist in Brunkensen — das Gut „zur Hufe“ hatte er verkauft — und ist hier auch am 10. October 1580 gestorben. Er wurde in der Stadtkirche zu Alfeld beigesetzt, wo ihm ein stattliches Grabdenkmal errichtet wurde. Hauptsächlich durch seine Processe und die dadurch veranlaßten Reisen war er in sehr schlechte Vermögensverhältnisse gerathen. Seine Erben traten daher die Erbschaft nur cum beneficio inventarii an. Da Wrisberg's Ehe kinderlos geblieben war, so fiel diese seinen Neffen und seiner Wittwe zu, die anfangs einen Rechtsstreit darüber begannen, dann sich aber zu Ostern 1588 verglichen. Die Wittwe erhielt ein ansehnliches Leibgeding und nahm zu Hildesheim ihren Wohnsitz, wo sie noch einige Jahre verlebte; sie ist dann gleichfalls in Alfeld bestattet worden. W. hinterließ drei natürliche Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, die er mit einer Patriciertochter v. Pfeil gezeugt hatte; er hatte sie gut versorgt und auch noch in seinem Testamente bedacht. Das Geschlecht der v. Wrisberg setzte Christoph's Bruder Ernst fort, der ebenfalls im J. 1580 verstarb; es ist 1712 in den Freiherrnstand erhoben, am 30. August 1764 aber im Mannesstamme erloschen; Name und Wappen gingen auf die Freiherrn Schlitz v. Görtz über.

Vgl. J. J. Losius, Gedächtniß Christoffs v. Wrißberg (Hildesheim 1742). — v. Löhneysen's Aufsatz im Archiv f. Gesch., Genealogie u. Diplomatik I, 117—124. P. Zimmermann.

Wülcker *): Friedrich Ernst W. wurde am 24. August 1843 zu Frankfurt am Main geboren. Sein Vater, Inhaber der Silberwaarenhandlung J. H. P. Schott Söhne, ein feinsinniger, hochgebildeter Mann, hatte ein reges Interesse für Litteratur und Wissenschaft und besaß eine reiche, ausgewählte Büchersammlung. Durch ihn wurde W. schon früh mit der Geschichte des Alterthums, namentlich des ägyptischen, bekannt, mit welcher der Vater sich damals beschäftigte und zu der er sich ausführliche Collectaneen angelegt hatte. W. durchlief zunächst die unteren Classen der Musterschule, wurde dann privatim von dem um die Erklärung des Aristoteles verdienten Adolf Torstrick unterrichtet und trat Ostern 1856 in das Frankfurter Gymnasium ein. In den letzten Semestern trieb er noch privatim Gothisch, Alt- und Mittelhochdeutsch. Aus dieser Zeit sind uns auch zwei von ihm gedichtete Prologe zu einer Festaufführung der oberen Classen („Als Manuscript für Freunde" gedruckt) erhalten, eine schöne Probe seiner dichterischen Begabung. W. studirte von 1862—65 in Göttingen, dann bis zu Ostern 1868 in Leipzig. Dazwischen verbrachte er zwei Wintersemester im Elternhause, hauptsächlich gemeinsam mit Lorenz Diefenbach mit sprachwissenschaftlichen Studien beschäftigt. Während anfänglich die classisch-philologischen Studien im Vordergrund standen, wandte W. sich bald der Germanistik und Sprachvergleichung zu und trieb in Leipzig noch besonders eifrig Sanskrit. In Göttingen gehörte er der Burschenschaft Brunsviga an und redigirte mit poetischem Humor die Bierzeitung. 1868 wurde er zum Doctor promovirt auf Grund der Dissertation über „Vocalschwächung im Mittelbinnendeutschen", einer Schrift, auf die schon Raumer in seiner Geschichte der Germanischen Philologie aufmerksam machte. Seine Untersuchungen über die älteren mitteldeutschen Dialekte setzte W. in Marburg und Frankfurt fort und sie waren es, die ihn auf das Frankfurter Archiv führten. So kam es, daß man ihm, den man gern in Frankfurt festgehalten hätte, vorschlug, als präsumtiver Nachfolger Kriegk's, vorerst als Secretär, in das Frankfurter Stadtarchiv einzutreten. W. lehnte anfangs ab, stand er doch eben im Begriff, sich in Leipzig zu habilitiren. Indessen ließ er sich später bestimmen, diesen Vorsatz aufzugeben und auf die akademische Lehrthätigkeit zu verzichten, zu der er so ganz besonders berufen schien und in der auch die Gabe, seine Begeisterung für die Wissenschaft in lebhafter Mittheilung auf den Hörer zu übertragen, am schönsten gewirkt hätte. Im J. 1870 trat er als Secretär in das Frankfurter Archiv ein. Er erfaßte seinen Beruf mit der ihm eigenen freudigen Pflichttreue und lebte fortan mit rastlos angestrengter Thätigkeit im doppelten Dienste des Staates und der Wissenschaft. Den Benutzern der Archive war er weit über die amtliche Verpflichtung hinaus behülflich und förderte fremde Arbeiten in selbstlosester Weise. Einen Theil seiner Studien und Erfahrungen auf dem Gebiete der Archivwissenschaft hat er in einem Werk niedergelegt, dessen Vollendung ihm nicht beschieden war: „Urkundenausfertigung und Urkundensprache der ernestinischen Kurfürsten".

Das Frankfurter Stadtarchiv lieferte den Stoff zu zwei „Neujahrsblättern" des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt: „Urkunden und Schreiben betreffend den Zug der Armagnaken 1439—1444" (Frankf. 1873) und „Urkunden und Akten betreffend die Belagerung der Stadt Neuß am Rheine 1474—1475" (Frankf. 1877). Diese Publicationen, denen ausführliche Einleitungen vorausgeschickt sind, liefern werthvolles Material für den Culturhistoriker und durch die diplomatisch getreue Wiedergabe für den Sprachforscher. Ebenfalls in der Frankfurter Zeit begonnen und von W. allein nach elfjähriger

*) Zu S. 268.

Arbeit vollendet wurde das mit Lorenz Diefenbach gemeinsam unternommene „Hoch- und niederdeutsche Wörterbuch der mittleren und neueren Zeit“ (Basel 1885). Diefenbach's Antheil beschränkt sich in der Hauptsache auf die Buchstaben A und B, derjenige Wülcker's umfaßt die Buchstaben D—Z und bildet weitaus den werthvolleren Theil. Vom Neuhochdeutschen ausgehend und das 14.—18., besonders aber das 15. Jahrhundert berücksichtigend, schöpft das Diefenbach-Wülcker'sche Wörterbuch zumeist aus Handschriften, vorzugsweise aus Archivalien und Glossarien des Frankfurter und Weimarer Archivs und der Frankfurter Stadtbibliothek, außerdem aus seltenen Druckwerken. Auch Geschlechts-, Orts- und Localnamen fanden Aufnahme, reiche Beiträge boten die mitteldeutschen, namentlich die fränkischen Mundarten. Hier wie später bei der Ausarbeitung des Grimm'schen Wörterbuchs ist es ein Hauptverdienst Wülcker's, daß er den noch unausgenutzten Wortschatz der Archive heranzog und verwerthete.

Dem Frankfurter Archiv entstammt auch das überaus reiche Material, das den „Lauteigenthümlichkeiten des Frankfurter Stadtdialects im Mittelalter“ zu Grunde liegt (4. Bd. von Paul und Braune's „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache“, zugleich Festschrift zu Zarncke's 25jährigem Docentenjubiläum, Halle 1877). In diese wenig umfangreiche, aber um so gehaltvollere Schrift hat W. seine Untersuchungen aus der bisher für die Grammatik so wenig ausgenutzten Zeit des späten Mittelalters zusammengedrängt. In der durchsichtigen klaren Weise, die seine Schriften auszeichnet und die aus vollkommener Beherrschung des Stoffs entspringt, gibt er die wissenschaftliche Erklärung der scheinbaren Barbarei und Vielgestaltigkeit der damaligen Mundarten und Schreibweisen. Die „Lauteigenthümlichkeiten“ waren ein vorläufiger Auszug aus einer groß angelegten „Grammatik des Frankfurter Stadtdialects“, deren nicht vollendetes Manuscript sich in Wülcker's Nachlaß befindet.

Eine wichtige Veränderung in Wülcker's äußeren Lebensverhältnissen brachte das Jahr 1875 durch den Eintritt als erster Archivsecretär in das Geh. Haupt- und Staatsarchiv zu Weimar. In demselben Jahre gründete er sich den eigenen Hausstand durch seine Verheirathung mit Bertha Fenner, Tochter des Obergerichtsraths Fenner, die durch ihr feines und volles Verständniß für seine Forschungen das Glück erhöhte, welches ihm Beruf und Wissenschaft gewährten, und Freunde und Fachgenossen aus der Nähe und Ferne suchten gern das behaglich gastliche Haus in Weimar auf. Im J. 1877 ward er zum Archivar und 1888 zum Archivrath befördert.

In Weimar entfaltete W. eine vielseitige litterarische Thätigkeit. In deren Mittelpunkte steht seine Mitarbeit an dem „Deutschen Wörterbuche der Brüder Grimm“. Er übernahm zunächst die Bearbeitung des Buchstabens V und hat diese vom Jahr 1886 bis 1895 in den Lfgn. 1—6 des 12. Bandes bis zu dem Worte „Verschrecken“ durchgeführt. Sichere Beherrschung des Stoffes, die sich in der Beschränkung auf das Wesentliche zeigt und die richtige Mitte zwischen allzu großer Breite und trockener Kürze hält, sorgfältige und geistvolle Entwicklung der Bedeutungen, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit und die Erschließung neuen Materials in den archivalischen Quellen zeichnen seine Darstellung aus und sichern ihm dauernd eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der deutschen Lexikographie.

Zu Studien über die sächsische Geschichte und das Reformationszeitalter gaben die reichen Bestände der Weimarer Archive willkommene Veranlassung. Schon in den ersten Jahren der Weimarer Zeit bereitete W. die Herausgabe des „Briefwechsels des Kursächsischen Rathes Hans von der Planitz mit dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen“ vor. Indeß mußte diese Arbeit, wie so manche andere, hinter der Betheiligung am Grimm'schen Wörterbuch zurückstehen. Von Hans Virck 1898 herausgegeben, bildet sie die erste Publication der Königl. Sächs. Commission für Geschichte. Hierher gehören auch die beiden Abhand-

lungen „Reichstag und Reichsregiment zu Anfang der Reformationszeit“ (in den Preuß. Jahrbüchern 53. Bd., 1884) und „Verhandlungen über Errichtung eines Grenzzolles auf den Reichstagen von 1523 und 1524“ (in der Wochenschrift „Die Gegenwart“ 16. Bd., Nr. 27). Für die Allgemeine Deutsche Biographie schrieb W. die Geschichte der Herzöge zu Sachsen: Johann Friedrich d. Mittlere, Johann Wilhelm, Johann Ernst, und zahlreiche andere Biographien von ernestinischen Fürsten und Weimarer Gelehrten und Staatsmännern.

W. liebte es, die Ergebnisse seiner sprachgeschichtlichen Studien in knappster Form zusammenzufassen. Die im Verhältniß zu ihrem reichen Inhalt wenig umfangreichen Schriften bieten eine Fülle des Neuen. So hat er uns die schönen Resultate seiner Forschungen über die kursächsische Kanzleisprache und die Sprache Luther's in der Form von Vorträgen, gehalten auf den Philologentagen zu Gera 1878 und Karlsruhe 1882, gegeben. („Die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache“ 1. Bd. der Neuen Folge der Zeitschrift f. thür. Gesch. u. Alterth., Jena 1879, und „Luthers Stellung zur kursächsischen Kanzlei“, Germania, 28. Jahrg., Wien 1883. Im Auszug in den „Verhandlungen“ der Phil. Vers. Leipz. 1879 u. 1883.) Schon in den „Lauteigenthümlichkeiten“ hatte W. einen Ausblick in dies Gebiet eröffnet und die Vorträge brachten auf Grund eingehendster archivalischer Studien eine Bestätigung seiner damals ausgesprochenen Ansichten. Es ist nicht genug zu bedauern, daß sein früher Tod ihm nicht vergönnt hat, das Werk zu vollenden, das diese Untersuchungen abzuschließen bestimmt war.

Von der deutsch-romanischen Section der 37. Philologenversammlung zu Dessau 1884 wurde W. zusammen mit Max Rieger und Hermann Paul zu einer philologischen Prüfungscommission der deutschen Probebibel gewählt und gab 1885 sein Gutachten ab („Gutachten über die Probebibel“, Halle 1885). Gleichfalls sprachgeschichtlich sind die Kritiken, die W. schrieb. Immer gab er darin noch Ergänzungen und neue Gesichtspunkte und bei aller Sachlichkeit und Gründlichkeit war sein Urtheil nie persönlich verletzend. Als charakteristische seien hier angeführt die über: Schilling, die Diphthongisirung der Vocale û, iu und î (Germania, 25. Jahrg., Wien 1880), Pietsch, Luther und die hochdeutsche Schriftsprache (Lit.-Bl. f. german. u. roman. Phil., 5. Jahrg. 1884), Hyrtl, die alten deutschen Kunstworte der Anatomie (ebd. 6. Jahrg. 1885). An dem wissenschaftlichen Leben Weimars betheiligte sich W. durch sprachliche und geschichtliche Vorträge; trotz vielfacher Aufforderung hat er sie nicht veröffentlicht, da er an dem Grundsatze festhielt, nur thatsächlich neue Ergebnisse im Druck erscheinen zu lassen. Nur ein Vortrag, „Die Verdienste der fruchtbringenden Gesellschaft um die deutsche Sprache“ ist im „Bericht“ des deutschen Sprachvereins zu Weimar 1888 gedruckt.

W. starb im 52. Jahre. Schon im vorhergegangenen Jahre hatte ihn ein leichter Schlaganfall gezwungen, einen längeren Urlaub zu nehmen und seine rastlose Thätigkeit auf ein geringeres Maß zu beschränken. Bis zum letzten Augenblicke aber lebte er seiner Wissenschaft und sein einziges Sehnen war, seine volle Thätigkeit wieder aufnehmen zu können. Er bereitete gerade die Planitzbriefe zum Druck vor, da setzte am 16. September 1895 ein plötzlicher Schlagfluß seinem Leben ein Ziel.

Der reiche litterarische Nachlaß legt ein beredtes Zeugniß ab von Wülcker's umfassendem Wissen, seinen vielseitigen Interessen, sowie von der außerordentlichen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, mit der er arbeitete. Seine Schriften beruhen auf einer solchen Fülle eines mit liebevollem Fleiß zusammengetragenen und aufs sorgfältigste gesichteten Materials, daß man die Beschränkung bewundern muß, mit der er uns immer nur die Summe seiner Forschungen

in knappster Fassung gab. In der Hauptsache stammen die Manuscripte aus der Zeit vor dem Eintritt in die Redaction des Grimm'schen Wörterbuchs und W. freute sich darauf, nach dessen Vollendung die zurückgelegten Arbeiten wieder aufzunehmen. Der Nachlaß umfaßt grammatische (lautliche), dialektische, archivalische und lexikalische Arbeiten, darunter besonders die oben erwähnte Grammatik des Frankfurter Dialekts und das Werk über Urkundenausfertigung und Urkundensprache der ernestinischen Kurfürsten, das zum Theil schon in der Ausarbeitung vorliegt, ferner ein gleichfalls weit vorgeschrittenes Werk, das W. besonders am Herzen lag und den Abschluß seiner früheren Veröffentlichungen über die kursächsische Kanzleisprache und die Sprache Luther's bilden sollte, Vorarbeiten zu einem Lehrbuch der Diplomatik mit werthvollen Untersuchungen über die Geschichte der Schrift und Wülcker's Gedichte, die nie für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. Der Nachlaß wird später auf der Universitätsbibliothek zu Tübingen aufbewahrt werden. Ein Bild von W. brachte die Illustr. Zeitung, Leipz. u. Berlin, im Mai 1889 (Bd. 92, Nr. 2395), doch hat der Zeichner, der nur nach der Photographie arbeitete, einen fremden Ausdruck in Wülcker's offene, lebhafte Züge gelegt. Wir sehen wol den geistvollen Forscher, aber vergebens suchen wir nach dem Ausdruck der sonnigen Güte, die sein ganzes Wesen durchleuchtete. Güte und Wahrheit waren die Grundzüge seines Charakters. Weil nichts Niedriges oder Böses in ihm war, weil er nie etwas zu verbergen hatte, konnte er sich immer unbefangen und ohne Rückhalt geben und das machte einen Hauptreiz seiner Unterhaltung aus. Voll Zutrauen gegen die Menschen war er in der Aufrichtigkeit seines Herzens fast allzu arglos. Den Schwächen Anderer stand er mit gutmüthigem Humor gegenüber und seine humoristischen Gedichte sind voll heiterer Laune. Streng gegen sich, gegen Andere nachsichtig, besaß er die schöne Heiterkeit eines, der Haß und Bitterkeit nicht kennt. So bereit er war, Andern zu helfen, so wenig nahm er für sich in Anspruch. Daß man sich einer Pflicht entziehen, eine Hülfe versagen, ja, daß man eine Pflicht sich leicht machen, eine Hülfe nur karg gewähren könne, kam ihm nicht in den Sinn. In seinem Amt arbeitete er mit ganzer Seele; in allem was er that, war er voll Hingebung an die Sache ohne irgend welche persönliche Zwecke. Von seinem reichen Schatz an Wissen und Erfahrung gab er uneigennützig Jedem, zufrieden, wenn die Gabe im Dienst der Wissenschaft verwandt wurde. Denn in der Wissenschaft ging er auf, sie hielt er so hoch, daß sein eines Streben war, sie, nicht sich zu fördern. F. Thomae.

Wülfer *): Daniel W., protestantischer Theologe, † 1685. W. verdient Beachtung als fruchtbarer Prediger, gut gebildeter Theologe und nicht unbedeutender Liederdichter. W. wurde am 3. Juli 1617 in Nürnberg geboren und erhielt daselbst seine Vorbildung an der Lorenzerschule und an dem damals neu eingerichteten Aegidiengymnasium; von 1634 an studirte er in Jena, 1636 in Altdorf, wurde hier 1637 Magister, ging aber 1638 noch einmal nach Jena, wo er sich im Disputiren und Predigen übte, bis der Tod seines Vaters 1640 ihn nöthigte, in die Heimath zurückzukehren. Der Rath der Stadt Nürnberg hatte aber inzwischen schon eine so vortheilhafte Meinung von ihm erhalten, daß er dem jungen W. bei dem damals aufzurichtenden Auditorium eine Professur der Logik, Physik und Metaphysik übertrug; am 27. Januar 1643 hielt dann W. seine Antrittsrede „de erratis politicis“. Kurz darauf, als die Erkrankung des damaligen Predigers an der Lorenzerkirche einen Ersatz desselben nöthig machte, wurde W. 1646 Vicarius perpetuus desselben, 1652 aber ordentlicher „Vorsteher“ an dieser Kirche, nachdem er inzwischen schon 1649 zugleich

*) Zu S. 269.

Kirchen- und Consistorialrath des Grafen Joachim Ernst von Oettingen geworden war. Er starb am 11. Mai 1685 und hinterließ einen gelehrten Sohn Johann W., der ebenfalls Theologe wurde (geb. 1651, † 1724).

Schriften: 1. „Exercitatio de propositione: Deus est passus“; 2. „Disp. philos., in qua omnia propter hominem condita esse ostenditur“ (Jena 1639); 3. „Compendium physicae Aristotelicae“ (Nürnb. 1646); 4. „Triga concionum Sacrarum“ (Nürnb. 1648); 5. „Phoenix christianus“ (ebd. 1650); 6. „Kurzer Bericht vom Tempel und Kirchengebäu“ (ebd. 1652); 7. „Dissertatio de causa sine qua non“ (ebd. 1654); 8. „Exercitatio de physica Christiana“ (ebd.); 9. „Fatum oder vertheidigtes Gottesgeschick und vernichtetes Heidenglück“ (ebd. 1656 und vermehrt 1666 u. 1701); 10. „Heilsame Cur-Gedanken über Jesus Sir. 40, 1—4 in drei Predigten“ (Nürnb. 1658); 11. „Himmlische Engelfreude d. i. selige Buße eines reuigen Sünders in 15 Predigten über die Parabel vom lorenen Sohn“ (1659); 12. „Predigten über die Parabel von klugen Jungfrauen . .“ (ebd. 1659); 13. „Predigt bei der Taufe eines Juden . . .“ (1660); 14. „Des Propheten Eliä Leiden, Scheiden, Freuden . . . in 65 Predigten“ (ebd. 1661); 15. „Vom Propheten Elisa“ (1663); 16. „Saul Ex-Rex, Sauls Klagen, Plagen, Verzagen . . . . in 200 Predigten“ (ebd. 1670); 17. „Saaren's Ostindische Reise-Beschreibung mit einer Vorrede de Anthropophagia vermehrt“ (1672); 18. „Innocentia Hellenistarum vindicata“, ein Tractat, der von Vinc. Placcius im Theatr. Anonym. et Pseudonym. cap. IX, p. 360 dem Daniel W. zugeschrieben wird. Seine Lieder stehen in der oben erwähnten Schrift ‚Fatum‘; es sind ihrer 12 an der Zahl; ihre Anfänge auch bei Zedler (s. unten). Dazu kommen vielleicht noch fünf andere (ebenfalls bei Zedler). Sein Bild befindet sich ebenfalls in derselben Schrift, ihr vorgebunden.

Vgl. Wetzel, Liederdichter, III. Theil, S. 450 ff. — König, Bibl. vet. et nova. — Nova literaria Germaniae. — Allg. Chronik XXIII, 825. — Prätorii Homilet. Bücher-Vorrath im index autorum. — Witte, Diarium Biogr. T. I a. 1685. — (Zedler,) Universallexikon 59. Bd., Sp. 785—788. — Jöcher, Gelehrtenlexikon 4. Theil, Sp. 2086 f. (sehr mangelhaft).

P. Tschackert.

Wulff*): Friedrich Wilhelm (Wilibald) W., Dichter, Sohn des Lyrikers „W. Wilibald“ (d. i. Joachim Wilhelm) W. (1807—93), wurde am 6. Januar 1837 zu Hamburg geboren. Er trat nach dem Gymnasialbesuch in die Buchhandlung des Kunst- und Alterthümersachs Heinr. Schrag in Nürnberg, ging aber unbefriedigt 1855 nach Berlin, um dort Philosophie und Geschichte zu studiren. Von 1857 an ununterbrochen schriftstellerte er in seiner Vaterstadt, arbeitete an etlichen belletristischen Zeitschriften mit und redigirte das novellistische Wochenblatt „Nordische Blätter“ (Oct. 1857 bis Nov. 1858), seit 1862 die Unterhaltungsjournale „Jahreszeiten“ (s. S. 448) und „Lesefrüchte“. 1869 übernahm er die „Hamburger Novellenzeitung“, begründete 1874 ein „Deutsches Fünfpfennigblatt“, woraus die „Roman- und Novellenzeitung“ („Hamburger und deutsche Novellenzeitung“, dabei W. auch Verleger) entstand, darauf die „Illustrierte Familienzeitung“ bis 1886. In letzterem Jahre wurde er artistischer Beirath der vereinigten Hamburger Stadttheater, 1887 Dramaturg des Thalia-Theaters. Am 25. April 1898 verbreitete der Telegraph von Hamburg aus: „Der seit Wochen vermißte Dramaturg des Hamburger Thalia-Theaters und dramatische Schriftsteller Willibald Wulff ist gestern in Ginsterfeld bei Warnsdorf in Oldenburg todt aufgefunden worden. Selbstmord liegt nicht vor. Der Tod scheint vielmehr infolge von Erschöpfung nach langem Umherirren eingetreten zu sein“.

*) Zu S. 270.

W. war von Haus aus ein Lyriker im reinsten Sinne, Stimmungsbildner, wie sein Vater, mit dem er infolgedessen auch öfters verwechselt worden ist. So ist gewiß auch der Wilibald Wulff, der 1851 neben dem übertreibenden Puristen (Organ „Teut") A. P. Joh. Krüger (1855—62 Redacteur des Sonntagsblatts „Amicitia und Fidelitas", Vorgängerin der Wulff'schen „Hamburger Novellenzeitung") an der Spitze des von Hamburg aus sich ausbreitenden antipolitischen (und antiindividualistischen) Vereins jüngerer Poeten „Junggermanische Schule" stand, der Aeltere; übrigens hat der für damals doch noch nicht in Betracht kommende Sohn das Programm „Die Junggermanische Schule. Ziel und Grundsätze derselben dargelegt von ihr selbst" (2. Aufl., Altona 1859) gar mannichfach verleugnet. Allerdings bewegen sich seine älteren Veröffentlichungen, die Gedichtsammlungen „Im Frühling" (1856; 2. Aufl. 1857), „seinem geliebten Vater" gewidmet, und „Im Sonnenschein" (1865) innerhalb vollster Solidität im Sinne der Geibel'schen Richtung. Die Liebe ohne realistische oder hyperromantische Farbe bildet das Hauptthema. Heinr. Kurz urtheilt von jenen lyrischen Bändchen, zu denen man noch „Venezia", einen Kranz Sonette (diese Form schon „Im Frühling" S. 85—116), fügen kann, daß „sie allerdings nichts besonders Ausgezeichnetes darbieten, aber wegen der Einfachheit der Gedanken und der Sprache Lob verdienen. Sie würden noch größeres Wohlgefallen erregen, wenn sie in ihrer Anlage und Ausführung mehr Mannichfaltigkeit darböten, nicht so häufig als Paraphrasen von Bildern erschienen"; eine Sucht zu Antithesen, die das unverfälschte Gefühl leicht tödtet, fällt beim Hintereinanderlesen einer längeren Anzahl der Gedichte auf, die meist in wenigen vierzeiligen prunklosen Strophen abgefaßt sind. Im übrigen begann W. bald, entsprechend seiner ständigen Redacteurthätigkeit bei Unterhaltungszeitschriften sich novellistisch zu versuchen. Der historischen Novelle „Vitali Michieli", die 1857 in „Nord-Oestlicher Erzähler und Allgemeine Theater-Zeitung" Nr. 27 bis 43 erschien, dem Bändchen glatter „Novellen" (1864) folgten das Heft „Am Fichtelgebirge. Bilder und Skizzen in drei Erzählungen" (1865), welches neben zwei, an Sagen Oberfrankens angelehnten erzählenden Skizzen eine dieselbe Landschaft betreffende hübsche volkskundliche Studie „Im Hummellande" enthält; ferner die Novellen „Belladonna" (1874) und die zwei Nummern „Am Strande" (1877), außerdem die wol nicht im Buchhandel vertriebenen „Aus schweren Tagen", „Novellenbuch", „Marmorbilder" und „Roman- und Novellenmappe". Später aber hat W., wiederum unter dem Einflusse seiner äußeren Stellung, sein Fach verschoben und ist mit zahlreichen Lustspielen, Schauspielen und Libretti unter die Dramatiker gegangen. Stets von praktischen Gesichtspunkten aus für das Theater unmittelbar, wie dieser Wechsel, die Herstellung der öfters übersetzten Textbücher und seine „Declamatorischen Blätter. Schwunghafte, leicht faßliche Gedichte ernsten und heitern Genres" — 1. Nr. v. 30. Januar 1877 — zeigen. Nicht ohne Bühnengeschick, bisweilen auch nicht ohne wahrhaft poetische Ansätze, bergen diese Productionen kaum Bleibendes, außer daß mehreren der glücklich componirten Operettentexte, z. B. „Farinelli" (von Herm. Zumpe), „Der Pfeifer von Dusenbach", „Theuerdank", sowie dem Tanzpoem „Goldschmid's Töchterlein" ein längerer Ruf beschieden sein dürfte. W. galt übrigens in vielen Kreisen, zunächst Hamburgs, zumal da er sich neueren Regungen nicht einseitig verschloß, als ein geeigneter litterarischer Patron und Berather, hat so mehrfach als Preisrichter gewaltet und wol auch bei dem gemäßigt-realistischen Organ „Der Zuschauer" (1893 gegründet) von L. Berg und C. Brunner Pathe gestanden. Uebrigens hat W. auch einmal mit viel Erfolg den Dialekt der Vaterstadt dramatisch verwerthet. 1873 verherrlichte er mit localpatriotischem Nachhall — 1867 hatte sich die Hamburger Bürgerwehr aufgelöst — „Uns' Borgergard letzte Parad" (gedruckt

Hamburg 1874) in einem militärischen Scherz, der, zuerst den 25. December am Karl-Schultze-Theater dargestellt, sich eng an „Wallenstein's Lager" von Schiller anschließt und aus David's „Nacht auf Wache" die Hauptthelden Snaakenkopp, Swebel, Sladropp entlehnt: diese erzählen der jüngeren Generation Thaten für die theure Vaterstadt anheimelnd und mit warmem Colorit.

Die äußeren Daten bei Fr. Brümmer, Lexik. dtsch. Dicht. u. Prof. d. 19. Jhrhs.[4] IV, 391 (danach W. erst seit 1859 ausschließlich Litterat und an den ‚Nord. Bl.' thätig, die aber 1857 erschienen), wodurch der Artikel seines Dtsch. Dichter-Lex. II, 525 hinfällig wird. Der falsche 6. Februar als Geburtstag an letzterem Orte auch in Heinr. Kurz' Skizze Gesch. d. dtsch. Lit. IV[3], S. 19 f.: daselbst S. 9 u. 982 Wulff statt seines Vaters als Mitglied der „Junggerm. Schule". — Lebensabriß und Schriftenverzeichniß bis 1883 in H. Schröder's Lex. d. Hamb. Schriftst. VIII, 184 f. von Kellinghusen. In Kürschner's Dtsch. Litteraturkalender (bis Jahrg. 1898) s. v. sind, nach Wulff's eigenen Mittheilungen, seine sämmtlichen Veröffentlichungen, auch die oben namentlich nicht genannten dramatischen (bei Brümmer a. a. O. fehlen diese alle, ebenso mehrere erzählende), aufgezählt. Unsere Fassung der Todesnotiz S. 563 nach der Depesche „Münchner Neueste Nachrichten" 26. April 1898 Morgenbl. (Nr. 191) S. 3. Die Notiz über Wulff's plattdeutsche Localhumoreske nach K. Th. Gaedertz, „Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Kulturleben Hamburgs"[2] II (1894), S. 158, woselbst S. 159—161 eine hübsche Charakterscene ausgehoben ist. Ludwig Fränkel.

Wunder *): Eduard W. wurde am 4. Mai 1800 zu Wittenberg geboren, wo sein Vater, M. Karl Friedrich W., als Diakonus wirkte und zugleich auch an der Universität als Adjunct der philosophischen Facultät beschäftigt war. Die Mutter, eine durch Geist und Charakter hervorragende Frau, stand ihrem Manne bei der Erziehung der Kinder mit Liebe und Einsicht zur Seite. Nachdem der Knabe zunächst den Unterricht seiner Eltern genossen hatte, wurde er in seinem 12. Lebensjahre Schüler des Wittenberger Lyceums und war nicht lange darauf Zeuge der Schrecken und Sorgen, unter denen seine, von den Franzosen besetzte Vaterstadt im Winter 1813/14 infolge der Belagerung und Erstürmung durch den preußischen General Tauentzien (s. A. D. B. XXXVII, 447) zu leiden hatte. Im August 1816 siedelte er nach Meißen über und besuchte dort, als Extraneer im Hause seines Schwagers, des Professors M. August Weichert (ebd. XLI, 442), die Fürstenschule St. Afra, bis er im Herbst 1818 „impetrata maturioris discessus venia satis honorificis magistrorum testimoniis ornatus" der Schule Lebewohl sagte, um sich in Leipzig unter Gottfried Hermann (A. D. B. XII, 174), Beck (ebd. II, 210) und Spohn (ebd. XXXV, 237) dem Studium der Philologie zu widmen. Zu studentischen Zerstreuungen hatte er weder Geld noch Neigung; desto größer war die Begeisterung, mit der er sich in seine Wissenschaft versenkte. Daß er dabei vor allem durch Hermann gefördert und namentlich von ihm in das tiefere Verständniß der griechischen Sprache und Litteratur eingeführt worden sei, hat er selbst noch in seinen späteren Jahren oft und gern hervorgehoben. Anderseits stellte der weltberühmte Professor eloquentiae et poeticae dem jungen Gelehrten wegen seiner Kenntnisse, seines Scharfsinns (sagacitas iudicii sine qua iners et coeca est scientia), sowie auch wegen der Rechtschaffenheit seines Charakters und der Reinheit seiner Sitten das ehrenvollste Zeugniß aus. Es datirt vom 3. September 1822. Fünf Monate später, am 7. Februar 1823, sprach er ihm in Verein mit seinen beiden philologischen Collegen die philosophische Doctorwürde zu. Inzwischen hatte Wunder's

*) Zu S. 310.

Schwager Weichert die Leitung der Fürstenschule zu Grimma übernommen, und diesem Umstande, in Verbindung mit Hermann's günstigem Zeugnisse, wird es zuzuschreiben sein, daß das Dresdener Oberconsistorium, dem damals noch das Schulwesen unterstellt war, dem Dreiundzwanzigjährigen an dieser Anstalt um Pfingsten 1823 die erledigte sechste Lehrerstelle mit dem Titel „Adjunctus“ übertrug. In Grimma ist W. zeitlebens geblieben, obwol es ihm an vortheilhaften Berufungen nach anderen Orten nicht gefehlt hat. In Anerkennung seiner Tüchtigkeit und Pflichttreue erhielt er schon 1826 den Titel „Professor“, übernahm Anfang 1828 das Ordinariat der Secunda, rückte in der Reihe der Collegen allmählich zum 2. Professor, d. i. zum 1. Lehrer nach dem Director auf und wurde im Januar 1843 nach Weichert's Pensionirung zu dessen Nachfolger als Rector und erster Professor der Grimmaischen Fürstenschule ernannt. In dieser Stellung verlebte W., von dem Vertrauen seiner Vorgesetzten, der Achtung seiner Mitarbeiter und der Verehrung seiner Schüler getragen, noch 23 arbeitsreiche und glückliche, wenn auch stellenweise von Krankheit getrübte Jahre, bis ihn die Abnahme seiner Kräfte nöthigte, auf seine Dienstentlassung anzutragen. Sie wurde ihm unter Verleihung des Comthurkreuzes II. Classe des königlich sächsischen Verdienstordens — das Ritterkreuz besaß er schon seit 1849 — zu Pfingsten 1866 gewährt. Seine Hoffnung, den Ruhestand noch zu fleißigen Studien verwenden zu können, ging infolge eines Augenleidens nur in sehr beschränktem Maße in Erfüllung; doch beschäftigte er sich noch, soweit es möglich war, mit seinen Lieblingsschriftstellern, Sophokles und Horaz, und las, was der classische Philologe vorher vermieden hat, das Neue Testament im Urtext. Dabei blieb ihm seine geistige Frische, bis ihn im Frühjahr 1869 eine Grippe auf sein letztes Krankenlager warf. Er starb am 24. März, kurz vor Mitternacht. Seine Gattin, Amalie geb. Bär, die Freud und Leid seit 1826 treulich mit ihm getheilt hatte, überlebte ihn. Neben ihr trauerten zwei Töchter und ein Sohn, der gleichfalls an der Grimmaischen Fürstenschule als Lehrer gewirkt und kürzlich noch dem Andenken des unvergeßlichen Vaters ein pietätvolles, und dabei unbefangenes und von ungerechtfertigter Verherrlichung freies Denkmal gesetzt hat.

Als Schulmann übte W. vermöge seiner gründlichen Gelehrsamkeit, seiner anschaulichen und fesselnden Unterrichtsweise, seiner Begeisterung für Pflicht und Beruf, nicht zum wenigsten auch vermöge seiner, anfangs rationalistisch, später mehr und mehr positiv gefärbten, stets aber echten und unverfälschten Frömmigkeit, auf die geistige und sittliche Entwicklung der ihm anvertrauten Jugend einen in hohem Grade förderlichen und segensreichen Einfluß aus. Wie sehr seine Thätigkeit und sein Urtheil von seinen Vorgesetzten geschätzt wurde, geht u. a. daraus hervor, daß er 1847 den Auftrag erhielt, mit einem Mitgliede der obersten Schulbehörde, dem Geheimen Kirchen- und Schulrath Dr. Meißner, die sämmtlichen Gymnasien des Landes zu bereisen und über ihren Zustand eingehend zu berichten. Der gelehrte Prinz und spätere König Johann (s. A. D. B. XIV, 387) zog ihn wiederholt über Fragen des classischen Alterthums zu Rathe. Wegen seiner Schriften aber wurde sein Name weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus mit Ehren genannt und ist in der Gelehrtenwelt auch heute noch nicht vergessen. Am bekanntesten ist seine Ausgabe der Tragödien des Sophokles, die seit 1831 nach und nach als Theil von Jacobs' und Rost's Bibliotheca Graeca erschien und nach dem Tode des Verfassers von Nicolaus Wecklein zeitgemäß revidirt wurde. Zwar blieb die Textkritik, die darin hervortritt, nicht ohne Widerspruch; auch Gottfried Hermann war nicht damit einverstanden. Was aber die in dem fortlaufenden lateinischen Commentare enthaltene Erklärung anlangt, so werden

Wunder's Verdienste in dieser Hinsicht von urtheilsfähigen Gelehrten auch heute noch rückhaltlos anerkannt. Seine „Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische und Griechische", die 1855 erschienen, wurden, solange noch in den deutschen Gymnasien für derartige geistige *γυμνάσματα* Raum war, vielfach gebraucht. Von seiner Schrift: „Die schwierigsten Lehren der griechischen Syntax" (1848) schrieb Gottfried Hermann noch wenige Wochen vor seinem Tode: „Ich wiederhole nun auch schriftlich meinen aufrichtigsten Dank für die klare und gründliche Darstellung mit der Ueberzeugung, daß Sie sich dadurch ein wahres Verdienst erworben haben". Nicht minder werthvoll sind Wunder's Arbeiten auf dem Gebiete der römischen Litteratur. Vor allem seine „Variae lectiones librorum aliquot M. Tullii Ciceronis ex codice Erfurtensi" (1827), die wichtige Mittheilungen über die Lesarten einer damals in Erfurt, jetzt in Berlin befindlichen Handschrift enthalten, desgl. seine mit ausführlichem Commentar versehene Ausgabe von Cicero's Rede für Plancius (1830).

Vgl. Programm der Königl. Fürstenschule zu Grimma von 1870, S. X—XII. — Bausteine, Jahrg. III, 114—16. — Pökel's Philolog. Schriftstellerlexikon, S. 390. — Bursian's Gesch. d. class. Philologie in Deutschland II, 728 f. — (J. Winter,) Unser Rector und seine Kollegen. Erinnerungen eines alten Grimmensers. Mit Eduard Wunder's Porträt. Leipzig 1891. — Eduard Wunder. Verf. von seinem Sohne H. Wunder und abgedruckt in dem „Ecce" der Fürstenschule zu Grimma v. 1897, S. 53—80. Gleichfalls mit Wunder's Bildniß. Koldewey.

Wunderlich *): Johann Georg W., protestantischer Theologe, † 1802. W. hat als ausgezeichneter Geistlicher für die fränkische Kirche Bedeutung gehabt. Er wurde geboren am 8. October 1734 in dem fränkischen Flecken Regnitzlosa, zwei Stunden von Hof. Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Hof, erhielt er hier besonders durch den gelehrten Rector Longolius seine Richtung auf die vaterländische Geschichte. 1753 studirte er in Halle, 1754 in Jena. 1761 wurde er Pfarradjunct zu Lichtenberg, 1766 Pfarrer zu Zell im Baireuthischen, 1781 Superintendent zu Wunsiedel im Fürstenthum Baireuth. 1789 ernannte ihn die philosophische Facultät der Universität Erlangen zum Ehrendoctor. Er starb am 6. Januar 1802.

Schriften: „Versuch einer Erklärung des Gleichnisses v. d. Groschen für die Arbeiter im Weinberge bei Matth. 20, 1—16" (Erlangen 1764); „Pr. de formulis concordiae in terris Burggraviatus Norici ab ecclesiae doctoribus subnotatis" (Baruthi 1783); „Etwas zur kirchlichen Verfassung der Stadt Wunsiedel um die Zeit der Reformation, nach einer Urkunde v. Jahre 1528" (Erl. 1784). Verschiedene Aufsätze in den Bayreuthischen Wöchentlichen historischen Nachrichten, nämlich im I. Jahrg. 1766: Etwas zur Geschichte des elften Jahrh. im Frankenlande 2c.; im II. Jahrg. 1767: Forts. v. d. Fränkischen Kirchengeschichte; im III. Jahrg. 1768: eine weitere Forts. d. Fränk. Kirchengeschichte; im IV. Jahrg. 1769: Muthmaßungen u. Nachrichten, welche das Jus episcopale und patronatus zu Lichtenberg betreffen; Von dem Markte und der Vogtei Rehau; Etwas zur älteren Kirchengeschichte des Marktes Selb; Forts. v. d. Fränk. Kirchengeschichte.

Vgl. Meyer, Nachrichten von Gelehrten des Fürstenthums Bayreuth. — J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland, 8. Bd. Lemgo 1800, S. 634 f. — Friedr. Schlichtegroll, Nekrolog d. Deutschen f. d. neunzehnte Jahrh., 5. Bd. Gotha 1806, S. 251—280. P. Tschackert.

---

*) Zu S. 313.

Wunderling*): angesehene Lehrer- und Theologenfamilie der Brüdergemeine, aus der die folgenden drei Häupter dreier Generationen besonders hervorragen:

Johann Christian W., Elementarlehrer, zuletzt an der Domschule zu Magdeburg, geboren am 10. April 1750, † am Charfreitage 1825, war der erste aus der Familie, der sich der Brüdergemeine anschloß. Sein Vater war Cantor und Lehrer, zur Zeit der Geburt seines Sohnes in Gersdorf, später in Bornstedt bei Magdeburg: ein körperlich robuster und geistig begabter Mann, in dem nachwirkender Einfluß pietistischer Erziehung bis ins hohe Alter mit bäurischer Rohheit kämpfte. Der Sohn bekennt dankbar, dem Vater die ersten Antriebe ernsterer Frömmigkeit zu danken, hatte aber noch als Mann unter den Ausbrüchen seiner Heftigkeit und seiner Neigung zum Trunke zu leiden. — Joh. Christ. W. durchlief das Domgymnasium zu Halberstadt und empfing nachhaltige Eindrücke von dessen damaligem berühmten Leiter Christian Gottfried Struensee (1717—1782). Zu arm, seine Studien auf der Universität fortzusetzen, nahm er 1772 die Unterlehrerstelle an der St. Johannisschule zu Halberstadt an und heirathete auf Rath von Gönnern und Freunden die sechs Jahre ältere Dorothea Winter, geb. Hügel, Wittwe eines Cantors, die ihm zwei Kinder erster Ehe mitbrachte. Bei manchen trefflichen Eigenschaften fehlte dieser Frau das volle Verständniß für die religiöse Eigenart des Gatten, die sich schon damals im Verkehre mit Struensee und bald auch der Brüdergemeine zu Barby auszuprägen begann. 1782, kurz vor seinem Tode, empfahl Struensee den jungen W. an seinen Freund den Consistorialrath G. B. Funk zu Magdeburg, als Lehrer der dortigen Domschule. Dort erwarb er bald den Ruf eines ausgezeichneten Lehrers, dem besonders gern auswärtige Schüler als Kostgänger von Funk zugewiesen und von ernstgesinnten Eltern anvertraut wurden. Im J. 1794 erlebte W. eine neue „Erweckung“, infolge deren er sich sammt seinem kaum erwachsenen Sohne Christian Ferdinand der Brüdergemeine anschloß. Mehr und mehr ward er in der Folgezeit zum Mittelpunkt eines Kreises sog. Stiller im Lande. Er vertrat für Magdeburg und Umgegend die von ihm hochgeschätzte Urlsperger'sche oder Baseler Christenthumsgesellschaft und hatte die Freude zwischen ihr und der Brüdergemeine freundliches Einvernehmen herzustellen. Mit einer Reihe bedeutender Vertreter des supranaturalistischen und pietistischen Standpunktes trat W. allmählich in persönlichen oder brieflichen Verkehr; u. a. wechselte er Briefe mit Jung-Stilling, dessen apokalyptische Grübeleien er jedoch entschieden verwarf und bekämpfte. Unter dem jüngeren Geschlechte, das sich mit Verehrung um den Vater W. schaarte, standen ihm vor andern nahe die Brüder Uhle aus Gerbstädt, Joh. Gottlieb (1781—1835) und Joh. August (1788—1813), Gründer des Christlichen Vereines im nördlichen Deutschland, sowie der Bonner und später Göttinger Theolog Friedrich Lücke (1791—1855), der „dem frommen Hüter und Führer seiner Jugend“, in dessen Hause er als Schüler des Magdeburger Domgymnasiums gelebt, 1820 den ersten Band seines Commentares zum Johannesevangelium widmete. Nachdem das fünfzigjährige Amtsjubiläum am 23. November 1822 J. Chr. W. noch reiche Ehren gebracht, trat er Ostern 1823 in den Ruhestand, den er zwei Jahre dankbar genießen durfte.

Sein Sohn und Biograph Christian Ferdinand W., praktischer Theolog der Brüdergemeine, geboren am 1. Mai 1777 in Halberstadt, † am 3. Mai 1850 in Gnadenfrei, wurde auf der Domschule zu Magdeburg vorgebildet und 1794 während eines Besuches zu Barby im Sinne der Brüdergemeine „erweckt“. Er studirte 1795 bis 1797 in Halle, besonders unter Knapp,

*) Zu S. 315.

dessen Hausgenoß er zuletzt als Lehrer seines Sohnes war, Theologie und war 1797 bis 1801 Lehrer an einem Erziehungsinstitute zu Uhyst (Oberlausitz). Während dieser Zeit trat er (1797) förmlich der Brüdergemeine in Kleinwelke bei und 1801 als Lehrer am Pädagogium, seit 1804 am theologischen Seminare zu Barby in den Dienst der Unität. Von dort ward er 1807 als Inspector der Knabenanstalt nach Christiansfeld (Nordschleswig) berufen, wohin er nach kurzem Gemeindedienst in Herrnhut (1809) und nach mehrjährigem Predigtamt in Stockholm 1814 als Prediger zurückkehrte. In gleicher Eigenschaft siedelte er 1818 nach Gnadau und 1825 nach Gnadenfrei über, wo er 1846 in Ruhestand trat. Chr. F. W. war zwei Mal vermählt. Aus der zweiten Ehe mit Anna Sophia Christoph stammte sein Sohn:

Theobald W., Bischof und angesehener Kanzelredner der Brüderkirche, geboren am 6. September 1826 in Gnadenfrei, † am 27. Februar 1893 in Niesky (Oberlausitz). Nach wechselvollem Lehrdienst an verschiedenen Orten und Anstalten kehrte er 1855 an seinen Geburtsort zurück und diente der dortigen Gemeinde als Hülfsprediger und (seit 1866) Hauptprediger bis 1878, wo er als erster Prediger nach Niesky (Oberlausitz) versetzt ward. Dies Amt versah er, bis Anfang 1892 Krankheit ihn zum Rücktritte nöthigte. Im J. 1879 ward er zum Bischofe geweiht. W. galt als ausgezeichneter Homilet, namentlich Festredner, weit über die Grenzen seiner engeren Religionsgemeinschaft und genoß in der Brüderkirche als Organisator und Leiter des Gemeindelebens wie als Freund und Förderer äußerer und innerer Mission hohes Ansehen. Er gab drei Bände Predigten über alttestamentliche Texte („Uraltes und Ewigneues"), einen Band über neutestamentliche („Immanuel"), tägliche Betrachtungen („Sonnenblicke der Ewigkeit") und andere, kleinere Arbeiten heraus.

Vgl. J. Ch. Wunderling's Lebens-Beschreibung. Verfaßt von seinem Sohne C. F. Wunderling. Bunzlau ohne Jahr. — Lebenslauf des Bruders Christian Ferdinand Wunderling (Nachrichten aus der Brüdergemeine, 1851. IV. Heft, S. 606—632. Gnadau). — Der Bischof der Brüderkirche Theobald Wunderling (Brüderkalender 1894, S. 73—75. Niesky; mit Bildnis).

Sander.

Wuttke *): Johann Karl Heinrich W., Historiker und Publicist, geboren zu Brieg in Schlesien am 12. Februar 1818, † als Universitätsprofessor in Leipzig am 14. Juni 1876. Der Vater, Bürgermeister zu Brieg, ein streng kirchlich und conservativ gesinnter Mann, vermochte ihm als dem einzigen Kinde eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen zu lassen. Der kränkliche, frühreife Knabe bewies sehr zeitig starke Willenskraft und unermüdliche Arbeitslust. Schon in seinen Schuljahren auf dem Magdalenengymnasium zu Breslau von Ostern 1829 bis Michaelis 1835 beherrschte ihn eine außerordentliche Neigung zur Geschichte. Während des Studiums an der Breslauer Universität von 1835—38 hörte er außer historischen auch philosophische und philologische, ja selbst theologische und naturwissenschaftliche Vorlesungen. Den größten Einfluß auf ihn übte der Historiker Stenzel und der Philosoph Braniß; den Professoren Wachler und Ambrosch trat er näher, Kutzen und Hoffmann von Fallersleben schlossen mit ihm Freundschaft. Im Herbst 1838 trat er mit zwei Schriften hervor, von denen die eine über Thukydides ihm den Doctortitel, die andere Stenzel's Mißgunst, zugleich aber den Ruf eines trefflichen historischen Kritikers verschaffte. In dieser Schrift „über das Tagebuch Valentin Gierth's und die Herzogin Dorothea Sibylla" wies er einen litterarischen Betrug nach, der selbst Stenzel, Hoffmann und K. A. Menzel entgangen war. Zu Ostern 1839 ver-

*) Zu S. 377.

ließ er die Hauptstadt Schlesiens mit dem Plane, in den nächsten Jahren die Koryphäen der Geschichtswissenschaft in Deutschland zu hören und sich dann an einer Universität zu habilitiren. Von 1839—40 hielt er sich in Berlin auf und besuchte vor allen Ranke's Vorlesungen und Uebungen, ohne sich jedoch dessen Geschichtsauffassung zu eigen zu machen. Entscheidend für seine politische Richtung wurde es, daß er Ostern 1840 von Berlin, wo ihm der herrschende strenge Ton nicht zusagte, nach Leipzig übersiedelte, welches Mittelpunkt der liberalen Opposition in dem damals schon constitutionellen Sachsen war. Nach der sächsischen Universität zog ihn besonders Wachsmuth, den er für einen ausgezeichneten Kenner der Culturgeschichte hielt. Bereits nach einjährigem Aufenthalte entschloß er sich zur Habilitation und begann am 14. Juni 1841 seine Vorlesungen. Mit Eifer war er als Lehrer wie als Schriftsteller thätig. K. Biedermann berichtet in einem Nekrologe in der „Deutschen Allg. Zeitung“: „Wuttke's akademische Thätigkeit war anfangs eine sehr rege und vielseitige. Die sprühende Lebendigkeit seines Vortrages fesselte eine zahlreiche Zuhörerschaft an ihn, der er zum Theil auch persönlich nahe trat und auf die er einen starken Einfluß übte“. Er hatte 100 bis 150 Zuhörer und galt bis 1845 für einen Liebling der Studentenschaft. Neben zahlreichen Abhandlungen schrieb er in dieser Zeit eine schlesische Geschichte unter dem wenig zutreffenden Titel „König Friedrichs des Großen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740“, wovon 1841 und 1843 zwei Bände erschienen, während der dritte ungedruckt geblieben ist. Seine sonstigen Schriften dieser Periode sind zwei Bände „Jahrbuch der deutschen Universitäten“ 1842, die mit Mosig v. Aehrenfeld herausgegebene Uebersetzung und Erläuterung von Schafarik's „slavischen Alterthümern“ in zwei Bänden 1842 und 1844, die aus Artikeln für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ vom Jahre 1846 hervorgegangene Broschüre „Polen und Deutsche“, in der er zuerst in Deutschland der Polenschwärmerei entgegentrat und auf die Gefährlichkeit des Panslavismus hinwies, u. a. m. Daneben arbeitete er an einer allgemeinen Geschichte, die das Hauptwerk seines Lebens bilden sollte, sowie an einem alle historischen Hülfswissenschaften umfassenden Handbuche. Das langandauernde Privatdocententhum und die Verschlechterung seines Verhältnisses zu den Universitätscollegen wirkten aber allmählich auf ihn verbitternd und seine wissenschaftliche Thätigkeit lähmend, und immer offener wandte er sich dem publicistischen und politischen Leben zu. Schon 1842 war er dem Leipziger Schriftstellerverein und dem Schillerverein beigetreten, denen er viel Zeit widmete; 1845 gründete er mit Robert Blum u. A. den rhetorischen Verein. Seine geringen natürlichen Mittel wußte der kleine schwächliche Mann so wohlberechnet zu verwerthen, daß er bald einer der geschätztesten Redner Leipzigs wurde. Eng mit Blum verbunden galt er als eins der überzeugungstreuesten und dabei kenntnißreichsten Häupter der liberalen Opposition in Sachsen. Am 2. März 1848 war er es, der Blum den Gedanken eingab, die Entfernung der Minister zu fordern. Ueberhaupt hat er in den ersten Wochen der Bewegung unausgesetzt auf diesen Volksführer anfeuernd, wie auch öfter hemmend eingewirkt. Von dem Augenblicke an, wo die Massen in Gährung geriethen, warnte er noch mehr als sein von der allgemeinen Gunst getragener Freund vor allen Ausschreitungen. Beim Vorparlament in Frankfurt Anfang April, zu dem er mit Blum, Joseph und Brockhaus aus Leipzig berufen worden war, hielt er sich zur gemäßigten Linken, arbeitete offen den Republikanern entgegen und lud dadurch den Zorn der Mehrheit seiner Partei und das Mißtrauen der übrigen Führer auf sich. So kam es, daß er bei den Wahlen zum Frankfurter Parlament nur als Ersatzmann für Leipzig aufgestellt und gewählt wurde. Im Mai 1848 fiel ihm die Würde des Ob-

manns aller sächsischen Vaterlandsvereine zu, die ihm außerordentliche Arbeit und scharfe Anfechtungen einbrachte. Von dem liberalen Ministerium Braun-Oberländer ward ihm am 1. Juli die durch Hasse's Tod erledigte Professur der historischen Hülfswissenschaften übertragen. Vor gedrängt vollem Hörsaale las er „Geschichte des Königthums" und entfaltete gleichzeitig in Rede und Schrift eine fieberhafte politische Agitation in Sachsen sowol wie in den Nachbarländern Böhmen, Thüringen und Brandenburg. Im August kam es zum Bruche zwischen ihm und den in Frankfurt zur äußersten Linken übergegangenen Freunden: W. sah sich genöthigt, aus dem Ausschusse des Vaterlandsvereins auszutreten. Seit der am 4. September erfolgten Spaltung der Vaterlandsvereine Sachsens stellten sich die „deutschen Vereine" als Vertreter der Wuttke'schen gemäßigten Richtung den extremen Vaterlandsvereinen entgegen, aber die Landtagswahlen entschieden zu gunsten der Radicalen. Um sich über den Stand der Dinge außerhalb Sachsens zu unterrichten, reiste W. Mitte September nach Wien, verbrachte dort gleichzeitig mit Blum, aber ohne Verbindung mit ihm, die verhängnißvollen Octoberwochen, kritisirte in einer Sitzung des Wiener Centralvereins aufs schärfste das Verhalten der Umsturzpartei und gerieth während des Kampfes um die Leopoldstadt mehrmals in Lebensgefahr. Nach Blum's Erschießung trat er als dessen Ersatzmann in das Parlament zu Frankfurt ein und reiste am 27. November dorthin ab. Er ward hier Mitglied des „Württemberger Hofes" und trat erst hervor, als die Fragen der Lostrennung Oesterreichs von Deutschland und der Wahl eines Reichsoberhauptes zur offenen Stellungnahme nöthigten. W. war durchaus von der Meinung durchdrungen, daß Oesterreich ein wesentlicher, nur zum Schaden des Ganzen ablösbarer Theil des deutschen Reiches sei, daß ihm, wenn nicht allein die Oberleitung, so doch ein Antheil an dieser gebühre, daß Preußen hinsichtlich der materiellen und geistigen Hülfsmittel für die deutsche Cultur hinter Oesterreich zurückstehe und daß ein Neubau des deutschen Staatsgefüges nur dann Bestand haben werde, wenn keine Hegemonie geschaffen, sondern dem Föderationstriebe der Deutschen ohne centralisirende Hintergedanken Genüge geleistet werde. Mit größter Energie bekämpfte er 1849 die Ideen desselben Gagern, den er noch im Jahre vorher hoch verehrt hatte. Sein Bestreben, den Plan eines Deutschlands mit preußischer Spitze zu Falle zu bringen, machte ihn neben Heckscher, Welcker u. A. zu einem der thätigsten Führer der großdeutschen Partei. Er gründete und schrieb fast allein eine eigne Parlamentscorrespondenz, die er an mehr als 100 Zeitschriften versandte; an allen großdeutschen Kundgebungen und Entwürfen hatte er wesentlichen Antheil und wirkte besonders als Mitglied des Ausschusses an dem nachmals abgeworfenen Reichsverfassungsentwurfe mit, der eine streng föderalistische Gestaltung des Reiches anstrebte und die Leitung der Reichsregierung durch ein Directorium für möglich erachtete. Der 27. März brachte seinen Bestrebungen die entscheidende Niederlage, indem die Erblichkeit der Kaiserwürde angenommen und dem Könige von Preußen die Kaiserkrone angeboten wurde. Nach diesem Verlauf der Ereignisse hielt W. eine friedliche Lösung der Verfassungsfrage für ausgeschlossen und die Größe der Zukunft Deutschlands für geopfert. Dennoch behauptete er mit zäher Consequenz bis zur letzten Minute seinen Platz, protestirte gegen die Zurückberufung der sächsischen Abgeordneten durch die heimische Regierung und begab sich erst Anfang Juli nach Leipzig zurück. Für eine erfolgreiche politische Thätigkeit blieb ihm von da an nur wenig Hoffnung, gleichwol bethätigte er seine Gesinnung mit der ihm eignen Leidenschaftlichkeit und Ueberzeugungstreue bis zum Jahre 1867 noch bei vielen Gelegenheiten. Mit besonderem Feuereifer wirkte er 1859 für die würdige Feier des Schillerjubiläums und für die Schillerstiftung. Als Freund der Armen und Unterdrückten sym-

pathisirte er mit der von Lassalle eingeleiteten Arbeiterbewegung und trat diesem Arbeiterführer persönlich nahe. Dann nahm er aber an den Bestrebungen der socialdemokratischen Partei nur so lange theil, als er glaubte, daß diese den Standpunkt des radicalen Großdeutschthums, wie ihn Liebknecht anfangs einnahm, sich zu eigen machen werde. Nachdem jedoch die deutschen Socialdemokraten 1869 den Basler Beschlüssen der Internationale beigetreten waren, wandte er sich völlig von ihnen ab. Großdeutscher und Demokrat blieb er bis an sein Ende. Eine aufsehenerregende Aeußerung seines unversöhnlichen Preußenhasses war das zuerst 1866 erschienene, gegen das officiöse Preßwesen gerichtete Pamphlet „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung in Deutschland", das mehrere Auflagen und eine Uebersetzung in das Französische erlebte. Seine großdeutsche Gesinnung verleitete ihn, noch bis 1873 Verbindungen mit der österreichischen Regierung zu pflegen, aber niemals hat ihm sein hartnäckiges Eintreten für die Interessen Oesterreichs den geringsten persönlichen Vortheil eingetragen. — Seit seiner Rückkehr vom Frankfurter Parlament widmete sich W. wieder mit voller Hingebung seinem Berufe als akademischer Lehrer. Am 25. März 1854 verheirathete er sich mit seiner Cousine Emma Biller (die sich später als Verfasserin von historischen Romanen und Jugendschriften einen guten Namen gemacht hat) und erfreute sich seitdem eines stillen Heims in der Leipziger Straße zu Reudnitz-Leipzig, wo sein verbitterter, unruhiger Geist nach den Enttäuschungen, die ihm die Außenwelt bereitete, in fleißiger Arbeit und edler Geselligkeit Erholung fand. Aus eignem Antriebe und ohne jede Unterstützung seitens der Regierung eröffnete er im Winter 1852—53 als der erste an der Universität Leipzig ein historisches Seminar, das er bis zu seinem Tode fortgeführt hat und in dem er seinen Schülern die Schätze seines Wissens und seine reiche Bibliothek mit größter Uneigennützigkeit zur Verfügung stellte. In politisch erregten Zeiten waren auch seine Collegien noch stark besucht, so 1859 und 1863, wo er im Schützenhaussaale lesen mußte. Als Früchte seiner wissenschaftlichen Thätigkeit erschienen 1853 und in 2. Ausgabe 1854 die „Kosmographie des Istriers Aithikos im lateinischen Auszuge des Hieronymus", 1853 die Schrift „über Erdkunde und Karten des Mittelalters", 1856 die Aufsätze über „die Entzifferung der Hieroglyphen" und „die Entstehung und Beschaffenheit des fönikisch-hebräischen Alfabets" u. a. m. Die Hauptarbeit der sechziger Jahre war das ihn große Geldopfer kostende „Städtebuch des Landes Posen"; im J. 1863 entstand die in drei Auflagen verbreitete „Völkerschlacht bei Leipzig", im J. 1865 die Festschrift „über die Gewißheit der Geschichte". Seine letzte Veröffentlichung, zugleich die erste, die die lange Reihe seiner eigentlichen Hauptwerke einleiten sollte, ist der erste Band einer „Geschichte der Schrift und des Schriftthums" 1872. Aus seinem äußerst umfangreichen handschriftlichen Nachlasse wurde nur die Untersuchung „Zur Vorgeschichte der Bartholomäusnacht" 1879 von Georg Müller-Frauenstein herausgegeben. Der Werth seiner von Scharfsinn und Gelehrsamkeit zeugenden historischen Arbeiten leidet dadurch Abbruch, daß er das amtliche Quellenmaterial der Archive nicht genügend würdigte und zu wenig heranzog. Genau 35 Jahre nach seiner ersten Vorlesung starb W. infolge eines Gehirnschlags zu der Stunde, wo ein überfülltes Auditorium des Beginns der von ihm angekündigten Vorlesungen über die „Geschichte der Revolution von 1848" harrte.

Nach einer handschriftlichen Biographie von Georg Müller-Frauenstein.

Zusätze und Berichtigungen.

Band XL.

S. 486—489. Wagner, Ernst: Viel Neues bringen des Heidelberger Romantiker- und des Grimm'schen Kreises „Beziehungen zu Ernst Wagner", die R. Steig i. d. Zeitschr. f. dtsch. Philol. XXIX, 208—215, aus brieflichen Materialien aufdeckt. Er gibt dabei auch eine liebevolle Charakteristik Wagner's. Wichtig ist besonders Wilh. Grimm's anonyme ausführliche Recension von Wagner's „Histor. Abc eines reisenden Handwerksburschen" i. d. Heidelberg. Jahrbüch. 1810, V 2, 371 bis 374. Das „Festbuch zur hundertjährigen Jubelfeier der deutschen Kurzschrift zur Mosengeilfeier am 28. Juni 1896. Herausgegeben von Chr. Johnen" (1896) enthält nicht nur vielerlei Neues über Wagner's Herausgeber und Intimus Mosengeil (s. A. D. B. XXII, 368, XL, 487 u. 489), sondern S. 19 u. 25 auch Erwähnungen E. Wagner's selbst. L. Fr.

S. 578. Wagner, Rudolf: Ernst Wechsler, Wiener Autoren (1880), schreibt im Register S. VIII Valdek, im Texte S. 187 Valdeck, erwähnt ihn übrigens bloß. Ein Anonymus B(erthold) M(olden) [= Moldauer] schildert ihn im „Wiener Fremdenblatt" 1894 Nr. 273 als edle, unabhängige Persönlichkeit, berichtet von seinem Urtheil über Goethe, Grillparzer, Gerh. Hauptmann, und zählt seine litterarischen Freunde auf (R. M. Meyer i. d. Jhrsber. f. neuere dtsch. Literaturgeschichte V. Bd. IV 5, 536). Der angekündigte Detailnachtrag erschien nicht in der „Oesterreich.-ungar. Revue" für 1896, sondern findet in des Verfassers Buch „Vergessene deutsch-österreichische Litteraten" Aufnahme. Von der durch W. kundig verdeutschten classischen Michelangelo-Biographie Condivi's erschien 1898 (München) eine neue geschickte Uebersetzung von Justizrath Herm. Pemsel. L. Fr.

Band XLI.

S. 102. Z. 24 v. o. lies: (statt Worms) nach Ausweis des Kirchenbuchs in Gießen, wo sein Vater damals als Magister und Lehrer am Pädagogium lebte.

S. 197. Z. 4 v. u.: vgl. noch Wilh. Heims (Gera), Karl Wartenburg's Dramen: „Unser Vogtland", Monatschrift herausgeg. von G. Döhler, 1. Band (1894/95), 7. Heft, S. 260—268. L. Fr.

S. 206. Z. 21 v. u. lies: 1861 statt 1851.

S. 538. Z. 20 v. u. Weise, Karl: Ein entschiedenes Lob spendet ihm, nicht nur im Vorübergehen, Fr. W. Ebeling, Der deutsche Roman. Ein Mene-Tekel (1891), S. 30 f. Freundliche Skizze über „Karl Weise,

Drechslermeister in Freienwalde, ein Volksschriftsteller unserer Zeit", nach einem Vortrage O. Schreiber's, im „Leipz. Tagebl." 80. Jahrg. (1886), Nr. 73, 6. Beilage. L. Fr.

S. 600. Z. 23 v. o. Weissel, Ludwig F.: Nach frdl. Mittheilung der Wittwe des Dichters trug dieser den zweiten Vornamen Friedrich. Er verlegte das betreffende Werk in Grünberg, weil es ihre Heimath war, bei ihrem Vater und ist uns durch eine von ihrer Hand veranstaltete, leider nicht in den Buchhandel gelangte Sammlung seiner Lyrik, einen Band „Gedichte aus dem Nachlaß von Ludwig F. Weissel. Als Manuscript gedruckt für Freunde und Verwandte" (Grünberg. 1891), in seiner sinn-, gemüthvollen und formschönen Kunst näher gebracht worden: über die Hälfte Gelegenheitsgedichte, wiederum vortrefflich gelungen die Uebersetzungen, die wie Urtexte anmuthen. Auch Novellen hinterließ er handschriftlich. L. Fr.

S. 692—696. Welten nennt P. Ernst („Die neueste literar. Richtung in Dtschld.", „Neue Zeit" IX, I 509—519) neben Max Kretzer einzigen wirklichen deutschen Schüler E. Zola's. Scharfe Kritik des dreiactigen „Lustspiels" ‚Heirath auf Probe' vom 20. Dec. 1876 („Hambg. Nachr.") Jh. Wedde, Dramaturg. Spähne, S. 66. L. Fr.

S. 741. Z. 26 v. o. Wepler: Während die Familie nach dem Tode Emilie's 1818 als Geburtsjahr mittheilte, bezeichnete W. selber dem von mir citirten Brümmer 1826 als solches. „Platon und seine Zeit" erschien unter dem bezeichneten Pseudonym „Emil Welper", das sie nicht überall braucht, wie Brümmer annimmt. L. Fr.

S. 782. Z. 15 v. u. Wechsler, Ernst: Ein knapper aber würdiger Nekrolog in der Frankf. Zeitung 1893, Nr. 192. L. Fr.

S. 786—788. Wegner, Erneſtine: Sie wurde in Berlin allgemein Tini oder Tinchen genannt, ist 1883, nicht 1884, gestorben und feierte ihren größten Erfolg (nach Mittheilung P. Schlenther's, der ihr einen Nachruf, wol in der „Vossischen Zeitung", widmete) mit den Variationen zu „Kommt ein Vogel geflogen" von Ernst Scherz d. i. Siegfried Ochs. Ueber der Wegner erfolgreiches Auftreten mit plattdeutschen Liedern (von Gustav Lehnhardt componirt) als Hamburger Dienstmädchen und Vierländer Blumenverkäuferin in K. Th. Gaedertz' „Eine Komödie" (1880/81) s. dessen „Das niederdeutsche Schauspiel"² I, S. 223 Anm. L. Fr.

Band XLII.

S. 48. Z. 15 v. o.: Ein Porträt Franz v. Werner's, Kniestück und Oelgemälde, bezeichnet S. G. W., lieferte Dr. Gaston Murad Bey in Graz (Sohn von ihm?) zur „Internationalen Ausstellung für Musik und Theaterwesen Wien 1892": vgl. deren „Fach-Katalog zur Abtheilung für deutsches Drama und Theater" S. 217 Nr. 524. L. Fr.

S. 196. Z. 5 v. o. Weston: Sie ist kurz, aber doch nach den Hauptdaten ihres Lebens und Wirkens behandelt bei Heinr. Groß, Deutschlands Dichterinnen und Schriftstellerinnen² (1882), S. 253. L. Fr.

S. 282. Z. 16 v. o.: „Weyl, Joseph. Jugendträume [Bd.] II, 460" verzeichnet das „Litterarische Jahrbuch des ersten österreichischen Beamtenvereins" ‚Die Dioskuren' im General-Register Bd. XXV (1896), 497 a s. v. L. Fr.

S. 344—352. Widman(n): über den Chronisten Georg W. machte Kolb neuerdings genauere Mittheilungen i. d. „Ztschr. d. Hist. Ver. f. d. württ.

Franken“ N. F., VI (Jubiläumsheft): ein Artikel über sein Leben, sowie über die Handschriften seiner Chronik. — Mit Erasmus W. beschäftigt sich Musikdirector E. Schmidt in Rothenburg o. d. Tauber, sein jetziger Amtsnachfolger, der mich bei meinem Artikel hülfbereit unterstützt hat, gegenwärtig noch eingehender. Er machte Widmann's für Rothenburg bearbeitetes Choralbüchlein (in Zahn's 1896 aufgelöster hymnolog. Bibliothek [jetzt München Staatsbibl.]) ausfindig, veröffentlichte von den Heldengesängen auf Gustav Adolf gelegentlich des 300. Gustav-Adolf-Geburtstags zwei mit zwei andern (1 selbstcomponirt) Festgesängen und widmete sie dem schwedischen Kronprinzen Gustav Adolf. In demselben Briefe (Mai 1898), dem diese Notizen entstammen, schreibt er: „Das nach Augsburg gerichtete Lob- und Danklied hat zwar einen von W. gedichteten Text als Unterlage, die Melodie ist aber eine schon früher gebräuchliche“. Schmidt sammelt Daten und Belege für die Cantorei zu Rothenburg und die dortige Pflege der Kirchenmusik bis 1510 rückwärts und verdient in diesem Streben, wobei er u. a. zu dem Ergebnisse gelangte: „Speciell über E. Widmann, der vielleicht der bedeutendste unter den hiesigen Organisten und Cantoren gewesen, findet sich auffallender Weise sehr wenig“, nachdrückliche Förderung. „Ein Hochzeitlich Ehrengesänglein, dem . . . Herrn J. Leopoldo . . . Doctori zu Nürnberg . . . vnd mit vier Stimmen componiert, durch ERASMUM WIDMANNUM Halensem der zeit bestellten Cantorem, Organisten vnd Praeceptorem in [?] Classicum zu Rothenburg uff der Tauber“ (Nürnberg M.DCXV), ein Folioblatt, Partitur, Text („Agnes, mein Schatz“) von 5 Strophen verzeichnet Reinhard Vollhardt's „Bibliographie der Musik-Werke in der Rathsschulbibliothek zu Zwickau“ (1896), S. 263 Nr. 754. — Die Stellung des Faustbuch-Bearbeiters Rudolf Widmann innerhalb der Tradition und ihres Wandels ist vielfach neu und überraschend beleuchtet worden durch die Forschungen, die Gustav Milchsack in der Einleitung zum I. Theile seiner Ausgabe der ‚Historia D. Johannis Fausti des Zauberers‘ (Wolfenbüttel 1892—1897) niedergelegt hat; der II. Theil wird die Rolle, die dem gottgläubigen Schwaben W. innerhalb dieser neuartigen Entwicklung der Faust-Idee zufällt, verdeutlichen; doch seine Persönlichkeit rückt damit in kein andres Licht. Vgl. auch Al. Tille, Faust-Bücherei. I (1898).

Ludwig Fränkel.

S. 500—503. Wildenhahn, K. A.: Hrn. Prof. Dr. Jul. Wildenhahn in Annaberg, dem Sohne des Behandelten, verdanke ich eine Anzahl werthvoller Berichtigungen und Ergänzungen, deren wichtigste hier gedrängt folgen: Geburtstag 16. Febr. (nicht 14.), Todestag 12. Mai (nicht 14.). Die theologische Doctorwürde bekam W. für seine kirchengeschichtlichen Charakterbilder wie üblich honoris causa, mit etlichen andern Theologen 1846 zu Luther's 300. Todestage, als ‚eloquentiae sacrae laude ac plurimis libris docte, ingeniose et ad pietatem alendam accommodate scriptis clarissimus‘. — „Vollbrecht's Wallfahrt“ oder „Die Auferweckung des todten Christus“ beruht wesentlich mit auf Wildenhahn's Beeinflussung durch den reformirten Pfarrer Bridel in Montreux, wo dieser W. mit dessen erster, reformirter Gattin aus Vevey traute. „Ph. J. Spener“ (ins Holländ. übers.) und „Paul Gerhardt“ (4. Aufl. 1877) sind noch jetzt im lutherischen Norddeutschland viel gelesen. Wildenhahn's meiste Erzählungen wurden zwei oder drei Mal aufgelegt. Auch die „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“, leider ohne die

W. geläufige Mundart, sind noch beliebt und in Volksbibliotheken gesucht. — Als Hauslehrer bei General v. Cerrini in Dresden kam W. mit Ludw. Tieck in Beziehung und zu dessen litterarischen Abenden; ein Hohenstaufen-Drama begutachtete Tieck nicht ermuthigend. — Erst nach dem ungesuchten Eintritte ins Pfarramt vertauschte W. allmählich seine vom Studium her mehr rationalistische Anschauung mit streng kirchlicher, ward aber nie Zelot, sondern unterhielt mit reformirten Theologen regen Briefwechsel, mit dem katholischen Domcapitel zu Bautzen wissenschaftlichen Verkehr, zu den Herrnhutern der Lausitz innige Beziehungen. — Musik und musikgeschichtliche Studien nahmen in seinem Leben und Interesse einen breiten Raum ein: für erstere ward er früh durch seinen engsten Landsmann und Jugendfreund Robert Schumann gewonnen und in mehreren Instrumenten ausgebildet, den er in Schönefeld traute und nebst Mendelssohn u. a. Leipziger Musikern oft bei sich sah (besonders 1837—40). In Bautzen übte er in dieser Hinsicht anregenden Einfluß, bethätigte sich als Botaniker (in der naturwissenschaftl. Gesellschaft „Isis"), eifrigst in der „innern Mission", namentlich durch Errichtung von Rettungshäusern für verwahrloste Kinder. Der Politik blieb er zeitlebens durchaus ferne, was seiner amtlichen Thätigkeit in der Oberlausitz mit ihren zwei Confessionen, zwei Volksstämmen (W. lernte um seiner wendischen Pflegebefohlenen willen noch mit 50 Jahren deren Idiom) und andern provinziellen Gegensätzen zu gute kam. Vgl. auch das sympathisirende Urtheil bei Barthel(-Röpe), Vorlesungen üb. d. dtsch. Nationallit. d. Neuzeit[9], S. 473.

Ludwig Fränkel.

Band XLIII.

S. 481. Z. 16 v. o. Winterfeld, Ad. v., lies 1889 (statt 1888) als Todesjahr.

S. 485. Z. 9 v. o.: Im „Neuen Theater-Almanach" II (1891), S. 95, steht ein Nachruf, der „nur seine Thätigkeit für die Bühne kurz" berührt und Winterfeld's Uebersetzungen französischer und englischer Theaterstücke, darunter treffende Repertoirenummern, citirt. Vgl. auch Fr. Kirchner, D. dtsch. Nationallitteratur d. 19. Jhrhs. (1894), S. 433. L. Fr.

S. 579. Z. 16 v. o.: Ein sorgfältiger und höchst anregender Aufsatz H. Logeman's i. d. Anglia XIX, 117—134 (vergl. Academy vol. 50, nr. 1286, p. 595), ‚Johannes de Witt's visit to the Swan Theatre', plädirt mit nicht unwahrscheinlichen Beweisgründen dafür, Shakespeare's ‚Twelfth Night', III. Act, 4. Scene als Vorwurf der Witt'schen Zeichenskizze anzunehmen. Weiteres zu der ganzen Sache bringt der Unterzeichnete in der Anglia 1899. L. Fr.

S. 584. Z. 31 v. o.: Von Parisius' „Hoverbeck"-Biographie, diesem wichtigen Quellenwerke auch für Witt's Lebensbeschreibung, ist inzwischen des II. Bandes 1. Abtheilung (1898) erschienen, worin für Witt S. 22 f. (vgl. 47 und 53) in Betracht kommen. L. Fr.

S. 588. Z. 17 v. u. lies: Witte: Witte Corneliszoon de W. (With).

S. 721. Z. 25 v. u. füge hinzu: gedruckt wurde „H. Wohlthat, Der wilde Jäger von Bürger und eine Charakteristik des Dichters": Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung, 1884, Nr. 5, 6, 7. L. Fr.

S. 777. Z. 20 v. u.: Wasserburg (Philipp) starb erst Anfang Aprils 1897.

Band XLIV.

S. 456. Z. 1 v. u.: bezüglich der journalistischen Schriftstellerei Franz (Carl) Weidmann's vergleiche man jetzt seine wiederholt vermerkte Betheiligung an den österreichischen, meist zu Wien erscheinenden Zeitschriften in den Journalabschnitten von Aug. Sauer's eingehender Revision des der deutsch-österreichischen Litteratur nach 1800 gewidmeten Paragraphen in K. Goedeke's Grdr. z. G. d. d. D., 2. Aufl., Bd. VI (1898). E. V. Zenker, Gesch. d. Wiener Journalistik bis 1848 (1892), S. 118, bemerkt, um den Niedergang der Theaterkritik von der josephinischen Aera bis zum „Vormärz“ zu charakterisiren: „jetzt recensirt Bäuerle, weil er beliebter Theaterdichter ist, Saphir, weil er über eine gehörige Menge Witz verfügt und ihm niemand zu widersprechen wagt, Weidmann, weil er Schauspieler war, u. s. w.“.
L. Fr.

S. 463. Z. 11 v. u.: betreffs des Paul Weidmann'schen „Faust“ trage ich nach: K. Engel, Zusammenstellung der Faust-Schriften[2] (1885), S. 206, citirt etliche Widerlegungen seiner Lessing-Hypothese, behauptet, der Verfasser sei für den Augenblick nicht festzustellen, und verzeichnet unter Nr. 528 die zweite Auflage (1882) seines 1877er Druckes, wo er Lessing's behauptete Autorschaft fallen läßt und die wider seine Hypothese 1877/78 erschienenen Widerlegungen aufzählt. L. Fr.

X.

Xaver: Franz Xaver, Prinz und Administrator von Sachsen, in Frankreich unter dem Namen Comte de Lusace bekannt, der zweite Sohn des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen Friedrich August II., war am 25. August 1730 zu Dresden geboren. Seine Erziehung wurde durch Franzosen geleitet, die Erfolge des Unterrichts waren ungenügend, sogar das Französische, welches er schrieb, ist voll von Verstößen gegen Stil und Rechtschreibung; für das Soldatenwesen zeigte er entschiedene Neigung und in körperlichen Uebungen erwarb er Gewandtheit. Als 1756 der Siebenjährige Krieg ausbrach begleitete er seinen Vater in das Lager von Struppen, im nächstfolgenden Jahre wohnte er beim österreichischen Heere den Ereignissen des Feldzuges in Böhmen und in Sachsen bei. Am 11. März 1758 schloß sein Vater, der König-Kurfürst, mit der Krone Frankreich einen Subsidienvertrag, auf Grund dessen der Erstere sich verpflichtete zum Kriege gegen Preußen ein Corps von 10 000 Mann zu stellen, dessen Stamm die von König Friedrich II. zwangsweise in das eigene Heer eingereihten, aus letzterem aber massenhaft entwichenen ehemals sächsischen Soldaten, die sogenannten Revertenten, bilden sollten, welche durch das „Sammlungswerk" ihrer alten Fahne wieder zugeführt waren. Die Errichtung des Corps erfolgte in Ungarn. Im August 1758 langte dasselbe, zu gemeinsamem Handeln mit dem auf dem westlichen Kriegsschauplatze thätigen französischen Heere unter dem Marschall de Contades bestimmt, in der Grafschaft Mark an. Hier übernahm Prinz X., mit dem Range eines Generallieutenants bekleidet, sein Commando und bemühte sich nun zunächst die Truppe, deren Zustand Manches zu wünschen übrig ließ, in eine bessere Verfassung zu bringen; seine Geburt und seine Beziehungen zum französischen Königshause, auf der Verheirathung seiner Schwester mit dem Dauphin beruhend, waren für das Verhältniß, in welches er trat, günstig, aber seine Fähigkeiten waren nicht glänzend, seine alljährliche Entfernung vom Heere während der Wintermonate, die er am Hofe von Versailles zubrachte, sprach nicht dafür, daß seine Dienstpflichten ihm sehr am Herzen lagen; auch entzogen sie den Prinzen diesen Pflichten bei wichtigen Kriegsvorfällen.

Im Treffen von Lutterberg am 10. October 1758 stand er zum ersten Male vor dem Feinde. Er befehligte die aus zwölf sächsischen Bataillonen bestehende linke Flügelcolonne und trug durch seine Mitwirkung bei der Wegnahme des Großen Staufenbergs wesentlich zu dem unter dem Oberbefehle des Generals Chevert erzielten glücklichen Ausgange des Treffens bei. Xaver's Winteraufent-

halt am französischen Hoflager brachte ihn um die Theilnahme an dem am 13. April ausgefochtenen Treffen von Bergen, am Tage nach demselben traf er bei der Armee ein. Am 19. Juli übernahm sein bisheriger Begleiter, Graf Solms, als Generallieutenant unter dem Oberbefehle des Prinzen das Commando der Truppen. Auf dem Rückzuge nach der am 1. August geschlagenen Schlacht bei Minden, in welcher die Sachsen tapfer gefochten hatten, verlor Prinz X. seine gesammte Bagage. Sammt der sächsischen Kriegscasse fiel sie am 5. dem hessischen General v. Urff in die Hände, die prinzlichen „Equipage-Pferde" wurden vor englische Kanonen gespannt. Bei Eröffnung des Feldzuges im J. 1760 erhielt Prinz X. das Commando eines bei der französischen Hauptarmee unter dem Herzoge von Broglie gebildeten Reservecorps, aus 25 Bataillonen Infanterie, 20 Schwadronen Cavallerie, 16 Geschützen zusammengesetzt, zu denen noch eine Anzahl leichter Truppen kamen, im ganzen 22 210 Mann. Mit diesen besetzte er unter leichten Gefechten am 31. Juli Kassel, am 5. August Göttingen und blieb, nachdem seine Heeresabtheilung Ende jenes Monats auf 25 000 bis 30 000 Mann angewachsen war, zunächst in jener Gegend stehen, verlegte bei Beginn des Winters sein Hauptquartier nach Eisenach, von wo er zu Anfang des Jahres 1761 eine Vorwärtsbewegung machte, reiste dann aber nach Versailles und entging so der Theilnahme an dem für die sächsischen Truppen unglücklichen Treffen von Langensalza am 15. Februar. Auf die Nachricht davon kehrte er zum Heere zurück, verließ dasselbe jedoch bald wieder um nach Frankfurt zu gehen und übernahm erst Mitte Juni von neuem sein Commando. Als im Herbst die Uebermacht der Franzosen ihre Gegner unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig fast erdrückte, entsandte Broglie den Prinzen mit 18 000 Mann und schwerem Geschütze am 6. October von Eimbeck zu einem Unternehmen gegen Wolfenbüttel und Braunschweig. X. nahm erstere Stadt am 10. nach kurzer Beschießung durch Capitulation und schickte sich an die letztere am 13. zu bombardiren als Entsatztruppen unter dem Prinzen Friedrich von Braunschweig und dem hannoverschen General Luckner ihn nöthigten von seinem Vorhaben abzustehen und sich zurückzuziehen. Am 16. war er wieder in Gandersheim und für den Feldzug vom Jahre 1762 übernahm er, im Mai aus Versailles beim Heere eingetroffen, von neuem die Führung des aus seinen Sachsen und aus Franzosen bestehenden Reservecorps. Auf dem nämlichen Kampfplatze, auf welchem Prinz X. im J. 1758 zuerst mit dem Feinde in Berührung gekommen war, beschloß er seine kriegerische Laufbahn. Am 23. Juli erlitt er in einem zweiten Treffen bei Lutterberg eine verlustreiche Niederlage.

Nach Friedensschlusse wartete des Prinzen eine ganz andere Thätigkeit. Am 5. Octbr. 1763 starb sein Vater am Schlage, am 17. Decbr. des nämlichen Jahres folgte diesem Xaver's Bruder Kurfürst Friedrich Christian, welcher einer Erkrankung an den Blattern erlag, und X. übernahm nun mit dem Titel als Administrator für seinen minderjährigen Neffen, den Kurfürsten Friedrich August, die Regierung; seine eigenen Bestrebungen, den polnischen Königsthron zu besteigen, hatten ebensowenig Erfolg gehabt wie ihm später gelang zum Hochmeister des Deutschen Ordens gewählt zu werden. Mit Verständniß und gutem Willen unterzog er sich der von seinen Vorgängern in Angriff genommenen Aufgabe die dem Lande durch den Krieg geschlagenen schweren Wunden zu heilen. Es galt geordnete Verhältnisse herzustellen, die Schulden zu tilgen, Handel und Gewerbe zu fördern, die Landwirthschaft zu heben, das Heer neuzubilden, aber er erlahmte bald in seinen Bestrebungen. Heftig und herrisch, eigensinnig ohne selbständig zu sein, der erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnisse entbehrend, daneben verleitet durch seine Vorliebe für den Soldatenstand und beeinflußt durch Günstlinge, die meist Ausländer waren, gerieth er in Mißhelligkeiten mit seiner

Schwägerin, der Mutter des Kurfürsten, und mit seinen Ministern, der Aufschwung, den die Verhältnisse genommen hatten, gerieth ins Stocken und schließlich wußte der Administrator keinen anderen Ausweg als den, daß er vor der Zeit seinem Amte entsagte. Schon drei Monate vor Ablauf der für die Vormundschaft in Aussicht genommenen Zeit, am 15. September 1768, legte er sein Amt nieder. Im Genusse einer Rente von 70 000 Thalern lebte er nun eine Zeit lang auf Reisen, meist in Italien, wandte sich dann aber nach Frankreich, von wo er alles Heil für Sachsen und für sich erhoffte und unter dem Namen Comte de la Lusace lebte, erwarb Ende 1771 die Herrschaft Chaumot bei Sens, entäußerte sich derselben wieder um im Mai 1775 Pont-sur-Seine bei Troyes für 1 312 000 Francs zu kaufen, trat auch in das Heer, verließ aber Hals über Kopf das Land als die Revolution ausbrach, wurde 1793 als Emigrant seines Besitzes verlustig erklärt, lebte zuerst in Rom, kehrte dann nach Sachsen zurück und starb dort am 21. Juni 1806 auf dem ihm eingeräumten Schlosse Zabeltitz bei Großenhain. Er war seit dem 9. März 1765, zuerst heimlich, mit einer sehr schönen Italienerin, einer früheren Hofdame seiner Mutter, Gräfin Klara Spinucci (geboren am 29. August 1741, † am 22. November 1792) vermählt. Sein einziger Sohn, welcher Chevalier de Saxe und Graf Zabeltitz hieß, fiel 1802 als russischer Officier im Zweikampfe mit einem Fürsten Tscherbatow.

Pajol, Les guerres sous Louis XV. Paris 1881/88. — Schuster und Francke, Geschichte der Sächsischen Armee. Leipzig 1885. — Flathe, Geschichte des Königreichs Sachsen, II. Gotha 1870. — Des Prinzen in Pont-sur-Seine zurückgelassene „Correspondance inédite“ gab mit einer dürftigen „Notice sur sa vie“ Arsène Thévenot, Paris 1874, heraus. B. Poten.

Xeller: Christian (nicht Johann) X. (nicht Gseller), Maler, geboren am 18. August 1784 in der Reichsstadt Biberach, † am 23. Juni 1882 zu Berlin, lernte zuerst bei seinem Vater die Weißgerberei. Auf der Wanderschaft kam er nach Düsseldorf, trat aus der Werkstatt in die Akademie über und schloß dort eine enge Freundschaft mit Peter Cornelius, die bis zu dessen Tod unerschüttert aushielt. Nach fünfjähriger Studienzeit kehrte er ums Jahr 1808 in seine Vaterstadt zurück und verdiente sich zwei Jahre durch in Oberschwaben reichlich sein Brot als Porträtmaler. Nach einer größeren Reise durch Deutschland mit einem anderen Genossen des Düsseldorfer Freundeskreises, dem Kupferstecher Karl Barth, kam er im J. 1810 nach Frankfurt a. M., wo er mit Cornelius, der ums Jahr zuvor dahin gegangen war, zusammenzog. Mit einem Reisestipendium des Königs Friedrich von Württemberg begleitete er den Freund im Herbst 1811 nach Rom, von wo er nach damaligem Brauche eine Arbeit nach Stuttgart einsandte, bestehend in Copien der vier Facultäten nach Rafael. Als aber weitere Mittel aus der Heimath ausblieben, vielleicht weil er in Rom katholisch geworden war und auch Andere, wie z. B. Overbeck, zu diesem Schritte antrieb, mußte er zu Anfang des Jahres 1813 mit Unterstützung von Thorwaldsen, Overbeck u. A. nach Deutschland zurückkehren, wo er sich vier Jahre der Reihe nach in Biberach, München, Nürnberg, Frankfurt und Aschaffenburg mit Bildnißmalen und geringeren Arbeiten für Kunsthändler und Fabrikanten durchzuschlagen hatte. Von den Brüdern Boisserée zu Anfang des Jahres 1817 nach Heidelberg gezogen, diente er diesen als Restaurator von Gemälden ihrer Sammlung, deren er auch einige zeichnete und radirte. Außerdem malte er dort wieder Bildnisse und gab Unterricht, wodurch er zum ersten Lehrer des berühmten Landschafters Karl Rottmann wurde. Vielleicht fällt in diese Zeit das edle Bildniß des Philosophen Hegel, das durch den Stich von F. W. Bollinger eine weite Verbreitung gefunden hat.

X. litt jedoch neben Freunden wie Cornelius an dem, bei einem Oberschwaben überraschenden, Mangel einer schöpferischen Künstlerphantasie; er beschränkte sich nicht ohne schwere innere Kämpfe, aus denen schon sein Uebertritt zum Katholicismus hervorgegangen sein soll, mehr und mehr aufs Porträtiren und aufs Copiren alter Bilder, nachdem er in früherer Zeit auch Landschaften, religiöse und historische Bilder unter sichtlicher Einwirkung seiner Studien an den alten deutschen, besonders den schwäbischen Meistern geschaffen hatte. Unter diesen Umständen ließ er sich gerne, von Schinkel und Waagen empfohlen, im J. 1825 nach Berlin einladen, um dort unter Schlesinger's Leitung Gemälde für das Museum zu restauriren. Auf der Reise dahin durfte er mit einem Einführungsbriefe von Marianne v. Willemer, die ihn schon in den Jahren 1810 und 1811 in Frankfurt a. M. kennen und schätzen gelernt hatte und ihrer Empfehlung eine Zeichnung Xeller's vom Heidelberger Schlosse beilegte, in Weimar bei Goethe vorsprechen (s. Briefw. zw. Goethe u. M. v. Willemer, S. 199 f.). Seine Leistungen als Restaurator fanden in Berlin alle Anerkennung und verschafften ihm im October 1830 eine feste Anstellung mit 500 Thalern jährlich. Im J. 1855, nach Schlesinger's Tod, wurde ihm die Oberleitung der Restaurationsarbeiten im Museum übertragen und im J. 1857 erhielt er den Titel eines Professors. Schon 80 Jahre alt schloß er einen überaus glücklichen Ehebund mit Wilhelmine Ponath, der 56jährigen Tochter seiner langjährigen Hauswirthin. X. war, wie viele bei Eelking und Riegel abgedruckte Briefe von ihm beweisen, ein Mann von reinem und reichem Gemüthe, mancherlei Kenntnissen und oft merkwürdig treffendem Urtheil in Sachen der Kunst. Ein lebensvolles Selbstbildniß findet sich in phototypischer Wiedergabe bei Riegel.

Vgl. Riegel, Peter Cornelius. Festschrift ꝛc., S. 424 ff. — M. von Eelking, Künstlerbriefe a. d. Jahren 1809—1844, S. 2 ff. im Archiv f. d. zeichn. Künste, Jg. 15 (1869). — Förster, Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch I, 71 ff. A. Wintterlin.

Xylander: Karl August Anton Aloys Josef Ritter von X., königlich bairischer Generalmajor, am 4. Februar 1794 zu München als der Sohn eines Militärbeamten geboren, kam im J. 1806 in das dortige Cadettencorps und aus diesem als Unterlieutenant des Ingenieurcorps im J. 1812 zunächst nach Augsburg in Garnison, wo er bei der Herstellung alsbald in Angriff genommener Befestigungsanlagen thätig war. 1817 als Oberlieutenant nach Landau versetzt nahm er an den durch den zweiten Pariser Frieden veranlaßten Arbeiten der Grenzberichtigungscommission unter dem General v. Maillot theil, mußte aber aus Gesundheitsrücksichten abgelöst werden und wurde im December 1818 als Lehrer zum Cadettencorps im München commandirt. Er war damals mit August Graf Platen befreundet, ein an X. gerichtetes Gedicht ist in dessen Werken abgedruckt. X. entfaltete alsbald neben seiner Lehrthätigkeit eine ausgebreitete schriftstellerische. Es erschienen, nachdem er schon 1818 eine Arbeit über „Die Strategie und ihre Anwendungen" veröffentlicht hatte, eine Schrift „Was ist neuere Befestigungskunst" (1819), ein mehrbändiges an vielen Unterrichtsanstalten eingeführtes „Lehrbuch der Taktik" (München 1820—1823), derjenigen Wissenschaft, welche er hauptsächlich vortrug; „Die Heeresbildung" (1821); „Betrachtungen über die Infanterie" (1827); „Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit" (1831). Ferner übersetzte er aus dem Schwedischen eine Schrift des Generals Virgin „Die Vertheidigung der Festungen im Gleichgewichte mit dem Angriffe" (1820), sowie eine vom Oberst Lefren verfaßte „Ueber Kriegsentwürfe" (1824) und schrieb „Beiträge zur Geschichte des schwedischen Krieges von 1808/1809" (Berlin 1825), gab mit dem Oberlieutenant v. Aretin eine Zeitschrift „Kriegsschriften" (1820—1823) und mit L. Kretschmer

eine andere „Militärische Mittheilungen“ (1828—1831) heraus. Seine litterarische Wirksamkeit wurde durch die Ernennung zum Mitgliede der Schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften und zum Ehrendoctor der Universität München, sowie von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen durch die Verleihung der Goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft anerkannt. Auch unterrichtete X. den nachmaligen König Maximilian II. und den Herzog August von Leuchtenberg; den Norden Europas hatte er auf einer achtmonatlichen Reise kennen gelernt. Im J. 1831 wurde er, seit 1826 Hauptmann und bis zum Jahre 1849 allmählich zum Generalmajor aufsteigend, zum Vertreter des Königreichs Baiern in der Bundes-Militärcommission zu Frankfurt a. M. ernannt, eine Stelluug, welche er bis zu seinem dort am 2. November 1854 erfolgten Tode innegehabt hat. In den Jahren 1848 und 1849 war er Mitglied der in Frankfurt tagenden Nationalversammlung, alsdann einige Zeit Gesandter am Bundestage und an einigen kleineren deutschen Höfen. Während dieser ganzen Zeit beschäftigte er sich mit den Vorarbeiten zu einer umfassenden Geschichte der Kriegskunst. Das Studium alter Sprachen, welches er zu diesem Zwecke betrieb, veranlaßte ihn zur Veröffentlichung mehrerer Schriften über solche. Aus seiner Ehe mit einer Tochter des bairischen Generals und Commandanten des Cadettencorps v. Tausch stammen zahlreiche Söhne, welche als Officiere im bairischen Heere gedient haben oder noch dienen.

Allgemeine Zeitung, Augsburg 1854, Nr. 339, Beilage. — Militär-Conversations-Lexikon, hsg. von v. d. Lühe, VIII. Adorf 1841.

B. Poten.

Xylander: Wilhelm Holtzman — so steht der Name auf seinem deutschen Euklid, Andere schreiben auch Holtzmann oder Holzmann —, der sich schon in seiner Studentenzeit (Guilielmus) Xylander nannte, war geboren am 26. December 1532 zu Augsburg, der Stadt die auch er als liebende Mutter und Pflegerin gelehrter Söhne preist. Als Kind rechtschaffener, gänzlich unbemittelter Eltern sollte er ein Handwerk erlernen: allein das frühzeitig sich offenbarende Talent des Knaben erkannte und förderte der treffliche Augsburger Humanist, Rector und Bibliothekar Xystus Betulejus (Sixt Birck oder Birken), der hochberühmt war und ist, auch als erster Herausgeber der Sibyllinen und erster Commentator — nicht erster kritischer Bearbeiter (wie Scherer A. D. B. II, 657 sagt) — des Lactanz, sowie als Erklärer philosophischer Schriften Cicero's und nicht zum wenigsten als Verfasser von deutschen und lateinischen Schulkomödien. In der Naenia, die X. unmittelbar nach dem Tode des theuren Lehrers verfaßte und zwei Jahre später (1556) im Anhang seines Psellus drucken ließ (sie steht auch im Corp. Poet. Germ. T. VI) heißt es u. a.: Tu me susceptum primus puerilibus annis | Informas pietate, decoris moribus ornas, | Prima docesque elementa rudem, tu prima futuris | Fundamenta locas studiis, tu primus honestis | Artibus imbutum Latium linguaeque Pelasgae | Pulcrum idioma doces, tu primus deinde sacratas | Bellerophontaei fontis deducis ad undas. | Tu Mecoenates, qui nostra incoepta foverent | Concilias tutumque iter ad sublimia monstras. Als ‘Mäcen’ erwies sich zunächst der Burgermeister Wolfgang Rehlinger, der ihm Unterstützung von der Stadt vermittelte. So besuchte er zuerst die St. Ulrichsschule, wo der Abt nach einem Vertrag mit dem Rath acht Stipendiaten erhalten mußte, und nach Aufhebung derselben wurde er mit noch fünf anderen aus der St. Antonipfründe erhalten und in die St. Annaschule versetzt. Dieser (bisweilen mißverstandenen, ja gelegentlich — wol weil W. Rehlinger später nach Straßburg übergesiedelt war — nach Straßburg verlegten) Schulverhältnisse gedenkt X. in der Zueignung seines Stephanus Byz. an den Sohn Karl Wolfgang Rehlinger. Schon mit 16 Jahren

machte er recht gute Verse und übersetzte die ganze Ἰλίου ἅλωσις Tryphiodor's in lateinische Hexameter: diese Jugendarbeit (de Troiae eversione) ließ dann Oporinus ohne sein Wissen drucken; deshalb revidirte er die Uebersetzung später und diese Umarbeitung erschien in der Baseler Diodorausgabe 1578 (auch Paris 1647) Fol.

So vorbereitet wurde er nach Tübingen geschickt und am 21. August 1549 (für 13 Kreuzer) von dem Rector Jo. Sichardus inscribirt. Auch über den Tübinger Aufenthalt spricht sich X. selbst aus in der Widmung seines Diophantus an den Herzog Ludwig von Württemberg. Außer Griechisch und Lateinisch, auch Hebräisch, studirte er besonders die Aristotelische Philosophie bei Jakob Schegk: und unter dem Decanat dieses bekannten Philosophen, Philologen und Arztes wurde er bereits am 12. März 1550 Baccalaureus. Auch Physik und Heilkunde trieb er und in der Mathematik bildete er sich besonders aus, aber ganz als Autodidact: aus Büchern konnte er sich rühmen eine gründliche Kenntniß der Geometrie und höheren Rechenkunst erworben zu haben. Dabei hatte er mit den bittersten Sorgen zu kämpfen, da er nur zeitweise geringe Unterstützungen aus Augsburg erhielt. Dorthin kehrte er nach beinahe fünfjährigem Studium zurück, gerade um die Zeit des Todes seines Lehrers Betulejus († am 19. Juni 1554). Eine Zeit lang nahm ihn der Augsburger Rathsherr Joh. Heinr. Herward bei sich auf und erwies ihm weitere Wohlthaten, hatte auch Einfluß auf seine Bildung; und in der Widmung seiner Uebersetzung des Dio Cassius an ihn heißt es: tu, patrone optime, cum me in familia tua aliquamdiu commode et liberaliter habitum auctoritate et hortatu, officiis insuper et beneficiis eo adduxeris, ut optimum Romanae historiae conditorem D. C. de Graeco Latinum facerem etc. Auch das gräflich Fugger'sche Haus bewährte an dem armen Mitbürger die gewohnte, großartige Munificenz, und vor allem war es der mit diesem eng verbundene größte und geschätzteste Gelehrte des damaligen Augsburg, Hieronymus Wolf, der ihm vertrauten, bildenden Umgang gewährte; durch ihn erfuhr er den nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch moralischen Einfluß der Philosophie. Als dieser, auch um die Erschließung der Byzantiner so verdiente Mann die Chronik des Zonaras aus der durch Anton Fugger erworbenen Handschrift zum ersten Mal griechisch und lateinisch bearbeitete, feierte X. beider Verdienst in einem griechischen und einem lateinischen Gedicht, die im Anhange des Psellus zwischen einem langen und langstieligen Carmen de Philosophia et eius partibus und jener Naenia gedruckt wurden. Dem Antheil solcher Freunde und der Philosophie schreibt er es zu, daß er trotz aller Dürftigkeit und Ungunst des Schicksals den Studien treu blieb, und in der Widmung des Psellus an den Grafen Ulrich Fugger schreibt er (Augsburg, November 1556) u. a.: quod tot incommodis, infortuniis, miseriis oppugnatus haec ipsa studia non deserui, quod perduravi et expugnatus non sum, quamvis mea me Ate affligat qualem Hercules ab ortu suo infestam habuisse tradit Homerus, partim fructibus quos ex Philosophia caepi, partim his qui me sibi defendendum fovendumque sumpserunt assigno. Schon 1555 hatte er die vier ersten Bücher Euklid's aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt und erläutert: das eigenhändige Manuscript übergab er dem Augsburger Magistrat, 'der auch solches günstiglich angenommen und in sonderen Gnaden gegen ihn erkannt habe', wie er 7 Jahre später in der Zuschrift an Stadtpfleger, Burgermeister und Rathsverwandte vor der verbesserten und erweiterten Ausgabe dieses Werkes schreibt: 'denn es ligt am tag, daas E. E. H. und W. mich in armut und allerlei unkhommer gebornen und aufferzognen, von jugennt auff, bis dahin daas ich mir selbst helffen und rhaten mögen, miltigklichen und ja mit väterlicher trew zum studiern dahaim, unnd dann auff

der Schulen hatt gehalten und verlegt: da ich sunst unvermögenlichait halben mich auff andre sachen hätte begeben muessen'. Durch diese 'Rathsverehrung' und sonstige Unterstützung wurde es X. ermöglicht nochmals 'auff die Schulen' und zwar auf die Universität Basel zu gehen. Am 20. Juli 1557 wurde er dort immatriculirt und am 9. Februar 1558 — wie zwei Jahrzehnte zuvor sein Lehrer Betulejus — zum Magister Philosophiae promovirt. Nach Basel hatte ihn aber vor allem auch die Beziehung zu dem gelehrten Buchhändler Oporinus getrieben. Für ihn hatte er schon 1556 zwei editiones principes byzantinischer Schriftsteller vollendet, unter dem deutlichen Einfluß von H. Wolf und bei dem zweiten auch von J. Schegk. So erschienen: „Georgii Cedreni chronicon ab orbe condito ad annum Christi 1057, graece et latine cum Guil. X. versione & notis" (die Uebersetzung wiederholt a Carolo Annibale Fabrotto emendata in der mit Noten Jacobi Goari vermehrten Folioausgabe Paris 1647 und Venedig 1729) mit einer Widmung an die Grafen Marcus und Johann Fugger, die Söhne des 'Heros' Anton, sowie — mit der erwähnten Widmung an Graf Ulrich und den oben angeführten Gedichten — „Pselli doctiss. viri perspicuus liber de quatuor Mathematicis scientijs, Arithmetica, Musica, Geometria & Astronomia Graece & Latine nunc primum editus Guil. X. Aug. interprete". Die werthlose Compilation des Michael Psellus hielt X. für werth 'auf Schulen' — natürlich hohen — Anfängern erklärt zu werden und er nimmt in seinen Anmerkungen wiederholt Bezug auf seine — erst sechs Jahre später gedruckte — deutsche Euklidübersetzung. Eine ganze Reihe von Erzeugnissen seines Fleißes trat aber 1558 ans Licht. Das bedeutendste war: „Dionis Cassii historiae Romanae libri XXVI cum fragmentis amissorum summa fide diligentiaque de Graecis Latini facti" mit der Epitome des Xiphilinus in der, von X. revidirten, Uebersetzung, die Wilhelm le Blanc aus Albi 1550 dem Cardinal von Armagnac gewidmet hatte (bei Oporinus in Fol., auch Lugduni 1559 und ex eadem versione a Io. Leunclavio emendata cum ipsius notis Frankfurt a. M. 1592, ferner mit dem griechischen Text Paris 1591 und Hanau 1606 in Fol.). Den Dio hatte X. im J. 1557 in sieben Monaten übersetzt: und trotz dieser eiligen Arbeit finden sich in der Uebersetzung und in den Anmerkungen zu Dio und Xiphilin eine große Anzahl Emendationen, zum Theil von bleibendem Werth. Ferner betheiligte sich X. an der Veröffentlichung von Beiträgen Melanchthon's zur classischen Philologie, indem er dessen lateinische Uebersetzung des Euripides aus sehr nachlässig geschriebenen Heften verbesserte und die damals nicht vorhandene Hecuba selbst übertrug (die Hecuba Philippea wurde in der Frankfurter Ausgabe 1561 nachgebracht): und diese Uebersetzung widmete er dem Augsburger Rathsherrn Joh. Bapt. Heinzell, der alles Mögliche für ihn gethan hatte multos iam per annos publice privatimque defendendo iuvando augendoque et ornando. Fast gleichzeitig gab er (bei Braubach in Frankfurt) für die studiosi graecae linguae atque poeseos adolescentes den Theokrit heraus mit griechischen Scholien des Zacharias Kalliergos zu den 18 ersten und eigenen adnotatiunculae zu den übrigen Idyllen. Endlich brachte dasselbe Jahr noch die auf Konrad Gesner's Betrieb unternommene und bei ihm (Tiguri 1558, auch Lugduni 1559 in 12°, sowie in der Verbesserung des Mericus Casaubonus London 1645 u. öfter) erschienene Bearbeitung: „M. Antonini Imperatoris de se ipso & ad se ipsum libri XII. Graece et Latine ex versione Guil. X. cum eius notis". Diese Ausgabe ist hervorzuheben als editio princeps des wichtigen Büchleins und als Vertreterin eines seitdem verschollenen Heidelberger Codex: sie hat aber erhebliche Mängel, auch durch den flüchtigen Druck, der zehn Jahre später X. selbst zu einer Revision veranlaßte.

In der früher erwähnten epistola dedicatoria zum Dio spricht X. von seinen unermüdlichen, oft vergeblichen Mühen und Arbeiten, seinem flagrans amor zur Wissenschaft, der ihn adversissima quaeque et acerbissima habe ertragen lassen: und er fügt eine Elegie hinzu, in der er kundgibt, daß er im 18. Jahr studirte, um Muße zu erwerben, jetzt genöthigt sei sein Brot damit zu verdienen; dabei gedenkt er der adversi infelix comes imprudentia fati, seiner errata und seiner culpa als Ursachen seiner traurigen Lage und fährt fort: Vtcumque excidimus praeclaris protinus ausis: | Iam quaerant, quibus hoc fata dedere, decus. | Et mea cum Fortuna solo me afflixerit atque | Abiectum cogat serpere praeter humum | . . . . Ergo divinis quantumvis aeger inhaerens | Artibus et studiis deditus ingenuis: | Vt tolerare queam victum et sustenter honeste, | Non aspernandi fruge laboris alor. | . . . . Quin etiam a nobis aliquos Respublica fructus | Sperat et ipsa suo patria iure petit. | Non mihi nunc alios incumbit cura docendi: | Forsitan hoc aliquo tempore munus erit. Diese Anspielungen sind zum Theil für uns dunkel: sicher falsch ist die Angabe, daß X. in Basel schon zu dociren angefangen hätte und zweifelhaft die Annahme, daß er sich vergebens um eine Lehrstelle beworben habe: die Baseler Universitätsacten ergeben nur die beiden oben angeführten, gleichfalls verschiedene Angaben berichtigenden Daten. Wol aber erfolgte gerade damals eine Wendung seines Schicksals, und es erfüllte sich, was Oporinus prophezeit hatte in seiner Trostelegie unmittelbar nach jener Klage (März 1558), schon sei der Lohn für so viel Anstrengung dem bereits berühmt Gewordenen nach mancher Enttäuschung nahe: Et qui prae manibus tibi nunc Plutarchus habetur | Forte sui fructum nominis ille dabit.

Auf Ermunterung seiner Freunde, besonders des H. Wolf und Joh. Ludw. Carinus, hatte er angefangen den Lieblingsschriftsteller der damaligen Welt Plutarch zu übersetzen und hatte auch dem Kurfürsten von der Pfalz sein Vorhaben und seine bedrängte, fast verzweifelte Lage beweglich dargestellt. Nun war am 28. Januar 1558 Micyllus gestorben und damit die Professur der griechischen Sprache in Heidelberg erledigt, gerade in dem Jahr, dem vorletzten seiner so kurzen wie glänzenden Regierung, in dem Otto Heinrich durch Berufung berühmter Gelehrter, wie Petrus Lotichius, Thomas Erast, Caspar Agricola, die von ihm gründlich reformirte Universität zu heben suchte und wußte. Johannes Sturm empfahl angelegentlich seinen Freund Bernhard Bertrand: wenn aber weder dieser die Stelle erhielt, noch Johann Fabricius Boland, der sich selbst angeboten hatte und mit dem man eine Weile verhandelt hatte, wenn vielmehr der Kurfürst selbst darauf hinwies, daß man mit dem jungen X. einen Versuch machen könne, und dieser dann wirklich durch Entschließung vom 15. August 1558 'zum Versuch auff- und angenommen' wurde, so hatte er das nicht allein dem Ruf seiner Begabung, Gelehrsamkeit und Arbeitsamkeit zu verdanken, sondern auch der persönlichen Fürsprache Erast's, der ihn in Basel kennen und schätzen gelernt hatte, und des kurfürstlichen Rathes Eheim, der auch aus Augsburg stammte und früher in Tübingen als Rechtslehrer und Professor des Aristotelischen Organon gewesen war. Mit Erast, Eheim und Andern gehörte X. auch zu den Anhängern Zwingli's in Heidelberg, die damals den strengen Lutheranern, wie den Philippisten gegenüberstanden. Dadurch wurde X. auch späterhin in die kirchlichen Streitigkeiten verwickelt und zeigte sich darin fest, obwol er mehr durch seine Freunde als durch eigene Vorliebe für diese Fragen dazu kam und die Folgen seiner Betheiligung für ihn um so empfindlicher waren, als er nicht, wie Erast, unverheirathet und unabhängig lebte, sondern bald nach Neigung und ohne Rücksicht auf Umstände eine glückliche Ehe einging und für seine Familie schwer zu sorgen und zu schaffen hatte. Als Besoldung

erhielt er zunächst nur 100 fl. und bezog die von Micyllus innegehabte Dienstwohnung. Nach den Annalen der Universität hielt er am 17. August schon seine erste Vorlesung und erhielt das Haus des Micyllus am 2. September: dem gegenüber sind noch mit 'Basel' die Vorreden zum Theokrit und Euripides mit dem 31. August und 1. September gezeichnet und am 22. October steht er als professor graecarum litterarum in der Matrikel, in der die Einträge freilich sehr unregelmäßig erfolgten. In den Senat wurde er auch erst am 22. Decbr. aufgenommen. Seine Vorlesungen über griechische und römische Schriftsteller, Dichtkunst und Beredsamkeit fanden lebhaften Beifall; daneben fuhr er in seinen Arbeiten eifrigst fort, kam aber aus der Noth nicht heraus. Den Nebenverdienst, den er sich durch Collegien und Schriften erwarb, berechnet er selbst auf jährlich etwa 100 fl.; solche Einkünfte reichten trotz der damaligen Billigkeit um so weniger aus, als er ohne Besitz an Büchern und Hausrath ankam, wol manche Schulden zu decken hatte und dabei großmüthig, freigebig, liebreich und gesellig war. Am 20. Juni 1560 bat er um die 50 fl., die Micyllus mehr als er bezogen hatte, als 'Oel auf seine Lampe' und auf Erast's Fürsprache erhielt er wenigstens 30 fl. Zulage und dankte dem Kurfürsten Friedrich III. dafür in der Zueignung seiner lateinischen Uebersetzung von Plutarch's Viten. Damals war der berühmte französische Plutarch von J. Amyot erschienen: und da X. des Französischen nicht mächtig war, half ihm der Jurist Franz Balduin aus, und X. gewahrte mit Vergnügen, daß er oft unabhängig in Verbesserungen mit Amyot übereinstimmte. Die Vorrede zeigt seine Begeisterung für die Sache, aber auch die, manche Mängel erklärende Nothwendigkeit fami non famae zu schreiben, wie er selbst sagt und Thuanus aus ihm und nicht aus eigenem Witz (wie Huetius, de claris interpretibus II p. 278 angibt): und obwol die Uebersetzung der Viten von Herm. Cruserius vorgezogen wurde, hat doch W. nicht geringes für den Text geleistet und die gerechte Anerkennung noch von Wyttenbach u. A. gefunden. Die „Parallela“ erschienen zuerst mit Noten (ohne das Griechische) in Heidelberg 1561, Fol. (später Basel 1592 und Frankfurt 1592 in 8° u. ö.). Von den „Moralia“ erschienen zuerst die Abhandlungen „de audiendis poetis et de Homeri poesi“ griechisch und lateinisch mit Anmerkungen Basel 1566 in 8°, dann die Gesammtübersetzung mit Anmerkuugen, Basel 1570 Fol. (später griechisch-lateinisch, Frankfurt 1599 u. öfter), und zwar mit Widmungen an die Söhne Friedrich's III., die Einzelausgabe an Prinz Christoph, der gerade 1566, vierzehnjährig, Rector magnificentissimus wurde, das Hauptwerk an den Prinzen Ludwig, den er unverblümt um Unterstützung angeht mit dem Zusatz: Credo non defuturos, quibus haec nostrae praefationis coronis putida et sordida videbitur. Sed meae res sic sunt, sic est animi candor. Et Tuae, princeps, humanitatis certus sum haec acceptiora fore, quam per adulandum et ambages quaesitam (ut hodie vulgo fit) liberalitatis tuae solicitationem etc. Noch vor dem Erscheinen der Moralia hatte X. 1568 in Basel (wiederholt Straßburg 1590) den M. Antoninus zum zweiten Mal herausgegeben und dabei durch Hinzufügung der kleinen Schriften, die er zuerst aus dem berühmten Heidelberger Paradoxographencodex Pal. Gr. 398 veröffentlichte (griechisch und lateinisch mit Anmerkungen) einen stattlichen Octavband erzielt, nämlich: „Antonii Liberalis metamorphoses, Phlegon de mirabilibus, longaevis et Olympiis, Apollonii historiae mirabiles & Antigoni mirabilium narrationum congeries.“ Und im selben Jahre 1568 erschien in Basel sein „Stephanus Byzantinus de urbibus“ Fol. griechisch mit vielen Verbesserungen, während die lateinische Uebersetzung, die er dazu versprochen, wol begonnen, aber nicht fertig gebracht wurde. Endlich erschienen gleich nach den Moralia noch „Strabonis Geographiae libri XVII Latine ex versione Guil. X. cum eiusdem notis et

castigationibus“ (Basel 1571 Fol.), auch mit einigen schlechten Landkarten (die Uebersetzung ist mit dem griechischen Text und Isaac Casaubonus’ animadversiones wiederholt Genf 1587 und auch in der nach dessen Tode von Morelli besorgten Ausgabe Paris 1620 sind zwar seine Anmerkungen erweitert, aber die Uebersetzung nicht, wie der Titel sagt, ab Is. Casaubono recognita, sondern einfach neugedruckt). Trotz der Eilfertigkeit und Flüchtigkeit, welche Casaubonus dieser Arbeit zum Vorwurf machte, haben sich auch hier nicht wenige Emendationen des X. bewährt und gehalten.

Die zwölf Jahre, welche diese und andere Arbeiten des unermüdlichen Mannes zeitigten, waren auch reich an sonstigen Ereignissen und Erlebnissen in seinem öffentlichen Wirken. Im J. 1560 war X. mit dem Mediciner Curio ad procurationem rei vinariae et frumentariae berufen worden bei der damals üblichen Verwaltung der Güter und Gefälle durch die Professoren, die vielfach, und auch bei X., nicht in die rechten geschäftskundigen Hände kam. Im selben Jahre wurde er an Stelle des Decans mit Anderen deputirt zu der von Friedrich III. veranlaßten Reorganisation des Pädagogiums, und im Laufe der Verhandlungen wurde er dann mit dem Decan und dem Physiker S. Melanchthon (dem Neffen Philipp’s) für die Abhaltung der Prüfung und Abfassung des Katalogs mit den Lehrern bestimmt. An der Universität zeigten sich gerade damals sowol bei der 1546 hergestellten Gesammtburse als bei der einen der beiden von der Vereinigung ausgenommenen Bursen, dem Collegium Dionysianum (der Armenburse), mancherlei Uebelstände. Für die Bildung einer Commission zur Abstellung bezeichnete Franz Balduin X. nebst Agricola und Cißner als homines non solum doctos et litteratos, sed et in eo genere vitae educatos et totam horum sive instituendorum sive regendorum studiorum rationem bene intelligentes neque iam aliis negotiis impeditos, qui pro sua in rempublicam nostram benevolentia facile et velint et possint hanc curam suscipere. Ueber den damaligen Verlauf der Sache ist nichts Näheres bekannt: wol aber war X. dann am 3. Mai 1562 als Stellvertreter des abwesenden Decans bei der Visitation betheiligt, welche infolge der Klagen über das Dionysianum und seinen Vorsteher stattfand. Im J. 1561 war er ferner als Bibliothekar an der kurfürstlichen Bibliothek angestellt worden mit einer Besoldung von 20 fl.: und in demselben Jahr übernahm er auch vorübergehend die Mathematik. Daß er für dieses Fach, obwol Autodidact, durchaus geeignet war, erkannte kein Geringerer an als Petrus Ramus, der bei seiner Aufforderung an die deutschen Fürsten, Lehrstühle für Mathematik an ihren Universitäten einzurichten, für Heidelberg ausdrücklich X. als den rechten Mann empfahl (prooemium mathem. in tres partes distributum, 1567 u. ö.). Mit dieser Uebernahme mag es zusammenhängen, daß X. jetzt seine Arbeit am Euklid aufnahm und vollendete: „Die sechs Erste Bücher Euklidis vom Anfang oder Grund der Geometrj. In welchen der rechte Grund nit allain der Geometrj (versteh alles kunstlichen, gewisen und vortailigen Gebrauchs des Zirckels Linials oder Richtscheittes und andrer Werkzeuge, so zu allerlaj abmessen dienstlich) sonder auch der fürnemsten stück und vortail der Rechenkhunst, furgeschriben und dargethon ist. Auß griechischer sprach in die Teutsch gebracht, aigentlich erklärt, Auch mit verstentlichen Exempeln, gründlichen Figuren, und allerley den nuz für augen stellenden Anhängen geziert, dermassen vormals in Teutscher sprach nie gesehn worden. Alles zu lieb und gebrauch den Kunstliebenden Teutschen, so sych der Geometrj und Rechenkunst anmassen, mit vilfältiger Mühe und arbait zum treulichsten erarnet und in Truckh gegeben durch Wilhelm Holtzman genant Xylander von Augspurg Griechischer Professor des Churf. Studiums in Heydelberg (Vollendet durch Jacob Kundig zu Basel in Joanns Oporini kosten im jar 1562 auff den dreyßigsten

tag des Winmonats)" in kl. Fol. Diese erste Bearbeitung des Euklid in einer Volkssprache (die dann Jan Pietersz zu seiner Uebersetzung ins Holländische, Amsterdam 1602, benutzte, aus der Seb. Curtius Amsterdam 1618 und 1634 sie wieder deutsch machte) ist in Absicht auf die deutsche Sprache gewürdigt von A. G. Kästner in Gottsched's Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit VII, Leipzig 1741. Bestimmt war sie nicht für Gelehrte, sondern für Künstler, für dieselben Kreise, für die Albrecht Dürer geschrieben hatte, Maler, Goldarbeiter, Baumeister: und unter solchen war sie auch wirksam für die Verbreitung von Kenntnissen. Höheren Werth hat sie nicht; die Beweise werden als schwer begreiflich für den einfachen deutschen Liebhaber dieser Künste öfter weggelassen oder durch Zahlenbeispiele ersetzt, wirkliche Schwierigkeiten werden übergangen. Während aber X. die Mathematik nur kurze Zeit neben dem Griechischen vertrat (noch am 1. August 1562 zeigt die Facultät seine Bereitwilligkeit zu mathematischen Vorlesungen an), wurde er Anfang des Jahres 1563 zu einem wirklichen Wechsel der Professur veranlaßt. Hermann Witekind hatte die Vertretung der Logik sehr ungern übernommen und glaubte sich besser mit der griechischen Professur abfinden zu können. So tauschte X. auf den dringenden Wunsch des Senates mit ihm und übernahm die besonders angesehene Stelle als publicus Organi Aristotelij interpres, die er bis zu seinem Tode behielt: und zwar war er der erste öffentliche Professor der Logik in Heidelberg, die vorher privatim in den Contubernien gelesen worden war (vgl. Wundt, de ord. phil. II p. 28). In Beziehung zu dieser neuen Thätigkeit stand seine Schrift: „Institutiones aphoristicae Logices Aristotelis ita scriptae ut adolescentibus proponi commode eorumque ad Aristotelea percipienda acuere ingenium & memoriam iuvare possint et rerum Mathematicarum ea brevitate eoque ordine conscriptae, ut utiliter adolescentibus explanari ab iisque edisci queant" (gedruckt Heidelberg 1577 in 4°). Ueber seinen Erfolg hatte X. Veranlassung zu berichten, als am 30. August 1569 der Kurfürst in ganz ungewöhnlicher Weise eine Umfrage bei den Docenten anstellte. Der, auch im Vergleich mit den Antworten seiner Collegen, charakteristische und charaktervolle Bescheid von X. lautet: M. Guil. X. iussu universitatis organum quod vocant Aristotelis id est veram et philosophicam disserendi rationem pro sua tenuitate et habita discipulorum ratione publice docet atque tradit hora matutina sexta. Auditorum numerum numquam subduxit neque hoc e dignitate publici professoris admodum existimat: a quo frequentia discipulorum neque iactari debet (est enim hoc minutiosum et instabile) neque praestari paucitas: et non quaerere aut ambire discipulos, sed qui auditum veniunt eos recte ac bona cum conscientia docere. Interim ut res sunt et tempora, non habeo, ut me mei poeniteat auditorii. Im Jahr der Uebernahme des neuen Amtes 1563 war X. erwählter Decan der Artistenfacultät; als solcher hatte er am 9. Februar Witekind als Lehrer am Pädagogium eingeführt und den Schülern empfohlen: als dieser nun schon am 31. März seine neue Stellung mit einer Vorlesung über Homer eröffnete, wurde an seiner Statt am Pädagogium Pithopoeus von X. eingeführt (der dann auch 1565 als Professor des Lateinischen an die Universität überging). Am 10. August war dann Witekind der erste unter denen, die X. zum Doctor promovirte. In seinem Decanatsjahr wüthete aber auch wieder einmal die Pest in Heidelberg; deshalb wurde am 10. September X. mit Agricola nach Oppenheim entsandt und erwirkte vom dortigen Stadtrath die Erlaubniß zur Uebersiedlung der Schüler des Dionysianum mit sieben Professoren, die dann am 21. September erfolgte. Nach Ablauf des Decanats in dieser improvisirten Classe der Akademie wurde X. gebeten das Amt bis zur Herstellung geordneter Zustände fortzuführen. Am 12. März 1564

erfolgte die Rückkehr nach Heidelberg, wo inzwischen die Pest nachgelassen hatte, während sie in Oppenheim immer stärker auftrat: und am 26. April wurde X. una totius senatus voce schon im 6. Jahre seiner Thätigkeit und im 32. seines Lebens zum Rector gewählt und gab nun das Decanat ab. Im selben Monat April fand ja das Colloquium in Maulbronn über die Abendmahlsfeier statt, zu dem Friedrich III. mit Christoph von Württemberg zusammenkam: und dazu begleitete X. seinen Kurfürsten ebenso als Secretär, wie Lucas Osiander den Herzog von Württemberg, und er stand natürlich, wie Erast, als Zwinglianer (nicht Calvinist) auf Seiten der Pfälzer. Im J. 1565 war dann X. wieder von der Universität ausersehen mit dem Rector und mit Witekind und Pithopoeus in Gemeinschaft mit dem Kirchenrath über die Einrichtung des Pädagogiums Rath zu pflegen: er aber wies diesen Auftrag zurück, weil er die Universität beeinträchtigt glaubte: quod viros academicos vocari existimaret rebus iam confectis nullo loco nostris consiliis relicto. Ebenso verhielt er sich durchaus ablehnend bei der Visitation des Pädagogiums im J. 1572 und er setzte seine Gründe in zwei ausführlichen Eingaben dem Senat der Artistenfacultät und dem akademischen Senat auseinander, indem er heftig gegen die Theilnahme des Kirchenrathes an den Angelegenheiten des Pädagogiums eiferte; er erklärte geradezu, es werde doch nichts herauskommen, da alles nur verkehrt getrieben würde, und er wiederholt in beiden Schreiben seine vetus cantilena 'per me vel pedibus trahantur ista'. Mit dem Freimuth und der Entschiedenheit des Protestes offenbart er hier ein berechtigtes Gefühl sowol des eigenen Werthes als der Würde der Facultät und Universität ohne Verletzung der Rücksicht und Verpflichtung gegen seinen Fürsten, wie gegen die anders gesinnten Collegen. Solche Charaktereigenschaften zu bewähren hatte inzwischen X. noch mehrfach unter erschwerenden Umständen Gelegenheit gehabt. Im J. 1567 hatte ihm Friedrich III. aus besonderer Achtung und Gnade in freier Entschließung noch 50 fl. zu seinem Gehalte zugelegt. Das hätte allenfalls genügt, wenn nicht Schulden vorhanden gewesen wären: insonderheit hatte im Lauf der Jahre bei jener ihm übertragenen Verwaltung von Frucht und Wein sich ein Rückstand von 280 fl. ergeben, und für solche Rückstände waren die Professoren haftbar. So legte X., besonders in der Sorge um Frau und Kinder für den Fall seines Todes, in einer rührenden Bittschrift vom 22. Novbr. 1568 dem Kurfürsten seine traurige Lage dar, und diese wurde dem Senat zum Bericht überwiesen. Nun aber machte sich der bittere und langwierige Streit über die Genfer Kirchendisciplin geltend, in der X. die vom Hofe begünstigte Partei mit bekämpfte: mit großer Mühe erhielt er einen Erlaß von 100 fl., der Ueberrest seiner Schuld wurde ihm von seinem jährlichen Solde abgezogen. Aber schwerer noch als die Noth drückte ihn der Gram um die Verfolgung seiner Freunde, mit denen er trotz seiner Abneigung gegen theologische Streitigkeiten für die christliche Freiheit eintrat. Bei den Zusammenkünften in Ladenburg und Feudenheim spielte er keine hervorragende Rolle und trug auch kaum zur Ausbreitung der arianischen Lehre bei: aber von Erast und den übrigen Gegnern der Kirchenzucht sich zu trennen vermochte er nicht und er zeigte sogar mehr Muth als mancher Andere. Denn als 1570 der Superintendent zu Ladenburg Sylvan ins Gefängniß kam, in dem er bis zu seiner Hinrichtung am 23. December 1573 blieb, da legte X. alsbald eine erfolgreiche Bittschrift für ihn ein, durch die er ihm mit Bewilligung des Kurfürsten die Bibel und andere Bücher verschaffte (Kirchenrathsprotokoll vom 20. September 1570). Auch an weiteren Anfechtungen scheint es X. nicht gefehlt zu haben; wenigstens sah sich die Universität veranlaßt am 19. April 1570 einen Studenten auf fünf Jahre zu relegiren, weil er, propter libellum famosum et valde mordacem in Xylandrum zu Carcer verurtheilt, sich trotz seines

gegebenen Wortes nicht zur Abbüßung stellte, sondern die Flucht ergriff. Obwol aber X. zu der Partei hielt, die dem Hof und den bei Hofe Einflußreichen verhaßt war, so übte er doch, wie zu Maulbronn, so auch bei dem Colloquium in Frankenthal mit den Wiedertäufern im Juni 1571 die Function eines Secretärs neben M. Neander und Jo. Casp. Faus unter dem Präsidium des Kirchenrathsdirector Wenzeslaus Zuleger, während Peter Dathen, der Hofprediger, das Wort führte. Zuleger und Dathen hatten auch zu den Gönnern des P. Ramus gehört, dem gegenüber X. wieder in anderer Weise seine energische Parteinahme für die Universität zur Geltung gebracht hatte. Als dieser auf der Flucht aus Paris 1569 nach Heidelberg gekommen war, wollte ihm Friedrich III. die durch Victorin Strigel's Tod eben freigewordene Lehrstelle der Ethik 'seiner lehr und geschicklichkeit halben eine zeitlang extraordinarie' übertragen. Allein die Facultät sträubte sich nicht nur gegen den Antiaristoteliker, sondern ernannte auch ungeachtet der Aufforderung des Kurfürsten und der Berufung des Ramus auf sein Mandat am 12. November den X. zu der Stelle und setzte dem Senat die Gründe auseinander, warum Ramus nicht angenommen werden könne. Dieser vermochte denn auch nur wenige Wochen unter Widerspruch und Störungen zu lesen; aber auch X. gab schon im folgenden Jahre die Professur der Ethik an den aus Antwerpen berufenen Lanoius ab. Er wurde aber für 1571 zum zweiten Mal zum Decan gewählt: und im October dieses Jahres konnte er eine Reise nach Wittenberg und Leipzig machen und fand an beiden Orten bei den Collegen die beste Aufnahme.

Besonders folgenreich war diese Reise für die Kenntniß des Arithmetikers Diophant, auf den X. schon aufmerksam geworden war durch Suidas und durch die Nachricht von vaticanischen Handschriften, die Regiomontanus gesehen haben sollte. In Wittenberg zeigte man ihm nun einige Blätter einer Handschrift, die Andreas Duditius Sbardellatus, Gesandter des Römischen Kaisers am polnischen Hofe, vollständig — d. h. die 6 einzig erhaltenen von den ursprünglich 13 Büchern — besaß. Von Leipzig aus schrieb X. und mit ihm sein Gastfreund, der Philosoph und Arzt Simon Simonius aus Lucca an den Besitzer, und einige Monate später hatte X. den Codex in Händen mit der dringenden Mahnung Dudit's, die Uebersetzung bald zu liefern. Sofort erkannte X., daß was er und Andere bisher nach Cardanus und Anderen von diesen Dingen zu wissen geglaubt hatten, dem neuen Licht gegenüber dasselbe sei quod umbrae Homericae in Necyia ad animam Tiresiae: und so konnte er denn im August 1574 in Erinnerung an die Tübinger Zeit und das, was er dort auch in der Mathematik sich angeeignet hatte, dem Herzog Ludwig von Württemberg widmen das im folgenden Jahre in Basel in Folio erscheinende Werk: „Diophanti Alexandrini rerum Arithmeticarum libri sex, quorum primi duo adiecta habent scholia Maximi (ut coniectura est) Planudis, item liber de numeris polygonis seu multangulis. Opus incomparabile verae Logisticae perfectionem continens paucis adhuc visum a Guil. X. Aug. incredibili labore latine redditum et commentariis explanatum inque lucem editum.“ Nachdem früher X. das Grundbuch der Geometrie weiteren Kreisen zuerst erschlossen, konnte er nun also das griechische Werk, das in der Algebra eine ähnliche Bedeutung hat, zuerst den Gelehrten erschließen und durch seine Arbeit damals viel Nutzen schaffen. Und wenn auch die folgenden Herausgeber des Diophant vielfach abschätzig dieser editio oder vielmehr versio princeps gedacht haben, so hat doch ein einsichtiger und gerechter Beurtheiler wie M. Cantor anerkannt, daß mit seiner einzigen und sehr mangelhaften Handschrift — nach dem neuesten Bearbeiter Tannery dem jetzigen Wolffenbüttelanus — X. auch hier mit seiner an Dio, Plutarch, Strabo und Stephanus gewonnenen Kritik eine große und keineswegs vergebliche

Arbeit gethan hatte. Vom Herzog Ludwig erhielt er, wie Melchior Adam nach Crusius bezeugt, dafür 50 Thaler — leider nicht 500, wie Heilbronner, Historia matheseos universa, Leipzig 1742, Zedler u. A. angeben, wogegen schon Kästner und Cantor begründete Zweifel erhoben. Noch vor dem Diophant war, gleichfalls zu Basel in Fol. von X. der erste deutsche Polybius erschienen, gewidmet dem Pfalzgraven bey Rhein und Hertzogen in Baiern Johann Casimir: „Polybius, Römische Historien des weisiste warhafftigsten und hochberhümpten Geschichtschreibers Polybij in Siebentzehen Büchern begriffen, soviel deren noch vorhanden sind, in welchen beschrieben werden die erschröckliche und langwirige Krieg, so die Römer und Carthaginenser über die vier und zwientzig jar zu Wasser und landt von wegen denen Inseln Sicilien, Sardinien und der Landtschaft Hispanien schröcklicher weiß gegen einander geführt haben. Auch Wie der streitbare und küne Heldt Annibal der Carthaginenser Oberster mit einem mächtigen Kriegßheer über die hohe Alpgebürg mit grosser und schwerer mühe sey in Italien gefallen; und was er für herrliche Sieg in freien Feldtschlachten wider die Römer erobert hab. Deßgleichen die krieg und mißspaltungen so sich mit den Etoliern Lacedemoniern, gegen den Messeniern Achaischen Bundtsgenossen und andern Griechen verloffen haben. Alles auß Griechischer Sprach in das Teutsche mit sonderm Fleiß und grosser arbeit Teutscher Nation zu gutem gebracht und jetzt erstemals in Truck außgangen durch Guil. X.“. Dann wurde im Jahr 1575 außer dem Diophant auch noch der Horatius cum argumentis notis & indice fertiggestellt und dem jungen Herrn von Knipphausen dedicirt (Heidelberg in 8°, wiederholt 1590). In demselben Jahr sah sich X. genöthigt, die Akademie am 13. October um ein Darlehen von 50 fl. zu bitten mit dem Erbieten, dagegen sein Silbergeschirr zu verpfänden: das letztere wurde abgelehnt und er erhielt die Summe gegen bloße Verschreibung — wenige Monate vor seinem Tode. Auch sonst waren die letzten Jahre noch getrübt. Nach der Hinrichtung Sylvan's gab es neue Kämpfe um die Freiheit und Gerechtsame der Hochschule; und als der Italiener Pigavetta aus Aerger darüber, daß die Universität ihm keinen medicinischen Lehrstuhl hatte einräumen wollen, gegen Erast den Vorwurf der Ketzerei erhob, verwickelte er auch X. in diese Beschuldigung. Bei diesem kam es nicht einmal zu einer gerichtlichen Untersuchung — wie bei dem alsbald sich rechtfertigenden Erast —, weil man von seiner Unschuld überzeugt war: allein in seiner Bedrängniß empfand er doch die Sache schwer. Er starb am 10. Februar 1576 im kaum begonnenen 44. Lebensjahr (nicht 1575 im vollendeten 45., wie Thuanus schrieb), nach dem Zeugniß Witekind's, der ihm als damaliger Decan in den Facultätsacten ein warmes Epitaphium widmete: decessit confectus morbo primum colico, deinde catarrho; aber die tiefere Ursache des frühen Todes bezeichnet er in den Versen: At nobis iusta est data luctus causa, decore | Et tanti orbatis utilitate viri, | Cui labor intempestivus nimiusque videtur | Praepoperum fati constituisse diem. | Cui nostra inveniet trunca hoc Academia membro | Non facile ingenio, non facile arte parem. Die wiederholte Angabe, daß X. durch Unmäßigkeit im Trunke sein Ende beschleunigt habe, geht auf den Ausspruch in den Scaligerana II p. 155 zurück: Xylander Augustanus doctus erat et bene legerat: sed quoties erat ebrius. Damit verbindet man die Wendung in dem, übrigens so ehrenvollen Elogium des ehrwürdigen Thuanus, der von seiner mors immatura, intemperantia vitae accelerata spricht. Ich zweifle nicht, daß Scaliger etwas von jener Schuld des X. aus der res vinaria et frumentaria zu Ohren gekommen war und dies von ihm mißverständlich zu jenem scharfen, boshaften Wort geprägt wurde. Weder in den Zeugnissen wirklich ihm nahe stehender Männer, noch in den akademischen Annalen, noch in den Kirchenrathsprotokollen findet

sich die leiseste Andeutung von etwas derartigem, was doch gewiß in den heftigen Streitigkeiten ausgebeutet worden wäre, so gut wie es neuere Eiferer, z. B. Sudhoff, „Olevianus und Ursinus" (1857), aufgegriffen haben. Und in seinen häufigen Vorstellungen an den Kurfürsten und den Senat beruft sich X. selbst zu allen Zeiten auf sein notorisch tadelfreies und nützliches Leben, und in der hochmoralischen Widmung seines Polybius an Johann Casimir (1574) schilt er heftig auf solche, die fressen, sauffen, raßlen .... unter das spiel und ergetzlichkeit rechnen u. s. w. Ich denke auch wir haben den trefflichen Mann aus Worten, Werken und Wesen besser kennen gelernt. Eine ganz ungewöhnliche Arbeitskraft und Arbeitszeit erforderten schon die Schriften, die in seinem kurzen, so vielfach und vielseitig in Anspruch genommenen und gehemmten Dasein zu Tage traten. Sehr erheblich war aber auch noch sein litterarischer Nachlaß. So hatte er sich zuletzt mit Pausanias beschäftigt und Anmerkungen zu der Uebersetzung des Amasäus gemacht: Friedr. Sylburg revidirte und vollendete diese Arbeit seines Freundes, dem er an tüchtiger Kenntniß des Griechischen und glücklicher Divinationsgabe ähnlich, an Sorgfalt, Genauigkeit und Feinheit noch überlegen war. Zu dieser, Frankfurt 1583 (und Hanau 1613) in Fol. erschienenen Ausgabe lieferte vor der Sylburg'schen Vorrede der älteste Sohn von Xylander, Onesimus, eine Widmung an den Grafen Ulrich Fugger, der sich der hinterlassenen Familie großmüthig annahm, wie auch von dem Kurfürsten selbst der — bereits am 19. März 1572 iniuratus propter aetatem immatriculirte — Onesimus die Kosten für sein Studium erhalten hatte. Schon vor dem Pausanias war (Basel 1578) die lateinische Uebersetzung des Diodorus Siculus erschienen, die bald durch die des L. Rhodomanus in Schatten gestellt wurde. Für Plutarch hatte X. noch eine Fragmentsammlung und Ausführungen und Verbesserungen zu vielen einzelnen Stellen verheißen, und er hatte angefangen, die Viten auch noch zu verdeutschen: wenigstens diese Arbeit wurde benutzt und in Frankfurt 1580 in Fol. gedruckt: „Plutarchus der fürtrefflichste Griechisch Historjschreiber von den herrlichsten löbrichsten manhafftsten Historien Leben Handlungen und Ritterlichen thaten u. s. w. Zu Nutz und gutem gemeinem Vatterlandt Teutscher Nation jetzt erstmals auß Griechischer Sprach (darinn das Werck beschriben) in die Hochteutsche Zungen, mit grossem Fleiß und ungläublicher Mühe tranßferiert u. s. w. durch den hochgelehrten Herrn Guil. Xylandrum von Augspurg angefangen und nach seinem tödlichen Abgang durch den auch wolgelehrten Jonas Löchinger vollendet." Außerdem hatte X. eine eigenhändige Uebersetzung des Plutarchischen Schriftchens über die Ehe Johann Casimir zu seiner Hochzeit (5. Mai 1570) gewidmet: und diese ist noch im Besitz der Heidelberger Universitätsbibliothek (verzeichnet bei Wilken S. 543, bei Bartsch S. 180). Aber auch die Bücher des Neuen Testamentes hatte X. in sein geliebtes Deutsch übertragen und mit Anmerkungen begleitet. Aus seiner Anmerkung zu Horaz Oden I, 7 sehen wir, daß er ferner ein geographisches Onomasticum unternommen hatte, zu dem ja seine Bearbeitungen des Strabo, Stephanus und Pausanias ihn bestens vorbereitet hatten: und in der Vorbemerkung zum Horaz kündigt er noch für den Winter 1575 'nisi deo aliter videbitur' einen umfassenden Commentar zur Ars poetica und dazu einen umfangreichen Index zu dem Dichter an, von dem er sagt 'molesto et fere incredibili labore congessi ac digessi'. Außer variarum lectionum libri, Commentaria in Homerum, Poemata fanden sich weiter in seinen Papieren: Tabulae Graecae grammaticae absolutissimae, sowie Mathematisches (Algebra, Euclidea, Geometrica) und Astronomisches, wovon sein Schediasma de astronomico horologio Argentoratensi noch 1675 zu Straßburg in 4° erschien. Und noch auf einem neuen Gebiete finden wir ihn in einem Commentar zu Sleidanus libri tres de

quatuor summis imperiis, den mit Anderem Elias Putschius, Hanau 1608 in 8⁰ herausgab.

Aus dem Allen heraus werden wir die Anrede an seine Gattin verstehen und nachfühlen, die sein Grab in dem sogenannten Sacellum academicum der Capella beatae Mariae, einer Seitencapelle der St. Peterskirche, schmückte (abgedruckt bei Adami Apogr. Monument. Haidelberg. 1612 p. 49 und noch vorhanden): Quo saxum struis, o nobis fidissima coniunx, | Quo mea defuncti versibus ossa notas? | Aeterna ipsa mihi vivus monumenta paravi | Praeveniens fati fila secunda mei. | Sed tua te (video) pietas non ficta fidesque | Exstruere hoc nobis certa coegit opus. | En quo progreditur, superat mala tempora fati. | Scilicet et verus funera nescit amor.

Eine auch nur einigermaßen vollständige Behandlung des Lebens und Wirkens von X. gibt es nicht. Hauptquellen sind außer den Universitätsacten (aus denen ich einige ungedruckte Mittheilungen den Herren Proff. Drr. Crusius in Tübingen, Wackernagel in Basel und Thorbecke hier verdanke) seine eigenen Vorreden und Widmungen. Werthlos sind die Artikel von Pantaleon, Prosopographia III p. 555 (nach Oporinus), P. Freher, Theatrum virorum doctorum p. 1471, Teissier, eloges III p. 83 u. A. Das oben Zusammengestellte findet sich großentheils zerstreut und oft mit Ungenauigkeiten und Irrthümern in folgenden Werken: M. Adami, Vitae Germanorum philosophicis et humanioribus literis clarorum I, 1615, p. 289 ff. (besonders nach J. A. Thuanus historiarum l. 35, 48, 61). — Bibl. Univ. Conr. Gesneri (ed. Jo. Simler 1574, Jac. Frisius 1583) S. 315. — Niceron, Nachr. von den Begebenh. und Schr. ber. Gelehrter hrsgg. von Baumgarten XV, 1757, S. 280 ff. — Brucker, Ehrentempel der deutschen Gelehrs., 1747, S. 216 ff. (mit Bildniß). — Bayle, Diction. nebst den Remarques crit. sur le Dict. de Bayle p. 797 f. — Zedler's Gr. Univ. Lex. LX, 1749, S. 798 ff. — Wundt, Magazin f. d. Kirchen- und Gelehrtengesch. der Pfalz I, 1789, S. 164 ff. — A. G. Kästner, Gesch. der Mathem. I, 1796, S. 184 f., 279 ff., 348 ff. — Hautz, Lycei Heidelb. orig. et progr., 1846, sowie Gesch. des Pädag. zu Heidelb. unter Friedr. III., 1855, und Gesch. der Univ. Heidelb., 1864 (auch Töpke, Matrikel der Univ. Heidelb. II, 1886) an verschiedenen Stellen. — L. Kayser, in der Festschr. zur 24. Vers. Deutscher Philol. und Schulm., 1865, S. 139 ff. — Bursian, Gesch. d. cl. Philol. in Deutschl., S. 228 f. — M. Cantor, Vorl. über Gesch. d. Mathem. II, 1892, S. 507 ff. Fr. Schöll.

Xylotectes: Johannes X., eigentlich Zimmermann, aus einem ansehnlichen Geschlecht in Luzern, war „Chorherr zu Luzern und Münster“ und ward um 1524 seines Glaubens willen vertrieben. Er floh nach Basel, wo er am 6. August 1526 an der Pest starb. Von ihm ist ein s. g. Jakobslied: „Welcher das Elend bauen will, der mach' sich auf und rüst' sich schnell“, welches sich vielleicht schon in der ersten Ausgabe des Zwick'schen Gesangbuches von 1536 befindet; hernach ist es abgedruckt im Zwick'schen Gesangbuch von 1540 (Zürch bei Froschauer), wo der Name des Dichters genannt wird, und in den Drucken „Drei geistliche Jakobslieder“, Zürch bei Frieß und Nürnberg bei Riegel (beide um 1541). Das Lied fand dann auch Aufnahme in Nürnberger Gesangbüchern, z. B. in dem von 1617.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., II, S. 53. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, III, S. 536. — Goedeke[2] II, S. 179 f. l. u.

Y.

Yetzeler: Johann Y. (Jetzeler, Üetzeler), schweizerischer Theolog und Dramatiker. Er ward zu Schaffhausen am 25. März 1543 geboren, studirte von 1559 ab in Straßburg, Heidelberg, Marburg, Paris und Zürich, übernahm 1570 einen Schulmeisterposten, später ein Pfarramt in seiner Vaterstadt und starb ebendort am 30. August 1622. Als Zweiundsechzigjähriger bearbeitete er im Auftrage des Raths Wickram's Schauspiel Tobias (1550) für eine Aufführung der jungen Bürgerschaft, die am 19. und 20. September 1605 stattfand, indem er es dem Vorworte zufolge „in ein seine ordenliche verständtliche Abtheylung" brachte und „nit mit wenigen Versen vermehrte". Die unbeholfen weitläufige, auf 138 Darsteller berechnete Action hat er in zehn Acte geschieden, diese mit „Argumenten" versehn und einige Scenen umgestellt. Zu seinen Erweiterungen hat er die 1598 in Solothurn gespielte „Zerstörung Trojas" von G. Gotthart ungescheut ausgenutzt (Eingangsrede des Narren; Gerichtsverhandlung der Schäfer im 2. Tagewerke IV, 7); eigne Zuthaten sind namentlich die Ermordung Senacherib's und die Königswahl seines Sohnes Simris (III, 1 und 3 im 1. Tagwerk); die Erblindung des alten Tobias geht hinter der Bühne vor sich. In Druck gegeben ward das Stück in Lindau durch zwei Mitspieler, Hans Jacob Fuchs und Bernhardin Wolffensperger.

Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz 1892 S. 393; Anm. S. 115. — Die erste der beiden bei Goedeke (Grundriß ^{2} 2, 355) angeführten Ausgaben liegt in Donaueschingen und umfaßt 21³/₈ Bogen 8⁰.

J. Bolte.

York: Hans David Ludwig, Graf Y. von Wartenburg (auch die Schreibung v. Yorck kommt vor, doch nicht mehr in der spätern Zeit des Lebens) wurde in Potsdam am 26. September 1759 geboren. Seine Familie leitete ihre Herkunft wol von einem vornehmen englischen Hause ab, gehörte indessen dem kleinen kassubischen Adel des Kreises Bütow an, in welchem sie auch auf einem wenig werthvollen Gute (Gustkow) angesessen war. Der Großvater, welcher sich Jarcken schrieb, war Prediger in der Nähe von Stolp gewesen, der Vater, David Jonathan von Jork, brachte es in dem Heere Friedrich's des Großen bis zum Hauptmann, die Mutter stammte aus Potsdam und war die Tochter eines Handwerkers. In Königsberg und Braunsberg, zwischen welchen beiden Städten der Aufenthalt des Vaters wechselte, verlebte der Knabe in einfachen Verhältnissen und in harter Zucht seine Kinderjahre, bis er 1772 dem Regiment v. Borcke als Junker zugeführt wurde und 1773 in das neugebildete

Füsilier-Regiment v. Luck, das in Braunsberg garnisonirte, überging. Der wissenschaftliche Unterricht des Feldpredigers mag nicht weit gereicht haben; desto mehr Eifer widmete der Junker allen körperlichen Uebungen, in denen er es bald zu ausgezeichneter Sicherheit und großer Eleganz brachte. Nachdem er unter dem 4. März 1775 zum Fähnrich ernannt war, folgte am 11. Juni desselben Jahres das Patent als Lieutenant. Als solcher zog er 1778 in den bairischen Erbfolgekrieg, aus welchem er, da es an Gelegenheit zu größeren Thaten fehlte, wenigstens das Ansehn eines brauchbaren Officiers und selbständigen Menschen heimbrachte. Von dieser Selbständigkeit des Urtheils wie des Willens gab sehr bald ein Vorfall Zeugniß, bei dem ihn sein leidenschaftliches Ehrgefühl zu einer Unvorsichtigkeit führte, die den Verlust seiner Stellung zur Folge hatte. Er gab seiner Verachtung gegen einen Vorgesetzten, dem ein unehrenhaftes Verhalten im Kriege nachgesagt wurde, in so unverhohlener, doch auch so subordinationswidriger Form auf der Wachparade Ausdruck, daß er zu einjähriger Festungsstrafe und Cassation vom Kriegsgerichte verurtheilt wurde. Der König bestätigte das Urtheil, ließ sich auch durch Gnadengesuche zu einer Milderung der Strafe nicht bewegen.

Was sollte der mittellose junge Mann beginnen? Er verstand nichts als das Soldatenhandwerk, er mußte versuchen mit dem Degen durch die Welt zu kommen. Es glückte ihm, von dem Prinzen von Preußen Empfehlungen an dessen Schwester, die Erbprinzessin von Oranien, zu erlangen, er setzte es nach monatelangem Harren in Amsterdam auch durch, eine Anstellung zuerst in der Garde, sodann als Capitain in einer Truppe zu erhalten, die nach dem Cap der guten Hoffnung und den übrigen Colonien von der ostindischen Gesellschaft geschickt wurde. Ueber Paris, wo er einige Zeit verweilen mußte, ging er nach La Rochelle und schiffte sich im Juli 1782 ein, zuerst nach der Capstadt, dann nach Trinconomale, wo er in gefährlichen Gefechten gegen die Engländer unter dem berühmten Suffren den kleinen Krieg lernte. Ein fernerer Gewinn war es, daß er hier von der Nothwendigkeit der Handhabung strenger Zucht überzeugt ward, die nirgends unerläßlicher war als in seiner aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten Truppe. Die Jahre 1781—85 haben ihn, der, fern von allen Heimathsbeziehungen, nur auf die eigene Kraft gestellt war und für manche Regungen des Herzens Verzicht leisten mußte, zu dem Manne geschmiedet, der sich fähig erwies, in einem großen Wendepunkte das Werkzeug der Vorsehung zu werden. — Als er in den ersten Monaten 1786, nachdem er den holländischen Dienst aufgegeben hatte, in die Heimat zurückkehrte, lebte der große König noch, der Rücktritt in das preußische Heer blieb ihm verschlossen; nach dem Tode Friedrich's II. erst, im Jahre 1786, ward er auf Empfehlung des Marschalls Möllendorff als Capitain in dem Füsilierbataillon v. Plüskow, das seinen Standort in dem schlesischen Städtchen Namslau hatte, angestellt. Wenn er von hier aus in Beziehungen zu dem Fürsten Hohenlohe trat, so war er doch vornehmlich aufmerksam auf die Pflichten seines Dienstes. In Namslau verheirathete er sich auch mit Johanna Seidel, der Tochter eines Kaufmannes, 1792. In demselben Jahre erfolgte seine Ernennung zum Major. Bei dem Ausbruche des polnischen Krieges ward sein Bataillon mobil gemacht. Bei Sczekoczyn war er es, der durch einen glänzenden Angriff am 6. Juni die Ehre des Tages rettete und die Einnahme von Krakau ermöglichte; in der nächsten Zeit trat er unter den Oberbefehl des ausgezeichneten Generals Günther, dessen Vorbild ihn aufs neue auf die Schulung der Leute für das zerstreute Gefecht hinwies. Zwei weitere Jahre brachte er noch in einem kleinen polnischen Orte zu; erst am 12. September 1797 gelangte er zur Stellung eines selbständigen Befehlshabers, indem er zum Commandeur eines neu errichteten Füsilierbataillons

in Johannisburg bestellt ward. Hier war seine Hauptsorge die Ausbildung der Leute, die Herstellung eines tüchtigen, in sich zusammenhängenden Officiercorps und eines angemessenen Verhältnisses beider zu der Einwohnerschaft. Wie wenig er darauf rechnete, abberufen zu werden, beweist der Entschluß sich ein eigenes Haus zu bauen, das er im Herbste 1798 bezog; er fühlte sich in der abgelegenen masurischen Garnison wohl, wie er denn hier auch seine zwar strenge, doch von dem herkömmlichen Gamaschendienste weit abweichende Erziehungsmethode ohne Störung von außen weiter führen konnte. So war es keineswegs seinen Wünschen entsprechend, als ihm eine vom 6. November 1799 datirte Cabinetsordre die Ernennung zum Commandeur des in Mittenwalde stehenden Jägerregimentes brachte. Er verkaufte sein Grundstück mit Garten für 1600 Thlr. und reiste zunächst allein an den neuen Bestimmungsort, wo schwerere Aufgaben seiner warteten als in Johannisburg. Droysen (das Leben des Grafen York) gibt eine anziehende, durchaus zutreffende Zeichnung von den Eigenthümlichkeiten dieses in der Armee einzig dastehenden Jägerregimentes. Im Gegensatz zu der Kleinigkeitskrämerei, die bei den übrigen Regimentern gepflegt, ja übertrieben ward, jener Gleichmacherei, die sich nicht nur auf Anzug und Schritt, sondern auf alles bezog, war es seit dem großen Könige Herkommen des Jägerregimentes, jegliche Ordnung abzuweisen; Raufereien der Officiere, Wilddiebereien der Leute kamen häufig vor. Y. war der richtige Mann dem Unwesen zu steuern. Weit entfernt, das Bewußtsein einer besonderen Stellung zu untergraben, gab er ihm eine ideale Richtung, übte auch hier vornehmlich das zerstreute Gefecht und erwarb sich namentlich bei einem Manöver durch die geschickte Führung seiner Abtheilung so sehr die Zufriedenheit des Königs, daß er nicht nur 1800 zum Oberstlieutenant befördert, sondern auch zur Mitwirkung in der Gewehr- und Schießcommission berufen wurde. Ueberhaupt ward sein Name bekannt, man fing an ihn zu denen zu zählen, auf welche bei einem Kriege gerechnet werden dürfe. 1803 wurde er zum Obersten ernannt. — Freilich, die Politik des Jahres 1805 schien einen solchen Zeitpunkt weit hinauszuschieben, höchstens, daß das Jägerregiment an der verfehlten Demonstration gegen Frankreich im Herbste theilnahm. Es gelangte bis Meiningen und kehrte im Anfang 1806 in die Garnison zurück.

Dagegen wurde der unglückliche Krieg von 1806 entscheidend für das fernere Aufsteigen und die Bedeutsamkeit des immerhin noch jungen Obersten. Nachdem das Regiment am 31. August Mittenwalde verlassen und sich mit der großen Armee an der Saale vereinigt hatte, wurde der Herzog von Weimar angewiesen, an der Spitze von 12,000 Mann, deren Vorhut Y. befehligte, einen Vorstoß gegen die große Mainstraße und die Festung Königshofen zu unternehmen. Man nahm die letztere, wandte sich gegen Meiningen, bog ab nach Hildburghausen und eilte zur Hauptarmee zurück. Auf dem Wege von Ilmenau nach Erfurt ward die ungeheure Niederlage vom 14. October gemeldet. Jetzt wurde der Weg nach Langensalza eingeschlagen, über das Eichsfeld, dann durch den Harz in das Braunschweigische gezogen, wo sich ergab, daß die Straße nach Magdeburg nicht mehr offen sei; inzwischen hatte sich Blücher mit den Resten seines Heertheils an den des Herzogs angeschlossen. Galt es nunmehr, die Elbe zu überschreiten, so war Eile nöthig, um den Uebergangspunkt, der abwärts bei Sandau gesucht werden mußte, zu erreichen. Y. erhielt den Auftrag, den Abmarsch nach Norden zu decken. Mit 6 Jägercompagnieen, 2 Füsilierbataillonen und 2 Geschützen nahm er am 26. October eine trefflich gewählte Aufstellung bei dem Dorfe Altenzaun, in welcher er einen hitzigen Andrang des Gegners nicht allein zurückschlug, sondern seinerseits mit einem Angriff erwiderte und es ermöglichte, daß das Hauptheer ungefährdet den Uebergang über die Elbe be-

werkstelligte. Es war seit dem Tage von Jena das erste erheblichere Gefecht, in welchem die Preußen nicht unterlagen, ein Gefecht, auf das Y. auch später noch Werth legte und das seinen Ruf als Taktiker sicher stellte. Das Hauptheer, das nach dem Abgange des Herzogs unter den Befehl Blücher's trat, versuchte zunächst sich mit Hohenlohe zu vereinigen, mußte sich aber in das Mecklenburgische wenden, als dieser bei Prenzlau capitulirt hatte. Auch auf diesem Zuge, der vielleicht zu den verfehltesten Operationen Blücher's und Scharnhorst's gehört und nicht nur von Y. getadelt ist, bewährte sich dieser mit seinen Jägern; hier lernte er auch Katzler kennen, der in der Folge sein zuverlässigster Avantgardenführer wurde. Den Abschluß brachte die Capitulation von Radkau, zu welcher das kopflose Verfahren des Herzogs von Braunschweig-Oels nöthigte. Y. war schon vorher nach einem verzweifelten Kampfe seiner Leute schwer verwundet worden, 6. November. Als er geheilt war, wurde er im Januar 1807 aus der Gefangenschaft entlassen und kehrte nach Mittenwalde zurück.

Zählte Y. zu den Wenigen, die in dem Unglückskriege ihre Ehre rein gehalten, ja einen hervorragenden Namen erworben hatten (es ist nicht recht verständlich, was M. Lehmann, Scharnhorst II, 197 sagt, daß ihm Scharnhorst seinen guten Ruf habe stiften helfen), so stand er doch zum zweiten Male vor einer dunkeln Zukunft. Zugleich litt er unter den Nachwehen seiner Verwundung. Es ist begreiflich, daß bei dem Gefühl der eigenen Tüchtigkeit und unter dem Eindruck der Unfähigkeit so vieler Anderen die scharfen Züge, welche in seinem Wesen lagen, das Uebergewicht gewannen. Er ward noch verschlossener, abweisender, das Feuer des ehrgeizigen Temperamentes verschleierte er hinter einer kalten Außenseite; selten, daß er Gleichstehende oder Uebergeordnete anders als mit Bitterkeit beurtheilte und denen, die unter ihm standen, etwas anderes zeigte als die Forderung von Zucht und Gehorsam; er war beides, ein äußerst strenger Vorgesetzter und ein unfügsamer, widerwilliger Untergebener. Als seine Auswechselung angeordnet war, eilte er nach Ostpreußen. Hier konnte er anders auftreten als die Mehrzahl seiner Kameraden, konnte auch von seiner Mitarbeit an der Erhebung des Staates etwas hoffen. Allein wenngleich seine Ernennung zum Generalmajor am 18. Juni 1807 erfolgte, so besserte sich seine schwarzseherische Stimmung doch nicht, auch nicht, als er erfuhr, daß die königliche Familie vorübergehend an ihn als den Gouverneur des Kronprinzen dachte, und noch weniger, wenn er in erfolglosen Verhandlungen mit dem Marschall Soult als preußischer Commissar schwere Demüthigungen ertragen lernen mußte. In das Jahr 1808, während durch Scharnhorst, Gneisenau, Boyen die Umformung des Heeres eingeleitet wurde, fallen auch die Stein'schen Reformen, die den Gesammtorganismus des verkürzten, unter unerschwinglichen Auflagen erliegenden Staates verjüngen sollten. Sie fanden in Y. einen ausgesprochenen Gegner. Auch mit der Armeereorganisation war er zunächst nicht einverstanden und fügte sich erst 1810 (Lehmann a. a. O. 332). Droysen, der die Belege für diese Parteistellung gibt, hätte zu ihrer Erklärung hinzufügen können, daß der General von vornherein wenig idealistischen Schwung besaß, daß seine Auffassung der Dinge weit mehr durch die Regungen von Pflicht und Ehre bestimmt wurde, daß er überdem durch die im Auslande gesammelten Erfahrungen weniger zu dem Glauben an die besseren Seiten der Menschennatur als zum Zweifel geleitet worden war. Hatte er unter dem fridericianischen Absolutismus bitter gelitten und sich durcharbeiten müssen, weshalb dem Individualismus der Massen, die weniger werth waren als er, größere Freiheit gewähren? Es war ein starker selbstischer Zug in ihm; in einem Briefe an den General v. Köckeritz (Droysen I, 230) spricht er es selbst aus, daß in seinem Charakter ein auf die Erfahrung gegründetes Mißtrauen gegen die Menschheit überhaupt liege. Indessen waren

diese Stimmungen weit entfernt, ihn von der pflichtmäßigen Bethätigung seines Patriotismus abzuhalten. Er hatte von den sechs Brigaden, in welche das Contingent von 42,000 getheilt war, das Preußen aufbringen durfte, die westpreußische erhalten, zugleich war er zum Inspecteur der leichten Truppen ernannt. Für die methodische Erziehung dieser sind seine Instructionen und Manöver maßgebend geworden; wie Scharnhorst der weitblickende Organisator des Heeres ward, das die Freiheitskriege durchkämpfte, so ist Y. als der taktische Lehrer anzusehen. Und dabei mußte ihm sein Standquartier Marienwerder, das zwischen dem polnischen Gebiete und Danzig lag, wo Rapp Gouverneur war, eine Menge Berührungen mit der Politik bringen, von der er übrigens fern zu bleiben bestrebt war, so daß nicht nur sein Blick erweitert, sondern auch sein Urtheil billiger wurde, wie denn seine innere Stellung zu Scharnhorst jetzt sich zu einer freundlicheren umwandelte.

Es darf hier nicht eingegangen werden auf die Schwankungen der preußischen Politik, die nach Stein's Abgang unter den Ministerien Dohna-Altenstein und Hardenberg eintraten, auch nicht darauf, wie Friedrich Wilhelm III. seiner Herzensneigung nach mit Rußland zu gehen wünschte und doch bei dem Mißtrauen gegen sich selbst wie gegen sein Volk den Bruch mit Napoleon zu vermeiden suchte. Die Spannung erreichte den höchsten Grad, als Oesterreich 1809 den Krieg vorbereitete. Von den Anstrengungen, welche Scharnhorst und Gneisenau machten, eine Betheiligung an diesem Kriege herbeizuführen, auch von der leidenschaftlichen Aufregung anderer hoher Officiere wie Blücher ließ er sich nicht beirren, dennoch konnte er sich der Mitwirkung an den Maßregeln nicht entziehen, die in den folgenden Jahren in der Stille getroffen wurden, um dem Vaterlande seine Selbständigkeit zu erhalten, als sich der Zusammenhang zwischen Alexander und Napoleon lockerte, ja mit dem Rücktritt Rußlands von dem Continentalsystem (31. December 1810) in das Gegentheil umschlug. Bei einem Kriege zwischen den beiden Großstaaten würde keine Provinz mehr zu leiden gehabt haben als das Land jenseits der Weichsel, gleichviel auf welche Seite sich Preußen stellte. Und Hardenberg's Art war es nicht, den Provinzialbehörden bestimmte Weisungen oder auch nur leitende Gesichtspunkte zu geben, während die Ansprüche der Franzosen sich steigerten und die kleinen Conflicte sich mehrten. Wol aber erhielt er schon als Befehlshaber der westpreußischen Brigade im Mai 1811 eine Vollmacht, die ihm, ähnlich wie dem Grafen Götzen in Schlesien, für außerordentliche Fälle einzelne Befugnisse königlicher Gewalt übertrug — der Text derselben ist noch nicht aufgefunden —, außerdem ward er im November an Stutterheim's Stelle zum Generalgouverneur von Ostpreußen ernannt. Freilich war er nicht danach angethan, sich durch diesen Beweis des Vertrauens heben zu lassen, vielmehr bedrückte ihn die Unsicherheit der hochverantwortlichen Stellung, er hat wiederholt daran gedacht sie aufzugeben, wenigstens um präcise Vorschriften gebeten. Nur einigermaßen gefügiger, zugänglicher ward er bei der Vielseitigkeit der Ansprüche, die an ihn herantraten; wußte er sich doch sogar mit Schön, der so ganz anders angelegt war, zu verständigen.

Als am 17. März 1812 die Nachricht von der mit Frankreich gegen Rußland geschlossenen Allianz eintraf, blieb er fern von dem Gedanken, wie Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, zurückzutreten oder gar wie andere Officiere in russische Dienste zu gehen, ja er fügte sich, wenn auch nicht leichten Herzens dem auf Scharnhorst's Vorschlag erlassenen Befehle, unter dem alten General Grawert als zweiter Befehlshaber das preußische Contingent von ungefähr 20,000 M., das sich dem Heertheile des Marschalls Macdonald anschließen sollte, nach Rußland zu führen. War Grawert einem aufrichtigen Zusammengehen mit Frank-

reich geneigt (Nippold, Boyen, II, 498, wo die Denkschrift an den König abgedruckt ist), so war Y., der inzwischen zum Generallieutenant aufgerückt war, seinerseits entschlossen, die Selbständigkeit des preußischen Corpsführers zu wahren und mit den Truppen, die nun Gelegenheit fanden den Krieg zu lernen, Ehre einzulegen. — Am 28. Juni überschritt das 10. Corps, die Division Grandjean und die Preußen, die Grenze; am 13. August trat bereits der Fall ein, daß Grawert wegen Krankheit sein Amt niederlegen mußte. Während die Division Grandjean auf dem rechten Flügel an der mittleren Düna stand, war Y. angewiesen, weiter westwärts gegen Riga vorzugehen und die Aa bei Mitau zu überschreiten. Unter ihm befehligten Kleist die Infanterie, Massenbach die Reiterei, außerdem standen an der Spitze der einzelnen Truppenkörper Officiere wie Hünerbein, Steinmetz und vor allen anderen der tapfere Horn, der bis zum Friedensschlusse 1814 sein zuverlässiger Gefährte geblieben ist. Schon das erste Gefecht bei Eckau hatte Macdonald gezeigt, daß die jetzigen Preußen andere waren als die von 1806; noch deutlicher ward der Beweis geführt, als die Russen am 21. August die weit gedehnte Stellung zu durchbrechen suchten. Ein drittes Gefecht, in welchem es die durch finnische Regimenter verstärkten Russen auf den Artilleriepark bei Ruhenthal abgesehen hatten, die Schlacht bei Bauske, endete sogar mit einer verlustreichen Niederlage dieser. War so der Feldzug kein leichter, so wurde die Lage des Führers noch mehr erschwert durch die Stellung zum Oberfeldherrn, dem Y. überall die Besonderheit des preußischen Heertheils bemerklich zu machen, beflissen war; der General v. Holleben erzählt, daß er Thränen vergossen habe, als bei dem Hoch, das er am 15. August auf Napoleon auszubringen hatte, niemand einstimmte. Die Stellung ward noch peinlicher dadurch, daß die Russen von Riga aus, zuerst der General Essen, dann der Marquis Paulucci, mit Y. Unterhandlungen anzuknüpfen versuchten, die den Abfall der Preußen von der französischen Sache zum Ziele hatten. Mit Macdonald kam es schließlich zu einem Briefwechsel, der seitens des Marschalls beleidigend wurde.

Unterdessen hatte sich die Auflösung des großen französischen Heeres auf dem Rückzuge von Moskau vollzogen, die bereits von Paulucci mitgetheilten Nachrichten darüber wurden durch einen Officier, der aus Wilna am 8. December im York'schen Hauptquartier eintraf, bestätigt. Am 18. December erhielt Macdonald die Weisung Berthier's, die ihm den Rückmarsch des 10. Corps hinter den Niemen vorschrieb, gleichzeitig kam die Kunde von dem Vordrängen der Russen auf Tilsit. Die französische Armee war vernichtet, die russische erschöpft, es war die Frage, wie sich das preußische Hülfscorps, das sich im besten Stande befand, verhalten würde; dies war nach der Vereinigung mit den französischen Ueberbleibseln stark genug, den Vormarsch der Russen zu hindern und es den Franzosen zu ermöglichen, wenigstens die Weichsellinie zu halten, und konnte umgekehrt, wofern es sich mit den Russen vereinigte, dahin wirken, daß nur geringe Reste jener sich aus der allgemeinen Auflösung retteten. Welcher preußische Patriot hätte nicht einen Bruch mit dem Erbfeinde sehnlich gewünscht? Die Bedeutsamkeit der Lage York's fällt in die Augen, und er selbst war sich der Größe des Momentes vollauf bewußt. Allein sein König in Potsdam war in der Hand der Franzosen, er wußte, daß diesem selbständige Entschlüsse eines Untergebenen, auch wenn sie seinen innersten Neigungen entsprachen, widerwärtig waren. Wer bürgte ihm ferner für Hardenberg, der sich zur Zeit den Anschein gab, als kenne er nichts Höheres wie das Einvernehmen mit Frankreich zu pflegen? Und er war nichts als Soldat, den der Allianzvertrag unter die Befehle Macdonald's gestellt hatte, ja persönlich war er dem Ueberschreiten der Grenzen seines Bereiches abgeneigt, wenn er sich auch innerhalb desselben seine

Selbständigkeit nicht verkümmern ließ. Andererseits hob nicht die Einzigartigkeit der Verhältnisse über jedes Bedenken hinweg? Ueberdem war die Vollmacht des Jahres 1811 nicht zurückgenommen, ja es befand sich in seinen Händen eine vom Kaiser Alexander schon vor dem Kriege ausgestellte Auctorisation „zum Herbeirufen des Generals Wittgenstein“ (Nippold a. a. O. 164, 472). Endlich hatte ihm Paulucci einen Brief desselben Kaisers mitgetheilt vom 6. December 1812, daß er im Falle eines Bündnisses mit Preußen die Waffen nicht niederlegen werde, ehe nicht Friedrich Wilhelm die Machtstellung und Gebietsausdehnung von 1805 zurückerlangt haben würde. Wahrlich, ein Augenblick so verantwortungsvoll und zugleich so weittragend für die gesammte Weltlage, wie er kaum je von einem untergeordneten General einen Entschluß gefordert hat.

Das Verfahren, welches Y. einschlug, kennzeichnet die peinigende Unsicherheit und Zweiseitigkeit der Situation, es stellt außerdem den Zug seines Wesens in das Licht, den er im Gefecht meisterhaft zur Anwendung brachte, das Hinhalten, die Ausdauer; anscheinend geduldig, wenngleich innerlich von Unruhe verzehrt, wartete er den günstigen Moment ab, um mit einem Schlage eine völlige Veränderung herbeizuführen. Zugleich giebt sein Verhalten ein schönes Beispiel von der Strenge der Zucht und Subordination, die der große König mit seinem Vater im preußischen Heere zur Geltung gebracht hatte; wenige Feldherrn anderer Nationen möchten so lange gezögert haben wie Y. Die Anerbietungen des ehrgeizigen Paulucci, der übrigens nicht bloß der gewöhnliche Ränkeschmied war, sondern mit Garlieb Merkel höhere Ziele verfolgte, wies er ab. Als dann jedoch auch von dem Wittgenstein'schen Heertheile die gleichen Aufforderungen zu einem Bündniß mit den Russen, und zwar durch ehemalige preußische Officiere (Diebitsch, Clausewitz, Friedrich Dohna) an ihn gelangten, entschloß er sich nach mehrtägigem Schwanken zu der Convention in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen, 29. und 30. December 1812. Macdonald selbst hatte ihm das Mittel an die Hand gegeben, den Abschluß als einen nothwendigen darzustellen, er war mit der Division Grandjean, getrennt von den Preußen, vorangezogen, so daß diese von den Russen umstellt zu sein schienen. Ein Bündniß mit ihnen ward nicht geschlossen, vielmehr enthielt die Convention die Bestimmungen, daß das preußische Corps den Landstrich um Tilsit, als einen neutralen, besetze, daß es, wenn der König die Rückkehr zum französischen Heere befehle, sich verpflichte nicht gegen Rußland zu dienen, daß es, wenn die Abmachung nicht gebilligt würde, an den von dem Könige angewiesenen Ort ziehen dürfe. Bedenklich aber waren die Worte, deren sich Y. in dem Briefe an Macdonald, worin er diesem seinen Entschluß mittheilte, bediente: „Die künftigen Begebenheiten, Folge der Verhandlungen, welche zwischen den kriegführenden Mächten stattfinden müssen, werden über das Schicksal der Truppen entscheiden“.

In Berlin waren die leitenden Kreise bei weitem nicht so unvorbereitet, als es scheinen mochte. Nach Eingang der Nachricht, daß Moskau verlassen sei, hatte sich Hardenberg sofort an Metternich gewandt, freilich ohne Erfolg. Als darauf die Abreise Napoleon's von der Armee bekannt wurde, als am 15. December York's Adjutant Seydlitz die Anerbietungen Paulucci's brachte und Napoleon eine Erhöhung des preußischen Contingents verlangte, trat auch der König dem Gedanken nahe, die Gelegenheit zu benutzen; Y. ließ er sagen, er müsse nach den Umständen handeln, nur daran hielt er fest, daß ein Vorgehen ohne Oesterreich unmöglich sei. Hardenberg eröffnete dem französischen Gesandten St. Marsan, daß er für Y. und seine Truppen fürchte, daß dieser vielleicht zu außerordentlichen Maßregeln gedrängt werden könne; Knesebeck ward nach Wien geschickt, in Paris mußte Krusemark die Bezahlung des preußischen Vorschusses für die Verpflegung der französischen Truppen fordern; kurz, man

wollte unter dem Scheine der Aufrechterhaltung des Bündnisses sich die formelle Berechtigung verschaffen, es zu brechen. Nun traf die Nachricht von dem Abschlusse der Convention ein, zuerst bei St. Marsan, dann beim Könige. Sie mußte zunächst gemißbilligt werden, sowol der königlichen Familie halber als deswegen, weil Y. dabei nicht als Militär, sondern als Politiker aufgetreten war. Der Gewandtheit Hardenberg's gelang es, den französischen Gesandten zu täuschen, ihn zu überzeugen, daß man am Allianzvertrage festhalte. Napoleon zeigte sich nicht überrascht, durchschaute auch wol die Maske, welche man preußischerseits vorschob; Macdonald ist in seinen Lebenserinnerungen nur bemüht, seine Handlungsweise in ein möglichst günstiges Licht zu stellen, und bemerkt über den Schritt York's nichts weiter als: Ce général préparait une trahison qui n'a aucun exemple dans l'histoire.

Man kann nicht zweifeln, daß es patriotische Motive waren, die bei den Ueberlegungen York's den Ausschlag gaben, mochte sein Verhältniß zu dem französischen Marschall auch kein gutes sein, und mochten auch die Russen ihm glaublich zu machen suchen, daß seine Lage gefährdet sei. Er hat es selbst wiederholt ausgesprochen, daß es ihn keine große Mühe gekostet haben würde, sich mit dem Marschall zu vereinigen, den Ring zu durchbrechen, den die Russen um ihn gezogen hatten; daß diese in bedenklicher Verfassung seien, entging ihm nicht. Aber er bedurfte eines Vorwandes, der ihn vor seinem Kriegsherrn wenn nicht rechtfertigte, doch entschuldigte, der diesem auch freie Hand ließ, die endgültige Entscheidung zu treffen, höchstens vielleicht den Feldherrn zu opfern. Deshalb war ihm die dürftige Einschließung durch die Russen willkommen, deshalb zögerte er, solange es anging. Die Nachwelt hat York's That als die einzig mögliche Auskunft angesehen, ja es ist ihm der Vorwurf gemacht, daß er nicht weit genug, nicht bis zu einem offenen Bündniß mit den Russen gegangen sei; alsdann würde der Krieg des Jahres 1813 weniger Schwankungen ausgesetzt gewesen sein. Mit Unrecht. Es war viel und war genug für den Officier und den Mann, daß er sich der formalen Bedenken des Dienstes entschlug, daß er der folgenden glänzenden Erhebung Preußens den Weg öffnete, sich selbst preisgab und das Weitere der Vorsehung anheimstellte. — Der Wortlaut der Convention ward mit einem Berichte nach Berlin abgeschickt, dem nach dem Einmarsche in Tilsit ein zweiter folgte, in welchem das schöne Wort steht, daß der General, wenn er gefehlt habe, auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde die Kugel erwarten werde.

Der Abschluß der Convention würde die überraschendsten Wirkungen gehabt haben, wenn der König frei und nicht genöthigt gewesen wäre, seinen General vor der Hand fallen zu lassen, wenn die Russen die französischen Trümmer mit Nachdruck hätten verfolgen können, und wenn sich nicht in ihren Kreisen die Neigung gezeigt hätte, die Provinz bis an die Weichsel in bleibenden Besitz zu nehmen. Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Seiten der verwickelten Verhältnisse, die sich nun ergaben und die weit mehr politischer Natur als militärischer waren, auseinanderzusetzen; genug, daß Y. schwer darunter litt, doch der Sache, der er diente, nichts vergab, sich vielmehr auch jetzt seiner Aufgabe gewachsen erwies. Er ließ zunächst seinen Heertheil nach Königsberg vorrücken, womit er die Linien, welche er sich selber in der Convention gezogen hatte, unfraglich überschritt und zu verstehen gab, wie er sie auffaßte. Den Einwohnern der Provinz gab er damit die Richtung auf das Ziel, das er im Auge gehabt hatte und das erreicht werden mußte, wenn der Abschluß nicht ein Fehler, ja ein Vergehen werden sollte. Auch gewann im Lande mehr und mehr ein fieberhafter Drang die Oberhand, für die Befreiung des Gesammtvaterlandes alles einzusetzen. Aber freilich die Civilbehörden blieben unthätig und mußten es sein,

da man in Berlin in unverantwortlicher Weise versäumte ihnen auch nur Fingerzeige zu geben. Man war bei der halben Gefangenschaft des Königs gezwungen, das Verfahren des Feldherrn zu mißbilligen und schickte den Major Natzmer ab, der anscheinend die Convention rückgängig machen und Y. mit Massenbach verhaften, den Oberbefehl an Kleist übertragen sollte. Glücklicherweise ließen die Russen, wie man es gewollt hatte, Natzmer nicht zu Y. gelangen, so daß dieser einen officiellen Befehl nicht erhielt und die Berliner Beschlüsse, welche schon am 10. Januar in Königsberg bekannt wurden, unberücksichtigt lassen konnte; ohnehin weigerte sich Kleist, den Oberbefehl zu übernehmen. Um die Opferbereitschaft der Bevölkerung richtig zu einer allgemeinen Bewaffnung zu leiten, trat eine Anzahl ständischer Deputirten zusammen, die am 11. Januar eine Eingabe in diesem Sinne an den König richtete. Sie blieb vorläufig ohne Antwort. Da war es Stein, der am 22. Januar in Königsberg eintraf und, ausgerüstet mit einer Vollmacht Alexander's, diese Angelegenheit zu fördern unternahm. War es nach der einen Seite dem Zwecke am meisten entsprechend, wenn die Provinz als eine von den Russen besetzte betrachtet wurde, so daß auf Anordnung des Eroberers alle die Maßregeln getroffen werden konnten, welche zur Vervollständigung des Heeres gewünscht wurden, ohne daß die Genehmigung von Berlin eingeholt ward, so verletzten andererseits verschiedene Bestimmungen des Schriftstückes das preußische Bewußtsein, um so mehr da sie mit den erwähnten Vergrößerungsplänen der Russen in Zusammenhang gebracht wurden; namentlich Schön warnte vor einer Veröffentlichung der Vollmacht. Als Stein sodann ein Zusammentreten der Provinzialstände behufs der Nationalbewaffnung forderte, auch direct in die Verwaltung eingriff, allerdings nur, um diese Frage rasch zu erledigen, fand er vielfach Widerstand, bei dem Oberpräsidenten v. Auerswald, bei den Ständen, nicht minder bej Y.; man wollte den gesetzlichen Weg so wenig als möglich verlassen, obwol man von der Regierung verlassen war. Und eben in diesen Momenten des Stockens, der Unsicherheit, am 24. Januar, brachten die Berliner Zeitungen die Berliner Absage. Wenn nun auch Y. am 27. durch öffentliche Bekanntmachung erklärte, daß ihm eine königliche Cabinetsordre über die Abgabe des Oberbefehls nicht zugegangen sei, daß er diesen weiter führen werde; wenn zugleich die Abreise des Königs nach Breslau bekannt wurde, so dauerte es doch noch lange Tage, bis ein Ausgleich zwischen dem Drängen Stein's und dem gesetzmäßigen Sinne der Provinz gefunden ward, deren ständische Vertreter es ablehnten, ohne Berufung des Königs zu einem Landtage zusammenzutreten; nur eine Versammlung der Vertrauensmänner der Kreise und Städte fand statt. Auerswald übertrug den Vorsitz an den Leiter des ständischen Ausschusses, Schön bewog Stein, sich zurückzuhalten, Y. als den noch fungirenden Generalgouverneur mit den Anforderungen für die Landesbewaffnung eintreten zu lassen und selbst abzureisen. Dies geschah am 7. Februar. Gleichviel nun, ob auch von Breslau aus noch keine Zurücknahme der Natzmer'schen Botschaft eintraf, das York'sche Corps machte sich auf den Weg nach Westen, die ständischen Vertrauensmänner aber beschlossen eine Verordnung über Landwehr und Landsturm, die zwar auf den von Scharnhorst gezeichneten Grundlagen beruhte, deren erste Fassung auch wol von seinem Schüler Clausewitz herrührte, die jedoch in ihren Einzelbestimmungen in Berathungen mit Y. festgestellt worden war. Diese Verordnung, über welche in denselben Tagen verhandelt ward, in denen in Breslau das Landesgesetz über die Landwehr zur Vollziehung berathen wurde, ging allein aus dem freien Willen der Provinz hervor, sie legte ihr die schwersten Opfer auf, schwerere als den übrigen, sie beruhte auch in ihren Grundgedanken weit mehr auf der Vorstellung von einer Gesammterhebung des ganzen Volks. In Breslau hat sie keine Billigung ge-

funden. Desto mehr Anerkennung verdient die Gesinnung, aus der sie geboren ward, wie denn überhaupt der Januar und Februar 1813 eine solche Einmüthigkeit der Bevölkerung Altpreußens in der Uebernahme der größten Lasten, eine so patriotische Behutsamkeit der Behörden gegenüber den Russen, soviel Selbstverleugnung Stein's und soviel Geduld und Umsicht York's zeigen, daß die Vereinigung dieser Tugenden gerechten Anspruch auf die Bewunderung der Nachwelt hat.

Erst im März erhielt Y. die königliche Entscheidung über sein Verfahren in Poscherun. Er hatte, um der Form zu genügen, eine Rechtfertigungsschrift aufsetzen müssen, welche einer Commission von drei höheren Officieren übergeben worden war. Da diese ihn für vorwurfsfrei erklärte, so wurde ein Parolebefehl erlassen, durch welchen er in seiner Befehlsführung bestätigt ward. Inzwischen war der Vertrag mit Rußland in Kalisch und Breslau abgeschlossen, es verstand sich nunmehr diese schließliche Beurtheilung seines Schrittes von selbst; trotzdem verdient hervorgehoben zu werden, daß sich Kaiser Alexander lebhaft für ihn verwandt hatte. Am 17. März zog er mit seinem Heere unter dem Jubel der Bevölkerung in Berlin ein.

Die Organisation der russischen und preußischen Armee trug noch den Stempel der Unfertigkeit, und Wittgenstein, dem nach dem Tode Kutusoff's der Gesammtoberbefehl übertragen ward, zeigte sich dieser Aufgabe nur zum Theil gewachsen. Zwar das erste Gefecht, das unter seiner Führung am 6. April gegen den aus Magdeburg vorbrechenden Vicekönig von Italien geliefert ward, verlief glücklich; York'sche Truppen entschieden es. Allein der entscheidende Schlag, der bei Groß-Görschen am 2. Mai gethan werden sollte, mißglückte; auch hier bewährten sich die in Curland erprobten Leute. Noch mehr war dies der Fall bei dem verlustvollen Nachtgefecht bei Königswartha am 18. Mai, das gegen die feindliche Uebermacht nicht gewonnen werden konnte, in welchem jedoch die Zuverlässigkeit der Mannschaften und die umsichtige Besonnenheit York's eine volle Niederlage, die auch das russische Corps Barclay's vernichtet haben würde, verhütete, — einem Gefechte, das in seiner Besonderheit und verhältnißmäßig glücklichen Leitung einen Vergleich mit einem anderen kaum zuläßt. In der Bautzener Schlacht am 20. Mai war der Antheil York's von keiner Bedeutung, nur die Deckung des Rückzuges fiel seinem Corps zu.

Mit dem Rückzuge in die Nähe des schlesischen Gebirges, dem Waffenstillstande, dem Zurücktreten Wittgenstein's vom Oberbefehl schließt der erste Theil des Feldzuges von 1813. Y. war in die zweite Linie zurückgeschoben, nachdem er in Curland und Königsberg im Vordergrunde gestanden hatte. Es ist nicht anders zu denken, als daß er diese Verdunklung seiner Stellung, seines Ansehens schwer empfunden hat; er wird ein selbständiges Commando erwartet haben, wie denn in der That bei der Besetzung der ersten Stelle im schlesischen Heere zwischen ihm und Blücher eine Zeit lang geschwankt sein mag. Aus diesem Gefühle des gekränkten Ehrgeizes mag seine Opposition gegen Gneisenau, die schon jetzt hervortrat und sich immer mehr steigerte, zum großen Theil hervorgegangen sein. Es hatte überall an Ordnung und zielgemäßer Sammlung der Volkskräfte gefehlt, er hatte bewiesen, daß er dies verstehe; er kam ferner aus einem ehrenvollen Feldzuge zurück; er endlich hatte das Zeichen zu der ganzen Volkserhebung gegeben. Wie sehr ist es begreiflich, daß der Groll über die Zurücksetzung wie die Kritik über die schwungvolle, doch nicht überall tadellose Führung des folgenden Krieges sich oftmals bei dem Manne von düsterer, auf sich selbst gekehrter Lebensauffassung äußerte. In der Erfüllung seiner Pflichten ist er kein anderer geworden, und noch weniger hat seine Unerbittlichkeit und Straffheit, die den geraden Gegensatz zu der gemüthvollen Volksthümlichkeit

Blücher's wie zu dem enthusiastischen Idealismus Gneisenau's bildete, das Vertrauen der Truppen verringert, die vielmehr in ihm die sicherste Stütze und den zuverlässigsten Bürgen für einen glücklichen Ausgang sahen.

Die neue Heereseintheilung wies Kleist zur böhmischen, Bülow zur Nordarmee, Y. bildete mit den Russen unter Langeron und Sacken die schlesische. War es für das Obercommando (Blücher und Gneisenau) eine schwere Aufgabe, die Ansprüche der letzteren zu befriedigen oder niederzuhalten und gleichwol den Trachenberger Abmachungen zu genügen, die eine stets nahe Berührung mit dem Feinde, sei es angreifend oder zurückweichend vorschrieben, so erleichterte ihnen das Verhalten des heimathlichen Generals ihre Aufgabe nicht. Ihm kam es darauf an, für seine Leute auch in materieller Beziehung, für ihre Verpflegung, ihre Kleidung zu sorgen; er mißbilligte das Verfahren, dem Feinde stets mit dem gesammten Heere auf dem Fuße zu folgen und dann wieder mit der ganzen Masse auszuweichen, glaubte vielmehr, daß ein hinreichend starker Vortrab, der sich nahe am Feinde hielte, dem Heere eilige und unnütze Märsche ersparen würde. In der That waren nicht alle Maßregeln der oberen Leitung vorwurfsfrei, wie die Tage bei Löwenberg, Goldberg und Tillendorf beweisen. Es kam zu einer heftigen Scene zwischen Blücher und Y. in Jauer, und das Verhältniß ward ein so gespanntes, daß nicht einmal der Sieg an der Katzbach, der hauptsächlich den York'schen Truppen verdankt ward, einen Ausgleich brachte. Erst während des Vorrückens durch die Lausitz schien das Hauptquartier von seinem bisherigen System abzulassen, indem es eine starke Avantgarde bildete. Ein Glück, daß die Hingebung der Führer zweiten Grades, der Steinmetz, Hiller, Horn, Prinz von Mecklenburg, Katzler, Sohr, das gut machte, was von der Heeresleitung entweder versehen oder von Y. nicht erkannt wurde. Er bot sogar seinen Abschied an, ließ sich jedoch vom Könige, der ihm den Schwarzen Adlerorden verlieh, beschwichtigen. — Seine eminente taktische Begabung und die Fähigkeit, sich in unbekanntem Terrain zurechtzufinden, bewies er dann wieder am 3. October bei Wartenburg, von welchem Gefechte er später den ehrenden Beinamen erhielt, die Kunst, die Kräfte zu sparen und den Moment zu erkennen, in welchem Alles einzusetzen ist, bewährte er am 16. bei Möckern, wo er zuerst den Gegner bis unter die Mauern von Leipzig zurückdrängte. Weniger günstig wird das Gefecht bei Freyburg, das der Verfolgung Napoleon's nach der Völkerschlacht galt, beurtheilt.

Der Feldzug des Jahres 1814 zeigt ungefähr dasselbe Bild. Wo er selbständig zu verfahren hat, schreitet er zwar sicher und kräftig, doch nicht so schnell vorwärts, wie es Blücher und Gneisenau wünschten, wo es auf die Vertheidigung ankommt, steigert sich seine Spannkraft. Eine Ausnahme macht das Gefecht von La Chaussée am 3. Februar, in welchem seine Reiterei in unaufhaltsamer Angriffsfröhlichkeit die doppelt starken Massen Macdonald's warf und den Weg nach Chalons frei machte. Dagegen fällt es seiner eigensüchtigen Unbeugsamkeit, der es zuweilen recht war, unvorsichtige Anordnungen sich vollziehen zu lassen statt sie mit eigenen Mitteln umzugestalten und zu bessern, zur Last, daß Sacken bei Montmirail am 11. Februar unter schweren Verlusten geschlagen ward, wenngleich er ihn schließlich vor völliger Vernichtung rettete und mit den zähen Ostpreußen, dem Leibregiment und den brandenburgischen Husaren unter Horn und Sohr den Rückzug nach Château-Thierry zu Stande brachte. Es mag zuviel gesagt sein (Bernhardi, Toll, IV, 1, 389), daß er sich durch eine rechtzeitige Unterstützung des gedrängten Kameraden in die erste Reihe der Heerführer hätte stellen können; andererseits war es eine seltsame Verkehrung der bisherigen Ordnung der Dinge, daß ihm infolge einer noch unaufgeklärten Aengstlichkeit bei Athies am 10. März die Hälfte eines glänzenden Sieges geraubt, die voll-

ständige Ausbeutung des nächtlichen Ueberfalls von Gneisenau untersagt ward, von demjenigen, der ihn sonst wol wegen mangelnden Nachdrucks öfter getadelt hatte. Er war darüber so erbittert, daß er von dem Entschlusse, sein Corps zu verlassen, nur mit Mühe zurückgebracht werden konnte.

Nach dem Einzuge in Paris ging er auf Einladung des Königs mit diesem nach England. Bei der nun nothwendigen Umformung der Armee ward ihm das schlesische Armeecorps, für den Feldzug von 1815 aber der Oberbefehl über die Truppen zwischen Rhein und Elbe überwiesen, so daß er an den Ereignissen in Belgien nicht theilnahm. Dafür hatte er den Schmerz, daß sein älterer Sohn, der freiwillig bei den Husaren Sohr's eingetreten war, in den ersten Tagen des Juli 1815 gelegentlich des Ueberfalls von Versailles tödtlich verwundet wurde. Er nahm nun den Abschied, zog sich nach Klein-Oels zurück, verlor dann auch die einzige, an den Grafen Hoverden verheirathete Tochter und lebte einsam auf dem ihm als Dotation zugefallenen Gute. Sein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten minderte sich jedoch nicht. Als 1817 eine von Hardenberg berufene Commission die Notabeln der Provinzen aufsuchte und Klewitz auch Y. um seine Ansicht über die Errichtung von Landständen befragte, äußerte er sich dahin, daß ihm zwar die Verfassung, wie sie unter Friedrich II. bestanden, die liebste sei, daß jedoch, nachdem dem Lande einmal eine Repräsentation versprochen worden, das Wort gelöst werden müsse, und zwar so bald als möglich; auch müsse die Vertretung allgemein sein für alle Stände (v. Treitschke, Deutsche Gesch. II, 287, A. Stern in Quidde, Zeitschr. f. Geschichtswissensch. IX, 1, 81). Solche Theilnahme rühmt ihm auch der Bildhauer Rauch nach, der ihn 1818 aufsuchte behufs Herstellung seines Standbildes und der in Ergänzung dessen, was Droysen II, 244 berichtet, hervorhebt, mit wie reichen Talenten er ausgestattet gewesen sei, wie er es namentlich verstanden habe, die komischen Seiten der Menschen und Dinge zu sehen und darzustellen (Eggers, Leben Rauchs I, 244). Mit Kleist zusammen ward er 1821 zum Feldmarschall ernannt, welche Würde nach dem Tode Blücher's keiner mehr verdiente als er, die er jedoch in den Vorjahren abgelehnt hatte. Dann verlor er auch die Gattin, so daß ihm nur noch für einen Sohn und den Tochtersohn zu sorgen blieb. Erst am 4. October 1830 starb er selbst. Sein Standbild in Berlin ward 1873 aufgestellt.

Nach den Tagen von Montmirail, als er meinte die schlesische Armee zersprengt zu haben, schrieb Napoleon an seinen Bruder Joseph, daß diese die beste der Verbündeten gewesen sei, eine Anerkennung, die zur einen Hälfte Blücher und Gneisenau, zur anderen Y. trifft. Diesem freilich ist es nicht beschieden gewesen, in dem großen Kriege, zu dem er die Losung gegeben hatte, eine der ersten Stellen einzunehmen. Wie bitter ihn das auch stimmte und wie viele seltene Eigenschaften ihn dazu zu berufen schienen: es war doch richtig, daß Blücher an die Spitze des schlesischen Heeres gestellt wurde. Y., dem es ja nicht an tieferen Herzensregungen fehlte, war nicht einfach und harmlos genug, um der volksthümliche Held der Volkserhebung zu sein. Einer der verdienstvollsten Führer, derjenige, welcher die eigentliche Stütze und Kraft des Heeres bildete, ist er gleichwol gewesen.

Droysen, Das Leben d. Feldmarsch., Grafen Y. v. W. (ein Lebensbild, dem der vorstehende Abriß fast alles verdankt, und das neben der Gründlichkeit der Forschung und der Frische der Darstellung das große Verdienst hat, daß es in einer Zeit trüber Niedergeschlagenheit den altpreußischen Patriotismus wieder erweckte). — Pertz. — Delbrück, Gneisenau. — Lehmann, Scharnhorst. — Beitzke, Gesch. d. Freiheitskriege. — Horn, Gesch. d. Leibregiments. — Bock v. Wülfingen, Gen. v. Katzler. — Seydlitz, Tagebuch d.

York'schen Armeecorps. — Beitzke, Aus d. Leben d. Gen. v. Sohr. — Wellmann, Das Leben d. Gen. v. Horn. — v. Holleben, Aus d. hinterl. Papieren d. Gen. v. Holleben. — Mirus, Das Gefecht bei Wartenburg. — Duncker, Aus der Zeit Friedrich's d. Gr. u. Friedr. Wilhelm's III. — Rousset, Souvenirs du Maréchal Macdonald. — Oncken, Das Zeitalter d. Befreiungskriege. — A. Stern, Abhandlungen u. Actenstücke z. Gesch. d. preuß. Reformzeit. Außerdem die im Text angegebenen Schriften.

Nasemann.

Young: Eduard Y., Bildniß- und Genremaler, geboren am 21. October 1823 als der Sohn eines englischen Emigranten, welcher sich zu Hamburg und dann in Oesterreich der Bühne gewidmet hatte, kam frühzeitig nach Wien, wurde Schüler des damals noch florirenden Moriz Michael Daffinger und bildete sich in dessen süßlicher Manier zum Portraitmaler in Miniatur- und Aquarell. Y., mit dem zeitlebens leicht beweglichen Blut, ein stetes Prototyp des Frohsinns, wählte alsbald auch das Landschafts- und Genrefach, warf sich auf die Oelmalerei und Lithographie (z. B. Bildniß des 1846 verstorbenen Hofraths Zimmer) und ließ sich von der hochgehenden Woge des Wiener Lebens behaglich treiben. Das Jahr 1848 mag auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen sein und seinem munteren Stift vielerlei Stoff geboten haben. Daß Y. mit noch zwei anderen Wackeren die Leiche des Grafen Latour nächtlicher Weile von der Laterne löste, soll nicht vergessen sein. Bald darauf treffen wir unseren Maler als Adjutanten des General Bem in Siebenbürgen und Ungarn (1849), dann aber in hocharistokratischer Umgebung auf einer Bärenjagd in Topolaya (1850). Im Gefolge und durch die Municifenz einiger Sprossen des glorreichen Hauses des Fürsten Eszterhazy machte Y. eine Cavaliertour durch Italien und Frankreich. Einzelne Blätter eines Skizzenbuches zeigen ihn 1851 zu Verona, Genua und Lyon. Bald darauf kam Y. auch nach Norwegen und Schweden. Schon damals mag der Künstler dem Könige Friedrich VII. nahe getreten sein; er zeichnete denselben mit seiner (dritten) Gemahlin, der Gräfin von Danner, im Schlitten fahrend, am 15. Februar 1853 zu Roeskilde. Den Sommer 1854 verbrachte Y. in Norwegen. Als Frucht dieser Reise erschien Ende 1856 eine große Landschaft im Münchener Kunstverein, welche durch die Eigenthümlichkeit des Motivs überraschte und verdientes Aufsehen erregte. Das Bild schilderte (vgl. Julius Grosse in Nr. 286 Abendblatt der „Neuen Münchener Zeitung" vom 24. November 1856) eine „Norwegische Hochebene", über welche das geschmolzene Schneewasser, zu einem See gesammelt, hinunter in die Tiefe braust: „Der Künstler läßt uns gleichsam in den geheimen Haushalt der Natur, in ihre Reservoirs und Quellenmagazine blicken. Der Rand des Plateaus ist von Tannen besetzt, um welche sich die Nebel ballen, die auch den größten Theil des Bergkammes im Hintergrunde verschleiern. Diese halb durchsichtige Nebelstimmung, die feuchte Luft der überschwemmten Wiesen, auch die zitternden Tannengruppen sind ganz vorzüglich gelungen". Gleichzeitig waren auch einige Aquarelle ausgestellt, kecke Charakterfiguren: Hannaken, Zigeuner, Slowaken: „Diese Bettelbuben in Lumpen und Mädchen im Sonntagsschmuck sind zwar sehr flüchtig und mit einiger Neigung zur Caricatur hingeworfen, aber das Humoristische dieser Natürlichkeit, wie die scharfe Auffassung des Nationellen bekundet einen feinen künstlerischen Blick; besonders waren die Zigeunerbuben in der seltsamen Mischung von Stumpfsinn, Verschmitztheit und Unverschämtheit ganz prachtvoll". Unterdessen hatte der Künstler bei König Friedrich VII. zu Kopenhagen eine Stellung gefunden; Y. weilte daselbst von 1856 bis zu dem am 15. November 1863 erfolgten Tode des Königs. Ueber seine künstlerische Thätigkeit liegen uns keine bestimmten Notizen vor. Y. malte in Oel und

Aquarell, in Lebensgröße und Miniatur eine Unzahl Portraits, viele Landschaften, Genrestücke und Anderes; auch als Zeichnungslehrer, wahrscheinlich im Hause des Thronfolgers, des Prinzen von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, mag er sich bewährt haben. König Friedrich verlieh seinem Maler die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und ernannte ihn zum Professor mit dem Genusse einer lebenslänglichen, nicht unerheblichen Pension. Die nächsten Jahre verbrachte Y. zu Wien, im Salzkammergut und zu Berchtesgaden, 1866 übersiedelte er bleibend noch München und erhielt zuerst bei Professor C. Raupp und dann in Piloty's Schule die erwünschte Aufnahme. Hier war es nun Piloty, welcher, wie bei so vielen Anderen, auch an Y. in kürzester Zeit Wunder that, ihn einrenkte, das Auge für die wahre Farbe öffnete und ihm die sicheren Pfade wies, welche er tastend bisher nur gesucht hatte. Schon 1868 erschien das hübsche Bild „Von der Alm", von welcher eine schmucke Sennerin, tapfer ausschreitend, ein Zicklein auf den Armen herabträgt, von dem aufmerksam aufschauenden Mutterlamm treu geleitet (im Besitz von H. Duncker in Berlin) — ein durch den zarten Ausdruck des Gesichts und die hübsche Figur und die ganze landschaftliche Scenerie höchst ansprechendes Gemälde, welches Y. im letzten Lebensjahre mit geringen Varianten wiederholte. Es bildet also den Anfang und Schluß seiner neuen, erfreulichen und anmuthenden Thätigkeit. Darauf folgte 1870 die Kirchenscene „Am Allerseelentag", wo die alte Großmutter neben ihrem Enkelchen sitzend, aus dem vergriffenen Buche betet (Holzschnitt im „Daheim" 1874, IX, 405). Dann die mit ihren scharf geladenen Büchsen und schwer bepackten Kraxen vorsichtig über den steilen Berggrat schleichenden „Schmuggler" (Original im Besitz des Herzogs von Coburg; als Holzschnitt im 30. Band „Ueber Land und Meer" 1873. Nr. 33, S. 645) und 1873 der fröhliche „Hochzeitszug" (im Besitz von H. Duncker in Berlin; 1874 auf der Kunstausstellung in Berlin prämiirt. Vgl. Bruno Meyer in seiner „Deutschen Warte" 1874, S. 751). Eine sonnige Heiterkeit ist über diese figurenreiche und doch ungekünstelte Composition gebreitet, alles athmet den Frohsinn und jenen wahren Jubel, welcher nur durch den Ernst des bedeutungsreichen Tages in Schranken gehalten wird. Zur Landschaft diente vielleicht die Gegend von Unken; das Costüm und der Typus der Gestalten ist jedoch nicht gerade streng tirolerisch. Y. malte unter dem Beirath Piloty's und der Beihülfe seiner jüngeren Freunde wol an dritthalb Jahre daran, dessenungeachtet bewahrte das Bild trotz vielfacher Correcturen und Aenderungen eine wohlthuende Ursprünglichkeit, welche Y. später nimmer erreichte. Auch seine von Jugend auf vorherrschende Neigung zu einer coloristischen Buntheit kommt hier der allgemeinen Frische unbemerkt zu statten, während sich selbe in dem „Preisstier" (1873) schon weniger günstig fühlbar macht (Medaille in Wien 1873. Im Verlag der Photogr. Gesellschaft in Wien; 1875 im Kunstverein zu München und 1876 auf der Ausstellung. Vgl. Pecht in No. 298 der „Allg. Ztg." 1875 und in dessen „Aus dem Münchener Glaspalast" 1876 S. 77). Das Bild scheint ein etwas manierirtes Gegenstück zu Defregger's „Preispferd"; der Gedanke ist gut und der Ausdruck der allgemeinen freudigen Theilnahme gesund und lebendig, nur einzelne Bewegungen machen sich gar zu gesucht, wie denn z. B. das Erstaunen beim weiblichen Theil der ländlichen Bevölkerung niemals durch Hände-Ringen und Finger-Falten zum Vorschein kommt; unentschieden bleibt es freilich, ob der von der weiblichen Seite der Gesellschaft gespendete Beifall nicht zum größeren Theile dem hübschen bäuerlichen Mentor selber gelte, statt dessen Zöglinge. Drei andere Genrestücke „Just nit": wo eine zur Kirche wandernde Tirolermaid mit sichtlichem Kampfe den für sie voll sinniger Huldigung am Wege hinpostirten Blumenstrauß doch liegen läßt und just nicht aufhebt (1873); „Ertappt": indem ein

geistlicher Herr das ländliche Stelldichein im Walde stört; und das etwas theatralische Finale „Justament“, wie der Bursche seinen Schatz endlich doch in die Arme schließt — danken ihr Entstehen verschiedenen Wanderzügen nach Südtirol, bei welcher Gelegenheit auch jene Photographie des Künstlers aufgenommen wurde, welche uns dessen Portrait in gelungenster Weise (Bozen bei J. Gugler) überliefert. Außer einem fröhlich den Hut schwingender und in das Thal hinabjodelnden „Gemsenjäger“ malte Y. einige ideale Frauenportraits (die Dame in Weiß, in Schwarz, Blau, Violett u. s. w., photographirt bei H. Max und J. Hanfstängl 1876 ff.) und unter anderen zwei große Landschaften für Jos. Freiherrn v. Karg. Für König Ludwig II. schuf Y. mehrere Miniatur-Bildnisse auf Elfenbein von äußerst subtiler Durchbildung und minutiöser Ausführung. In die zum siebenten Deutschen Schützenfeste herausgegebene Festzeitung lieferte Y. das Rosenmädchen für den Schützenkönig. Ferner malte er noch ein „Mutterliebe“ betiteltes Bild (vollendet 23. November 1881) und brachte die Wiederholung des liebenswürdigen „Von der Alm“ benannten, zu München begonnenen Erstlingswerkes fertig. Dann beendete eine Brustwassersucht mit fünfmonatlichen Leiden, am 12. Februar 1883 dieses an bunten und romanhaften Erfahrungen reiche und interessante Leben. — Sein Bruder Friedrich Young (geboren 1822 zu Wien), ein vielgefeierter Tenorist, verunglückte durch einen Sturz im Theater zu Würzburg und starb nach langen Leiden am 21. Februar 1884 in der Heilanstalt Kennenburg bei Eßlingen. Er war mit der berühmten Tänzerin Lucile Grahn verheirathet.

Vgl. Seubert 1879, III, 620. — Nekrolog in Beil. 72 „Allgemeine Zeitung“ 13. März 1883. — Kunstvereins-Bericht für 1883, S. 68 ff. — Wurzbach 1890. LIX, S. 55 ff.

Hyac. Holland.

Ypermann: Johann Y., belgischer Arzt und Vater der flämischen Chirurgie, ist im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts in Ypres (Belgien) geboren, hat am Collège de St. Côme in Paris unter Lanfranchi (der 1295 nach Paris gekommen war und 1306 starb) bis 1303 oder 1304 Medicin studirt, hat sich dann bei Ypres als Arzt niedergelassen, ist 1304 an dem Hospice de Belle angestellt worden und 1318 nach Ypres übergesiedelt. Im Jahre 1325 zog er mit dem kleinen Heere, das Ypres gelegentlich der Fehde der Einwohner von Brügge mit dem Grafen von Flandern stellte, als Militärarzt ins Feld. Sein Tod fällt in die Zeit nach 1329, in welchem Jahre sich zum letzten Male archivalische Rechnungen auf Y. beziehen. Er hat sich während seines verdienstreichen Lebens einen so begründeten Ruf erworben, daß noch heute in Belgien ein hervorragender Arzt als zweiter Ypermann bezeichnet wird. Y. ist Verfasser von vier lateinisch abgefaßten medicinischen Schriften, von denen zwei die Heilmittel, eine die innere Medicin und eine die Chirurgie abhandeln. Die Medicin und die Chirurgie sind nach Abschriften der ins Flämische übersetzten Urschrift, die in der Brüsseler Bibliothek handschriftlich aufbewahrt werden, von Broeckx veröffentlicht worden. Die Chirurgie, das bedeutendere Werk, hat Y. zunächst für seinen s. Z. die Wundheilkunde studirenden Sohn geschrieben. Sie zeigt die große Belesenheit des Verfassers, der sich auf zahlreiche Meister des Alterthums und Mittelalters beruft, ohne sich diesen blindlings anzuschließen. Hervorzuheben ist aus diesem Buche, daß es nicht nur die damals vergessene Aderunterbindung, sondern auch die von Amüssat erst 1825 wieder entdeckte Aderdrehung beschreibt. Für die Behandlung der Geschoßwunden räth Y., die Geschosse — nämlich die Pfeile und Bolzen — schleunig aus den Wunden herauszuziehen; zu dieser Entfernung bedient er sich zwar der von Andern empfohlenen Mittel, aber er übergeht dabei alle die damals noch bräuchlichen

Mittel des Wunderglaubens. Die instrumentellen Ausziehungsmittel, Zange und Schraube, die uns bildlich überliefert sind, sind eigenartig und weichen in ihrem Bau von allen dem gleichen Zwecke dienenden Instrumenten der Vorgänger und Zeitgenossen Ypermann's ab.

M. C. Broeckz, Annales de l'Acad. archéol. de Belgique T. XX; la chirurgie de maître Jéhan Ypermann u. s. w. 1853; traité de médecine u. s. w. 1867. — H. Frölich, Die Kriegsverletzungen im Mittelalter, in Oesterreich. militärische Zeitschr. 1886. H. 8—10. — A. Hirsch, Biogr. Lexikon VI, 1888. — Haeser, Lehrb. d. Gesch. d. Med. I (1875) S. 769 ff. H. Frölich.

Ysenburg: Christian Ludwig, Graf zu Y.-Birstein, landgräflich hessen-casselscher Generallieutenant, ein älterer Bruder des Grafen Johann Kasimir (s. u.), am 8. October 1710 zu Birstein geboren, stand zuerst bei den Grenadieren, erhielt am 6. Januar 1741 das Dragonerregiment des Generalmajors von Diemar, wurde 1746 selbst Generalmajor und 1750 Generallieutenant, befehligte 1756 die zur Abwehr einer gefürchteten französischen Landung in England vom Landgrafen dorthin überlassenen 8000 Mann, welche indeß nicht zu kriegerischer Thätigkeit gelangten, quittirte nach der Rückkehr am 16. März den Dienst, weil ihm als Ritter des Deutschen Ordens die Ballei Hessen zugefallen war, und starb am 6. Juli 1791.

G. Simon, Die Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen II, 340. Frankfurt a. M. 1865. — Grundlage der Militärgeschichte von Hessen. Cassel 1798. B. Poten.

Ysenburg: Johann Kasimir, Graf zu Y.-Birstein, landgräflich hessen-casselscher Generallieutenant, aus der ersten Ehe seines Vaters, des am 23. Mai 1744 durch Kaiser Karl VII. in den Reichsfürstenstand erhobenen Grafen Wolfgang Ernst III. mit einer Gräfin Leiningen-Dachsburg am 9. December 1715 zu Birstein geboren, stand zuerst im russischen Heere und machte mit diesem den Krieg von 1741/42 gegen die Schweden in Finland mit, in deren Gefangenschaft er hier gerieth, trat dann in landgräflich hessen-casselsche Dienste, gehörte zu den 6000 Mann, welche Prinz Friedrich von Hessen zur Zeit des Einfalles des Prätendenten Karl Eduard in Schottland nach England führte, die aber, nachdem die Schilderhebung durch den Verlust der Schlacht bei Culloden (1746) rasch zu Boden geschlagen war, nicht zu kriegerischer Thätigkeit gelangten, nahm darauf an den letzten Feldzügen des österreichischen Erbfolgekrieges in den Niederlanden theil und wurde 1751 zum Generalmajor befördert. In dieser Stellung gehörte er zu dem hessischen Hilfscorps, welches sein älterer Bruder Graf Christian Ludwig (s. o.) 1756 nach England führte und kehrte mit diesem im März 1757 nach Deutschland zurück. In Stade ausgeschifft, traten die hessischen Truppen sofort zu dem Heere über, welches sich unter dem Herzoge von Cumberland an der mittleren Weser sammelte und hier alsbald den unter dem Marschall de Contades anrückenden Franzosen gegenüberstand. Bei dem Hauptereignisse des Feldzuges jenes Sommers, der am 26. Juli geschlagenen Schlacht von Hastenbeck, war Graf Y. nicht zugegen, weil er mit einer kleinen Abtheilung in die Gegend von Minden zur Beobachtung entsandt war. Er machte dann den Rückzug in das Bremische und im nächsten Winter den Siegeszug mit, welchen Herzog Ferdinand von Braunschweig, nachdem er an des Herzogs von Cumberland Stelle den Oberbefehl übernommen hatte, im Februar 1758 antrat. Als durch denselben die Franzosen über den Rhein zurückgedrängt waren, wurde Y., seit kurzem zum Generallieutenant befördert, am 9. Mai aus den Erholungsquartieren, welche die Armee im Münsterschen

bezogen hatte, mit 2 Bataillonen und 2 Schwadronen nach Hessen gesandt, um das Land gegen Einfälle des in der Gegend von Frankfurt stehenden Feindes schützen zu helfen. Es fehlten ihm aber dazu die erforderlichen Streitkräfte. Obgleich Neuaufstellungen von Truppen stattfanden, Garnisonbataillone und Invalidencompagnien herangezogen wurden, hatte er am 1. Juni bei Marburg nicht mehr als 3500—4000 Mann zusammengebracht, mußte vor dem von Süden anrückenden Herzoge von Broglie, welcher über die doppelte Anzahl gebot, zurückweichen, und wurde, als er, angeeifert durch eine vom Herzog Ferdinand ihm schriftlich ertheilte Weisung, am 23. Juli bei Sangerhausen in der Nähe von Cassel sich jenem entgegenstellte, nach tapferem Widerstande geschlagen. Er hatte schwere Verluste erlitten und wurde zum Rückzuge genöthigt, aber nicht verfolgt, so daß er in der Gegend von Eimbeck Halt machen konnte. Aus einem bei Bisperode bezogenen Lager brach er am 22. September zu einem von Herzog Ferdinand angeordneten Vormarsche gegen Cassel auf, welchen er in Gemeinschaft mit dem hannoverschen General von Oberg auszuführen hatte. Bei Holzminden ging er auf das linke Weserufer, vereinigte sich mit Oberg, welcher als der Aeltere das Commando übernahm, und erlitt in Gemeinschaft mit diesem am 10. October bei Lutterberg eine neue Niederlage. Sie war von einem wenig geordneten Rückzuge gefolgt, welchen die Franzosen indessen nicht störten, und, als diese bald darauf im Hanauischen ihre Winterquartiere nahmen, kehrte Y. zu gleichem Zwecke nach Hessen zurück. Von hier führte Herzog Ferdinand im Frühjahr 1759 sein Heer gegen Frankfurt vor. Am 10. April brach er von Fulda auf, am 12. langte er vor der vom Herzoge von Broglie bei Bergen genommenen Stellung an, am 13. kam es hier zur Schlacht. Als der Angriff der Avantgarde unter dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig auf den vom Feinde stark besetzten und tapfer vertheidigten Flecken Bergen scheiterte, eilte Y. mit den drei vordersten Bataillonen der von ihm befehligten linken Colonne herbei, wurde aber, sobald er in das gegnerische Feuer gekommen war, von einer Musketenkugel in die Brust getroffen und war auf der Stelle todt. Auch dieses Mal krönte kein Sieg seinen Kampf. Die von ihm herangeführten Bataillone wurden von den zurückfluthenden Truppen des Erbprinzen fortgerissen und nur das entschlossene Eingreifen der hessischen und der hannoverschen Cavallerie bewahrte sie vor einer vollständigen Niederlage. Der Verlauf des Gefechtes beweist, daß die Behauptung, Graf Y. habe sich vom Herzoge die Ehre des ersten Angriffes ausgebeten, weil er die Scharten des vorjährigen Feldzuges habe auswetzen wollen, in das Reich der geschichtlichen Fabel gehört. Daß ihm daran gelegen war, solchen Zweck zu erreichen, ist wahrscheinlich; die Worte (Neue genealogisch-historische Nachrichten, Jahrgang 1760, Leipzig) welche er vor dem Angriffe an seine Truppen richtete, deuten darauf hin. — Graf Y. starb unvermählt.

C. Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen 1757—1763. Cassel 1863/64. B. Poten.

Ysenburg: Karl Friedrich Ludwig Moritz Fürst zu Y.-Birstein, kaiserlich französischer Brigadegeneral, am 29. Juni 1766 zu Offenbach geboren und in der Kriegsschule des blinden Fabeldichters Pfeffel zu Colmar im Elsaß erzogen, trat 1784 in das österreichische Heer, in welchem er mehrere Feldzüge gegen die Türken und den von 1793 gegen die Franzosen mitmachte und zum Major aufstieg, quittirte im Jahre 1794 als Oberstlieutenant im Infanterieregimente d'Alton, vermählte sich am 16. September 1795 mit einer Gräfin zu Erbach-Erbach und folgte am 3. Februar 1803 seinem verstorbenen Vater, dem Fürsten Wolfgang Ernst II., in der Regierung des Fürstenthumes. Im nächstfolgenden Jahre trat er als Generalmajor in das preußische Heer, verließ

dieses aber bald wieder und warb ein Infanterieregiment für den Dienst Napoleon's. Am 1. Novbr. 1806 erließ er zu diesem Zwecke aus Mainz einen Aufruf, welcher in Berlin, Leipzig und Magdeburg veröffentlicht wurde. (Abgedruckt in „Vertraute Briefe über den preußischen Hof, I 236. Amsterdam 1807). Derselbe wetteifert in Schamlosigkeit mit Allem, was damals von Deutschen an Kriecherei und Selbsterniedrigung geleistet wurde. Napoleon ist für den Reichsfürsten der unüberwindliche Kaiser; den preußischen Officieren, so mit Capitulation in französische Kriegsgefangenschaft gerathen sind und die er auffordert, mit ihrem Range in das von ihm zu errichtende Regiment von vier Bataillonen zu treten, sichert er den Schutz und die väterliche Sorge des angebeteten Helden zu, der seine Krieger wie seine Kinder liebt; den Soldaten zeichnet er das Bild des französischen in glänzenden Farben und fragt: „Wer ist glücklicher als dieser!“ Napoleon's Erscheinung hatte den Fürsten geblendet, welcher zugleich darauf zählen mochte durch jenen an Macht und Ansehen zu gewinnen. Insofern hatte Y. richtig gerechnet, denn Napoleon nahm ihn unter die Mitglieder des Rheinbundes auf und das nunmehr souveräne Fürstenthum Ysenburg umfaßte nicht nur den Birsteinschen Besitz, sondern auch den der agnatischen Häuser zu Philippseich, Büdingen, Wächtersbach und Meerholz nebst anderen Gebieten. Im übrigen aber bewies der Kaiser dem Fürsten, welchen er zum Brigadegeneral ernannt hatte, nur Geringschätzung und Verachtung. Daß der Letztere diese durchaus verdiente, beweist schon die geringe Achtung, welche er vor fremdem Eigenthume hegte. Er füllte seine Taschen mit Merkwürdigkeiten der Berliner Kunstkammer und entwendete aus derselben, trotz der Einsprache eines anwesenden Predigers, einen kostbaren Stock. Einen Schriftsteller, welcher die Königin Louise zu verunglimpfen gesucht hatte, ernannte er zum Hofrath. Sein Regiment, das Regiment Preußen, welches in Leipzig gebildet wurde und eigentlich nur aus früher preußischen Soldaten bestehen sollte, aber bei den sich Meldenden nach dem Woher? wenig fragte, war für die Bürger eine Plage, von der sie durch Beschwerden und durch Bestechung eines anderen französischen Generals im April 1807 endlich befreit wurden. Mit dem Regimente ging der Chef, dem die Stadt täglich fünfzig Thaler Tafelgeld hatte zahlen müssen. Damit geschah auch dem Willen des Kaisers Genüge, welcher schon lange darauf gedrungen hatte, daß das Regiment ausmarschiren sollte; die demselben in den Zeitungen beigelegte Bezeichnung als „Regiment Napoleon“ verbat er sich ernstlich und untersagte streng den „Mißbrauch seines Namens“. Das Regiment rückte zunächst nach Valenciennes, wo es seine Organisation beendete, wurde dann bei der Küstenbewachung am Atlantischen Ocean verwendet und 1808 theilweise nach Spanien geschickt. Dorthin ging auch der Fürst, welcher hier anfangs kein Commando führte, dann aber eine deutsche Brigade, aus einem nassauischen und einem badischen Regimente gebildet, befehligte. Das Podagra bewog ihn 1809 den Kriegsschauplatz zu verlassen, aber erst am 8. December 1813 verzichtete er auf den französischen Heeresdienst. Sein Fürstenthum war inzwischen sequestrirt und einem Generalgouvernement zugetheilt, dessen Sitz in Frankfurt am Main war; der Wiener Congreß entkleidete den Beherrscher desselben seiner Souveränetät wieder und überwies das Ländchen dem Kaiser von Oesterreich, welcher es dem Großherzoge von Hessen abtrat; ein am 29. Juni 1816 zwischen diesem und dem Kurfürsten von Hessen geschlossener Vertrag, auf Grund dessen die Gebiete getheilt wurden, machte den Fürsten zum Standesherrn. Er starb am 21. März 1820. Das Régiment de Prusse, später Régiment étranger Nr. 4 genannt, wurde theils in Spanien, hier jedoch seiner Unzuverlässigkeit wegen meist als Besatzungstruppe,

theils in den Niederlanden verwendet, wo es im Jahre 1809 die Insel Walcheren gegen die Engländer vertheidigen half; das in Spanien befindliche Bataillon löste sich im April 1812 durch Krankheit und Desertion vollständig auf; die Reste der holländischen Bataillone wurden dem am 19. December 1813 zu Arras errichteten Pionierregimente einverleibt.

G. Simon, Die Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen II, 344. Frankfurt am Main 1865 (dürftig). — Dr. G. Schmeisser, Le Régiment de Prusse, Landsberg a. W. 1885, nennt für einen jeden der hier wiedergegebenen Vorwürfe, die er dem Verhalten des Fürsten Y. macht, die Beweisstelle.

B. Poten.

Z.

Zach: Franz Xaver Freiherr v. Z., Astronom, geboren am 4. Juni (oder 13.) 1754 zu Preßburg, † am 4. September 1832 zu Paris (laut „Moniteur“, während die Biographen gewöhnlich den 2. angeben). Z., dessen Bruder sich in kaiserlichen Diensten auszeichnete und bis zu den höchsten militärischen Würden emporstieg, war der Sohn eines damals berühmten Preßburger (später Pesther) Arztes, der 1765 in den Adelstand erhoben worden war. Er trat frühzeitig in die österreichische Armee ein und machte einige Feldzüge mit, ging aber bald wieder vom activen Dienste ab und betheiligte sich an der damals durch den Exjesuiten Liesganig (A. D. B. XVIII, 637) ins Werk gesetzten Vermessung des Kaiserstaates, wobei er allerdings noch immer dem Ingenieurcorps als Officier angehörte. Nachdem er gänzlich ausgeschieden war, lebte er ein paar Jahre in Berlin als Lehrer der Kinder des sächsischen Gesandten Grafen Brühl und lernte bei diesem in der Astronomie gründlich bewanderten Manne, welcher sich ein stattliches Privatobservatorium eingerichtet hatte, die Technik des Beobachtens gründlich kennen. Als er 1786, mit dem Titel eines Oberstwachtmeisters, in die Dienste des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha trat, war er völlig dazu geeignet, die Leitung der neuen Sternwarte auf dem Seeberge nächst Gotha zu übernehmen, und in dieser Stellung verblieb er zwanzig Jahre (1787—1806). Der Herzog starb, und seine Wittwe lebte von da an größtentheils außer Landes, zumal in Italien (Neapel, Lucca, Genua), begleitet von Z., der bei ihr den Posten eines Obersthofmeisters versah. Zwei Umstände trübten den Abend seines Lebens. Einmal nämlich hatte er, als Beamter einer protestantischen Fürstin und als selbst sehr freidenkender Mann, viele Unannehmlichkeiten mit der italienischen Geistlichkeit, und als gar 1827 die Herzogin, der gegenüber der Turiner Hof doch immer noch Rücksichten zu nehmen hatte, verschieden war, steigerten sich diese Mißhelligkeiten derart, daß Z. einem förmlichen Jesuiten-Verfolgungswahne anheimfiel. Zum zweiten hatte er, je älter er wurde, durch ein Steinleiden viele Beschwerden zu erdulden, und auch als ihn der berühmte Pariser Operateur Civiale geheilt hatte, blieb noch eine große Schwäche zurück. Von Marseille her in Paris ankommend, wo er sich immer wieder von Zeit zu Zeit seinem Arzte vorzustellen hatte, wurde er von der damals gerade sehr heftig auftretenden Cholera befallen und vermochte der Seuche in seinem geschwächten Zustande nicht lange Widerstand zu leisten.

Z. hat der Wissenschaft, mehr noch als durch seine eigenen tüchtigen Arbeiten, dadurch Vorschub geleistet, daß er geeignete jüngere Kräfte für sie heran-

bildete und den astronomischen Disciplinen Sammelstellen schuf, durch welche die Zersplitterung der einschlägigen Arbeiten verhütet ward. Sein Verdienst ist es, die hohe Bedeutung der Spiegelinstrumente für die geographische Ortsbestimmung erkannt und befürwortet, sowie auch in deren Handhabung die Reisenden unterwiesen zu haben. Dahin gehören A. v. Humboldt, der sich stets dankbar an Zach's Rathschläge erinnerte, der Weltumsegler Horner, dem Z. einen Platz bei der Expedition v. Kotzebue's verschaffte, und Rüppell, durch den man zuerst für das obere Nilgebiet eine Reihe gesicherter Positionen erhalten hat. Seine Anstalt auf dem Seeberge suchte Z. zu einer Musteranstalt zu machen, und von ihm ging nachmals auch der Anstoß zur Begründung der Sternwarte in Neapel aus. Auf dem Seeberge wurden zwei astronomische Congresse abgehalten, für welche sich namentlich Lalande interessirte, und auf denen ein Programm zur planmäßigen Durchsuchung der planetarischen Lücke zwischen Mars und Jupiter besprochen wurde. Vor allem aber rief Z. zwei neue Zeitschriften ins Leben, welche ganz außerordentlich günstig für die litterarische Production jener Zeit gewirkt haben. In Verbindung mit Bertuch redigirte er die „Geograph. Ephemeriden“, in denen die ersten Reisenden des Zeitalters, ein Niebuhr, Seetzen u. s. w., über ihre Erfahrungen berichteten, und noch wichtiger wurde die „Monatl. Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde“, die v. Zach 1800 begründete. Wenn er auch 1807, als sein Wanderleben begann, die Schriftleitung formell an B. v. Lindenau abtrat, so blieb er doch auch noch nachher einer der fleißigsten Mitarbeiter. In Genua endlich schuf er sich zum dritten Male ein publicistisches Organ („Correspondance astronomique, géographique et hydraulique“, 13 Bände 1818—1825). Daneben schrieb er noch für die „Philosophical Transactions“, für Hindenburgs „Archiv“, für Bode's „Jahrbuch“ und für die „Zeitschr. für Astronomie und verw. Wissenschaften“ eine Anzahl von Aufsätzen.

Von diesen sind die wichtigsten jene, welche die Beobachtungskunst als solche zum Gegenstande haben und z. B. das damals neue Princip, genaue Winkelmessungen mit Hilfe der sogenannten Repetition zu erzielen, befürworten. Ueber Verwandlung von Stern- in Sonnenzeit, Azimutbestimmung, Gradmessungen und Sonnenfinsternisse hat er ebenfalls gearbeitet, ferner auch (in der „Hertha“ 2. Bd.) über den türkischen Kalender. Ein ausgesprochen geschichtlicher Sinn befähigte ihn zu mancher interessanten Entdeckung. Er wies z. B. nach, daß der Planet Uranus lange vor Herschel durch Tob. Mayer beobachtet worden sei (Zeitschrift für Astronomie, 3. Bd.), und führte die Entdeckung der parabolischen Kometenbahn auf Borelli, die Ausrüstung der Meßwerkzeuge mit Fernrohren auf Generini zurück (ebenda 3. und 4. Band).

Groß ist auch die Menge selbständiger Werke v. Zach's. Wir führen die folgenden an: „Novae et correctae tabulae motuum solis“, Gotha 1792; „De vera latitudine et longitudine geographica Erfordiae“, Erfurt 1794; „Vorübergang des Merkur vor der Sonne den 7. Mai 1799, beobachtet zu Seeberg“, Bremen 1799; „Fixarum praecipuarum catalogus novus“, Bremen 1804; „Tabulae speciales aberrationis et nutationis“, Bremen 1806—7; „Tables abrégées et portatives du soleil“, Florenz 1809; „Tables abrégées et portatives de la lune“, ebenda 1809; „Nouvelles tables d'aberration et de nutation pour 1404 étoiles“, Marseille 1812 (mit Nachtrag, ebenda 1813). Für die neueste Zeit am bedeutsamsten sind jedoch v. Zach's Studien über ein Problem, welches für die Geodäsie eine fundamentale Wichtigkeit gewonnen hat: „L'attraction des montagnes et ses effets sur le fil à plomb“, Avignon 1814. Hier wurde der strenge Nachweis dafür geführt, daß in der Nähe großer Gebirgsmassen die Einstellung einer horizontalen Ebene nicht ohne weiteres möglich ist.

Auch v. Zach's oben genannter Bruder Anton hat in Mathematik und Naturwissenschaft ganz anerkennenswerthes geleistet. Die „Monatl. Correspondenz“ enthält verschiedene Artikel aus seiner Feder, deren Inhalt vornehmlich ein geodätischer ist.

Ridler, Oesterreichisches Archiv für Geschichte, 1833, Nr. 130. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 58. Theil, Wien 1889, S. 70 ff. — Nouvelle Biographie Générale, XLVI, Paris 1866, S. 923 ff. Günther.

Zach: Johann Z., Tonkünstler, geboren 1705 zu Czelakowicz in Böhmen, † 1773 zu Bruchsal in Baden. Bei entschieden musikalischer Begabung in jugendlichem Alter nach Prag gekommen, wo er bald an den Kirchenchören von St. Gallus und von St. Martin als Violinist Anstellung fand, hob ihn rastloser Eifer in Kürze auch zum tüchtigen Organisten. Als solcher in Bewerbung getreten um die erledigte Stelle des Orgelmeisters an der Prager Metropolitankirche bei St. Veit, doch ohne Erfolg, bewirkte dieses den Entschluß der Auswanderung. Er zog nach Mainz und fand dort Anstellung als Hofcapellmeister. Z. starb zu Bruchsal im Rufe eines ebenso ausgezeichneten Geigers und Orgelspielers, wie vorzüglichen Contrapunctisten. Zeitgenossen schildern ihn als Sonderling. Infolge des Todes seiner Braut schwermüthig geworden, folgte er von da ab fast jeder Leiche bis zum Grabe und schrieb fortan auch mit Vorliebe Requiems und Grabgesänge; außer diesen verfaßte Z. eine Anzahl Messen und Einlagstücke, mehrere Sonaten und Concertstücke. Eines der letzteren erschien 1766 (in Speier) gedruckt. Sein ansehnliches Vermögen bestimmte er den Armen.

Jos. Proksch, Biogr. Denkmal. — Dlabacz, Künstlerlex. — Gerber's Lexicon der Tonkunst. Rud. Müller.

Zachariae: August Wilhelm Z., geboren am 26. Juli 1769 zu Riesa a. d. Elbe, † am 6. Mai 1823 zu Roßleben. Z. war der Erstgeborene von sechs Kindern des Predigers M. Johann Friedrich Z. zu Riesa. Die jugendlichen Eltern — der Vater war 24, die Mutter nicht volle 17 Jahre alt, als August Wilhelm ihnen geboren wurde — sorgten bis zum 15. Lebensjahre des Sohnes selbst für seine intellectuelle und moralische Ausbildung. Von 1784 bis 1790 besuchte er die Schulpforte, nach deren Absolvirung er die Universität Leipzig bezog. Da sein Vater bereits 1786, ohne seiner zahlreichen Familie Geldmittel zu hinterlassen, gestorben war, mußte der junge Student seinen Lebensunterhalt sich im wesentlichen selbst erwerben; er fand indeß auch bald durch sein wohlanständiges Verhalten und seinen ausgezeichneten Fleiß Gönner und Wohlthäter, die sich seiner annahmen. Unter ihnen sind besonders zu nennen der damals berühmte Professor der Alterthumskunde Klausing, sowie der Kreissteuereinnehmer Weiße. Er widmete sich zunächst dem Studium der Theologie; 2½ Jahre hatte er dieser Wissenschaft obgelegen, ja er hatte schon die Kanzel bestiegen, da befiel ihn eine so gefährliche und langwierige Brustkrankheit, daß er auf Anrathen der Aerzte diesem Berufe entsagen mußte; er wandte sich der Jurisprudenz zu. Er hatte dieses Studium noch nicht vollendet, als ihm eine Hofmeisterstelle beim Grafen Münster, Besitzer der Standesherrschaft Königsbrück, angetragen wurde, die er auch annahm. Hier scheint er dann vornehmlich infolge des Unterrichts in der Mathematik, welchen er dem schon ziemlich herangewachsenen jungen Grafen zu ertheilen hatte, dieses Studium mit jenem Eifer aufgenommen zu haben, mit dem er demselben bis zu seinem Tode oblag und das Gebiet dieser Wissenschaft zu bereichern und zu erweitern suchte. Im Mai des Jahres 1795 starb seine Mutter und nunmehr lag ihm zum nicht geringen Theil auch noch die Sorge um das leibliche und geistige Wohl der jüngeren

Geschwister ob. Inzwischen waren indeß die jungen Grafen Münster soweit herangewachsen, daß sie eines Lehrers entbehren konnten; Z. glückte es jedoch alsbald eine ähnliche Stelle beim sächsischen Cabinetsminister Grafen v. Hopfgarten zu erhalten. Um diese Zeit meldete er sich zum juristischen Examen, das er im Mai des Jahres 1799 auch mit dem besten Prädicat bestand. Bald darauf ging er mit dem jungen Grafen Hopfgarten als Führer auf die Universität Wittenberg, wo er die Magisterwürde erwarb. Im gräflich Hopfgartenschen Hause blieb er bis zum Jahre 1803, in welchem ihm der Erbadministrator der Klosterschule zu Roßleben, v. Witzleben, der selbst ein ehemaliger Zögling der Schulpforte war, an diese Anstalt als Lehrer der Mathematik und der neueren Sprachen berief. Sein Einfluß auf die Schüler war ein gewaltiger, nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern vornehmlich auch in ethischer. „Man schämte sich“, so berichtet uns einer seiner vorzüglicheren Schüler aus jener Zeit, der spätere Adjunctus Dr. Jacob in Pforta, über ihn, „die viele Mühe des trefflichen, geliebten Lehrers nicht wenigstens mit einer gleichen Aufmerksamkeit in den Lehrstunden zu vergelten“. Zu gleicher Zeit mit seiner Anstellung in Roßleben scheinen seine Gedanken über Aëronautik entstanden zu sein, auf welchem Gebiete er von jener Zeit an in ausgedehntestem Maße sowol schriftstellerisch wie experimentell thätig war, und wenngleich seine diesbezüglichen Arbeiten getheilte Aufnahme und Beurtheilung fanden, so haben doch Kenner seinen Ausführungen und Ideen Gründlichkeit und Folgerichtigkeit niemals abgesprochen. Auch erhielt er mehrmals während seiner Unternehmungen erfreuliche Beweise aufmunternder und belohnender Aufmerksamkeit. Im Jahre 1805 ward ihm z. B. vom König Friedrich August zu Sachsen, seinem damaligen Landesherrn, eine Unterstützung von 200 Thalern zur Fortsetzung seiner Versuche, nebst einem anerkennenden Handschreiben zugestellt. Im J. 1807, in dem sein Buch „Elemente der Luftschwimmkunst, hergeleitet aus dem Fluge der Vögel und dem Schwimmen der Fische“ (Wittenberg, gr. 8° mit 1 Kupfer) erschien, schrieb der damalige Coadjutor von Mainz, nachheriger Fürst-Primas von Dalberg, der früher ähnliche Ideen verfolgt hatte, einen sehr billigenden und sachkundigen Brief an ihn, worin er ihn ebenfalls zur Fortsetzung seines Strebens aufforderte. Ein Theil von seinen hierher gehörigen Bemerkungen findet sich auch in seiner Schrift „Jacob Degen's Flugmaschine beurtheilt“ (Leipzig 1808, gr. 8° mit 1 Kpfr.) [cf. Baumgärtner's Magazin der Erfindungen Bd. VIII, St. 2]. Hier hat er sehr gründlich jene von dem Uhrmacher Degen in Wien bloß auf gut Glück und ohne Berücksichtigung der einschlägigen Naturgesetze angestellten Flug- und Luftfahrversuche angefochten und ihre Unhaltbarkeit bewiesen. Unter den mehreren von ihm zur praktischen Prüfung seiner Ideen angestellten Versuchen mit dem Fallschirm sind besonders zwei hervorzuheben; der eine, den er auf der Sternwarte zu Leipzig im Sommer 1821 ausführte und der u. a. von zwei sehr bewährten Zeugen, den Professoren Gilbert und Mollweide (vgl. Leipz. Literaturztg. 1822, Nr. 166) als preiswürdig anerkannt wurde, und sodann der im J. 1822 von dem hohen Wendelstein herab an dem Ufer der Unstrut bei Roßleben mit ebenso entsprechendem Erfolge angestellte. Von seinen litterarischen Arbeiten auf diesem Gebiet ist dann noch seine letzte Schrift besonders bemerkenswerth „Geschichte der Luftschwimmkunst von 1783 bis zu den Wendelsteiner Fallversuchen“ (Leipz. 1823), in der er eine ausführliche historische Uebersicht der Leistungen auf diesem Gebiet dem Publicum vor Augen führte. Der Abdruck der Schrift hatte eben begonnen, als ihn der Tod aus diesem Leben abrief. Er hinterließ eine trauernde Wittwe und sechs zum Theil noch unmündige Kinder. Von seinen Schriften, die uns beweisen, daß er auch noch auf anderen Gebieten thätig war, heben

wir in Ergänzung der bereits angeführten hervor: „Systematische Darstellung der Erscheinungen beim sphärischen Hohlspiegel“ (Leipzig 1812); „Flugesluft und Flugesbeginnen“ (ebd. 1821, 2. Aufl. 1822); „Ein flügelartiges Schiffsruder und Versuche mit ihm“ (Gilb. Ann. XLII, 1822); „Das Glashäutchen. Eine Schrift zur Belehrung für Landwirthe“ (Leipzig 1822); „Gedächtnißtafel nebst Anleitung zu deren Gebrauche, für den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache“ u. s. w. (Leipzig 1818, 2. Abdruck 1821).

Neuer Nekrolog d. Deutschen. 1. Jahrgang, 1823. — Archiv f. Philologie u. Pädagogik (Seebode). 1. Jahrgang, 1824. — Meusel, Das gelehrte Teutschland. Lemgo 1827. — Poggendorff, Biogr.-litt. Handwörterbuch.

Robert Knott.

Zachariae: Gotthilf Traugott Z., Theologe, war geboren zu Lauchardt in Thüringen, wo der Vater damals Prediger war, nachher Superintendent in Parchim († am 17. November 1729). Vorbereitet vom Vater, ohne eine Gelehrtenschule besucht zu haben, ward er 1747 Student in Königsberg und setzte seine Studien in Halle fort, wo besonders Professor Baumgarten auf ihn Einfluß übte. 1752 ward er Magister und im folgenden Jahr Adjunct der philosophischen Facultät daselbst. 1755 ward er Rector der Rathsschule in Stettin, 1760 Professor der Theologie an der Universität in Bützow, 1761 Dr. theol., 1765 prof. theol. ord. in Göttingen und 1775 in Kiel mit dem Charakter als Kirchenrath. Er starb hier indeß schon am 8. Februar 1777 am Schlagfluß. Z. beschäftigte sich vorzugsweise mit exegetischer Theologie. Seine paraphrastische Erklärung der Schrift war derzeit weit verbreitet und stand in Ansehn. „Brief an die Römer“ (Göttingen 1768, 3. Aufl. 1787); „Brief an die Corinther“ (1769, 2. Aufl. 1784), „an die Galater, Epheser, Philipper, Colosser und Thessalonicher“ (1770, 3. Aufl. 1788), „an die Hebräer“ (1771, 2. Aufl. 1791) u. s. w. Epochemachend war für seine Zeit seine: „Biblische Theologie oder Untersuchung des biblischen Grundes der vornehmsten theol. Lehren“ (Göttingen 1771, 5 Theile, 3. Aufl. 1786). Der Verfasser hält entschieden den orthodxen Standpunkt inne. „In der Art, wie ihm die concreten biblischen Vorstellungen in abstracte Begriffe zerfließen, zeigt sich jedoch bereits der Einfluß des Rationalismus“ (Weiß).

Pütter, Gelehrtengesch. v. Göttingen II, 29. — Kordes, Schriftstellerlex. S. 512. — Thieß, Gelehrtengesch. d. Univ. Kiel II, 94. Altona 1803. — Carstens, Theol. Facultät zu Kiel 2 (1875), 38. Carstens.

Zachariae: Heinrich Albert Z., deutscher Staatsrechtslehrer und Criminalist, geboren am 20. November 1806 zu Herbsleben (östl. von Langensalza) im Herzogthum Sachsen-Gotha, † am 29. April 1875 zu Cannstatt bei Stuttgart. Z., Sohn eines Justizbeamten, besuchte die Schule in Gotha und studirte seit Michaelis 1825 die Rechtswissenschaft an der Universität Göttingen, der er für sein ganzes Leben treu geblieben ist. Am 28. Februar 1829 bestand er das Doctorexamen insigni cum laude und wurde am 19. März promovirt. Nach Erlangung der venia docendi, die ihm als einem Ausländer erst nach eingeholter Erlaubniß des Universitätscuratoriums ertheilt werden konnte, kündigte er für den Winter 1829/30 äußere Geschichte des römischen Rechts bis Justinian und Institutionen an. Auch seine am 30. Januar 1830 in öffentlicher Disputation vertheidigte Habilitationsschrift „de fiducia“, die Hugo und Bergmann zugeeignet ist, und eine kurze im folgenden Jahre von ihm und seinem Bruder August dem Vater gewidmete Gratulationsschrift über die Zahl der Centurien des Servius Tullius weisen auf seine Vorliebe für römisches Recht besonders nach seiner geschichtlichen Seite hin. Bis gegen die Mitte der dreißiger Jahre hat er in Vorlesungen über Geschichte und Alterthümer und über In-

stitutionen an dem römischrechtlichen Gebiete festgehalten, daneben aber doch von Anfang an die Disciplin gepflegt, die den einen Zweig seiner Lebensthätigkeit bilden sollte. Neben Anton Bauer, dem Ordinarius für Strafrecht, las er Criminalrecht und Criminalproceß. Auf dem strafrechtlichen Gebiet trat er auch zuerst mit größeren litterarischen Leistungen hervor: 1834 mit einer Abhandlung über die rückwirkende Kraft neuer Strafgesetze (1834), der 1836 der erste und 1839 der zweite Band seiner Monographie über den Versuch folgte, die lange Zeit als das Hauptwerk über diese Lehre gegolten hat. Nebenher gingen „Geschichtserzählungen aus Criminalakten“ (1835) und „Grundlinien des gemeinen deutschen Criminalprozesses“ (1837). Jene waren aus Arbeiten für das Spruchcolleg erwachsen, dem er seit 1832 als außerordentlicher Beisitzer angehörte, und für die Verwendung in einem Criminalpraktikum bestimmt. Die Grundlinien lieferten einen Grundriß mit Quellen- und Litteraturangaben und einzelnen Ausführungen für die Vorlesungen über Criminalproceß. Ein Docent von gründlichem und vielseitigem Wissen, war er an der damals zahlreich besuchten Universität gern bereit, Lücken des Vorlesungsplans auszufüllen. So trug er längere Zeit Privatrecht des Herzogthums Braunschweig nach einem von ihm veröffentlichten Grundrisse (1832) vor, gelegentlich einmal Civilproceß nach Martin's Lehrbuche und dauernd seit 1836 auch Kirchenrecht. Auf die Empfehlung von Dahlmann, an den sich Falck in Kiel, wo man eines Criminalisten bedurfte, gewandt hatte, und von Bergmann wurde Z. am 1. October 1835 zum außerordentlichen Professor in Göttingen ernannt. Erst die Katastrophe, die mit dem Jahre 1837 über die Universität hereinbrach, führte Z. dem Rechtsgebiete zu, auf dem er seinen größten Ruhm gewinnen sollte. Mit der Dienstentlassung W. E. Albrecht's hatte die juristische Facultät einen ihrer Germanisten und ihren Publicisten verloren. Kraut, der neben Albrecht Staats- und Kirchenrecht las, hatte seine Bedeutung im Gebiete des deutschen Privatrechts. In Hannover, wo man vergebens nach einem Ersatz für die Professuren der Sieben ausspähte, war man froh, als Bergmann im Frühjahr 1838 meldete, Z. sei zur Uebernahme des deutschen Staatsrechts bereit. Der Versuch, einen Mann nach dem Herzen des Cabinetsministers v. Schele, L. Pernice in Halle zu gewinnen, „der sich nicht nur durch gründliche historische und juristische Kenntnisse, sondern auch durch loyale dem gegenwärtigen speculativen und revolutionären Schwindel gänzlich entfernte Gesinnungen überaus vortheilhaft auszeichnet“, war im August 1838 definitiv gescheitert. Da entschloß sich der Minister v. Stralenheim, Z. nach Hannover zu bescheiden, ihm den Lehrauftrag für Staatsrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte und Kirchenrecht zu ertheilen und ihn zur würdigen Vorbereitung für den Rest der Ferien nach Frankfurt zu schicken, „um sich mit den Angelegenheiten des deutschen Bundes möglichst bekannt zu machen“. In den Kreisen der Sieben und ihrer Freunde, zu denen sich Z. bis dahin gehalten hatte, verdachte man ihm den Schritt. Otfried Müller nannte das Handgeld vom Teufel nehmen. Die Reise nach Frankfurt, die übrigens nur drei Wochen dauerte, verlief nach Zachariae's eigenem Berichte ziemlich ergebnißlos. Frankfurt war kein Wetzlar. „Den Hauptgegenstand seiner Thätigkeit bildete das Studium der Protokolle mit Hülfe eines ausführlichen ganz neuerlich angefertigten Registers und in einer Ausdehnung, wie es in Göttingen nicht möglich gewesen sein würde“. Unter den Bundestagsgesandten begegnete mancher dem von der Regierung Ernst August's empfohlenen jungen noch unbekannten Manne nicht ohne Mißtrauen. Im Winter 1838/39 las Z. zuerst deutsches Staatsrecht, bald nachher auch deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte mit besonderer Beziehung auf die Ausbildung des Staatsrechts. Daneben behielt er Kirchenrecht und die criminalistischen Vorlesungen

bei. Nach Bauer's Tode (1843) war Z. der alleinige Vertreter des Criminalrechts, bis 1847 E. Herrmann neben ihn trat. Auf ihn ging dann auch das Kirchenrecht über, während Z. zu der schon seit Anfang der vierziger Jahre vorgetragenen Rechtsencyklopädie Völkerrecht in sein Programm aufnahm. So hat er den ganzen Umkreis der juristischen Disciplinen, etwa mit Ausnahme des deutschen Privatrechts und der Pandekten, nach und nach in seinen Vorlesungen durchmessen. Die Anerkennung für diese ausgedehnte Thätigkeit erfolgte nur zögernd. Erst als Z. 1842 einen Ruf nach Jena als Professor des Criminalrechts und Mitglied des Oberappellationsgerichts erhielt und sehr geneigt war ihm Folge zu leisten, entschloß man sich in Hannover ihn zum Ordinarius zu machen und nach manchen Weiterungen ihm den gleichen Gehalt wie in Jena — 1000 Thaler — zu gewähren. 1844 wurde er Mitglied der Honorenfacultät. Seine Begabung für das Fach, das er unter ungünstigen Auspicien ergriffen hatte, erwies er durch das in drei Abtheilungen 1841—1845 erschienene deutsche Staats- und Bundesrecht. Aus seinen Vorlesungen erwachsen und deshalb zum Theil noch in der Form eines Grundrisses gehalten, erwarb das Buch durch seine Gründlichkeit, seine juristische Behandlung des Gegenstandes und durch seine freimüthige und besonnene Erfassung der politischen Probleme der Zeit Anerkennung und Beifall in weiten Kreisen. Zwei politisch so entgegengesetzte Beurtheiler wie R. Mohl und Leist hatten Zachariae's Werk wegen seines entschiedenen Auftretens gegen die „Fürsten und Völker entwürdigende“ Patrimonialitätstheorie Maurenbrecher's gelobt. Das umfangreiche Buch hat noch zwei Auflagen erlebt; ihre Vergleichung ist lehrreich für die Geschichte der Zeit wie für die des Verfassers. Bei allem maßvollen Auftreten erwies sich Z. in keiner Weise als ein Anhänger des in Hannover herrschenden Conservatismus. Erklärte die Vorrede doch geradezu, es sei dem Verfasser Bedürfniß gewesen, sein Glaubensbekenntniß über gewisse Hauptsätze des Staatsrechts öffentlich auszusprechen, und führte das Buch diese Absicht an einer Reihe von Lehren im Sinne einer ehrlichen Verwirklichung des Rechtsstaats aus. Um dieselbe Zeit nahm Z. auch auf dem zweiten Gebiete seiner Thätigkeit Stellung zu den Fragen der Rechtsreform. Sein Buch: „Gebrechen und Reform des deutschen Strafverfahrens“ (1846) war von wissenschaftlicher und praktischer Bedeutung: Es erstrebte altes und neues zu verbinden, trat für Mündlichkeit, Oeffentlichkeit, Anklageschrift ein, wollte aber an rechtsgelehrten Richtercollegien und an einer gesetzlichen Beweistheorie festhalten. Schon vor dieser strafprocessualischen Schrift hatte er auf die 1844 an ihn gerichtete Aufforderung des preußischen Justizministeriums ein Gutachten über den Entwurf eines preußischen Strafgesetzbuches verfaßt, eine Arbeit, die ihm 1847 den Rothen Adlerorden dritter Classe eintrug. Eine stattliche Zahl kleiner Aufsätze und Abhandlungen aus dem Strafrecht und Strafproceß gingen neben den größeren Arbeiten her, größtentheils in dem Archiv des Criminalrechts, dessen Mitherausgeber er von 1838 an bis zum Erlöschen der Zeitschrift im J. 1857 war, veröffentlicht, wie später in Goltdammer's Archiv für Preußisches Strafrecht und im Gerichtssaal.

Mit dem Jahre 1848 begann Zachariae's Betheiligung an der praktischen Politik. Er hat der deutschen Nationalvertretung in allen ihren Phasen angehört, vom Vorparlament an bis zum ersten Reichstage des norddeutschen Bundes. Von einer Bürgerversammlung der Stadt Göttingen in das Vorparlament entsandt, wurde er von diesem in den Fünfzigerausschuß gewählt. Während er noch an dessen Arbeiten theilnahm, machte ihn die hannoversche Regierung zu ihrem Vertreter unter den siebzehn Vertrauensmännern an Stelle des Klosterraths v. Wangenheim, der nach der Epurirung des Bundestags von seinen vormärzlichen Elementen zum Ersatz v. Lenthe's bestimmt wurde. Z. er-

klärte sich für Dahlmann's Verfassungsentwurf, wenn er auch die Wahl des Reichsoberhaupts der Erblichkeit vorzog, genügte aber damit noch lange nicht den Wünschen seiner Auftraggeber, die für eine alle fünf Jahre zwischen dem Kaiser von Oesterreich und den fünf deutschen Königen nach ihrer bisherigen Rangordnung wechselnde Oberhauptswürde waren und auch sonst grämlich genug den unitarischen Verfassungsplan glossirten, zu dessen Vertheidigung Z. selbst im Mai nach Hannover kam. In die Nationalversammlung für den 6. hannoverschen Wahlkreis (Göttingen) gewählt, schloß er sich dem Casino, dem rechten Centrum des Parlaments, an, während er in den späteren Stadien mehr mit Männern wie Biedermann, Kierulff, Riesser, Welcker, Cetto, dem sogen. Nürnberger Hofe stimmte. Mitglied des Verfassungsausschusses war er nicht, dagegen gehörte er dem völkerrechtlichen Ausschusse zuerst als Schriftführer, seit dem März 1849 als Vorsitzender an Stelle v. Wydenbrugk's an. Als Referent dieses Ausschusses hat er die beiden großen Berichte über die luxemburg-limburgische Frage am 19. Juli und am 25. November erstattet. Ein zweiter wichtiger Ausschuß, dessen Mitglied Z. war, war der auf Grund eines Antrags von Biedermann eingesetzte, dem die Verhältnisse der Nationalversammlung und der Centralgewalt zu den Einzelstaaten überwiesen waren. Für ihn erstattete er den schleunigen vom 13. auf den 14. November eingeforderten Bericht über die preußischen Novemberereignisse, dessen zwischen den Parteien maßvoll vermittelnder Antrag mit 40 Stimmen Mehrheit angenommen wurde. Z. ist im ganzen selten als Redner aufgetreten. Als Berichterstatter wirkte er durch die objective Ruhe, mit der er die Gründe für und wider erwog und die extremen Parteien in Verzweiflung setzte. Von seinen Abstimmungen sei hervorgehoben, daß er gemäß seiner Haltung unter den Siebzehnern in der ersten Verfassungslesung für die Wahl des Reichsoberhaupts auf Lebenszeit und erst in der zweiten Lesung für die Erblichkeit votirte. Als Mitglied der Kaiserdeputation hatte er bei dem Empfange ihrer Mitglieder im Palais des Prinzen von Preußen Gelegenheit zu der Wahrnehmung, daß der Fürst und seine Gemahlin bei aller Zurückhaltung gegenüber der ablehnenden Erklärung des Königs über die Richtigkeit dieses Entschlusses anders dachten als der König: eine Beobachtung, die andere Mitglieder der Deputation öffentlich bestätigt haben. Am 26. Mai verließ Z. mit seinen Parteigenossen vom Nürnberger Hofe die Nationalversammlung. So lange als möglich bemüht das Parlament als den Mittelpunkt der deutschen Einheitsbestrebungen festzuhalten, schieden sie aus, als die Mehrheit sich weigerte, in einem Aufruf an das deutsche Volk den Zusatz Welcker's aufzunehmen, der Treue gegen die Reichsverfassung und Zurückweisung fremder Einmischung forderte. Mit der Theilnahme an der Gothaer Versammlung endete für längere Zeit Zachariae's parlamentarisches Wirken. Am 2. Juni 1849 war er nach Göttingen zurückgekehrt und hatte mit Vorlesungen über Staatsrecht und Criminalproceß seine akademische Thätigkeit wieder aufgenommen. Seine nächste größere Arbeit war die Veranstaltung einer neuen Ausgabe seines Staats- und Bundesrechts, die in zwei Bänden im Frühjahr 1853 und 1854 erschien. Das Buch, das die grundrißartige Gestalt völlig aufgegeben, die Scheidung von Text und Noten consequent durchgeführt hatte, brachte jetzt eine eingehende historische und dogmatische Begründung und Ausführung jeder Lehre. Festhaltend an dem Gedanken eines gemeinen deutschen Rechts sah der Verf. in seiner Entwicklung die Aufgabe seines Werkes. Die wissenschaftlichen und politischen Erfahrungen des letzten Jahrzehnts waren verwerthet, aber nach wie vor vermied es die Vermischung von Politik und Jurisprudenz. Die schärfere Ausbildung, welche verschiedene Lehren wie der Gegensatz von Personal- und Realunion, vom Staatenbund und Bundesstaat unter dem Einfluß der politischen Vorgänge

oder der Nothwendigkeit gesetzgeberischer Verwerthung gewonnen hatten, war dem Buche zu gute gekommen. Die mit dem Jahre 1848 gewonnene Freiheit der staatsrechtlichen Erörterung, welche die vormärzliche Zeit nicht geduldet hatte und die Reactionszeit nicht wieder unterdrücken konnte, machte sich überall geltend. Die zahlreichen staatsrechtlichen Fragen, die der hannoversche Verfassungskampf hervorgerufen und die erste Ausgabe des Buchs unberührt gelassen hatte, waren zur Fortbildung der vorgetragenen Lehren benutzt. Die Versuche zur Reform der deutschen Gesammtverfassung bildeten den Gegenstand einer ausführlichen rechtshistorischen Darstellung. Der Verf. legte besondern Werth darauf, den Zusammenhang des Neuen mit dem Alten festzuhalten und dem Leser eine gründliche Nachprüfung durch reiche, zuverlässige und wohlgeordnete Mittheilungen aus den Quellen und umfassende Litteraturangaben zu ermöglichen. Auszüge aus den kernigen Schriften des alten J. J. Moser schmückten wie früher das Buch, und die neuere politische Geschichte illustrirten schlagende Citate aus unverwerflichen Actenstücken. Kurz, das Buch hatte eine Gestalt gewonnen, daß es seinen Verfasser in die vorderste Reihe der deutschen Staatsrechtslehrer stellte. Eine Ergänzung des Buches bilden die Abhandlungen: über die Verpflichtung restaurirter Regierungen aus den Handlungen einer Zwischenherrschaft (Tüb. Ztschr. f. die gesammte Staatswiss., 1853, Bd. IX) und über die Haftungsverbindlichkeit des Staats aus rechtswidrigen Handlungen und Unterlassungen seiner Beamten (das. 1863, Bd. XIX); die Aufsätze über Regalien überhaupt und das Salzregal in Deutschland insbesondere (Zeitschr. f. deutsches Recht XIII, 1852), über den Art. 16 der Bundesacte, der das Recht der freien Religionsübung als Bestandtheil der gewährleisteten bürgerlichen und politischen Rechte vertheidigte (Aegidi's Zeitschr. f. deutsches Staatsrecht, Heft I v. 1864) u. a. m. Ebenso gehören noch hierher die sehr werthvollen Beiträge Zachariae's zu dem Staatswörterbuche von Bluntschli und Brater: staatsrechtlicher Besitz (Bd. II, 1857); staatsrechtliche Dienstbarkeiten (III, 1858); deutsches Staatsrecht (II), ein Artikel, besonders die Existenz eines gemeinen deutschen Staatsrechts nachzuweisen bestimmt; Landtag in den deutschen Staaten (VI, 1861), eine Darstellung der bestehenden rechtlichen Organisation der landständischen Corporationen und Volksvertretungen; Luxemburg und Limburg (VI), eine dem Verfasser von Frankfurt her besonders geläufige Materie. Es bestätigt ganz die in dem Staatsrechte Zachariae's verfolgbare Tendenz zu gründlicher Belehrung, wenn er ihm auf dem Fuße die große Sammlung der „deutschen Verfassungsgesetze der Gegenwart“ folgen ließ. Sie erschien in zwei Lieferungen während des Jahres 1855 und erhielt eine erste Fortsetzung 1858, eine zweite 1862. Ihren Inhalt bilden neben den Grundgesetzen des deutschen Bundes vollständige und zuverlässige Texte der geltenden Verfassungsgesetze aller deutschen Einzelstaaten in ihrer bundesverfassungsmäßigen Reihenfolge, jeder eingeleitet durch eine kurze und präcise Verfassungsgeschichte. Ueber die eigentlich wissenschaftlichen Kreise hinaus machte ihn seine schriftstellerische Theilnahme an den die Zeit bewegenden Fragen bekannt. Sein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, noch mehr die Ueberzeugung, daß er als Lehrer des Staatsrechts die Pflicht habe, in wichtigen Fragen des öffentlichen Rechtszustands seine wissenschaftlich begründete Ueberzeugung auszusprechen, führten Z. dazu, mit kurzen belehrenden Broschüren in die allgemeine Debatte einzugreifen. Eine stattliche Reihe solch kleiner Schriften, kurz vor 1848 beginnend und bis in seine letzten Lebensjahre sich fortsetzend, liegt vor, und einzelne von ihnen haben eine Bedeutung über ihren augenblicklichen Anlaß hinaus erlangt. Die früheste ist ein Bericht über die Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins zu Darmstadt vom September 1847. Z., Deputirter des Göttinger Hauptvereins, hatte sich lebhaft an den

bewegten Debatten betheiligt und in der Verhandlung, welche durch den im Jahr zuvor gefaßten Beschluß über die Zurückweisung des Dr. Rupp von Königsberg veranlaßt war, festen dem Kirchenrecht entsprechenden Principien über die Zugehörigkeit zum Verein und implicite zur evangelischen Kirche, wenn auch vergebens, Eingang zu schaffen versucht. Die zweite betraf eine Angelegenheit, die seine Feder noch oft beschäftigen sollte. Die Schrift: „Zur Schleswig-Holsteinischen Frage" knüpft an einen Abdruck der von Prälaten und Ritterschaft der Herzogthümer 1845 und 1847 dem Könige überreichten Vorstellungen eine staatsrechtliche Betrachtung der schleswig-holsteinschen Rechtsfrage, die den Unterschied von Personal- und Realunion zum ersten Mal in der juristischen Bestimmtheit darlegte, die seitdem in der deutschen Staatsrechtswissenschaft herrschend geblieben ist. Die im Januar 1848 veröffentlichte Schrift: „Die schweizerische Eidgenossenschaft, der Sonderbund und die Bundesrevision" setzt sich die Aufgabe aus der Verfassung der Eidgenossenschaft zu erweisen, daß sie bei ihrem Vorgehen gegen den Sonderbund nur von ihrem guten historisch begründeten Recht Gebrauch gemacht habe. Ging diese Arbeit unter den Stürmen der Märzbewegung unbeachtet vorüber, so hat keine von Zachariae's kleinen Schriften soviel Aufmerksamkeit erregt als die im September 1850 erschienene Abhandlung: „Die Rechtswidrigkeit der versuchten Reactivirung der im J. 1848 aufgehobenen deutschen Bundesversammlung", die ihren dauernden Werth besitzt in der Richtigstellung des Verhältnisses von Engerm Rath und Plenum nach der deutschen Bundesverfassung. Im Juni 1851 veröffentlichte er die von F(riedrich) P(feiffer) gegen H. Martin gerichtete: „Rechtliche Beleuchtung der Kurhessischen Septemberverordnungen", im J. 1857 eine von Actenstücken begleitete Darstellung des Coburger Untersuchungsprocesses wider Hannibal Fischer wegen Majestätsbeleidigung. So sehr Z. seine Stellung als Staatsrechtslehrer an der Georgia Augusta zu betonen liebte, so hat er in die hannoverschen Rechts- und Verfassungsverhältnisse doch verhältnißmäßig selten eingegriffen. Ueber das hannoversche Gesetz vom 24. December 1849 begann er eine Veröffentlichung unter dem Titel: „Das öffentlich-mündliche Verfahren mit Geschwornen im Königreich Hannover" (Göttingen 1850), die jedoch nicht über das erste Heft hinaus gedieh. Das „Votum über die neuesten Vorlagen der Königl. Regierung an die allgemeine Ständeversammlung" (Gött. 1853) trat für die Absicht der Regierung ein, die erste Kammer, welche nach dem Verfassungsgesetze vom 5. September 1848 eine Vertretung von verschiedenen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen werden sollte, aber überwiegend eine Repräsentation des bäuerlichen Grundbesitzes geworden war, wieder mehr dem früheren ständischen System anzunähern und ihr namentlich eine stärkere Theilnahme des großen Grundbesitzes zu verschaffen. Als 1861 der Versuch gemacht wurde, die Successionsberechtigung des hannoverschen Königshauses in Braunschweig durch „prioritätische" Ansprüche Preußens zu verdrängen, legte Zachariae's Abhandlung: „Das Successionsrecht im Gesammthause Braunschweig-Lüneburg und der ausschließliche Anspruch Hannovers auf das zur Erledigung kommende Herzogthum Braunschweig" (Leipz. 1862) den Ungrund der Denkschrift O. Bohlmann's dar, der Z. mit Unrecht eine politische Bedeutung beimaß. An der durch die Ereignisse des Jahres 1859 auch in Deutschland wieder wachgerufenen nationalen Bewegung betheiligte sich Z. mit der Schrift: „Die Reform der deutschen Bundesverfassung" (Erlangen 1859). Sie trägt auf dem Titelblatte noch die bedeutsamen Zusätze: auf der Basis des Bestehenden und ohne Ausschluß von Oesterreich. Von einem norddeutschen Publicisten. Es ist das einzige Mal, soviel ich sehe, daß Z. anonym aufgetreten ist. Zu der Autorschaft hat er sich später ausdrücklich bekannt (dritte Aufl. des Staatsrechts I,

243). Theoretisch hält der Verf. noch den Grundgedanken des Gagern'schen Programms für den richtigsten; aber er ist undurchführbar. Die Realisation eines deutschen Bundesstaats mit Preußen an der Spitze kann nur von einem politischen Träumer noch für möglich gehalten werden. Als ein echter und rechter Gothaer sucht er nach dem Durchführbaren, bei dem der Dualismus der beiden Großmächte, die Souveränetät sämmtlicher Einzelstaaten und die Existenz einer deutschen Nation zum rechtlichen Ausdruck kommen. Um seinen Vorschlägen die nöthige Bestimmtheit zu geben, formulirt er eine Bundesergänzungsacte in 10 Artikeln, die er ausführlich einleitet und motivirt. Unter möglichster Festhaltung des alten Bundesrechts bessert er nicht den Competenzzuschnitt, sondern die mangelhafte Construction des Bundesorganismus. Er stellt vier Organe auf: ein Bundesdirectorium, einen Bundesrath, eine Bundesversammlung und ein Bundesgericht. Der Bundesrath ist die alte Bundesversammlung, der Name der Bundesversammlung birgt eine Vertretung des deutschen Volkes nach dem Muster des Staatenhauses der Frankfurter Reichsverfassung; das Bundesdirectorium, das alljährlich zwischen Oesterreich und Preußen wechselt, schließt in sich: die Führung im Kriege, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und das Präsidium im Bundesrathe. Daß dies Project durchführbarer und brauchbarer für die Bedürfnisse der deutschen Nation gewesen wäre als die früher vorgebrachten, hat der Verf. wol bald selbst bezweifelt, wenn er seinen Vorschlag auch bloß einen bescheidenen nennt. Die Schrift ging spurlos vorüber; für ihren Verfasser blieb sie nicht ohne Folgen.

Als Z. im Sommer 1854 dem Universitätscurator in Hannover die zweite Auflage seines Staatsrechts übersandte, begleitete er sie mit dem Wunsche, die hohe Behörde möge seinen Bestrebungen und Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft die richtige Würdigung zu theil werden lassen. Die Worte werden verständlich, wenn man in der Vorrede des zweiten Bandes seine Klage über die ihm entzogene Erlaubniß, die auf der königlichen Universitätsbibliothek vorhandenen Protokolle der Bundesversammlung zu benutzen liest. Ein deutlicheres Zeichen der Ungunst wurde ihm wenige Wochen später zu Theil, als König Georg V. seiner Wahl zum Prorector der Universität Göttingen für das Jahr 1854/55 die Bestätigung versagte. Weit entfernt von einer politischen Demonstration hatte die akademische Corporation Z. gewählt als einen Mann, der wegen seiner Verdienste um Wissenschaft und Universität allgemein geschätzt war und seine Tüchtigkeit für das fragliche Amt in den verschiedensten Functionen akademischer Selbstverwaltung erwiesen hatte. Dagegen war der Act der Nichtbestätigung, ein seltener Vorgang im Leben der Universität, deutlich eine politische Demonstration, ein einzelnes Glied eines allgemeinern Zusammenhangs. In derselben Zeit wurde von der Regierung der Facultät untersagt, dem Privatdocenten Aegidi die venia für deutsches Staatsrecht zu erneuern und versucht, Z. durch die Berufung eines correcten Staatsrechtslehrers, wie damals der Kunstausdruck lautete, unschädlich zu machen. Minister v. Lütcken, Graf Borries, Präsident Leist sprachen dem Könige von Zachariae's destructiven und antimonarchischen Tendenzen und regten die Berufung von Zöpfl, von Stahl, auch von Siegfried Hirsch, dem Historiker, an, der sich diesen Kreisen durch ein politisches Votum über die hannoverschen Provinzial-Landschaften (1852) empfohlen hatte. Das endliche Ergebniß dieser Bemühungen war, daß man im Herbst 1857 Herbert Pernice, damals Privatdocenten in Berlin, als außerordentlichen Professor für Göttingen gewann. Er hatte bis dahin keinerlei nennenswerthe staatsrechtliche Leistung aufzuweisen, und die verschiedenen Vorlesungen, die er in Göttingen ankündigte, über deutsches, hannoversches Staatsrecht, Geschichte und Charakter der hannoverschen Verfassung nach den Vor-

schriften der Bundesgrundgesetze und des monarchischen Princips blieben ohne jeden bemerkbaren, Zachariae's Thätigkeit irgendwie beeinträchtigenden Erfolg. Zachariae's Popularität war die Behandlung, die ihm die Regierung erwies, nur zu steigern geeignet. Wie wenig er sich dadurch aus seiner maßvollen Haltung verdrängen ließ, zeigt die erwähnte inmitten der Bewegung des Jahres 1859 geschriebene Broschüre über die Bundesreform. Auch seinem Rufe nach außen that die Ungunst des hannoverschen Hofes keinen Abbruch. Seine ausgebreitete und gründliche Kenntniß aller Verhältnisse des deutschen Staatsrechts und des Privatfürstenrechts machten ihn zu einem begehrten Rathgeber in praktischen Streitfragen des öffentlichen Rechts, wie sie durch die fortschreitenden Anforderungen der constitutionellen Staatsordnung hervorgerufen wurden und in Conflicten der deutschen Landesregierungen bald mit den Standesherren, bald mit den Landständen zu Tage traten. Von den zahlreichen Gutachten aus Zachariae's Feder sind nicht alle veröffentlicht worden, von den veröffentlichten genügt es, einige zu nennen. Die frühesten ergingen auf Ansuchen von Mitgliedern des Hauses Hohenlohe, von denen mehrere in den dreißiger Jahren in Göttingen studirt hatten und mit Z. bis spät hin in Verbindung geblieben sind. Für den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst erstattete Z. ein Rechtsgutachten, die Ganerbschaft Treffurt betr. (1856); den privilegirten Gerichtsstand sämmtlicher bairischer Standesherren in Strafsachen vertheidigt seine Denkschrift (Nürnberg 1858, mit einem Nachtrage von 1860); die staatsrechtlichen Verhältnisse der Grafen Stolberg-Wernigerode zur preußischen Krone erörtert ein Rechtsgutachten von 1862. Keine unter Zachariae's staatsrechtlichen Arbeiten dieser Art hat eine gleiche Aufmerksamkeit erregt wie die in dem meiningenschen Domänenstreite erschienene: „Das rechtliche Verhältniß des fürstlichen Kammerguts, insbesondere im Herzogthum Sachsen-Meiningen“ (Gött. 1861) und die daraus erwachsene Schrift: „Das Eigenthumsrecht am deutschen Kammergute“ (Gött. 1864), die sich insbesondere gegen den Sachwalter der meiningenschen Landstände, A. L. Reyscher, richtete und dessen Angriffe auf Zachariae's Unbefangenheit und wissenschaftliche Unparteilichkeit in scharfer Polemik erwiderte. Zachariae's Ausführungen, daß das Kammergut nicht Staatsgut sondern Privatgut des Landesherrn, nicht der fürstlichen Familie sei, wenn es auch unzweifelhaft staatsrechtliche Verpflichtungen zu erfüllen habe: ein Resultat, das nicht bloß für Meiningen, sondern präsumtiv auch für die übrigen deutschen Staaten gelten sollte, in denen nicht ausdrücklich der alte Rechtszustand geändert war, haben dem Verf. heftige Angriffe von der liberalen Seite zugezogen, so daß R. v. Mohl erst mahnen mußte, einen Mann, welcher schon so oft und nicht eben zu seinem persönlichen Vortheile die populäre Seite unserer Rechtszustände vertheidigt habe, wenn er diesmal für dynastische Interessen und Rechte auftrete, nicht ohne weiteres zu verdächtigen, sondern eher zu vermuthen, daß die Sache sich wol seiner Untersuchung gemäß verhalten werde. Z. hatte auch die für Sachsen-Meiningen vertheidigte Ansicht von der rechtlichen Natur der Domänen schon von Anfang an in seinem Staats- und Bundesrechte vorgetragen, wie sie denn auch principiell von dem als Schiedsgericht zwischen Regierung und Ständen angerufenen Oberappellationsgericht zu Dresden gebilligt ist, wenn es auch die staatsrechtliche Verpflichtung der Domänen als die praktisch wichtigste Frage betont und den streitenden Theilen einen Vergleich empfohlen hat, der dann zum gesetzlichen Austrag des langwierigen Conflicts geführt hat. Der hannoverschen Regierung gegenüber brachte Zachariae's Auftreten in der meiningenschen Domänenfrage eine unerwartete Aenderung hervor. Der Herzog von Sachsen-Meiningen, dankbar für die Unterstützung seiner Regierung, verlieh Z. das Prädicat eines Staatsraths, und sein Minister Harbou setzte sich mit

dem hannoverschen Minister, Graf Platen, in Verbindung, um bei dem Könige die Erlaubniß zur Führung des Prädicats zu erwirken. König Georg war bedenklich: „ich sehe es eigentlich nicht gern, wenn Angestellte bei mir Titel von auswärtigen Fürsten erhalten“ und beauftragte den Generalsecretär des Unterrichtsministeriums, v. Warnstedt, die Acten nach Präcedenzfällen durchzusehen. Fänden sich entscheidende, so sei er zur Genehmigung bereit; wenn nicht, so sähe er lieber, wenn der Herzog dem Professor Z. die Comthurclasse des Ernestinischen Hausordens verliehe. Der Beamte erfüllte seine Aufgabe aufs gründlichste, wies aber zugleich freimüthig auf den schlechten Eindruck hin, den die Versagung der Erlaubniß aus objectiven Gründen, wo jedermann subjective vermuthe, hervorrufen würde, zumal es sich im vorliegenden Falle um Anerkennung einer durchaus correcten Handlungs- und Denkungsweise Zachariae's handele. Der Bericht, dem eine Sammlung von Stellen aus Zachariae's Schrift über den meiningenschen Domänenstreit beigefügt war und ein Hinweis auf die hannoverschen Domänenverhältnisse nicht fehlte, bewog den König die Genehmigung zur Führung des Staatsrathstitels zu ertheilen mit der Motivirung, daß er stets bereit sei, einem Manne, wenn er auch einmal geirrt habe, Wohlthaten zukommen zu lassen, sowie ein Fall vorliege, daß er zu richtiger Anschauung gelangt sei. Diese günstige Stimmung benutzte v. Warnstedt zur Restitution Zachariae's. In Heidelberg und in Halle, dort durch Mohl's Ernennung zum Bundestagsgesandten, hier durch den Tod von L. Pernice, wurden im Sommer 1861 Professuren des deutschen Staatsrechts erledigt. In einer ausführlichen an den König gerichteten Denkschrift vom 22. Juli 1861 legte v. Warnstedt die Göttingen drohende Gefahr der Wegberufung Zachariae's und die grundlose politische Verdächtigung eines Staatsrechtslehrers wie Z. dar. Der junge Pernice könne keinerlei Ersatz bieten; die auf ihn gesetzten Hoffnungen seien völlig getäuscht. Aus den Schriften Zachariae's war eine Auslese von Stellen zusammengebracht, die seine correcte Beurtheilung staatsrechtlicher Verhältnisse darzuthun bestimmt war, wo die ihm einst entgegengestellten conservativen Größen (oben S. 623) bedenklich schwankten und irrten. Der König außer Stande das umfangreiche Actenstück namentlich nach der Seite der Vollständigkeit hin zu prüfen, hielt sich an eine der berichteten Aeußerungen und ermächtigte den Curator zu dem Versprechen, Z. werde bei etwaiger Wiederwahl zum Prorector die Bestätigung nicht versagt, die Benutzung der Bundestagsprotokolle gestattet und eine Gehaltserhöhung zu Theil werden. Das Schreiben, das Z. die Anerkennung der Regierung unter ausführlicher Darlegung seiner Verdienste um Göttingen und um die Wissenschaft aussprach, mußte dem Könige selbst vorgelegt werden und auf seinen speciellen Befehl den Passus aus Zachariae's Schrift über die Bundesreform aufnehmen, daß die Realisirung eines Bundesstaats mit Preußen an der Spitze nur von einem politischen Träumer noch für möglich gehalten werden könne. Als Z. von dem Vorhaben Warnstedt's erfuhr, hatte er bevorwortet, es dürfe ihm keinerlei Opfer angesonnen werden. In jenem Satze erblickte der König ein ausreichendes Pater peccavi. Hatte er seine Zusagen anfangs von der Bedingung abhängig gemacht, daß Z. einen Ruf nach Heidelberg oder Halle erhalten würde, so war er nachher mit der sofortigen und unbedingten Gewährung einverstanden, falls sich nur Z. jedenfalls zum Bleiben in Göttingen verpflichte. Die im Februar 1862 erfolgende Verleihung des Guelfenordens vierter Classe besiegelte die Aussöhnung. Als die Universität im Sommer 1864 Z. zum Prorector für das mit dem 1. September beginnende Amtsjahr und ebenso erneut für 1865/66 erwählte, ertheilte der König die Bestätigung. Unter Zachariae's Prorectorat fand zu Ostern 1865 die Einweihung

des neuen Auditoriengebäudes statt, bei der der König selbst erschien und die Göttinger Lehrer des Staatsrechts pries, die wie sie einst die Landeshoheit der Fürsten gegen den Cäsarismus erfolgreich vertreten, nunmehr den Geist der ächten Monarchie und Föderativität lehrten, unter dessen Herrschaft die Völker Deutschlands nur allein ihre sichere und dauernde Freiheit finden können. Zur Feier des Tages erhielt Z. das Ritterkreuz des Guelfenordens. Als König Georg der Universität sein Lob spendete, war die Zufriedenheit mit „seinen“ Professoren schon nicht mehr ungetrübt. Waren sie doch sofort im Herbst 1863 für die Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark und das Recht des Herzogs von Augustenburg gleich den übrigen deutschen Universitäten eingetreten. In öffentlicher Rede und durch seine Schrift: „Staatsrechtliches Votum über die Schleswig-Holsteinsche Successionsfrage und das Recht des Augustenburgischen Hauses“ vom December 1863 hatte sich Z. der politischen Bewegung angeschlossen. Viel genehmer wird der hannoverschen Regierungspolitik die zweite von Z. in dieser Angelegenheit publicirte Schrift gewesen sein: „Die sog. Rechtsbasis der deutschen Großmächte in den Herzogthümern“ (Göttingen 1866), die in scharfer Wendung gegen die Bismarck'sche Politik den Standpunkt des Bundesrechts betonte und nach dem Rechte fragte, das der weder successionsberechtigte noch im Besitz befindliche König von Dänemark im Wiener Frieden habe abtreten können. An dem preußischen Verfassungskampfe betheiligte sich Z. mit einer in die Form eines Sendschreibens an die Herren Duncker und Humblot gekleideten Broschüre: „Ueber Art. 84 der Preußischen Verfassungsurkunde“ (Leipzig 1866). Er spricht darin seine rechtliche Ueberzeugung von der völligen Unhaltbarkeit und objectiven Verfassungswidrigkeit des Obertribunalsbeschlusses vom 29. Januar 1866 aus, bekennt sich in den Rechtsfragen, welche in dem Verfassungsconflicte zwischen Regierung und Ständen hervorgetreten waren, mit der großen Mehrheit des Abgeordnetenhauses einverstanden, wenn er auch dieselbe Mehrheit seit Annahme des Hagenschen Antrages nicht gegen den Vorwurf politisch bedauerlicher Ueberstürzung in Schutz nehmen könne. Die Schrift wurde in Berlin mit Beschlag belegt und confiscirt. Ihrem Verfasser war das aber so unverständlich wie die Zögerung der Regierung, „die Eiterbeulen“, wie Z. die Mißdeutung des Art. 84 im Herrenhause nannte, zu exstirpiren. Einen mit den Kämpfen dieser Jahre eng zusammenhängenden Gegenstand, das Budgetrecht der preußischen Verfassung, hat Z. später noch in einer ausführlichen Recension der Schrift Laband's (Götting. gel. Anz. 1871 St. 10) behandelt. Neben den kleineren Arbeiten waren aber auch zwei größere in diesen Jahren gereift. Die eine war das Handbuch des deutschen Strafprozesses in zwei Bänden, das lieferungsweise ausgegeben, im October 1860 zu erscheinen begann und im März 1868 fertig wurde. Getreu seinem Principe, das Neue mit dem Alten zu verbinden, schickte er der eingehenden Darstellung des modernen, damals noch nicht codificirten Strafverfahrens, ähnlich wie in seinem Staatsrechte, einen Theil vorauf, der die rationellen und die historischen Grundlagen des geltenden Rechts darlegte. Die zweite größere Arbeit war eine dritte Auflage seines „Deutschen Staats- und Bundesrechts“, bereichert um die Erfahrungen und die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen das letzten Jahrzehnts. Als dem ersten im Herbste 1865 fertig gewordenen Bande im November 1866 der zweite, insbesondere das Bundesrecht behandelnde, nachfolgte, war der deutsche Bund inzwischen aufgelöst und das Königreich Hannover, dessen Recht das Buch mit besonderer Vorliebe berücksichtigt hatte, verschwunden. Die Politik Preußens in den letzten Jahren hatte den Verf. mit steigernder Erbitterung erfüllt, die Zertrümmerung des deutschen Bundes und die Aufhebung der Selbständigkeit mehrerer Bundesstaaten galten ihm als ein factum nullo jure justificabile. Wenn er aber in der Vorrede zum zweiten Bande seines Staats-

rechts gleichsam Verwahrung einlegte gegen die jüngste Zerreißung Deutschlands und das Recht des deutschen Volkes auf eine ganz Deutschland umfassende politische Verbindung als unveräußerlich und unverjährbar reclamiren zu müssen glaubte, so hatte der Träger der von ihm bekämpften Politik schon zur Zeit, als Z. diese Worte niederschrieb, viel wirksamer für diese Verbindung gesorgt, als dem zertrümmerten Bunde jemals gelungen war. In dem Kampfe, der in der Provinz Hannover mit dem Sommer 1866 zwischen der welfischen und der nationalliberalen Partei entstand, stellte sich Z. auf die Seite der Welfen und war im Februar 1867 ihr Reichstagscandidat, der mit großer Mehrheit über den nationalliberalen Gegner Miquel, damals Bürgermeister in Osnabrück, vorher Rechtsanwalt in Göttingen, siegte. Z. war kein Particularist. Ein „guter Deutscher aus Hannover“ ging er nach Berlin. Einer der Besiegten von 1866, war er doch fern davon, sich in den Schmollwinkel zu setzen, sich auf fruchtlose Proteste zu beschränken. Er theilte nicht die Restaurationsgedanken seiner Parteigenossen und warnte vor den Illusionen, die von Hietzing aus unter ihnen genährt wurden. Aber kühl bis ans Herz hinan trat er unter die, die das langersehnte Ziel erreicht zu haben glaubten, den alten Freunden von Frankfurt entfremdet, den neuen Anhängern der alten Fahne, die „in dem Wonnemeer des Einheitsstaats schwammen“, feindlich gegenüberstehend. Denn das Mißtrauen verließ ihn nicht, daß es bei der ganzen von Berlin ausgehenden Reform nur auf Errichtung des Einheitsstaates und dauernde Trennung des Nordens vom Süden abgesehen sei. Aber überzeugt, daß auch aus der Revolution und anderem formellen Unrecht ein neuer rechtlicher Zustand erwachsen könne, war er zu ehrlicher Mitarbeit bereit und, wie er in seinem Wahlprogramm erklärt hatte, bei der Begründung einer neuen Verfassung thunlichst die Principien der Frankfurter Reichsverfassung zur Grundlage und Richtschnur zu nehmen entschlossen. Der von den verbündeten Regierungen vorgelegte Verfassungsentwurf entsprach einem solchen Muster verzweifelt wenig. Z. half die Fraction der Bundesstaatlich-Constitutionellen gründen, deren Programm aus seinen und Wächter's Vorschlägen hervorging. In ihren Berathungen wie in dem Plenum des Reichstags war er bemüht, die Verfassungsvorlage nach Form und Inhalt zu bessern, sie den Forderungen größerer Correctheit und logischer Folgerichtigkeit anzupassen, gemäß den Principien eines aufrichtigen und ernsthaften Bundesstaats umzugestalten und mit constitutionellen Einrichtungen wie Gewähr der Volksrechte, Ministerverantwortlichkeit, Oberhaus und Budgetrecht auszustatten. Dies unzeitgemäße Bestreben brachte ihn zu allen Parteien in Gegensatz. H. v. Sybel spöttelte über die Theorie des Göttinger Bundesstaats, die Z. in seinen Amendements mit unermüdlichem Fleiße dem Hause empfehle; Wagener-Neustettin über die Impotenz derer, die ein Oberhaus einzufügen für nöthig hielten und das Recept dazu von den Bundescommissarien erwarteten; Fürst Bismarck endlich, den Z. den größten Praktiker des 19. Jahrhunderts genannt hatte, freilich mit dem Zusatz, daß die Praxis allein es doch nicht thue, revanchirte sich mit dem Vorwurf des Doctrinärs, der durch seine nutzlosen Verbesserungsvorschläge nur den Abschluß des Werkes verzögere. Z. erklärte die Absicht solcher Verzögerung für ebenso unbegründet, als wenn er das ganze Verfassungswerk als eine Militärdictatur mit parlamentarischem Beiwerk bezeichnen wolle. Der Berliner Aufenthalt, während dessen sich übrigens Gelegenheit zu längeren Gesprächen mit dem Kronprinzen, der Kronprinzessin, denen er die Beschwerden hannoverscher Kreise nicht verhehlte, und mit dem Fürsten Bismarck gefunden hatte, brachte in seinem Ausgang schwere Tage. Z. hatte wenig Ursache, mit dem Gange der Verfassungsberathung zufrieden zu sein — zuletzt war noch sein wohlbegründeter Antrag auf ein ständiges Bundesgericht abgelehnt worden — aber er verschloß sich nicht der Einsicht, daß die Regierungsvorlage

entschieden verbessert den Reichstag verließ, entwickelungsfähig war und die verfassungsmäßige Vereinigung mit dem Süden nicht erschwerte. Aus diesen Gründen und unter dem Eindruck der durch den luxemburgischen Handel wachgerufenen Kriegsbesorgniß stimmte er mit sehr wenigen seiner Parteigenossen, wie von Warnstedt und Schleiden für die Annahme der Bundesverfassung. Nachdem die Universität Göttingen das Recht einer Präsentation zum Preußischen Herrenhause erhalten hatte, trat er als ihr Abgeordneter, durch königlichen Erlaß vom 21. December 1867 berufen, am 15. Februar 1868 in das Herrenhaus ein und nahm in fleißiger Mitarbeit an den gesetzgeberischen Aufgaben theil. Mit seiner Ansicht über die Vorgänge von 1866 hat er nicht zurückgehalten. Er nannte seine nationalliberalen Landsleute Jubelpreußen und untersuchte als Mußpreuße den Rechtstitel für die Stellung Hannovers. Ergab sich auch kein anderer als der kriegerischer Eroberung, so machte er doch mit Recht den Standpunkt des modernen Völkerrechts geltend, daß nicht Rechtlosigkeit die Folge sein könne und forderte die der Provinz Hannover zugedachte „Dotation“ nicht als ein Gnadengeschenk, sondern als eine Rechtsgewährung. In den inneren Gesetzgebungsfragen hielt er sich zu der liberalen Fraction des Herrenhauses. Den Heißspornen der Kreuzzeitungspartei, der er von jeher seine herzliche Abneigung gewidmet, hielt er entgegen, daß das Herrenhaus nicht den Beruf habe, mit dem in Widerspruch zu treten, was das allgemeine Rechtsbewußtsein der Gegenwart, insbesondere in Deutschland, bekenne. In einem kurzen, aber inhaltreichen Gefecht mit Heinrich Leo erinnerte er daran, daß dessen Aeußerung von der einen und untheilbaren Souveränetät des Königs für das Preußen des politischen Wochenblattes richtig gewesen sein möge, zwischen damals und heute aber die Artikel 62 und 45 der preußischen Verfassung lägen. Z. hat es wiederholt als seine Ansicht ausgesprochen, daß die preußische Verfassung, auf dem System der Theilung der Gewalten beruhend, der Volksvertretung eine Theilnahme an der obersten Staatsgewalt einräume. Bei Berathung der Grundbuchordnung befürwortete er die directe Haftung des Staates für den von seinen Beamten einem Dritten zugefügten Schaden, einen Grundsatz, dessen Anerkennung Z. auf dem Juristentage zu Stuttgart im August 1871 durchgesetzt hatte und erst die mit dem 1. Januar 1900 in Kraft tretende Grundbuchordnung des deutschen Reiches zum geltenden Recht erhebt. Gegen den Antrag, der Kirche einen Einfluß bei Besetzung der theologischen Professuren zu verschaffen, verfocht er die Freiheit der Wissenschaft, auch der theologischen. In der Kreisordnungsdebatte erfreute er die Conservativen durch sein Eintreten für eine wahre Autonomie der Kreise, wo die Regierung ihnen nur ein eng bemessenes Recht des Vollzuges zuerkennen wollte, erschreckte sie sofort aber wieder, als er die Beibehaltung der Schulzengüter, die Berechtigung zur Ausübung eines öffentlichen Amtes an den Besitz gewisser Grundstücke zu knüpfen, für völlig unerträglich mit dem Wesen eines öffentlichen Amtes erklärte. Den unbedingten Regierungsmännern rief er zu: „Dehnen Sie zweckmäßige Gesetze auf andere Provinzen der Monarchie aus, aber nicht Gesetze, die sich nicht vor den Principien des Rechts und der Gerechtigkeit rechtfertigen lassen.“ Demungeachtet stimmte er gegen die Uebertragung der Verwaltung und Beaufsichtigung des Volksschulwesens in Hannover von den Consistorien auf die Landdrosteien, weil er darin statt einer Wohlthat ein Mittel zu weiterer Aufregung erblickte. Die parlamentarische Thätigkeit that der akademischen und schriftstellerischen keinen Abbruch. Die Vorlesungen Zachariae's erfuhren nach 1866 die Aenderung, daß er vom Staatsrecht ein deutsches Reichs- und Bundesrecht abzweigte, dessen Zwecken ein Grundriß diente, der neben den Grundgesetzen des vormaligen deutschen Bundes in einem Paralleldruck die norddeutsche Bundesverfassung und die deutsche Reichsverfassung den Zuhörern in die Hand gab. Die schriftstellerische

Thätigkeit galt vorzugsweise Rechtsfragen, die durch die geänderten politischen Verhältnisse hervorgerufen waren. In mehreren Aufsätzen des Gerichtssaales (1868 u. 1869) untersuchte er die strafrechtliche Bedeutung der durch das Jahr 1866 in Deutschland bewirkten politischen Veränderungen. Ueber die Stellung der deutschen Standesherren nach Auflösung des deutschen Bundes handelt die Schrift: „Ueber den territorialen Umfang der standesherrlichen Vorrechte in Deutschland" (Donaueschingen 1867); eine besondere Denkschrift (Hannover 1872) bekämpft das Vorhaben der preußischen Regierung den standesherrlichen Rechtszustand des Herzogs v. Aremberg auf gesetzlichem Wege zu ordnen. In dem Berliner Hochverrathsproceß gegen den hannoverschen Minister Grafen von Platen, der mit dem König Georg V. das Land verlassen hatte, widerlegt Z. in einem Gutachten die Rechtsansicht, als ob Unterthanen des Eroberers auch die würden, die sich seinem Machtbereich vor der Eroberung entzogen hatten. Auf die neuen Verfassungsverhältnisse des norddeutschen Bundes ging eine, dem Collegen Ribbentrop zum 50jährigen Doctorjubiläum gewidmete Broschüre ein: „Die Verfassungsänderung nach Artikel 78 der norddeutschen Bundesverfassung" (Braunschweig 1869). Während sie die Befugniß des Bundes zur Erweiterung seiner Competenz bestritt, war Z. zwei Jahre später bereit, dem deutschen Reiche die Competenz zuzugestehen, gegen das Unfehlbarkeitsdogma aufzutreten. Ueberzeugt von der ungeheueren auch politischen Tragweite des Dogmas äußerte er zuerst in einer Recension der Schrift von Berchtold, die Unvereinbarkeit der neuen päpstlichen Glaubensdecrete mit der bairischen Staatsverfassung (Götting. gel. Anzeigen 1871 Nr. 21), die Ansicht, daß Reichsgewalt und Reichstag Ursache hätten, sich mit dieser Angelegenheit zu befassen. Als G. Beseler in der Berliner Nationalzeitung vom 4. Juni die in jener Recension versuchte Herleitung der Zuständigkeit des Reiches aus dem im Eingang der Reichsverfassung angegebenen Bundeszweck bestritt, bekannte Z. in derselben Zeitung seine früheren Bedenken gegen die selbständige Competenzerweiterung infolge der neuen Fassung des Artikels 78 in der Reichsverfassung aufgeben zu können und begründete die Befugniß des Reiches zum Einschreiten gegen die päpstlichen Decrete mit dem Berufe der Centralgewalt zur Abwendung gemeiner Gefahr alles zweckdienliche vorzukehren. Es war Z. vor allem zu thun, wie es seinem ganzen Wesen entsprach, seine Ansicht auf Gründe des Rechts zu stützen und den Vorwurf eines mit der Jurisprudenz durchgehenden Patriotismus abzuwehren. Anstatt auf eine Duplik Beseler's zu antworten, vereinigte Z. alle diese Aufsätze in einer kleinen, Robert v. Mohl zum 50jährigen Doctorjubiläum gewidmeten Schrift: „Zur Frage von der Reichscompetenz gegenüber dem Unfehlbarkeitsdogma" (Braunschweig 1871), die er mit einigen Schlußworten ausstattete, die wichtig für die Sache wie für die Person des Verfassers waren, denn er bekannte sich hier aufrichtig zum Reiche und seiner Verfassung und verlangte von ihm ein kräftiges Vorgehen zum Schutze gegen Uebergriffe der geistlichen Gewalt, wie es unter seinem Beifalle damals Preußen begann. Wie Z. hier auf dem Felde seiner Staatsrechtswissenschaft noch einen praktischen Kampf ausfocht, so auch auf dem zweiten Gebiete seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Z. hatte sich in die Wissenschaft als ein Freund des öffentlich-mündlichen Verfahrens und seiner Gestaltung nach den Forderungen des accusatorischen Princips eingeführt, dagegen die Jury mit den namhaftesten Vertretern der Proceßreform als für die deutschen Verhältnisse unbrauchbar verworfen. Als später die Schwurgerichte, die infolge der Bewegung von 1848 überall in den deutschen Staaten Eingang gefunden hatten, theils aus politischen, theils aus juristisch-technischen Motiven angegriffen wurden, redete er in seinem Handbuche des Strafprocesses der Beibehaltung der Jury das Wort. Die für das deutsche Reich erforderlich werdende Ordnung des Strafproceßrechts

belebte den alten Kampf aufs neue. Nur machte sich jetzt eine Richtung geltend, die das Geschworenengericht durch Schöffengerichte zu ersetzen empfahl. In seiner Schrift: „Das moderne Schöffengericht" (Deutsche Zeit- und Streitfragen, hrsg. v. Holtzendorff und Oncken, I, 12, Berlin 1872), erklärte sich Z. für diese Ansicht, weil das Schöffengericht das rechtsgelehrte und das volksthümliche Element zur Vollziehung der an sich einheitlichen Function des Richteramts verbinde und das Mittel darbiete, um in allen Instanzen der Gerichtsverfassung auf eine einfache und gleichartige Weise verwerthet zu werden. Z. hatte die Genugthuung, von dem Bundesrathe 1873 in die Commission zur Berathung einer Reichsstrafproceßordnung berufen zu werden, neben zehn praktischen Juristen, wie Friedberg, Schwarze, Förster, er als der einzige Mann der Wissenschaft. An den Arbeiten der Commission betheiligte er sich mit großem Fleiße und sein Votum soll in verschiedenen Fragen von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein. Den Ausgang der legislatorischen Kämpfe, die sich an den von der Commission hergestellten zweiten Entwurf knüpften, hat er nicht mehr erlebt. Er hatte sich lange einer festen Gesundheit, großer Rüstigkeit und ununterbrochener Arbeitskraft zu erfreuen gehabt. Erst in den letzten Jahren stellten sich Harnbeschwerden ein. Das Hinzutreten einer Herzaffection führte, als er sich im Frühjahr 1875 zum Besuche bei seinem Schwiegersohne, A. v. Derschau, in Cannstatt befand, den Tod herbei. Er wurde am 2. Mai 1875 in Göttingen auf dem Albanikirchhofe begraben.

Als akademischer Lehrer, als Schriftsteller, als Consulent, als Parlamentarier hat Z. gewirkt. Mit jedem dieser Berufe hat er es ernst genommen. Ein Mann von ausgebreitetem und solidem Wissen hat er die akademische Jugend von Anfang bis zuletzt an sein Katheder zu fesseln gewußt, obschon sein Vortrag nichts von Eleganz an sich trug, jedes bestechenden äußeren Reizes entbehrte. Wie schon wohlwollende Berichte von den Vorlesungen seiner ersten Jahre urtheilten, so ist es stets geblieben: trocken, aber gründlich und klar. Zwei Rechtsdisciplinen hat er vorwiegend in Wort und Schrift vertreten: Staatsrecht und Strafrecht. Seine Lehrvorträge hat er beiden gleichmäßig bis an sein Ende gewidmet; in der schriftstellerischen Thätigkeit herrschte bis 1848 die Strafrechtswissenschaft, nach 1848 das Staatsrecht vor. Beide Disciplinen standen dem römischen Rechte, von dem er ausgegangen war, an sich fern. Aber die Festigkeit der Rechtsbegriffe, die er in der Göttinger Schule an Pandekten und Proceß gelernt hatte, die hier gewonnene Fähigkeit, die thatsächlichen Erscheinungen auf ihren Rechtsgehalt zu bestimmen und das Erkannte zum exakten Ausdruck zu bringen, haben ihm für sein ganzes wissenschaftliches Leben Frucht getragen. Zumal im Staatsrecht, wo es seinen Ruhm bildet, unter den Publicisten der älteren Zeit der beste Jurist gewesen zu sein. Z. hatte aber auch zu den Füßen K. Fr. Eichhorn's gesessen und, wie dieser selbst ein Schüler Pütter's war, so knüpfte auch seine Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller an diese beiden Vorgänger an. Er hat zwar nichts geschichtliches gleich ihnen geschrieben, sich auch mit Reichsgeschichte in seinen Vorlesungen nur vorübergehend oder nebensächlich beschäftigt. Aber in einem Vortrage über „Pütter und Eichhorn", den Z. im Winter 1871 in Göttingen hielt (Göttinger Professoren, Gotha 1872), bezeichnete er seine im Staatsrecht befolgte Methode als durch das Beispiel bestimmt, das ihm Eichhorn in seinen Vorlesungen über deutsches Staatsrecht geboten hatte. Und wie Eichhorn und Pütter neben der Herleitung des positiven Rechts aus seinen historischen Wurzeln nicht die ebenso nothwendige rationelle Begründung aus Zweck und Wesen des Staates und der einzelnen Institute des Staatsrechts verschmäht hatten, so erstrebte auch er stets eine Verbindung der philosophischen und historischen Methode. Z. war eine überwiegend praktische Natur. Es zog

ihn das Geschichtliche, die wissenschaftliche Erkenntniß überhaupt nicht um ihrer selbst willen an, sondern um ihres Zusammenhanges mit der Gegenwart willen. So viel Bücher und Schriften er auch verfaßt hat, er war kein Mann der Bücher, sondern des Lebens. Es genügte ihm nicht, das bestehende Recht durch Wort und Schrift zu erklären und darzustellen und dadurch auf das bessere Verständniß des Rechts und auf die Besserung des Rechts einzuwirken, die Anwendung des Rechts war ihm daneben eine Hauptaufgabe. Lange Zeit war er ein thätiges Mitglied, seit 1866 Ordinarius des Spruchcollegs der Göttinger Juristenfacultät. Einen großen Theil seiner Zeit nahm die Abfassung von Rechtsgutachten in Anspruch. Vorzugsweise waren es standesherrliche Rechte oder Ansprüche gegenüber den Forderungen des modernen Staates, die hier zu vertreten waren. Ein vielbeschäftigter Consulent wird sich schwer der Einseitigkeit entziehen, die mit solcher Thätigkeit verbunden ist. Um so wohlthuender berührt es, daß Z. das öffentliche Recht doch noch in einer anderen Weise im Leben vertreten hat als durch die Vertheidigung der Ueberreste einer vergangenen Zeit. Durch die Erwählung der beiden Rechtsdisciplinen zu seinen Specialfächern, die am stärksten durch das öffentliche Leben beeinflußt werden und auf das öffentliche Leben zurückwirken, in einer Zeit, die gerade auf diesen Gebieten nach gründlicher Besserung der überkommenen Zustände rang, zu den Fragen der Rechtsform Stellung zu nehmen genöthigt, zögerte er nicht, für ihre wissenschaftliche Vorbereitung im Staatsrecht und Strafrecht mit Wort und Schrift thätig zu werden. Das bahnte ihm 1848 den Weg nach Frankfurt wie zu weiterer praktischer Mitarbeit. Wie er sich in seinem Staatsrecht von Anfang an gegen die Vermischung mit der Politik erklärt hatte, so hat er auch als Abgeordneter und Schriftsteller es immer wieder geltend gemacht: auch das Staatsrecht ist Recht. Er wollte ein Mann des Rechts sein und nur einer Politik dienen, die sich auf den Pfeiler des Rechts stützte. „Mir ist im Ganzen gleichgültig“, hat er einmal im Herrenhause geäußert, „ob etwas bei dieser oder jener Partei Anklang findet; wenn etwas vom Standpunkte des Rechts geltend zu machen ist, stehe ich immer dafür ein.“ Solche catonische Grundsätze sind schon im normalen Leben schwer durchführbar, umwievielmehr unter Verhältnissen, die nur durch anomale Mittel zu heilen waren. Gerade in solchen Wendepunkten des öffentlichen Lebens war Z. zur Mitarbeit berufen. Er darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, immer die Grundsätze des verfassungsmäßig geordneten Staates vertreten zu haben. Er hat immer den Staat, nie das Individuum vorangestellt und stets mit Nachdruck geltend gemacht, daß das öffentliche Recht vor allem eine öffentliche Pflicht sei. Wie in der Wissenschaft, so suchte er auch im Leben das Neue mit dem Alten zu verbinden, aus den Bestandtheilen des alten Baues, was noch brauchbar war, in den Neubau herüber zu retten. Eine ähnliche Aeußerung Pütter's König Friedrich Wilhelm II. von Preußen gegenüber hat Z. einmal ganz zutreffend auf sich angewandt. Wie Pütter das alte Reich zusammenbrechen sah, so Z. den deutschen Bund, dessen Recht er so gründliche Arbeit gewidmet hatte. Aber Z. hat den Bund nie überschätzt, ihn für ebenso reformbedürftig wie reformunfähig betrachtet und seine Kräfte willig in den Dienst der Nation gestellt, deren Recht auf eine einheitliche Existenz er nie verleugnet hat, wenn er auch an dem Beruf Preußens zu ihrer Führung zeitweilig irre geworden war. Auch das hat er mit manchem braven Mann gemein, daß er sich in die Anforderungen einer ganz anders gearteten neuen Politik nicht zu finden wußte. So hat er sehr verschiedenartige Beurtheilung in seinem Leben erfahren. Er hat Volksgunst und Fürstengunst genossen und von beiden das Gegentheil. Dieselbe Krone, die ihn zu ihrem Vertrauensmanne erwählte, erwies ihm ihr entschiedenes Mißtrauen. Seine conservative Grundrichtung, sein Sinn für maßvolle Reform haben

sein deutsches Staats- und Bundesrecht nicht davor geschützt als die Incarnation des heidnischen Liberalismus, wenn auch nur in den Fragmenten über das deutsche Staatsrecht von dem Hamburger C. Trummer (Frankfurt 1859), verfolgt zu werden; sein Streben, als den Rechtsgrund der Herrschaft ein rein staatsrechtliches Princip aufzustellen, hat ihm den Vorwurf Stahl's (Rechtsphilosophie II, 2 S. 252) zugezogen, der „so achtbare und bedeutende Staatsrechtslehrer" — der wie die Volkssouveränetät auch das Legitimitätsprincip verwirft — „habe seine Stellung zwischen Himmel und Erde gleichsam auf dem neutralen Boden der Luft genommen". Nach 1848 als Unitarier verschrieen, wurde er 1866 von den Particularisten auf den Schild gehoben. Er ließ sich dadurch nicht abhalten, so wenig es auch dem Sinn seiner Wähler entsprochen haben mag, für die norddeutsche Bundesverfassung seine Stimme abzugeben und für den Ausbau des deutschen Reichs und seines Rechts zu wirken. So ist unter allem Wechsel der Grundzug seines Wesens der gleiche geblieben: das treue unablässige Wirken für seinen Beruf und für das Wohl seines Landes nach seiner besten Einsicht. — Schriften und Acten sind eine sehr unvollkommene Quelle zur Schilderung einer Persönlichkeit, die, wie Z. sich nach so vielen Seiten hin bethätigt hat, die keine Spur in Büchern und Acten hinterlassen. Die Schilderung seines Lebens, die sich auf die wissenschaftliche und politische Wirksamkeit beschränken mußte, bedürfte, um wahr und vollständig zu werden, einer Ergänzung nach der persönlichen und der gesellschaftlichen Seite hin. Aber weder Raum noch Ort gestatten, auf das Liebenswürdige, Wohlwollende seines Wesens einzugehen oder auszuführen, welche Bedeutung für Zachariae's Leben seinem Hause, das lange einen Mittelpunkt der Geselligkeit in Göttingen bildete, seiner Frau zukam, die ihn nach Frankfurt begleitet hatte und voll Theilnahme und Verständniß für alle wissenschaftlichen und politischen Bestrebungen ihres Mannes war; oder des Wohlwollens, mit dem er die jüngere Docentenwelt förderte, und der Fürsorge zu gedenken, mit der er für alle gemeinnützigen Institute der Universität wirkte.

Gerichtssaal 1875, S. 505 ff. (Hugo Meyer). — Kritische Vierteljahrsschrift XVII, 479 ff. (Pözl). — Nachrichten von der Georg-Augusts-Universität 1875, S. 337 (A. v. Warnstedt). — Pütter-Oesterley, Gel.-Gesch. v. Göttingen IV, 474. — v. Holtzendorff, Rechtsencyclopädie IV, 1369. — Actenstücke zur neuesten Geschichte Deutschlands (Hannover 1848), S. 122—146. — R. v. Mohl, Gesch. u. Litt. der Staatswissensch. II, 266. — Ippel, Briefwechsel zwischen J. u. W. Grimm, Dahlmann u. Gervinus I, 210 ff., 272 ff. — Acten des Universitäts-Curatoriums. Nachlaß auf der Göttinger Univ.-Bibl. Eigene Erinnerungen. F. Frensdorff.

Zachariae: Johannes Z., Augustiner-Eremit, † am 25. Juli 1428. Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt; über seine Herkunft lauten die Angaben verschieden, indem er nach den Einen in Erfurt geboren sein soll (so Trithemius, Sixtus von Siena, Eisengrin, J. A. Fabricius), während Andere ihn einen Schweizer nennen (so Elssius, Höhn, Ossinger; Motschmann läßt die Frage unentschieden). Im Orden gehörte er dem Kloster Eschwege an. Seine theologischen Studien hatte er (nach Ossinger) in Oxford absolvirt; die theologische Doctorwürde erhielt er später in Bologna. Seit 1400 war er Professor der Theologie an der Universität Erfurt und erlangte als Theologe zu seiner Zeit eine große Berühmtheit. Im J. 1410 wurde ihm in Angelegenheiten der Stadt Erfurt eine Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl übertragen. Als Abgesandter seiner Universität auf dem Concil zu Konstanz anwesend, that er sich hier durch besonderen Eifer in der Bekämpfung des Huß hervor, den er, wie berichtet wird, in Disputationen überwand, was ihm nebst dem Beinamen Hussomastix die Auszeichnung eintrug, daß ihm vom Papst Martin V. oder vom Concil eine ge-

weihte goldene Rose verliehen wurde. Am St. Stephanstage, den 26. December 1415, hielt er auch eine Rede an die Mitglieder des Concils, in welcher er sie zur Reformation der Kirche und des Clerus aufforderte. (Ein Excerpt daraus bei H. von der Hardt.) In den Jahren 1419—1427 war Z. Provinzial der Provinz Sachsen, neben welchem Amte ihm gegen sonstiges Herkommen auch die Fortführung des Amtes eines Regens Studii von Erfurt gestattet wurde. Er starb in Erfurt und wurde in der Augustinerkirche daselbst begraben. — Als theologische Werke von Z. werden genannt: „Libri IV super Sententias oder in Magistrum Sententiarum“ (Commentar zu den Sentenzen des Petrus Lombardus), Commentar zu den Büchern Genesis, Exodus, Leviticus, zu den Briefen des Apostels Paulus und zur Apokalypse, Determinationes variae, Sermones, auch ein Tractatus de immaculata Conceptione (der letztere, den Trithemius u. A. nicht nennen, ist angeführt bei Petrus de Alva et Astorga, Militia immaculatae Conceptionis Virginis Mariae, Lovanii 1663, p. 859, nach Johannes de Meppis, sodann bei Ossinger). Ein „Sermo praedicatus in Concilio Constantiensi in die S. Michaelis per Fr. Joannem Zachariae“ ist enthalten in drei Handschriften der Wiener Hofbibliothek, Cod. lat. 3759, 4292 und 4958, der Anfang davon auch in der Münchener Handschrift Cod. lat. Mon. 15327. Einzelne Predigten von Z. aus dem Jahre 1415 sind auch enthalten in den jetzt in der Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe verwahrten Codices 23 und 48 der ehemaligen Klosterbibliothek von Reichenau (so nach der von der Verwaltung der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek mir ertheilten Auskunft; demnach war die Angabe von Ossinger ungenau, daß in der Bibliothek des Klosters Reichenau „2 volumina“ von Predigten Zachariae's vorhanden seien).

Joh. Trithemius, De scriptoribus ecclesiasticis; in J. A. Fabricius, Bibliotheca ecclesiastica (Hamburgi 1718), p. 170. — Jo. Schiphower, Chronicon Archicomitum Oldenburgensium; bei H. Meibom, Rerum Germanicarum T. II (Helmaestadii 1688), p. 170. — Sixtus Senensis, Bibliotheca sancta, l. IV. (in der Ausgabe von Köln 1626, p. 337). — Guil. Eysengrein, Catalogus testium veritatis (Dilingae 1565), fol. 157. — Hermann von der Hardt, Rerum universalis concilii Constantiensis T. V (Francofurti et Lipsiae 1699), p. 25. — Ph. Elssius, Encomiasticon Augustinianum (Bruxellis 1654), p. 410 s. — J. Chr. Motschmann, Erfordia literata continuata, 1. Fortsetzung (Erfurt 1733), S. 60—65. — J. A. Fabricius, Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis, Vol. IV (Hamburgi 1735), p. 501. — J. H. v. Falckenstein, Historie von Erffurth (Erfurt 1739), S. 295 f. — A. Höhn, Chronologia Provinciae Rheno-Suevicae Ordinis FF. Eremitarum S. P. Augustini (1744), p. 86 s. — J. F. Ossinger, Bibliotheca Augustiniana (Ingolstadii et Augustae Vind. 1768), p. 975—977. — Hefele, Conciliengeschichte, Bd. VII (1874), S. 243. — Th. Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation und Joh. v. Staupitz (Gotha 1879), S. 51—54.

Lauchert.

Zachariä: Just Friedrich Z., Professor der morgenländischen Sprachen, der biblischen Alterthümer und der Theologie zu Kiel; geboren am 1. December 1704 zu Haina bei Gotha, † am 8. März 1773 zu Kiel. Sein Vater, Friedrich Wilhelm Z., war Pfarrer in Haina. Er unterrichtete anfangs den Knaben selbst und ließ ihn dann das Gymnasium zu Gotha besuchen. Nach Absolvirung desselben begab er sich, ausgerüstet mit gründlichen Vorkenntnissen, nach Jena, um sich dort dem Studium der Theologie zu widmen. Den entschiedensten Einfluß auf seine Bildung gewann hier sein Verwandter, der Professor J. A. Danz, unter dessen Leitung Z. seine Kenntnisse in den orientalischen Sprachen und den jüdischen Alterthümern sammelte. Von Jena begab er sich

1731 nach Kiel, wo er seine „Commentatio, comma secundum quinti Hoseae capitis explicans“ vertheidigte und hierauf die Magisterwürde empfing. Nachdem er noch einige Male disputirt, erhielt er 1735 zu Kiel eine außerordentliche Professur der morgenländischen Sprachen. Im J. 1742 ward er ordentlicher Professor der biblischen Alterthümer und 1747 Professor der Theologie. In verschiedenen Werken wird er auch als Doctor der Theologie bezeichnet, diese Angabe ist jedoch irrig. Z. besaß sehr gründliche Kenntnisse in den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens und in den älteren Sprachen. Als außerordentlicher Professor las er über Pfeifer's Critica sacra, über die hebräische Grammatik von Danz, über die Propheten Jeremias, Maleachi, Daniel, über orientalische Litteratur und über den aus dem Alten Testamente zu führenden Beweis für die Trinitätslehre. Zu diesen Collegien traten späterhin noch Vorlesungen über die Psalmen, über die messianischen Weissagungen des Jesaias, über die Lebensumstände der biblischen Schriftsteller und über die Geschichte der morgenländischen Sprachen. Als Professor der Theologie kündigte er noch Vorlesungen über die biblisch-exegetischen Schriftsteller, über das Buch der Richter, über Dogmatik nach Baier und Feuerlein, über Hermeneutik, über die Integrität und Scheinwidersprüche der Bibel an, ohne jedoch dieselben gewissenhaft zu halten. Thieß in seiner Gelehrtengeschichte der Universität zu Kiel urtheilt Bd. I, S. 358 über ihn: „Er war ein friedliebender und arbeitsamer Mann, allein bei einer ungeordneten Liebe zu gesellschaftlichen und sinnlichen Vergnügungen hat er weder der Litteratur — denn unter seinen Schriften ist keine von Erheblichkeit — noch auch unserer Universität die Dienste geleistet, die man sich von ihm, wenn auch nur als sprachkundigem Alterthumsforscher, hätte versprechen können“. Sechs Jahre vor seinem Tode ward Z. vom Schlage getroffen und ihm die Zunge gelähmt, so daß er seine Vorlesungen ganz einstellen und, mit ihm selbst zu reden, „den Musen triste potius vale quam amicum ave“ sagen mußte. Er trat Michaelis 1769 in den Ruhestand. Von den 13 Werken, welche Z. herausgab, ist das verdienstvollste die Neubearbeitung von J. H. Othonis Lexicon Rabbinico-philologicum (Kiel 1757).

J. O. Thieß, Gelehrtengeschichte der Universität Kiel. Kiel 1800, S. 357—366. — H. Döring, D. gelehrt. Theologen Deutschlands im 18. u. 19. Jahrh. Neustadt 1835, S. 766—768. — Meusel's Lex. XV, 346—347.

Berbig.

Zachariae: Just Friedrich Wilhelm Z., Dichter, wurde der Ueberlieferung nach am 1. Mai 1726 in Frankenhausen am Kyffhäuser als drittes Kind des Regierungsadvocaten Friedrich Sigismund Z. († am 17. Juli 1747) und seiner Frau Martha Elisabeth († am 5. Juni 1772), ältesten Tochter des Registrators Heinrich Gottfried Müller, geboren und laut Kirchenbuch am 11. Mai getauft. Auch sein Großvater Johann Balthasar Z. hatte als Kammercommissarius in fürstlich schwarzburgischen Diensten gestanden; und wie sein Vater als Gelegenheitsdichter in Frankenhausen beliebt war, so hat auch unser Z. die heimische Geschichte verherrlicht in einem Singspiel „Günther, oder die Schwarzburgische Tapferkeit auf dem Kaiserthrone“, das er als Student dem Fürsten Johann Friedrich widmete. Seine erste Bildung erhielt Z. auf der fürstlichen Landschule seiner Vaterstadt unter dem Rector Borck, dessen Nachfolger Schumann er in einer „Abendmusick“ und einem „epischen Drama“ ebenfalls von Leipzig aus besang. Hier wurde Z. siebzehnjährig am 22. Mai 1743 als Jurist immatriculirt und in den drei Jahren seines dortigen Aufenthalts empfing er die nachhaltigsten Einwirkungen für sein ganzes Leben. Von seinem Fachstudium sich bald abwendend folgte er seiner früh erwachten Neigung zur schönen Litteratur und schloß sich dem Kreise junger Dichter an, den die Litteraturgeschichte nach ihrem Hauptorgane unter dem Namen der Bremer Bei-

träger zusammenzufassen pflegt. Mit ihnen unterstützte er anfangs die von Schwabe herausgegebenen und dem Leipziger Dictator Gottsched ergebenen Belustigungen des Verstandes und Witzes, in denen er in den Monatsheften von Januar bis Juni 1744 seinen ersten größeren Versuch, den „Renommisten“, ein komisches Heldengedicht, erscheinen ließ, das seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte. Mit ihnen fiel er im Sommer 1744 von dem herrschsüchtigen und streitbaren „großen Duns“ ab und betheiligte sich an den unparteiischen und auf gegenseitiger Kritik begründeten Bremer Beiträgen, für deren ersten Band er ein größeres episches Gedicht „Die Verwandlungen“ beisteuerte. In der Folge hat er nur noch wenige lyrische Stücke und ein weiteres scherzhaftes Heldengedicht „Die Lagosiade“ in die Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Bremischen Beiträge gegeben, wie er denn als einer der Ersten im Herbste 1746 den Kreis der Leipziger Genossen verließ, der bald in die Welt zerstreut wurde. Nach kurzem Aufenthalt in der Heimath, den er zur Erlernung des Generalbasses benutzte, setzte Z. seine Studien in Göttingen fort, wo er am 12. Mai 1747 unter Albrecht v. Haller's Prorectorat immatriculirt wurde. In die hier seit 1738 bestehende „Deutsche Gesellschaft“ war Z. bereits früher auf Grund seines Renommisten als auswärtiges Mitglied aufgenommen worden; in ihrem Namen gratulirte er 1748 dem Conrector J. M. Heinze zu seiner Berufung nach Lüneburg. In Göttingen schloß Z. Freundschaft mit dem Freiherrn Eberhard Friedrich v. Gemmingen (s. A. D. B. VIII, 557), dem er die erste Sammlung seiner Gedichte von 1754 mit einer Ode widmete, in der er Haller und Klopstock unter den Dichtern am höchsten stellte. Durch die eigenmächtig veranstaltete Ausgabe der Gedichte Gemmingen's vom Jahre 1769 zerfiel er später mit dem Freunde, der, schon 1753 durch Gottsched ähnlich gemißhandelt, eine geharnischte Erklärung (in der Allg. Deutschen Bibliothek VIII, 2, 321 und im Almanach der deutschen Musen 1770, S. 55) gegen ihn erließ. Mit Gemmingen verehrte Z. in dem benachbarten Gelliehausen eine Frau, die noch eine spätere Dichtergeneration, Boie und Gotter, Bürger und Miller angeschwärmt und besungen haben: Anna Katharina Elisabeth Liste, die Gemahlin des Hofraths Liste, der als Uslarscher Gerichtshalter Bürger's Vorgänger war. Sie besang er als Lucinde, später als Seline, correspondirte mit ihr und rühmte von ihr in einem ungedruckten Briefe an J. A. Schlegel vom 26. December 1749: „Wenn ich Ihnen Ihren Caracter machen wollte, so würde ich Ihnen mit den grösten Lobeserhebungen ein Frauenzimmer beschreiben müßen, von dem Sie glauben würden, daß so viel Tugend und so viel Vollkommenheit in keiner menschlichen Seele wohnen könnte“. — Seine Bekanntschaft mit dem damaligen „Aeltesten“ der Deutschen Gesellschaft, dem Juristen J. C. Claproth, wurde die Veranlassung zur Berufung Zachariae's nach Braunschweig, wo er den Hauptplatz seines Wirkens finden und sein Leben beschließen sollte. Claproth empfahl ihn dem Propst Jerusalem für das 1745 in Braunschweig gegründete Collegium Carolinum, eine Schöpfung des Herzogs Karl I., die, zwischen Gymnasium und Universität stehend, die höheren Berufsarten „bon sens und guten Geschmack“ lehren sollte. Hier wurde der Candidatus Z. am 18. April 1748 als Hofmeister mit 150 Thalern Gehalt angestellt; den früheren Herausgeber der Bremer Beiträge, Karl Christian Gärtner (s. A. D. B. VIII, 381), fand er bereits als gräflich Schönburg'schen Hofmeister vor, und am 14. Mai 1748 wurde auch dieser zum Docenten an derselben Anstalt, am 22. Januar 1749 zum Professor befördert. Ihnen folgte ebenfalls zu Ostern 1748 ein anderer Leipziger Genosse, Johann Arnold Ebert (s. A. D. B. V, 586) als Hofmeister, und so erstand in Braunschweig eine Nachblüthe des Leipziger Dichterbundes. Auch Gellert und Klopstock, der bis zu seiner Uebersiedlung nach Dänemark öfters in Braunschweig weilte, versuchte man dort zu fesseln; Nicolaus Dietrich

Giseke (s. A. D. B. IX, 192) war um 1750 Erzieher in Jerusalem's Hause, Konrad Arnold Schmid wurde 1761 berufen (s. A. D. B. XXXI, 686) und die benachbarten Freunde, Gleim in Halberstadt, Johann Andreas Cramer in Quedlinburg, Besucher wie Uz (1750) und Cronegk (1751) vervollständigten den Kreis, der Braunschweig für mehrere Jahrzehnte zu einem Mittelpunkte des geistigen Lebens machte. In dieser anregenden Umgebung entfaltete auch Z. eine erfolgreiche Thätigkeit. 1754 erschien die erste Sammlung seiner „Scherzhaften Epischen Poesien nebst einigen Oden und Liedern", die außer den beiden Jugendwerken zwei weitere komische Heldengedichte, das Schnupftuch und den Phaeton, und vier Bücher Oden und Lieder enthält. In einer Anzeige dieser Sammlung im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" 1754, Herbstmonat, S. 683 ff. benutzte Gottsched die Gelegenheit, sich an seinem ehemaligen Schüler für den Abfall von seiner Partei, für die Hinneigung zu den Schweizern und zu Klopstock und für den Gebrauch des verhaßten Hexameters zu rächen. Z. blieb „dem großen Duns" die Antwort in einem Gedichte zum Gedächtniß des am 28. October 1754 verstorbenen Hagedorn nicht schuldig und wurde von Lessing in der Vossischen Zeitung aufs schneidigste secundirt, sodaß Gottsched sich bei der braunschweigischen Regierung über Z. beschwerte. Dieser vertheidigte sich am 23. Januar 1755 in einer umfangreichen und sehr geschickten Denkschrift, der Jerusalem in einem Promemoria zur Seite trat; die Regierung scheint die Sache niedergeschlagen zu haben, bewies aber aufs deutlichste, daß sie Z. nichts nachtrug, indem sie ihn am 30. Januar 1761 zum Professor ordinarius Poëseos am Collegium Carolinum ernannte. In der Oeffentlichkeit, wenn auch anonym, rächte sich Z. an Gottsched durch eine Satire in Alexandrinern „Die Poesie und Germanien" (Berlin 1755); auf weitere Anzapfungen der Gottschedianer Schönaich im „Sieg des Mischmasches" und Reichel's in der „Freimüthigen Anzeige einiger Irrthümer" konnte er schweigen, denn sein Gegner war ein litterarisch todter Mann. — Als Lehrer hatte Z. einen großen Erfolg; zu seinen Schülern gehörte der spätere preußische Minister v. Zedlitz, dem Z. 1760 die „Schöpfung der Hölle" widmete und Goethe's Jugendgenosse in Wetzlar, Goué, der ihm in seinem „Notuma" ein Denkmal setzte. Z. hielt in jedem Semester zwei regelmäßig wiederkehrende Vorlesungen, eine vierstündige über Dichtkunst meist nach Batteux, und eine zweistündige über Mythologie, nach eigenen Heften. Dazu trat seit der Reorganisation des Collegs im Herbst 1774 eine für die Anstalt sehr charakteristische Vorlesung: ein sogenanntes „Zeitungscollegium". Ohne Zweifel stand diese Neuerung mit Zachariae's redactioneller Thätigkeit in Zusammenhang, die er seit Ende 1760 an den „Gelehrten Beiträgen", einem Beiblatt zu den Braunschweigischen Anzeigen, und seit 1768 an der Neuen Braunschweigischen Zeitung ausübte. Daneben wurde ihm 1767 die Leitung der Waisenhausbuchhandlung, der Druckerei und des Intelligenzwesens übertragen, an die sich eine Leihbibliothek anschloß. Auf allen diesen Gebieten bewies Z. einen frischen Unternehmungsgeist und kaufmännische Geschicklichkeit; die Waisenhausbuchhandlung erfreute sich unter seiner Leitung mit Recht eines guten Rufes und verlegte eine ganze Reihe bedeutender Werke; die Anzeigen und die Neue Zeitung, für die auch Lessing mitarbeitete, spielten um 1770 eine beachtenswerthe Rolle in der deutschen Kritik. Doch erwuchsen für Z. aus der vielseitigen Thätigkeit pecuniäre Schwierigkeiten, die ihm noch auf seinem Todtenbette Sorgen machten und ihn bei der Umgestaltung des Collegium Carolinum im J. 1774 bewogen, von der Leitung dieser Anstalten zurückzutreten. — Seine weit ausschauende buchhändlerische Thätigkeit führte Z. auch öfters auf Reisen, so zur Ostermesse 1767 nach Leipzig. Hier lernte er an dem Schönkopf'schen Mittagstische, dem ein jüngerer Bruder, vermuthlich Georg Ludwig Friedrich,

geboren am 5. März 1735, angehörte, den Studiosus Goethe kennen, der ihn längst verehrte, die Lieder aus Zachariae's „Sammlung einiger musicalischer Versuche“ seinem Käthchen am Clavier sang und unter seinem Einflusse dichtete (vgl. Werner im Anzeiger für deutsches Alterthum 8, 244; Leitzmann im Euphorion 4, 803). Nach seiner Abreise richtete Goethe an ihn eine Ode (Buch Annette, Weimarische Ausgabe 37, 36; verändert im Leipziger Musenalmanach 1777 S. 21, der junge Goethe I, 86), die ihn als Nachahmer von Uz und Ramler zeigt (Minor im Goethe-Jahrbuch 8, 228). Bei demselben Besuche, im Mai 1767, zeichnete sich Z. in das Stammbuch Joh. Georg Eck's (siehe A. D. B. V, 602) mit fünffüßigen Jamben ein (Grenzboten 1879, 4, 326), die ebenso wie ein Widmungsgedicht an Meinhard (Euphorion 4, 677) in seinen Werken fehlen. Im Sommer desselben Jahres lernte er in Bad Lauchstedt den Gegner Lessing's, Klotz, und seinen Schüler Joh. Georg Jacobi kennen, den er vergebens zur Fortsetzung der in seiner Handlung erschienenen Versuche Meinhard's zu bereden versuchte. Seine geschäftlichen Unternehmungen blieben auch auf seine eigene dichterische Thätigkeit nicht ohne Einfluß. Nicht nur erschienen in den von ihm redigirten Zeitungen eine Reihe von Gelegenheitsgedichten, die ihm leicht von der Hand gingen, sondern er suchte auch für seine Buchhandlung gangbare Verlagsartikel zu schaffen, indem er Romane übersetzte, Anthologien zusammenstellte und fremde Gedichte herausgab. Auch seine eigenen Werke suchte er geschäftsmäßig so gut wie irgend möglich zu verwerthen, indem er öfters als nöthig neue Ausgaben veranstaltete, Freunde und Bekannte zu der damals beliebten Pränumeration aufforderte und sogar den bedenklichen Buchhändlerkniff nicht verschmähte, eine Titelausgabe als neue, verbesserte Auflage zu bezeichnen. Ueberhaupt war sein Dichterruhm, wie seine früher gerühmte „Walfischgesundheit“ im Niedergang, als er sich noch in späten Jahren entschloß, sich mit der 37jährigen Henriette Sophie Elisabeth Wegener, Tochter des Gasthofsbesitzers „Zum großen Weghause“ in Klein-Stöckheim, halbwegs zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, zu vermählen. Ueber die Hochzeit, die auf dem Weghause, dem beliebten Rendezvous der Schriftsteller aus beiden Städten, wo Z., der „Punschapostel“, oft verkehrte, am 6. Januar 1773 gefeiert wurde, berichtet Lessing, der Z. mit seinen Sarkasmen nicht verschonte, an Eva König. Die späte Ehe war nur von kurzer Dauer. Am 15. April 1775 vom Herzog Karl I. mit einem Kanonikat am Stifte St. Cyriaci bei Braunschweig beschenkt, wurde Z. durch ein anhaltendes Fieber an den Rand des Grabes gebracht, und nach kurzer Besserung durch eine Badecur in Pyrmont und Meinberg im folgenden Sommer erlag er am 30. Januar 1777, erst 51jährig, der Wassersucht. Seine Wittwe überlebte ihn um fast ein halbes Jahrhundert und starb erst am 4. März 1825 als die letzte von zehn Geschwistern. Kinder sind aus ihrer Ehe, wie es scheint, nicht hervorgegangen; die Angabe des Herausgebers einer von Hosemann illustrirten Ausgabe des „Renommisten“ (Berlin 1840), er sei ein Enkel des Dichters, ist vermuthlich eine scherzhafte Mystification. Demnach wird auch der werthvolle Nachlaß des Dichters, den Eschenburg noch in Händen hatte, verloren gegangen sein.

Als Schriftsteller gehört Z. zu der nicht geringen Zahl derer, die mit ihrem Erstlingswerke sogleich den Gipfelpunkt ihres dichterischen Könnens erreichten. Im „Renommisten“ hat er mit frischem Jugendmuth sein Bestes geleistet und zugleich der deutschen Dichtung ein neues Gebiet erobert, das bald von zahllosen Nachahmern überlaufen wurde, die komische Epopöe. Wenn auch nicht ohne Vorgänger in Deutschland, unter denen Pyra's „Bibliotartarus“ voransteht (vgl. Waniek, Immanuel Pyra, Leipzig 1882, S. 165), ist der „Renommist“ doch das erste komische Heldengedicht der neueren deutschen Litteratur, das

diesen Namen wirklich verdient und den verwandten Werken der Italiener, Franzosen und Engländer an die Seite treten darf. Von den letzteren hat Z. Boileau's „Chorpult“ und Pope's „Lockenraub“ — diesen in der gleichzeitig erscheinenden Uebersetzung der Frau Gottsched — als Vorbilder in formaler Hinsicht benutzt, aber sein Werk erhält allein durch den ewig jungen Stoff vom deutschen Studenten einen originalen Charakter. Der Gegensatz zwischen dem alten, rohen, rauflustigen Burschen, wie er in Jena seinen Hauptsitz hatte, und dem modernen, zierlichen, galanten Petit-Maitre, den Z. in Leipzig selbst am besten studiren konnte, ist mit überlegenem Humor und mit großer, culturgeschichtlich interessanter Treue dargestellt. Die glückliche Wahl des Metrums nach Pyra's Vorgange, des gereimten, feierlich-schwerfälligen Alexandriners, trägt viel zur komischen Wirkung des Ganzen bei, und es ist unbegreiflich, wie Z. diese von ihm meisterhaft gehandhabte Versart in seinen späteren Epopöen mit einem lottrigen Hexameter vertauschen, vereinzelt sogar zur Prosa zurückkehren konnte. Die 1754 erschienene stark umgearbeitete Auflage seines Jugendwerkes zeigt Z. unter größerem Einfluß von Pope, den er erst in Göttingen im Original kennen lernte, und von Uzens „Sieg des Liebesgottes“. Im allgemeinen hat sein Werk in dieser Umarbeitung durch Einschränkung der Episoden, einheitliche Gestaltung der Grundmotive und Ausmerzung von Gleichnissen beschreibenden Charakters gewonnen; nur durch stärkeres Herausarbeiten des lehrhaften Elements begab sich der Dichter auf eine abschüssige Bahn, die seiner künstlerischen Entwicklung gefährlich werden sollte. In seinen späteren Werken tritt das Beiwerk immer aufdringlicher hervor. Schon das zweite, 1745 in den Bremer Beiträgen erschienene komische Epos „Die Verwandlungen“, das nach Ovid's Metamorphosen auf einer weitverzweigten litterarischen Tradition beruht (vgl. Minor in der Zeitschrift für deutsche Philologie 19, 219), zeigt eine nüchterne Moral und eine schablonenhafte Satire auf die verschiedenen Stände, die an Geschlossenheit und Frische weit hinter dem Renommisten zurücksteht. Wie in den Verwandlungen eine Menge einzelner Züge Pope nachgebildet sind, so ahmt Zachariä's nächstes Epos „Das Schnupftuch“ in seiner ganzen Composition den „Lockenraub“ nach; hier ist eine der Heldin geraubte Locke, dort ein der gleichnamigen Belinde geraubtes Schnupftuch das Hauptmotiv. Die ermüdende Breite der Darstellung sucht Z. durch litterarische Anspielungen und Parodierungen des ernsten Epos zu unterbrechen — ein Hülfsmittel, das in dem 1754 erschienenen, in Hexametern abgefaßten „Phaeton“ einen noch größeren Raum einnimmt. In dieser Parodie auf die Ovidische Erzählung im zweiten Buch der Metamorphosen sind Fabel und Handlung so unsäglich einfach, ja dürftig, daß es der ganzen Kleinkunst und der sorgfältigsten Feile des Dichters bedurfte, um das Werk den Zeitgenossen so schätzbar zu machen, wie es merkwürdiger Weise war. — Die späteren Epopöen zeigen immer deutlicher, daß Zachariae's Erfindung vollständig erschöpft war und sich stets im alten Kreise bewegte. Der ebenfalls in Hexametern geschriebene „Murner in der Hölle“ (1757) ist eine Travestie auf den Tod Elpenor's im elften Buch der Odyssee, eine recht witzlose Geschichte vom Tod eines Katers, der im ganzen Hause spukt, bis sein Cadaver feierlich bestattet wird; das vom Dichter selbst hoch eingeschätzte Werk wurde sogar 1771 als „Aeluarias“ von Benedict Christian Avenarius ins Lateinische übersetzt. In der „Lagosiade oder Jagd ohne Jagd“ war Z. inzwischen (1749) zur Prosa zurückgekehrt und nahm dadurch der Darstellung den letzten Reiz; das alberne Abenteuer eines seiner englischen Zuhörer, Namens Shore, die Erlegung eines Hasen mit dem Spazierstock, hat kaum als Gelegenheitsspaß einen Werth. Noch weniger verdient „Hercynia“ (1763) den Namen eines komischen Heldengedichts, denn diese Harzreise im Winter ist nichts als eine

trockene Beschreibung in salopper Prosa mit eingestreuten Versen, die den hergebrachten allegorisch-mythologischen Apparat rein äußerlich verwendet. Eine „Batrachomyomachie“ in Knittelversen endlich gedieh nicht über den Anfang des ersten Gesanges hinaus, den Eschenburg erst nach Zachariae's Tode herausgab.

In dieser langen, abwärts führenden Reihe von epischen Dichtungen hat Z. sich Ein unbestreitbares Verdienst gewahrt: die gelungene poetische Schilderung, gehoben durch frische Anschaulichkeit und glücklichen Humor. Diese Eigenschaften treten auch in seinen beschreibenden Gedichten vortheilhaft hervor. Kleist's Versuch, die Jahreszeiten Thomson's in seinem „Frühling“ nachzubilden, ließ Z. nicht ruhen; in den „Tageszeiten“ (1755), einem Gedicht in vier Büchern und Hexametern, unternahm er es, diese beiden Vorbilder in der Genremalerei zu überbieten (vgl. Sauer, Ewald v. Kleist I, 161). Kein Wunder, daß er im Detail erstickt, da er die Schilderung der vier Tageszeiten dazu benutzt, eine Fülle von litterarischen, künstlerischen und zeitgeschichtlichen Fragen zu berühren; so gibt er eine Uebersicht über die gleichzeitige deutsche Litteratur, spricht bei Erwähnung der Salzdahlumer Galerie über bildende Kunst, spielt auf die jüngsten Kriegsereignisse an, ja er fordert sogar eine deutsche Flotte und deutsche Colonien! Der vierte Gesang „Die Nacht“ ist besonders von Young's „Nachtgedanken“ beeinflußt, dem Z., wie seinem Uebersetzer Ebert, mit begeisterten Worten huldigt (vgl. Barnstorff, Young's Nachtgedanken und ihr Einfluß auf die deutsche Litteratur, Bamberg 1895, S. 30). — Ein zweites beschreibendes Gedicht in Hexametern „Die vier Stufen des weiblichen Alters“ (1757) zeigt noch weniger Selbständigkeit in der Erfindung. Es ist eine Nachahmung der „Vier Stufen des menschlichen Alters“ von Johann Rodolf Wertmüller in Zürich, die Z. zuerst in der lateinischen Uebersetzung des Balthasar Oltrocchi (1714—1797) kennen lernte; erst ein Brief des Verfassers machte ihn auf das deutsche Original aufmerksam. — Wie Z. Pope und Thomson nachahmte, so theilte er überhaupt das Interesse des Braunschweigischen Litteraturkreises für englische Dichter, das hauptsächlich von Ebert gefördert wurde. Wie dieser den Young und Glover, so übersetzte Z. Milton's „Verlorenes Paradies“ und zwar in Hexametern, nachdem ein erster Versuch in fünffüßigen Jamben liegen geblieben war (vgl. Schlösser in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 119; dazu Gerstenberg im zwölften der Schleswigischen Litteraturbriefe). Die 1760 und 1763 in zwei Theilen erschienene Uebersetzung des für die deutsche Litteratur so ungemein wichtigen Epos führt über die zahlreichen früheren Verdeutschungsversuche (vgl. die ganz ungenügende Untersuchung von Jenny, Miltons verlorenes Paradies in der deutschen Litteratur des 18. Jahrh., St. Gallen 1890) nicht weit hinaus; vor allem ist die Verstechnik äußerst unbeholfen und schwerfällig — unbegreiflich bei Zachariae's musikalischen Kenntnissen —, aber auch von der Wucht und Würde der Sprache des Originals ist wenig geblieben, sodaß Gerstenberg urtheilen durfte: „Es ist kaum Milton's Gespenst“. Aehnlich sprachen sich Haller, Herder und vor allem Nicolai aus, ohne daß Z. in späteren Umarbeitungen seine Uebersetzung ernstlich gebessert hätte. Vielmehr ließ er sich durch diese Verdeutschung zu eigenen Versuchen im biblischen Epos verleiten. Schon 1760 gab er zwei Bruchstücke eines großen religiösen Epos heraus, das jedoch in den Anfängen stecken blieb, „Die Schöpfung der Hölle“ und „Die Unterwerfung gefallner Engel und ihre Bestimmung zu Schutzgeistern der Menschen“. Die Erfindung beider Fragmente ist, wie wiederum Nicolai's scharfe Kritik in den Literaturbriefen nachwies, völlig mißrathen. Milton und Klopstock gaben den ersten Anstoß und verschiedene Motive zu dem ersteren Gedicht; das zweite enthielt eigentlich nur eine neue, nicht eben glückliche Wendung des Abbadonamotivs (vgl. Muncker, Klopstock, S. 183). Zwei moralische Gedichte, die Z.

diesen Fragmenten beifügte, sind ebenfalls dem Englischen nachgebildet; „Die Vergnügungen der Melancholey“, in Hexametern, sind aus dem Thomas Warton, einem Nachahmer Young's, übersetzt, und von dem zweiten, den „Unterhaltungen mit seiner Seele“, in gereimten Jamben, sagt Z. selbst, daß sich verschiedene Stellen aus den Pleasures of Imagination des Thomas Akenside darin nachgeahmt fänden. — Ein selbständiger Versuch im ernsten, geschichtlichen Epos ist Z. gleichfalls nicht geglückt und nicht zu Ende gediehen; von einem auf 24 Gesänge berechneten Gedicht „Die Eroberung von Mexico“ sind 1766 nur vier Gesänge unter dem Titel „Cortez“ erschienen, in reimlosen fünffüßigen Jamben mit durchweg männlichem Ausgang abgefaßt. Der Stoff, aus Antonio de Solis' Leitfaden entnommen, erinnert in seinem summarischen Entwurfe an Bodmer's „Colombona“; die ausgeführten Partien sind mehr von Klopstock beeinflußt, zeigen aber im Gebrauch des Wunderbaren, in der ganzen Maschinerie der Engel und gefallnen Geister solche epische Mängel, daß es leicht erklärlich ist, wenn eine spätere Umarbeitung des Ganzen unvollendet blieb. Erfreulicher ist Zachariae's letzter epischer Versuch, der noch in seinem Todesjahr erschien, betitelt „Tayti oder die glückliche Insel“, in welchem er nach Bougainville's Reisebeschreibung die Entdeckung dieser Insel beschrieb und in Rousseau's Geiste die Einfalt der Eingebornen pries. Auch hier handhabt Z. den fünffüßigen Jambus mit großer Meisterschaft, unter dessen Vorkämpfern ihm ein Ehrenplatz gebührt.

Versuche in anderen Dichtungsarten fallen für Zachariae's poetische Eigenart wenig ins Gewicht. Ein kleines Nachspiel von 1771 „Der Adel des Herzens oder die ausgeschlagene Erbschaft“, welches die Freunde Lessing und Bode für ihren Hamburger Verlag in Aussicht nahmen, zeichnet sich nach gleichzeitigen Recensionen durch eine hübsche Sprache aus. In seiner Lyrik steht Z. durchaus auf dem Boden der Bremer Beiträge; nach dem Vorbilde des französischen Vaudeville und Hagedorn's versucht er sich mit Vorliebe im Refrainliede, ahmt die reimlosen Strophen der älteren und die Anakreontik der jüngeren Hallischen Schule nach, antikisirt mit Klopstock und zeigt auch hier seine spätere Vorliebe für den reimlosen Jambus der Engländer. Seine musikalische Bildung kam ihm bei Verfertigung von Cantaten, wie „Die Pilgrime auf Golgatha“ (1756) und „Das befreyete Israel“ (1761) zugute und führte ihn zu eigenen Compositionen, die 1760/61 in zwei Theilen erschienen und mit Beifall aufgenommen wurden. Auch den Knittelvers handhabte Z. in Gelegenheitsgedichten mit vielem Geschick; dagegen war es ein Mißgriff, daß er in demselben Versmaß (1772) „Zwey schöne neue Mährlein“ von der edlen Melusine und der untreuen Braut im Romanzenton parodirte, wie es durch Gleim Mode geworden war.

Endlich sind Zachariae's litterarhistorische Sammlungen, Uebersetzungen und Ausgaben fremder Schriften wenigstens kurz zu erwähnen. Die „Auserlesenen Stücke der besten deutschen Dichter von M. Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten“ reihen sich den Bestrebungen der Schweizer und Berliner um Wiedererweckung der älteren deutschen Poesie würdig an; die beiden ersten Bände (1766—71) bringen eine Anthologie aus Opitz, Flemming und Scultetus mit kurzen Einführungen und Erläuterungen, ein dritter von Eschenburg 1778 herausgegebener Band wies zuerst wieder auf Schwieger's „Geharnschte Venus“ hin. Eine schwache Leistung sind dagegen die „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier“ (anonym 1771, vermehrt von Eschenburg 1777), die den alten Fabeldichter vergeblich zu modernisiren versuchen. — Von gleichzeitigen Dichtungen gab Z., außer den bereits erwähnten „Poetischen und Prosaischen Stücken“ des Freiherrn v. Gemmingen heraus: „Olint und Sophronia“ von seinem früh verstorbenen Schüler Gottlob Sebastian v. Lucke (1767), „Das Glück der Liebe“ von dem

Bremer Beiträger Nikolaus Dietrich Giseke (1769) und endlich die zweite Auflage von Johann Nikolaus Meinhard's „Versuchen über den Charakter und die Werke der besten Italiänischen Dichter" (1774) mit werthvollen Nachrichten über das Leben Meinhard's. — Wahrscheinlich ist Z. auch mit Gärtner gemeinsam der Herausgeber des „Spanischen Theaters" in drei Bänden (Braunschweig 1770—71), einer Uebersetzung von Linguet's „Théâtre Espagnol", die zuerst spanische Stücke nach Deutschland verpflanzte; von beiden Herausgebern soll auch ein weiterer „Beitrag zum spanischen Theater" (Hamburg und Riga 1771) stammen. Dagegen ist die zweite Auflage der Bremer Beiträge in zwei Bänden (Braunschweig 1768) nicht von Z., sondern von Gärtner besorgt, wie jener selbst in seinem Bericht über die Waisenhausbuchhandlung angibt; und auch die „Kleine Chronik des Königreichs Tatojaba, von Herrn Wieland dem ältern" (1777), wird, wie die „Cantaten zum Scherz und Vergnügen" (1761), mit Unrecht Z. zugeschrieben. Die Uebersetzung beliebter Romane endlich, wie „Die schöne Russinn oder wunderbare Geschichte der Azema" (1766) und „Die Fliegenden Menschen oder Wunderbare Begebenheiten Peter Wilkins" (1767) aus dem Französischen sind nur veranlaßt durch das Bestreben, seiner Buchhandlung gangbare Verlagsartikel zu verschaffen; und diese massenhafte, schnell fertige und fast geschäftsmäßige Production hat nicht wenig dazu beigetragen, seinen schriftstellerischen Ruf schon bei seinen Zeitgenossen zu untergraben. Es fehlte ihm eben im Leben wie im Dichten die nachhaltige Kraft und der Ernst, ohne die auch die glücklichste Begabung nicht zur vollen Wirkung kommt.

Eschenburg vor den Hinterlassenen Schriften von F. W. Zachariä. Braunschweig 1781, S. III—XXIX. — C. Schiller, Braunschweig's schöne Litteratur in den Jahren 1745 bis 1800. Wolfenbüttel 1845, S. 49—62. — Goedeke, Grundriß IV², 34. — F. Muncker in Kürschner's Nationallitteratur Bd. 44, 243—260. — Hans Zimmer, Zachariä und sein Renommist. Leipzig 1892 (dazu R. Rosenbaum im Anzeiger f. deutsches Alterthum 19, 257). — Erich Petzet, Die deutschen Nachahmungen des Popeschen Lockenraubes (Zeitschrift f. vergl. Litteraturgeschichte, N. F. 4, 409). — Paul Zimmermann, F. W. Zachariä in Braunschweig. Wolfenbüttel 1896 (Nachträge dazu vom Unterzeichneten im Braunschweigischen Magazin 1898 Nr. 19 f.).

Carl Schüddekopf.

Zachariae: Karl Heinrich Z., geboren am 2. October 1698 zu Baudach bei Krossen, † zu Parchim am 16. October 1782, Hauptbegründer des Pietismus in Mecklenburg, und seine ersten Mitarbeiter. Als ein Sohn des Pastors Mag. Heinrich Z. besuchte er nach der ersten Vorbereitung im Pfarrhause das Gymnasium zu Guben, dem Herkunftsorte seines Vaters. Seine akademische Ausbildung erhielt er zu Jena, wohin er sich im Sommer 1719 begab. Bei den ernstlich betriebenen grammatischen Studien war Christian Stock sein Lehrer. Den wichtigsten und entscheidenden Einfluß auf sein kirchliches und wissenschaftliches Denken und Wirken hatte aber das Hauptlicht des damaligen theologischen Lehrkörpers der Universität Franz Buddeus. Um das Jahr 1724 lebt er als Candidat des Lehramts in Weimar, 1726 wird er von Dietr. Wilh. v. Witzleben, dem Gatten der Henrica Sib. v. Einsiedel, zu einer Patronatsstelle nach Tauhardt und Kahlwinkel bei Eckartsberge berufen und tritt, am 11. Nov. 1726 zu Leipzig geweiht, im nächsten Jahre das Amt an. Seine Predigt fand empfängliche Hörer. Nach drei Jahren aber berief ihn Graf Christian Ernst zu Stolberg-Wern., einer der wärmsten Vertreter des Spenerschen und Hallischen Pietismus, der bei der Hofgemeinde bereits allgemein Eingang gefunden hatte, zum Diakonus bei der Oberpfarrkirche der Stadt, damit er ein lebendiges evan-

gelisches Christenthum auch hier erwecke. Der überaus reiche Erfolg, den seine Wirksamkeit hier hatte, tritt in ein um so helleres Licht, als die Gemeinde wegen Nichtberücksichtigung ihres und des städtischen Patronatsrechts bei dieser Bestellung anfangs etwas gegen ihn eingenommen sein mußte. Groß war nun aber das Bedauern des Grafen, als Z. sich auf das unablässige Auffordern der Fürstin Augusta, der jüngsten der neun Töchter Herzog Gustav Adolf's von Mecklenburg-Güstrow hin, endlich nach längerem Kampfe veranlaßt fand, das Amt eines Hofpredigers in dem fürstlichen Witthum Dargun anzunehmen, welchen Dienst er im November 1735 antrat. So erfolgreich Zachariae's Wirksamkeit in seinen beiden ersten Stellungen gewesen war, eine viel größere, allerdings auch schwerere Aufgabe stand ihm nun bevor. In dem ihr zugefallenen Amte Dargun, in welchem sie seit dem Jahre 1720 zu walten begann, nahm sich die Fürstin als dessen persönlich überzeugte eifrige Vertreterin des Pietismus mit größter Entschiedenheit an. Gleich ihrer Schwester Christine, der Stammmutter des Hauses Stolberg-Wernigerode (s. A. D. B. IV, 219—221) machte sie sich anfangs auch die schwärmerischen Ideen von der Wiederbringung der Dinge und dem tausendjährigen Reiche zu eigen und wurde darin von weltlichen und geistlichen Räthen bestärkt. Sie legte auf diese Dinge aber keineswegs einen besonderen Nachdruck, sah sich vielmehr für sich selbst und die ihr Anbefohlenen nach Predigern und Seelsorgern um, die, auf festem evangelischen Bekenntnißgrunde stehend ein lebendiges Buße und Glauben erweckendes Christenthum trieben. Und da sie im Jahre 1733 den sie besuchenden Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode, ihren Neffen, um geeignete Persönlichkeiten für zwei von ihr zu besetzende Pfarrstellen bat, entsprach dieser dem Wunsche der Tante, und noch im Frühjahr d. J. gingen die beiden Geistlichen an ihren Bestimmungsort. Es war zuerst Jakob Schmidt, geboren am 17. Juni 1701 zu Wasserleben in der Grafschaft Wernigerode. Er hatte in Wittenberg studirt und war zur Zeit seiner Berufung nach Mecklenburg Katechet und seit 1731 Verweser der unbesetzten Stelle seines verstorbenen Vaters an seinem Geburtsorte, gut vorgebildet, maßvoll, besonnen und aufrichtig gläubig. Am 7. Juni wurde er zum Pastor in Levin berufen. Der zweite war Schmidt's Schwager Henning Christoph Ehrenpfort. Im Jahre 1705, wie es heißt im Hildesheimischen, geboren, aber offenbar verwandt mit der Stolberg'schen Pastorenfamilie dieses Namens, zählte er bei seiner Uebersiedelung ins Mecklenburg'sche erst 28 Jahre und war eine so stattliche Erscheinung, daß Graf Christian Ernst ihn kaum vor den Werbern König Friedrich Wilhelm's I. von Preußen zu retten wußte. Gerade durch diesen Umstand fühlte sich der Graf bewogen, den geschätzten Mann, einen entschiedenen Anhänger des Hallischen Pietismus, der eine Zeit lang als Hauslehrer in Peine wirkte, zu der Stellung in Mecklenburg zu befördern. E., wol vorgebildet, des Wortes und der Feder mächtig, war eine jugendlich feurige Natur, nicht ohne dichterische Gabe und Sänger verschiedener Lieder, dabei aber etwas hitzig. Er wurde zunächst Pfarradjunct zu Groß-Methling, bald darnach aber als Pastor nach Rökenitz versetzt. Gerade durch seine erweckliche Predigt und Bibelerklärung wurde mit mehreren andern die Fürstin Augusta aufs stärkste angezogen und innerlich umgewandelt. In den Dargun'schen Kreis fanden sich die beiden Wernigeröde'schen Sendlinge, zu denen sich nach etwa einem Jahre als Erstling unter den eingeborenen Geistlichen der Mecklenburger August Hövet herzufand, ziemlich schnell hinein, nahmen freilich auch etwas von den hier vorgefundenen Nebenmeinungen an. Dagegen trat auch in kurzer Zeit, stetig zunehmend, ein feindlicher Gegensatz der mecklenburgischen Geistlichkeit gegen diese 'Fremdlinge' zu Tage, und es verletzte ihre Eitelkeit, daß sie eine bessere Frömmigkeit treiben sollten, als es bisher zu Lande geschehen. Die von jenen

nachdrücklich betonte Buße, Erneuerung, Wiedergeburt, Bußkampf wurden gehaßte Stichworte, die eingeführten Erbauungsstunden und erwecklichen Privatversammlungen fanden starken Widerspruch. Im Volke bildeten sich Sagen vom Erweckungspulver und allerlei Hexereien dieser 'Quäker'. Der bisherige Hofprediger Stieber, der sich erst in die Lage gefügt hatte, trat immer feindseliger den von der Fürstin Berufenen und dieser selbst so unbotmäßig gegenüber, daß sie sich veranlaßt sah, ihn im Juni 1735 zu entlassen. Bei solcher Lage der Dinge war eine Persönlichkeit von nöthen, die mit demselben lebendigen und erwecklichen Christenthum eine höhere geistige Veranlagung und die Gabe der Kirchenleitung vereinigte. Als den rechten Mann hierzu ersah sie nun den Wernigeröde'schen Diakonus Z., der ihr sowol nach den Mittheilungen Schmidt's und Ehrenpfort's als auch denen ihre Schwester Christine und ihres Neffen Christian Ernst bekannt sein mußte. Er folgte also endlich dem an ihn ergangenen Rufe und trat im November 1735 sein Hofpredigeramt an, womit nach der Weise seiner Gesinnungsgenossen Bibelstunden und Privaterbauungen verknüpft waren. Es zeigte sich bald, daß die Fürstin in Z. nicht nur den gewünschten Prediger und Seelsorger, sondern auch den geeigneten Leiter und Mittelpunkt für ihren Kirchenbezirk gefunden hatte. Als Schmidt im Januar 1736 von der theologischen Facultät des Landes wegen angeblicher Irrthümer geprüft werden sollte, ging Z. mit nach Rostock. Man fand bei Schmidt nicht nur keine falsche Lehre, der gemeinsame Aufenthalt von ihm und Z. lenkte auch die Aufmerksamkeit in der Stadt auf den übel beleumundeten. Z. gelang es gleich hier, Einzelne von ihren Nebenmeinungen abzubringen, ein Bestreben, das er auch später bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit Erfolg offenbarte. Die schließlich zu einer gerichtlichen Verfolgung sich zuspitzenden Anfeindungen der einheimischen Geistlichkeit und des Consistoriums verliefen im Sande.

Das größte öffentliche Aergerniß bei der Befehdung Zachariae's und seiner Mitarbeiter ist an den Namen seines innigen Freundes Liekefett geknüpft. Joh. Andreas Liekefett war 1705 zu Hildesheim geboren und in gleichem Sinne wie Z. akademisch vorgebildet. In den Jahren 1730 und 1731, zur Blüthezeit des pietistischen Lebens in der Grafschaft, war er Schloßkatechet in Wernigerode und schloß sich aufs engste an Z. an. Von der mit Wernigerode in naher Verbindung stehenden Wittwe des Erbmarschalls Jobst Karl v. Schwicheldt berufen, war er dann von Ende 1731 bis 1737 Pastor zu Flachstöckheim und Klein Ilsede bei Peine. Seine Predigt wirkte so mächtig, daß sie die Leute von nah und fern anzog, so daß die Kirche die Hörer nicht fassen konnte und sie theilweise draußen auf dem Kirchhofe stehen mußten. Selbst unter den Kindern bis zu 11 Jahren entfaltete sich eine geistliche Bewegung. Es ist ebenso erklärlich, daß die Fürstin Augusta für die erledigte aus nicht weniger als dreizehn Dörfern bestehende Patronatspfarre Jördensdorf einen so tüchtigen Mann zu gewinnen suchte, als die Quelle nicht zweifelhaft sein kann, aus der ihr die genaueste Kunde über ihn zufloß. In Wismar war man im Landesconsistorium bei einer eingehenden Prüfung mit L. überaus zufrieden und von der Landesherrschaft wurde seine Bestellung mit außergewöhnlichem Entgegenkommen gefördert. Als aber am 29. Juli 1736 die Präsentation an Ort und Stelle vorgenommen werden sollte, hatte der hierfür zunächst bestimmte Präpositus von Neukalen sich dieser Pflicht entzogen und sämmtliche zur Aufwartung berufenen Geistlichen waren fern geblieben. Die Bauern, die durch ihren verstorbenen Pastor und die von den Geistlichen genährte Stimmung gegen einen Nachfolger von der Darguníschen Richtung aufgeregt, auch von den eingesessenen Adligen zum mindesten nicht beruhigt waren, erschienen gegen 500—600 Mann stark mit Knütteln bewaffnet und verwundeten, als namens der Fürstin die Ein-

führung vorgenommen werden sollte, sowol den damit betrauten Pastor Berner als einige Leute der Fürstin. L. kehrte nun nach dem Hildesheimischen, erst nach Klein Ilsede zurück und war dann von 1737—1747 zweiter Prediger zu Salzgitter. In dieser nicht nur arbeitsreichen, sondern auch sonst schwierigen Stellung hatte er schließlich außerordentlichen Erfolg. Mit dem 4. Januar 1747 trat er dann in ein neues Amt als Pastor zu St. Jacobi und Consistorialassessor zu Hildesheim ein. Seit Sonntag Exaudi 1761 war er endlich Prediger der ev.-luther. St. Agnusgemeinde in Köthen. Am 12. Febr. 1767 verstarb er.

Es ist leicht zu erklären, daß bei dem blutigen Tumult in Jördensdorf die Gegner Zachariae's und seiner Freunde die unterliegenden waren. Der persönlichen Befehdung war die Spitze abgebrochen, dagegen wurde nun noch längere Zeit ein litterarischer Kampf für und wider Dargun fortgeführt, der von 1736 bis über die Mitte des Jahrhunderts dauerte. Von den Dargunern selbst erschien 1739 die letzte Schrift, da sie, im Lande zur Ruhe gelangt, die akademischen Streitfragen anderen überlassen konnten. Am widerwärtigsten für Z., oder wenigstens für seine Darguner Freunde und Mitarbeiter, war ein von dem Dr. med. Hempel in Neubrandenburg verfaßter Bericht über Dargun vom Jahre 1733 bis Ausgang 1735. Da der Verfasser enge Beziehungen zu Dargun hatte, von wo er auch Einnahmen bezog, so war er wol in der Lage, die Prediger zu beobachten. Da er aber, persönlich verletzt, mit Dargun zerfallen war, so verfaßte er eingestandenermaßen die Schrift mit der Absicht zu schaden und konnte diesen Zweck um so leichter erreichen, als er sich so stellte, als ob er den Dargunern theilweise beipflichte. Diesen — angeblich — nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Bericht theilte der Verfasser dem Prof. Rusmeyer in Greifswald mit, der ihn zur Bekämpfung der Darguner benutzte, angeblich sogar nicht in unveränderter Gestalt. Was aber noch schlimmer war, Rusmeyer spielte ihn dem mit ihm durchaus nicht auf demselben Standpunkt stehenden, von blindem Haß gegen die Pietisten erfüllten Erdmann Neumeister in Hamburg in die Hände, der durch seine einer leichtfertigen Schrift wider die Darguner beigefügte Vorrede sich selbst kein Ehrendenkmal setzte. So sehr solche Verunglimpfung und Bosheit Z. betrübte, wie er sich darüber in seinem Briefwechsel mit Wernigerode erklärt, so suchte er doch so lange wie möglich jedem Kampf mit der Feder auszuweichen und lieber still zu leiden, weil er des endlichen Sieges sicher war. Nur als der Rostocker Professor Bußmann im Jahre 1736 durch eine Schrift de luctu poenitentium der Sache selbst zu schaden schien, fühlte er sich gedrungen, durch eine Schrift vom Bußkampf zu antworten. Als dann aber des Professors Bruder wieder gegen ihn schrieb, unterließ er weiteres Wortgefecht und hat seinen Mitarbeitern, besonders dem eifrigen Ehrenpfort, diesen Streit überlassen. Letzterer, von dem 1735 eine Predigt von der Taufe erschien, hat im Jahre darauf eine Schrift vom Geheimniß der Bekehrung eines Menschen zu Gott veröffentlicht. Auf die „Belehrung der Theolog. Facultät zu Rostock über sechs Fragen und irrige Lehrpunkte in Ehrenpfort's Schrift", verfaßte er 1738 eine 'abgenöthigte Beantwortung einer Antwort auf ein Responsum der Universität Leipzig' und endlich 1739 eine 'Kurtze Abfertigung der so betitelten Theolog. Schutz-Schrift, welche das Ministerium zu Güstrow ohnlängst ediret hat'.

Obwol Ehrenpfort, der auch sonst schriftstellerisch thätig war, am lebhaftesten an dem Kampfe mit der Feder theilnahm, so sind doch von den etwa sechzig für und gegen die Darguner herausgekommenen Schriften die wenigsten von ihnen selbst verfaßt. Sie erwarben sich im Lande mehr und mehr allgemeine Achtung und Frieden. Und als im Jahre 1756 ihre hohe Gönnerin, die Fürstin Augusta starb und Herzog Friedrich, ihr geistlicher Schüler, die Zügel der Herrschaft ergriff, hatte der Pietismus in Mecklenburg festen Boden gewonnen. Jac.

Schmidt wurde 1759 Präpositus in Gnoien, wo er am 5. März 1777 starb. Er ist der Stammvater einer Reihe tüchtiger im Mecklenburgischen segensreich wirkender Männer, besonders Juristen und Theologen, geworden. Ehrenpfort kam 1757 als Präpositus nach Sternberg, wo er am 1. December 1782, nachdem er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert, im 78. Lebensjahre verstarb. Am wichtigsten war Zachariae's im Jahre 1756 erfolgte Berufung als Superintendent und Oberprediger zu St. Georgii nach Parchim. Bürgermeister und Rath wünschten sich Glück zur Ankunft des Mannes, 'dem der Ruf ungefärbter Gottesfurcht, besonderer Leutseligkeit und erbaulichen Vortrags vorausging'. Am 11. November 1776 beging er bei rüstiger Körperkraft die Jubelfeier seiner 50jährigen Amtsführung. An der Schwelle des 85. Lebensjahres schied er aus der Zeitlichkeit. Z. war ein echter, hochachtbarer Vertreter des Hallischen Pietismus in der Gestalt, wie sie sein Lehrer Buddeus vertrat. Gleich bei seiner im Jahre 1724 erschienenen Erstlingsschrift tritt seine religiös-kirchliche Grundanschauung keimartig hervor. Er geht davon aus, daß die himmlische, jenseitige Seligkeit zwar sehr dem Grade, nicht aber ihrem Wesen nach von der diesseitigen verschieden sei. Da nun aber diese Seligkeit nicht von dem natürlichen Menschen, sondern erst durch dessen mittels des Glaubens bewirkte Neugeburt und Sinnesänderung empfunden werden kann, so muß diese Neugeburt erst überall, und zwar auf dem ordnungsmäßigen Heilswege durch Buße und Reue, bewirkt werden. Nicht durch die Taufe, durch die nur von Seiten Gottes der feste Bund mit dem Menschen begründet wird, nicht durch das mündliche Beichtbekenntniß, zu Kirche- und Abendmahl-Gehen wird diese völlige Sinnesänderung, das Durchdringen bis zu Christo, erreicht, sondern durch ernste andauernde Buße. Ist aber diese Umwandlung und Neugeburt erreicht, so bedarf es zwar steter Wachsamkeit, täglicher Erneuerung und immerwährenden Wachsthums bis zu den Pforten der Ewigkeit, aber die Sünde hat doch ihre Herrschaft verloren, die Seele hat sich ihrer Knechtschaft entrungen. Der rechtschaffene Prediger weiß, daß er noch stumpfe neben erweckten, ringenden und bereits umgewandelten Hörern vor sich hat und muß auch auf diese verschiedenen Stufen des geistlichen Lebens Rücksicht nehmen, die Berufung und die Predigt ergeht aber an alle. Das heilige Abendmahl wird auch von denen, die Reue empfinden, als Gnadenmittel genossen. Den besonderen Bedürfnissen der Erweckten dienen die Privaterbauungen. Z. hält aufs gewissenhafteste nicht nur am Worte heiliger Schrift, er zeigt eine große Vertrautheit mit den Schriften Luther's, auf dessen Zeugnisse er sich vielfach bezieht. Aufs sorgfältigste vermeidet er jede Abweichung vom evangelisch-lutherischen Bekenntnisse. Wenn die Rede ging, Z. treibe den Bußkampf noch stärker, als seine Mitarbeiter in Dargun, so konnte er der Wahrheit gemäß bezeugen, daß er hierin nicht von der Richtschnur heiliger Schrift und der Bekenntnisse sich entferne. Wol erinnert er daran, daß die Lüste, wenn wir ihnen beharrlich fröhnen, unsere Henker in der Hölle sein werden und warnt ernstlich davor, sich mit Rührungen zu begnügen, die uns nur als heilsames Mittel zum Hindurchdringen bis zur Erneuerung des Herzens dienen können, aber niemals verweilt er bei den Bildern des Schreckens. Umgekehrt redet er den Hörern öfters zu, sie möchten ihm sein ernstes Bußwort nicht verargen, er wolle ihnen nicht gern wehe thun, es sei aber seine Gewissenspflicht und geschehe um ihres Heils willen. Auch redet er mit gleich rückhaltslosem Ernste dem erlauchten Herrn und Gönner wie dem ärmsten Gemeindegliede ins Gewissen. Ueberblicken wir die meisten von ihm gedruckt, vereinzelt auch handschriftlich erhaltenen Zeugnisse, so preist er weit häufiger das in Christo erschienene Gute und ladet die Hörer zu dessen Genuß ein, als er von dem Schrecken und Fluch der Sünde und des Unglaubens redet.

So geschieht es auch in den sieben von ihm erhaltenen geistlichen Liedern, die sich theils in der 1752 erschienenen Neuen Sammlung geistlicher Lieder, theils als Anhänge zu Predigten niedergelegt finden. In eigenthümlicher Weise hat er zum Begräbniß des frommen Wernigeröde'schen Kanzlers Schumann von Lobenthal den Heilsweg eines evangelischen Christen in Versen dargelegt. Nicht nur unmittelbar durch Predigt und Seelsorge, sowie durch seinen Briefwechsel, sondern auch durch zahlreiche Schriften hat Z. einen weitreichenden Einfluß geübt. Außer den schon gelegentlich erwähnten, sind es allermeist Predigten. Diese sind alle auf besonderes Ersuchen und Verlangen seiner dankbaren und eifrigen Hörer der Oeffentlichkeit übergeben. Sie erlebten theilweise mehrere Auflagen und waren, da Z. selbst nicht daran gedacht hatte, sie aufzuheben, so schnell vergriffen, daß, als sein Sohn Gotth. Traugott sie 1761 im ersten Theile der erbaulichen Schriften des Vaters sammeln wollte, manche nicht mehr herbeizuschaffen waren. Er hat auch als inniger Freund von Steinmetz in Magdeburg Abhandlungen von dem Verhalten eines Lehrers in Absicht auf die heil. Taufe, den Vortrag der Lehre, die Schlüssel des Himmelreichs und über die Führung des geistlichen Amts und die Verwaltung der Sacramente in dessen Sammlung der theologia pastoralis practica, Bd. III, IV, VI und IX erscheinen lassen, von denen wenigstens die letztere in Bd. IX Magdeburg 1752 unter seinem Namen gedruckt ist. Von der eben erwähnten Ausgabe seiner Schriften ist nur der erste Theil erschienen. Der zweite, der Abhandlungen enthalten sollte, welche zum Theil besonders gedruckt, theils in die theologia practica von Steinmetz eingerückt waren, ist nicht erschienen, doch wurden seine Beyträge zu der Steinmetz'schen Sammlung nebst 2 Predigten in Rostock 1745 gedruckt.

Der lebendige Mittelpunkt von Zachariae's Wirksamkeit war seine gesalbte würdevolle Persönlichkeit und sein musterhaftes Familienleben. Von den Kindern, die mit inniger Liebe und Verehrung an dem Vater hingen, gehörte sein Sohn August Ernst Friedrich, der am 15. October 1746 starb, zu den besonders früh erweckten und vollendeten Seelen, wie sie der Pietismus öfter zeitigte. Zachariae's äußere Erscheinung führt ein Kupferstich (Brustbild) vor dem 1. (einzigen) Theile seiner erbaulichen Schriften vor Augen. Ganz im Geiste des Vaters wirkte sein Sohn Gotthilf Traugott (s. o. S. 617) als Professor in Bützow, Göttingen und Kiel. Nur ein Sohn Friedr. Gottlob Siegfried, der eine Zeit lang neben dem Vater als Pastor zu St. Marien in Parchim wirkte, überlebte denselben.

Hauptquellen sind neben Zachariae's und seiner Mitarbeiter eigenen Schriften der von Zachariae, Liekefett, Jac. Schmidt, Rudolph mit dem gräfl. Hause Stolberg-Wernigerode geführte Briefwechsel, auch die Bestellungsacten im F. H.-Arch. zu Wernigerode, ferner J. J. Moser, Beyträge zu einem Lexico ꝛc. 1740/41 S. 174—197 u. Suppl. Wie Moser besonders auf Walch fußt, so auch die ziemlich ausführl. Darstellung im großen Zedlerschen Univ.-Lex. LX, Sp. 1008—1013 (1749). — Acta historico-ecclesiastica IV, S. 314—334, 483—497. Weimar 1740 — (Heinsius) Kurze Fragen a. d. Kirchen-Historia d. N. Testam. 2. Forts. S. 500—535. Jena 1744. — Cleemann, Repertor. universale. Parchim 1809, S. 12 u. f. f. — Heinrich Wilhelmi, Augusta, Prinzessin v. Mecklenb.-Güstrow u. d. Dargun'schen Pietisten im 48. Jg. d. Jahrbücher d. Ver. f. Meckl. Gesch. u. Alt. 1883, S. 89—284. — Vgl. auch A. Ritschl, Gesch. d. Pietismus 2, S. 459—462. Ed. Jacobs.

Zachariae: Karl Salomo Z., am 14. September 1769 in Meißen als der erste Sohn eines geachteten Advocaten und Patrimonialgerichtsdirectors geboren, besuchte vom 15. Jahre ab die Fürstenschule zu St. Afra, welche er Ostern 1787 verließ, um sich auf der Universität Leipzig unter der Leitung seines Oheims, des Professors Klausing, zuerst zwei Jahre lang philosophischen,

philologischen, geschichtlichen und mathematischen, sodann juristischen Studien unter Biener, Erhard, Haubold, Siegmann, Schott, Sammet zu widmen. Seine Lieblingsschriftsteller waren damals und blieben es sein Leben lang: Kant und Tacitus. Freundschaftlichen Umgang pflegte er hauptsächlich mit den nachmaligen Professoren Clodius, dem Mediciner Heinroth und dem Philologen Gottfried Hermann. Ostern 1792 begleitete er als Hofmeister einen Grafen zur Lippe auf die Universität Wittenberg, wo er seine Studien eifrig fortsetzte und hauptsächlich mit v. Hardenberg (Novalis), Kühn und Winkler (Theodor Hell) verkehrte. Nach Ablauf seiner Stellung habilitirte er sich 1794 daselbst und versuchte seine Kraft sowol in philosophischen wie in juristischen Vorlesungen über verschiedene Theile der Rechtswissenschaft, um so das Fach zu suchen, für das er am tauglichsten wäre. 1795 promovirte er, 1798 wurde er zum außerordentlichen, 1802 zum ordentlichen Professor der Jurisprudenz und damit zugleich zum Beisitzer des Schöppenstuhls, sowie des Landgerichts zu Lübben ernannt. Trotz der vielen praktischen Arbeiten, welche er als solcher zu bewältigen hatte, entfaltete er hier eine sehr reiche litterarische Thätigkeit, die mit den Jahren mehr und mehr wuchs und den unermüdlich fleißigen Mann die Feder erst wenige Tage vor seinem Tode aus der Hand legen ließ. 1806 erhielt der talentvolle Lehrer und Schriftsteller auf Empfehlung des damaligen Prorectors der Universität Heidelberg, Thibaut, einen Ruf mit dem Titel als Hofrath an die damals neuauflebende berühmte Stätte der Wissenschaft und siedelte Ostern 1807 dorthin über. Das altsächsische, durch einen öden Bureaukratismus, durch feudale wie absolutistische Fesseln gleichzeitig beschränkte Wesen, dem er selbst, ein treuer Sohn seines engeren Vaterlandes, verfallen war, streifte er dort um so eher ab, als die schillernde Mannigfaltigkeit seiner Natur in dem Charakter der sorglosen, beweglichen und für neue Ideen überaus empfänglichen Alemannen und in dem frischen, ungebundeneren geistigen Leben der Universität verwandte Saiten fand. In Baden, dem künstlichsten und buntest zusammengewürfelten Staatengebilde der Napoleonischen Zeit, war und wurde alles modern, Volk wie Staat, Verfassung wie Gesetzgebung und Verwaltung. Die Trennung der Stände war weniger scharf als in Norddeutschland, religiöse Duldung einfach ein Gebot der politischen Klugheit; denn die Bevölkerung bildete ein buntes Gemisch von Katholiken, Reformirten, Protestanten. Baden wurde unter dem Einfluß der linksrheinischen Aufklärung die Heimath des politischen wie des religiösen Liberalismus, aber keine der süddeutschen Landschaften war auch so gut deutsch gesinnt wie Baden. Die Universität Heidelberg wurde damals von Studenten aus allen deutschen Gauen besucht; denn in allen Facultäten gab es Capacitäten ersten Ranges. Deshalb mußte Z. jetzt seinen Blick auf das für ganz Deutschland Brauchbare oder Anziehende richten und andrerseits hatte er mit bedeutenden Mitarbeitern, wie Gambsjäger, Heise, Klüber, Kübel, Martin, Thibaut, Wedekind, später noch Mittermaier, Rau, Roßhirt zu rechnen. Die neuen Verhältnisse regten Z. mächtig an. Baden hatte soeben ein neues bürgerliches Gesetzbuch erhalten, den Code Napoléon. Nach nur einjähriger Thätigkeit an der Universität veröffentlichte Z. schon 1808 sein „Handbuch des französischen Civilrechts“ und warf sich sodann auf das Feld, für welches er seine besondere Begabung entdeckt hatte, auf die Staatswissenschaften, denen er nun bis ans Ende seines Lebens treu blieb. 1816 erhielt er einen Ruf nach Göttingen, 1829 einen solchen nach Leipzig unter den glänzendsten Bedingungen, er schlug sie beide aus, ebenso eine hohe Stelle im badischen Staatsdienste; denn er tauge, meinte er selbst, am besten zum Professor. Als man 1817 an die Aufhebung der Universität Heidelberg dachte, trat er als Prorector durch die Schrift: „Für die Erhaltung der Universität Heidelberg. Im Namen der Lehrer der

Universität ausgearbeitet", in überzeugender Weise für den Fortbestand derselben ein. Nachdem Baden 1818 eine constitutionelle Verfassung erhalten hatte, wurde Z. 1820 an Thibaut's Stelle, der sein Mandat freiwillig niedergelegt hatte, für die Universität als Mitglied der ersten Kammer gewählt. Im Landtage von 1822 zum Secretair derselben ernannt, übte er als Mitglied verschiedener Commissionen einen bedeutenden politischen Einfluß aus. Im Gegensatze zu denen seines radicalen Freiburger Collegen, des warmherzigen Doctrinärs v. Rotteck waren seine politischen Anschauungen und seine gesellschaftlichen Sympathieen den Prärogativen der Krone und den Sonderrechten des Adels sehr günstig und wenig verfassungsfreundlich, obwol er im Principe ein Anhänger und Verfechter des constitutionellen Staatswesens war und in liberal-reformatorischem Sinne sogar für gewisse Errungenschaften der neueren Staatslehre eintrat, wie für mündliches und öffentliches Gerichtsverfahren, Schwurgerichte, Gewerbefreiheit, Freiheit in wirthschaftlichen Dingen. Gleichwol wurde er im Landtage von 1822 der Stimmführer der Aristokraten in der ersten Kammer, nachdem er den unvergessenen Ausspruch gethan, „daß Beförderung des hemmenden Princips recht eigentlich der Zweck der ersten Kammer sei und daß nur dadurch die Gefahren könnten beschworen werden, womit das bewegliche Princip der zweiten Kammer das Gemeinwesen bedrohe", und eiferte gegen die Abschaffung der Herrenfrohnden, des Neubruchzehntens und anderer Ueberbleibsel der mittelalterlichen Hörigkeit und für die Wiedereinführung der Censur, trotzdem daß durch die Verfassung die Preßfreiheit gewährleistet worden war. Als Mitglied der Commission für eine neue Gesetzgebung vollendete er 1824 den Entwurf eines milden Strafgesetzbuches, der 1826 in etwas veränderter Form unter dem Titel: „Strafgesetzbuch. Entwurf. Mit einer Darstellung der Grundlagen des Entwurfs, Heidelberg", erschien, und entwarf auch eine neue Redaction des badischen Landrechts. Als die Reaction alle Hebel in Bewegung setzte, um die Verfassung aus den Angeln zu heben, empfahl er in mehreren Gutachten eine Aenderung derselben im Sinne einer wesentlichen Einschränkung der Rechte der Stände, ja er wies sogar die Rechtmäßigkeit des geplanten Staatsstreiches nach, da die Verfassung mehrfach der Bundesacte widerspräche. 1825 wurde Z. vom Landwahlbezirke Heidelberg zum Mitgliede der zweiten Kammer gewählt, in ihr wurde er erster Vicepräsident und Mitglied der Direction der Gesetzgebungscommission. In dieser an und für sich schon loyalen Kammer war der allen demokratischen Velleitäten abgeneigte Z. oft noch loyaler als die Regierung selbst und trat häufig als geistreicher und witziger Redner hervor. Wegen seiner Verdienste um die Stärkung der Regierungsgewalt ernannte ihn deshalb der Großherzog Ludwig zum geheimen Rathe (1818 geh. Hofrath). Im Landtage von 1828 griff er wenig mehr ein. 1829 zog er sich ganz vom politischen Leben zurück, er wollte nicht mehr mit rathen und thaten, als dem parlamentarischen Liberalismus die Segel schwellten und Siege über Siege sich an seine Fahnen hefteten. Von da ab blieb sein Wahlspruch: bene vixit, qui bene latuit. Um so energischer und rastloser vertiefte er sich nun in seine staatswissenschaftlichen Studien. Seine Collegien erfreuten sich infolge seines klaren, fesselnden und geistreichen Vortrags immer größeren Beifalls. Im Laufe seines Lebens hat Z. in Heidelberg über alle Theile des philosophischen Rechts, über das öffentliche Recht und zwar über das Staatsrecht des Rheinbundes, Völkerrecht, deutsches Staatsrecht, die badische Verfassung, das Staatsrecht der constitutionellen Monarchie, über das katholische und protestantische Kirchenrecht, das Lehnrecht, das Criminalrecht und den Proceß, das französische Civil- und Criminalrecht gelesen, in der späteren Zeit beschränkte er sich mehr auf die staatsrechtlichen Disciplinen. Sowol durch seine vielbesuchten Vorlesungen wie durch seine Thätigkeit als viel angegangener Con-

sulent in staatsrechtlichen Fragen (denn die glänzende und scharfe Dialektik Zachariae's konnte alles beweisen, was sie wollte) gelangte Z. zu großem Reichthum, mit dem er größere Liegenschaften, unter anderen die Besitzung Lingenthal, erwarb. Nach letzterer wurde er 1842 für sich und seine männliche eheliche Descendenz nach dem Rechte der Erstgeburt in den Adelstand erhoben. Der Vorwurf der Geldgier ist ihm wohl mit Unrecht gemacht worden, der Besitz des Geldes war ihm nämlich nicht Selbstzweck, sondern nur insofern wünschenswerth, als er ihm Unabhängigkeit und Freiheit verlieh, ebenso der der Charakterlosigkeit, den er wol nur der ungemeinen Beweglichkeit seiner Natur zu danken hat. Nach kurzer Krankheit starb er am 27. März 1843. Durch seinen Tod verlor Heidelberg, ja ganz Deutschland einen großen Rechtsgelehrten, einen vielbewährten genialen Lehrer, einen gründlichen wissenschaftlichen Forscher und einen unermüdlich thätigen Schriftsteller. Seine Schriften zeichnen sich durch einen bestrickenden und glatten Stil, durch formvollendete Darstellung, durch scharfe juristische Logik, durch erstaunliche Wissenstiefe, durch überquellenden Ideenreichthum und Geist aus. Es giebt beinahe kein Fach der Rechtswissenschaft, in dem Z. nicht bewandert gewesen wäre. Im französischen Civilrechte war er die erste Autorität, im Staatsrechte eine der ersten Koryphäen seiner Zeit, er erforscht die letzten Gründe von Staat und Kirche und das Verhältnis der beiden zu einander, er behandelt die philosophischen Grundlagen aller Theile des Rechts, er erläutert vielfach positive Gesetzgebungen und systematisirt sie, er bereichert das Strafrecht, das Kirchenrecht, das Lehnrecht mit neuen Gedanken, er verfaßt verschiedene wichtige Gesetzentwürfe, er schreibt über Beredtsamkeit, Vertheidigungs- und Auslegekunst, er redigirt mit anderen hervorragende Fachzeitschriften, er verfaßt eine große Anzahl von kleineren Aufsätzen, Kritiken, Rechtsgutachten, er stellt geschichtliche, ja sogar nationalökonomische Untersuchungen an, in allem, er war einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Wissenschaft und seiner Zeit. Ein Verzeichniß seiner Schriften (Biogr. und jurist. Nachlaß S. 63—77) umfaßt 148 Nummern, abgesehen von 11 noch nach seinem Tode herausgegebenen Abhandlungen, von einer Anzahl ungedruckter Schriften, von Anzeigen, von gegen 50 größeren Rechtsgutachten. Die wichtigsten, nach den verschiedenen Gebieten geordnet, mögen hier angeführt und kurz beleuchtet werden.

I. Z. betheiligte sich an der Herausgabe dreier Zeitschriften: mit Großmann an dem Journal für Philosophie (Leipzig 1797 ff.), mit Brauer an den Jahrbüchern der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft des Großherzogthums Baden (Heidelberg 1813, es erschien nur ein Band), mit Mittermaier an der Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes, worin er besonders die englischen Rechtsverhältnisse und ihre Litteratur bearbeitete (1829 ff.), endlich gab er allein heraus „Annalen der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft in den Ländern des Churfürsten von Sachsen" (Leipzig 1806 u. 1807). — II. Von seinen Werken über die Auslegungskunst, gerichtliche Beredsamkeit und Gesetzgebungswissenschaft sind folgende bemerkenswerth: 1. „Versuch einer allgemeinen Hermeneutik des Rechts" (Meißen 1805); 2. „Anleitung zur gerichtlichen Beredsamkeit" (Heidelberg 1810); 3. „Die Wissenschaft der Gesetzgebung. Als Einleitung zu einem allgemeinen Gesetzbuche" (Leipzig 1806, noch ganz von rationalistischen Gesichtspunkten beeinflußt). — III. Das philosophische Recht verdankt ihm: 1. „Anfangsgründe des philosophischen Privatrechts" (Leipzig 1804); 2. „Anfangsgründe des philosophischen Criminalrechts. Mit einem Anhange über die juristische Vertheidigungskunst" (Leipzig 1805, noch ganz auf Kantschem Standpunkte stehend); 3. „Die Einheit des Staats und der Kirche. Mit Rücksicht auf die Reichsverfassung" (1797, ohne Angabe des Verfassers und Druckortes), welcher Schrift 1798 ein Nachtrag folgte: „Ueber die evangelische Brüder-

gemeine"; 4. „Ueber die vollkommenste Staatsverfassung" (Leipzig 1800); 5. „Ueber die Erziehung des Menschengeschlechtes durch den Staat" (Leipzig 1802); 6. „Janus" (Leipzig 1802). Die Hauptgedanken der letzten vier durch eine mustergiltige formelle Darstellung, seltene Selbständigkeit und Kraft des Denkens sich auszeichnenden Werke, in denen drei Systeme, das hierarchische, das territoriale und das collegiale unterschieden werden, sind kurz folgende: Staat und Kirche, unabhängig von einander, müssen sich gegenseitig unterstützen. Der Staat nimmt eine schutzrichterliche Stellung ein, die nur bei entsprechendem Stande der Gesittung und des Rechtsbewußtseins des Volkes möglich ist; deshalb ist es die Pflicht des Staates, das Volk theils mittelbar, theils unmittelbar durch alle seine Einrichtungen zu erziehen. — Die unter II und III angeführten Schriften fallen fast alle in die Zeit des Wittenberger Aufenthalts, ebenso seine wichtigste Schrift IV. über das sächsische Recht: „Handbuch des Chursächsischen Lehnrechts" (Leipzig 1796), 2. Aufl. von Weiße und v. Langenn 1823 unter dem Titel: „Handbuch des k. sächsischen Lehnrechts" (auf lange hinaus das Hauptwerk über diesen schwierigen Gegenstand), während die übrigen meist der Heidelberger Periode angehören. — V. Epochemachend war das „Handbuch des französischen Civilrechts" (2 Bände, Heidelberg 1808, 4. Aufl. in 4 Bänden 1837, 8. Aufl. von C. Crome, Freiburg 1894), die erste deutsche und erste wirklich wissenschaftliche Systematisirung dieses Rechts vermittelst der Anwendung der durchgebildeten Methode der deutschen Rechtsgelehrsamkeit und, obgleich in der kurzen Frist eines Jahres ausgearbeitet, durch die Ordnung und Kunst der Darstellung das Muster eines Handbuchs, voll eindringenden Scharfsinns, durchsichtiger Klarheit und bewundernswerther Reichhaltigkeit trotz aller Kürze, ja das beste systematische Werk über das bürgerliche Recht der Franzosen überhaupt und als solches auch in allen Ländern dieses Rechts anerkannt und deshalb auch mehrfach in die betreffenden Sprachen übersetzt. — VI. Ueber das positive deutsche Staatsrecht handeln: 1. „Geist der deutschen Territorialverfassung" (Leipzig 1800, gehört zu dem Besten, was darüber geschrieben worden ist); 2. „Geist der neusten deutschen Reichsverfassung" (in Woltmann's Zeitschrift 1804, I, 34—66); 3. „Jus publicum civitatum, quae Foederi Rhenano adscriptae sunt" (Heidelberg 1808); 4. „Das Staatsrecht der Rheinischen Bundesstaaten und das Rheinische Bundesrecht" (Heidelberg 1810). 3 und 4 sind die besten juristischen Werke, die über den Bund erschienen sind, aber ohne tieferes patriotisches Gefühl, zu sehr dem Interesse der damaligen Machthaber dienend. — VII. Die Schriften über das Staatsrecht des classischen Alterthums zeigen Z. als einen der ersten und geistvollsten Kenner desselben. 1. „Staatswissenschaftliche Betrachtungen über Ciceros wiedergefundenes Werk vom Staate" (Heidelberg 1823); 2. „L. Cornelius Sulla, genannt der Glückliche, als Ordner des römischen Freistaates" (Heidelberg 1834); ersteres eine Vergleichung des antiken mit dem modernen Staate und eine Apologie für die constitutionelle Staatsverfassung mit aristokratischer Auffassung, „eine Perle der deutschen Litteratur", die zweite eine Vertheidigung der aristokratischen Ideen Sulla's von tiefer historischer Auffassung. — VIII. Staatswirtschaft, theoretische Staatskunst, Publicistik. 1. „Abhandlungen aus dem Gebiete der Staatswirtschaftslehre" (Heidelberg 1835, darin die treffliche Abhandlung: Wirtschaftspolitik oder das Büchlein vom Reichwerden); 2. „Entwurf zu dem Grundvertrage des durch den Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 verheißenen deutschen Bundes" (Heidelberg 1814, noch ungenügender als der später auf dem Wiener Congreß beschlossene und den Rechten des Volkes wenig freundlich); 3. „Ueber Europas Zukunft" (in der Krit. Zeitschr. 1834. IV, 305—377 und als Sonderabdruck; prophezeit dem juste milieu die Herrschaft); 4. „Ueber den gegenwärtigen politischen Zu-

stand der Schweiz“ (ebenda VI, 1—60 und als Sonderabdruck; der Kantönligeist, nicht die Einheit sein Ideal). — IX. Dasjenige Gebiet, auf welchem Z. allgemein anerkannter Meister war, war das allgemeine Staatsrecht. Sein Hauptwerk sind die „Vierzig Bücher vom Staate“ (5 Bde., Heidelberg 1820—32, 2. Aufl. in 7 Bdn. 1839—43 und zwar: I. Buch 1—6: Vorschule der Staatswissenschaft; II. 7—14: Allgemeine politische Naturlehre; III. 15—19: Verfassungslehre; IV—VII: Regierungslehre, und zwar 20—26 innere Seite, 27—30: Völkerrecht, 31—35: Erziehung, Staatsdienst, 36—40: Wirthschaft). Seine Theorie des Staatsrechts ist kurz folgende: Der Staat ist nicht aus einem Vertrage (Rousseau-Kant), sondern aus einer Rechtspflicht, aus dem Rechtsgesetze entstanden. Er entsteht mit der Begründung der untheilbaren Machtvollkommenheit (Souveränetät). Diese ist ihm die Idee des Absoluten (Hobbes), angewendet auf das Recht einer bestimmten Person, und der Herrscher, die Incarnation des Rechtsgesetzes, ist der Urquell alles Rechts, der Herr des Volkes und des Landes, der Staat ist das göttliche All. Neben dieser pantheistischen Anschauung läuft eine theistische bei ihm einher, nach welcher die Machtvollkommenheit mittels göttlichen Rechts erworben werden kann, ja sogar die Begründung derselben nach menschlichem Rechte, („die Macht ist die conditio sine qua non, aber nicht ein titulus imperii“), die Rechtmäßigkeit der Herrschaft wird durch den Willen des Volkes, d. h. die Mehrheit der Staatsbürger bestimmt. Der Zweck des Staates ist ein erziehlicher. Die Unterthanen haben das Recht der Selbstverwaltung, soweit sie dies selbst auszuüben imstande sind, die Behörden eine gewisse Selbstständigkeit. In der allgemeinen politischen Naturlehre widmet er seit Bodin zum ersten Male wieder der physischen Anthropologie größere Aufmerksamkeit und weist auf die verschiedene politische Begabung und die nationalen Einwirkungen der einzelnen Rassen hin, ferner sucht er den Zusammenhang der psychologischen Kräfte der menschlichen Natur mit dem Staate nachzuweisen und endlich stellt er überaus geistreiche Betrachtungen über die Staaten- und Völkergeschichte an. In der Verfassungslehre werden die verschiedenen Verfassungsformen eingehend erörtert. Die Erbmonarchie, als eine natürliche Verfassung, ist ihm die beste aller Staatsformen, und zwar die constitutionelle, als eine Verbindung von Einzelherrschaft und Volksherrschaft. Der Hauptwerth der letzteren aber liegt darin, daß die besten Männer an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten kommen, und diesen vindicirt er, ganz in machiavellistischem Sinne, im Interesse des öffentlichen Wohls den Gebrauch jedes Mittels, ausgenommen des physischen Zwangs. Seine Auffassung in Bezug auf die drei Gewalten deckt sich mit der Montesquieu's: Das Volk beschließt, der Fürst vollzieht. Die Krone hat nur ein Vetorecht. — Dies Buch war das Lieblingswerk Zachariae's, sein wissenschaftliches und politisches Testament, die Summe der Erfahrung und des Wissens eines der arbeitsreichsten Leben. Was Machiavelli für die Italiener, Montesquieu für die Franzosen, das wollte Z. für die Deutschen sein; doch fehlt ihm der tiefe Patriotismus und die classische Ruhe des ersteren, dem letzteren ist er ebenbürtig an Scharfsinn und Geist, Reife des Urtheils und Kunst der Darstellung, er übertrifft ihn sogar durch einen ungeheueren Reichthum an Wissen auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens. Zu vermissen ist aber in dem großen Werke die strenge logische und einheitliche Consequenz der Durchführung, häufig muß das frühere Wissen der späteren besseren im Laufe der Arbeit errungenen Einsicht weichen und so finden sich vielfach verblüffende Widersprüche in seinem im strengsten Sinne des Wortes eigentlich nicht vorhandenen Systeme. Daß ihm aber deswegen das lebendige Bewußtsein von der Größe seiner Aufgabe gefehlt und er in der Forschung mehr ein angenehmes Spiel des Geistes als eine Bemühung im Dienste der Mitmenschen erblickt hätte, er, der treu, zuverlässig, uneigennützig,

aufopferungsfähig im höchsten Maße sein konnte, dieser Vorwurf ist wol viel zu scharf. Ursprünglich stand Z. auf dem Boden der Philosophie von Kant und Reinhard, aber er ist allmählich Eklektiker und Opportunist geworden und geht seine eigenen Wege. Seine Anschauung ist bald pantheistisch, bald theistisch, bald mittelalterlich, bald modern, bald absolutistisch, bald aristokratisch, bald demokratisch. So steht er fast als eine geistreiche Sphinx vor uns und daraus, wie aus dem Umstande, daß sein Staatsideal die repräsentative Erbmonarchie mit einigen aristokratischen und absolutistischen Zuthaten und einigen demokratischen Abstrichen zugleich das politische Ideal seiner gährenden Zeit war, erklärt sich auch der große Erfolg des noch heute lesenswerthen merkwürdigen Werkes bei allen Parteien, deren keiner er in ausgesprochenem Maße huldigt, und bei den Systematikern des Staatsrechts, für die es eine wahre Fundgrube anregender Gedanken ist.

Bluntschli, Gesch. des allgem. Staatsrechts u. der Polit. München 1864, S. 596—605. — Derselbe, Deutsches Staatswörterb. Artikel: Z. v. L. — Brocher, Karl Salomo Zachariae, sa vie et ses œuvres, in der Revue hist. de droit franç. et étrang. Tome XIV, p. 433—477; XV, 295—347, 430—489. — Holtzendorff, Rechtslexikon. Artikel: Z. v. L. — v. Mohl, Gesch. u. Lit. der Staatswiss., I, 131—133; II, 512—528. Erlangen 1856. — Neuer Nekrolog der Deutsch. Jahrgang XXI, 245. — J. Orsier, Z., sa vie et ses travaux. Paris 1869. — v. Weech, Bad. Biographien, II, 524—532. Heidelberg 1875. — v. Weech, Gesch. der Bad. Verfass., S. 121—130. — K. E. Zachariä von Lingenthal, Biographischer und jurist. Nachlaß von Dr. K. S. Z. v. L. Stuttgart 1843. (Darin die reizend geschriebene Selbstbiographie bis 1823.) — Nekrolog für K. S. Zachariä von Lingenthal, Jahrb. der Litterat. 1844. Dazu Intelligenzblatt, Nr. 1 vom Jan. u. Febr. 1844, S. VI—X in der „Chronik der Universität Heidelberg“.

William Fischer.

Zachariae: Theodor Maximilian Z., der jüngere Bruder des berühmten Staatsrechtslehrers Karl Salomo Z., geboren am 30. August 1781 zu Meißen, besuchte von 1795—1801 die Fürstenschule zu Pforta. Von da ab studirte er in Leipzig. Der Sitte der Zeit gemäß suchte er sich zuerst eine umfassendere allgemeine Bildung anzueignen und widmete sich zwei Jahre lang philologischen, philosophischen, geschichtlichen und mathematischen Studien. In der Rechtswissenschaft waren Biener, Stockmann, Haubold, Weiße, Arndt, Erhard seine Lehrer. 1805 promovirte er zum Dr. phil. und ließ die Schrift: „Universalia quaedam de possessione principia e jure humano collecta“ (Leipzig) erscheinen. 1807 habilitirte er sich in Wittenberg, wo ihm sein Bruder, der um diese Zeit nach Heidelberg übersiedelte, den Boden für seine Thätigkeit ebnete. Schon 1810 wurde er als Professor nach Königsberg, 1811 nach Breslau, endlich 1821 nach Marburg berufen. Zwei Jahre nachher aber, Anfang des Jahres 1823, entzog ihm die hessische Regierung auf polizeilichem Wege die venia legendi, weil er den maßgebenden Persönlichkeiten durch seine Lehrthätigkeit und seine politischen Anschauungen mißliebig und unbequem geworden war. Man erklärte ihn, weil man sich scheute, den Weg des Rechtes zu beschreiten, pro mente capto und entließ ihn kurzer Hand aus dem öffentlichen Dienste; trotzdem aber verständigte man sich, um unliebsames Aufsehen zu vermeiden, mit ihm dahin, daß man ihm eine jährliche Pension zubilligte, und so mußte es scheinen, als ob er seine Stellung freiwillig aufgegeben hätte. Infolge des ihm angethanen Unrechtes für immer ein gebrochener Mann verließ er Marburg und begab sich nach Leipzig, wo er bis zu seinem Tode als Privatmann in wenig beneidenswerthen Verhältnissen lebte. Abgesehen von kleineren Abhandlungen in Zeitschriften war er

seitdem litterarisch wenig mehr thätig, da er seine Zeit um seines Unterhalts willen praktischeren Zwecken dienstbar machen mußte. Nur noch einmal trat er und zwar auf politischem Gebiete in die Oeffentlichkeit mit seinem: „Sendschreiben an S. Excellenz den Herrn Staatsminister von Könneritz gerichtet, das öffentliche Verfahren vor dem Staatsgerichtshofe des Königreichs Sachsen betr." (Leipzig 1837). Er starb am 22. Juli 1847 in Leipzig. Die Hauptdomäne seines Wirkens als Lehrer wie als Schriftsteller war das römische Recht, doch zog er auch andere Theile der Rechtswissenschaft in das Bereich seiner Vorlesungen und Forschungen, so die Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, das deutsche Privat- und Staatsrecht, Erbrecht und Lehnrecht, das philosophische Recht. Seine Schriften über das römische Recht, von denen einige von Werth und Bedeutung sind, sind folgende: „De rebus mancipi et nec mancipi conjecturae", Pars I, II (Lipsiae 1807); „Institutionum historiae juris Romani lineamenta", Pars I (Wittenberg 1808); „Ueber die Wissenschaft einer inneren Geschichte des römischen Privatrechts" (Breslau 1812); „Versuch einer Geschichte des römischen Rechts" (Hannover und Leipzig 1814); „Die Lehre vom Besitz und von der Verjährung nach römischem Rechte" (Breslau 1816); „Institutionen des römischen Rechts" (Breslau 1816); „Geschichte der Testamente und die Lehre von der Enterbung nach römischem Rechte" (Breslau 1816); „Allgemeiner Abriß des Pandektensystems für Vorlesungen" (Marburg 1822); „Neue Revision der Theorie des römischen Rechts vom Besitz mit besonderer Rücksicht auf von Savigny: Recht des Besitzes" (Marburg 1824). Außerdem hat er noch folgende Werke verfaßt: „Lehrbuch eines civilistischen Cursus. I. Theil: Philosophische Rechtslehre" (Leipzig 1810); „Kurzer Abriß des Wechselrechts" (Breslau 1818); „Politische Betrachtungen über den Volksunterricht" (Breslau 1818); „Philosophische Rechtslehre oder Naturrecht und Staatslehre" (Breslau 1820, 2. Auflage 1825).

N. Nekrol. d. Dtsch. 25. Jhrg., S. 941. — Panegyricus magistrorum Lipsiensium 1805. — Handschriftl. vorhandene Briefe. William Fischer.

Zachariae: Karl Eduard Z. von Lingenthal, geboren zu Heidelberg am 24. December 1812 als einziger Sohn des berühmten Staatsrechtslehrers Karl Salomo Z., besuchte kurze Zeit das Gymnasium seiner Vaterstadt, sodann die Fürstenschule zu St. Afra in Meißen. Von Ostern 1829 studirte er ein halbes Jahr in Leipzig, sodann bis Ostern 1832 in Heidelberg, endlich ein Jahr in Berlin und noch ein Jahr in Heidelberg und zwar zuerst nach dem Vorbilde seines Vaters hauptsächlich Philosophie, Geschichte, Philologie, Mathematik, sowie auch neuere Sprachen, sodann die Rechtswissenschaft, in welcher besonders Thibaut, Mittermaier, Roßhirt, sein Vater, v. Savigny, Homeyer, Rudorff und Biener seine Lehrer waren, eine wahre Kette von Koryphäen in ihrer Wissenschaft. Seine große Vorliebe für alles Griechische, die er schon in St. Afra gefaßt, führte ihn von selbst auf das tiefere Studium des griechisch-römischen Rechts und schon dem jungen Studenten ging ohne äußeres Zuthun die Bedeutung desselben für die Kritik des justinianischen Rechtes auf. Nachhaltigen Einfluß übten deshalb auf ihn v. Savigny und ganz besonders Biener aus, der ihn auch in das Studium griechischer juristischer Handschriften einweihte. Von nun ab war sein Lebenszweck entschieden. 1834 begab er sich nach bestandener Staats- und Facultätsprüfung, nachdem er schon 1832 als Student eine wissenschaftliche Reise nach Kopenhagen und Petersburg ausgeführt, zum Zwecke der Erforschung byzantinischer Handschriften nach Paris, wo er seine Erstlingsschrift: „Fragmenta versionis Graecae legum Rotharis Langobardorum regis. Ex codice Paris. graec. 1834" (Heidelberg 1835) ausarbeitete, und 1835 nach Brüssel, London, Oxford, Dublin, Edinburg und Cambridge. Dann arbeitete er ein

halbes Jahr als Rechtspraktikant bei dem Landamte Heidelberg, habilitirte sich 1836 daselbst als Privatdocent, unternahm 1837—38 eine dritte wissenschaftliche Reise nach Wien, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Malta, Athen, Saloniki, nach dem Berge Athos, nach Constantinopel, Trapezunt, wurde 1841 Mitglied des Spruchcollegiums und 1842 außerordentlicher Professor. Er hielt Vorlesungen über Encyklopädie und Methodologie des Rechts, Geschichte und Institutionen des römischen Rechts, Geschichte des römischen Rechts im Abendlande während des Mittelalters, Geschichte des griechisch-römischen Rechts, Kritik und Hermeneutik des römischen Rechts, Pandekten. Ein längerer Aufenthalt auf einem Landgute seines Vaters und die dort in ihm erwachende Liebe zur Landwirthschaft, ein gewisses Mißbehagen an seinen Erfolgen als Docent, die ihm nicht groß genug dünkten, sowie Reibereien, denen seine aristokratische Natur aus dem Wege gehen wollte, reiften in ihm 1845 den Entschluß, die Universitätslaufbahn aufzugeben, um unabhängig seinen Neigungen und der Landwirthschaft leben zu können. Da ihm die socialen und politischen Verhältnisse Norddeutschlands mehr zusagten als die des Südens, kaufte er das Rittergut Großkmehlen o. Th. bei Ortrand in der Provinz Sachsen, wo er von nun an bis zu seinem Tode am 3. Juni 1894 in den glücklichsten Verhältnissen und in ununterbrochener Schaffensfreudigkeit sein Leben zubrachte.

Die Thätigkeit des mit einer seltenen Arbeitskraft begabten Mannes erstreckte sich seitdem auch noch auf zwei andere Gebiete, die der Landwirthschaft und der Politik, in beiden hat er theoretisch wie praktisch gearbeitet. 1850 wurde er von seinem heimischen Kreise Liebenwerda in das Erfurter Parlament gewählt, wo er sich als ein eifriges Mitglied der Fraction Stahl, der nachmaligen Kreuzzeitungspartei, anschloß und infolge seiner juristischen Begabung an den gesetzgeberischen Arbeiten lebhaft theilnahm. Derselben Fraction blieb er auch als Mitglied des Abgeordnetenhauses 1852—55 und nochmals von 1866 an eine Reihe von Jahren treu. In dieser letzten Zeit entfaltete er einen besonders regen Eifer in Eisenbahnangelegenheiten und in der Gesetzgebungscommission. Er veröffentlichte nach dieser Richtung hin eine Anzahl von zum Theil anonym erschienenen politischen Flugschriften und die militärisch wie nationalökonomisch wichtige Verbindungsbahn Cottbus-Großenhain verdankt ihm hauptsächlich ihr Dasein. Von 1869—76 war er Director derselben und der Oberlausitzer Eisenbahn. Als praktischer wie als theoretischer Landwirth einen großen Ruf in seiner Provinz genießend und deshalb zu verschiedenen Ehrenämtern berufen, war er einer der ersten, welche die Wichtigkeit der Chemie für die Landwirthschaft erkannten und die Liebigschen Theorien und die Anschauungen seiner Freunde Reuning und Weinlig in die Praxis einführten. Seine landwirthschaftlichen Schriften zeigen von einer eindringenden ökonomischen wie nationalökonomischen Kenntniß, ja in der Abhandlung: „Ueber Grundrente und deren Ermittelung“ 1861 (Zeitschr. des landw. Centralver. für die Provinz Sachsen XVIII, 48 ff.) stellte er eine ganz neue Theorie derselben auf, die bisher noch viel zu wenig Beachtung gefunden hat. Durch die von ihm ins Werk gesetzte Regulirung des Fluß- und Inundationsgebietes der schwarzen Elster, die Cultivirung des Schradens, Förderung des Straßenbaues und Errichtung einer landwirthschaftlichen Versuchsstation, die dann nach Halle übersiedelte und mit einer landwirthschaftlichen Schule verbunden wurde, machte er sich um seinen Kreis noch besonders verdient. So oft und so sehr aber Z. durch alle diese Arbeiten und Aufgaben von seinen juristischen Studien abgezogen wurde, immer kehrte er zu diesen wieder zurück. Und auf diesem Gebiete, für das er, möchte man fast sagen, erst Weg und Steg und Methode gefunden hat, hat er eine unangefochtene, auf Menschenalter hinaus wirkende Meisterschaft erlangt.

Das Studium des griechisch-römischen oder byzantinischen Rechtes zerfällt in zwei Epochen. Cujacius und die an ihn sich knüpfende französische

Schule haben zuerst auf die Bedeutung dieses späteren Rechtes für das justinianische Recht hingewiesen. In Deutschland entstand durch O. W. Reitz, die beiden Brüder Heimbach, besonders aber durch F. A. Biener eine neue Schule. Der Letztere wandte die Ideen und Principien v. Savigny's auf das byzantinische Recht an. Z. war ein unmittelbarer Schüler beider, sie übten auf ihn mehr als sein Vater einen maßgebenden Einfluß aus, besonders Biener. Der Zweck seines Lebens war entschieden und zwei Menschenalter hindurch hat er demselben mit bewundernswerthem Fleiße und hingebender Selbstlosigkeit, ein beinahe einsamer Wanderer in dem byzantinischen Urwalde, gedient. Mit klarem Bewußtsein verfolgte er vom Beginne seiner Laufbahn an folgende Ziele: I. die in den Bibliotheken des Occidents wie Orients vorhandenen byzantinischen Rechtsquellen festzustellen und die bis dahin ungedruckten mit gelehrten Abhandlungen und sachlichen wie kritischen Commentaren zu veröffentlichen; II. von den bisher oft in ungenügender Weise veröffentlichten Quellen neue nach den Principien der neueren philologischen Kritik bearbeitete Ausgaben zu veranstalten und ihre Entstehung und ihr Verhältniß zu anderen darzulegen; III. die litteraturgeschichtlich wie sachlich so gut wie unerforschte Geschichte des byzantinischen Rechts zu schreiben; IV. den wissenschaftlichen Gewinn dieser Arbeiten für die Kritik des justinianischen Rechts zu verwerthen. Einige sechzig größere und kleinere Werke und Abhandlungen hat er nach dieser Richtung hin veröffentlicht, juristische und sonstige wissenschaftliche Schriften überhaupt im ganzen 76, darunter einige für das specielle römische Recht bedeutende, wie: „Ueber die sogen. irregulären Personalservituten". Archiv für civil. Praxis XXVII, 1—36; „Die prohibitoria actio, eine Eigenthumsklage". Zeitschr. für gesch. Rechtswiss. XII, 258—288; „Ueber die Unterscheidung zwischen servitutes rusticae und urbanae" (Heidelberg 1844); „Die vom Kaiser Anastasius für die Libya Pentapolis erlassenen Formae." Monatsber. der Akad. der Wiss. zu Berlin. Philos.-hist. Cl. 1879, S. 134—169; „Zur Lehre von der laesio enormis". Zeitschr. der Savigny-Stift. IV. Rom. Abth. 49—60; „De actionibus. Ein Ueberbleibsel antejustinianischer Jurisprudenz", ebenda XIV. Rom. Abth. 88—97, und die beiden an seinen Beobachtungen auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft reichen Bücher: „Reise in den Orient in den Jahren 1837 und 1838" (Heidelberg 1840); „Ein Winter in Griechenland 1879/80" (Leipzig 1881, anonym). Daneben existiren von ihm einige sechzig Anzeigen und Besprechungen, darunter die berühmte Kritik des Werkes von Mortreuil: „Histoire du droit Byzantin etc." (Richter und Schneider: Krit. Jahrb. für deutsch. Rechtswiss. VIII, 794—828. 1083—1087. XI, 581—638), und die des Werkes von C. G. E. Heimbach: Basilicorum libri LX (ebenda VI, 481—509), endlich gegen 15 ökonomische und nationalökonomische Abhandlungen sowie einige anonyme politische Flugschriften.

Die hauptsächlichsten der erstmaligen Editionen sind: 1. „ὁ πρόχειρος νόμος. Imperatorum Basilii Constantini et Leonis Prochiron" (Heidelberg 1837); 2. „Ἀνέκδοτον. Lib. XVIII tit. I. Basilicorum cum scholiis antiqu." (ebenda 1842); 3. „Ἀνέκδοτα etc." (Leipzig 1843); 4. „Supplementum editionis Basilic. Heimbachianae lib. XV—XVIII Basilic. cum schol. antiqu. integros nec non lib. XIX Basilic. novis auxiliis restitutum continens" (ebenda 1846); 5. „Collectio librorum juris Graeco-Romani ineditorum. Eclogam Leonis et Constantini, Epanagogen Basilii, Leonis et Alexandri continens" (ebenda 1852); 6. „Jus Graeco-Romanum. Pars I: Practica ex actis Eusthatii Romani (ebenda 1856); Pars IV: Ecloga privata aucta. Ecloga ad Prochiron mutata et Epanagoge aucta (1865); VI: Prochiron auctum (1870); VII: Epitomae legum tit. XXIV et sequentes" (1884; über die anderen Theile vgl. weiter unten). Das Jus Graeco-Romanum ist die beste und vollständigste Sammlung von

byzantinischen Rechtsquellen und der Novellen von Justinus II. bis 1453. Da die Kritik der justinianischen Rechtsbücher hauptsächlich auf den byzantinischen Rechtsquellen beruht, so ist dieselbe durch dieses Werk Zachariä's in erster Linie, abgesehen von noch anderen weiter unten zu erwähnenden Schriften, und zwar auf eine vorzügliche Weise gefördert worden. Die Folgerungen, die sich aus diesen wie anderen seiner Forschungen ergaben, zog er meist selbst, sie kamen seiner Ausgabe der justinianischen Novellen zu Gute und einem neunbändigen noch ungedruckten Werke (in den Händen des Prof. C. Ferrini in Mailand befindlich), das die Reconstruction der verschiedenen Commentare über die Digesten zum Gegenstande hat. — Unter die sub II fallenden Schriften gehören besonders: 1. „αἱ ῥοπαὶ oder die Schrift über die Zeitabschnitte usw." (Heidelberg 1836); 2. „Jus Graeco-Romanum. Pars II: Synopsis minor et Ecloga legum in Epitome expositarum (1856); III: Novellae constitutiones Imperatorum post Justinianum (1857); V: Synopsis Basilicorum" (1869); 3. „Michaelis Attaliotae *ποίημα νομικόν*. In *Σγοῦτα: Θέμις. Τὸ Η. σελ* 47 ff.; 4. „Imper. Justiniani novellae quae vocantur sive constitutiones quae extra codicem supersunt ordine chronologico digestae", Partes II (Leipzig 1881), wozu noch gehören: „Appendix ad edit. nov. Justin. ord. chronol. digest." (1884) und „De dioecesi Aegyptiaca lex ab imp. Just. a. 554 lata. Appendix altera etc." (1891; dies ist die erste wissenschaftlich wirklich befriedigende Ausgabe der Novellen mit ausgezeichneten kritischen Noten und sachlichen Erklärungen); 5. „Wissenschaft und Recht für das Heer vom 6.—10. Jahrhundert" (Byz. Zeitschr. III, 457 ff., worin unter anderem eine kritische Ausgabe des *νόμος στρατιωτικός*).

Die Geschichte des byzantinischen Rechts hat Z. mit zwei epochemachenden Werken bereichert, das erste ist die „Historiae juris Graeco-Romani delineatio, cum appendice ineditorum" (Heidelberg 1839), obwol nur ein Grundriß, doch durchaus Grund legend. Es ist die erste wissenschaftliche Darstellung der äußeren Geschichte des byzantinischen Rechts. Das Werk des Franzosen Mortreuil über denselben Gegenstand (vgl. oben) ist nur eine breitere Ausführung der Ideen und Forschungen Zachariä's und Z. hat in einer glänzenden buchförmigen Recension dasselbe vielfach berichtigt; nicht minder steht Heimbach: Griechisch-römisches Recht im Mittelalter und in der Neuzeit, in Ersch u. Gruber: Allg. Encykl. d. Wissenschaften u. Künste (Band 86 u. 87) auf Zachariä's Schultern. Das zweite Werk behandelt die innere Geschichte des byzantinischen Rechts. Es erschien zuerst unter dem Titel: „Innere Geschichte des griechisch-römischen Rechts. I. Personenrecht; II. Erbrecht; III. Die Geschichte des Sachenrechts und Obligationenrechts" (Leipzig 1856); sodann in 3. Auflage unter dem Titel: „Geschichte des griechisch-römischen Rechts" (1892; Inhalt: Personenrecht, Erbrecht, Sachenrecht, Obligationenrecht, Strafrecht, Proceß). Auch hier ist Z. bahnbrechend und schöpferisch geworden, bis auf ihn war dies Feld vollständig unbebaut gewesen. Es ist formell wie materiell ein Meisterwerk. Das byzantinische Recht wird in demselben als eine Fortentwicklung des justinianischen Rechtes aufgefaßt und diese Entwicklung bis auf die neueste Zeit hin verfolgt. Infolgedessen treten die Mängel des justinianischen Privatrechts klarer hervor, so daß auf Grund dieser fein und klar durchgeführten historisch-genetischen Methode ein richtigeres Urtheil über dasselbe gewonnen wird. Gleichzeitig beleuchtet das Werk auch einige bisher dunkel gebliebene Partien der wirthschaftlichen und agrarischen Verhältnisse des byzantinischen Reiches in durchaus neuer und eigenartiger Weise.

Zu IV sind besonders zu erwähnen: 1. „Interpretationen aus den Schriften der Justinianischen Juristen" (Zeitschr. für gesch. Rechtswiss. XIV, 95 ff.); 2. „Die griech. Scholien der rescribirt. Handschrift des Cod. in der Bibliothek des Domcapitels zu Verona" (ebenda XV, 90 ff.); 3. „Ueber die

griechischen Bearbeitungen des Just. Cod." (Zeitschr. für Rechtsgesch. X, 48 ff.); 4. „Die Meinungsverschiedenheiten unter den Just. Juristen" (Zeitschr. der Savigny-Stift. VI, Rom. Abth. 1 ff.); 5. „Von den griechischen Bearbeitungen des Cod." (Ebenda VIII, 1 ff.); 6. „Aus und zu den Quellen des römischen Rechts" (ebenda VIII, X, XII, XIII, XV, eine Reihe von 50 kleineren und größeren Abhandlungen, welche hauptsächlich aus den Bruchstücken der justinianischen Juristen und aus den Basiliken eine ganze Reihe von Zweifeln, zu denen verschiedene Stellen der Digesten Anlaß geben, zu lösen versuchen). — Endlich beschäftigte sich Z. in eingehender Weise noch mit der Entstehung und der Kritik der Basiliken und des kanonischen Rechts. In ersterer Beziehung hat ihm die Wissenschaft, abgesehen von den oben erwähnten Ausgaben zu den Basiliken, folgende größere Abhandlungen zu danken: 1. „Beiträge zur Kritik und Restitution der Basiliken" (Mém. de l'Acad. des Sciences de St. Pétersbourg. VII. Série tome XXIII, No. 6); 2. „Ueber eine lateinische Uebersetzung von Buch 53 der Basiliken" (im Originaltexte bekanntlich nicht mehr vorhanden; Monatsber. der Akad. der Wiss. zu Berlin, philol.-philos. Classe, 1881, 13 ff.); 3. „Paralipomena ad Basilica" (Leipzig 1893); in letzterer: 1. „Die griech. Nomokanones" (Mém. de l'Acad. des Sc. de St. Pétersbourg. VII. Série tome XXIII, No. 7); 2. „Die Handbücher des geistlichen Rechts aus den Zeiten des niedergehenden byzantinischen Reiches und der türkischen Herrschaft" (ebenda tome XXVIII, No. 7); 3. „Ueber den Verfasser und die Quellen des (Pseudo-Photianischen) Nomokanon in XIV Titeln" (ebenda tome XXXII, No. 16); 4. „Ueber die Quellen des sogen. Photianischen Nomokanon" (Athen 1879); 5. „Die Synopsis Canonum. Ein Beitrag zur Geschichte der Quellen des kanonischen Rechts der griechischen Kirche" (Monatsber. der Akad. der Wiss. zu Berlin 1887, philol.-hist. Classe, Nr. LIII).

C. Ferrini, C. E. Zachariae von Lingenthal. Rivista Italiana per le Scienze giuridiche. XVIII, fascic. I. — W. Fischer, K. E. Zachariä von Lingenthal. Byz. Zeitschr. III, 645 ff. — Derselbe, Verzeichniß der wissenschaftlichen Schriften K. E. Z. von Lingenthals. Zeitschr. für Rechtsgeschichte XVI. Rom. Abth. 320 ff. Ebenda XVII, Rom. Abth. 332 ff. — Derselbe, Zachariä von Lingenthal. Bursians Jahresbericht über die Fortschritte der klass. Alterthumswiss. Nekrologe. 1898, S. 14—48. William Fischer.

Zachau: Friedrich Wilhelm Z. wurde am 19. November 1663 in Leipzig geboren, wo sein Vater Stadtpfeifer war. Unter den Augen des Vaters, der später nach Eilenburg übersiedelte, erlernte Z. „nebst Abwartung der Schule, sowohl die Organisten- als Stadt-Pfeiffer-Kunst ex fundamento". Auf diese Weise muß sich Z. in jungen Jahren tüchtige praktische Fertigkeiten erworben haben, da ihm bereits 1684 das Organistenamt an der Liebfrauenkirche in Halle übertragen wurde. Von seiner 28jährigen Wirksamkeit in diesem Amte wissen wir nur blutwenig. Seit dem 24. October 1693 verheirathet, konnte Z. als Meister Lehrlinge annehmen. Als einer der ältesten Schüler ist Händel bekannt, spätere Schüler waren J. Gotth. Ziegler, J. Gotth. Krieger, Gottfr. Kirchhoff. Vermuthen kann man noch, daß Z. vielleicht zu den „erfahrenen Musicis" gehörte, deren Hülfe Freylinghausen 1702/3 für sein Gesangbuch in Anspruch nahm. Das ist aber Alles. Z. starb am 14. August 1712, eine Wittwe und einen ungerathenen Sohn hinterlassend. — Als Musiker ist Z. namentlich früher vielfach überschätzt worden, wie es scheint, aus Respect davor, daß Händel nicht anders als lobend sich über Z. zu äußern pflegte. Die compositorischen Leistungen Zachau's werden aber dem gereiften Händel sicherlich am wenigsten Veranlassung gegeben haben, auf seines Lehrers guten Ruhm bedacht zu sein. Die erhaltenen Kirchencantaten Zachau's (kgl. Bibliothek Berlin und Privatbibliothek Dr. Chrysander's in Bergedorf) zeigen, daß er während seiner

kurzen Schaffensperiode als Kirchencomponist mit seinem Können und dem Streben seiner Zeit nie recht ins Klare gekommen ist. Zu großen Formen nimmt er wol hier und da den Ansatz; sie zerplatzen aber, bevor sie sich entwickeln. Weiterhin liebäugelt er gleich anderen seiner Zeitgenossen mit der theatralischen Musik; von der ernsten contrapunktischen Setzart sich abwendend, neigt er sich mehr einer angenehmen weltlichen Melodik zu. Seinen Orgelcompositionen nach (kgl. Bibl. Berlin: Ms. P. 407, acc. 4107, Ms. 22,541 — Königsberg Ms. 15 839. Der Verbleib der Werke, die A. G. Ritter besaß, ist unbekannt) gehört Z. dem Kreise von Musikern an, die, in Mitteldeutschland ansässig, Pachelbel's Anhang bildeten, ohne hinsichtlich der Form und des Ausdrucks der Choralbearbeitung diesen Meister zu erreichen. Den besten Eindruck macht Z. noch in einer Fantasie und in einem Präludium mit Fuge, in denen er sich, Pachelbel's Beispiel folgend, der älteren, mehrgliedrigen Canzonenform nähert. Z. kann jedoch „als Lehrer mancherlei Vorzüge besessen haben, die sich aus seiner Musik nicht herauslesen lassen". Seinen Mangel an fruchtbarer Originalität suchte er dadurch zu ergänzen, daß er einen ansehnlichen Vorrath von Compositionen älterer und neuerer Meister sammelte, um sie seinen Schülern als Muster vorzulegen. Wenn Händel später in seinen Werken musikalische Gedanken namentlich süddeutscher Componisten wieder aufleben ließ, die theilweise bereits vor einem Menschenalter zuerst ausgesprochen worden waren, so liegt die Annahme nahe, daß er die Bekanntschaft mit jenen gerade Z. zu verdanken hatte. Händel's Stärke in der Doppelfuge wird ebenfalls dadurch erklärlich; denn die älteren süddeutschen Meister betrieben gerade diese mit Vorliebe und Geschick. Nicht geringer als die müheloſe Erweiterung der Litteraturkenntniß ist die olympische Ruhe und Sicherheit des Generalbaßspieles zu veranschlagen, die Zachau's Unterricht seinen Schülern gewährte und durch die Händel bei seinem Hinausziehen in die Welt Staunen erregte. Gelegenheit, sich darin zu üben, hatte Händel genug, da er in Zachau's Stil massenhaft „schier unendliche Cantaten und lange lange Arien" producirte und zu leiten hatte.

Fr. Chrysander, G. F. Händel I, 21 ff. — C. v. Winterfeld, Ev. Kirchengesang III, XX u. 258. — A. G. Ritter, Z. Gesch. d. Orgelspiels I, 203. — Kümmerle, Encyklop. d. ev. Kirchenmusik. Neuausgaben einzelner Orgelstücke: Gesammtausgabe bei Körner, Erfurt (nur 1 Heft erschienen). — Körner's Orgelvirtuos (Nr. 133, 134, 256). — F. Commer, Sammlg. d. best. Meisterwerke f. d. Orgel. — Sammlung v. Präl., Fugen v. berühmten Meistern. Leipzig, Breitkopf & Härtel. — A. G. Ritter, Z. Gesch. d. Orgelsp. II, 228 ff.

Max Seiffert.

Zacher: Julius Z., Germanist, wurde als Sohn eines herrschaftlichen Försters am 15. Februar 1816 zu Obernigk im schlesischen Kreise Trebnitz geboren und wuchs bei den Großeltern in Karoschke auf. Von dem Pfarrer dieses Dorfes vorbereitet und von der Großmutter unterstützt, konnte er 1830 das Elisabethgymnasium zu Breslau beziehen, wo er sich in knappen Verhältnissen wacker bis zum Abiturientenexamen durchschlug. Von Ostern 1836 bis 1839 studirte er in Breslau zunächst Theologie, dann Philologie und bethätigte nebenher ein reges Interesse für die beschreibenden Naturwissenschaften, von dem später auch seine altdeutschen Studien öfter Zeugniß ablegen. In diese ward er durch Hoffmann von Fallersleben eingeführt, ohne indeß diesem Lehrer viel mehr als die erste Orientirung zu verdanken. Die Nebenbeschäftigung als Amanuensis bei der Universitätsbibliothek kam seinen Neigungen entgegen und förderte seine Belesenheit. In den Jahren 1839—42 bekleidete er eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen von Wylich und Lottum und bekam im Haag, wohin dieser als preußischer Gesandter versetzt ward, bequeme Gelegenheit zur

Beschäftigung mit den dortigen Handschriften, woraus dann seine ersten Veröffentlichungen in Band 1 und 2 der Haupt'schen Zeitschrift und gleichzeitig die frühesten Anregungen zu den lebenslang gepflegten Alexanderstudien erwuchsen. Nach Aufgabe dieser Stellung wandte er sich nach Berlin, trat den Brüdern Grimm, Lachmann und Homeyer nahe und ergänzte in zäher Arbeit sein vielfach durch äußere Noth gehemmtes Breslauer Universitätsstudium. Er promovirte in Halle (1844) mit einer ungedruckt gebliebenen Dissertation zur Alexandersage und bestand bald darauf in Berlin das philologische Staatsexamen. Der Plan einer kritischen Bearbeitung der mlat. und mhd. Denkmäler der Alexandersage gewann festere Gestalt. 1847 erhielt Z. eine provisorische Custodenstelle an der Hallischen Universitätsbibliothek und übernahm gleichzeitig das Secretariat des Thüringisch-sächsischen Vereins zur Erforschung der vaterländischen Alterthümer, den er sammt seiner Zeitschrift (den „Neuen Mittheilungen" u. s. w.) zu neuem Leben erweckt hat. Während eines längeren Urlaubs, den Lachmann für ihn vom Minister erwirkte, katalogisirte er in Alt-Geltow 1848 einen großen Theil der Meusebach'schen Bibliothek. Seine Schrift „Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Charakteristik der Meusebachschen Bibliothek" (1852) ist eine litterarische Frucht dieser Zeit: sie gibt Proben einer kritischen Bibliographie der deutschen Nationallitteratur, wie sie sich Z. namentlich auf Grund der Meusebach'schen Bücherschätze aufgebaut dachte. Nachdem verschiedene Aussichten zum Eintritt in die akademische Laufbahn sich zerschlagen hatten, habilitirte sich Z. 1853 in Halle: mit einer latein. Habilitationsschrift, deren erweiterte Ausführung in deutscher Sprache wir in der „sprachwissenschaftlichen Untersuchung": „Ueber das gothische Alphabet Vulfila's und das Runenalphabet" (1855) besitzen; sie zeigt mehr die Schwächen von Zacher's Ausrüstung und Befähigung und war in der Hauptthese, daß Wulfila seinem Alphabet die Runen zu Grunde gelegt habe, gründlich verfehlt. Dagegen sind treffliche Zeugnisse seiner reichen und selbständigen Gelehrsamkeit und seiner saubern, stets durch Akribie ausgezeichneten Arbeitsweise seine Beiträge zur Ersch und Gruber'schen Encyklopädie, besonders zu den Buchstaben F und G (1848—1862), aus denen wir die umfangreiche Monographie über ‚Germanien, Germanen' (Bd. 61, Sp. 211a—388b) besonders herausheben. 1856 wurde Z. 40jährig außerordentlicher Professor, 1857 erhielt er endlich seine definitive Anstellung als Custos. 1859 kam er dann als Oberbibliothekar nach Königsberg und übernahm das neubegründete Ordinariat für deutsche Philologie. Die Arbeit des Doppelamtes und das Klima setzten indessen seinem schwächlichen Körper so stark zu, daß er die ersehnte Rückversetzung als Ordinarius nach Halle im Herbst 1863 jubelnd begrüßte. Hier hat er dann, auf das Lehramt beschränkt, und mit reicherer Muße für die gelehrte Thätigkeit, bis zu seinem Tode am 23. März 1887 gewirkt. Von größeren Plänen eigener Arbeit brachte er freilich in diesen 24 Jahren nur noch den ersten Theil seiner Alexanderforschungen zum Abschluß: „Pseudocallisthenes. Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Aufzeichnungen der Alexandersage" und dazu im gleichen Jahre 1867 als Festschrift die Ausgabe der Epitome des Julius Valerius.

Was Z. sonst noch an Aufsätzen, Recensionen und kleineren Mittheilungen zum Drucke gebracht hat, zeigt zwar die Vielseitigkeit seiner Studieninteressen, die sich nur allzuleicht auf Seitenpfade verloren, gibt aber doch kein Bild von der Lebensarbeit des allezeit rührigen und treufleißigen Gelehrten, der in der Hingabe an seinen Lehrberuf und an seine Schüler, in der freudigen Anerkennung jedes Verdienstes, in der uneigennützigen Förderung von Freunden und Fremden seines Gleichen suchte. Obwol er mitten drin gestanden hatte im Nibelungen-

streit und in der treuen Verehrung Lachmann's keinem nachstand, hat er sich die Sachlichkeit seines Urtheils niemals trüben lassen. Wo er in den Vordergrund trat, geschah es aus eminent sachlichen Interessen heraus. So hat er der Reform der Rechtschreibung, der Revision der Lutherbibel, der Weiterführung des Grimm'schen Wörterbuches, der Herderausgabe Suphan's seine energische Fürsprache und jeweilig seinen kundigen Beirath geliehen. Für die Germanistische Handbibliothek, die er ins Leben rief und die seit 1869, leider nicht so rasch und so complet wie er es wünschte, herauskam, und für die „Zeitschrift für deutsche Philologie", deren erstes Heft, von ihm und Ernst Höpfner als Redacteuren eingeführt, im Sommer 1868 erschien, war er unermüdlich thätig. Und wenn es ihm auch nicht gelang, die zeitlebens betonte Verbindung der deutschen Philologie mit der Schule zu erreichen, die er eben in dieser Zeitschrift und durch sie anstrebte, sein Programm verdient unsere Achtung, und mit dem Stabe von Gelehrten, der sich in den ersten Jahrgängen um Z. sammelte, durfte er sich sehen lassen. Lange freilich hat er das vornehme Niveau der ersten Jahrgänge nicht festzuhalten vermocht und die nothwendige Kritik besonders gegenüber den Arbeiten seiner Schüler später oft aus den Augen gelassen.

Zacher's Gelehrsamkeit umspannte das gesammte Gebiet der deutschen Philologie: mit Einschluß der neuern Litteratur und bis tief in die Alterthümer der Kunst und des Privatlebens hinein. Seine wissenschaftliche Befähigung aber war engbegrenzt. Eine weitverzeigte Ueberlieferung aufzusuchen, zu sichten und sauber geordnet für die litterarhistorische Forschung bereit zu stellen, wie im ‚Pseudocallisthenes' — das war seine Sache. In solchen Arbeiten bewährt sich die strenge Gewissenhaftigkeit und die Selbstzucht dieser durch und durch sittlichen Natur. Für litterarhistorische Arbeit in höherem Sinne aber fehlte ihm vor allem die Fähigkeit, das Charakteristische und die Individualität zu erfassen: in dieser Beziehung sagt genug sein Verhältniß zu Wolfram von Eschenbach, den er ein Menschenalter hindurch in den Kreis seiner Lieblingsstudien schloß und gleichwol bis an sein Lebensende für nicht viel mehr als einen lobenswerthen Ueberſetzer hielt. Dazu kommt eine, durch Ad. Kuhn geweckte, verhängnißvolle Neigung für vergleichende Mythologie und Mythenspeculation, die ihn dazu führte, im Hintergrunde des Parzival (natürlich Kyots) eine Art verritterlichtes Thierepos und dahinter wieder theriomorphe Göttermythen zu erblicken. Die Interpretation übte er als Kunst und mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit, gab aber hier wie sonst seiner Vorliebe für Etymologien nach, denen keine lebendige Anschauung des Sprachlebens zu Grunde liegt. — Das Beste seines Andenkens bewahren nicht die Annalen unserer wissenschaftlichen Litteratur, sondern seine Schüler, durch die er einmal den Zusammenhang mit der classischen Philologie stets aufrecht erhielt und andererseits anregend und befruchtend auch auf die Nachbargebiete der mittelalterlichen Forschung hinüberwirkte.

K. Weinhold i. d. Zeitschr. f. d. Phil. 20, 385—426, wo auch S. 426 bis 429 ein nahezu vollständ. Verzeichniß aller Arbeiten Zacher's gegeben ist.

Edward Schröder.

Zader: Johann Z., Geistlicher und Localchronist, geboren am 19. October 1612 in Zeitz, † am 17. März 1685 in Naumburg a. d. Saale. Er besuchte das Stiftsgymnasium in Zeitz und studirte seit 1631 in Leipzig Philosophie und Theologie. Im J. 1639 folgte Z., der sich in Leipzig habilitiren wollte, einem Ruf in seine Heimath als Rector des Stiftsgymnasiums und wurde 1640 dort eingeführt. Aber schon 1641 gab er die Lehrthätigkeit auf und übernahm das Diakonat der Michaeliskirche in Zeitz, 1647 das gleiche Amt an der (eingegangenen) Nicolaikirche daselbst. Von da siedelte er 1655 in das benachbarte

Naumburg über, wo er bis zu seinem Tode als Domprediger wirkte. Seine Grabschrift hatte er sich einige Jahre vor seinem Ende selbst aufgesetzt. Der historische Sinn, der sich in den beiden alten Bischofsstädten Zeitz und Naumburg stets lebendig erhalten hat, bethätigte sich auch in Z. und veranlaßte ihn zum Studium der heimischen Geschichte. So entstand in ihm der Plan, eine Naumburg-Zeitzer Chronik zu verfassen. Außer den gedruckten Hülfsmitteln benutzte Z. auch die handschriftlichen Quellen. In Zeitz, wo er sein Lebenswerk begann, konnte er das Rathsarchiv, die Stiftsbibliothek und das Archiv der Stiftsregierung für seine Zwecke excerpiren, in Naumburg das Archiv des Domcapitels sowie die Sammlungen des 1655 gestorbenen Othmarspfarrers Johann Läuffer (jetzt in der königl. Bibliothek zu Dresden) und des Stiftssyndikus Eylenburg (jetzt zum Theil in der Ponickau'schen Bibliothek zu Halle). Auch Kaspar Sagittarius unterstützte ihn bei seinem Vorhaben. Das „Chronicon Numburgo-Cizense“ von Z., ein außerordentlich umfängliches Werk, ist in deutscher Sprache aber recht schwerfälligem Stil abgefaßt. Die Benutzung der Quellen verräth Sorgfalt, Treue und Fleiß, zu einer rechten Verarbeitung des Stoffes aber ist Z. nicht gekommen, sondern hat in der Hauptsache eine große Materialiensammlung geschaffen. Daß er auch vieles minder Wichtige aufgenommen hat, muß seiner Liebe zur Heimath zugute gerechnet werden. Für die Ausbreitung der Reformation im Stiftsgebiete, für die Geschichte Julius Pflug's und für den 30jährigen Krieg bildet Zader's Chronik eine werthvolle Quelle. Ein Druck derselben ist nie zu Stande gekommen, obgleich sich Z. darum bemühte. Das Concept von Zader's Hand, das durch viele Correcturen und eingelegte Zettel sehr unübersichtlich ist, liegt als starker Folioband in der Stadtbibliothek zu Naumburg. Eine für den Druck bestimmte Reinschrift, die aber gegenüber dem Concept eine Verkürzung und Ueberarbeitung bedeutet, wird in der Stiftsbibliothek zu Zeitz aufbewahrt. Von beiden Fassungen gibt es in verschiedenen Bibliotheken Abschriften, die theilweise wieder abweichend redigirt sind.

B. G. Struve, Bibliotheca Saxonica, S. 649 ff. — Weinart, Versuch e. Litt. d. sächs. Gesch. I, 277 ff. — Schamelius, Numburgum litteratum I, 93 ff. — C. Chr. Grubner, Historische Nachrichten v. d. Geschichtschreibern d. Städte Naumburg und Zeitz, S. 22 ff. — J. P. Ch. Philipp, Gesch. des Stifts Naumburg-Zeitz, S. 41 ff. — C. P. Lepsius, Gesch. der Bischöfe des Hochstifts Naumburg, S. XIV ff. — Kletke, Quellenkunde der Gesch. des preuß. Staats I, 339 ff. — P. Mitzschke, Naumburger Inschriften, S. 155 f. — L. Rothe, Historische Nachrichten der Stadt Zeitz I, 389 ff.

Mitzschke.

Zahlhas: Johann Baptist Ritter von Z., genannt Neufeld, Dichter und Schauspieler, wurde in Wien im J. 1787 geboren, wo sein Vater als k. k. Regierungsrath lebte. Er wandte sich frühzeitig dem Theater zu und begann seine schauspielerische Laufbahn am Wiener Hoftheater. Im J. 1817 erhielt er ein Engagement in Leipzig und spielte hier unter dem Namen Neufeld Intriguanten-, Charakter- und Väterrollen. Im J. 1821 kam er an das Hoftheater in München, von wo er nach Bremen übersiedelte, um die Direction des dortigen Theaters zu übernehmen. Von 1825 bis 1827 war er am Dresdner Hoftheater als Schauspieler thätig, dann wandte er sich nach Darmstadt, zog sich aber schon im J. 1832 von der Bühne zurück und lebte hierauf an verschiedenen Orten, bis er im J. 1842 die Direction des Hoftheaters in Sondershausen übernahm. Nachdem er auch dieses Amt niedergelegt hatte, verlegte er seinen Wohnsitz nach Lucka bei Altenburg. Im hohen Alter siedelte er nach seiner Vaterstadt Wien über, wo er im J. 1870 gestorben sein soll.

Z. hat sich weniger durch seine schauspielerischen Leistungen, als durch seine Leistungen als Bühnenschriftsteller bekannt gemacht. Seine erste litterarische Arbeit war eine Bearbeitung der Gries'schen Uebersetzung von Calderon's „Das Leben ein Traum" für die Bühne (1818). Dann schrieb er mehrere historische Trauer- und Lustspiele, unter denen wir nur das Lustspiel: „Ludwig der Vierzehnte und sein Hof" (Leipzig 1846) anführen wollen, weil es in der Liste seiner Werke in den gewöhnlichen litterarischen Handbüchern, z. B. bei Goedeke fehlt.

Vgl. Biograph. Taschenbuch deutscher Bühnen-Künstler u. Künstlerinnen. Hsg. von L. v. Alvensleben. Leipzig 1836. I, 65—68. — Jos. Kehrein, Die dramat. Poesie d. Deutschen. Leipzig 1840. II, 273, 274. — Ders., Biograph. Lexikon d. kathol. deutschen Dichter, Volks- u. Jugendschriftsteller im 19. Jahrh. Zürich, Stuttgart u. Würzburg 1868—1871. II, 276. — E. Kneschke, Zur Gesch. d. Theaters und d. Musik in Leipzig. Leipzig 1864. S. 87. — Franz Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon. Eichstädt u. Stuttgart 1877. II, 529, 530. — K. Goedeke, Grundriß z. G. d. d. D. Dresden 1881. III, 899, 1403. — Wurzbach LIX, 88, 89. — C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818—1837. Wien 1889. (Register unter Neufeld.)

H. A. Lier.

Zahlhas: Karl Ritter von Z., genannt Neubruck, wurde im J. 1795 zu Wien als der jüngere Bruder Johann Baptist Zahlhas' (s. o.) geboren. Er sollte nach dem Wunsche seines Vaters Kaufmann werden und führte diesen Plan auch längere Jahre durch bis die Neigung zum Theater in ihm so mächtig wurde, daß er sich an Bäuerle wandte und in dessen Stück: „Der Haupttreffer in der Güterlotterie" in der Episodenrolle des Tintenrührers am Leopoldstädter Theater in Wien debutirte. Der Erfolg war glänzend und veranlaßte Bäuerle, Z. ein Engagement in Raab zu verschaffen. Da der Director des dortigen Theaters bald seine Zahlungen einstellte, kehrte Z. nach Wien zurück, wo er von dem Director Huber für seine Bühne in der Josephstadt angeworben wurde und eine Zeit lang mit Ferdinand Raimund zusammenwirkte. Von Wien aus ließ sich Z. nach Kaschau engagiren, wo er auch in Opernrollen auftrat. Nach einem kurzen Aufenthalt in Linz, wandte sich Z. wieder nach Wien und fand hier am Theater an der Wien dauernde Stellung. Während der Jahre 1818 bis 1824 war er unter dem Namen Neubruck der beliebteste Wiener Localkomiker, der durch seine trockene Komik und besonders durch seinen Gesang Stürme von Beifall und Lachen erzeugte. Bei einem Gastspiel in Pesth erkrankte er und wurde nach seiner Rückkehr nach Wien am 24. October 1824 einseitig gelähmt und dadurch an der weiteren Ausübung seines Berufes für immer behindert. Er siedelte zunächst nach Eisenstadt über und kaufte sich später in Oedenburg an, wo er hochbetagt am 3. December 1872 starb.

Vgl. Wurzbach LIX, 89—91. — C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818—1837. Wien 1889. (Register unter Neubruck.)

H. A. Lier.

Zahn: Albert v. Z., Kunstgelehrter, geboren am 10. April 1836 in Leipzig, † in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1873 in Marienbad, beabsichtigte ursprünglich sich dem Künstlerberufe zu widmen und bezog 1854, nachdem er bis dahin die Leipziger Nicolaischule besucht hatte, die Akademie der Künste in Dresden; er hatte jedoch kaum erst angefangen, die Kunst der Malerei selbständig in seiner Vaterstadt auszuüben, als er seine ursprüngliche Berufswahl aufgab und in der Kunstwissenschaft das Fach erkannte, auf das ihn seine besondere Begabung hinwies. Während einiger Zeit, auch noch, nachdem er 1860 die Stelle des Custos an dem neubegründeten städtischen Museum in Leipzig erhalten hatte, war er nun in der bekannten Weigel'schen Kunsthandlung als

wissenschaftlicher Gehülfe thätig. Später erweiterte er sein Arbeitsfeld nach zwei Seiten: dadurch, daß er sich 1866 an der Universität als Privatdocent habilitirte, und dadurch, daß er eine Vorbildersammlung für Kunstgewerbe ins Leben rief. Letztere Sammlung, ein Werk, das ebenso sehr aus seiner besonderen Geistesrichtung und seiner werkthätigen Initiative hervorgegangen war, wie es durch ein stark hervorgetretenes Zeitbedürfniß gefordert wurde, war nach jahrelangem Mühen eben der Oeffentlichkeit übergeben worden, als er im J. 1868 als Director des großherzoglichen Museums nach Weimar berufen wurde. Aber auch hier war seine Wirksamkeit von nur kurzer Dauer, weil sich ihm eine neue vielversprechende Laufbahn dadurch eröffnete, daß er 1870 zum vortragenden Rathe in der Generaldirection der königlichen Sammlungen für Wissenschaften und Künste in Dresden ernannt wurde. Wie glücklich auch hier seine amtliche Thätigkeit sich entfaltete, läßt sich daraus entnehmen, daß ihm 1873 kurz vor seinem unerwarteten und vorzeitigen Tode neben seinem Hauptamte die Stelle eines Directors einer von ihm selbst begründeten königlichen Schule für Modelliren, Ornament- und Musterzeichnen übertragen worden war. — Auf dem litterarischen Gebiete hat er sich u. a. durch eine von ihm herausgegebene Zeitschrift „Jahrbücher für Kunstwissenschaft“ (6 Jahrgänge, Leipzig 1868—1873), die während ihres Bestehens die vorzüglichsten Vertreter des kunstwissenschaftlichen Fachs zu ihren Mitarbeitern zählte, bekannt gemacht. Unter seinen eigenen, von ihm der Oeffentlichkeit übergebenen Arbeiten dürften diejenigen, die sich auf Albrecht Dürer und die beiden Holbein'schen Madonnen in Darmstadt und Dresden beziehen, seine Neubearbeitung des Burckhardt'schen „Cicerone“ und sein „Musterbuch für häusliche Kunstarbeiten“ die wichtigsten und verdienstlichsten sein.

Moriz Thausing, Nachruf an A. v. Z., in den Jahrbüchern für Kunstwissenschaft 6. Jahrg. S. 217—228. — C. in der Zeitschrift für bildende Kunst, Beibl., VIII. Jahrg. Nr. 44 v. 15. Aug. 1873, Sp. 697—703.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Zahn: Christian Jacob Z. wurde zu Alt-Hengstett im württembg. Oberamte Calw am 12. Septbr. 1765 als Sohn des dortigen Pfarrers Johann Christian, eines Sohnes des aus Calw gebürtigen Kaufmanns Johann Georg Z. in Schleiz im Voigtlande geboren. Die Mutter Susanne Sophie Horn war eine Enkelin von Johann Jacob Doertenbach. Schon 1772 verlor er seinen Vater und siedelte mit der Mutter nach Calw über. Anfangs erhielt er den Unterricht vom ehemaligen Vicar seines Vaters. Die Angabe, daß er darauf dem Hauslehrer mehrerer Calwer Familien, dem Magister Constantin Puchner anvertraut und diesem, als derselbe in Böblingen Präceptoratsvicar geworden war, dorthin gefolgt sei, ist dahin zu berichtigen, daß Puchner schon vor Zahn's Geburt, am 11. August 1752 Präceptor in Böblingen geworden ist.

1779 trat Z. als Hospes in das Kloster Bebenhausen ein und bezog im Herbst 1783 die Universität Tübingen. Obgleich er am liebsten Medicin studirt hätte, mußte er ein halbes Jahr Theologie studiren. Seit dem Schluß dieses halben Jahres widmete er sich aber dem Studium der Rechtswissenschaft, hörte daneben Mathematik, Physik, Chemie und Anatomie. Auch trieb er eifrig Musik. 1787 endigte er seine Studien und disputirte am 7. November pro gradu doctoris. Seine Dissertation „de fictionibus juris“ fand allgemeinen Beifall. Er wurde nun unter die Kanzleiadvocaten in Stuttgart aufgenommen und widmete sich hierauf in Calw der Rechtspraxis. Ostern 1789 verband er sich jedoch mit J. F. Cotta in Tübingen zum Betrieb einer Buchhandlung, die zum Theil auch durch seine Mitwirkung berühmt wurde. Er war mit Goethe, Fichte und Körner im Redactionsausschuß der seit 1795 von Schiller herausgegebenen

Horen. Auch begründete er im September 1798 die Allgemeine Zeitung. Daneben componirte er zahlreiche Dichtungen Schiller's, so vor allem das Reiterlied aus Wallenstein „Wohlauf Kameraden“, ferner „Freude, schöner Götterfunken“. Nicht minder war er als juridischer Schriftsteller thätig und verfaßte z. B. den 3. Theil von Hofacker's principia juris.

1798 trat er aus Gesundheitsrücksichten seinen Antheil an der Buchhandlung an Cotta ab und schloß sich der Wollenmanufacturfirma Schill & Comp. an, welche die seit dem 5. Mai 1797 erloschene Calwer Compagnie fortsetzte. Seit 1809 war er betheiligt an der Saffianfabrik in Hirsau, Eigenthum seines Schwiegervaters, des Calwer Bürgermeisters J. F. Hassenmayer, und übernahm nach dessen Tode 1811 dieselbe allein.

Im J. 1815 wurde er beinahe einstimmig als Repräsentant des Oberamts Calw in den Landtag gewählt und gehörte der ersten, ständischen Versammlung bis 1817 an. Muthig trat er fürs „gute, alte Recht“ ein. 1819 wurde er wiedergewählt und war am 25. September unter den Bevollmächtigten, welche zu Ludwigsburg den neuen Verfassungsentwurf abschlossen und unterzeichneten. Von 1820 bis 1824 war er Vicepräsident der Kammer der Abgeordneten. 1829 legte er seine Stelle als Abgeordneter des Oberamtsbezirks nieder. Sein Schwiegersohn Johann Georg Doertenbach wurde zu seinem Nachfolger gewählt. Neben seiner Thätigkeit als Abgeordneter widmete er sich eifrig den Angelegenheiten der Stadt Calw. Er starb am 8. Juli 1830.

Neuer Nekrolog d. Deutschen, 1830, S. 555—568, wo ein Verzeichniß seiner Schriften. — Schwäb. Chronik 1830, S. 701—702. — P. F. Stälin, Geschichte der Stadt Calw. Calw und Stuttgart 1888, S. 122—123. — G. Doertenbach, Die Familie Doertenbach. Stuttgart 1896, S. 56, 61, 67.

Theodor Schön.

Zahn: Gottfried Z., Stifter des Bunzlauer Waisenhauses, geboren am 21. December 1705 in Bunzlau oder Tillendorf, † am 22. September 1758. In frühester Jugend verwaist und ohne allen Unterricht aufgewachsen hatte er erst als Maurergesell im 24. Lebensjahre lesen und schreiben gelernt, aber durch Fleiß, Sparsamkeit und Umsicht nach und nach sich soviel erworben, daß er 1733 in der Obervorstadt in Bunzlau ein Haus kaufen und sich in demselben als Maurermeister niederlassen konnte. Er gehörte zu den Stillen im Lande; kindlicher Glaube verbunden mit seltner Willenskraft war der Grundzug seines Charakters, das Christenthum ihm voller, heiliger Ernst. Da kam ihm 1744 A. H. Francke's Schrift: „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden und waltenden, liebreichen und getreuen Gottes, d. i. Nachrichten von dem Waisenhause und den übrigen Anstalten zu Glaucha vor Halle“ in die Hände; sie wurde für ihn und seine Zukunft entscheidend. Der beim Lesen derselben in seinem Herzen aufgestiegene Gedanke, „ob nicht bei der großen Freiheit, welche Gott in Schlesien jetzt verliehen, in Bunzlau eine aehnliche Anstalt gegründet werden könnte, wenn man es nur wagen möchte“, ließ ihm keine Ruhe. Was verwaist sein und ohne Unterricht aufwachsen bedeutet, wußte er aus eigner Erfahrung; in Halle war aus einem Senfkorn ein großer Baum erwachsen, warum in Bunzlau an der Macht und dem Segen Gottes zweifeln? Ohne Aufhebens zu machen, traf Z. die Vorbereitungen; wie Francke fing er mit einer Schule an, nahm einen Lehrer ins Haus und ließ von ihm mit seinen eigenen eine Anzahl armer Kinder aus der Vorstadt unterrichten; dabei begann er sein Haus, um Räume zur späteren Aufnahme von Waisen zu gewinnen, zweckmäßig zu erweitern und massiv umzubauen. Was er vornahm, erregte Aufsehn; Viele schüttelten die Köpfe; Fehlgriffe in der Behandlung der seine Schule besuchenden Kinder wurden von seinen Widersachern schadenfroh gegen ihn ausgebeutet und

so gehässig dargestellt, daß der Magistrat 1753 die Schließung derselben anordnete, und als Z. in der Hoffnung, das Geschehene rückgängig zu machen, nicht alsbald Folge leistete, ihn selber mit dem Lehrer wegen Auflehnung wider die Obrigkeit ins Gefängniß setzte. Z. war vor der Welt beschimpft, aber sein Muth nicht gebeugt, und der Gedanke, sein fast fertig ausgebautes Haus leer stehen zu lassen, ihm unerträglich. Das Wort des Herrn: „alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt", erfüllte ihn mit Zuversicht; als Maurergesell hatte er seinen ersten Versuch im Schreiben damit gemacht und es seinem Herzen mit unverlöschlichen Zügen eingeprägt. In seiner Noth reiste er nach Breslau, entdeckte dem Oberconsistorialrath Burg sein Vorhaben und da dieser „es ihm nicht verargte", so machte er auch in Bunzlau jetzt weiter kein Hehl daraus, sondern suchte zunächst seinen Beichtvater Woltersdorf (s. o. S. 174) für seinen Plan zu gewinnen. Woltersdorf verhielt sich anfangs spröde; der Gedanke, „eine freie Waisen- und Schulanstalt lediglich auf Gottes Vorsehung zu gründen", schien ihm waghalsig; er rieth davon ab und gab erst nach, als Z. seinen unwiderruflichen Entschluß erklärte, selber nach Berlin zu reisen und sich die Concession zu einem Waisenhause vom König unmittelbar zu erbitten. Er unternahm die Reise; Woltersdorf's Vater, Propst zu St. Georg, stand ihm mit Rath und That zur Seite und seinen Bemühungen ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß Z. mit seiner Supplik vom 14. November 1753, in welcher er sich bereit erklärte, „sein in der Bunzlauer Vorstadt gelegenes, ziemlich aptirtes Haus zum Theil zu einem Waisenhaus auf jetzige und künftige Zeiten zu widmen und zum Anfange einen eignen Informator und 2 Waisenkinder auf eigne Kosten anzunehmen und zu erhalten, in der Hoffnung, Gott werde das Werk mit der Zeit auf eine ihm beliebige Weise fördern und ausbreiten", offene Thüren und freundliche Aufnahme fand. Eine Confirmation zu ertheilen wurde, nachdem die nöthigen Erhebungen erfolgt waren, „in Anbetracht des zu dieser Stiftung destinirten geringen Fonds, nicht für diensam befunden", dafür aber erhielt Z. am 23. April 1754 die Concession, „so lange es seine Convenienz erlaube, zwei oder mehr Waisenkinder nebst einem Informator zu erhalten". Dies die Anfänge des Bunzlauer Waisenhauses. Zahn's Glaube wurde nicht getäuscht; reichliche Beiträge aus der Nähe und Ferne flossen ihm zu; nach einem halben Jahre betrug die Zahl der von ihm aufgenommenen Waisen bereits 9, zu denen noch einige Alumnen (Freischüler) kamen, auch fanden sich Pensionäre; ein zweiter studirter Lehrer wurde angestellt, ein benachbartes Grundstück für 1600 Thaler gekauft und auf diesem neben dem vergrößerten Hause der Bau eines neuen begonnen. Es war für die junge Anstalt ein Glück, eigne Gebäude auf eignem Grund und Boden zu haben; sie wäre bei Zahn's 1758 unvermuthet erfolgtem Tode obdachlos und dadurch verloren gewesen. Auf eine mit des Inhabers Tode hinfällig werdende Concession gestiftet, war alles nur provisorisch, nichts festgemacht, und Z. hatte, um seine nicht auf den gleichen Ton mit ihm gestimmte Familie nicht zu beeinträchtigen, es unterlassen, über sein Haus letztwillig zu verfügen. Der eigne Besitz wurde die Rettung der Anstalt und sicherte ihr Fortbestehn.

Stolzenburg, Geschichte des Bunzlauer Waisenhauses. Breslau 1854, S. 9—46. Schimmelpfennig.

Zahn: Johann Christian Z., deutscher Sprachforscher, geb. zu Halberstadt am 27. Januar 1767, wirkte seit 1798 als Pfarrer zu Delitz b. Weißenfels (Dölitz am Berge) und starb hier am 25. Mai 1818. Er übernahm käuflich aus dem Nachlaß des 1788 verstorbenen F. K. Fulda (A. D. B. VIII, 192) dessen Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe der gothischen Bibelübersetzung und brachte sie 1804 zum Abschluß. Als Einladungsschrift zur Subscription gab er in diesem Jahre

eine Behandlung kleinerer Ueberreste der gothischen Sprache, insbesondere der Urkunden von Neapel und Arezzo heraus. Die umfangreiche Edition erschien dann in seinem Selbstverlage zu Weißenfels 1805: „Ulfila's gothische Bibelübersetzung die älteste germanische Urkunde ꝛc.“, mit einem von Reinwald (Schiller's Schwager) umgearbeiteten Glossar. Es ist jene Ausgabe, aus der die großen Meister der deutschen Philologie ihre Bekanntschaft mit der gothischen Sprache zumeist geschöpft haben. In dem ergreifenden Vorwort bekennt Z., in jahrelanger, unendlich mühsamer Arbeit Gesundheit und Vermögen geopfert zu haben. Als wesentliches Hülfsmittel zur Berichtigung des Fuldaischen Textes, in dem jede Kritik unterlassen war, stand ihm nur Ihne's Abschrift des Codex argenteus aus dem Besitze von Prof. Heynatz in Frankfurt a. O. zu Gebote. Z. hat nach J. Grimm's treffendem Ausspruch (Gramm. I, 45) seinem Vorgänger Fulda „ruhig, aber zu einzeln nachgearbeitet; was er bessert, hat gewöhnlich Grund, ist jedoch nur ein Theil dessen, was geschehen mußte“. Z. selbst erkannte mehr und mehr die Mängel seiner Arbeit und stellte wiederholt einen Nachtrag in Aussicht. Er ist nicht dazu gekommen, ihn zu veröffentlichen, und ebensowenig seine Ausgabe des Tatian, als deren Vorläufer im „Sprach- und Sittenanzeiger der Deutschen“ (1817, Nr. 49—59) ein wichtiger Aufsatz „Ueber das Alter der altfränkischen Uebersetzung von Tatians Evangelienharmonie“ die zutreffende Datirung: „neuntes Jahrhundert und vor Otfried“ brachte.

Hoffmann v. Fallersleben, Die deutsche Philologie im Grundriß, S. 17. — Hamberger-Meusel 16, 294 f. Edward Schröder.

Zahn: Johannes Christof Andreas Z., seiner Zeit der Nestor der bairischen Kirchenmusik, in theoretischer und praktischer Arbeit für die gesammte evangelische Kirche hochbewährt, war Inspector des königl. Schullehrerseminars Altdorf bei Nürnberg bis 1888; von da an lebte er in Quiescenz zu Neuendettelsau, woselbst er noch Zeit und Kraft fand, seine Thätigkeit auf dem Gebiete der evangelischen Kirchenmusik im großen Stile abzuschließen. Er war geboren in Eschenbach an der Pegnitz am 1. August 1817 als fünftes Kind und einziger Sohn des dortigen Lehrers und Cantors Johann Zahn und seiner Ehegattin Kunigunde geb. Kleemann, Cantorstochter aus Kirchsittenbach: in sehr einfachen Verhältnissen, unter strenger, elterlicher Zucht wuchs der Knabe heran, der namentlich von mütterlicher Seite nachhaltige religiöse Eindrücke empfing. Die Neigung zur Musik trat frühzeitig hervor, schon mit neun Jahren konnte er den Vater auf der Orgel beim Gottesdienste vertreten. Auf Zureden einiger Candidaten, die dem strebsamen, mit klarem Verstand begabten Knaben auch Unterricht ertheilten, entschloß sich sein Vater, das große Opfer der humanistischen Ausbildung zu bringen, und in kaum einem Jahre eignete sich der Sohn so viel Kenntnisse an, daß er vierzehnjährig sofort in die oberste Lateinschule zu Nürnberg aufgenommen werden konnte. Der verdienstvolle Gymnasialrector Roth und Professor Nägelsbach nahmen sich seiner besonders an, der Unterricht des frommen Pfarrers Hering bei St. Egidien und Löhe's damalige Predigten und Bibelstunden machten tiefen Eindruck. An der Universität Erlangen war Z. einer der ersten Schüler Hofmann's; werthvoll wurde ihm der Verkehr mit dem v. Raumerschen Hause und die dortige Pflege classischer Hausmusik. In Berlin lernte er die damals noch vergessenen Meister Bach und Händel kennen, Winterfeld öffnete ihm sein Haus. Als Mitglied des Predigerseminars in München, zu welchem er nach wohlbestandenem theologischen Examen einberufen wurde, traf er dann mit jenen Männern zusammen, in deren Gemeinschaft es ihm später möglich werden sollte, eine Reform des evangelischen Kirchengesanges in Baiern anzuregen und durchzuführen. Dieselben veranlaßten ihn auch, seiner vorwiegenden Begabung für Unterricht und Musik zu folgen und sich um die erledigte Stelle

eines Präfecten und ersten Seminarlehrers am königl. Schullehrerseminare in Altdorf bei Nürnberg, der vormaligen Musenstadt, zu bewerben, welche er im J. 1847 erhielt. Nach sieben Jahren rückte er zum Inspector der Anstalt auf.

Mehr als tausend Schüler bei weitem befanden sich hier nach und nach unter seiner Leitung, ernst und doch freundlich mild, begeistert und unterwiesen für ihren künftigen Beruf als Lehrer und Cantoren, alles nach dem obersten Lehrgrundsatz, daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang sei. Die Geltendmachung seines beherrschenden Einflusses auf die musikalische Ausbildung der jungen Lehrer, denen er als Meister der Orgel ein leuchtendes Vorbild war, verstand sich von selbst, und so erhielt Baiern eine stattliche Reihe von Lehrern, welche aufs beste ausgerüstet waren für ihre pädagogische und kirchenmusikalische Bestimmung.

Eine ausgedehnte und gründliche wissenschaftliche Thätigkeit Zahn's ging neben seinem Amte her; weit überwiegend war dieselbe dem evangelischen Kirchenliede gewidmet, dessen Geschichte und Aufgabe er in seltenem Grade wie niemand vor ihm beherrscht hat. Aus einer kleinern Anzahl im Auftrage des baierischen Oberconsistoriums bearbeiteter rhythmischer Choräle erwuchs zunächst der Grundstock für das nachmalige vierstimmige Melodienbuch der baierischen Landeskirche, welches Z. 1854 herstellte, harmonisirte und mit sorgfältigsten historischen Notizen versah, das einen kräftigen Anstoß zur Wiederbelebung des rhythmischen Gemeindegesanges nach seinen kirchlich ernsten und doch frischen Weisen in weiten Kreisen der deutschen Kirche gegeben hat. 14 Auflagen haben bisher den außergewöhnlichen Werth dieses Melodienbuches erwiesen.

Weiter gab Z. eine Anzahl von Liedersammlungen heraus für Kirche, Verein und Haus, zu welchem Behuf er allmählich ein umfassendes, immer reicheres Material vom Gebiete des evangelischen Chorals, wie man ihn unrichtig nennt, ansammelte, zurückgehend bis auf die Reformation und früher. Kein Gesangbuch oder Büchlein von Bedeutung, das irgendwo und irgendwann erschien, ist ihm wohl unbekannt geblieben. Auch mit Hymnologen der katholischen Kirche setzte er sich freundlich, aber erfolgreich auseinander. So gelang es ihm endlich, die Frucht seines Lebens in einem großartigen Denkmal des Kirchenliedes in dem sechsbändigen Werke niederzulegen „Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder aus den Quellen geschöpft und mitgetheilt", welches bei C. Bertelsmann in Gütersloh erschien und im J. 1893 durch die Unterstützung der königl. preußischen, baierischen und anderer Staatsregierungen zum Abschluß kam. Der sechste Band ist allein von den Verzeichnissen und genauen Angaben der benutzten mehr als 1500 Gesang- und Choralbücher ausgefüllt. In den übrigen Bänden sind über 8800 Liedweisen behandelt. Die Facultät Erlangen verlieh dem Herausgeber den theologischen Doctor honoris causa.

Von seinen sonstigen Arbeiten, welche die „Siona" 1885, S. 122—124, vollständig aufgeführt hat, seien genannt: „Evangelisches Choralbuch. Eine Auswahl der vorzüglichsten Kirchenmelodien (80) älterer und neuerer Zeit in den ursprünglichen Tönen und Rhythmen" [mit Herzog, Güll und Ortloph] (München 1844); „Evangelisches Choralbuch für den Männerchor" (Gütersloh 1847, 5. Auflage); „Revidirtes vierstimmiges Kirchenmelodienbuch" (Erlangen 1852); „Die Melodien des deutschen evangelischen Kirchengesangbuchs in vierstimmigem Satz für Orgel und für Chorgesang. Aus Auftrag der deutsch-evangelischen Kirchenconferenz zu Eisenach in Verbindung mit v. Tucher und Faißt" (Stuttgart 1854); „Vierstimmiges Melodienbuch zum Gesangbuch der evangelisch-lutherischen Kirche in Baiern" (Erlangen 1854); „Dreistimmiges Schulmelodienbuch" (Nürnberg 1856); „Stimmenhefte des baierischen Kirchenmelodienbuchs" (Erlangen 1858); „Kirchengesänge für den Männerchor des 16.

und 17. Jahrhunderts" (Gütersloh 1857 u. 1860, 2. Aufl. 1886); „Liederbuch für den Männerchor" (Nördlingen 1859, 6. Aufl.); „Präludienbuch zu dem baierischen Melodienbuch" (Erlangen 1868, 2. Aufl. 1885); „Handbüchlein für evangelische Kantoren und Organisten" (2. Auflage 1871); „Geistliche Lieder, christliche Grabgesänge, Lieder der Brüder in Böhmen u. a."; „Kirchenliederbuch für gemischten Chor" (Nördlingen 1884); „Psalter und Harfe für das deutsche Haus" (Gütersloh 1886, 560 Melodien); „Chorgesangbuch des evangelischen Kirchengesangvereins für Hessen" (Darmstadt 1888); „Vierstimmige Graduale für die christlichen Feste mit Benutzung alter Texte und Melodien" (1891); „Altkirchliche Introitus, vierstimmig" (1893); „Strophenüberleitungen zum baierischen Melodienbuch" (1893); „Präludien für das Harmonium componirt" (1893, 94).

Erwähnenswerth ist das Referat bei dem IV. deutsch-evangelischen Kirchengesangsfest in Nürnberg 1885 über „Die musikalische Ausbildung der Cantoren und Organisten"; ferner seine Mitarbeiterschaft an der liturgisch-musikalischen Monatsschrift „Siona" (seit 1876 von dem Unterzeichneten herausgegeben), seine Thätigkeit auf den bairischen Generalsynoden, wobei er auch für die liturgische Seite des Gottesdienstes und weiter für die Entwicklung der Nebengottesdienste entschieden eintrat. Von eigenen Compositionen nennen wir die drei weithin eingebürgerten Kirchenmelodien: „Beschwertes Herz, leg' ab die Sorgen", „Gottlob, nun ist die Nacht verschwunden" und „Die stille Nacht ist nunmehr angebrochen"; Präludien, geistliche und weltliche Gesänge, durch schlichte Weise und feine, edle Stimmführung ausgezeichnet, wie alles, was Z. schrieb. Vergleiche die Musikbeilagen der „Siona", sowie die Chorgesanghefte des baierischen Kirchengesangvereins.

Die ganz einzigartige Bibliothek kirchenmusikalischer und liturgischer Werke (5—600 Nummern), welche Z. mit ungemeiner Mühe und Umsicht erworben hat, wurde auf wiederholte Anregung von competenter Seite durch das königl. bairische Staatsministerium angekauft und der Staatsbibliothek in München einverleibt.

Am 17. Februar 1895 ist D. Z. in Neuendettelsau nach einer letzten siebenjährigen Ruhezeit, 77 Jahre alt, verstorben und auf demselben Friedhofe, wo Löhe begraben liegt, wurde er bestattet. Eine traute, fromme Häuslichkeit nahm damit ebenfalls ihr Ende. Unter seinen Kindern hat Adolf Z., Pfarrer in Rehlingen bei Pappenheim, das ererbte musikalische Charisma bisher mehrfach litterarisch erwiesen. Der Heimgegangene selbst wurde am Grabe als Sangmeister gerühmt, „der das Lied der Väter und den Glaubensgeist der Gegenwart in edler, reiner Harmonie zusammenzuführen wußte und in den Psalmen und Hymnen entschwundener Jahrhunderte so heimisch war, wie in dem lebendigen Sang, welcher unsere Zeit tröstet, reinigt, heiligt und erhebt". So war es ihm möglich, eine reiche Saat auszustreuen. M. Herold.

Zahn: Wilhelm Johann Karl Z., geboren am 21. August 1800 zu Rodenberg (im preußischen Regierungsbezirk Kassel, Kreis Rinteln), † am 22. August 1871 in Berlin, hat seine künstlerische Begabung und Schulung fast gänzlich in den Dienst der Alterthumskunde gestellt, und vor allem durch seine Veröffentlichungen antiker Wandmalereien einen nicht geringen Einfluß auf die neuclassische Richtung während des zweiten Drittels unseres Jahrhunderts geübt. Bei seinem Vater, einem Decorationsmaler, der später freilich eine Gastwirthschaft in Nenndorf leitete, fand sein Zeichentalent frühzeitig Pflege, und nachdem er auf den Gymnasien in Bückeburg und Rinteln den Grund zu einer guten Bildung gelegt, besuchte er von 1817 bis 1823 die Kasseler Kunstakademie, copirte Meisterwerke der dortigen Gallerie und machte Porträt- und Compositions-

studien. Wichtiger aber wurde der Einfluß der Kasseler Antiken, besonders der Reste antiker Malereien aus Herculanum, sowie der Privatunterricht des Oberbaudirectors Joussow, der ihn in die antike Baukunst einführte. Schon damals faßte Z. den Plan, nach Pompeji zu gehen, und seine Versuche im Farbendruck, welche die Aufmerksamkeit des Fürsten Wittgenstein auf ihn lenkten, versprachen ihm baldige Förderung seiner Absichten. Nachdem er 1823 noch im Atelier von Gros in Paris gearbeitet hatte, zog er 1824 über die Alpen und traf nach einem kurzen Aufenthalt in Rom 1825 in Pompeji ein, wo er seine zweite Heimath finden sollte. Sein Vorhaben, die antiken Malereien von Pompeji, Herculanum und Stabiae möglichst getreu zu copiren, entsprach so recht dem Zeitgeschmack, und wurde von allen Seiten unterstützt. Als er 1825 in Rom die ersten Aufnahmen aus der Casa del Poeta Tragico ausstellte, erregten sie das größte Aufsehen, und drei Jahre später — 1826 hatte er mit Julius Schnorr von Carolsfeld Sicilien besucht — konnte er bereits seine erste Publication „Neu entdeckte Wandgemälde in Pompeji in 40 Steinabdrücken“ bei Cotta (München, Stuttgart und Tübingen) erscheinen lassen. 1829 berief ihn der Kurfürst von Hessen auf kurze Zeit nach Kassel zum Ausbau und zur Decoration einiger Schlösser, und als er von dort über Weimar nach Berlin reiste, trat er zu Goethe in Beziehung, der sich von dem genauen Kenner Pompeji's gar nicht trennen mochte. War doch Goethe's Lieblingsgedanke, junge Künstler zum Copiren nach Pompeji zu senden, durch Zahn's Lebensplan der Erfüllung nahegebracht! Neue Freunde fand Zahn's Unternehmen in Berlin, bei dem Kronprinzen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., den Ministern Wittgenstein und Altenstein, den Humboldts, Schinkel, Rauch, Tieck, Hirt, Rumohr, Waagen u. A. Georg Reimer übernahm den Verlag eines großen, in Farbensteindruck zu veröffentlichenden Prachtwerkes: „Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiae“, im Juni 1828 lag bereits das erste Heft dem Kronprinzen vor, und 1830 wurde die erste Folge von zehn Heften mit 100 Tafeln mit deutschem und französischem Text edirt: unter den Veröffentlichungen antiker Kunstdenkmäler eine hochbedeutsame Leistung, deren Werth besonders von Goethe in der Anzeige im 51. Band der Wiener „Jahrbücher der Litteratur“ (Juli — September 1830) ausführlich gewürdigt wurde. Sogleich ging Z., der 1829 zum Professor ernannt worden war, an ein zweites Werk mit weiteren Grenzen: „Ornamente aller classischen Kunstepochen“. Auf Anregung Schinkel's nahm er 1830 Giulio Romano's Fresken in Mantua auf und widmete sich dann zehn Jahre lang in Neapel und Süditalien den Studien der dortigen Antiken, bereitete die zweite und dritte Folge seines Werkes über Pompeji vor — die zweite Folge (abermals 10 Hefte mit 100 Tafeln) erschien 1841—45, die dritte, gleich große 1849—59, ließ für die preußische Regierung zum ersten Male die hervorragendsten Bronzen des Königreichs Neapel und Sicilien abformen, zeichnete die Terracotten und Vasen der sonst unzugänglichen Sammlung des Fürsten Biscari in Catania, und erwies sich in Pompeji jedem Kunstfreund als wohlunterrichteten Berather. 1840 nach Berlin zurückgekehrt, veröffentlichte er eine neue Serie seiner Studien unter dem Titel: „Auserlesene Verzierungen aus dem Gesamtgebiete der bildenden Kunst“ (5 Hefte mit 25 Tafeln; 1842 bis 1844) und gab 1832—48 seine „Ornamente aller classischen Kunstepochen nach den Originalen in ihren eigenthümlichen Farben“ (20 Hefte mit 100 farbigen Tafeln) heraus, von denen eine zweite Auflage 1853, eine dritte 1870 erschien. 1850 machte ihn eine größere Reise auch mit den Kunstschätzen Belgiens, Frankreichs, Englands und Hollands vertraut, so daß Z. in seiner Zeit als ein vielseitiger Kenner älterer Kunst galt, mit dem die meisten Gleichstrebenden und Kunstfreunde in Verbindung traten. Gelegentlich verwerthete er seine Kenntniß

der antiken Baukunst und Decoration zu Entwürfen für Villen und Privathäuser, so für das von König Ludwig von Baiern in Aschaffenburg am Mainufer nach dem Muster des Hauses des Castor und Pollux in Pompeji ausgeführte „pompejanische Haus". Seine fein gezeichneten Aufnahmen antiker Wandgemälde befleißigen sich einer objectiven Treue, ohne jedoch den idealisirenden Zug der zeitgenössischen Kunst gänzlich zu meiden. Seine Technik des Farbensteindruckes fand bald Nachahmer und verdient in der Geschichte der farbigen Reproductionsverfahren Beachtung.

Maßgebend: Max Schasler, Studien zur Charakteristik bedeutender Künstler der Gegenwart, XXXII „Wilhelm Zahn" in Schasler's Ztschr. „Die Dioskuren". VIII. Jahrgang (1863). Nr. 28—35. S. 209 ff.

Alfred Gotthold Meyer.

Zahn: Zacharias Z., Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Er stammte aus Northeim, wo er am 24. Juli 1541 geboren wurde, war 1563 Lehrer in seiner Vaterstadt, 1564 in Burgsteinfurt, 1566 Rector in Osterode und wurde 1567 Pastor in Avenshausen, wo er nach 1596 starb. Seine beiden Dramen behandeln biblische Stoffe. Das erste ist betitelt: „Tragoedia Lapidati Stephani. Wie der heilige Martirer S. Stephanus vmb der Warheit vnd Bekentnis reiner Lehre von den Jüden zu Todte gesteiniget worden". Nach der gereimten Vorrede vom 21. Februar 1584, die an alle getreuen Prediger und frommen Liebhaber des göttlichen Wortes gerichtet ist, entstand das Drama schon 1584, erschien aber erst 1589 zu Mühlhausen im Druck. Gewidmet ist es den Grafen Johann und Anton von Oldenburg. Durch fünf Acte zieht sich die Handlung hin in breiter, den Leser ermüdender Darstellung. Im ersten klagt Gott seinem Sohne und den Engeln den Fall der Welt, im zweiten und dritten werden die Vorbereitungen zu der Gerichtssitzung getroffen, in der Stephanus zur Steinigung verurtheilt wird. Die Gerichtsverhandlung und die Vertheidigung des Stephanus füllen den vierten Act. Im fünften endlich wird die Steinigung selbst und die Verherrlichung des ersten Märtyrers der christlichen Kirche behandelt. Im ganzen treten 37 Personen auf, außer dem Prologus noch fünf Prologisten, die den Inhalt jedes Actes angeben. Pluto, Charon und Cerberus sind die Vertreter des bösen Princips, sie versehen den Gerichtshof mit bösem Rathe. Auch einige komische Scenen kommen vor. Der Verfasser lehnt sich eng an den Text der Bibel an, daher kommt es, daß er sogar die Predigt des Stephanus (Apostelgesch. c. 7) in Reime bringt. Das Collegium der Schriftgelehrten mit dem Hohepriester an der Spitze behandelt er als eine moderne geistliche Behörde. Am Schlusse jedes Actes sollen lateinische Gesänge gesungen werden, von denen leider nur der Anfang gegeben ist: Audi tellus, audi magni maris nimbus, In te proiectus sum ab utero matris meae, Hinc abiens, quoniam cogor, Timor et tremor venit in Niniven, Lapidabant Stephanum. — Wie das erste, so leidet auch das zweite Drama an erheblichen Mängeln. Es behandelt den Brudermord: „Tragoedia fratricidii. Wie Cain und Abel Opffer thaten und darüber unwillig wurden, weil Abels Opffer für Gott angenem gewesen, und von seinem eigenen Bruder Caino zu Tod geschlagen worden". Es erschien im Druck zu Mühlhausen 1590. Die Widmung vom 26. October 1589 ist an den Grafen zu Lippe und Rettberg gerichtet; es sollte eine Neujahrsgabe sein. Auch dieses Drama trägt den christlich-moralischen Charakter. Es ist „der jungen Jugend und allen Kindern zu christlichem Unterricht und Einigkeit, wie sie sich für Gott in warhafftiger Lehr und in reiner Liebe einmütig mit einander verhalten sollen" geschrieben. Auch hier wieder ermüdende Breite. Adam und Eva erziehen ihre Kinder zur Frömmigkeit und Tugend und eine Ermahnung folgt der anderen. Serpens, Furia und Pluto stehen im Kampf mit den Engeln Raphael, Gabriel und Michael, und so

wird Cain zum Brudermorde verleitet. Die Trauer der Eltern um den Verlust ihres Sohnes wird ergreifend geschildert. Auch in diesem Stücke treten Prolog und Prologisten auf und am Ende der einzelnen Acte erscheinen die Anfänge von Gesängen, wie: Contingat illis, Beati omnes qui timent dominum, Wohl dem, der in Gottes Fürchten steht, Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen. Im ganzen zeigt der Verfasser nur geringe dramatische Befähigung und die Dramatik des 16. Jahrhunderts hat durch seine Leistungen nichts gewonnen.

Goedeke, Grundriß II², 397, Nr. 353. H. Holstein.

Zainer: Andreas Z. (Zayner), Stadtschreiber (archigrammataeus) zu Ingolstadt und Chronist, der um das Jahr 1500 lebte und den wenig später stattgehabten bairischen Erbfolgekrieg (1503—1505), hauptsächlich im Rahmen einer Ingolstädter Stadtchronik für jene Jahre, beschrieb. Ueber seine Jugend- und Bildungsgeschichte ist nichts Urkundliches in Erfahrung zu bringen, und wie für die letztere, so sind wir für sein Mannesalter auf die spärlichen Zufallsangaben seines eignen Werks angewiesen. Die älteste auf ihn zu beziehende Notiz, die aber seinen Namen verschweigt, berichtet von einer Rathssitzung des Jahres 1493, wonach eine einschneidende That im Verfassungsbrauche der obersten Communalbehörde Ingolstadts erfolgte; Z. gilt neben Bürgermeister Schramm allgemein als deren Urheber. Dies und seine wiederholte, während nur fünftehalb Monate 1503/4 allein fünf Mal bezeugte Mitgliedschaft officieller Vertretungen bez. Abordnungen des Magistrats erweisen seine bedeutsame Stellung wie auch seine persönliche Theilnahme bei den aufregenden Territorialstreitigkeiten der damaligen bairischen innern Politik. Am 17. April 1504 rettet er sich mühsam aus dem überfallenen Landshut und er durchreitet die Nacht über Moosburg bis in die Heimath; am 2. December unterhandeln er und der Bürgermeister mit dem Universitätsrector betreffs Gegenwehr bei erneuter Kriegsgefahr: dies sein letztes Vorkommen. Am Gewölbe der Ingolstädter Sebalduskirche ist sein Wappen angebracht, und so ruht er wol auf dem ehemaligen Friedhofe neben dieser.

Das ihm zugehörige Werk heißt „Buch der Cronicken vnd seltzamen vnd vnerhorlichen geschichten im loblichen hawß Bairn, entsprungen nach absterben Hertzog Georgen in Bairn“. Es liegt vor in einer dem 17. Jahrhunderte entstammenden stattlichen Papierhandschrift auf der Münchn. Hof- u. Staatsbibl. Cod. germ. (früher bav.) 1598, wohin sie zwischen 1752 und 1762 aus dem Besitze des Anatomieprofessors Dr. Leonhard Obermayer, eines Wembdingers, gekommen sein dürfte ‘ex Tabulario Ingolstadiensis civitatis’ und gemäß dem Vermerk auf Fol. Vv in Ingolstadt (wo heute keine Andeutung oder Erinnerung davon vorhanden ist) selbst copirt, und zwar hat hiernach A. F. Oesele einen Abdruck unter dem Titel: „Rerum bello Bavarico gestarum a morte Georgii Divitis ad laudum Coloniense liber memorialis incompletus“ seinen „Rerum Boicarum scriptores“ II (1762) p. 347—468 einverleibt. Außerdem besitzt die Königl. Bibliothek zu Berlin ms. Germ. Fol. 478 mbr. Abschrift des 16. Jahrhunderts, infolge Geschenk des Herrn v. Olfers (1836). Das in dieser übereinstimmenden Fassung vorliegende Geschichtsbuch bricht zwar am Ende vorzeitig — wie der weiter reichende Capitelweiser ergibt — ab, darf aber als innerlich abgeschlossen angesehen werden, zudem eine anonym überlieferte knappere Beschreibung des Landshuter Erbfolgekriegs, aus einer Handschrift der Münchner Staatsbibl. Cod. germ. 1934 bei Oesele a. a. O. II, 495—497, woran sich Glossen über Herzogs Ludwig des Reichen Zug gegen Kaiser Friedrich III. anreihen (s. Oesele I, 397), gewiß als erster Entwurf dazu.

Die letztere Annahme hat Adolf Stempfle in seinem Programm z. Jahresbericht d. Realschule Rosenheim 1887/88 „Andreas Zainers Buch über den

Bayernkrieg von 1503 bis 1505", S. 13—17 durch sinnfällige Parallelen einleuchtend gemacht; ebd. S. 17—21 bietet er 19 sachliche Textcorrecturen zu Zainer's Daten, S. 3—7 eine gedrängte Skizze davon, was sich über seine Persönlichkeit ermitteln läßt, nebst Charakteristik, S. 7—9 erörtert er die interessanten Miniaturgemälde der Münchner Handschrift, S. 9—13 löst er das Problem der codices. Z. war ein im scholastischen Sinne gelehrter und in der Antike belesener Mann, streng kirchentreu, schriftstellerisch ohne Stil- und fesselndes, irgendwie subjectiv färbendes Darstellungstalent. Er ist ein entschiedener Anhänger der oberbairischen Herzöge denen Niederbaierns und dem Pfalzgrafen gegenüber. Die Originalcorrespondenzen und reiches sonstiges Urkundenmaterial, freilich unausgenutzt, sodann seine wichtigen Referate über die Landtage sowie andere amtliche Aufzeichnungen sichern ihm wesentliche Bedeutung für die Landesgeschichte (s. Riezler, Geschichte Baierns III, 917 u. 596 A., ferner 599 A. 1, 600 A. 3, 615 A. 1 u. 620—633 passim Fußnoten), wie Stempfle prägnant darlegt. Z. selbst zieht an als Typus aus einer Periode, da der Stadtsyndikus noch politisch stark engagirt war und in Verbindung damit amtliche Chronistenobliegenheiten erfüllte.

Bibliographisch ist Z. verzeichnet bei Potthast, Biblioth. hist. medii aevi² S. 1125a. Er und Oefele schreiben Zayner, Stempfle und Riezler Zainer.

Ludwig Fränkel.

Zainer: Günther und Johannes Z. (Zeiner), zwei hervorragende Vertreter der Buchdruckerkunst im frühen Wiegenalter derselben. Günther Z., ein Reutlinger Bürgerssohn, ist als selbständiger Meister in Augsburg thätig gewesen. Doch ist neuerdings durch K. Schorbach eine frühere Spur von ihm in Straßburg entdeckt worden, indem er im dortigen Bürgerbuch aus Anlaß seiner Verheirathung mit Agnes, Hans Krieg's Tochter eingetragen ist, und zwar beim J. 1463. Damit ist zugleich erwiesen, daß er weder bei Fust und Schöffer in Mainz noch in Köln, wie man schon vermuthet hat, die neue Kunst gelernt, sondern in Straßburg, wobei wohl nur Joh. Mentelin als sein Lehrmeister in Betracht kommen kann. Da G. Zainer's frühester Augsburger Druck, der ein Datum trägt und dieser ist vielleicht gar nicht sein frühester überhaupt — schon in der ersten Hälfte des Monats März 1468 vollendet worden ist, so wird er Straßburg spätestens Ende 1467 verlassen haben, um die neue Kunst in die verkehrsreiche Stadt am Lech zu tragen. Das war für die Entwicklung der Buchdruckerkunst ein wichtiger Schritt: denn in Augsburg sollte dieselbe bald zu großer Blüthe gelangen. G. Z. selbst war hier freilich nur eine zehnjährige Thätigkeit beschieden; denn er starb bereits am Tag des hl. Remigius (d. h. nach dem Kalender der Augsburger Diöcese am 1. October) des Jahres 1478. Wenn er dennoch zu den namhaftesten Buchdruckern der Incunabelzeit zählt, so hat er dies vor allem dem großen Umfang seiner Thätigkeit zu danken. Die Zahl der G. Zainerschen Drucke festzustellen, ist zwar nicht leicht, weil sie meist nicht unterzeichnet sind, und es ist dabei große Vorsicht zu beobachten, da die Typen Zainer's nach seinem Tode von anderen Meistern (wie Ambr. Keller) benützt worden sind. Doch hat man an den Verlagsverzeichnissen, die er, hierin offenbar seinem Lehrmeister Mentelin folgend, ausgegeben hat und von denen einige auf uns gekommen sind, einen willkommenen Anhaltspunkt, und nicht weniger gewährt einen solchen das Verzeichniß der von ihm 1474—78 an das Kloster Buxheim geschenkten Verlagswerke, das sich in dem dortigen Liber benefactorum findet. Im ganzen ergiebt sich für unseren Meister ein „Werk" von wenigstens 80 Drucken, für jene Zeit, bei so kurz dauernder Thätigkeit, eine sehr bedeutende Zahl. Ein großer Theil dieser Drucke war für die Bedürfnisse der Geistlichkeit bestimmt, ist also praktisch-theologischen Inhalts; daneben kommt aber auch eine bedeutende Zahl

von Volksbüchern vor, Erbauungsschriften, Erziehungs- und Arzneibücher, erzählende Litteratur und namentlich auch Kalender (der früheste gedruckte Kalender, den man kennt, stammt aus G. Zainer's Presse). Außerdem seien hervorgehoben seine beiden Ausgaben der deutschen Bibel von 1474—76 und 1477, die nach den neuesten Forschungen als die vierte (nicht fünfte) und sechste bezw. siebente in der Reihe der vorlutherischen deutschen Bibeldrucke zählen und deren Text für alle folgenden bis zu Luther hin maßgebend geworden ist. Aber nicht nur Zahl und Bedeutung seiner Drucke geben G. Z. eine hervorragende Stellung unter seinen Genossen. Auch die Art der Ausführung kommt hierbei in Betracht. Denn die schönen großen Typen, der saubere Druck, das starke weiße Papier mit dem breiten Rande reihen Zainer's Verlagswerke den schönsten Erzeugnissen der Incunabelzeit an. Auch mit bildlichem Schmuck hat der Verfasser seine Drucke reich, zum Theil fast überreich ausgestattet und er ist hierin in gewissem Sinn bahnbrechend geworden, wenn gleich diese Holzschnitte künstlerisch betrachtet hinter vielen anderen zurückbleiben. Ein Druckerzeichen findet sich gleichfalls schon bei ihm (vgl. die Bibel von 1477): in hübscher Umrahmung steht ein wilder Mann, der einen Wappenschild mit einem gekrönten Löwen hält; am Boden liegt eine Keule. Noch sei bemerkt, daß die von Zapf aufgebrachte Behauptung, G. Z. habe auch in Krakau gedruckt, schon 1867 durch K. Estreicher (G. Zainer i Sw. Fiol) widerlegt worden ist, und ebenso ist nunmehr als irrig erwiesen, daß er derjenige Drucker sei, der zuerst in Deutschland die Antiqua angewandt hat.

Weniger glücklich in seinen Unternehmungen als G. Z. war Johannes Z. Auch er war von Reutlingen, auch er erlernte gleichzeitig mit Günther Z. in Straßburg die Buchdruckerkunst — er ist 1465, als er Susanne, Hans Zuckswert's eines Maurers Tochter, heirathete, in das Bürgerbuch eingetragen — und um dieselbe Zeit wie G. Z. verließ auch er Straßburg. Beide standen also in enger Beziehung zu einander und waren, wenn nicht Brüder, so jedenfalls nächste Verwandte. (Auch durch das Druckerzeichen scheint dies bestätigt zu werden, sofern dasjenige des J. Z., das wir selbst nicht gesehen haben, nach Haßler mit demjenigen Günther's fast identisch ist.) Wie G. Z. nach Augsburg, zog Johannes nach Ulm, um seinerseits die Buchdruckerkunst dort einzuführen. Denn wenn in A. D. B. XII, 696 Ludwig Hohenwang als der erste Buchdrucker von Ulm bezeichnet wird, so ist seitdem durch Ilgenstein (Centralbl. für Bibliothekswesen, Jahrg. 1, 1884, S. 231 ff.) und Butsch (L. Hohenwang kein Ulmer, sondern ein Augsburger Drucker, 1885) nachgewiesen worden, daß dieser Meister vielmehr in Augsburg gedruckt hat. Ohnedies beginnt die Thätigkeit J. Zainer's auch viel bälder. Sein frühester datirter Druck aus Ulm stammt zwar erst aus dem Jahre 1473, doch hat man bisher schon einen Druck gekannt mit dem handschriftlichen Vermerk des Rubricators: Frater Erasmus 1469 Pictor Philocalus, und neuestens macht das Antiquariat von J. Rosenthal in München in seinem Katalog 18, 1898, Nr. 244, einen solchen mit der handschriftlichen Jahreszahl 1468 bekannt. (Es ist des Albertus Magnus Compendium theologicae veritatis, Ulm, Joh. Zainer o. J.) Auf eine anfangs sehr rührige Thätigkeit J. Zainer's folgte, namentlich nach 1480, ein bedeutender Rückgang des Geschäftes. Der Mann hatte vielfach mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen und wurde einmal (1493) sogar vorübergehend aus der Stadt verwiesen, wohl gleichfalls wegen Schulden. Aus manchem Jahre kennt man daher keinen einzigen Druck von ihm, und aus dem 16. Jahrhundert lassen sich, obwohl er noch 1515 gedruckt hat, nur vier ganz unbedeutende Erzeugnisse seiner Presse feststellen (vgl. Haßler, Weller). Er scheint sich damals mehr mit dem

Bücherhandel beschäftigt zu haben. 1523 kommt sein Name nach Haßler in den Ulmer Acten zum letzten Male vor. Trotz dieses wenig erfreulichen Ausganges ist doch auch J. Zainer's Druckwerk bedeutend zu nennen. Aus dem 15. Jahrhundert führt Hain 51 Drucke mit und 24 weitere ohne seinen Namen auf; Haßler aber weist im ganzen 98 Drucke diesem Meister zu und so viel ist jedenfalls sicher, daß die Zahl bei Hain sich noch wesentlich erhöht. Wenn diese Drucke in ihrer Ausführung auch nicht durchweg G. Zainer's schönen Leistungen gleichkommen, so stehen sie doch im ganzen nicht weit hinter ihnen zurück und in einem Punkte übertreffen sie dieselben sogar entschieden, im Holzschnittschmuck, der hier zwar viel seltener, aber ungleich schöner ist. Auch das Verdienst, die Antiquaschrift in Deutschland eingeführt zu haben, kommt J. Z. wenigstens eher zu als Günther. Im übrigen hatte die Thätigkeit des Ulmischen Meisters ganz dieselbe Richtung wie die des Augsburgers: den Bedürfnissen der Geistlichkeit auf der einen und des Volkes auf der anderen suchte auch er vor allem zu dienen. Ein hervorragendes Beispiel in ersterer Hinsicht ist seine lateinische Bibel von 1480; in letzterer wären insbesondere verschiedene Schriften Heinr. Steinhöwel's zu nennen, so seine Deutsche Chronik und von den Uebersetzungen Boccaccio's De claris mulieribus. Schließlich sei auch inbetreff dieses Druckers ein Irrthum berichtigt: daß er eine Niederlage in Bologna hatte, wird zwar da und dort behauptet; es hat aber an sich schon wenig Wahrscheinlichkeit und entbehrt auch jedes sicheren Zeugnisses.

Vgl. inbetreff G. u. J. Zainer's: Sammlung bibliothekswiss. Arbeiten, herausg. von Dziatzko, Heft 6, 1894, S. 28 f. (Mittheilung von K. Schorbach). — Hain's Repertorium bibliogr. (mit Burger's Register u. Copinger's Supplement). — Geschichte des deutschen Buchhandels, Band I, 1886 (s. Reg.). — Ueber G. Z. im besonderen vgl. noch Zapf, Augsburgs Buchdruckergesch., Th. 1, 1786, S. V ff. (hier auch das Buxheimer Verzeichniß), Th. 2, 1796, S. VI. — Dronke, Beitr. z. Bibliographie u. Litteraturgesch., 1837 (Quelle f. d. Todesdatum). — Centralbl. f. Bibliothekswesen, Jahrg. 2, 1885, S. 450 ff., Jahrg. 8, 1891, S. 347 ff., Jahrg. 9, 1892, S. 150 ff. (hier die Verlagsverzeichnisse). — Inbetreff J. Zainer's vgl. auch Haßler, Ulms Buchdruckerkunst, 1840, S. 90 ff. K. Steiff.

Zais: Christian Z. (so nach dem Taufbuch zu Cannstadt; der Taufname wird verschieden angegeben), ward am 4. März 1770 zu Cannstadt als Sohn des Chirurgus iuratus Johann Wilhelm Zais und der Euphrosine Hauser geboren. Nach seiner Confirmation trat er bei einem Steinhauermeister in die Lehre, der ihn bei dem Bau des Stuttgarter Schlosses beschäftigte. Durch seine Anstelligkeit und Veranlagung empfahl er sich der Bauleitung so, daß er vom 16. Januar 1787 an als Schüler der Architektur in die Karlsschule aufgenommen wurde. Hier bildete er sich in allen Zweigen der Baukunst aus, namentlich aber im Wasserbau, den er unter einem in diesem Fache hervorragenden Lehrer, dem Major, späteren württembergischen Oberlandwasserbau-Director Duttenhofer, mit besonderem Erfolg studirte. Bald galt er in Württemberg neben seinem Lehrer als der tüchtigste Wasserbaumeister. Nach Abschluß seiner Studienzeit suchte er sich, soweit seine Mittel dies gestatteten, durch Reisen weiter zu bilden, nach deren Beendigung er sich in Stuttgart als Privatbaumeister niederließ. Als solcher baute er die Wirthschaftsgebäude auf der Domäne Kahlenstein bei Cannstadt, an deren Stelle sich jetzt das königliche Landhaus Rosenstein befindet. Die Hoffnung, durch seine Privatthätigkeit in Stuttgart ausreichenden Lebensunterhalt zu gewinnen, erwies sich jedoch als verfehlt. Er bewarb sich deshalb um Ertheilung technischer Arbeiten bei einzelnen Landesbehörden, namentlich bei dem Kirchenrath, für welchen er die forstmäßige Taxation der diesem gehörigen Wal-

dungen verbunden mit der Vermessung und Anfertigung von Karten ausführte. Für dieselbe Behörde übernahm er die Aufnahme des Klosters Maulbronn, in welchem er sich zu diesem Zwecke im Anfang des Jahres 1805 aufhielt. Dasselbe Jahr brachte ihm eine günstige Wendung seines Geschickes, seine Berufung in den nassauischen Staatsdienst. Die Veränderungen des Territorialbestandes in Deutschland infolge des Luneviller Friedens hatten das Fürstenthum Nassau-Usingen erheblich vergrößert und demselben die bis dahin kurmainzischen Aemter am Main und Rhein, sowie einige kurkölnische und kurpfälzische Gebietstheile am rechten Rheinufer zugebracht. Hiermit war an die Landesregierung die Forderung der Schaffung einer Behörde für den Wasserbau herangetreten. Da man im Lande selbst über hierzu geeignete Kräfte nicht verfügte, wandte man sich im J. 1805, vermuthlich auf Veranlassung des Ministers v. Marschall zu Wiesbaden, der selbst Württemberger war und gleichzeitig mit Z. die Karlsschule besucht hatte, an den Baudirector Atzel in Stuttgart, der den Baucandidaten Z., dermalen zu Kloster Maulbronn, für die zu besetzende Stelle empfahl. So wurde dieser am 6. Mai 1805 (1815 bei Nagler ist vielleicht Druckfehler) mit einem Gehalt von 700 Gulden und kleinen Nebenbezügen angestellt als „Landbaumeister mit dem Amtssitze zu Hofheim für die Aemter Eppstein, Hofheim, Höchst, Königstein, Kronberg, Oberursel und Heddernheim“; hierdurch wurde ihm eine Amtsthätigkeit zugewiesen, welche ihm andere Aufgaben als die, welche seine Berufung veranlaßt hatten, gestellt haben würde. Vielleicht hat er selbst hiergegen Einspruch erhoben; wenigstens wurde ihm, als er von Stuttgart kommend in Hofheim eintraf, ein weiteres Decret der Regierung vom 25. Juli d. J. übergeben, durch welches er unter Ernennung zum Bauinspector in den Aemtern Hofheim, Eppstein, Kastel, Eltville, Rüdesheim, Caub mit Sitz und Stimme in der Bau- und Chausseecommission nach Wiesbaden versetzt und außerdem mit der Leitung des Uferbaus am Main beauftragt wurde. Wie weit die Thätigkeit des Mannes auf jenem weiten Arbeitsgebiete unter den damaligen Verhältnissen von Erfolg sein konnte und auch wirklich gewesen ist, läßt sich heute kaum feststellen. Schwerlich wird er aber den ihm hier gestellten, für das Land so bedeutsamen Aufgaben in der Weise und in dem Maße sich haben hingeben können, wie er selbst es wünschte und die Sache es gefordert hätte. Sehr bald wurde sein künstlerisches Schaffen für anderweitige Unternehmungen, durch deren umfassende und glückliche Ausführung er namentlich für die Stadt Wiesbaden sich hohes Verdienst erwarb, nutzbar gemacht. Im Auftrage des Herzogs Friedrich August übernahm er damals die Ausarbeitung der Entwürfe für die geplante Erweiterung und Verschönerung der Residenzstadt Wiesbaden. Seine besondere Aufgabe war hier der Bau eines Gesellschaftshauses, welches sich als unentbehrlich für das damals frisch aufblühende Kurleben der Stadt herausgestellt hatte. Für diesen noch jetzt bestehenden weltbekannten Bau, das Kurhaus (ohne die erst weit später errichteten Colonnaden) wurde im J. 1808 der Grundstein gelegt. Zwei Jahre später, im J. 1810, war der noch heute in allen seinen Theilen so wirksame Bau vollendet und konnte die Eröffnung stattfinden. Mit dem sodann von ihm entworfenen und im J. 1813 ausgebauten „Neuen Palais“, dem jetzigen Museumsgebäude, wurde die Bebauung der gleichfalls damals angelegten, sich an den Kuranlagen hinziehenden Hauptstraße der Stadt, der Wilhelmstraße, eingeleitet. Goethe selbst, der im J. 1814 Wiesbaden besuchte, spricht sich anerkennend über die Talente der Architekten Götz und Zais aus und rühmt die trefflichen unter Leitung derselben begonnenen Bauten und Anlagen. Bei dem fortschreitenden Ausbau dieser Straße durch Privatbauten stellte Z. sich selbst an die Spitze der Unternehmer. Er hatte eine größere Baustelle gegenüber dem neuen Kurhause erworben, welche der Herzog

durch Schenkung der anliegenden Grundstücke vergrößerte. Hier begann Z. im J. 1818 den Bau eines großen, mit Badeanlagen verbundenen Gasthauses, der weithin bekannten „Vier Jahreszeiten“, dessen Vollendung er jedoch nicht erlebte. Verdruß über die ihm bei seinem Bau entgegentretenden Hindernisse soll ihn, wie Nagler berichtet, auf das Sterbelager geworfen haben. Er starb zu Wiesbaden am 26. April 1820.

Acten. — Mittheilung des Königlichen Haus- und Staatsarchivs zu Stuttgart. — Nagler, Künstlerlexikon. — Wagner, Geschichte d. Karlsschule.

W. Sauer.

Zaisberger: Benno Z., regulirter Chorherr, geboren 1684 zu Erding in Oberbaiern, † am 10. Mai 1750. Er trat im J. 1703 zu Beuerberg in Oberbaiern in den Orden der Augustiner Chorherren ein. Später wurde er Doctor der Theologie und apostolischer Notar und war in seinem Stift als Professor und Novizenmeister und als Decan der Collegiatkirche thätig. Zuletzt war er Pfarrer in Minsing. (Der Name ist auf den Titeln seiner Schriften zuweilen auch Zaisperger geschrieben.) — Von Zaisberger's litterarischer Thätigkeit ist zuerst das aus seinen Lehrvorträgen hervorgegangene, zunächst für die Unterweisung der Novizen seines Ordens bestimmte Lehrbuch der Ascetik zu nennen: „Tyrocinium canonicum, ad mentem sanctorum Patrum, praesertim illuminatissimi Ecclesiae orthodoxae Doctoris S. P. N. Augustini, et angelici S. Thomae Aquinatis, in Tractatu ascetico, theorico-practico, pro solida novellorum Canonicorum institutione . . . nova ac scholastica methodo expositum“ (2 Quartbände; Pars I: Frisingae 1721; Pars II: Augustae 1723). Ferner: „Summarium Privilegiorum Congregationis Canonicorum regularium Lateranensis“ (Monachii 1738). Die wichtigsten Urkunden, welche sich auf die dem Orden verliehenen Privilegien beziehen, hatte er auch in einer Gratulationsschrift an den Abt Ivo von Diessen zusammengestellt: „Corona sacra ex floribus perpetuis ac rosis vernantibus in spirituali viridario Lateranensi collectis connexa“ (Monachii 1720). Eine Dissertation: „Unio physica inter Thomistas et recentiores controversa“ (Monachii 1715) hatte er als Professor der Philosophie zur Grundlage einer unter seinem Präsidium gehaltenen Disputation drucken lassen. — Handschriftlich besitzt die Münchener Hof- und Staatsbibliothek von ihm einen „Commentarius in regulam S. Augustini“ vom Jahre 1727, Cod. lat. Mon. 5142—5146; der letzte Theil, Cod. 5146, enthält ferner von ihm einen „Discursus historico-chronologico-criticus de communi vita“. In Cod. lat. Mon. 1906 sind neben Briefen von Andern auch solche von Z. enthalten.

J. A. Zunggo, Historiae generalis et specialis de Ordine Canonicorum regularium S. Augustini Prodromus, T. II (Ratisbonae 1745), p. 693. — Cl. A. Baader, Lex. verstorb. Bair. Schriftsteller, Bd. I, 2 (1824), S. 342.

Lauchert.

Zallinger: Jakob Anton zum Thurm von Z., geboren zu Bozen am 26. Juli 1735 und † am 11. Januar 1813. Er machte die Vorstudien in seiner Vaterstadt, die philosophischen in Innsbruck, trat am 9. October 1753 in den Orden der Jesuiten ein, wurde nach siebenjährigem Studium Lehrer an den unteren Schulen in München, später in Trient, hierauf Lehrer der Philosophie durch sieben Jahre in München, Dillingen und Innsbruck, wo er nach Aufhebung des Ordens blieb. Im J. 1777 wurde er Professor des kanonischen Rechts in Augsburg, zuletzt Rector des dortigen Lyceums. Ein Jahr brachte er auf Veranlassung des Nuntius zu Regensburg in Rom zu. Er verfaßte eine Reihe von Werken physikalischen, philosophischen, natur- und kirchenrechtlichen Inhalts. Für die Philosophie gehört er zu den katholischen Hauptvertretern jener Zeit namentlich durch die „Interpretatio naturae, seu philo-

sophia Newtoniana methodo exposita et academicis usibus accommodata“ (1773, 3 vol.), welche die Newton’sche Theorie entwickelt, vor allem aber durch die „Disputationum philosophiae Kantianae libri duo“ (1799, 2 p.), welche eine Widerlegung beziehungsweise Kritik der Lehre Kant’s von der Vernunft enthalten; er steht auf dem Standpunkte der Wolff’schen Philosophie. Auf dem Rechtsgebiete hat er mehrere Werke über Kirchenrecht veröffentlicht, mit welchen er das Naturrecht verbunden in einigen darstellt. Ihm ist das Kirchenrecht systematisch ein Theil des Naturrechts; das Kirchenrecht zerlegt er im Geiste jener Zeit in öffentliches und privates. Er gehörte zu den strengen Verfechtern der Curie, trat in zwei Schriften gegen den Emser Congreß und als Verfechter des Rechts der Nuntien insbesondere bezüglich der Ertheilung von Dispensen auf.

Gradmann, Gel. Schwaben, S. 800. — de Backer IV, 747. — Werner, Gesch. d. kath. Theol., S. 275 ff. — Meine Gesch. III, 250. — v. Wurzbach 59, 114. v. Schulte.

Zallwein: Gregor Z., Kanonist, geboren zu Oberviechtach (Oberpfalz) am 20. October 1712, † zu Salzburg am 9. (nach Zauner 6.) August 1766. Seine Gymnasialstudien machte er in Regensburg und Freising, trat dann am 15. November 1733 in das Benedictinerstift Wessobrunn als Novize ein mit Aenderung des Taufnamens Georg Adam in Gregor, legte das Gelübde ab und studirte im Ordenshause die Theologie, in Salzburg die Rechte. Nachdem er im J. 1739 die juristische Prüfung bestanden hatte, bekleidete er im Kloster das Amt des Novizenmeisters, eines Lectors der Theologie und Priors (1744), folgte dann dem Rufe des Erzbischofs von Salzburg Grafen v. Thun als Rector des Clerikalseminars zu Straßburg in Kärnten, erhielt 1749 die ordentliche Professur des kanonischen Rechts in Salzburg, wurde Dr. iur. utr. und erzbischöflicher Kirchenrath, am 2. April 1759 Rector der Universität und Geheimrath, welches Amt er bis zum Tode versah. Er veröffentlichte nebst anderen Schriften von 1752—1760 eine Anzahl von Dissertationen aus dem kanonischen Rechte, die zuerst 1763 unter dem Titel „Principia iuris ecclesiastici universalis et particularis Germaniae“ als einheitliches Werk erschienen. Sie gehören zu den besten jener Zeit, haben an sich einen bedeutenden Werth, namentlich wegen guter historischer Studien, Kenntniß der Litteratur, auch der protestantischen, Berücksichtigung des particulären Rechts und als einer der besten und ersten Versuche einer Geschichte des deutschen Kirchenrechts, sowie wegen der gemäßigten Ansichten des Verfassers. Schriften besonders bei Baader.

Biogr. vor der 2. Ausg. der Principia. Augsb. 1781 (hsg. von Kleinmayr). — Bibl. Bened. II, 272. — Siebenkees, N. Mag. I, 524. — Verz. aller akadem. Prof. zu Salzburg, S. 112. — Baader I, 2. S. 342. — v. Wurzbach 59, 117. — Meine Gesch. III, 218. v. Schulte.

Zamminer: Friedrich Z., ein Mathematiker und Physiker, geboren als Sohn des Oberforstraths Johannes Z. am 26. October 1817 zu Darmstadt, † am 15. August 1858 zu Gießen (nicht 1856 wie die Lexika schreiben). Er besuchte in Darmstadt die Schule und studirte dann in Gießen auf der Universität, wo er bei Heyer (s. A. D. B. XII, 368), Umpfenbach, Justus Liebig und Schmidt Naturwissenschaften, Chemie, Physik u. a. hörte. 1838 studirte er zwei Semester in Tübingen, bestand darauf in Gießen im April 1840 das Examen pro venia legendi und promovirte ebenda um dieselbe Zeit zum Dr. phil. 1841 erhielt er provisorisch und am 2. Decbr. 1842 definitiv das Directorat der Realschule zu Michelstadt im Odenwald. Am 4. Januar 1843 kam er um die venia legendi als Privatdocent an der Universität Gießen ein, die er auch sofort erhielt. Am 3. October 1843 wurde er zum außerordentlichen Professor in der

philosophischen Facultät ernannt, mit den Fächern: Mathematik und Physik. Die anfängliche Remuneration betrug nur 200 fl., stieg aber von 1848 ab auf 400, 500, 800 und im J. 1857 auf 1000 fl. Er war verheirathet mit der Tochter eines Bierbrauers Namens Loos. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm durch Kränklichkeit verbittert. (Nach den Universitätsacten zu Gießen.)

Seine ersten im Druck erschienenen Arbeiten sind: „Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie“ (1838); „Ueber den Grundsatz der kleinsten Wirkungen“ (1842); „Die Physik in ihren wichtigsten Resultaten“ (1852); „Die Physik der Erdrinde und der Atmosphäre“ (1853).

Bekannter ist seine auf Musik bezügliche Arbeit, die ihrer Zeit sogar Aufsehen erregte: „Die Musik und die musikalischen Instrumente in ihrer Beziehung zu den Gesetzen der Akustik“ (mit Holzschnitten. Gießen 1855). In populärer Weise erklärt er die akustischen Gesetze, ihre Beachtung beim Bau der Instrumente und läßt dabei die mathematisch-physikalische Grundlage nicht außer Acht. Er sucht den Musiker und Dilettanten über die Vibration der Saiten, die Schwingungen der Luft aufzuklären, führt die Lehrsätze Mersenne's, Bernoulli's, Chladni's, Savart's, Seebeck's und vor allem Wilhelm Weber's an, bespricht ihre Untersuchungen und die Resultate. Z. ist sich wol bewußt, daß die Wissenschaft seiner Zeit auf diesem Felde noch weit zurück ist, aber, fügt er hinzu: „das Abgeschlossene und Fertige, ist es nicht was anzieht und denkende Geister beschäftigt, darum glaubte ich den Leser auch an solche Beete führen zu dürfen, wo eben erst Keime sprießen“. Z. verfolgt in seinem Buche keine streng systematische Anordnung, sondern plaudert von der Violine, von der Akustik der Gebäude, geht zu den harmonischen Obertönen über, spricht dann über die Schwingungen von Platten, Glocken, Häuten und Stäben, woran sich ein Abschnitt über Resonanz anschließt. Im Abschnitt 9 spricht er von Flöten- und Zungenpfeifen, im 12. Abschnitt über Stimmung und Tonmessung u. s. f. Zu vollständigeren Resultaten auf diesem Gebiete gelangte erst Helmholtz in seinen acht Jahre später erschienenen „Tonempfindungen“. — Z. schrieb ferner: „Ueber die Magnetisirung von Eisenstäben durch den galvanischen Strom“, mit H. Buff (Liebig's Annalen LXXV, 1850); „Ueber den Winkel der optischen Axen zweiaxiger Krystalle“ (ebd. LXXVI, 1850); „Ueber die Berechnung der Axenwinkel zweiaxiger Krystalle“ (ebd. XC, 1854); „Ueber die Schwingungsbewegung der Luft“ (Pogg. Annalen XCVII, 1856).

Scriba, Lex. — Poggendorff, Handwörterb. Rob. Eitner.

Zampis: Anton Z., Zeichner und Maler, wurde in Wien im ersten Viertel unseres Jahrhunderts geboren und starb daselbst am 22. Decbr. 1883. Seine Specialität waren humorvolle Scenen und Charakterfiguren aus dem Wiener Leben, dessen typische Gestalten vor dem Jahre 1848 er in seinen Zeichnungen mit culturhistorischer Treue schilderte. Seit dem Jahre 1848 verlegte er sich auf satirische Darstellungen, indem er die von Franck redigirte „Satirische Chronik von Wien“ illustrirte. Später kehrte er wieder in das alte Geleise zurück und beschäftigte sich wieder mit Zeichnungen aus dem Leben und Treiben der Kaiserstadt an der Donau. Mehr und mehr aber gerieth er in Vergessenheit, so daß er in ziemlich hohem Alter in Armuth und Herzeleid starb.

Wurzbach LIX, 152—154. H. A. Lier.

Zan: Bernhard Z., Goldschmiedgesell, lebte um 1580 in Nürnberg und stand mit dem Goldschmied Stephan Hermann in Ansbach in Verbindung. Er verfertigte zwei noch heute als Vorlagen sehr geschätzte Folgen gepunzter Goldschmiedsmuster, von denen die eine Muster für Becher, die andere solche für Becher, Pokale, Krüge, Schaalen u. s. w. mit Menschen- und Thierköpfen, Fruchtbouquetts, Blumen und Laubwerk, Roll- und Schweifarabesken enthielt.

Vgl. Andr. Andresen, Der deutsche Peintre-Graveur III, 256—262. Leipzig 1866. — J. E. Wessely, Gesch. d. graph. Künste, S. 73. Leipzig 1891. H. A. Lier.

Zanach: Jakob Z. aus Bautzen, protestantischer Schriftsteller aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Als Buchhändler zu Zerbst gab er 1606 ein Verzeichniß von Bibelcommentaren („Elenchus alphabeticus autorum“, Servestae 1606; angeblich auch 1591 und 1608) und 1614 zu Leipzig eine „Regenten oder Kayser-Chronica biß auff K. Matthiam I.“ heraus. Sein Hauptwerk sind die unter dem Pseudonym Didacus Apoliphtes Lusatus erschienenen „Historischen Erquickstunden“ (4 Theile in 5 Octavbänden, Leipzig 1609 bis etwa 1618; wiederholt aufgelegt bis 1628). Der erste Band, dessen Vorwort zu Lübben an der Spree am 1. September 1609 unterzeichnet ist, erinnert zwar durch den Titelzusatz ‘I hore de recreation’ ausdrücklich an den Italiener Lodovico Guicciardini, mit dessen Apophthegmenbuch ihn deshalb Gervinus (Gesch. der deutschen Dichtung[4] 3, 70) zusammenhält; enger jedoch schließt Z. sich an eine bisher wenig beachtete Gruppe protestantischer Theologen an, die theils an Luther's Tischreden, theils auch an die mittelalterliche Exempellitteratur anknüpfend Geschichten aus der Bibel, dem classischen Alterthum und der neueren Zeit als Beispiele für einzelne Lehrsätze oder menschliche Verhältnisse zusammenstellen, wie J. Gast, J. Manlius, A. Hondorff, W. Bütner, Z. Rivander, S. Meigerius, Mich. Saxe. Zanach's Werk enthält nach seiner schwer controllirbaren Angabe anfangs (1609) 1500, später (1624) 2100 Historien. In den drei ersten Theilen, die das Staats- und Familienleben und den Wechsel von Glück und Unglück behandeln, beschränkt sich der Autor durchweg auf trockene Auszüge aus Geschichtswerken; erst in den zwei Bänden des 4. Theils, der von dem beliebten Eintheilungsprincip der zehn Gebote ausgeht, wendet er sich auch Novellen- und Schwankstoffen zu, in denen die Darstellung lebendiger und farbenreicher wird. Ein 5. Theil, der nach dem ursprünglichen Plane biblische Geschichten aus dem alten und neuen Testamente bringen sollte, scheint nicht zum Druck gelangt zu sein.

J. D. Schulze, Supplement zu Otto's Lexikon d. oberlausitzischen Schriftsteller 1821, S. 480. — Goedeke, Grundriß[2] 2, 128. — Meßkatalog zur Frankfurter Fastenmesse 1618, Bl. D 4a. J. Bolte.

Zanchius: Hieronymus Z. (eigentlich Zanchi), reformirter Theologe, ausgezeichneter Dogmatiker, geboren am 2. Februar 1516 zu Alzano b. Bergamo in der Lombardei, † am 19. November 1590 in Heidelberg. Seinen Vater Francesco Terenzio Z., Lic. jur. zu Alzano verlor er schon in seinem zwölften Jahre durch den Tod. Derselbe hatte sich als Dichter und Geschichtsschreiber in seinem Vaterlande hervorgethan. Den ersten Unterricht hatte Z. bei seinem Vater genossen, hierauf bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahre die Schule seines Wohnortes besucht. Auf den Rath seines Oheims Eugenio Mozzi Morlotti, sowie dreier Vettern, welche alle der Congregation der regulirten Augustiner-Chorherrn angehörten, trat er nun in dieselbe zu Bergamo ein und betrieb mit großem Eifer das Studium der classischen Sprachen, des Aristoteles und der Scholastiker. Wenige Jahre später wurde er Chorherr zu Lucca, wo er durch Peter Martyr Vermigli, welcher im J. 1541 Prior des Klosters San-Frediano geworden, für die Idee der Reformation gewonnen wurde. Der Inquisition verdächtig floh er 1550 nach Graubünden, wo er sich acht Monate aufhielt, und dann nach Genf, wo er mit größtem Eifer die Vorlesungen und Predigten des großen Reformators Calvin hörte. Auf Betreiben Vermigli's, der inzwischen nach Oxford gezogen, hatte Z. einen Ruf nach England erhalten. Im Begriffe, dahin zu reisen, kam ein anderer von Straßburg an ihn, als er sich eben bei

seinem Landsmanne und zukünftigen Schwiegervater Celio Secondo Curione zu Basel aufhielt. Im März 1553 trat er in Straßburg die Professur des Alten Testamentes mit einer Rede über den Beruf eines Lehrers der Theologie an. Weil er aber behauptete, derselbe bestehe darin, Gottes Wort rein, gewissenhaft und frei d. h. unabhängig von menschlicher Autorität auszulegen, so zog er sich gleich anfangs das Mißfallen des Präsidenten des Kirchenconvents, des Dr. Johann Marbach, der zugleich als Professor der College des Z. war, zu. Dieser, an der Spitze einer strenglutherischen Strömung stehend, welche das alte reformirte Bekenntniß Straßburgs, die Tetrapolitana, zu verdrängen suchte, entdeckte bald den Gegensatz, in dem sich Z. zu ihm befand. Zu offener Feindseligkeit zwischen beiden kam es jedoch erst, als Marbach gelegentlich der zu Ehren des am 19. April 1560 verschiedenen Melanchthon von dem Rector Johann Sturm veranstalteten Feierlichkeit die vor kurzem erschienene Schrift seines Freundes Tilemann Heßhus: Responsio ad praejudicium Melanchthonis de controversia Coenae Domini in Straßburg mit falscher Angabe des Druckortes Magdeburg nachdrucken lassen wollte und Z. dafür Sorge trug, daß dieses Pamphlet voll Schmähungen auf den Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, auf dessen Theologen und auf Melanchthon unterdrückt wurde. Von nun an suchte Marbach Z. überall zu verdächtigen und brachte es dahin, daß die weitere Ausgabe eines Werkes von Z. „de perseverantia“ ebenfalls verboten wurde. Bis dahin bestand in der Lehre der Praedestination in Deutschland wie in der Schweiz eine völlige Einhelligkeit. Jetzt trat Marbach als offener Gegner gegen dieselbe auf und suchte Z. als Irrlehrer bei seinen Zuhörern zu verdächtigen. Diesem, seit 1555 Kanonikus des Thomascapitels, stand treu sein Freund Sturm, der Propst des genannten Capitels war, zur Seite; er erlangte vom Magistrat die Bewilligung einer Disputation, in welcher Z. sich rechtfertigen könnte. Z. hatte die von den Gegnern angefochtenen Lehrpunkte, worunter auch seine Meinung, daß der Papst nicht der Antichrist sei, in vierzehn Thesen zusammengefaßt, welche er persönlich der theologischen Facultät zu Heidelberg und zu Marburg zur Begutachtung vorlegte. Beide billigten dieselbe. In Tübingen stimmte man allen zu bis auf die Unverlierbarkeit der Gnade. In der Schweiz fand er in Genf, Zürich und Schaffhausen volle Zustimmung, während Basel eine zweideutige Stellung einnahm. Die Sache von Z. ging nunmehr vom Capitel an den Magistrat über, der sie zu schlichten suchte. Zu Anfang des Jahres 1563 wandte man sich an Württemberg, Pfalzzweibrücken und Basel um Schiedsrichter. Leider berücksichtigte man nicht den Wunsch Sturm's und Zanchius', auch die reformirten Fürsten von Kurpfalz und Hessen-Kassel anzugehen. Von Tübingen kam Jacob Andreä; von Zweibrücken wurden die Räthe Wolf v. Kötteritz, Heinrich Schwebel und der Superintendent Cunmann Flinsbach geschickt; von Basel Simon Sulzer, Ulrich Köchlin (Coccius). Außerdem hatten sich noch der württembergische Rath Kilian Bertz und Daniel v. Renchen, Vogt von Neuenburg, eingefunden. Diese Commission verhörte nun mehrere Wochen hindurch beide Parteien, aber stets getrennt, so daß Z. verborgen blieb, was mit der Gegenpartei verhandelt wurde. Nach der Meinung der Schiedsrichter wäre eine Uebereinkunft in den strittigen Punkten mit Ausnahme des Artikels vom Abendmahl, wo es sich um die leibliche Gegenwart Christi handle, leicht zu treffen. Zuletzt legte man Z. einige Artikel über die Prädestination und das Abendmahl vor, und drängte ihn zur Unterschrift. In seiner Friedensliebe unterschrieb er dieselben nach längeren Erwägungen mit dem schriftlichen Zusatze: Hanc formulam ut piam agnosco, ita etiam recipio. So war ein äußerlicher Friede zu Stande gekommen. Als aber mehrere Monate später Z. beim kanonischen Examen zweier neuer Mitglieder des Capitels von St. Thomas

den Ausdruck „unsere Confession“ auf die Tetrapolitana bezog, brach der alte Streit von neuem los. Da kam eine Berufung nach Chiavenna im Veltlin, der Z. im November 1563 folgte.

Auch hier hatte Z. mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein College Simon Fiorillo neigte zu den antitrinitarischen Grundsätzen des Sicilianers Camillo, der wenige Jahre vorher in Chiavenna viele Verwirrung angerichtet hatte. Z. stieß auf großen Widerstand, als er strenge Kirchenzucht einführen wollte. Zu Anfang des Jahres 1564 brach die Pest dahier aus. Der Gottesdienst wurde, der Ansteckung zu entgehen, im Freien gehalten. Bei der Feier des Abendmahles brachte Jeder seinen eigenen Becher mit. Da die Seuche weiter um sich griff, ersuchten die Gemeindeglieder ihre beiden Pastoren, sich zurückzuziehen, um sich ihnen zu erhalten. Z. zog zu seinem Schwager Lorenzo a Lumaga in Piuri, dessen Schwester seit 1557 seine zweite Gattin war. Daselbst auf einem Berge wohnend, sammelte er das Material zu einer Geschichte seiner Streitigkeiten mit Marbach in Straßburg. Dieselbe wollte er in der Form eines Sendschreibens an den Landgrafen Philipp von Hessen darlegen und die wichtigsten Actenstücke in einem Anhange folgen lassen. Nach seiner Rückkehr nach Chiavenna vollendete er seine Schrift und gab sie an Oporin in Basel zum Drucke ab. Aus besonderen Gründen unterbrach er diesen Druck und ließ ihn nachher bei Crespin in Genf vollenden. Das Werk erschien 1566, als bereits der genannte Landgraf gestorben war, unter der Aufschrift: „Miscellanea theologica“.

Inzwischen war die Stellung seines Collegen Fiorillo in Chiavenna zu ihm immer feindseliger geworden. Derselbe verlangte jetzt Zanchius’ Absetzung. Vergebens suchte die rhätische Synode beide zu versöhnen. Z. wurde von seiner Gemeinde verabschiedet und begab sich im Juli 1567 nach Piuri, wo er zwei Monate später einen Ruf nach Heidelberg erhielt, um „die Summe der Theologie nach der heil. Schrift und den Kirchenvätern per locos communes“ zu lehren. Seine Antrittsrede hielt er daselbst am 12. Februar 1568 über die Nothwendigkeit, das Wort Gottes in seiner Reinheit zu bewahren. Am 21. Juni erwarb er sich, den Statuten der Universität zu genügen, die Doctorwürde in der Theologie, wobei er einige Thesen über die Nothwendigkeit der Kirchenzucht und der Excommunication vertheidigte. Dieselben fanden heftige Opposition bei dem theologisch gebildeten Arzte Erastus und den beiden Predigern Neuser und Sylvanus, welche in der Folge als Antitrinitarier sich bekannt machten. Neuser wurde in der Türkei Mohamedaner, Sylvanus wurde zu Heidelberg enthauptet im December 1573, nachdem er durch Z. im Gefängnisse zur Erkenntniß seiner Irrlehren gebracht worden war. Im letztgenannten Jahre hatte Z. auch ein Werk wider den Antitrinitarismus: „De tribus Elohim sive de uno vero Deo aeterno, patre, filio et spiritu sancto“ erscheinen lassen.

Der Tod des Kurfürsten Friedrich III. am 26. October 1576 und die durch dessen Nachfolger, den eifrigen Lutheraner Ludwig VI. inscenirte lutherische Reaction in der Kurpfalz nöthigte Z. mit den übrigen Koryphäen der reformirten Theologie der Universität, einem Boquinus, Tremellius, Olevianus, Ursinus, Tossanus u. A. Heidelberg zu verlassen und im Gebiete des reformirten Pfalzgrafen Johann Kasimir, auf dem linken Rheinufer gelegen, eine Zuflucht zu suchen. Noch vor seinem Abschiede von der Neckarstadt nahm er aber Theil an dem Convente, der von genanntem Pfalzgrafen auf Veranlassung der die Reformirten aus der brüderlichen Gemeinschaft ausschließenden lutherischen Concordienformel auf den 26. September 1577 nach Frankfurt am Main berufen worden war. Mit Ursinus wurde Z. auf demselben ausersehen eine Harmonie der hauptsächlichsten Bekenntnißschriften beider evangelischen Kirchen aufzustellen.

Da Ursinus wegen seiner Kränklichkeit ablehnte, so verblieb Z. diese allein. Weil er aber darin die Behauptung aufstellte, daß die wahre Lehre, die reine Gottesverehrung und Verwaltung der Sacramente verloren gehe, wo man, wie in England, die ununterbrochene Succession der Bischöfe als wesentliches Merkmal der Kirche ansehe, so wurde seine Arbeit nicht angenommen. Pastor Salvard aus Castres führte nun solche aus. Z. gab später, 1586, seine Schrift als sein eigenes Glaubensbekenntniß unter dem Titel: „De religione christiana fides“ heraus.

Im Frühjahr 1578 wurde Z. an die eben gegründete Hochschule zu Neustadt an der Haardt berufen. Am 20. Mai begann er seine Vorlesungen an derselben als Professor der neutestamentlichen Exegese mit einer classischen Rede über die Nothwendigkeit, gelehrte Schulen zu eröffnen, als Schutz vor Barbarei und als das kräftigste Mittel, dem Staate und der Kirche zu dienen. Mehrere Berufungen kamen hier an Z., aber er lehnte sie alle ab. Immer mehr machten sich die Beschwerden des Alters bei ihm fühlbar. Als daher nach dem Tode des Kurfürsten Ludwig VI. die Neustadter Hochschule nach Heidelberg verlegt wurde, kam er um seine Emeritirung ein und blieb in Neustadt wohnen. Doch ließ er sich zu der im April 1584 zu Heidelberg zwischen lutherischen und reformirten Theologen stattgefundenen öffentlichen Disputation bewegen. So lange als möglich war er mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. In den drei letzten Lebensjahren war er fast ganz erblindet und beinahe stets krank. So oft es seine leiblichen Umstände erlaubten, reiste er nach Heidelberg, um seine lieben Freunde zu begrüßen. Auf einer dieser Besuchsreisen überraschte ihn daselbst der Tod.

Das Symbolum Zanchius' war: sustine et abstine. Sein Ansehen war unter seinen Zeitgenossen so groß, daß man ihn sowol in Gewissens- als Streitfragen theologischer Natur als Autorität ansah und sein Gutachten verlangte. Manche derselben treffen wir in seinen 1609 zu Hanau erschienenen „Epistolae“ an. Seine zahlreichen Schriften bilden noch heute eine Schatzkammer gründlicher theologischer Wissenschaft. Exegese und namentlich Dogmatik hat er mit philosophischem Talente bearbeitet. In der Philosophie folgte er Aristoteles. Wenn er auch der Theologie keine neuen Bahnen gewiesen, so hat er sich doch in dem Dogma der Prädestination, welche er mit seltener Gründlichkeit behandelte, als einen Meister bewiesen, worüber ihn die lutherischen Theologen seiner Zeit hart angegriffen haben. Seine Grabschrift in der Heidelberger Universitätskirche nennt ihn einen großen Theologen und Philosophen. Bayle nennt ihn einen der berühmtesten Theologen der Protestanten, Dr. A. Kuyper zu Amsterdam den größten Dogmatiker des 16. Jahrhunderts. Die Schriften Zanchius' gaben nach seinem Ableben seine Söhne und Schwiegersöhne im Jahre 1605 bei Matth. Berjon zu Genf in 8 Theilen in Folio (2 Bde.) heraus. Eine vollständigere Ausgabe, mit Einschluß der orationes und epistolae des Z. erschien 1619 ebenfalls in 8 Theilen, aber in 3 Bänden bei Samuel Crespin in Genf. C. Schmidt hat ein Verzeichniß der Schriften desselben aufgeführt. Ein solches findet sich auch in unserer ausführlichen Lebensbeschreibung des Z. Lange noch nach dem Tode Zanchius' fand man seine Schriften in den meisten reformirten Classicalbibliotheken in Deutschland vor.

Bayle, Diction. histor. et critiq. III. — J. Verheiden, Imag. et elogia praestant. theolog. Hagae Com. 1725. — Melch. Adam, Decades duae cont. vitas Theol. exteror. Francof. 1653. — Gir. Tiraboschi, Storia della Letteratura Italiana VII. Milano 1824. — P. Dom. Rosii Hist. Reformationis Eccl. Raeticar. I. Lindav. 1772. — Jo. Fechtius, Hist. eccl. Seculi XVI. Supplem. Durlaci 1684. — Corpus Reformatorum: Calvini

opera. Tom. XV, XVI, XVII, XVIII. — The Zurich Letters II. Cambr. 1845. — J. Ph. Kuchenbecker, Analecta Hassiaca. Coll. VIII. Marb. 1732. — Alex. Schweizer, Die Centraldogmen der reform. Kirche I. Zürich 1854. — Memorie istoriche e letterarie della vita e delle opere di Girol. Zanchi dal conte e cavaliere Giambattista Gallizioli. Bergamo 1785. — C. Schmidt, Girolamo Zanchi in den Theolog. Studien u. Kritiken v. 1859. — Hieron. Zanchius von Fr. W. Cuno im Evangel. Sonntagsboten aus Oesterreich v. 1866 u. 1867, sowie im Amsterdamsch Zondagsblad v. 1889. — Derselbe, Zur Erinnerung an Dr. Casp. Olevianus. Barmen 1887. — Derselbe, Daniel Tossanus der Aeltere. Amsterdam 1898.

Cuno.

Zander: Christoph Eduard Z., Maler, Architekt, Naturforscher und Reisender, wurde am 22. October 1813 (nicht, wie Seubert, Allgem. Künstlerlexikon[2] 3, 623 angibt, 1843, auch nicht, wie Larousse, Grand Dictionnaire universel 15, 1456 behauptet, 1834) in dem anhaltischen Städtchen Radegast bei Köthen aus unbemittelter Familie geboren. Er genoß keine höhere Schulbildung, sondern erlernte zunächst die Landwirthschaft. Da er sich jedoch von diesem Berufe nicht befriedigt fühlte, weil er seinen künstlerischen und technischen Fähigkeiten und Neigungen allzu wenig entsprach, ging er zur Malerei über. Er begab sich nach München, betrieb hier eifrig das Studium seiner Kunst und beschäftigte sich nebenbei auch mit der Architektur, dem Artilleriewesen und der Botanik, was ihm später sehr zu statten kam. Nach der Vollendung seines Studienganges bemühte er sich, seinen Lebensunterhalt als Maler und Zeichner zu verdienen. Da ihm dies aber nicht gelang, und da er überdies einen lebhaften Reisetrieb in sich verspürte, beschloß er auf den Rath einiger Freunde, nach Abessinien auszuwandern, wo sich damals eine ganze Anzahl deutscher Abenteurer, Handwerker, Techniker und Gelehrter aufhielt. Der bekannteste unter diesen war der schwäbische Naturforscher Wilhelm Schimper, der damals als Statthalter der abessinischen Landschaft Antitscho im Dienste des Theilfürsten Ubié von Tigré stand und neben umfassenden geologischen Untersuchungen im Auftrage des Pariser botanischen Gartens das Pflanzensammeln im großen Maßstabe betrieb. Zu ihm beschloß Z. zu gehen, um ihm bei seinen naturwissenschaftlichen Forschungen behülflich zu sein. Nach einer langwierigen und gefahrvollen Fahrt durch das Rothe Meer landete er am 12. September 1847 im Hafen von Massaua. Nachdem er sich einigermaßen über die Verhältnisse des Landes und des Volkes unterrichtet hatte, stieg er durch den Tarantapaß nach dem abessinischen Hochlande hinauf und schrieb von Halai aus an Schimper einen Brief, in welchem er ihn von seiner Ankunft und seinen Absichten in Kenntniß setzte und um freundliche Aufnahme und Förderung bat. Schimper zeigte sich indeß keineswegs geneigt, auf seine Wünsche einzugehen, da er schon mehrfach von deutschen Abenteurern behelligt und ausgenutzt worden war. Er antwortete deshalb ablehnend und verweigerte Z. die Aufnahme. Dieser ließ sich indessen nicht abschrecken, sondern beschloß, trotzdem nach Antitscho vorzudringen. Nach einem beschwerlichen und lebensgefährlichen Marsche durch verwüstete, von Räuberbanden durchstreifte Gegenden erreichte er glücklich sein Ziel und wurde von Schimper, auf den er einen günstigen Eindruck machte, wider Erwarten freundlich aufgenommen. Schimper ernannte ihn zu seinem Gehülfen, übertrug ihm allmählich eine Reihe von Verwaltungsgeschäften und verwendete ihn außerdem zu naturwissenschaftlichen Excursionen in die nähere und weitere Umgebung seines Wohnortes. Z. lernte auf diese Weise Land und Volk gründlich kennen, legte zoologische, botanische, mineralogische und ethnographische Sammlungen an und entwarf zahlreiche wohlgelungene Zeichnungen der merk-

würdigsten Naturgegenstände. Nach einiger Zeit wurde er auch mit Schimper's Gönner, dem Theilfürsten Ubié bekannt. Dieser fand Wohlgefallen an Zander's technischen Fertigkeiten, zog ihn deshalb an seinen Hof und ernannte ihn zu seinem Ingenieur und Baumeister. Als solcher erbaute er unter anderem die Kirche von Debr Eskié in der Landschaft Semién, die dadurch für alle Zeiten merkwürdig ist, daß in ihr am 11. Februar 1855 Kaiser Theodor vom Oberpriester der äthiopischen Kirche zum Negus Negesti, also zum Herrscher über das gesammte Abessinien gekrönt wurde. Z. wußte sich durch seine Tüchtigkeit und Vielseitigkeit, sowie durch die Ehrenhaftigkeit seines Charakters am Hofe von Tigré schnell allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Ubié, der ihm seine volle Gunst zuwandte, beschenkte ihn mit Vieh und Ländereien, erhob ihn in den Adelstand und verheirathete ihn mit einem schönen 14jährigen Gallamädchen, von der er eine Tochter bekam. Leider dauerte dieser glückliche Zustand infolge der ungünstigen politischen Verhältnisse des Landes nicht lange. Um 1850 wurde nämlich der junge energische Kasa, der sich später Theodor nannte und unter diesem Namen der Geschichte angehört, Herr der im mittleren Habesch gelegenen Landschaft Amhara. Er faßte den Plan, das ganze, seit 80 Jahren von Parteikämpfen zerrissene und deshalb nach außen völlig ohnmächtige Abessinien unter seinem Scepter zu vereinigen und das alte äthiopische Reich in vollem Glanze wiederherzustellen. Er forderte die Theilfürsten, unter ihnen auch Ubié, auf, ihm Tribut zu entrichten und seine Oberherrschaft anzuerkennen. Ubié verweigerte die Zahlung und rüstete sich zum Kriege, unterlag aber am 9. Febr. 1855 in der Schlacht von Debraski, worauf Theodor ganz Tigré unterwarf und den Titel eines Kaisers von Aethiopien annahm. Z. befehligte in der Schlacht die Artillerie Ubié's, ging aber, als er sah, daß alles verloren war, zu Theodor über und trat in dessen Dienste. Er erwarb sich in kurzer Zeit in hohem Grade das Vertrauen des Negus, der ihn zum Hüter seines Arsenals und Schatzhauses auf der befestigten Insel Gorgora im Tanasee ernannte und ihm später nicht nur hohe militärische Ehrenstellen, sondern auch die Würde eines Ministers übertrug. Als solcher unterstützte er den Kaiser bei der Anbahnung und Durchführung seiner vielseitigen staatlichen und kirchlichen Reformen. In dieser einflußreichen Stellung erhielt sich Z. bis zum Jahre 1868, in dem es zu dem bekannten Kriege Englands gegen den Negus kam. Die Engländer rückten unter der Führung des Generals Sir Robert Napier vor Theodor's Felsenfestung Magdala, in die sich auch Z. mit der Artillerie des Kaisers zurückgezogen hatte. Als Theodor an jeder Rettung verzweifelte, erschoß er sich am 14. April. Seine Truppen ergaben sich den Belagerern. Z. überlebte seinen Herrn, den er von ganzem Herzen liebte und achtete und dem er bis zuletzt die Treue bewahrte, nur wenige Monate. Bereits am 29. September 1868 starb er zu Mulkutto oder Malkatto, einem Hafenorte des Rothen Meeres südlich von Massaua.

Er hinterließ zwar keine gedruckten Schriften, wol aber mehr als 100 Bleistift- und Federzeichnungen von abessinischen Landschaften, Naturgegenständen, Bauwerken und Volkstypen, ferner eine werthvolle, 1859 in Magdala verfaßte Abhandlung über die Landwirthschaft Abessiniens, sowie Notizen über allerlei von ihm selbst angestellte geologische und meteorologische Beobachtungen. Alle diese Werke gingen in den Besitz des Herzogs Leopold Friedrich von Anhalt über. 1869 hat Richard Andree in seinem Werke „Abessinien, das Alpenland unter den Tropen“ sowol einen großen Theil der Zeichnungen, als auch die erwähnte Abhandlung sammt dem Bilde und einer kurzen Lebensbeschreibung Zander's veröffentlicht. Viktor Hantzsch.

Zander: Johann Wilhelm Z., Missionar und Prediger der Brüdergemeine, wurde am 25. Juli 1716 in Quedlinburg geboren und erhielt seine

theologische Ausbildung im Seminar der Brüdergemeine. Im J. 1741 folgte er Büttner nach Nordamerika und war dann in den Jahren 1742—1761 als Missionar in Surinam thätig. Nach seiner Rückkehr nach Europa diente er der Gemeine als Prediger in Holland, wo er am 19. Juni 1782 in Blockzyl starb. In dem heute im Gebrauch befindlichen Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeine rührt die erste und dritte Strophe des Liedes Nr. 814: „Heilger Kirchenfürste, deine Schar der Wahl ruft" von ihm her.

Vgl. (Christ. Gregor) Histor. Nachricht v. Brüder-Gesangbuch d. Jahres 1778. 2. Aufl. Gnadau 1851, S. 215. — Gesangb. d. ev. Brüdergemeine. Gnadau 1893, S. 630. H. A. Lier.

Zang: Christoph Bonifacius Z., tüchtiger Wundarzt des vorigen Jahrhunderts, wurde 1772 zu Frickenhausen am Main (Württemberg) geboren. Er machte seine Studien in Wien und wurde hier Doctor der Chirurgie. Nach und nach rückte er zum k. k. Regimentsarzt vor, erlangte 1806 sogar die Professur der Chirurgie und chirurgischen Klinik an der medicinisch-chirurgischen Josefs-Akademie, wurde ordentlicher Beisitzer der permanenten Militärsanitätscommission, 1812 mit dem Titel eines k. k. Rathes, sowie Stabsfeldarzt. 1834 wurde er auf seinen Wunsch quiescirt und starb zu Wien am 10. September 1835. Z. führte auch seit 1812 den medicinischen Doctortitel, den er honoris causa von der Würzburger Facultät erlangt hatte. Von seinen Schriften sind bemerkenswerth die Erstlingsarbeit, betitelt: „Würdigung der von Herrn Professor Kern in Vorschlag gebrachten neuen Methode, Wunden zu heilen" (Wien 1810), worin er in gründlicher Weise die für und wider Kern's Methode vorgebrachten Arbeiten und Argumente einer Prüfung und Sichtung unterwarf, ferner die „Darstellung blutiger heilkünstlerischer Operationen, als Leitfaden zu seinen akademischen Vorlesungen und für operative Heilkünstler" (Wien 1813 bis 1821, 4 Thle., 3. Aufl. ebd. 1823; italienisch von G. B. Manfredini, Modena 1820—23). Dieses Werk besitzt als eines der vollständigsten, deutlichsten und rationellsten Handbücher jener Zeit auch heute noch litterarischen Werth.

Biogr. Lex. VI, 356. Pagel.

Zanger: Johann Z., Rechtsgelehrter, ist geboren 1557 zu Braunschweig, studirte 1576 zu Heidelberg unter Hugo Donellus, sodann in Italien und promovirte am 2. Februar 1580 zu Basel gleichzeitig mit Hermann Vultejus. Bereits im Frühjahre 1581 wurde er Professor und Beisitzer im Hofgerichte zu Wittenberg, später dort auch Mitglied des Schöppenstuhls, des Consistoriums und des niederlausitzer Landgerichts; in allmählichem, ordnungsmäßigem Fortrücken 1594 zur ersten Professur der Rechte und zum Seniorat in der Facultät gelangt, ist er zu Wittenberg gestorben am 6. September 1607. — Z. scheint ein überaus tüchtiger Praktiker gewesen zu sein, der sich überdies durch theologische Kenntnisse auszeichnete. Von seinen Schriften sind die bedeutendsten die beiden Abhandlungen „De exceptionibus" (zuerst Wittenb. 1586) und „De quaestionibus seu torturis" (zuerst Wittenb. 1593). Sie sind sehr oft und noch sehr lange wieder aufgelegt worden, vielfach zusammen, so noch zuletzt durch Heinr. Christ. v. Senckenberg, Frankfurt a. M. 1730.

Senckenberg, in der Vorrede zu der Ausgabe von 1730. — Jugler, Beiträge zur jur. Biographie 1, 362 fg., mit weiteren Citaten.

Ernst Landsberg.

Zanger: Melchior Z., katholischer Theologe, † am 4. Januar 1603. Derselbe war von 1561 bis an seinen Tod Propst und Prediger zu Ehingen am Neckar bei Rottenburg, seit 1562 zeitweilig auch mit der Administration des Pfarramtes daselbst betraut. Nach der Angabe des Herausgebers seines

„Examen versionis Lutheri“ war er auch „ein zeitlang“ Hofprediger des Kaisers Maximilian II. In der Dedication seiner Passionspredigten gibt Z. selbst an, seine Familie habe ihren Ursprung aus dem Herzogthum Baiern. (Wie Jöcher, Gelehrtenlexikon IV, 2149, zu der Angabe kommt, Z. sei „ein Jesuit zu Maynz“ gewesen, ist nicht ersichtlich; jedenfalls ist dieselbe falsch.) — Z. veröffentlichte im J. 1580 eine polemische Schrift gegen die Protestanten: „Simplicis atque adeo prudentis Catholicorum orthodoxiae cum novatorum sectariorumque nostri exulcerati seculi idolomania collatio catholica“ (Coloniae 1580), in welcher in 19 Capiteln die Lehrgegensätze behandelt werden. In der Dedication an den Fürstbischof von Speier gibt Z. an, die polemischen Schriften des Tübinger protestantischen Theologen Heerbrand und die Verbreitung, welche dieselben fanden, haben ihn veranlaßt, ein Werk zur Vertheidigung der katholischen Kirche zu verfassen, dasselbe (ein umfangreicheres Werk) sei schon vor drei Jahren druckfertig gewesen, habe aber in diesen unruhigen Zeiten noch nicht erscheinen können; inzwischen wolle er „hanc lucubrationum suarum umbellam“ voraussenden. Am Schluß dieser Dedication wird ferner das baldige Erscheinen einer weiteren von Z. vorbereiteten Schrift: „Colloquia quinquelinguia, Hebraicc, Chaldaice, Syriace, Graece et Latine adversus Judaeos“, angekündigt; dieselbe scheint nicht erschienen zu sein. Dagegen ließ Z. im folgenden Jahre 11 Passionspredigten drucken, die er in der vorausgehenden Fastenzeit gehalten hatte: „Passionis Dominicae conciones undecim, quadragesimali tempore ad populum declamatae“ (Coloniae 1581). Das Hauptwerk Zanger's, seine Kritik von Luther's Bibelübersetzung, erschien erst nach seinem Tode: „Examen versionis Lutheri in Biblia. Das ist, Warhafftige vnd Augenscheinliche Erweisung, welcher gestalt Martinus Luther die H. Schrifft beeder deß Alten vnnd Newen Testaments, den Haupt-Sprachen vnd der gantzen Catholischen Kirchen Theologischen Verstandt zu wider, an verscheidenen Ortern vngleich verdollmetscht, mit newen Zusätzen, vnförmlichen Glossen, Vntertruckung gantzer Bücher, Versickeln, vnnd Wörtern x. gefehrlich verfälscht vnnd verkert: Dardurch dann vnser hochgeehrt liebes Vatterlandt Teutscher Nation biß anhero jämmerlich verführet vnd betrogen worden. Alles mit sonderm Fleiß, Mühe, Arbeit vnnd Kosten auß den fünff Hauptsprachen, der Hebraischen, Caldeischen, Syrischen, Griechischen vnd Lateinischen zusammen getragen“ (Meyntz 1605, fol.). Das Buch ist von Georg Zanger, Kanonikus des heil. Kreuzstifts zu Horb, einem Vetter des Verfassers, dem Druck übergeben worden, mit einer Dedication an den Erzherzog Maximilian von Oesterreich.

L. A. Haßler, Chronik der Stadt Rottenburg und Ehingen am Neckar (Rottenburg 1819), S. 139, 153. Lauchert.

Zängerle: Roman Sebastian Z., Fürstbischof von Seckau, geboren zu Oberkirchberg bei Ulm am 20. Januar 1771, † am 27. April 1848. Seine Gymnasialbildung erhielt er in dem Benedictinerstifte Wiblingen, wo er auch die philosophischen Studien absolvirte. Am 5. Februar 1792 legte er daselbst die Ordensgelübde ab, und am 21. December 1793 wurde er zum Priester geweiht. Nachdem er im J. 1797 zu Freiburg das Examen für das Lehrfach des Bibelstudiums bestanden hatte, wurde ihm 1798 die Professur desselben an der theologischen Lehranstalt des Stiftes Wiblingen übertragen. Im J. 1799 wurde er für dieses Lehramt und zugleich als Novizenmeister an das Benedictinerstift Mererau bei Bregenz versetzt, von wo er 1801 in gleicher Eigenschaft wieder nach Wiblingen zurückberufen wurde. Im J. 1802 wurde er hier zugleich Pfarrer. Er promovirte sodann in Salzburg als Doctor der Theologie und der Philosophie und wurde an der dortigen Universität im J. 1803 Professor der Exegese und Hermeneutik. 1804 erhielt er den Titel eines kurfürstlichen geistlichen Rathes; 1806 war er Decan der theologischen Facultät. Als nach der

Aufhebung des Stiftes Wiblingen die Capitulare desselben in das Stift Tyniez bei Krakau übersiedelten, verließ auch Z. am 2. November 1807 Salzburg, um sich denselben anzuschließen. Am 21. November 1807 übernahm er die Professur des Neuen Bundes und der griechischen Sprache an der Universität Krakau; am 31. December 1807 ernannte ihn der Bischof von Krakau zum Consistorialrath; 1809 war er Decan der theologischen Facultät. Im J. 1811 erhielt er, nachdem inzwischen auch das Stift Tyniez aufgehoben worden war, die Professur des Neuen Bundes und der griechischen Sprache in Prag, am 20. März 1812 die Professur des neutestamentlichen Bibelstudiums in Wien. Im J. 1815 war er Decan der Wiener theologischen Facultät; in den Jahren 1817—24 verwaltete er zugleich provisorisch das Amt des Vicedirectors der theologischen Studien; 1822 wurde er zum Domherrn an der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien und zum fürsterzbischöflichen Consistorialrath ernannt. Am 24. April 1824 wurde er von dem Erzbischof Augustin Gruber von Salzburg zum Fürstbischof von Seckau ernannt, am 10. September in Salzburg als solcher confirmirt, am 12. September consecrirt. Zugleich mit seinem Bisthum übernahm er auch die Verwaltung der seit 1808 von Seckau administrirten Diöcese Leoben. Als Bischof entfaltete er einen großen Eifer für die Hebung des religiösen Lebens in den von ihm geleiteten Diöcesen, besonders auch für die Heranbildung des jungen Clerus in seinem Clericalseminar, in welchem er auch selbst Vorträge über die Pastoralregel des hl. Gregor des Großen hielt. Er führte auch geistliche Exercitien für die Priester ein und ließ Volksmissionen abhalten. Auch die Gründung von Klöstern ließ er sich angelegen sein. Dieser Eifer, mit welchem er nur das geistige Wohl seiner Diöcesanen bezweckte, wenn ihn auch sein entschiedenes Eintreten für die kirchlichen Interessen öfter in Conflicte mit der Regierung brachte, ging aus seiner eigenen tiefen Frömmigkeit und asketischen Geistesrichtung hervor. Auch für die leiblichen Bedürfnisse der Armen sorgte er durch große Mildthätigkeit. Auch als Prediger ging Z. seinem Clerus mit seinem Beispiel voran, wie er besonders während einer Reihe von Jahren in seiner Domkirche zu Graz die Fastenpredigten hielt, die auch gedruckt erschienen: „Sechs Fastenpredigten über das hl. Buß- und Altarssacrament“ (Graz 1825); „Das Bild des Christen in sieben Fastenpredigten“ (Graz 1826); „Der leidende Christ nach dem Vorbilde des leidenden Heilandes in sieben Fastenpredigten“ (Wien 1828); „Der Christ im Kampfe zum Siege in sechs Fastenpredigten“ (Graz 1829); „Sechs Fastenpredigten über die vier letzten Dinge“ (Graz 1829). Ferner, abgesehen von einzelnen Gelegenheitspredigten: „Fest- und Neujahrspredigten, gehalten in verschiedenen Jahren in der Hof- und Kathedralkirche zu Gratz“ (Graz 1836; 2. Aufl. 1837). — Nachdem Z. am 14. April 1844 noch sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum gefeiert hatte, verfiel er im folgenden Jahre in eine schwere Krankheit, deren Folgen im J. 1848 seinen Tod herbeiführten.

F. J. Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit, Bd. II (Landshut 1820), S. 529—531. — [J. Büchinger], Gedenk- und Festbuch der Diöcesen Seckau und Leoben an den 14. April 1844, Graz 1844. — Al. Schlör, Roman Zängerle. Wien 1849. — Der Katholik, Jahrg. 1849, Nr. 70—73, S. 279 ff. — Schell im Kirchen-Lexikon von Wetzer u. Welte, Bd. XI (1854), S. 1239—1242. — P. B. Gams, Geschichte der Kirche Christi im 19. Jahrh., Bd. III, (Innsbruck 1856), S. 341—344. — Derselbe in der Theol. Quartalschrift 1879, S. 630. — A. Lindner in den Studien u. Mittheilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden, 5. Jahrg. 1884, S. 413—418. — Wappler, Geschichte der theologischen Facultät zu Wien (1884), S. 440. — M. Sattler, Collectaneen-Blätter zur Geschichte der ehemaligen Benedictiner-

Universität Salzburg (Kempten 1890), S. 653. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 59. Theil (1890), S. 82—84.

Lauchert.

Zangius: Nicolaus Z., ein Componist des 16. bis 17. Jahrhunderts, der Ende 1618 oder Anfang 1619 zu Berlin gestorben ist. Actenmäßiges Material ist bisher nur wenig bekannt und man ist daher zumeist auf die Titel seiner Druckwerke verwiesen. Sein Geburtsort ist unbekannt. Im J. 1594 erschienen als erstes Werk seine dreistimmigen Lieder, und hier bezeichnet er sich nur als ein „Musicus und Poeticus“. Da das Werk in Frankfurt a. O. erschien, so wird man nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß er auf der dortigen Universität studirte oder studirt hatte. 1597 ist er bereits in einer amtlichen Stellung als bischoflich fürstlich braunschweigischer Capellmeister, 1603 findet man ihn als Kapellmeister in Danzig mit dem Zusatze „Ksl. Majestät Hofdiener“ (aulicus). Er muß dann gegen 1609 die Stellung in Danzig aufgegeben haben und an den Ksl. Hof in Prag unter Kaiser Rudolf II. gegangen sein, denn in diesem Jahre gab er sein Magnificat in Prag heraus und bezeichnet sich nur mit Sr. Majestät des Kaisers Hofdiener („Sacrae Caesareae Maiestatis Aul. Fa.“). Ebenso bezeichnet er sich in den Jahren 1611 und 1612 und beide Werke erschienen in Wien. Da der Kaiser Rudolf II. im Jahre 1612 starb und bei dem Tode eines Kaisers sämmtliche Privatbeamte, sowie die Kapelle entlassen wurden, so wird auch Z. das Loos betroffen haben, doch erfährt man erst aus dem Drucke von 1617, daß er sich als Kapellmeister am Berliner Hofe befand. Sein Gehalt betrug 1000 Thaler nebst Naturalienlieferung, und da er noch zwölf Sängerknaben in Kost und Unterricht hatte, so ist das Deputat recht ansehnlich. Nach den Acten erhielt er jährlich: 2 Wispel Korn, 2 Wispel Gerste, 12 Scheffel Hopfen (beide zum Brauen des Bieres), 1 Ochsen, 2 feiste Schweine, 1 Thonne Khese (Käse), 1/2 Tonne Butter, 3 Hammel, 2 Scheffel Erbsen, 2 Scheffel Buchweizen Grütze, 1 Tonne Salz, 2 Nurten (?) Holz. Außerdem erhielt er für die Sängerknaben noch besonders Roggen, Butter, alle Wochen eine Tonne Bier, auf jeden Jungen 2 ggr. Tischgelt, alle 6 Wochen jedem Jungen ein paar Schuhe oder 12 ggr., Bücher und Papier erhielt er vom Hofe, ferner erhielt jeder Junge jährlich 4 Hemden, oder für jedes Hemd 20 ggr., jährlich 2 Kleider, Waschgeld, für einen Hilfslehrer 10 Thlr., freie Wohnung oder 60 Thlr. Miethsgeld. Da die brandenburger Fürsten stets eine geregelte Geldwirthschaft hatten, so erhielten die Hofbeamten auch regelmäßig ihren Gehalt und die Naturalien, während in Dresden, München und Wien das Gehalt oft Jahre lang ausblieb. Der Nachfolger Zangius' war Wilhelm Brade, und aus seiner Anstellung, die im J. 1619 erfolgte, und der Herausgabe eines nachgelassenen Werkes durch Jacob Schmidt, der Z. als Verstorbenen bezeichnet, läßt sich sein Tod an das Ende des Jahres 1618 oder an den Anfang 1619 setzen. Z. war ein fleißiger und begabter Componist und gab seit 1594, soweit seine Werke bis heute bekannt sind, sowohl Motetten-Sammlungen, Magnificat und 6 Sammlungen deutsche mehrstimmige Lieder heraus, die zum Theil in mehreren Auflagen erschienen, ein Beweis, daß sie sich einer weiten Verbreitung erfreuten. Leider ist bisher nur ein einziges Lied in moderner Partitur erschienen, welches Gelegenheit bietet, von seiner Schreibweise Einsicht zu erhalten. Es ist ein Weihnachtslied, welches durch seine Fragen und Antworten, theils im Solo, theils im Chore einen lebhaften Eindruck hervorruft und seiner Zeit gemäß dem harmonischen Wohlklange in jeder Hinsicht huldigt. Seine deutschen Liedersammlungen verzeichnet Emil Bohn in seiner Festschrift zum 50. historischen Concerte, und die Motetten und andere lateinische Gesänge befinden sich in Breslau, Berlin, Königsberg u. a. Bibliotheken.

Schneider, Geschichte der Oper in Berlin. — Monatshefte für Musikgeschichte, Bd. 2, 39 und Bd. 11, S. 183. Rob. Eitner.

Zanth: Karl Ludwig Wilhelm Z., Architekt, geboren am 6. August 1796 in Breslau, † am 7. October 1857 zu Stuttgart, war der Sohn des israelitischen Arztes Abraham Zadik, der bei seinem Uebertritte zum Christenthum im J. 1820 seinen Namen in August Theodor Zanth verwandelte. Mit seinem Vater, der Leibarzt der Königin Katharina von Westfalen, der Tochter König Friedrich's von Württemberg, geworden war, kam der junge Z. im J. 1808 nach Kassel, wo er das Lyceum besuchte. Frühe für das Baufach entschieden, erhielt er von besonderen Lehrern Unterricht in der Mathematik und lernte Zeichnen bei dem Gallerie-Inspector Maler Robert. Zu seiner weiteren Ausbildung schickte ihn sein Vater auf zwei Jahre in die Klosterschule zu Ilfeld am Harz. Nach dem Zusammenbruch des Königreichs Westfalen kam er mit Robert nach Paris und wurde Schüler der École polymathique von Butet und des Lycée Bonaparte. Durch Verbindungen des Vaters mit dem württembergischen Hofe fand er im J. 1813 den Weg nach Stuttgart und studirte dort auf dem Gymnasium alte Litteratur und Mathematik, um dann im J. 1815 in das Bureau des Hofbaumeisters Ferd. Fischer einzutreten. Mit seinem Studiengenossen und Freunde, dem Architekten Karl Marcell Heigelin, folgte er seinem Lehrer im J. 1817 bei dessen Versetzung nach Schw.-Hall und später nach Ellwangen. (Nagler, N. a. K.-Lex., Bd. 22, S. 221 läßt ihn fälschlich in Berlin studiren.)

Wohl vorbereitet ging Z. im J. 1820 nach Paris und setzte seine Studien an der dortigen Bauakademie fort. Er unterstellte sich der besonderen Führung von J. J. Hittorf, einem geborenen Kölner, der früh nach Frankreich gekommen und Architekt des Königs geworden war. Für ihn und dessen Collegen Lecointe leitete Z. später verschiedene Decorationsarbeiten bei königlichen Feierlichkeiten, wie der Ausschmückung der Kirche Nôtre Dame für die Taufe des Herzogs von Bordeaux, der Begräbnißfeier Ludwig's XVIII. in den Tuilerien und der Kirche von St. Denis, dem Krönungsfest in der Kathedrale zu Rheims. Als Inspector stand er der Neueinrichtung der italienischen Oper und der Erbauung des Ambigu-Comique-Theaters in Paris (1827) vor. Dazwischen machte er mit Hittorf in den Jahren 1822—24 eine Reise durch Italien, auf der besonders Rom und Neapel gründlich studirt wurden. Die Früchte eines längeren Aufenthaltes in Sicilien, vom Herbst 1823 bis Frühjahr 1824, legten die Freunde nieder in den zwei Werken: „Architecture antique de la Sicile, ou recueil des plus intéressans monumens d'architecture des villes et des lieux les plus remarquables de la Sicile ancienne, mesurés et dessinés par J. Hittorff et L. Zanth, architectes". Paris 1826 s.s. gr. in Fol. (Das Werk war auf 30 Lieferungen berechnet; es sind aber nur 8 erschienen) und: „Architecture moderne de la Sicile, ou recueil des plus beaux monumens religieux et des édifices publics et particuliers les plus remarquables des principales villes de la Sicile, mesurés et dessinés par J. Hittorff et L. Zanth, architectes". Paris 1826—1835, gr. in Fol. — Auf der Pariser Kunstausstellung von 1831 machten zwei Aquarellzeichnungen Zanth's, die Basilica von Monreale und die königliche Capelle zu Palermo Aufsehen und erwarben dem Künstler von der Jury die große goldene Medaille; um dieselbe Zeit ernannten ihn die archäologische Gesellschaft in Rom, die Akademie der schönen Künste in Mailand und die freie Gesellschaft der schönen Künste in Paris zum correspondirenden Mitgliede.

Die Julirevolution entleidete dem schon fast ganz zum Franzosen gewordenen Manne Paris. Er siedelte im J. 1830 nach Stuttgart über und schrieb hier eine (ungedruckt gebliebene?) Abhandlung „Ueber die Wohnhäuser zu Pompeji",

mit der er (1835) den Titel eines Doctors der Philosophie in Tübingen erwarb. Die darin gezeigten Kenntnisse praktisch zu verwerthen, fand er manche Gelegenheit. Im pompejanischen Stile durfte er bauen: Villen für den Freiherrn (späteren Grafen) von Taubenheim bei Degerloch, für das Freifräulein von König in der Nähe von Stuttgart, für den Dichter Friedrich Notter in Bergheim am Fuße der Solitüde (1833—34?), ein größeres Wohnhaus für den Kaufmann (späteren Finanzminister) Adolf Goppelt in Heilbronn (1835—36). Trefflich wußte Z. bei diesen Bauten die antiken Formen den Bedingungen des nordischen Himmels und den Bedürfnissen des modernen Lebens anzupassen. Für den Baron Ferd. von Palochay in Ungarn baute er im J. 1834 ein ganzes Dorf nebst Kirche und Schloß.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der baulustige Landesherr in Württemberg, König Wilhelm I., auf einen Architekten von Zanth's Bedeutung aufmerksam wurde. Am Rande der Rosensteinanlagen gegen den Neckar ließ er durch ihn in classicistischem Stile das Canstatter Theater erbauen, das durch anziehende Verhältnisse und praktische Einrichtung des Innern für das Muster eines kleinen Bühnenhauses gelten darf. Der hoch befriedigte Bauherr übertrug dem Meister nun auch einen weiteren Bau in dessen Nähe, die Wilhelma, ein maurisches Wohn- und Badehaus, flankirt von großen Gewächshäusern, deren neueste Construction und Einrichtung Z. vorher auf einer Reise durch England, Frankreich und Holland kennen lernen durfte. Die Bauzeit dauerte vom Jahre 1842 bis 1852. Wie genial er sich mit der schwierigen Aufgabe abfand, den vom Könige vorgeschriebenen maurischen Baustil mit regelmäßigeren Raumeintheilungen und den Anforderungen eines deutschen Hoflebens zu vereinigen, mag man, wenn nicht an Ort und Stelle, so doch in dem von ihm selbst gezeichneten Prachtwerke sehen: „Die Wilhelma, Maurische Villa S. M. des Königs Wilhelm von Württemberg, entworfen und ausgeführt von Ludwig Zanth", o. O. 1855. gr. in Fol. — In des Baumeisters Mühen und Sorgen aber gewähren zwei Briefe einen interessanten Einblick, die er in den Jahren 1844 und 1846 an S. Boisserée geschrieben hat (s. Sulpiz Boisserée, Bd. 1, S. 827 ff. u. 848 ff.). Doch fehlte es ihm dafür auch nicht an Ehren aller Art. Schon im J. 1843 zum Hofbaumeister ernannt, erhielt er im J. 1844 den mit Personaladel verbundenen Kronorden. Von zahlreichen auswärtigen Anerkennungen soll nur die Mitgliedschaft des Institut de France noch hervorgehoben werden.

Ein weiteres, von Z. im J. 1853 mit großer Freude übernommenes Project, die Erbauung eines k. Concertsaales auf dem Platze des jetzigen Königsbaues in Stuttgart gelangte nicht zur Ausführung. Auch sein letzter Entwurf, an dem er im J. 1856—57 in Rom arbeitete, eine Kirche in der Form der altchristlichen Basiliken, kam nicht über die Pläne hinaus. Seine von Haus aus zarte und durch Ueberanstrengungen für den Wilhelmabau schon stark erschütterte Constitution erlag im Herbst 1857 einem Fieber, dessen Keim er von Rom mitgebracht hatte. Z. gehört unstreitig in die erste Reihe der deutschen Baumeister jener Zeit; seine reichgebildete und liebenswürdige Persönlichkeit steht noch heute in Stuttgart in freundlichstem Andenken.

Vgl. den Nekrol. im Schwäb. Merkur (Kronik) 1858 S. 13 f. und Leins, Die Hoflager und Landsitze des Württ. Regentenhauses S. 79 ff.

A. Wintterlin.

Zanthier: Hans Dietrich v. Z., Forstmann, geboren am 17. September 1717 im Hause (Rittergute) Görzig, † am 30. November 1778 in Wernigerode (Harz). Er war der jüngste von sechs Söhnen des kurfürstl. sächsischen Landraths Hans Dietrich v. Z. und der Anna Eleonore v. Bodenhausen. Da er die Eltern schon in seinem 11. Lebensjahre verlor, wurde er mit einem Vetter

auf der Burg Chemnitz erzogen. Schon im 15. Jahre kam er durch Vermittlung des Hofmarschalls v. Polenz unter die Leibpagen des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel; 1½ Jahre später wurde er seiner Größe halber als Jagdpage der Oberaufsicht des Oberforstmeisters v. Rössing unterstellt und dem Hofjäger Hofmann im Forste Wolfenbüttel übergeben, um bei diesem die Jägerei zu erlernen. Die eigentliche Grundlage seiner fachmännischen Ausbildung verdankt er aber dem braunschweig. Forstmeister Johann Georg v. Langen (A. D. B. XVII, 656) zu Blankenburg, dem er 1734 vom Herzog Ludwig Rudolf überantwortet wurde. Als v. Langen 1737 vom König Christian VI. von Dänemark als Hofjägermeister nach Norwegen berufen worden war, um die dortigen Forste zu vermessen und behufs Lieferung der zum Bergbaue nöthigen Holzsortimente nachhaltig einzurichten, sowie Glashütten, Pechöfen, Kienrußhütten, Theeröfen und sonstige industrielle Etablissements ins Leben zu rufen bezw. zu leiten, siedelte Z. mit nach Norwegen über, um zuerst als „Förster", später als „Jagdjunker" an allen diesen Arbeiten sich mit zu betheiligen. Die hierbei von ihm in dem dortigen sumpfigen Terrain entfaltete aufreibende Thätigkeit zog ihm wiederholte scorbutische Anfälle zu, welche er jedoch — bei seiner kräftigen Constitution — als der einzige unter zwölf Genossen glücklich überwand. Nach König Christian's Tod erhielt er (wie alle Deutschen, die in dänischen Diensten standen) seinen Abschied und kehrte 1746 nach Deutschland zurück. Er attachirte sich von neuem an seinen früheren Lehrherrn und Gönner v. Langen, um sich unter dessen Leitung an den Betriebseinrichtungsarbeiten in den Weserforsten zu betheiligen. Nachdem er 1747 in gräflich Stolberg-Wernigerodische Dienste getreten war, zunächst als Forstmeister in Hohenstein, von 1749 ab als Oberforst- und Jägermeister zu Ilsenburg, setzte er die von v. Langen in den Wernigeröder Forsten angebahnten Reformen ganz in dessen Sinn und Geiste fort. Diese Reformen bestanden in einer neuen Vermessung und neuen Eintheilung der Forste (in sechs Reviere), sowie in der Ausarbeitung von Betriebsplänen für diese. Einige Reviere bezw. Reviertheile wurden für den Nadelholzbetrieb bestimmt; andere wurden in schlagweise Abtheilungen gebracht, für die in den Niederungen der 70jährige, in den höher gelegenen Partien hingegen der 40—60jährige Umtrieb festgesetzt wurde. In den Nadelholzdistricten, welche etwa die Hälfte der gesammten Waldfläche ausmachten und im Kahlhiebe bewirthschaftet wurden, sollte das benöthigte Bau- und Blochholz nachhaltig erzogen werden. In den ausgeschiedenen Schlägen hingegen sollte das noch vorhandene Nadelholz nach und nach in vorzugsweise hartes Laubholz (Buche, Eiche, Ahorn, Esche, Ulme, Hainbuche ꝛc.) umgewandelt und dieses in einer Art von Mittelwaldbetrieb (unter Belassung von 5—7 großen Bäumen, 6—8 Oberständern und 12—15 Laßreisern pro Morgen) bewirthschaftet werden. Ueber jedes Revier wurde eine Karte in je drei Exemplaren angefertigt. Aus den einzelnen Revieretats (gesammte Holzmasse, dividirt durch die Umtriebszeit), die jeder Förster am Schlusse des Jahres bei dem Oberforstmeister einzureichen hatte, stellte dieser den Hauptetat zusammen. Durch diese in einer Anzahl von Edicten des Grafen Christian Ernst zu Stolberg aus den Jahren 1744, 1746 und 1750 zum gesetzlichen Ausdrucke gelangten Langen-Zanthier'schen Reformen wurde ein auf feste Grundlagen sich stützender nachhaltiger Betrieb ermöglicht. Bei der Ausführung zeigten sich freilich manche Unzuträglichkeiten, da bei der Ausscheidung der Abtheilungen etwas zu schablonenmäßig vorgegangen worden war. Man hatte hierbei die (gleichgroß gemachten) Abtheilungen vielfach über Berg und Thal hin erstreckt, anstatt die natürlichen Grenzscheiden (Bergrücken, Thäler, Schluchten ꝛc.) zu benutzen. Auch war bei den Hiebsdispositionen dem Alter der Holzbestände nicht gebührend Rechnung getragen worden. Schon Z. sah sich

daher genöthigt, von den ertheilten Dispositionen, insbesondere von der regelmäßigen Flächeneintheilung (weil hierdurch ein gleich großer Holzeinschlag nicht zu erreichen war) und von der strengen Umwandlung des Nadelholzes in reinen Laubholzbetrieb mehrfach abzuweichen. Immerhin wird aber hierdurch das Verdienst der genannten Männer, anstatt des früheren rohen Femelbetriebs eine reguläre, auf nachhaltige Nutzungen berechnete Schlagwirthschaft ins Leben gerufen zu haben, nicht beeinträchtigt. Der weitere Ausbau des Werkes setzte doch zunächst dessen Begründung voraus und mußte — nach Maßgabe der im Laufe der Zeit zu machenden Erfahrungen — selbstverständlich den Nachkommen überlassen bleiben. Den von v. Langen begonnenen Anbau der Tanne (in den Fichtenbeständen) setzte Z. fort; auch führte er die Lärche in die Forste der Grafschaft Wernigerode ein. Was die Methode der künstlichen Bestandsbegründung anlangt, so gab er für viele Oertlichkeiten der Pflanzung der Nadelhölzer vor der Saat den Vorzug.

Eine weitere Schöpfung Zanthier's von weittragender Bedeutung bestand in der 1764 in Wernigerode gegründeten und später nach Ilsenburg verlegten forstlichen Meisterschule, die als das erste Forstinstitut in Deutschland bezeichnet werden muß. Ihre förmliche Organisation wird von manchen Schriftstellern (v. Cube) erst in das Jahr 1772 verlegt; unbestritten ist aber, daß Z. schon vorher Schüler um sich versammelt hatte. Die Grundlage dieser Anstalt war eine vorwiegend praktische. Sie wurde hauptsächlich von jungen Herren vom Adel besucht; aber auch Zöglinge der 1770 ins Leben getretenen Forstschule zu Berlin und sogar schon im Dienste stehende Männer wurden zu Z. entsendet, weil sich dessen Ruf als ausgezeichneter praktischer Forstwirth inzwischen in weiteren Kreisen verbreitet hatte. Am Vormittag wurden theoretische Vorlesungen abgehalten; am Nachmittag folgten praktische Demonstrationen im Walde. Wie innig diese Schule mit der ganzen Persönlichkeit ihres Begründers zusammenhing, geht daraus hervor, daß sie mit seinem Tode (1778) einging. Aber ihre Wirkung war doch insofern eine nachhaltige, als die Schüler Zanthier's seine Ansichten und Wirthschaftsgrundsätze weiter verbreiteten und als anderwärts, unter Anlehnung an ihn, neue Forstschulen, eine sogar durch einen seiner Schüler (v. Stein) entstanden.

Wenn auch Zanthier's Hauptthätigkeit auf forstpraktischem Gebiete liegt, da er ein scharfer Beobachter der Natur und ein durch und durch praktisch angelegter Kopf war, so verdient er doch auch als Schriftsteller rühmend erwähnt zu werden. Er begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit Abhandlungen bzw. Mittheilungen in Stahl's Oekonomisches Forstmagazin, die Leipziger Anzeigen und das Hannover'sche Magazin. In Stahl's Zeitschrift (IV. Band, 1764) erschien sein „Kurzer systematischer Grundriß der praktischen Forstwissenschaft“, welcher Moser's kurze Zeit vorher (1757) erschienene Forstökonomie in manchem Abschnitt vielleicht überragt. In demselben wird u. a. die Durchforstungsfrage zuerst theoretisch behandelt. Ferner stellt der Verfasser, unter Anwendung einer Art beschränkter Zinseszinsenrechnung, eine Vergleichung der Rentabilität der vorherrschenden Betriebsarten an, wobei er zu dem Resultate gelangte, daß überhaupt unter allen Betrieben der Fichtenhochwald, beim Laubholz aber der Busch- und Stangenholzbetrieb den Vorzug verdiene. Dieser Grundriß erschien auch als selbständiges Schriftchen. Später schrieb er, gemeinschaftlich mit v. Laßberg, einen „Forstkalender“ (1772; neu aufgelegt 1781 und 1793), der eine Nachweisung der monatlichen Verrichtungen des Forstmanns enthielt und sich bei den Praktikern großer Beliebtheit erfreute, und „Zwei Sammlungen vermischter Abhandlungen, das theoretische und praktische Forstwesen betreffend“ (1778; nach seinem Tode neu aufgelegt 1786, in 3. Ausgabe mit Zusätzen und

Anmerkungen von K. W. Hennert 1799 erschienen). In allen diesen Schriften offenbaren sich, wenn sie auch weder inbezug auf systematische Anordnung, noch auf Vollständigkeit hervorragen, doch recht gesunde Ansichten, die auf Grund eigener Erfahrungen gewonnen wurden. Dazu ist seine Schreibweise einfach, klar und bündig, ganz dem Bildungsgrade seiner Zeitgenossen angemessen. Aus seinen nachgelassenen Papieren erschien endlich noch „Unterricht vom Torfwesen, besonders von der durch denselben am Harze eingeführten Verkohlung desselben" (1796). Der Harzer Forstverein feierte das Fest der hundertjährigen Begründung des ersten forstlichen Unterrichtsinstituts durch Z. am 6. September 1864 durch Pflanzung einer „Zanthier-Eiche" an dem malerisch gelegenen Platze unter dem Ilsesteine.

Journal für das Forst- und Jagdwesen von Reitter, I. Band, 1. Heft, 1790, S. 221. — Verhandlungen des Harzer Forst-Vereins. Herausgegeben von dem Vereine, Jahrgang 1864, S. 11, 29 und 122, Anmerkung. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 549—551, 560 u. 561. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, I, S. 15, Nr. 64, Bemerkung 18. — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, S. 512. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. II. S. 81, 83, 103, 106, 165 und 399. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 588—590. — Privatmittheilungen. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc., 1885, S. 424. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands, 1888, I. S. 421, 429 und 443; II. S. 545, 569 und 580. R. Heß.

Zapf: Georg Wilhelm Z., geboren am 28. März 1747 in Nördlingen als Sohn eines Handwerkers, erlernte 1765—1770 die Schreiberei in Aalen, war dann von Ende October 1770 bis 1771 freiherrlich v. Woellwarth'scher Amtmann in Neubronn, 1771—1773 Secretär des Grafen Emanuel Ludwig v. Leonrodt, eichstädtischen Oberamtmanns in Wahrberg, 1773—1786 Notar in Augsburg. Von 1786 an lebte er auf seinem Gute Biburg bei Augsburg. Schon 1784 war er fürstlich hohenlohe-waldenburg-schillingsfürstlicher Hofrath; 1786 wurde er von dem Kurfürsten Friedrich Karl Josef von Mainz zum kurmainzischen Geheimrath und vom Fürsten Johann zu Schwarzenberg zum kaiserlichen Hofpfalzgrafen ernannt. Er starb am 29. December 1810. Ohne Universitätsbildung genossen zu haben, war er ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, ein Polyhistor im vollen Sinne des Worts, Bibliograph und genauer Kenner der alten Litteratur.

Von seinen zahlreichen Schriften verdienen Erwähnung: „Sämmtliche Reformationsurkunden der Reichsstadt Aalen" (2 Theile, 1769), „Muthmaßungen über den Ursprung und das Alterthum der Reichsstadt Aalen" (1773), „Das Leben Hanselmann's" (1775), „Versuche und Bemerkungen zur Erläuterung der Hohenlohischen ältern und neuern Geschichte" (1779), „Literarische Reisen durch einen Theil von Bayern, Schwaben, Franken und der Schweiz" (1783), „Reisen in einige Klöster Schwabens, durch den Schwarzwald und in die Schweiz" u. s. w. (1786, neue Ausgabe mit dem Titel: Litterarische Reisen u. s. w. 1796); „Augsburgs Buchdruckergeschichte" (Thl. 1, 2. 1786, 1790), „Versuch über das Leben und die Verdienste Johann Dalberg's" (1789), „Aelteste Buchdruckergeschichte Schwabens" (1791), „Christof von Stadion, Bischof von Augsburg" (1799), „Heinrich Bebel" (1802) und „Jakob Locher genannt Philomusus" (1802).

Gradmann, Das gelehrte Schwaben, 1802, S. 801—809, woselbst S. 804—809 ein Verzeichniß seiner bis dahin erschienenen Schriften. — Meusel, Das gelehrte Teutschland, Bd. 4, 1784, S. 263—265; Bd. 8,

1800, S. 665—669; Bd. 16, 1812, S. 297—299; Bd. 21, 1827, S. 755, 756. — Schwäbische Chronik 1811, S. 2.

Theodor Schön.

Zapf: Nicolaus Z., Weimarer Generalsuperintendent, † 1672. Z. ist geboren am 11. Februar 1600 (nach anderen 1601) als Sohn des Predigers Esaias Z. zu Millwitz im schwarzburgischen Amte Paulinzelle. Im elterlichen Hause, dann auf der Schule zu Arnstadt vorgebildet, studirte er seit 1620 unter sehr schwierigen ökonomischen Verhältnissen in Jena, wo er 1622 Magister wurde, und in Wittenberg. Hier konnte er sich durch eine einträgliche Haushofmeisterstelle von 1623 bis 1632 aufhalten und wurde im letztgenannten Jahre Adjunct der philosophischen Facultät. Neigung und Studien hatten ihn aber immer hauptsächlich zur Theologie geführt. Daher sah er es als ein großes Glück an, daß er 1633 eine Berufung als ordentlicher Professor der Theologie nach Erfurt erhielt, wo man damals gerade mit dem Plane umging, die Facultät mit lutherischen Lehrern zu besetzen. Es war mitten im dreißigjährigen Kriege. Daher geschah es auch unter „Königlich Schwedischem Procancellariat", daß Z. 1634 als Doctor der Heil. Schrift in Erfurt promovirte. Sein Lehrauftrag erweiterte sich in den folgenden Jahren erheblich dadurch, daß er 1637 noch die Professur der hebräischen Sprache und darauf auch noch die „der Augsburgischen Confession" bekam. 1642 ernannte ihn der Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar zu seinem Kirchenrathe und zog ihn im folgenden Jahre überhaupt an seinen Hof, indem er ihn 1643 zum Hofprediger in Weimar machte. 1644 wurde Z. Generalsuperintendent des Herzogthums und zugleich Beisitzer bei dem Oberconsistorium und Pastor bei der St. Peter- und Paulskirche daselbst. In allen diesen Aemtern hat er sich als ein sehr eifriger und gewissenhafter Mann bewährt, und durch das Vertrauen seines Landesherrn wurde er öfter mit wichtigen Commissionen betraut. Als orthodoxer Theologe kämpfte er litterarisch gegen die Weigelianer (s. unten). — Was sein häusliches Leben betrifft, so war er seit 1634 mit der Tochter des Rathsherrn Nürnberger Martha Elisabeth verehelicht, von welcher er vierzehn Kinder (neun Söhne und fünf Töchter) hatte. Die bekanntesten seiner Söhne waren Gottfried, Salomon und Wilhelm, über welche sich bei Zedler (s. unten) besondere Artikel finden, wie auch über Zapf's Vater Esaias. Z. starb am 29. August 1672 im Alter von 72 Jahren.

Schriften: Zahlreiche Dissertationen „de Spiritu in genere eiusdemque conceptu"; „de liberalitate"; „de causa et causato"; „de elementis"; „de igne elementari"; „de modestia"; „de magistratu"; „de calido innato"; „de objecto cuiuslibet disciplinae"; „de anima vegetante"; „de mentibus seu intelligentiis"; „Theoremata quaedam e practica philosophia excerpta"; „de mundo"; „Trias argumentorum contra Matth. Mant. Hungarum"; „Assertiones aliquot philosophicae" (Wittenb. 1627); „De stellis" (ebd. 1626); „Tractatus distinctionum ac limitationum, quarum luce practicae philosophiae praecepta perspicua redduntur" (Wittenb. 1631); „Dubia physica" (ebd. 1632); „Opusculum Theologicum" (Nürnb. 1737 ?); „Compendium locorum theologicorum, articulos fidei complectens" (Weimar 1644); „Catena aurea articulorum fidei" (ebd. 1645); „Hodogeticum philosophiae practicae" (Wittenb. 1656); „Philosophia universa" (Jena 1663); „Treuherzige Wächterstimmen wegen der einschleichenden Weigelianischen Mordbrenner erschollen" (Ulm 1639); „Investiturpredigt über das Evangelium Luc. XIX" (Weimar 1653) und andere Predigten und Andachten, deren Titel bei Zedler s. unten.

Vgl. Witte, Memoria Theologorum Dec. XIV, p. 1649 u. Ebend., Diarium Biograph. T. I. — Motschmann, Erfordia Litterat. Contin. 5. — Uhse, Lexikon der berühmtesten Kirchenlehrer im 16. u. 17. Jahrh., S. 1005. —

Ludolph, Schaubühne VI. Th., S. 1388. — Unschuldige Nachrichten 1713, S. 352 ff. — Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten außer der Evangelisch-luth. Kirche IV, S. 1089 ff. — Jöcher, Gelehrten-Lexikon s. v. — Zedler, Universallexikon 60. Theil, Sp. 1620 ff., woselbst noch weitere ältere Litteratur über Z. zu finden ist. P. Tschackert.

Zarbl: Johann Baptist Z., katholischer Theologe, geboren am 7. Juni 1794 zu Eggerding im Innviertel, † am 30. Juni 1862 (nicht 1868, wie in Hurter's Nomenclator ed. 2, III, 1167 angegeben ist). Was die Geschichte seines Bildungsganges betrifft, so findet sich in seinen Reise-Erinnerungen eine dankbare Erwähnung des Abtes von Reichersberg am Inn, dem er Alles verdanke, der ihn „vom Pfluge zum Altare geführt“ habe. Seit dem Studienjahre 1817/18 war er an der Universität Landshut immatriculirt; am 19. September 1819 empfing er die Priesterweihe. In den Jahren 1826—1830 war Z. Subregens am erzbischöflichen Clericalseminar zu Freising, 1830—1838 Director desselben, zugleich Rector des Lyceums und Professor der Pädagogik, Pastoraltheologie, Homiletik und Katechetik an demselben, seit 18. November 1834 auch erzbischöflicher geistlicher Rath. Sodann war er von 1838—1845 Stadtpfarrer zu St. Jodok in Landshut. Im J. 1845 wurde er als Domdechant nach Regensburg berufen, am 25. Januar 1848 zum Dompropst daselbst ernannt und am 19. Juni als solcher instituirt. 1849 verlieh ihm die theologische Facultät der Universität München die Doctorwürde. — Unter dem Titel: „Aus dem Tagebuch eines Reisenden“ schilderte Z. in der Zeitschrift „Eos. Münchener Blätter für Litteratur und Kunst“, Jahrg. 1829 (Nr. 186 ff.) und 1830 (Nr. 1—76 mit Unterbrechungen) die Eindrücke einer Reise durch einen Theil Oberösterreichs und des Salzkammergutes, besonders auch die Eindrücke, die er aus dem Besuche der auf dem Wege berührten Klöster Reichersberg, St. Florian, Kremsmünster und Admont empfangen hatte. Diese Reiseschilderung ließ Z. dann auch in Buchform erscheinen unter dem Titel: „Erinnerungen aus einer Reise durch einige Abteien in Oesterreich und das k. k. obderensische Salzkammergut“ (Regensburg 1831; 2. Aufl. 1836). Seine anderweitige schriftstellerische Thätigkeit bewegt sich theoretisch und praktisch auf dem Gebiete der Homiletik. Sein wissenschaftliches Hauptwerk ist das „Handbuch der Homiletik“ (Landshut 1838), das als Ergebniß seiner Lehrthätigkeit in diesem Fache erschien, nachdem er inzwischen das Pfarramt in Landshut angetreten hatte. (Vgl. darüber die Recensionen in der Theologischen Quartalschrift 1840, S. 206—221, und im Katholik Bd. 74, S. 304—318.) Während seiner Thätigkeit in Landshut gab er sodann eine Zeitschrift unter dem Titel „Der Seelsorger“ heraus, 7 Jahrgänge (Landshut 1839—1845). Sein letztes umfangreicheres Werk, das er als Dompropst veröffentlichte, sind die „Predigtentwürfe auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres“ (4 Bände, Regensburg 1848—1851), in welchem Werk, das theilweise bereits im „Seelsorger“ veröffentlichtes Material zusammenstellt, mit neuem vermehrt, sieben vollständige Jahrgänge solcher Skizzen enthalten sind. Die zweite Hälfte des 4. Bandes enthält eine Anzahl von ausgeführten Predigten, Fest- und Gelegenheitspredigten, die Z. an verschiedenen Orten gehalten hatte. Mehrere solche Gelegenheitspredigten hatte er früher in Freising und Landshut einzeln im Druck erscheinen lassen. (Vgl. Katholik Bd. 46, S. 127; Bd. 56, S. 294 f.; Bd. 64, S. 208; Bd. 70, S. 93; Bd. 77, S. 220, 222. J. Kehrein, Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit der Deutschen, Bd. I, S. 475, 477.) Endlich ist noch zu nennen: „Das betrachtete Vater unser, oder Morgen- und Abendgebete nach den 7 Bitten; nebst Anhang. Zunächst für Cleriker“ (Landshut 1840).

M. Permaneder, Annales Universitatis Ingolst.-Landish.-Mon., P. V (1859), p. 366 s. — Schematismus der Geistlichkeit des Erzbisthums München und Freising (für d. J. 1842). — Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Regensburg (für d. J. 1862). — Bayerische Zeitung (München) 1862, Nr. 165, 3. Juli, S. 1084. Lauchert.

Zaremba: Dr. Felician Martin v. Z., Basler Missionar, geboren am 15. März 1795 in Zaroy in Polen, † in Basel am 31. Mai 1874, stammte aus einem uralten polnischen Adelsgeschlechte, das vom deutschen Kaiser in den Grafenstand erhoben wurde. Sein Vater war russischer Kürassierrittmeister, zog sich aber auf seine Güter zurück. Seine Mutter, ebenfalls aus altem polnischen Adelsgeschlechte, Sophie Krasinski, starb leider nur zu bald. Auch sein Vater folgte ihr im J. 1803. Z. kam nun unter die Leitung eines Onkels, bei dem er eine zweite Heimath fand. Frühe entwickelte er eine reiche Begabung, zunächst bei einem reformirten Pfarrer, alsdann unter der Leitung eines Hauslehrers. Sein Oheim war ein Lieblingsadjutant des Kaisers Paul gewesen und hatte den Feldzug im J. 1797 mitgemacht, ein Mann von feiner Bildung und gegen seine Untergebenen gütig, was ganz mit dem Sinne Felician's zusammentraf. „Ein Schmachten und Sehnen nach einem Höheren, einem Reinen, das ich ahnte, überragte von zarter Kindheit an alles andere Bedürfniß und bildete den eigentlichen Charakter in mir", sagt er in seiner gedruckten Jugendgeschichte. Der treubesorgte Oheim hatte im Sinne, seinen Neffen ins Kadetten- oder Pagencorps zu bringen und war zu diesem Zwecke nach Petersburg gereist, er hatte sich aber dort überzeugen lassen, daß es besser für denselben wäre, sich für den Dienst des auswärtigen Ministeriums auszubilden. Dazu war eine Gymnasial- und Universitätsbildung nöthig. Z. ging nach Dorpat, dieser Burg deutschen Lebens und deutscher Wissenschaft für ganz Rußland. Bei der besondern Begabung für Sprachen — er sprach bereits polnisch, russisch, deutsch und französisch — war es ihm ein Leichtes, Latein und Griechisch sich anzueignen. In fünf Jahren war es ihm gelungen, Gymnasium und Universität zu absolviren. Auf der letzteren hatte er sich auf die Staatswissenschaften gelegt. Ende November 1816 machte er sein Staatsexamen so glänzend, daß er zum Doctor der Philosophie creirt wurde. Der damalige Kanzler Nesselrode nahm ihn in das Reichscollegium der auswärtigen Angelegenheiten. Auch der Graf Capodistria, der das besondere Zutrauen des Kaisers Alexander I. genoß und die Geschäfte mit den auswärtigen Mächten zu besorgen hatte, nahm Z. freundlich auf und übertrug ihm verschiedene Aufgaben, über Seerecht, Consularordnung und drgl. Vor der Welt fing er an, ein gemachter Mann zu werden, aber da trat ganz unerwartet eine Wendung in seinem innern Leben ein, die er selber schildert und die der Mühe Werth ist, gelesen zu werden. Er nennt es „ein Eingreifen Gottes in meinen Gang, unabsehbar folgenreich für mich, ein Geschenk des ewigen Erbarmers". Er besuchte eines Tags einen Freund, den er über dem Lesen der Bibel traf und der mit begeisterten Worten von der Herrlichkeit dieses Buches redete. Jetzt warf sich Z. ebenfalls in das Studium desselben und da fiel ihm ein, daß ihn einer seiner Lehrer in Dorpat einmal auf die Biographie Jung-Stilling's, die viele Räthsel auflöse, aufmerksam gemacht hatte. „Dieses Buch wurde in Gottes Hand das Segenswerkzeug für mein Inneres", schreibt er. Es war an einem Winterabende, da ergriff es ihn innerlich, er vernahm keine Stimme, aber es war ihm gewiß: „Du mußt deine jetzige Stellung verlassen, Gott wird dir zeigen, was du als seine Berufung hinnehmen kannst." Er sagt: „Es war nicht ein Rausch der Phantasie, auch nicht eine eigenwirkerische oder erhitzte Schwärmerei." Damit hatte er den Weg zu einer hohen Stellung in der Welt aufgegeben und den der Niedrigkeit erwählt. Schon in Petersburg hatte er ein Memoire an

den Kaiser eingereicht, von dem er überzeugt war, daß er ihn verstehe. Von seinen Verwandten verabschiedete er sich schriftlich, um keine Einreden hören zu müssen. Wie er ging und stand, machte er sich auf den Weg in das Land, in welchem Jung-Stilling zuletzt gelebt hatte. In Weinheim an der Bergstraße machte ihn ein Enkel Stilling's auf die Missionsanstalt in Basel aufmerksam. „Es war wie ein Pfeil, der mir ins Herz fuhr: Ja, das ist's!" schreibt er. Er ging alsbald nach Basel und ins Haus Spittler's, wo er eine Liebe fand, wie er sie in dem Maße noch nicht kennen gelernt hatte. Hier kam er, wie er wünschte, zu Leuten, die nach der Bibel lebten.

Er trat nun in die Missionsschule und bei seiner feinen Bildung, seinen ausgebreiteten Kenntnissen und seinem hohen Ernste wurde er bald als der ausgezeichnetste Zögling erkannt. In seiner Demuth unterwarf er sich allen Obliegenheiten wie die übrigen Zöglinge und wollte nichts vor ihnen voraus haben, obwohl man den polnischen Grafen an seinem feinen Benehmen und seiner geheiligten Liebenswürdigkeit erkannte. Schon im Juli 1821 konnte man ihn nach Südrußland aussenden. Während die Missionsgesellschaft in Basel bisher ihre Zöglinge für andere Gesellschaften ausgebildet hatte, that sie jetzt einen Schritt zu selbständiger Mission. Waren doch außer den deutschen Colonieen, welche um Prediger baten, am schwarzen und kaspischen Meere Mohamedaner, Heiden und herabgekommene Christenkirchen, die alle des Evangeliums bedürftig waren. Mit einem andern ihm beigegebenen Zöglinge reiste er nach Petersburg, um die Erlaubniß zu ihrem Unternehmen zu erwirken. Der Cultusminister Gallitzin, ein durch und durch evangelisch gesinnter Mann, und der Kaiser freuten sich des Werkes. Alexander empfing sie selber in einer Audienz und versicherte sie seines Schutzes und der Förderung der Mission unter Heiden und Mohamedanern. In Astrachan, wo schon schottische Missionare gearbeitet hatten, bekam Z. mit seinem Gehülfen bereits einen Vorschmack von dem, was sie in Zukunft zu erwarten hatten, er sagt: „Alles um und um mit der Todesnacht des Un- und Aberglaubens umringt und durchdrungen." Die malerisch gelegene Stadt Schuscha fand er mit seinen Collegen am geeignetsten für eine Missionsstation und sah bald ein, daß seine Thätigkeit hauptsächlich auf die Christen des persischen und türkischen Theils des Morgenlandes gerichtet sein müsse. Es wurden bald Wohnungen für die Zwecke der Mission erbaut, und als Z. anfing, Unterricht in russischer Sprache zu ertheilen, stellten sich neben Armeniern auch mohamedanische Geistliche und Gelehrte ein. Er brauchte als Lesebuch das Neue Testament, und trotzdem, daß er Mohamed bloß für einen König, aber für keinen Propheten erklärte, kamen doch genug Mohamedaner. Auch wurde von ihm eine armenische Schule eröffnet. Es war ein großer Mangel, daß die Bibel nur in altarmenischer Sprache, die das Volk nicht verstand, vorhanden war. Zu den vielen Verdiensten, die sich Z. erwarb, gehört auch, daß er dafür sorgte, die Bibel und die Schulbücher in vulgär-armenischer Sprache herauszugeben. Die Stadt Baku am kaspischen Meere, sowie Schamachi wurden ebenfalls ins Auge gefaßt, und es gelang ihm und seinen Mitarbeitern, daselbst Erfolge im evangelischen Sinne zu erzielen. In ihren Tagebüchern finden sich interessante Belege dazu. Namentlich besaß Z. eine ausgezeichnete Begabung, die Seelen mit dem Worte der Wahrheit anzufassen. Dazu kam, daß er sich bald die verschiedenen Volksdialekte aneignete, und alsdann um so leichter mit den Leuten zu verkehren im Stande war. Außer Schuscha jenseits des Kaukasus hatte Basel noch eine andere Station diesseits des Kaukasus, nämlich Karaß. Daselbst arbeitete ebenfalls ein Baseler Zögling Lang, aber abgearbeitet, wie er war, wurde ihm Z. zur Unterstützung geschickt. Während er dort mit Geschick und Erfolg arbeitete, hatte Schuscha schwere Zeit durchzumachen, indem die Perser,

nachdem sie schon verwüstend in jener Gegend gewüthet hatten, die Festung Schuscha belagerten, aber von den heranrückenden Russen vertrieben und geschlagen wurden. Die Missionsreise, die er mit dem begabten Missionar Pfander nach Nordosten jetzt unternahm und deren Kosten das Basler Missionsmagazin trug, gehört zu den interessantesten Partien seines Lebens. Kaum war er am Anfang des Jahres 1829 zurückgekehrt, so ließ es ihm keine Ruhe, er machte sich nach Schamachi und Baku auf den Weg und zwar in Begleitung eines bekehrten Armeniers, des Mirsa Faruch, dessen Lebensweg merkwürdig war. An ihm hatte er eine bedeutende Stütze. Zu den anziehendsten Reiseberichten, die Z. geschrieben hat, gehört der nach dem Ararat und in das Kloster Etschmiadzin, wo der sogenannte Katholikos, der Patriarch der Armenier, wohnt. Der Hauptzweck der Reise war, die Genehmigung des Druckes, vorerst des Neuen Testamentes, in der armenischen Volkssprache zu erlangen, aber die Reise war in dieser Hinsicht eine vergebliche, das Volk sollte eben keinen Blick in die verrotteten Zustände der armenischen Kirche erhalten, es sollte im langen Schlafe verbleiben. Wie Z. aber doch die erste Ursache zu der späterhin noch entstandenen, aus Armeniern bestehenden evangelischen Gemeinde in Schamachi geworden ist, das näher darzustellen gehört nicht hierher. Es erhob sich, als christliches Leben unter den Armeniern sich zeigte, ein heftiger Widerstand unter der Priesterschaft, und sie ruhte nicht, bis die russische Regierung unter Kaiser Nikolaus, von einem feindseligen Oberbefehlshaber von Grusien, dem General v. Rosen aufgestachelt, im Jahre 1835 die evangelische Mission aufhob. Gerade hatte sich Z. von seinen Strapazen und der Cholera in Basel erholt und war auf seine Arbeitsstätte zurückgekehrt, als ihn diese Nachricht wie ein Blitz aus blauem Himmel traf. Alle Schritte, die er mit seinen Gehülfen zur Abwendung dieser Katastrophe that, waren vergeblich. Er kehrte tief betrübt, weil ein in Segen stehendes Werk scheinbar vernichtet war, nach Basel zurück, und trat nun einen Beruf an, durch den er dem Werke der Mission außerordentlich genützt hat. Er war eigentlich der erste Missionsreiseprediger, welchen Basel ausgesandt hat. Sehr wahr und bezeichnend sagt der Missionsinspector Josenhans: „Er hat von den Widerwärtigkeiten, die mit diesem Beruf verbunden sind, das Beste, d. h. das Schwerste vorweggenommen und dadurch seinen Nachfolgern den Weg geebnet.“ Fünfundzwanzig Jahre lang ist er diesem Berufe mit Treue nachgekommen. Theils in Kirchen und Versammlungen, theils in Privatkreisen hat er von dem gezeugt, was seines Herzens Trost und Kraft war. Christus der Gekreuzigte, wie der Apostel Paulus es will, trat als Mittelpunkt seiner Vorträge und seiner Gespräche hervor. Wer in seine Nähe kam, wurde von seiner unvergleichlichen Liebenswürdigkeit mächtig angezogen. Als ein solcher Reiseprediger hat er noch einmal sein ihm ans Herz gewachsenes Rußland mit dem Evangelium durchzogen. Als ihm von dem Comité der Antrag zur Reise gestellt wurde, erklärte er, daß er darin die Lösung mancher Dunkelheiten in seinem Leben erblicke. Man konnte sich nur freuen, daß ein Mann in diesem Alter noch eine solche beschwerliche Aufgabe übernahm. Schon Ende Mai 1856 treffen wir ihn auf der Reise nach dem weit hingestreckten Rußland. Fast überall öffneten sich ihm die Pforten der Kirche, war er doch eine überall bekannte Persönlichkeit und ließ Segensspuren zurück. In den Ostseeprovinzen brachten es die auf ihn eindringenden Freunde auch zu Wege, daß er sein interessantes Jugendleben in den Druck gab. Das Nähere aus seiner 3jährigen Reise, von der er im August 1859 zurückkehrte, hat seiner Zeit der in Basel erscheinende Heidenbote gebracht. Z. zog sich nun in sein Standquartier, das die Freundlichkeit des Inspectors mit dem Titel Schuscha beehrt hatte, zurück, aber nicht um zu ruhen, sondern noch immer nach seinen Kräften thätig zu sein, doch vom Jahre 1865 an merkte man deutlich, daß seine Arbeit

stillgestellt werde. Es befielen den geschwächten abgearbeiteten Greis solche Schlaganfälle, daß er die Sprache verlor, während sein Geist ungeschwächt blieb. Daß er sich nach Erlösung sehnte, fühlte man ihm an und ist unschwer zu begreifen. Diese fand er denn auch am 31. Mai 1874. Von ihm kann man sagen, was der Dichter Knapp so treffend über den großen Zeugen Ludwig Hofacker in einem kostbaren Liede aussprach: „Für einen ew'gen Kranz mein armes Leben ganz!"

Näheres über ihn: Leben und Wirken des Missionars Dr. Felician v. Zaremba, Basel 1882, von K. F. Ledderhose. Ledderhose.

Zarnack: Joachim August Christian Z., ein hervorragender Schulmann, geboren am 21. September 1777 zu Mehmke bei Salzwedel, † am 11. Juni 1827 in Potsdam, war eines Predigers Sohn. Er bezog 1795 die Universität Halle als Studiosus der Theologie und wurde, nachdem er sieben Jahre hindurch in Frankfurt a. O. und Berlin im Hause der verwittweten Regierungsräthin Freder, späteren Frau Justizräthin Möller als Hauslehrer thätig gewesen war, 1805 als zweiter Prediger der Stadtkirche nach Beeskow berufen. In seiner dortigen zehnjährigen Thätigkeit hatte er sich besonders der Schulen angenommen und eine neue Schule für Töchter aus den gebildeten Ständen gegründet und geleitet. Seine pädagogischen Erfolge veranlaßten auf Vorschlag des Oberconsistorialraths Natorp seine Wahl zum pädagogischen Director des Militärwaisenhauses in Potsdam, das er in Bezug auf den Unterricht und die Erziehung der Zöglinge reformirte und in kurzem zu hoher Blüthe brachte. Wiederholentlich wurde von seinen Vorgesetzten seine segensreiche Wirksamkeit und sein ausgezeichnetes Lehr- und Erziehungsgeschick anerkannt und rühmend hervorgehoben. Leider aber wurde seine Thätigkeit schon im Jahre 1822 dadurch gehemmt, daß er auf die verleumderische Aussage eines Waisenmädchens in widrige Processe verwickelt wurde. Zwar endeten diese sechs Monate vor seinem Tode mit seiner völligen Freisprechung, aber sie hatten seine Lebenskraft völlig verzehrt. Wer die Auszüge aus seinen vertrauten Briefen der letzten Jahre gelesen hat, die sein Biograph Spieker uns aufbehalten hat, der weiß auch ohne die gerichtliche Freisprechung, daß dieser edle Mann einer unlauteren Handlungsweise schlechterdings unfähig gewesen wäre. Er, der im Elternhause der Treuherzige hieß, dessen fast jungfräuliche Reinheit und Züchtigkeit in Worten und Werken von seinen Jugendgenossen besonders bemerkt war, wurde durch solche Beschuldigungen doppelt angewidert und tödlich getroffen. Sinnig ward zur Inschrift seines Grabkreuzes das Bibelwort gewählt: Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.

Sein ganzes Leben hindurch begleitete ihn die Muse der Dichtkunst, und sie allein vermochte auch neben den stillen Freuden im Hause an seiner treuen Gattin Rosine geb. Richter und seinen wohlgerathenen Kindern den Tiefgebeugten in seinen letzten Lebensjahren zu zerstreuen, zu beglücken und vor Verbitterung und Verzweiflung zu bewahren. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit war rege und bedeutsam. Ich nenne hier folgende Schriften, ohne für die Vollständigkeit zu bürgen, namentlich soll er noch viele Aufsätze in Zeitschriften veröffentlicht haben, die ich nicht kenne: „Sammlung geistlicher Lieder als Anhang zum Porstischen Gesangbuch"; „Ueber die beste Art, neue geistliche Lieder in Kirchen und Gemeinden einzuführen mit besonderer Rücksicht auf das Porstische Gesangbuch." (In Hanstein's homiletischen Blättern Bd. 19, Berlin 1808); „Preußens Erinnerung an 1813 und 1814 oder Kriegs- und Siegespredigten" (Berlin 1814); „Abschiedspredigt am 29. Oct. 1815 gehalten zu Beeskow" (Berlin); „Christliche Religionslehre für Kinder im Gange der göttlichen Offenbarung dargestellt" (Berlin 1816, 2. Aufl. 1821); „Der Schulinspector Heister oder die Elementar-

methode zu Süderhausen. Ein pädagogischer Roman" (Berlin 1817. Gegen die Nachbeter Pestalozzi's); „Pädagogische Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande des Militärwaisenhauses" (Berlin 1817); „Daß zweckmäßig eingerichtete Waisenhäuser die vollkommensten und nützlichsten Erziehungsanstalten in dem Staat und für den Staat werden können" (Berlin 1819?); „Deutsche Volkslieder mit Volksweisen für Volksschulen" (Berlin 1818—1820); „Deutsche Sprichwörter zu Verstandesübungen. Ein Handbuch für Lehrer und Erzieher" (Berlin 1820); „Lustgänge in die Reiche der Natur, des menschlichen Lebens, der Geschichte und der Dichtung. Ein Lesebuch" (Berlin 1821); „Ueber Kinderfeste in öffentlichen Erziehungsanstalten, und wie dieselben in der unsrigen gefeiert werden" (drei Programme, 1820, 1821, 1822); „Geschichte des Königl. Potsdamschen Militärwaisenhauses von seiner Entstehung bis auf die jetzige Zeit" (Berlin und Posen 1824); „Agis, König in Sparta. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen" (Potsdam 1826); „Siegfrieds Tod. Ein Trauerspiel in vier Aufzügen" (1826). Eine dramatische Bearbeitung des Cid, von der ich gehört habe, kann ich gedruckt nicht nachweisen; „Leben des Schulraths Neumann" (im dritten Bande des neusten Archivs für Pastoralwissenschaft), (Berlin 1826). Lateinische Epigramme aus seinem Nachlaß sind gedruckt in seiner Biographie von Spieker und in der Kritischen Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen 2. Jahrg. I, Nr. 27. — „Sophronia. Oder Unterredungen, Erzählungen und dramatische Spiele über deutsche Sprichwörter von August Zarnack. Herausgegeben von Dr. Christian Wilhelm Spieker" (Leipzig 1831).

Als Lehrer und Director pflegte Z. besonders die deutsche Sprache, den Gesang und das Turnen. Von seinem Organisationstalent schrieb der spätere Schulrath Striez bewundernd, wer das Militärwaisenhaus früher gekannt habe, habe die neue Schöpfung in dem kurzen Zeitraum einiger Jahre kaum begreifen können. Sein unermüdlicher Eifer trotz häufiger Erkrankungen, die Heiterkeit seines Gemüths und besonders sein lauterer Charakter wirkten anregend auf seine Zöglinge und erwarben ihm viel Liebe. Der Name des durch üble Nachrede im Leben schwergeprüften Mannes lebt in ungetrübten Ehren nach seinem Tode fort.

Zum Schlusse folge noch ein Beispiel seines heiteren Witzes in einigen Zeilen, die sich in seinem Nachlaß gefunden haben:

Der Theologen Wunderkraft, die bringt uns in den Himmel,
Der Philosophen Wissenschaft, die bringt uns um den Himmel,
Der Aerzte ars methodica, die bringt uns in die Erde,
Der Rechtsgelehrten Praktika, die bringt uns um die Erde.

Das Leben Joachim Aug. Christ. Zarnacks von C. W. Spieker (Frankfurt a. O. 1830), und briefliche Nachrichten von Nachkommen Zarnack's.

F. Jonas.

Zarncke: Friedrich Karl Theodor Z., deutscher Philolog. Er wurde am 7. Juli 1825 zu Zahrenstorf bei Brüel in Meklenburg geboren. Sein Vater war dort Landgeistlicher, ein Mann, der die trefflichsten Gaben des Geistes und Herzens mit einander vereinigte. In dem schönen Denkmal, das der Sohn dem Vater noch im letzten Jahre seines Lebens gesetzt hat (s. u.), rühmt er an ihm vor allem die Einheitlichkeit des Empfindens. „Er war von Jugend auf heimisch im classischen Alterthume und lebte und webte in der reinen, klaren Atmosphäre desselben. Die innigste christliche Frömmigkeit vereinigte sich damit aufs einfachste. Ihm war das Christenthum die schönste, edelste, empfindungsreichste Offenbarung des rein Menschlichen. Er dachte und fühlte wie Herder, er war wie dieser ein Apostel der Humanität ... Er war ein Pädagog ersten Ranges. Ohne viel theoretischen Krimskram gab sein feiner Tact und die

Freude die ihm das Unterrichten gewährte, ihm die richtige Methode an die Hand ... Der Zauber in seinem Wesen war die Anmuth seiner Darstellungsweise und die unergründliche und unerschöpfliche Liebe zu den ihm Anvertrauten". Den Unterricht dieses Vaters genoß Z. bis er zum Eintritt in die Obersecunda des Rostocker Gymnasiums reif war; ihm verdankt er die tiefgehendsten und nachhaltigsten Einwirkungen auf sein ganzes Leben, Denken und Fühlen: „Wenn es mir später in einem langen Leben geglückt sein sollte, in wissenschaftlicher Thätigkeit Einiges zu leisten, so hat mich nie der Gedanke verlassen, daß ich dies Alles doch nur dem wunderbar klaren Unterrichte verdankte, durch den unser Vater die Grundlagen meines Denkens geschaffen hatte", bekennt Z. selbst, und wer ihn als Menschen und Lehrer gekannt hat, wird in seiner Natur und der Art seines Wirkens vieles von dem wiederholt finden was Z. dankbaren Herzens an seinem Vater bewunderte.

Während der Rostocker Schulzeit fand Zarncke's Verständniß und Begeisterung für die Alten vor allem durch den Rector Brummerstädt wirksame Förderung. Neben den classischen Sprachen aber wurde zugleich noch Deutsch, Geschichte, Aesthetik, Philosophie und selbst Mathematik getrieben, mit einem Eifer, der Z. oft weit über die Grenzen der Schulanforderungen hinausführte.

Nach glänzend bestandener Reifeprüfung bezog Z. zu Ostern 1844 die Universität Rostock. Die Absicht, neben Philologie, zu der Anlagen und Neigungen ihn in erster Linie hintrieben, auch Theologie zu studiren, gab er noch im ersten Semester wieder auf, da er in diesem Studium nicht den gehofften Gewinn für die Festigung seiner Lebens- und Weltanschauung zu finden vermochte. Um so eifriger widmete er sich philologischen und ästhetischen Studien, reiche Anregung namentlich aus den Vorlesungen von Chr. Wilbrandt über deutsche Litteratur wie über Aesthetik und griechische Tragödie schöpfend. Zu Ostern 1845 siedelte Z. nach Leipzig über, und dieser Schritt war ausschlaggebend für die Richtung seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung, denn er führte ihn in die Schule von Gottfried Hermann und Moritz Haupt. Mit wachsender Wärme schildert Z. in Briefen an seinen Vater den bezaubernden Eindruck, den Hermann's ehrwürdige Persönlichkeit auch auf ihn machte. Aber stärker und dauernder fühlte er sich doch durch die Lehrweise Haupt's angezogen, an dem er gleich anfangs die Klarheit und ruhige Besonnenheit, den gründlichen Fleiß und hellen Verstand, die Fähigkeit, sich in ein Product der Litteratur hineinzuleben und den Eindruck schön zu reproduciren bewundert, und dem er auch später noch inbezug auf seine methodische Durchbildung den größten Einfluß auf sich einräumte. Haupt selbst kam seinerseits dem eifrigen Hörer mit sichtlichem Wohlwollen fördernd und berathend entgegen, und als Z. nach einem besonders aus Rücksicht auf das ihm unersetzliche Verhältniß zu Haupt bis auf drei Semester ausgedehnten Aufenthalt in Leipzig sich im Herbste 1846 nach Berlin wandte, da war es wiederum Haupt, der ihm durch warme Empfehlungen an die Brüder Grimm und an Lachmann dort die Wege ebnete. Wie weit Z. damals speciell bei letzterem Vorlesungen gehört oder sich an den Uebungen seines Seminars und seiner deutschen Gesellschaft betheiligt hat, läßt sich nicht mehr ermitteln: aber sicher ist damals bereits der Grund zu dem näheren Verhältniß gelegt worden, das wir später bestehen sehen, und das Z. nachmals, bei Gelegenheit seiner ersten Nibelungenschrift, das Recht gab, sich als Lachmann's Schüler zu bezeichnen und zu bekennen, daß er sich ihm persönlich aufs innigste verpflichtet fühle.

Der Sommer 1847 führte Z., zum Abschluß seiner Studien, nach Rostock zurück. Am 20. October desselben Jahres wurde er dort, ohne Einreichung einer schriftlichen Arbeit, auf Grund einer summa cum laude bestandenen Prü-

fung im Deutschen, Englischen und Griechischen zum Doctor der Philosophie promovirt.

Von der classischen Philologie war Z. ausgegangen, und während seiner ganzen Studienzeit ist er — auch hierin Haupt's Rathschlägen folgend — ihr nicht untreu geworden. Aber er hatte sich doch mehr und mehr dem Studium der deutschen Philologie als seinem eigentlichen Lebensberuf zugewandt. Eine Gelegenheit zur Erweiterung und Vertiefung dieser Studien bot ihm bald nach der Promotion der im Juni 1848 an ihn ergangene Auftrag, erst neben Julius Zacher, dann, nach dessen Rückkehr nach Halle, allein die reichen Bücherschätze der Bibliothek des Freiherrn Karl Hartwig Gregor v. Meusebach zu verzeichnen, deren Ankauf durch die preußische Regierung geplant war und, nach Vollendung von Zarncke's Katalog im Herbste des Jahres 1850 auch wirklich erfolgte. In dieser Zeit wird bei Z. der Entschluß gereift sein, den früher gehegten Gedanken an eine Laufbahn als Gymnasiallehrer aufzugeben und sich ganz gelehrter Thätigkeit zu widmen. Dieser Entschluß führte ihn nach Beendigung seiner Katalogarbeiten nach Leipzig zurück, das nun bis zu seinem Tode seine Heimath blieb und damit zur Stätte einer mehr als vierzigjährigen rastlosen, nach den verschiedensten Seiten hin reich entfalteten und in ihrer Fülle kaum übersehbaren Thätigkeit wurde. Dabei ist Zarncke's äußerer Lebensgang von dieser Zeit ab so einfach wie nur je der eines deutschen Gelehrten gewesen ist. Mit der Gründung des Literarischen Centralblatts für Deutschland, das mit dem 1. October 1850 zu erscheinen begann und bald unter seiner geschickten Leitung die hervorragendsten wissenschaftlichen Kräfte zu seinen Mitarbeitern zählte, führte sich der junge Gelehrte zuerst in die Wissenschaft ein. Bald begann dann auch die lange Reihe der selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten, mit denen Z. die deutsche Philologie bereichert hat. Am 30. Juli 1852 habilitirte er sich auf Grund seiner Geschichte der deutschen Uebersetzungen der sogen. Disticha Catonis und mit einer Probevorlesung über die Beziehungen der provenzalischen und französischen Poesie zur deutschen. Bereits zwei Jahre darauf ward Z., da Haupt's Lehrstuhl seit dessen aus politischen Gründen erfolgter Amtsentsetzung im April 1851 verwaist war, zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur ernannt. Am 9. April 1855 vermählte er sich mit Anna Pauline Geitner aus Leipzig, die ihm in glücklichster Ehe neun Jahre lang zur Seite stand. Der October 1858 endlich brachte ihm die Beförderung zum Ordinarius. Zwar wurde bald danach durch eine im Sommer 1859 ausbrechende tuberkulöse Lungenerkrankung sein Leben auf das ernsteste bedroht, aber seine eiserne Natur überwand nach langem Ringen auch dies Leiden so vollständig, daß es für Jahrzehnte hinaus fast unglaublich erschien daß er jemals überhaupt ermüden oder gar erkranken könne. Und so wurde er schließlich, allen unerwartet, mitten aus der Fülle der lebendigsten Kraft und der frischesten Thätigkeit heraus, vom Tode dahingerafft. Er starb nach vierwöchentlichem schweren Leiden, das er mit heldenmüthiger Geduld ertrug, am 15. October 1891 an einer durch entzündlichen Durchbruch von Gallensteinen verursachten Blutvergiftung.

Mit stark ausgeprägtem Trieb zu ästhetischen Studien hatte Z. die Universität bezogen, und auch in seiner Leipziger Zeit sehen wir ihn noch eifrig diesen Neigungen nachgehen. In seiner späteren wissenschaftlichen Thätigkeit hat er indessen ästhetischen Erwägungen thatsächlich keinen breiteren Raum mehr gegönnt. Die streng kritische Schule Hermann's und Haupt's mag ihn zuerst zur Selbstbeschränkung in dieser Hinsicht geführt haben. Um so stärkere Pflege fand dafür in eben dieser Schule eine andere Seite der ihm eigenthümlichen Neigung und Begabung. Schon Haupt's Urtheile über die ersten Disputationen und

Arbeiten des Leipziger Studenten lassen Zarncke's Begabung sowol wie seine Richtung auf exacte, zumal quellenmäßige Litteraturforschung deutlich erkennen: dieselbe Richtung die hernach von Anfang an Zarncke's litterarischen Arbeiten ihren Stempel aufgedrückt hat und für ihn zeitlebens ein besonders hervortretendes Charakteristicum geblieben ist.

Die Arbeit an der Meusebach'schen Bibliothek, der reichsten Schatzkammer von Quellen der älteren deutschen Litteratur, führte Z. zunächst zu weitgreifenden und tiefgehenden Studien über die Litteratur und Cultur des ausgehenden Mittelalters, bei denen die Arbeiten über Sebastian Brant eine beherrschende centrale Stellung einnehmen. Als erste Ausbeute dieser Studien erschien Zarncke's Ausgabe und Geschichte der deutschen Uebersetzungen der Disticha Catonis bis auf Brant (Leipzig 1852), ihren vollständigsten Ausdruck fanden sie in der auch heute noch mustergültigen Ausgabe des Narrenschiffs (Lpz. 1854), die den noch nicht Dreißigjährigen bereits auf der vollen Höhe des Könnens zeigt und gleich ausgezeichnet ist durch Allseitigkeit in der Beleuchtung der weitverzweigten mit Brant's Werk irgend verwandten Litteratur wie durch den aus intimster Kenntniß von deutscher Sprache und Cultur im 15. und 16. Jahrhundert geflossenen Wort- und Sachcommentar. Daneben waren Studien der deutschen Universitätsgeschichte in weitem Umfang geplant und begonnen („Die deutschen Universitäten im Mittelalter" I, Lpz. 1857; „Die urkundl. Quellen zur Geschichte der Univ. Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens", in den Abh. d. philol.-hist. Cl. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. 2, 1857; „Acta rectorum studii Lipsiensis" 1859 [von 1524—1559]; „Die Statutenbücher der Univ. Leipzig aus den ersten 150 Jahren ihres Bestehens", 1861), aber der vollen Ausführung der gefaßten Pläne bereitete Zarncke's schwere Erkrankung (oben S. 702) ebenso ein Ende wie sie in den Fortgang anderer in rastlosem Eifer gleichzeitig unternommener Arbeiten hemmend eingriff, vor allem in seine Studien über das Nibelungenlied und seine Arbeit am Mittelhochdeutschen Wörterbuch.

Untersuchungen über das Verhältniß des Nibelungentextes A zur sogen. Vulgatüberlieferung hatten Z. schon im J. 1854 zu dem Resultat geführt, daß die Hs. A im Gegensatz zu ihrer Bewerthung durch Lachmann (der sie zur alleinigen Grundlage aller weiteren Kritik erhoben hatte) für eine stark fehlerhafte Abschrift einer B an Werth übertreffenden (und damit auch der Recension C überlegenen) Vorlage zu betrachten sei. Da erschienen Adolf Holtzmann's „Untersuchungen über das Nibelungenlied" und rissen Z. durch ihre „scharfsinnige und geistvolle", im Negativen ja auch oft treffende Kritik zu Gunsten einer (später auch von ihm selbst als solcher anerkannten) Ueberschätzung des Werthes von C mit fort. Seine eigenen Untersuchungen bescheiden unterdrückend, schloß er sich in der Rede „Zur Nibelungenfrage", mit der er die neuverliehene Professur antrat, bezüglich der Handschriftenfrage ganz an Holtzmann an. Damit wurde denn auch Z., der, obwol in einer Einzelfrage anders urtheilend, sich doch innerlich nach wie vor mit seinen Lehrern Lachmann und Haupt wissenschaftlich eng verbunden fühlte, in den nun entbrennenden Nibelungenstreit hineingerissen, der auf lange Zeit hinaus die Scharen der deutschen Philologen in streng getrennte Lager spalten sollte. Daß dieser Kampf zu einem Theile Formen beklagenswerthester Heftigkeit annahm, geschah sicher ohne Zarncke's Zuthun, und sehr gegen sein maß- und pietätvolles Empfinden.

Die unmittelbaren Früchte der neugewonnenen Ueberzeugungen waren für Z. die zuerst 1856 erschienene, dann oft wieder aufgelegte musterhafte Handausgabe des C-Textes, dann seine durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn gleich ausgezeichneten „Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes" (1857), die im Verein mit einigen andern später erschienenen Aufsätzen ähnlicher Rich-

tung es aufs höchste beklagenswerth erscheinen lassen, daß Z. den lange gehegten Plan eines Sachcommentars zum Nibelungenliede nicht zur Ausführung gebracht hat. Von seiner (bez. Holtzmann's) Beurtheilung des Handschriftenverhältnisses sind heutzutage auch Zarncke's nähere Schüler wol größtentheils abgegangen, und auch in anderen Einzelfragen der Nibelungenkritik denkt man jetzt bei ruhigerem Blut anders als früher, zumal sich die ganze Problemstellung seit jenen Tagen wesentlich verschoben hat. Aber daran, daß dies überhaupt hat geschehen können, haben gerade Zarncke's stets klare und präcise Einwände gegen die überkommenen Lehren und kritischen Regeln einen nicht unwesentlichen Antheil gehabt, und darin besteht das bleibende Verdienst seines Eingreifens in den Kampf.

Zur Bearbeitung des von G. F. Benecke gesammelten Materials zu einem mittelhochdeutschen Wörterbuch hatte sich Z. 1853 mit Wilhelm Müller in Göttingen verbunden. Schon 1855 konnte er eine erste Lieferung, mit dem Anfang des Buchstabens M, erscheinen lassen. Aber erst das Jahr 1863 brachte, nach Zarncke's völliger Genesung, den Abschluß des bis R reichenden Bandes des „Mittelhochdeutschen Wörterbuchs“, des einzigen von Zarncke's Hand, da W. Müller inzwischen für den ursprünglich von Z. mit übernommenen umfänglichen Buchstaben S wieder eingetreten war. Fülle des Inhalts und lichtvolle Klarheit in Anordnung und Erläuterung zeichnen auch hier wieder Zarncke's Antheil aus.

Das folgende Jahrzehnt hat außer der grundlegenden Studie „Ueber den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe“ (1865) namentlich noch eine Reihe wichtiger Einzelabhandlungen gezeitigt (aus denen die über die sog. Praefatio zum Heliand, 1865, und über das Muspilli, 1866, hervorzuheben sind). Zudem fällt in jene Jahre eine durch das allgemeine Aufblühen der germanistischen Studien ebenso mit bedingte wie dieses Aufblühen ihrerseits fördernde starke Erweiterung und Vertiefung von Zarncke's Lehrthätigkeit, und eine das Kriegsjahr 1870—71 mit umspannende denkwürdige zweijährige Amtsführung als Rector der Universität Leipzig. Mit dem Jahre 1874 setzen dann weit ausgedehnte sagen- und textgeschichtliche Studien über den Priester Johannes und den jüngeren Titurel ein, die mit ihren drei großen Schlußabhandlungen (Der Graltempel, 1876, und Der Priester Johannes, 1876 und 1879) zwar noch nicht ganz bis zu dem selbstgesteckten Endziel vordringen, aber doch Zarncke's wissenschaftlichen Spürsinn und seine erstaunliche Fähigkeit zur Bezwingung gewaltiger und widerspenstiger Stoffmassen wiederum im hellsten Lichte zeigen.

Von nun ab zeigt sich Zarncke's Interesse, in dem er an die litterarischen Bestrebungen seiner Jugendjahre wieder anknüpft, in steigendem Maaße auch der neueren deutschen Litteratur zugewendet, begleitet und unterstützt zugleich von einem gewissen Sammlertriebe, dessen Grund wol auch schon in den Jugendtagen gelegt sein mag, wo er in den Schätzen der Meusebach'schen Sammlung schwelgen durfte. Wie sehr ihm Lessing am Herzen gelegen, davon hat freilich nur die reichhaltige Sammlung Lessingischer Schriften Kunde gegeben, die eine Zierde seiner Bibliothek bildete. Seit der Mitte der siebziger Jahre schiebt sich dann Goethe mehr und mehr in den Vordergrund, den ja freilich auch vordem Z., wie er wol gelegentlich einmal verrieth, in seinem arbeitsreichen Leben kaum je einen Tag ganz aus den Augen verloren hatte. Von dem Umfang und der Intensität von Zarncke's Goethestudien gibt jetzt der erste Band seiner gesammelten „Kleinen Schriften“ (Leipzig 1897) bequem eine deutliche Vorstellung. Ueber Faust und Faustsage pflegte Z., obwol er sonst nicht über neuere Litteratur las, in der letzten Zeit seines Lebens in regelmäßiger Wiederkehr eine große Vor-

lesung zu halten. Daneben wandte er über zwei Jahrzehnte lang seinen unermüdlichen Sammeleifer der Begründung der in ihrer schließlichen Vollendung einzig dastehenden Sammlung von Reproductionen von Goethebildern zu (viele davon sind eigens und nur für ihn hergestellt worden), die nach seinem Tode in den Besitz der Leipziger Stadtbibliothek übergegangen ist und einen der werthvollsten Schätze dieser an Seltenheiten reichen Sammlung bildet. Daß bei einem Manne wie Z. kritische Forschung und Untersuchung mit der Sammlerthätigkeit untrennbar verknüpft war, versteht sich von selbst. Die Summe dieser Forschungen zog 1888 sein „Kurzgefaßtes Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethe's Bildniß", das ebenso inhaltlich für die Goethebiographie wichtig wie durch die auf 15 Tafeln beigegebenen Abbildungen für die Geschichte der Reproductionstechnik bedeutsam ist.

Neben den Goethearbeiten treten in jenen Jahren noch zwei größere Untersuchungen charakteristisch hervor: Die eine über Christian Reuter, den ein glücklicher, zu weiterer Verwerthung an Z. überlassener Actenfund des gelehrten Leipziger Antiquars Dr. A. Kirchhoff als Verfasser des „Schelmuffsky" erwiesen hatte, und in der Z. noch einmal mit vollendeter Kunst und glänzendem Erfolg sein unvergleichliches Spür- und Findertalent aufbot, um das Leben und die Schriftstellerei eines bis dahin so gut wie unbekannten Mannes aufzuhellen („Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky", 1884; dazu eine Anzahl kleinerer Aufsätze). Die andere, Zarncke's letzte größere wissenschaftliche Publication, die „Causa Nicolai Winter" (1890), die Geschichte des um die Mitte des 15. Jahrhunderts geführten Bagatellprocesses eines Leipziger Studenten, der schon bei Zarncke's erster Beschäftigung mit den Leipziger Universitätsacten in den fünfziger Jahren seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte und der ihm nun Gelegenheit gab, einer an sich geringfügigen und unbedeutenden Sache durch die weiten Ausblicke die er eröffnete ein reicheres rechts- und culturgeschichtliches Interesse zu entlocken.

Am Ende von Zarncke's schriftstellerischer Thätigkeit steht wie zum Abschied das als Manuscript für die Familie gedruckte Buch „Aus dem Leben des Großvaters und dem Jugendleben des Vaters" (1891), aus dem leider nur einzelne Abschnitte allgemeineren geschichtlichen oder culturgeschichtlichen Inhalts später im zweiten Bande der „Kleineren Schriften" allgemein zugänglich gemacht werden konnten, obwol gerade die lebenswarme und von vollstem Verständniß getragene Schilderung dessen was der Vater ihm und den Seinigen gewesen ist, unter Zarncke's Händen sich unbewußt zur treffendsten Selbstcharakteristik ausweitet, die wie keine andere Aeußerung Zarncke's sein innerstes Wesen im Kern verstehen lehrt.

Zu allem diesem füge man eine Menge kleinerer Specialuntersuchungen verschiedenartigsten Inhaltes und die bis in die Tausende gehende Zahl der Referate und Recensionen mit denen Z. im Literarischen Centralblatt einundvierzig Jahre lang die wichtigeren Erscheinungen der deutschen Philologie begleitet hat: es ist mehr als genug, um ein langes und reiches Leben damit ausgefüllt zu denken. Und doch stellten Zarncke's schriftstellerische Leistungen nur einen Bruchtheil von seiner vielverzweigten Wirksamkeit dar. Mit der Universität Leipzig war er durch eine fast vier Jahrzehnte umspannende akademische Wirksamkeit so verwachsen, daß bei seinem Tode vielfach der Gedanke laut wurde, es sei fast unmöglich, sie sich ohne ihn zu denken: hatte er doch auch an ihrem Emporblühen zu einer der ersten Hochschulen Deutschlands den thätigsten Antheil gehabt, und nicht nur als Forscher und Lehrer. In allen Angelegenheiten der Universität aufs gründlichste bewandert, klar und scharfblickend in allem Geschäftlichen, voll weltmännischen

Tacts, dabei stets bereit, in selbstloser Hingabe helfend und rathend einzutreten, hat er eine Reihe akademischer und anderer Aemter in geradezu glänzender Weise verwaltet. Nicht weniger als drei Mal hat er als Rector an der Spitze der Universität gestanden; als langjähriger Director actorum der philosophischen Facultät war er der lebendige Träger ihrer Traditionen. Der philologisch-historischen Classe der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften stand er seit 1888 als Vorsitzender vor. Lange Jahre hindurch war er zugleich Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungscommission für Candidaten des höheren Schulamts, und auch zur Theilnahme an den Arbeiten des Leipziger Stadtverordnetencollegiums wie der ersten sächsischen Landessynode ward er zeitweise durch das Vertrauen seiner Mitbürger berufen.

Den eigentlichen Schwerpunkt von Zarncke's gesammter Wirksamkeit wird man aber doch vielleicht in seiner akademischen Lehrthätigkeit finden dürfen, in der die glänzenden Eigenschaften des Gelehrten wie des Menschen ihren harmonischesten Ausdruck fanden. Die imponirende Beherrschung eines jeden Stoffes, die frische Natürlichkeit und Anmuth des Vortrags und die ruhige Klarheit des Urtheils und der Beweisführung mußten jeden strebsamen Geist ebenso fesseln wie die warme und reine Menschlichkeit seines Wesens, und die nie ermüdende Freundlichkeit mit der er jedem Rath und Hülfe suchenden entgegenkam, einen jeden an ihn kettete, der ihm nur einmal näher getreten war. Und wenn man es bedauern mag, daß er in absichtlicher Beschränkung von der auch ihm in hohem Maaße verliehenen Gabe constructiven Aufbaus in seinen litterarischen Arbeiten verhältnißmäßig nur wenig Gebrauch gemacht hat, so muß andrerseits betont werden, daß gerade in seiner Lehre die stets streng betonte Scheidung zwischen Erkennbarem und Speculativem nicht minder befreiend und kräftigend gewirkt hat, als der ihm angeborene Sinn für das Einfache und Natürliche positiv Richtung zu geben verstand: nicht als ob es ihm je darauf angekommen wäre, seine persönlichen Anschauungen und Ueberzeugungen zur Geltung zu bringen: als erstes Ziel seines Lebens hat er vielmehr jederzeit das betrachtet, jeden Einzelnen zu freiester und vollster Entwicklung seiner individuellen Gaben und Kräfte anzuleiten. Und so ist es nicht sein geringster Ruhm, daß er wol eine große Zahl dankbarer Schüler hinterlassen hat, die sich bestreben ein jeder nach seinem Theile im Sinne seiner hohen und freien Auffassung von philologischer Wissenschaft weiter zu arbeiten, aber nicht eine Schule, die nur der enge Glaube an eine Summe persönlicher Lehrsätze einigt.

Zur Erinnerung an den Heimgang von Dr. Friedrich Zarncke, Leipzig 1891, wiederholt in den Kleinen Schriften 2, 361 ff. (Abdruck der bei Zarncke's Begräbnißfeier gehaltenen Ansprachen). — Fr. Vogt, in der Zeitschrift f. deutsche Philologie 25, 71 ff. (mit ausführlichem Schriftenverzeichniß). — Ed. Zarncke, im Biogr. Jahrbuch f. Alterthumswissenschaft 1895, und (berichtigt und ergänzt) in den Kleinen Schriften 2, 376 ff. (mit Nachträgen zur Bibliographie und Aufzählung der zahlreichen Nekrologe u. Nachrufe). — Von Zarncke's Kleinen Schriften (gesammelt u. herausg. von Ed. Zarncke), sind bisher zwei Bände erschienen, Leipzig 1897 (Goetheschriften) und 1898 (Aufsätze und Reden zur Cultur- und Zeitgeschichte).

E. Sievers.

Zasius: Johann Ulrich Z., Reichsvicekanzler unter Maximilian II. und von diesem als Z. von Rabenstein in den Adelstand erhoben, wurde 1521 zu Freiburg i. B. als Sohn des berühmten Juristen Ulrich Z. geboren, und zwar als ältester Sohn aus dessen zweiter 1520 geschlossenen Ehe. Johann Ulrich wurde im Mai 1534 zu Freiburg immatriculirt. Als der Vater 1535 starb, nahmen sich die Freunde seiner und der Geschwister an; der kais. Rath

Paumgartner in Augsburg schickte ihn zum Studium nach Italien, — außer Padua besuchte er wahrscheinlich auch noch andere italienische Universitäten. Zurückgekehrt nach Freiburg ward Z. dort 1540 Licentiat der Rechte und Ende 1541 oder im folgenden Jahre auch Doctor. Seit 1540 ließ er sich bereits in Diensten des Hauses Savoyen — sein Stiefbruder Joachim war savoyischer Rath — verwenden, so 1541 auf dem Reichstag zu Regensburg; auch war er mit der Herausgabe von Schriften seines Vaters beschäftigt. 1543 wurde er als Professor codicis nach Basel berufen; aber schon 1544 mußte er seines katholischen Bekenntnisses wegen die Stellung wieder räumen. Er scheint noch länger in Basel geblieben zu sein, in seiner Mittellosigkeit von Bonifaz Amerbach, einem der treuesten Freunde seines Vaters, freigebig unterstützt. Etwa 1546 trat Z. in die Dienste des römischen Königs Ferdinand, in denen er dann bis zu seinem Tode geblieben ist. Seine Theilnahme am schmalkaldischen Kriege, am Augsburger Reichstag von 1548 ist bezeugt, ohne daß er dabei stärker hervorgetreten wäre. Erst seit Anfang der 50er Jahre wird seine Stellung hervorragender; von Ferdinand wird er in Reichsangelegenheiten verwendet, so daß er fast immer als Gesandter an deutsche Fürsten, auf Reichstagen und Zusammenkünften aller Art erscheint. So ist er während des Aufstands 1552 in fortwährender Thätigkeit und in den nächsten Jahren zumeist Vertreter des Königs bei den Tagen des Heidelberger und seit 1556 des Landsberger Bundes, dessen Gründung zum guten Theile sein Werk ist; an den Reichstagen von 1555, 1556/57 und 1559, am Wahltage von 1562 nimmt er theil — an den vorausgehenden Gesandtschaften sowol wie an den Verhandlungen selbst — 1555 vielleicht am stärksten persönlich hervortretend als einer der Führer der österreichisch-bairischen Partei. In Günzburg ist von 1554—1562 sein amtlicher Wohnsitz; von da aus ist er am leichtesten an die süd- und westdeutschen Höfe und Städte zu schicken. Eine Fülle persönlicher Beziehungen erwirbt er sich dabei; nicht nur seine geschäftliche Gewandtheit, sein nicht immer charaktervolles Anpassungsvermögen und sein Talent als Zechgenosse sichern ihm überall gute Aufnahme, sondern daneben auch sein regelmäßiges Mittheilen neuer „Zeitungen“ an die ihm nahe stehenden, — entsteht doch in Günzburg eine Art Nachrichtenamt, von dem aus besonders Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Christoph von Württemberg und Herzog Albrecht von Baiern regelmäßig Nachrichten über die Welthändel zugesandt erhalten. Keinem der Fürsten tritt Z. so nahe wie dem bairischen Herzog, dessen Vertrauen er sich seit 1554 immer mehr erwirbt, so daß er ihm schließlich ein unentbehrlicher, bei wichtigen Angelegenheiten oftmals herbeigerufener Berather wird. Und nach 1562, als Z. durch seine Uebersiedlung nach Wien dem Herzog ferner gerückt ist, vermittelt er doch einen engen Zusammenhang zwischen dem bairischen und dem kaiserlichen Hofe.

Z. wird Anfang 1563 dem Hofrath des neuen römischen Königs Maximilian beigegeben und steht seitdem neben dem Reichsvicekanzler Seld am Wiener Hofe an hervorragendster Stelle, ohne daß er doch an Bedeutung mit Seld verglichen werden könnte. Der Unglücksfall, der Ende Mai 1565 bei einer Wagenfahrt Seld's Tod verursachte, zog auch Z. in Mitleidenschaft; doch glückte ihm der Sprung aus dem Wagen besser, so daß er mit einer bald geheilten Verletzung am Kopfe davonkam. Zwar kehrten ab und zu noch Schmerzen an der verletzten Stelle wieder, doch ist er keineswegs seitdem, wie gewöhnlich angegeben wird, hingesiecht; vielmehr kommen jetzt für ihn die Jahre höchster Verantwortung und aufreibendster Arbeitslast, da ihn der Kaiser, nach einigem Zögern und Widerstreben, aber lebhaft gedrängt von Herzog Albrecht von Baiern, zum Nachfolger Seld's ernennt, — von den wenig fähigen Staatsmännern des Kaiserhofes war Z. noch immer der geeignetste für das schwierige Amt.

In unermüdlicher Thätigkeit arbeitet er sich frühzeitig auf; seine Gesundheit war seit Anfang der 60er Jahre angegriffen, — 49jährig starb er bereits am 27. April 1570.

Ein schöpferischer oder auch nur selbständiger Staatsmann war Z. keineswegs; rastloser Fleiß und tüchtige Geschäftskenntniß ebnen ihm den Weg zu dem hohen Reichsamte. Dem Hause Oesterreich ist er treu ergeben; den kaiserlichen Interessen dient er ganz und gar. Aber freilich, dazu reichen seine Fähigkeiten nicht aus, der kaiserlichen Politik große, erfolgbringende Ziele zu stellen; er ist nur fruchtbar in allerhand guten Rathschlägen — seine überlangen Schreiben erregten am Kaiserhofe oftmals Spott — und im übrigen darauf bedacht, durch schwierige Verhältnisse möglichst ohne Anstoß hindurchzusteuern. Seine kirchliche Stellung spricht deutlich für die innere Unsicherheit des Mannes: hervorgewachsen aus den humanistischen, von Erasmus beeinflußten Anschauungen, zu denen sich auch sein Vater, mit gleichmäßigem Tadel gegen Altes und Neues, bekannt hatte, stand er in einer Zeit, die mit diesen Anschauungen endgültig brach; der neuen Fragestellung des Zeitalters vermochte er nicht gerecht zu werden, — er bleibt zwischen Reformation und Gegenreformation stehen. Wol gibt er sich als guten Katholiken, besonders wenn Herzog Albrecht ihm zusetzt; aber ihn kennzeichnet doch im ganzen die wohlmeinende Halbheit, die immer noch vermitteln, Gutes und Schlimmes auch in der katholischen Kirche sorgfältig von einander trennen und die Anhänger des Neuen nicht zurückstoßen möchte. Vortrefflich paßt er mit solcher Gesinnung an den Hof Maximilian's II., dem freilich bei diesem Zusammenwirken mattherziger Geister ein großer Zug, ein die Schwierigkeiten lösendes Handeln dauernd versagt bleiben mußte. Wenn Z. den Protestanten und besonders den Pfälzern mit Abneigung gegenüberstand, so leiteten ihn dabei viel mehr die kaiserlichen als die kirchlichen Interessen. Weil er die Härten des starken Charakters nicht besaß, sich überall leicht anzupassen wußte, erwarb sich Z. viele Freunde, die seine Weitschweifigkeit und leicht hervortretende Ruhmredigkeit um seiner guten Eigenschaften willen mit in den Kauf nahmen. Drei Mal war Z. verheirathet: seine erste Gattin Katharine starb 1553, die zweite — Maria Uttinger aus Augsburg, seit 1556 — im März 1568 mit Hinterlassung von vier kleinen Kindern; im Frühjahr 1569 schloß er die dritte Ehe mit einer Frau v. Weiting, der obersten Hofmeisterin der Herzogin Renate von Baiern. Als Z. ein Jahr nachher starb, hinterließ er so viele Schulden, daß der größte Theil seiner Habe veräußert werden mußte.

Einige juristische Schriften sollen von Z. in seiner früheren Zeit verfaßt sein; mit ziemlicher Bestimmtheit wird ihm nur der 1551 erschienene „Catalogus legum antiquarum“ zugeschrieben.

Vgl. Adam, Vitae Germanorum jureconsultorum et politicorum (1620). — Zedler, Universal-Lex. — Stintzing, Ulrich Zasius (1857). — v. Druffel, Beiträge z. Reichsgeschichte II—IV. — Goetz, Die bair. Politik im ersten Jahrzehnt der Regierung Hz. Albrecht's V. (1895); — Derselbe, Beiträge zur Geschichte Hz. Albrecht's V. und des Landsberger Bundes (1897).

Walter Goetz.

Zasius: Ulrich Z. (auch Zäsi oder Zasy), einer der namhaftesten deutschen Rechtsgelehrten und Humanisten aus dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts; geboren 1461 zu Constanz am Bodensee, † am 24. November 1536 zu Freiburg im Breisgau, 74 Jahre alt. Des Zasius Vorfahren lebten zu Constanz; sein Großvater, Konrad Zäsi, war ein wohlhabender Bürger, welcher den Haupttheil seines Vermögens der Kirche vermachte, seinem gleichnamigen Sohne aber nur das zu einem einfachen Leben Nothwendige hinterließ, da er

erwartete, daß letzterer unverehelicht bleibe, weil ihm an der linken Hand die Finger fehlten. Allein Konrad jun. gab der väterlichen Erwartung zuwider, wie die Chronik kurz berichtet, „einer Constanzerin seine Rechte, ohne daß die mangelhafte Linke Einsprache erhob“. In dieser Ehe wurde 1461 Ulrich Zäsi geboren, der die deutsche Form des Namens noch längere Zeit im bürgerlichen Leben behielt, als er in der Litteratur bereits latinisirt war. Ulrich gedieh, wie uns erzählt wird, unter wohlthuenden Eindrücken im einfachen Elternhause, und besuchte dann die Constanzer Domschule, welche zu den angeseheneren Bildungsanstalten jener Zeit gehörte. Am 27. April 1481 wurde unser Z. unter dem Rectorate des Johannes Crützlinger J. U. Dr. an der neugegründeten Hochschule in Tübingen, immatriculirt, wo der Italiener Laurentius Marenchus aus Novi und der Savoyarde Gabriel Chabot von Cambray neben dem vorerwähnten Crützlinger und Ulrich Krafft von Ulm die Leges lehrten. Welcher Facultät Z. eingereiht wurde, ist mit Sicherheit nicht festzustellen. Er selbst datirt seine juristische Bildung erst von Freiburg, und nach einzelnen zerstreuten Bemerkungen ist anzunehmen, daß Z. zu Tübingen in jugendlichem Leichtsinne ein ziemlich lockeres Leben geführt habe. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, trat er, wie es scheint, in Dienst der bischöflichen Curie und bekleidete zugleich ein städtisches Verwaltungsamt.

Im Anfange der neunziger Jahre wurde er nach Fichard als Stadtschreiber nach Freiburg i. Breisgau berufen, und 1494 als solcher in das Bürgerbuch eingetragen. Im nemlichen Jahre wurde des Zasius Hülfe auch von den Eidgenossen in Anspruch genommen, welche sich an den Freiburger Stadtrath mit der Bitte wandten, ihnen Z. als Unparteiischen bei einer Verhandlung mit Zürich auf Sonntag nach der Pfingstwoche zu Einsiedeln zu überlassen.

Bei dem Umzuge nach Freiburg war die Aussicht auf regeres, geistiges Leben und weitere Ausbildung, welche die Universität bot, zweifellos von großem Einflusse. Wir finden den bereits 30jährigen Z. als eifrigen Schüler der Freiburger Docenten. Als seine Lehrer, denen er die rudimenta juris positivi verdanke, nennt er die Decretisten Joh. Knapp, Joh. Obernheim, Joh. Angelus de Besontio aus Mailand, ferner den Legisten Ulrich Krafft und namentlich dessen Nachfolger Paulus de Cittadinis. Zugleich unterhielt er mit den Humanisten seiner Zeit, mit Konrad Peutinger aus Augsburg, Konrad Celtes, Jakob Locher, genannt Philomusus, mit Jacob Wimpheling, dem Philologen Heinrich Bebel in Tübingen u. A. einen lebhaften, geistigen Verkehr.

Daß er die praktischen Ziele des Humanismus mit Ernst verfolgte, beweist sein Rücktritt vom Stadtschreiberamte im J. 1496 und die Uebernahme der Lateinschule in Freiburg. Drei Jahre später, während deren er sich „weit entfernt von der Jurisprudenz“ ausschließlich humanistischen Studien hingab, kehrte er zu ersterer zurück. Er wurde am 6. November 1499 immatriculirt, kurz darauf zum Doctor Legum promovirt, und von seinem hochverehrten Lehrer und Gönner Paulus de Cittadinis für eine ordentliche Vorlesung über den Titel „de constitutionibus institutionum“ substituirt. Bald nachher übertrug ihm die Universität die Vorlesungen über Rhetorik und Poesie, dann über Institutionen und endlich auf wiederholtes Drängen der Bürger und Studenten nach dem Rücktritte des Cittadinus am 16. Juni 1506 die Lectura ordinaria Legum mit einem Jahresgehalte von 100 fl. rheinisch und der Verpflichtung, täglich anderthalb Stunden zu lesen, als Rechtsanwalt die Universitätsgeschäfte zu besorgen und keine andere Hochschule zu beziehen. Kurze Zeit nach Eintritt in die Facultät zerwarf sich Z. im Wintersemester 1505/6 als geschäftsführender Decan mit sämmtlichen Mitgliedern wegen eines für Herzog Albert von Baiern, Pfalzgrafen bei Rhein, erstatteten Facultätsgutachtens, welchem Z. noch ein eigenes beifügte.

Der mit Bitterkeit geführte Streit wurde erst im März 1508 von der Universität gütlich beigelegt. Einige Jahre früher (gegen Ende des Jahres 1502) beschwerte sich die philosophische Facultät über Z. wegen Schmähungen. Dieser stellte jedoch in der Sitzung vom 2. Januar 1503 alles in Abrede, und war durch dessen Widerruf die Sache erledigt.

Ein Hauptgrund späterer Zerwürfnisse von untergeordneter Bedeutung mochte in dem bewußten Auftreten des Zasius als juristischen Reformators und in der Eifersucht der Collegen über dessen einflußreiche Doppelstellung bei der Universität und der Stadt zu finden sein.

Z. hatte als Lehrer zahlreiche, treu anhängliche Schüler; sie waren es hauptsächlich, welche seinen Ruhm verbreiteten; denn in der unmittelbaren persönlichen Wirksamkeit und in der zündenden Beredsamkeit lag des Zasius Hauptkraft. Sein Biograph Johann Fichard — zugleich sein hervorragendster Schüler — sagt von ihm: „Alles lebte, was er sprach; ich habe in Deutschland und Italien keinen Professor gehört, der ihn an Lebendigkeit der Rede übertroffen.“ Ein Anderer (Mynsinger von Frundeck), der auch in Padua studirt hatte, gesteht: Alles, was er von den Rechten wisse, Zasius allein zu verdanken, und Dr. Häß aus Antwerpen, welcher in Padua die Studien fortsetzte, schreibt an Z.: „So viele ich auch höre und kennen lerne, keiner leistet das, was mein Professor Z. geleistet, — das steht nun ein für allemal fest!“ Sein Schüler und in den letzten Jahren vertrautester Hausgenosse, Christoph v. Hohenberg, welcher die Trauerrede hielt, rühmt in dieser: „Preisen wir uns glücklich, den Lehrer gefunden zu haben, den Frankreich bewundert, Italien anstaunt, Spanien verherrlicht, den die Deutschen lieben. Wie war sein Vortrag geistvoll, wie unvermerkt führte er uns in die innersten Tiefen des Verständnisses ein; wie ein Anatom zerlegte er die Theile des Gesetzes, und zu allem floß seine Rede honigsüß von den Lippen, wie die Worte des phylischen Greises. Was die Natur nur vereinzelt den Einzelnen spendet, das besaß er in reichlichster Fülle!“ Aber auch außerhalb des Hörsaales war das Verhältniß zwischen Lehrer und Schülern ein durchaus herzliches. Er war ihnen wie ein Vater zugethan; jeder freute sich, den Lehrer zur Vorlesung oder zur Kirche abzuholen und zurückzubegleiten. War es einem vergönnt, in sein Haus oder in seine Familie aufgenommen zu werden, oder an den Disputationen im häuslichen Kreise „in contubernio litterario“ theilzunehmen, so schrieb er dies besonderem Glücksfalle zu. Aber auch Z. war dieser vertraute Verkehr mit der Jugend zur Lebensgewohnheit geworden, und er sprach in den letzten Lebensjahren mit Vorliebe und Wärme von seinem Auditorium. Neben der ausgedehnten Lehrthätigkeit erwuchs Z. bei seiner Rückkehr zur Jurisprudenz (1499) eine erhebliche Zahl praktischer Berufspflichten. Seit 1502 hatte ihn die Stadt Freiburg als Gerichtsschreiber angestellt; 1503 ward er Rechtsconsulent der Universität; daneben wurde er von Einheimischen und Fremden bald mündlich, bald schriftlich um Gutachten und Entscheidungen gebeten, so daß seine Freunde ihn mit Q. Mucius Scävola verglichen, dessen Vorhallen nach Cicero's Angabe von Rathsuchenden stets belagert waren; ferner hatte er die Verpflichtung, eine Sammlung der stadtgerichtlichen Erkenntnisse anzulegen und außerdem eine Umarbeitung des Freiburger Stadtrechtes unter Berücksichtigung der kaiserlichen geschriebenen Rechte vorzunehmen, welche nach jahrelanger, mühsamer Arbeit, wobei ihn sein gelehrter Freund Ambrosius Kempf und der Stadtschreiber Johann Armbruster unterstützten, am Neujahrstage 1520 unter dem Titel „Newe Stattrechten und Statuten der loblichen Statt Freyburg im Pryßgau gelegen“ (1520 fol. Basel) in Kraft trat. Endlich bearbeitete er im Auftrage des Markgrafen Christoph I. das 1511 publicirte Gesetzbuch „Der Markgrafschaft Baden Statuten und Ordnungen in Testamenten, Erbfällen und Vormundschaften“ s. l. et a. fol.

und verfaßte nebenbei für mehrere adelige Familien Hausgesetze. Er scheint bis 1511 in seiner amtlichen Stellung zur Stadt Freiburg geblieben zu sein.

So finden wir unseren Gelehrten mitten in die volle Thätigkeit eines praktischen und theoretischen Juristen hineingestellt: zugleich durchdrungen vom Geiste des Humanismus und bald ergriffen von den Regungen der Reformation auf kirchlichem Gebiete, zu der er sich mit großem Interesse und tiefer Sympathie hingezogen fühlte. Eine durchgreifende Reinigung der kirchlichen Lehre, wie sie sich in Wittenberg Bahn brach, fand auch bei den rheinischen Humanisten und in den Kreisen des Zasius ungetheilte Zustimmung. Zugleich lag in Luther's Wesen ein Zug, welcher Z. sympathisch berührte, und zu verwandter Geistesrichtung und Gesinnung die Zuneigung des Gemüthes führte. „Was von Luther an mich gelangt," schreibt er an den ihm befreundeten Amerbach 1519, „das nahm ich auf, als wenn es von einem Engel käme". Von Luther's Gelehrsamkeit hatte er eine hohe Meinung, und betont die acutissima commentatio des Galaterbriefes, dessen Erläuterung er gleich der Abhandlung über die Buße und die Beseitigung der kirchlichen Mißstände mit voller Befriedigung gelesen hatte. Mit größter Spannung sah man, wie in ganz Deutschland so auch in Freiburg dem Ausgange der Leipziger Disputation mit Dr. Eck entgegen. Als Z. aus den Acten ersah, welche Ansichten Luther über den Primat und die Concilien hege, zögerte er, den gefährlichen Schritt ins Extreme mitzumachen, zumal auch in den Lehren von den guten Werken, der Willensfreiheit und dem Abendmahle tiefgehende Meinungsverschiedenheit gegen die Reformatoren herrschte. Den letzten Versuch zur Verständigung that er in einem längeren Schreiben an Luther, in dem er diesen als Phönix der Theologen begrüßt, und ihn als Zierde der christlichen Welt eindringlich zur Mäßigung und zur Wahrung des Friedens ermahnt. Zwei Monate nach Abfassung dieses Briefes — etwa Anfangs October 1520 — war die Trennung eine vollständige, und die Bemühung der Freunde, einen Ausgleich herbeizuführen, vergeblich. Die überlieferten Autoritäten der Kirche und das Ansehen des kanonischen Rechtes waren in seinen vorgerückten Jahren bereits zu tief mit seinem sittlichen Bewußtsein verwachsen, als daß er sich hiervon hätte lossagen mögen. Hierzu kamen noch der gewichtige Einfluß des Erasmus, vielleicht auch der des streng katholischen, Z. besonders geneigten Erzherzogs Ferdinand und die ihn umgebenden Verhältnisse in den österreichischen Vorlanden. So entschieden Z. von nun an dem Protestantismus entgegen trat, ebenso entschieden tadelte er auch manche Zustände und Maßnahmen auf katholischer Seite. „Während man bei Euch (in Basel) in der Ketzerei verrückt worden ist, rast man hier unter der Herrschaft des Christenthums. Der Klerus ist verderbter als jemals. Euren Wahnsinn mißbraucht man hier zum Wühlen. Bei uns (fährt er in einem anderen Briefe fort) je mehr Priester, desto weniger Frömmigkeit. Auf beiden Seiten fehlt Redlichkeit, Treue und Reinheit". Den Vorwurf, daß er die Ketzer begünstige und zu ihnen halte, mußte er in seiner Umgebung oft hören, und die Kirche hat ihm sein anfänglich skeptisches Verhalten nie verziehen. Nach seinem Tode wurde sein Name dem Ketzerverzeichnisse einverleibt, und obgleich der Universitätssenat auf Antrag der Söhne in öffentlicher Urkunde seine bis zum Tode bewahrte Rechtgläubigkeit bezeugte, wurden seine Werke doch auf den Index gesetzt.

Im J. 1525 mußte er in Freiburg die Gräuel des Bauernkrieges erleben. Am 15. Mai dieses Jahres sammelten sich im Schwarzwalde Scharen bewaffneter Bauern, die in zwölf Fähnlein etwa 12 000 Mann stark gegen die Stadt marschirten; am 20. dieses Monats nach Ueberrumpelung des Blockhauses den Schloßberg mit den umliegenden Höhen besetzten und Freiburg mit grobem Geschütz beschossen. Auch des Zasius Haus „Zum Wolfseck" erlitt durch eine achtpfündige Eisenkugel

eine schwere Beschädigung. Die in unzureichendem Vertheidigungszustande befindliche Stadt war nach kurzer Gegenwehr und erfolglosem Ausfalle am nächsten Tage genöthigt, sich zu ergeben, mußte schwere Contribution leisten und dem von den Bauern gestifteten „christlich-brüderlichen Vereine“ beitreten. Gram und Bitterkeit über die schlimme Lage der Stadt und zugleich tiefe Entrüstung über Luther, „den Verderblichsten aller Zweibeinigen, der ganz Deutschland in solch' rasende Wuth gestürzt“, bekunden des Zasius Briefe aus jener Zeit, besonders jene an seinen früheren Schüler Jacob Spiegel, den vertrauten Secretär des Erzherzogs Ferdinand.

Im J. 1519 hatte Z. seine Frau verloren, deren Tod er schmerzlich betrauerte. Leider sind über sie keine Nachrichten erhalten; allein, bei dem glücklichen Gedeihen des Hauses und der von demselben auf weitere Kreise geübten Anziehungskraft ist mit Grund auf ein harmonisches Leben der Ehegatten zu schließen. Bei dem Temperamente des Zasius und dessen Lebensgewohnheiten war diesem der Wittwerstand ein sehr drückendes Leid; er klagte, ohne Häuslichkeit an fremden Tischen umherzuirren, und so schloß er nach Ablauf des Trauerjahres einen neuen Ehebund. „Ich habe“ — schreibt er selbst seinem jugendlichen Freunde Amerbach nach Avignon — „ein Weib genommen — ein junges Mädchen, ganz arm aber rechtschaffen und folgsam; sie ist von geringer Herkunft, aber an Tugend steht sie Keiner nach! Es ist nicht zu sagen, wie verschieden diese Sache beurtheilt wird, je nach dem man mir wohl oder übel will. — — Meine Freunde ohne Unterschied loben, billigen, sagen, ich habe verständig gehandelt, und überschütten mich beinahe mit guten Verheißungen.“ Allerdings war der Unterschied nicht bloß an Jahren, sondern auch nach Stand und Bildung zwischen beiden Ehegatten ein sehr großer. Allein Frau Barbara, welche seine Magd, dann Haushälterin gewesen, lohnte ihm mit Liebe und Treue, schuf ihm ein trautes Heim und erfreute ihn noch mit reichem Kindersegen. Bis 1528 wurden dem bejahrten Manne zu seinem freudigen Stolze sieben Nachkommen, darunter drei Söhne, geboren. Auch das Schmollen der beiden verheiratheten Stieftöchter dauerte nicht lange, und so kehrte in der That unserem Gelehrten die alte Fröhlichkeit wieder; denn im Hause herrschten Friede und Frohsinn, Freiheit und Gottesfurcht; da überfiel ihn im November 1536 seine letzte Krankheit, der er am 24. desselben Monats, 74 Jahre alt, erlag. Die Leiche ward in der Universitätscapelle des Münsters beigesetzt; von allen Seiten kamen Beweise innigster Theilnahme. Unter den zahlreichen, von den Freunden gewidmeten Nänien (zusammengestellt bei Riegger, Vita, S. 209 ff.) erwähnen wir besonders die von Erasmus Roterodamus, von dem berühmten italienischen Juristen Andreas Alciatus und von Joachim Mynsinger von Frundeck, dem nachmaligen Kanzler des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg und Mitbegründer der Universität Helmstedt.

Die Leichenfeierlichkeiten fanden nach Erlöschen einer verderblichen Seuche statt, welche damals in der Stadt herrschte, und hielt Christoph v. Hohenberg, in den letzten Jahren der vertrauteste Genosse des Hauses, die schwungvolle Leichenrede; die Stadt Freiburg aber errichtete dem Dahingeschiedenen ein Epitaphium, welches noch heute im Münster zu sehen, mit ehrenvoller Inschrift. Von den überlebenden vier Söhnen stand der älteste, Joachim sen. — aus erster Ehe — in savoyischen Diensten und kam als Gesandter öfter in die nördliche Schweiz; der älteste aus zweiter Ehe, Johann Ulrich, nicht ohne Grund des Vaters Stolz und Freude, wurde später kaiserlicher Reichshof-Vicekanzler, und als „Zasius von Rabenstein“ in den Adelstand erhoben; die Nachwirkungen eines unglücklichen Sprunges aus dem Wagen trugen vielleicht zu seinem frühen Tode am 27. April 1570 zu Wien bei (s. o.). Der dritte Sohn Joachim jun. wurde

Dr. theol. und starb als Propst des Stiftes Orlenberg im oberen Elsaß. Die Schicksale des vierten Sohnes — Hans Paul — sind unbekannt. Die Wittwe starb am 13. Juni 1566 und ist in Freiburg begraben.

Z. behauptete nicht bloß als Humanist, als Professor und praktischer Rechtsgelehrter, sondern auch als juristischer Schriftsteller eine hervorragende Stellung, obwohl er auf diesem Gebiete weniger fruchtbar war, weil er seine Thätigkeit erst in späteren Jahren begann, durch praktische Arbeiten ungewöhnlich in Anspruch genommen, und weil er sich überdies nur schwer zu Publicationen entschloß. Zu seinen Lebzeiten sind von 1508 bis 1539 neun Werke im Drucke erschienen. Die noch scholastisch gehaltene culturhistorische Monographie von 1508 behandelt die Judentaufe unter dem Titel: „Quaestiones de parvulis Judaeorum baptizandis, a communi doctorum assertione dissidentes“. (Argentinae providus vir Joannes Gremiger impressit Jo. Adelpho castigatore. MDVIII, 4⁰). Die erste Schrift, welche seine reformatorische Thätigkeit bekundete, waren die „Lucubrationes aliquot sane quam elegantes, nec minus eruditae“, welche 1518 in Basel erschienen, und denen auch die „Antinomiarum aliquot acutissimae simul et eruditissimae dissolutiones“ beigefügt sind. Das gesammte Werk ist 1526 und dann 1532 mit den „intellectus juris civilis singulares denuo excusi et additionibus locupletati“ zu Basel beziehungsweise Freiburg neu aufgelegt. Die Antinomiarum dissolutiones enthalten gleich den intellectus singulares eine Sammlung von Interpretationen schwieriger Stellen und von Lösung dunkler Rechtsfragen; kurze exegetische oder dogmatische Abhandlungen, ähnlich den sogen. „Observationes“ späterer Zeit. Ihr Werth liegt in der Selbständigkeit, womit Z. vorgeht, und unbekümmert um traditionelle Ueberlieferungen, unmittelbar in das Verständniß der Quellen einzudringen trachtet. Seine Erklärung der l. 19 § 1 und l. 44 D. d. cond. indeb. (12, 6), welche heute noch als die richtige gilt, veranlaßte einen berühmten Federkrieg mit Petrus Stella, Professor in Orleans. Viglius van Zuichem, der damals in Frankreich studirte, berichtet von dem Aufsehen, welches jener Streit in der Juristenwelt erregte, indem die Franzosen für Stella, die Deutschen (auch Zuichem) für Z. Partei ergriffen. In Capitel 2 der intell. singul. unterzieht er die Theorie von der culpa eingehender Revision, verwirft die fünf Grade des Bartolus und begründet die nun herrschende Ansicht, daß von den Römern selbst nur zwei Grade (lata und levis) angenommen wurden. In den erwähnten Intell. (v. 1526, S. 70 ff.) tritt ferner Z. in der berühmten Streitfrage über die Erbfolge unter Geschwisterkindern der communis opinio entgegen und der Ansicht des Azo bei, daß die Theilung nach Köpfen Platz greife. Zu seiner Freude wurde diese Ansicht durch die Constitution Karl V. auf Grund des Reichsabschiedes von 1529 § 31 zur reichsrechtlich bindenden Vorschrift erhoben. Das letzte zu des Autors Lebzeiten 1535 bei Bebel in Basel fol. herausgekommene Werk führt den Titel: „In usus feudorum epitome“ und wurde von 1538—1600 an verschiedenen Orten in fol. und 8⁰ nicht weniger als neunmal neu aufgelegt, und überdies von Georg Lauterbeck, Syndikus zu Naumburg, ins Deutsche übertragen (Basel 1553, 4⁰ und Cölln 1576, 8⁰). Die Mehrzahl der Werke von Z. ist nach seinem Tode erschienen; sie sind größtentheils Vorlesungen zu Pandektentiteln, welche von seinen Schülern, besonders Thomas Freigius, nach Collegienheften publicirt wurden. Riegger gibt in seiner Vita Zasii, S. 171 ein sehr genaues Verzeichniß sämmtlicher editiones posthumae.

Unter ihnen dürfte besondere Erwähnung finden: „Responsorum juris sive consiliorum Dr. Udalrici Zasii L. L. Doct. clarissimi et in Academia Friburg. quondam ordinarii Liber I,“ 1538, II. 1539 (Basel fol.). Das Buch enthält eine Auswahl von Rechtsgutachten, welche von großem geschichtlichem Werthe,

weil sie ein Bild von des Gelehrten juristischer Praxis geben, zugleich ist es eine wichtige Quelle für genauere Untersuchung der Reception des römischen Rechtes. Gesammtausgaben seiner Werke besitzen wir nach Riegger drei: 1. Lugduni apud Sennetonios fratres (1548 fol.); 2. Lugduni apud Sebast. Gryphium 1550, 1551 fol. „opera et cura Joach. Mynsinger a Frundeck" (6 Bände); 3. Francof. ad Moenum 1590/95 fol. (6 Bände; Abdruck der vorhergehenden; jetzt die häufigste).

Ueber seine Stellung zum deutschen Recht hat sich Z. in seinen Werken nie principiell ausgesprochen; man befand sich eben mitten in der Reception des römischen Rechts. Nach dem Grundsatze, das justinianische Recht sei zweifellos das jus commune, war alles andere Recht im Reiche jus particulare, welches seine Gültigkeit durch Satzung oder Gewohnheit zu beweisen habe. Daneben wird ausdrücklich anerkannt, daß es in Deutschland Sitten und Zustände gebe, welche mit den Grundsätzen des römischen Rechts incommensurabel seien oder ihm geradezu widersprechen, und daß hier die Unanwendbarkeit des römischen Rechtes keines besonderen Beweises bedürfe. Z. bezeichnet nachdrücklich als seine Aufgabe, vom römischen Rechte nur das zu lehren, was „nützlich, heilsam und den Sitten Deutschlands entsprechend sei". Auf manche Institute des deutschen Rechtes (Erbverträge, Hörigkeit, Reallasten u. ähnl.) geht er tiefer ein, um sie juristisch zu analysiren, freilich geschieht dieses vom Standpunkte römischer Rechtswissenschaft mit Hülfe ihrer Begriffe. Doch ist er ein zu warmer und aufrichtiger Freund seines Volkes, um dem volksthümlichen Rechte wissentlich zu nahe zu treten. Diese Gesinnung hat auch Z. bei Bearbeitung des Freiburger Stadtrechtes bewährt, worin das deutsche Recht zweckmäßig mit dem römischen — ohne ungemessene Bevorzugung des Letzteren — bearbeitet ist. Mehr romanisirend ist er beim Landrecht für die Markgrafschaft Baden zu Werke gegangen und sind nur da, wo Gewohnheiten und Rechtsanschauungen fest im Volke wurzeln, dem deutschen Rechte Zugeständnisse gemacht.

Ulrich Zasius gehört zu jenen Männern, welche über ihre Zeit und Fachgenossen emporragen und der von ihnen gepflegten Wissenschaft neue oder richtige Bahnen öffnen. Indem er sich die Aufgabe stellte, die Aechtheit des von den Glossatoren entstellten Textes auf dem Wege geschichtlicher Kritik wiederherzustellen, war er der Erste in Deutschland, welcher erfolgreich die Bestrebungen des Humanismus mit der Jurisprudenz zu verbinden suchte, und wird daher mit dem französischen Philologen Budäus († Paris 1540) und dem italienischen Juristen Andreas Alciatus († 1550) als Begründer der neueren Rechtswissenschaft gefeiert.

Das große Aufsehen, welches des Zasius Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller im In- und Auslande erregte, wurde zunächst durch den unbefriedigenden Zustand hervorgerufen, in welchem sich damals die Rechtswissenschaft befand. Z. gebührt das Verdienst, zuerst den Weg der wissenschaftlichen Methode und historischen Kritik angebahnt zu haben. Seine Thätigkeit ist insofern eine humanistische, daß er sich entschieden von der Herrschaft der Autoritäten und Glossatoren lossagt, unter Ablehnung der Tradition zu den Quellen selbst zurückkehrt und sich ausschließlich auf das eigene Urtheil und seine eigene Quellenforschung stützt. Zugleich ist er der erste Deutsche, welcher eigener Kraft vertraut und sich dem überlieferten Ansehen der Italiener und Franzosen gegenüber-, nöthigenfalls auch entgegenstellt. Infolge dessen wandern auch zum ersten Male die Werke eines deutschen Rechtsgelehrten über die Alpen, und werden in der Heimstätte italienischer Jurisprudenz, in Padua, eifrig gelesen und studirt. Solche Vorgänge gaben den eigenen Landsleuten Muth und erhöhtes Selbstvertrauen, und so hat Z. durch seine Mitwirkung an der Reform der Juris-

prudenz mittelbar auch zur Förderung und Kräftigung des deutschen Nationalgefühls beigetragen. — Wir besitzen von Z. vier Bildnisse. Das eine (Brustbild in Amtstracht) ist dem Werke von Riegger als Titelkupfer beigegeben; das zweite ist ein Holzschnitt des Nürnberger Kleinmeisters Tobias Stimmer; das dritte, ein feiner Kupferstich von Theodor de Bry, findet sich in Boissardi icones illustrium virorum; letzterer ist in dem Porträtwerke von Seidlitz photographisch wiedergegeben.

Die Litteratur über Ulrich Zasius ist ziemlich reichhaltig; von älteren Werken nennen wir: Riegger, U. Zasii epistolae etc. Ulm 1774. — J. Fichard, Vitarum recentiorum Jure consultorum periochae. Francofurti Kalendis Juliis 1539. — Christoph ab Hohenberg, oratio funebris (1537). Häufig den nachgelassenen Schriften des Zasius vorgedruckt. — In neuerer Zeit hat sich Stintzing mit Z. hauptsächlich als Juristen, Joseph Neff mit ihm vorwiegend als Humanisten beschäftigt. Dr. R. Stintzing, Ulrich Zasius. Basel 1857; S. 1—387. — Derselbe, Gesch. d. deutschen Rechtswissenschaft. 1. Abtheil. S. 155—172. — Joseph Neff, Udalricus Zasius. Ein Beitrag z. Gesch. d. Humanismus am Oberrhein. Als Beil. zum Progr. f. d. Schuljahr 1889/90. I. u. (90/91) II. Theil. — Derselbe, Ulrich Zasius, ein Freiburger Humanist. Zeitschr. der Gesellschaft f. Förderung der Geschichts- ꝛc.Kunde v. Freiburg u. dem Breisgau. Bd. 9. S. 1—40. Siehe ferner: Horawitz, Briefe des Cantiuncula u. U. Zasius. Sitzungsber. d. Wiener Akademie. März 1879. — Dr. H. Schreiber, Gesch. der Alb. Ludw.-Univers. zu Freiburg im Breisgau. Freib. 1857. 1. Thl. S. 190—210. — Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter der Reformation. II, 60. — O. Stobbe, Gesch. d. deutschen Rechtsquellen. Braunschw. 1864. 2. Abtheil. S. 40 ff., 61 ff., 306 ff., 390 ff.

v. Eisenhart.

Zastrow: Christian Nikolaus Friedrich von Z., kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Generallieutenant, als der Sohn eines kurhannoverschen Oberst v. Z. 1705 geboren, stand zuerst in französischen Diensten, kam aber aus diesen schon 1721 als Lieutenant im hannoverschen Infanterieregimente v. Z. in seine Heimath zurück, machte als Capitän, später als Stabsofficier den österreichischen Erbfolgekrieg mit, in welchem er am 2. Juli 1747 in der Schlacht bei Laeffeld verwundet wurde, und war bei Beginn des Siebenjährigen Krieges Oberst und Regimentscommandeur, 1758 wurde er Generalmajor, 1759 Generallieutenant. In letzterem Jahre war er Commandant von Münster, dessen Bewohner höchst aufgebracht darüber waren, daß Z. Anstalten traf, die Stadt, wie ihm ausdrücklich aufgetragen war, nach Möglichkeit gegen die anrückenden Franzosen zu vertheidigen. Er unterdrückte die Bewegung mit Thatkraft und Entschiedenheit und wies die an ihn gerichtete Aufforderung zur Uebergabe mit Festigkeit zurück, obgleich er dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, seinem Oberbefehlshaber, gegenüber sich beklagte, daß er die Stadt mit Milizen und Invaliden behaupten solle. Als die Franzosen am 22. Juli vor derselben erschienen, zog er sich mit der Besatzung in die Citadelle zurück, welche mit 40 Geschützen drei Tage lang beschossen wurde. Am 25. capitulirte er, nachdem ein Pulverthurm in die Luft geflogen war und die Gebäude zu brennen angefangen hatten; er wurde Kriegsgefangener und nach Wesel gebracht, aber schon Ende August gegen den ebenfalls gefangenen Commandanten von Minden, Generallieutenant v. Morangies, ausgewechselt. Im nächsten Jahre gehörte er zuerst zu der unter General v. Spörcken in Westfalen thätigen Kleinen Armee; trug, als diese mit dem Hauptheere unter dem Herzoge vereinigt war, durch rechtzeitiges Eintreffen und Eingreifen der ihm unterstellten Colonnen am 31. Juli zum glücklichen Ausgange des Treffens von Warburg bei; stand dann unter

dem Erbprinzen von Braunschweig und 1761, meist auf dem westlichen Theile des Kriegsschauplatzes, wieder unter Spörcken; 1762 befehligte er das zweite Treffen der Großen Armee unter Herzog Ferdinand. An dem am 23. Juli bei Lutterberg stattfindenden glücklichen Gefechte, in welchem er eine der Angriffscolonnen führte, nahm er mit einer „unvergleichlichen Auszeichnung" theil, so daß der Herzog ihm ein Geschenk von 1000 Pistolen (je 5 Thaler Gold) machte. Von der Einschließung von Cassel, wo er darauf zunächst verwandt wurde, zur Vertretung des erkrankten Generals v. Hardenberg an die Ohm berufen, trug er durch standhaftes Ausharren wesentlich dazu bei, daß am 21. September die Angriffe des Feindes im Gefechte bei der Brückenmühle erfolgreich abgewiesen wurden. Es war der letzte Kampf, an dem er theilnahm. Er starb am 13. Februar 1773 als Gouverneur zu Göttingen.

O. von Zastrow, Die Zastrowen, Berlin 1872, S. 118. — L. von Sichart, Geschichte der königlich Hannoverschen Armee, 3. Theil, Hannover 1870.

B. Poten.

Zastrow: Georg Ludwig von Z., herzoglich braunschweig-lüneburgischer Generalmajor, ein Bruder von Christian (s. oben) und Ludwig v. Z. (s. unten), um 1710 geboren, war 1721 Page des regierenden Herzogs August Wilhelm von Braunschweig in Wolfenbüttel, wurde im März 1725 Fähnrich im Dragonerregimente, ging später zur Infanterie über und befand sich bei Beginn des Siebenjährigen Krieges als Oberst und Regimentscommandeur bei den zu der verbündeten Armee gehörenden braunschweigischen Truppen, deren Commandeur, General v. Imhoff, von seinem zu Blankenburg in der Gewalt der Franzosen seienden Kriegsherrn, dem Herzoge Karl, in Gemäßheit der am 10. September zu Zeven abgeschlossenen Convention und wegen der vom Herzoge mit dem Wiener Hofe getroffenen Vereinbarungen, den Befehl erhielt, seine Sache von der der Verbündeten zu trennen und den Marsch in das eigene Land anzutreten. Der Oberbefehlshaber, Zastrow's Oheim, der hannoversche General Ludwig v. Z. (s. unten), widersetzte sich dem Vorhaben, ließ Imhoff und den anderen braunschweigischen General, v. Behr, arretiren und forderte seinen Neffen, den nunmehr rangältesten Officier der braunschweigischen Truppen (5800 Mann), zum Bleiben auf. Dieser kam, unter Berufung auf den dem Könige von England geleisteten Kriegseid, dem Verlangen nach und blieb, obgleich der Herzog Karl ihm seine Unzufriedenheit aussprach und den Befehl zum Abmarsche wiederholte. So standen die Sachen als des Herzogs Bruder, Herzog Ferdinand von Braunschweig, am 23. November in Stade anlangte und das Commando übernahm. Dieser versicherte Z., daß der vom Herzoge erhaltene Befehl dessen eigenen Wünschen widerstreite und nur aus Noth gegeben sei, forderte ihn auf, seinem Entschlusse treu zu bleiben, und erhielt Zastrow's Versprechen, daß er die Armee nicht verlassen würde, womit Herzog Karl, als er seine Freiheit durch den Abzug der Franzosen wieder erlangt hatte, einverstanden war. Dann übernahm auch Imhoff wieder das bis dahin durch Z. geführte Commando. Unter diesem zeichnete sich Letzterer, welcher inzwischen zum Generalmajor befördert worden, besonders in dem am 5. August 1758 bei Meer gelieferten Treffen aus, was Imhoff in seinem Gefechtsberichte ausdrücklich anerkannte. Unglücklich aber erging es Z. am 10. October bei Lutterberg, wo der hannoversche General v. Oberg, unter dessen Befehlen er stand, von Soubise geschlagen wurde. Z., welcher auf dem hauptsächlich angegriffenen linken Flügel mit glänzender Tapferkeit focht, ward schwer verwundet und gefangen genommen. Seine Wunden waren furchtbar und hatten ihn so entstellt, daß sein Gesicht einen geradezu abschreckenden Anblick bot. So ist dieser in „Leben und Wirken des herzoglich Braunschweigischen Generallieutenant von Riedesel" durch M. v. Eelking, I, 25 (Anm.), Leipzig

1856, dargestellt. Zum zweiten Male gerieth Z. im J. 1759 in Gefangenschaft. Er war Commandant von Minden, verfügte über eine nach Zahl und Beschaffenheit ungenügende Besatzung, wurde durch den Herzog von Broglie mit überlegenen Kräften angegriffen und capitulirte nach kurzer Gegenwehr am 9. Juli. Im J. 1760 wird er als Commandant von Cassel genannt; nachdem die Stadt am 31. Juli geräumt war, erscheint er auch wieder im Felde. 1761 war er mit dem hessischen General Schlüter bei der Belagerung von Ziegenhain thätig. Als diese aufgegeben werden mußte und die beiden Generale abmarschirten, wurden sie am 25. März bei Leimsfeld mit Uebermacht angegriffen und ihre Truppen zersprengt. Dabei fiel Z. zum dritten Male in die Gewalt des Feindes. Später findet sich sein Name noch einmal unter der Capitulationsurkunde, welche der am 10. October jenes Jahres erfolgten Uebergabe der Stadt Wolfenbüttel an den Prinzen Xaver von Sachsen zu Grund gelegt wurde. Hier ist er im März 1762 gestorben.

O. von Zastrow, Die Zastrowen, Berlin 1872, S. 120. — C. Renouard, Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757—1763, Cassel 1863/64. B. Poten.

Zastrow: Heinrich Adolf von Z., General der Infanterie, ward geboren zu Danzig am 11. August 1801 und starb am 12. August 1875 in der Heilanstalt zu Schöneberg. Einer altpreußischen Adelsfamilie entstammt, in welcher sich der Kriegsdienst von Geschlecht zu Geschlecht fast als traditioneller Beruf vererbte, erhielt er seine Vorbildung vom Jahre 1815 ab im Berliner Cadettencorps und ward am 3. October 1819 dem 1. Garderegiment zu Fuß zugetheilt. Die allgemeine Kriegsschule besuchte er von 1823 bis 1825 und bethätigte schon hier eine große Vorliebe für die Fortification, deren Studium er namentlich auch dadurch gefördert hat, daß er eine sinnreiche Methode für die wohlfeile Herstellung lehrreicher Modelle erfand. Mit Rücksicht auf diese Bestrebungen ward ihm im J. 1826 ein längeres Commando beim Ingenieurcorps anvertraut. Ins Jahr 1828 fällt Zastrow's erster Versuch, sich litterarisch hervorzuthun, indem er sein „Handbuch der vorzüglichsten Systeme und Muster der Befestigungskunst“ herausgab, welches, 1839 in zweiter Auflage zu einer „Geschichte der beständigen Befestigung“ erweitert, 1854 in dritter unter dem nämlichen Titel erschien. In der Lehre der Fortification hat er höchste und allerhöchste Persönlichkeiten von maßgebender Autorität für das neuere preußische Kriegswesen zu Schülern gehabt. Ein besonderes Augenmerk widmete er den militärischen Einrichtungen unserer westrheinischen Nachbarn, denen man damals noch den Vorzug vor allen übrigen der großen europäischen Militärmächte einräumen wollte. Anonym gab er eine Schrift „Carnot und neuere Befestigungen“ heraus und übersetzte 1841 Vauban's „traité de l'attaque des places“. Die Uebernahme eines Commandos nach der Türkei, zu welchem Zastrow wie Moltke designirt waren, zerschlug sich durch den inzwischen eintretenden Tod des Sultans Mahmud im J. 1839. Seiner Heimath erhalten, beschäftigte er sich als Hauptmann der Leibcompagnie des 1. Garderegiments auf das eifrigste mit der Verbesserung des Infanteriegepäckes und förderte diese Vorbedingung der Feldtüchtigkeit bei verschiedenen Truppentheilen, zu denen er für solchen Zweck von 1845 bis 1846 entsandt ward. Im J. 1848 eröffnete sich ihm eine Bahn zu militärischer Auszeichnung, indem er zur schleswig-holsteinischen Armee abcommandirt wurde. Am 23. April, dem Tage der Schlacht bei Schleswig, lieferte er als Führer der Avantgarde ein glückliches Treffen bei Missunde, nahm an den Gefechten bei Hadersleben, Christiansfelde und Holnis, 1849 als Führer der schleswig-holsteinischen Avantgarden-Brigade unter dem Commando Bonin's an der Erstürmung von Kolding, der dort gelieferten Schlacht und den Ge-

fechten von Gudsö und Thaulof, sowie der Belagerung von Fridericia Theil. Bei dem siegreichen Ausfalle der Dänen unter den Generalen Rye und de Meza am 9. Juli 1849 war es der inzwischen zum Divisionscommandeur beförderte Zastrow, der mit seinen Truppen energisch aushielt und vorzugsweise verhindern half, daß die Katastrophe nicht größeren Umfang annahm. Im April 1850 nach Preußen zurückberufen, erhielt Z. ein Bataillon im damaligen Königsregiment Nr. 2 und ward zum Stadtcommandanten von Stralsund ernannt. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes daselbst erwarb er sich die allgemeinste Anerkennung der städtischen Behörden durch humanes Entgegenkommen bei Lösung mancher Schwierigkeit, welche durch die oft mit einander streitenden Interessen der bürgerlichen und militärischen Verwaltung herbeigeführt ward. Auch vermählte er sich hier mit der verwittweten Gräfin Ranzau geb. Israel, und erwarb sich um die militärische Anleitung und Vorbildung seines später zur Marine übergetretenen Stiefsohnes Grafen Detlev Ranzau ein besonderes Verdienst. Von Stralsund ward er nach Aachen als Oberstlieutenant des 28. Infanterieregiments, sodann nach Berlin als Oberst und Commandeur des Garde-Grenadierregiments Kaiser Alexander versetzt, 1858 aber zum Commandeur der 19. Infanteriebrigade ernannt. Der Kriegsausbruch von 1866 fand v. Z. in Breslau als Generallieutenant und Commandeur der 11. Division. Am 3. Juli, dem Tage von Königgrätz, befand sich das 6. Armeecorps auf dem Vormarsche die Elbe hinab in der Richtung auf Josephstadt, als die Directiven für gänzlich neue Operationen anlangten. Es gelang ihm, mit seiner Division die Elbe bei Stangendorf so früh zu passiren, daß dieselbe bereits um 8¾ Uhr den rechten Thalrand erklimmen konnte. Während des Vorrückens von gewaltigem Kanonendonner aus der Ferne begleitet, passirte er die Gewässer der Trotina und Trotinka in aller Eile und formirte die Division, in richtiger Erkenntniß der durchaus offensiven Aufgabe, erst jenseits. Solchem unaufhaltsamen Vordringen gegen die rechte Flanke und den Rücken der feindlichen Armee verdankt die preußische zu großem Theile die überaus reiche Ernte an Trophäen. Im Kriege 1870—71 trat Z. als commandirender General des VII. Armeecorps auf. Am 6. August übernahm er bei seinem Eintreffen auf dem Schlachtfelde von Spicheren den Oberbefehl und gab denselben späterhin an General v. Steinmetz ab. Sein specielles Verdienst ist, daß die 13. Division in die für den Feind so gefährliche Richtung auf Forbach dirigirt wurde. In der Schlacht bei Courcelles am 14. August commandirte er gemeinsam mit dem General v. Manteuffel und bildete am 18. August bei Gravelotte mit seinen Westfalen den äußersten rechten Flügel der Armee. Nach der Einnahme von Metz wurden ihm die Abwickelung des Gefangenentransportes und die Belagerung von Thionville, Montmedy, Longwy und Mezières übertragen. Im December 1870 auf Châtillon sur Seine dirigirt, trat er mit seinem Corps zur Südarmee unter General v. Manteuffel und hatte namhaften Antheil an der Ueberwältigung des Bourbaki'schen Heeres. Unter den vielfachen Auszeichnungen, welche ihm zu theil geworden sind, heben wir die Bezeichnung eines Forts von Metz nach seinem Namen hervor. Als Mitglied der Landesvertheidigungscommission nach Berlin berufen, verlebte er die letzten Lebensjahre daselbst, bis zunehmende Kränklichkeit ihn zwang, um seinen Abschied einzukommen. Bedeutsam flicht sich der Name Zastrow's in die neuere Geschichte der preußischen Armee, was die taktische Ausbildung und Einübung sowie die Waffenthaten derselben betrifft. Näherstehende rühmen, daß er des soldatischen Humors auch in ernstester Lage nicht vergaß und martialisches Wesen mit Bonhommie und Herzensgüte verband.

Militär-Wochenblatt 1875, Nr. 67, S. 1807 ff. — Sonntagsbeilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung 1875, Nr. 35. — Illustrirte Geschichte

des deutschen Krieges vom Jahre 1870 und 1871, S. 402. — H. v. Löbell, Jahresberichte über Militärwesen II, 1875, S. 601 ff. Häckermann.

Zastrow: Leopold Karl Anton von Z., zuletzt landgräflich hessencasselscher Generallieutenant, Sohn eines kurhannoverschen Oberst und Bruder von Christian und Georg v. Z. (s. oben), war jung in französische Dienste getreten und in diesen zum Capitän aufgerückt als König Friedrich II. ihn als preußischen Vasallen 1745 zurückrief und am 24. October d. J. zum Major im Infanterieregimente Forcade Nr. 23 ernannte, doch soll er schon am 30. September in der Schlacht bei Soor gefochten haben. Bei Beginn des Siebenjährigen Krieges war er Oberstlieutenant, in der Schlacht von Prag am 6. Mai 1757 wurde er verwundet, in der am 5. December d. J. bei Leuthen geschlagenen bildete das von ihm befehligte Regiment v. Geist (Nr. 8) die Spitze der dritten Angriffscolonne. Beim Einmarsche in Böhmen hat Z. am 25. April 1757 nach dem vom Herzoge von Braunschweig-Bevern geführten Journale viel Bravour und Intelligenz an den Tag gelegt, im Mai d. J. erhielt er den Orden pour le mérite, 1759 wurde er Chef des Infanterieregiments Nr. 38, 1760 Generalmajor. Dadurch ward aber seine Stellung als Commandant von Schweidnitz, welche ihm 1758 übertragen worden war, nicht berührt und in dieser beschloß er seine Laufbahn im preußischen Heere in einer wenig erwünschten Weise. Als im September 1761 Butturlin sich von Laudon getrennt und, unter Belassung des Generals Tschernyschew mit einer starken Abtheilung beim österreichischen Heere, die Hauptmasse der Russen nach Polen geführt, Laudon aber eine Aufstellung bei Kunzendorf genommen hatte, verließ König Friedrich am 26. das Lager von Bunzelwitz und ging mit seinem Heere in die Gegend von Münsterberg. Die Behauptung der Festung Schweidnitz blieb dem Commandanten von Z. anvertraut, welchem zu diesem Zwecke eine sowol ihrer Zahl nach allzu geringe, wie in Hinsicht ihrer Beschaffenheit wenig geeignete Besatzung zur Verfügung stand. Laudon lag auf der Lauer sich des Platzes zu bemächtigen. An eine Belagerung konnte er wegen der Nähe des Königs nicht denken; er versuchte es daher mit einer Ueberrumpelung. Und diese führte zum Ziele (Streffleur's österreichische militärische Zeitschrift, I. Band, Wien 1860). Z. hatte Kunde von den Absichten des Feindes; am Nachmittage des 30. September traf er Sicherheitsmaßregeln gegen einen Ueberfall. In der darauffolgenden Nacht aber fehlte es an der gebotenen Wachsamkeit. Laudon dagegen hatte vorsichtig und geschickt seine Anordnungen getroffen. Leichte Truppen umringten seit dem Abend den Ort von allen Seiten. Kroaten suchten durch einen Scheinangriff die Aufmerksamkeit der Besatzung von den bedrohten Stellen abzulenken; um 3 Uhr früh erfolgte der wirkliche Angriff unter Leitung des Generalwachtmeisters v. Amadei mit 20 österreichischen Bataillonen und 800 russischen Grenadieren (im ganzen 15 000 Mann) in vier mit Leitern und Faschinen versehenen Sturmcolonnen, welche nach kurzem Gefechte sich mehrerer Außenwerke bemächtigten, die preußischen Geschütze gegen die Stadt richteten und dann den Hauptwall erstiegen. In den ersten Morgenstunden war die Einnahme vollendet, die Besatzung, welche sich nach Kräften gewehrt hatte, war kriegsgefangen, es waren 3348 Mann, die Sieger hatten 1600 Mann an Todten und Verwundeten. Das Auffliegen eines Pulverthurmes, in welchen ein preußischer Artillerist Feuer geworfen haben soll, und der Beistand, den 250 in der Festung befindliche österreichische Kriegsgefangene leisteten, hatten das Gelingen begünstigt. Von Z. hieß es, daß er den Tafelfreuden ergeben gewesen sei, in der Sturmnacht einen Ball gegeben und darüber seine Pflicht vernachlässigt und daß er einem jener Kriegsgefangenen, einem Major Roca, zu viel Freiheit gestattet habe; hierdurch sei diesem die Möglichkeit gegeben gewesen, Laudon Mittheilungen zu machen.

Der Bericht, welchen Z. erstattete, veranlaßte den König zunächst ihm keinen Vorwurf zu machen, er schrieb ihm sogar einen tröstenden Brief. Als jener aber, nachdem der Hubertsburger Friede geschlossen war, aus der Gefangenschaft zurückkehrte, wurde unter dem Vorsitze von Zieten ein Kriegsrecht über ihn abgehalten, welches ihn zu einem zweijährigen Festungsarreste verurteilte. Die nämliche Strafe war gegen den Lieutenant v. Irwing vom Dragonerregimente v. Alvensleben verhängt, dessen Nachlässigkeit im Sicherheitsdienste das unbemerkte Nahen des Feindes ermöglicht hatte. Das über Z. gefällte Urtheil war in einer sehr milden Weise begründet; es wurde ihm ein Hauptvorwurf daraus gemacht, daß er nicht auf eine Verstärkung der Garnison angetragen habe. Nachdem er seine Strafe verbüßt hatte, schrieb ihm der König jedoch, daß er ihn nicht beschuldige, daß es aber, nachdem er ein solches Unglück gehabt habe, gefährlich sein würde, ihm ferner einen Posten oder ein Commando anzuvertrauen. Z. bat nun um seinen Abschied, welcher ihm als Generallieutenant bewilligt wurde, trat mit gleichem Range 1766 in landgräflich hessen-casselsche Dienste, in denen zu jener Zeit mehrere Mißvergnügte aus preußischen Landen Aufnahme fanden, und ist zu Cassel 1779 in seinem neunundsechzigsten Lebensjahre gestorben.

O. v. Zastrow, Die Zastrowen, Berlin 1872, S. 123.

B. Poten.

Zastrow: Ludwig von Z., kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer General der Infanterie, im Jahre 1680 geboren, ein Sohn des kinderreichen Besitzers von Cölpin bei Bärwalde im pommerschen Kreise Neu-Stettin, kam am 12. December 1707 aus französischen in hannoversche Dienste, in denen er zum Oberst und am 5. Februar 1737 zum Commandeur eines Infanterieregiments aufgestiegen war, als der österreichische Erbfolgekrieg ausbrach, während dessen Z. am 20. Januar 1743 zum Brigadier, am 2. Mai 1744 zum Generalmajor, am 26. August 1747 zum Generallieutenant befördert wurde. Sein Name wird hier mit Auszeichnung namentlich am 11. Mai 1745 in der Schlacht von Fontenoy genannt, wo die von ihm befehligten hannoverschen Bataillone im Verein mit den englischen Garden die wiederholten tapferen Angriffe der französischen Reiterei auf die zurückgehenden Verbündeten mit Erfolg zurückschlugen und Z. selbst verwundet wurde. — Bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges führte er, seit dem 15. Februar 1757 General der Infanterie, bis zu der am 17. April 1757 erfolgenden Ankunft des Oberbefehlshabers, Herzog August Wilhelm von Cumberland, das Commando des etwa 45 000 Streitbare zählenden, aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und Bückeburgern zusammengesetzten Heeres; als nach der am 26. Juli bei Hastenbeck verlorenen Schlacht, in welcher Z. den rechten Flügel befehligt hatte, und nach der Weigerung des Königs Georg II. die zu Zeven vorbehältlich seiner Zustimmung abgeschlossene Convention gutzuheißen, der Herzog am 3. October von Stade nach England abberufen wurde, übernahm Z. jenes Commando von neuem. Mit Entschiedenheit ist er damals dem Versuche der Generale v. Imhoff und v. Behr entgegengetreten mit den ihnen unterstellten braunschweigischen Truppen, der Weisung ihres Landesherrn, des Herzogs Karl, folgend, in die Heimath zurückzukehren (vgl: Georg Ludwig v. Zastrow). Als die am 23. November zu Stade erfolgte Ankunft des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, welcher den Herzog von Cumberland ersetzte, der Unsicherheit der Verhältnisse im Heere der Verbündeten ein Ende gemacht hatte und der Herzog im Februar 1758 nach dem Rheine aufbrach, führte Z. die eine der beiden Colonnen, in denen der Vormarsch ausgeführt wurde. Im April verließ er den Kriegsschauplatz; den Rhein hat er nicht mehr überschritten. Ob Mißhelligkeiten mit dem Herzoge und dessen Secretär Westphalen der Grund gewesen sind oder ob das hohe Alter Zastrow's

diesen dazu veranlaßt hat, ist nicht festzustellen. Er ging nach Stade, wo er seit 1747 Gouverneur war, und ist dort am 30. Januar 1761 achtzigjährig gestorben.

O. v. Zastrow, Die Zastrowen, Berlin 1872, S. 131. — L. v. Sichart, Geschichte der königlich Hannoverschen Armee, 3. Bd., 1. Abthlg., Hannover 1870. B. Poten.

Zastrow: Friedrich Wilhelm Christian von Z., königlich preußischer General der Infanterie, ein Sohn des am 30. Juni 1758 in dem Gefechte bei Domstädtel in Mähren als Commandeur des Infanterieregiments Prinz Ferdinand von Preußen Nr. 34 gefallenen Majors v. Z. und einer Tochter des Finanzministers v. Boden, am 22. December 1752 zu Ruppin geboren, trat im Mai 1766 beim Kürassierregimente Nr. 11, dem Leib=Carabinierregimente, in den Dienst, wurde aber schon im September d. J. in das zu Berlin garnisonirende Infanterieregiment Graf Lottum versetzt und in diesem 1768 zum Fähnrich, 1774 zum Secondlieutenant befördert. Da er die Mängel seiner wissenschaftlichen Ausbildung fühlte, war er bestrebt, dieselben durch Fleiß und Unterricht auszugleichen. Es gelang ihm so gut, daß, als er an dem auf Befehl des Königs jungen Officieren der Berliner Garnison gegebenen Unterrichte theilnahm, Friedrich der Große ihm im Jahre 1778 für einen von Z. entworfenen plan de campagne für das Vordringen eines österreichischen Heeres aus Böhmen durch Sachsen gegen Spandau (also nicht wie häufig erzählt ist, für eine Zeichnung) den Orden pour le mérite verlieh. Während des Bairischen Erbfolgekrieges war Z. Adjutant des Generals v. Ramin, nach Friedensschlusse verblieb er bei diesem als Inspectionsadjutant der Berliner Inspection; nach Ramin's 1782 erfolgtem Tode kam er in gleicher Eigenschaft zur pommerschen Inspection nach Potsdam, 1787 wurde er Major im Infanterieregimente v. Brünneck zu Köslin. Von seiner fortgesetzten wissenschaftlichen Thätigkeit zeugen mehrere von ihm den Königen Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. eingereichte Arbeiten über militärische Gegenstände. Der Letztere berief ihn am 22. December 1792 als Flügeladjutanten in sein Hauptquartier zu Frankfurt am Main; in dieser Stellung wohnte Z. den Ereignissen des Feldzuges vom Jahre 1793 und namentlich der Belagerung von Mainz bei. Von hier begleitete er den König in den Krieg nach Polen. Der Entwurf zur Schlacht bei Rawka am 7. Juni 1794 war sein Werk. Des Königs Dank bestand in Zastrow's mit Uebergehung von 47 Vorderleuten erfolgender Beförderung zum Oberstlieutenant; als nach Beendigung des Feldzuges Grundbesitz verschenkt wurde, erhielt er das 7 Meilen von Posen gelegene Gut Deutsch=Preß. Am 12. December 1794 wurde er Generaladjutant, am 10. Januar 1796 Oberst, gleichzeitig trat er an die Spitze des Militärcabinets, womit ihm die Leitung der persönlichen Angelegenheiten der Officiere zufiel. Von den Geisterbeschwörungen und sonstigem Unfuge, mit welchem Unwürdige den König umgaben, hielt er sich fern. König Friedrich Wilhelm III. beließ ihn daher nach seinem Regierungsantritte in den von ihm bekleideten Stellungen und schenkte ihm das nämliche Vertrauen, welches der Vorgänger ihm entgegengebracht hatte. Am 11. Januar 1801 ernannte er ihn zum Generalmajor. Rücksicht auf die eigene Gesundheit hatte Z. kurz vorher veranlaßt, um die Enthebung von seiner aufreibenden Thätigkeit nachzusuchen. Seine Bitte war durch die Verleihung eines Regiments in der Stadt Posen erfüllt. Hier beugte er bald darauf durch geschicktes Verhalten dem Vorkommen aufrührerischer Bewegungen vor. Im J. 1805, als es sich um den Beitritt Preußens zur dritten Coalition handelte und Wintzingerode aus diesem Anlasse nach Berlin gekommen war, hatte er eine Sendung an den Petersburger Hof zu erfüllen.

Nachdem er im Winter 1805/6 zu dem in Sachsen aufgestellten Observationscorps gehört hatte, wurde ihm im Frühjahr 1806 die südpreußische Inspection übertragen, im August stieß er mit seinem Regimente zu dem bei Glogau sich sammelnden Corps des Fürsten Hohenlohe, am 18. September aber wurde er als königlicher Vertrauensmann in das Hauptquartier berufen, daneben sollte er das Commando einer aus vier Bataillonen und einer Batterie bestehenden Brigade führen. Am Schlachttage von Auerstädt, dem 14. October, befand er sich in der Umgebung des Königs, welcher ihn am 13. Abends zu sich beschieden hatte; dann begleitete er diesen bis nach Küstrin. Von hier wurde er am 26. October nach Charlottenburg entsandt, um gemeinsam mit dem Staatsminister Graf Lucchesini mit Napoleon über den Frieden zu unterhandeln. Ihr Bemühen, erträgliche Bedingungen zu erlangen, war fruchtlos; von Posen, wohin sie den Kaiser begleitet hatten, kehrten die Bevollmächtigten Ende November zum Könige zurück. Dieser übertrug nun Z. im December an des zurückgetretenen Graf Haugwitz Stelle das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, am 26. Januar 1807 wurde er zum Geheimen Staats- und Cabinetsminister und zum Chef des auswärtigen Departements ernannt. Die Stellung, welche er gegen seine Neigung übernommen hatte, wurde ihm jedoch bald verleidet als auf Betreiben des Kaisers Alexander von Rußland Hardenberg, dessen Grundsätze und Ansichten den seinigen durchaus zuwiderliefen, in das Ministerium trat. Ebensowenig sagte Z. seinem Collegen zu. Der König entband ihn daher am 4. Mai von dieser Stellung und übertrug ihm unter gleichzeitiger Beförderung zum Generallieutenant das Commando der Infanterie beim Corps des Generals von L'Estocq. Z. trat diese Stellung jedoch nicht an, sondern bat um seine Entlassung, welche am 14. Juni bewilligt wurde und nahm seinen Wohnsitz in Berlin, mußte die Stadt aber bald wieder verlassen, weil er durch die Regierung des Großherzogthums Warschau genöthigt wurde, in den Grenzen desselben zu wohnen, innerhalb deren der ihm gebliebene Theil des 1796 erhaltenen Grundbesitzes lag; das Meiste davon war eingezogen und dem früheren Besitzer zurückgegeben. Er entäußerte sich jenes Theiles jedoch alsbald und erwarb das Gut Baudach bei Crossen an der Oder, wo er bis 1813 lebte.

Dann bat er von neuem im Heere verwendet zu werden. Seinem Gesuche wurde gewillfahrt. Er erhielt zunächst das Commando der Landwehren in Schlesien, vertauschte diese Stellung aber, welche in eine thatkräftigere Hand gelegt werden sollte und daher von Gneisenau übernommen wurde, bei Beginn des Waffenstillstandes mit der als Militärgouverneur zwischen der Weichsel und der russischen Grenze; diese hatte er bis zum Sommer 1814 inne. Nach Napoleon's Rückkehr wurde er, um die Truppenaufstellungen der sogenannten norddeutschen Fürsten zu betreiben, nach Cassel entsandt und sollte später dort Gesandter werden; er trat den Posten jedoch nicht an, weil er schon bei Erfüllung des ersten Auftrages in Zwistigkeiten mit dem Minister v. Schmerfeld gerathen war, und ging statt dessen als Gesandter nach München. In dieser Zeit wurde ihm auch ein Ersatz für die 1806 verlorenen Güter durch Ueberweisung eines Theiles der ehemaligen Johanniter-Comthurei Lagow im neumärkischen Kreise Ost-Sternberg zugestanden. Aus Anlaß der während Zastrow's Thätigkeit als Gesandter am bairischen Hofe stattgehabten Verlobung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern erhielt jener am 25. Septemper 1823 den preußischen Orden vom Schwarzen Adler, bald darauf auch den Baierischen Sanct Hubertusorden. Seiner Bitte, sich nun ganz zurückziehen zu dürfen, wurde nicht entsprochen. Dagegen erhielt er einen noch ruhigeren Posten, indem er zum Gouverneur des Fürstenthums Neuchâtel ernannt wurde. Daneben ward ihm erlaubt, alljährlich acht Monate auf Urlaub zuzubringen.

Am 30. März 1824 zum General der Infanterie befördert, vertrat er Preußen 1825 bei der Krönung König Karl's X. von Frankreich. Am 22. Juli 1830 starb er während eines Sommeraufenthaltes im Schloße Bied bei Colombier am Neuenburger See.

Z. war ein starrer Anhänger der Regierungsgrundsätze, welche vor dem Jahre 1806 in Preußen die maßgebenden gewesen waren, und Gegner einer jeglichen fortschrittlichen Aenderung derselben wie aller Vertreter von Neuerungen; als Soldat in den Ueberlieferungen der Fridericianischen Zeit aufgewachsen, war er nicht im Stande, sich von dem Glauben an das Veraltete frei zu machen. Hofgunst und äußere Vorzüge, eine gewinnende Persönlichkeit, Redegewandtheit und einflußreiche Verbindungen öffneten und erleichterten ihm den Weg zu den höchsten Stellungen. Scharnhorst und die ihm anhingen beurtheilten ihn sehr abfällig, auch Blücher schätzte ihn gering. H. v. Treitschke (Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, I, 152) nennt ihn einen dünkelhaften Gegner jeder Reform und rechnet ihn zu denen, welche König Friedrich Wilhelm III. übersah, von denen er sich aber doch beeinflussen ließ. Auch in den Erinnerungen aus dem Leben des Generals v. Boyen (herausgegeben von Friedrich Nippold, Leipzig 1889/90) wird er nicht vortheilhaft geschildert. Boyen meint, Z. sei lebensklug gewesen, habe aber das Kriegswesen durch die alte preußische Exercierbrille angesehen; als Z. Minister wird, nennt er ihn schlau, vielseitig und lebensgewandt; daß derselbe, auf diese Verwendung pochend, das ihm 1807 übertragene Commando verschmäht und in solcher Zeit das Heer verlassen hatte, tadelt er bitter; gelegentlich der Uebertragung des Militärgouvernements in Preußen im J. 1813 schildert er ihn mit den Worten: „Ein kluger, dem Geschäfte wol gewachsener Mann; wenn die öffentliche Meinung ihn auch beschuldigte, daß seine Neigung, mit dem Winde zu segeln, etwas stark sei, so konnte das glücklicher Weise hier keinen Einfluß haben.“

O. von Zastrow, Die Zastrowen, Berlin 1872, S. 74. — Militär-Wochenblatt, Berlin 1840. B. Poten.

Zäunemann: Sidonia Hedwig Z., thüringische gekrönte Dichterin. Als Tochter des Advocaten und Notars Paul Nicolaus Z. wurde die Zäunemannin am 15. Januar 1714 zu Erfurt geboren und zeichnete sich in der Jugend trotz mütterlichen Widerstrebens durch großen Lerntrieb aus. Früh schon begann sie zu dichten, allerdings im ausgetretenen Gleise der Gelegenheitsgedichte zu Hochzeiten, Kindtaufen, Beerdigungen u. s. w. In ihrer Gedichtsammlung sind die ältesten datirten aus dem Jahre 1731, doch sagt sie selbst, daß sie nicht alles aufgenommen habe; Gedichte aus dem Jahre 1728 hat sie später selbst verbrannt. Viele dieser Erzeugnisse entsprangen nicht eigenem inneren Antriebe, sondern sind auf fremde Bestellung gefertigt, denn die Zeitsitte erforderte es, jedes Ereigniß des Familienlebens mit Reimen zu begleiten. Eigenthümlich berühren dabei im Munde einer jungfräulichen Dichterin die ziemlich unverhüllten Anspielungen auf die Vorgänge und Folgen der Brautnacht, doch entsprachen dieselben lediglich dem allgemeinen, vielfach weit derberen Geschmacke der Zeit, dem sich die sonst mit zarter Empfindung begabte Verfasserin anpaßte. Erscheint die Zäunemannin also hierbei durch Stoffwahl und Behandlung durchaus als Kind jener Tage, ragt die Hauptmasse dieser Gedichte über die damalige Poesie für den Hausgebrauch nicht hinaus, so zeigt Sidonia doch in einigen Schöpfungen, daß sie selbständiger Gedanken und Gefühle fähig war. Jene Stoffe füllten ihren Sinn nicht aus, auch die Ereignisse des öffentlichen Lebens ihrer Heimath, die großen Weltbegebenheiten zogen ihr Interesse auf sich. Festtage benachbarter Fürsten (besonders des Weimarer Hofes), der Antritt eines neuen kurmainzischen Statthalters in Erfurt 1732, der große Brand ihrer Vaterstadt 1736, der Tod ihres Landesherrn, des

Kurfürsten Franz Ludwig zu Mainz, und der Antritt seines Nachfolgers, Philipp Karl, die Stiftung der Universität Göttingen 1737, besonders aber auch militärische Vorgänge regten sie zum Dichten an. Außer mehreren früheren Soldatenliedern entflossen ihr Verse über den Ausmarsch der Erfurter Garnison 1733, die Einnahme von Kehl 1733, ein dem Prinzen Eugen gewidmetes Lied auf die kaiserlichen Husaren 1735, worin sie selbst die üblichen Familienstoffe zurückweist („Soll Trauring, Wiege, Leichenstein — Nur bloß der Lieder würdig sein?"). Zu Eugen's Geburtstag 1735 richtete sie an ihn ein längeres Glückwunschgedicht, das bei manchem Schwulst doch Stellen von kräftiger, schwungvoller Begeisterung bietet und uns zugleich zeigt, daß der große Feldherr ihr ein anerkennendes Schreiben hatte zukommen lassen; auch in dem Trauergedicht auf seinen Tod 1736 betont sie neben dem Verluste, den Kaiser und Reich, Verwaltung, Kriegswesen, Wissenschaft und Kunst erlitten, ihren eigenen Schmerz („Eugen, der meiner Niedrigkeit — So viele Gnad' und Huld erwiesen, — Eugen, der meinen Fleiß gepriesen ꝛc."). Ein frommes, gläubiges Gemüth verrathen ihre „Geistlichen Gedichte", zum Theil in der Weise der Kirchenlieder, poetische Ausführungen von Worten der heiligen Schrift; dabei zeigt ihr Christenglaube mehrfach ein erfreuliches Freibleiben von der engherzigen Auffassung der orthodoxen Theologie ihrer Zeit. Sie selbst legte besonderes Gewicht auf zwei Gedichte, deren Art bisher auf dem deutschen Parnaß nicht gepflegt worden sei, auf das „Waldgedicht" zu Ehren einer Jagd des Herzogs Ernst August von Weimar im Ilmenauer Forst 1737, und ihr langes, dem König August III. von Polen und Kurfürsten von Sachsen zugeeignetes Gedicht über „Das Ilmenauische Bergwerk", worin sie ihre zweimalige Einfahrt in Bergmannskleidern zu Ilmenau am 23. und 30. Januar 1737 zwar etwas weitschweifig und mit vielen moralischen Reflexionen, aber das Bergwerk selbst anschaulich in seinem technischen Betrieb und in seinen Eindrücken auf das menschliche Gemüth schildert. Dieses Unternehmen ward ihr aber verschiedentlich, besonders von Geistlichen, als unpassend vorgehalten; doch im Gefühle ihres Rechtes weist sie die Zeloten mit ernstem Nachdruck zurück: in dem Unternehmen selbst wie im Tragen der Manneskleider liege nichts unschickliches. Auch sonst trug sie bei ihren Ausflügen, die sie zu Roß zu unternehmen pflegte, männliche Kleidung; furchtlos ritt sie bei Regen und Sturm, bei Gewitter und im nächtlichen Dunkel durch die Thäler und dichten Wälder, gerade dabei enthüllte sich ihr die Großartigkeit der Natur und Gottes Macht in der Schöpfung, wie sie schön in ihren „Andächtigen Feld- und Pfingstgedanken" zum Ausdruck bringt. Bei aller Zartheit weiblichen Seelenlebens (nur für Mannesliebe scheint ihr allein der Ehre nachstrebendes Herz unempfänglich gewesen zu sein) prägt sich in ihrem Wesen ein kräftiges Selbstbewußtsein aus; sie erscheint fast als Vorläuferin der modernen Frauenbewegung, denn mit Entrüstung verwirft sie den Anspruch der Männer auf den Alleinbesitz gelehrter Bildung und verwahrt die Frauen gegen die Beschränkung auf das lediglich hauswirthschaftliche Gebiet, so in dem Berggedicht „Es sei (sagen ihre Gegner) von Gott der Weiberorden | Zum Haushalt nur erschaffen worden; | Man nimmt des Salomons sein Spruchbuch zum Behuf. | Der König hat ganz Recht; allein, wer will's uns wehren, | Wenn wir darneben auch uns von dem Pöbel kehren? | Wer straft uns, wenn auch unser Geist | Ein Herz voll Muth und Feuer weist? | Wozu hat uns die höchste Kraft | Verstand und Muth ins Herz gegeben, | Als daß wir auch nach Wissenschaft | Und edlen Werken sollen streben?" und ähnlich in ihrem Madrigal auf die gelehrten Frauenzimmer: „Ihr Männer, bildet euch nicht ein, | Als ob Vernunft, Verstand und aufgeklärter Sinn | Sollt' euer Eigenthum und Erbrecht sein. | Nein! wahrlich, der das Firmament gesetzt, | Der hat das Frauenvolk nichts minder hochgeschätzt: | Und ihnen auch Verstand und Witz verlieh'n. | Es

soll, wie ihr, des hohen Geistes Gaben | Auch im Besitze haben. | Drum muß ihr Lorbeerzweig, so wie der eure, blüh'n!" und noch an zahlreichen anderen Stellen schlägt sie ähnliche Töne an. Die von ihr besungene Universität Göttingen zeigte sich alsbald dankbar: am 3. Januar 1738 ernannte sie die Zäunemannin zur „kaiserlichen gekrönten Poetin", eine Ehre, die 1733 als erster deutscher Dame der Christiane Marianne von Ziegler durch die Universität Wittenberg zu Theil geworden war; Diplom und Lorbeerkranz überbrachte der Glücklichen der Reichsgraf Heinrich XI. Reuß am 11. Januar, und sie dankte durch eine Ode. Die litterarischen Kreise Deutschlands nahmen lebhaft Theil an dem seltenen Ereignisse; man feierte es überschwänglich, selbst Denkmünzen wurden, nach der Sitte der Zeit, darauf geschlagen; sie selbst aber blieb, so sehr sie auch von freudigem Stolze gehoben ward, doch bescheiden und ihre, der Kaiserin Anna von Rußland gewidmete Gedichtsammlung, die 1738 zu Erfurt erschien, betitelte sie „Poetische Rosen in Knospen", um dadurch, wie sie im Vorwort sagt, „anzuzeigen, daß ich selbe noch vor keine reife Früchte, sondern vor Rosen, die ihre völlige Blüthe noch nicht erreichet haben, erkenne". Außer dieser bunten Sammlung von verschiedenster Art und verschiedenstem Werth sind noch einige Einzelgedichte von ihr erschienen, von denen nur das auf Friedrich's des Großen Thronbesteigung hier erwähnt sei. Es war Sidoniens Verhängniß, daß sie in einer wie litterarisch, so auch politisch öden Zeit dichtete und nicht einmal die ersten Erfolge des Preußenkönigs erlebte. Welche patriotische Begeisterung würde sein frisches, energisches Auftreten (ahnungsvoll singt sie von ihm: „Dich, großer König, dessen Wesen | Auch Königlich und Fürstlich ist, | Was wir bereits von Dir gelesen, | Das zeugt schon gnugsam, wer Du bist!") in ihrem lebhaften Gemüthe erweckt haben, das sich sogar für den alternden Helden Eugen begeistert hatte, obwohl dessen letzter Feldzug ja, ohne seine Schuld, ihm keine neuen Lorbeeren gebracht hatte. In Friedrich hätte sie ihr Helden- und Fürstenideal in ganz anderer Weise noch verwirklicht gesehen als in den Personen, die ihre Zeit ihr zur Verherrlichung darbot, und mit dem würdigeren Stoffe würde auch ihre Poesie höheren Schwung genommen haben, denn eigene Schöpfungsgabe und unabhängigen Gedankenflug inmitten ihrer an wahrem Gefühlsausdruck armen Zeit verrathen, wie erwähnt, mehrere ihrer Werke. Doch schon am 11. December (nach Einert am 10.) 1740 fand sie ein frühes Ende; das unerschrockene Mädchen hatte einen Ritt zu ihren Ilmenauer Verwandten unternommen, und beim Ueberschreiten der Gera bei dem Dorfe Angelroda unweit Plaue brach die vom Hochwasser erschütterte Brücke unter ihr zusammen. Tags darauf wurde ihre Leiche gefunden und am 16. December zu Plaue bestattet.

Zedler, Universallexikon, Bd. 60 (Leipzig, Halle 1749), Sp. 1126 flg. — Finauer, Allgemeines historisches Verzeichnis gelehrter Frauenzimmer, Bd. 1 (München 1761), S. 221 flg. — S. Cassel, Erfurt und die Zäunemannin, im Weimarischen Jahrbuch f. Deutsche Sprache, Litt. u. Kunst, Bd. 3 (1855), S. 426 flg. — Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. Deutsch. Dichtung (2. Aufl. 1887), Bd. 3, S. 329 flg. — Einert, Aus den Papieren eines Rathauses (Arnstadt 1892), S. 183 flg. W. Lippert.

Zauner: Edmund Z., Benedictiner, geboren am 1. Januar 1694 zu Vilsbiburg in Niederbaiern, † am 5. August 1765. (So J. Th. Zauner und Sattler; Baader: 5. August 1761.) Z. legte am 5. October 1713 in dem Benedictinerkloster St. Veit a. Rott bei Neumarkt in Niederbaiern die Ordensgelübde ab. Später wurde er im Lehrfache verwendet. Nach sechsjähriger Lehrthätigkeit am Gymnasium zu Salzburg wurde ihm im November 1734 das Lehramt der theoretischen Philosophie in der philosophischen Facultät der dortigen Universität übertragen, welches Lehramt er zwei Jahre lang verwaltete. Im

letzten Jahre war er auch Decan der Facultät. Am Ende des Jahres 1736 kehrte er in sein Kloster zurück, in welchem er auch später als dessen Prior und Senior starb. — Z. ließ in den Jahren 1731—1736 eine Anzahl von philosophischen Disputationen drucken, die bei Sattler am vollständigsten verzeichnet sind. Dieselben bewegen sich theils auf dem Gebiete der Logik, theils auf dem der Metaphysik, im Geiste der thomistischen Philosophie. Davon seien genannt: „Disputatio menstrua de quidditate praemotionis physicae“ (Salisburgi 1732); „Disputatio menstrua: Creata libertas praemota“ (Salisburgi 1732); „Disputatio menstrua de logica, an huic in rigore Aristotelico acceptae convenire queat ratio scientiae“ (Salisburgi 1735). Die letzte dieser Dissertationen, die er am Schluß seines philosophischen Curses als Professor drucken ließ, ist der „Fasciculus quaestionum philosophicarum, quem ex universa philosophia collegit“ (Salisburgi 1736), worin 5 Fragen ex logicae prolegomenis, 4 de ente rationis, 4 de universalibus, 10 ex physica, 6 ex libris de anima, 2 ex metaphysica behandelt sind. Sattler nennt von ihm auch ein Werk: „Philosophiae peripatetico-Thomisticae partes 5“ (Salisb. Fol. Etiam sub titulo:) „Salisburgensis Thomista philosophus, seu universa philosophia peripatetico-Thomistica in 5 partes divisa.“

(J. Thadd. Zauner), Verzeichniß aller akademischen Professoren zu Salzburg (Salzburg 1813), S. 19 f. — Cl. A. Baader, Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller, Bd. II, 1 (1825), S. 239 f. — Aug. Lindner, Die Schriftsteller des Benedictiner-Ordens im heutigen Königreich Bayern, Bd. II (Regensburg 1880), S. 6. — Magnus Sattler, Collectaneen-Blätter zur Geschichte der ehemaligen Benedictiner-Universität Salzburg (Kempten 1890), S. 314 f.

Lauchert.

Zauner: Judas Thaddäus Z., Rechtsgelehrter und Geschichtsschreiber, geboren zu Zaun im Herzogthum Salzburg am 16. October 1750, † in Salzburg am 10. Mai 1813. Z. war ein armer Bauerssohn im erzbischöflichen Pfleggerichte Mattsee, der unter den schwierigsten Verhältnissen die Lateinschule in Salzburg mit 14 Jahren antrat, 1772 die philosophischen Studien oder die Lycealclassen beendigte, das Doctorat erwarb und sodann der theologischen Laufbahn zusteuerte. Da er jedoch zufolge körperlicher Schwäche keine Aufnahme im Priesterhause der Diöcese Passau fand, so begann er an der Salzburger Universität seit Herbst 1772/3 die Rechtsstudien, wurde 1779 im November Licentiat und verdankte seinem eisernen Fleiße und juristischen Geschick die Ernennung zum erzbischöflich salzburgischen Consistorial- und Hofgerichtsraths-Advocaten, mit dem Titel und Amt eines kaiserlichen Notars. Schon von seinen Rechtsstudien her fand er im Hause des Professors Stainhauser, wo er neben seinen akademischen Collegien (1773—1777) Privatlehrer war, die Anregung zur Pflege der Geschichtswissenschaft. Z. setzte diesem Manne ein Denkmal in seinem Nachrufe („Memoria Joann. Philippi Stainhauser de Treuberg juris consulti“, 1800). Auch gehörte Z. seit 1787 der „Sitten und Landwirthschaft“ pflegenden Gesellschaft zu Burghausen in Niederbaiern an und wurde überdies 1801 correspondierendes Mitglied der historischen Classe der baierischen Akademie in München. Seit 1803 (9. September) Doctor der Rechte und Universitätsprofessor, versah Z. die Lehrkanzeln des römischen Rechts, der Rechtsgeschichte, des Strafrechtes und las auch über salzburgisches Privatrecht. Schon früher (28. Februar 1803) hatte sich ein entscheidender Wechsel im Geschicke seines Vaterlandes vollzogen, indem das säcularisirte Hochstift, vorhin Metropole des südöstlichen Deutschland, als Kurfürstenthum, sammt Berchtesgaden an Erzherzog Ferdinand von Habsburg-Lothringen als Entschädigung für Toscana fiel. In dieser kurzen Epoche (1803 bis 1805) wurde Z. Hofrath. 1805, am 26. December, kam Salzburg durch

den Preßburger Frieden an Oesterreich (1806—1809). Infolge der Auflassung des Salzburger Justiz- und Hofgerichtsrathscollegiums erlangte Z. die Würde und das Amt eines k. k. Landrathes. Der Wien-Schönbrunner Frieden (1809, 14. October) entschied über die Abtretung Salzburgs an Baiern, 1810 im December wurde die Universität in ein Lyceum verwandelt, und am 18. April 1811 Z. zum Hofrath, Geschichtsprofessor und Bibliotheksvorstand ernannt. Auch las er am Lyceum über lateinische Philologie. Er starb, 65 Jahre alt, als sich der neue politische Wechsel, der Rückfall Salzburgs an Oesterreich, vollzog.

Zauner's Werke sind zunächst (1781—1782) juristische und kritische Broschüren, eine Sammlung der Salzburger Landesgesetze (1785—1790), eine Schrift „Ueber das unredliche Betragen der Feinde der Aufklärung“ (1791); Bücher, die sich auf die Geschichte der Salzburger Universität beziehen (Biogr. Nachr. von den Salzb. Rechtslehrern . . . 1789; Nachtrag dazu 1797; Bemerkungen über den litterarischen Werth der hohen Schule zu Salzburg 1810, zur Zeit ihrer von ihm beklagten Aufhebung verfaßt . . . .), und, abgesehen von der Schrift „Ueber die Zweifel für und wider die Exemtion des Erzstiftes Salzburg vor dem kurpfälzischen Reichsvikariatssprengel“ (1794), insbesondere historische Monographieen, an deren Spitze die stofflich reiche und noch immer sehr brauchbare Chronik von Salzburg steht, deren sieben erste Bände bis 1612 (d. i. bis zum Ausgange der Regierung des Erzbischofs Wolf-Dietrich) reichend, seit 1796 in Salzburg erschienen; die weiteren vier Bände (8—11, abgeschlossen i. J. 1826) gab Corbinian Gärtner als Fortsetzer heraus. Zu diesem Hauptwerke, das sich den älteren Büchern über salzburgische Landesgeschichte, so von Hund (1620), Dückher (1666), Mezger (1692) und vor allem den bahnbrechenden Arbeiten von Kleinmayern (1784—1805) anreiht, gesellen sich die „Beiträge zur Geschichte des Aufenthaltes der Franzosen im Salzburgischen“ (3 Bde., 1801—1803) und die Gelegenheits- und Huldigungsschrift „Juvavia rediviva sub novo principe Ferdinando Austriaco“ (2. Aufl. 1803), welche Z. unter dem Pseudonym „Renuza“ (Anagramm seines Namens) verfaßte.

Biogr. nach seiner eigenen Aufz. in dem von ihm 1813 veröffentl. „Verzeichniß aller akad. Professoren in Salzburg vom J. 1728 bis z. Aufhebung der Universität, mit kurzen Nachrichten von ihrem Leben u. ihren Schriften“ (S. 123—137). — Vgl. Baader, Lexikon verstorbener baier. Schriftsteller des 18. u. 19. Jahrh. (Augsburg u. Leipzig 1824), I, 2. Thl. — Zillner, Salzburgische Culturgeschichte in Umrissen (Salzburg 1871). — Wurzbach, Oest. biogr. Lexikon, 59. Bd. (1890). F. v. Krones.

Zauner: Franz Z. Edler von Felpatan, Bildhauer, geboren im Innthale in Tirol 1746 oder 1748, † zu Wien am 3. März 1822. Zauner's hauptsächliche Bedeutung liegt augenscheinlich in einer Wiederbelebung des Erzgusses in Deutschland. Er ist Vorläufer für die moderne Gußtechnik. Was später in Wien durch Fernkorn, in Nürnberg durch Dan. Burgschmiet, in München durch J. B. Stiglmayer geleistet worden ist, lehnt sich an Zauner's Verfahren des Bronzegusses an. Berlin machte Anleihen bei den Franzosen. Die Anfangsgründe seiner Kunst wurden dem jungen Z. von seinem Vetter Horer beigebracht, der, wie es heißt, in der Nähe von Passau lebte. Bald zog es ihn nach Wien (1766). Dort war er etwa fünf Jahre lang Schletterer's Schüler. Dann kam er zum Hofstatuarius W. Beyer, der große Aufträge für den Garten des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn auszuführen hatte. Neben vielen anderen Bildhauern arbeitete Z. nun eine Zeit lang für Beyer, bis er Kraft und Lust verspürte, selbständig aufzutreten. Er meldete sich beim kunstliebenden Staatskanzler Fürsten Wenzel Anton Kaunitz, als die Absicht bekannt wurde, den großen Hof des Schönbrunner Schlosses mit zwei Brunnengruppen zu zieren. Das Modell

mußte (wie Füßli mittheilt) innerhalb 15 Tagen fertig gestellt werden. Z. brachte dies zu Stande und erwarb sich dadurch nicht nur des Staatskanzlers, sondern auch der Kaiserin Maria Theresia Gunst. Infolge dessen wurde Z. 1776 als Pensionär des Hofes nach Rom geschickt. Sein Brunnen, dessen Gegenstück von Hagenauer gefertigt war, bringt allegorische Figuren von österreichischen Flüssen zur Darstellung (Donau, Inn und Enns). Die fertige Arbeit (vom Schlosse aus gesehen links) zeigt den Künstler noch stark im Banne des lebhaft bewegten Barok und Roccoco. 1777 arbeitete Z. in Rom ein Gipsmodell mit Perseus und Andromeda, das noch starke Anklänge an diese älteren Kunstperioden aufweist (dieses Modell war 1885 im Besitz des Hofbildhauers A. de la Vigne). Der Studienaufenthalt in Rom scheint bei Z. eine entschiedene Wandlung bewirkt zu haben, wonach der Künstler mehr und mehr in der Nachahmung der Antike sein Ideal erblickte. Gewisse Spuren solcher Ideale mag er schon bei W. Beyer in sich aufgenommen haben; die volle classicistische Auffassung kam erst später bei ihm zum Durchbruch. Ohne Zweifel waren die Ergebnisse der römischen Jahre befriedigend. Denn 1782 wurde Z. als Professorsadjunct an die Wiener Akademie gezogen. 1784 machte man ihn zum Professor. Die Datirung einiger verschollener Werke Zauner's steht auf schwachen Füßen, doch läßt sich annehmen, daß eine Klio, die Z. für Kaunitz gefertigt hat, in diese frühere Periode seines Schaffens gehört. Zwei Engel, die Z. für den Hochaltar der Augustinerkirche in Wien gefertigt hat, fallen (nach Wolfsgruber's Angabe) vor 1786. Der erwähnte Altar ist seither längst abgetragen und durch einen neuen ersetzt. In dieselbe Periode gehört auch Zauner's Thätigkeit für die gräfliche Familie Fries. Vier Karyatiden, edle überlebensgroße Gestalten, wurden von Z. für das Fries'sche Palais (seither im Besitz der Pallavicini) am Josefsplatz ausgeführt. Auch der kleinere plastische Schmuck desselben Palastes wird auf Z. bezogen. Außerdem ist hier ein stilvolles Marmorgrabmal im Park des Fries'schen Schlosses zu Vöslau zu nennen. Erwähnt werden auch zwei Büsten Kaisers Franz II. und ein Hymen im Museum des Grafen Fries. Das Zaunersche Denkmal für den Feldmarschall Laudon dürfte bald nach dem Tode des genannten (am 14. Juli 1790) entstanden sein. Es ist in der Form eines großen antiken Sarkophages erfunden und wurde im Hadersdorfer Park bei Wien aufgestellt. In einer Quelle von 1793 wird es schon als vorhanden genannt.

Zauner's Hauptwerk, über das schon während der Entstehung viel geschrieben wurde, ist das große Monument Kaiser Josef II. vor der Hofbibliothek in Wien. Der Gedanke eines Monumentes für den volksthümlichen Kaiser dürfte bald nach Josef's Tode 1790 entstanden sein. Ueber die zu wählende Form war man sich aber jedenfalls eine Zeit lang unklar. Entwürfe von verschiedener Auffassung haben sich erhalten. Schließlich siegte der Modeton, der es verlangte, den Kaiser als Imperator darzustellen, ihn äußerlich durch Stilisirung, durch römisch-antikisirende Beigaben in eine Sphäre zu rücken, die den breiten Schichten der Bevölkerung unverständlich war. Kein Dreispitz, kein josefinischer Frack, keine Stiefel. Mit nackten Beinen, in römischem Reitermantel, eigentlich baarhaupt, denn die Lorbeerkrone kann nicht als Kopfbedeckung gelten, sitzt der Kaiser, den Wienern fremd, zu Pferde, ein Typus der unnahbaren Hoheit, wogegen Josef doch im Leben voll Leutseligkeit war. Die Ueberlieferung von einer gewissen Unzufriedenheit des Publicums mit der antikisirenden Auffassung des Denkmals hat sich lange erhalten und kommt noch in Grillparzer's Gedicht von 1842 zum Ausdruck („Laßt mich herab von dieser hohen Stelle, auf die ihr mich gesetzt zu Prunk und Schau"). Indeß ist das Ganze in künstlerischer Beziehung formvollendet und der Guß der Figuren (Kaiser und Pferd) von doppelter Lebensgröße muß jedenfalls als kunstgeschichtliches Ereigniß angesehen werden. Der Erzguß war in Deutschland gegen 1800 gänzlich herabgekommen. In Wien

hatte man sich zur Zeit der Donner, Hagenauer, Messerschmid fast gänzlich dem Bleiguß ergeben, der zwar leicht zu behandeln, aber gegen mechanische und chemische Schädlichkeiten wenig widerstandsfähig war. Auch Z. fertigte noch ein Bleimodell für's Josefsdenkmal. (Es befand sich, mit sammt beglaubigenden Urkunden eine Zeit lang in der Sammlung Hans Gasser's; Nr. 801 des Gasser-schen Versteigerungskataloges.) Die Vorarbeiten fallen sicher schon in die frühen neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Denn schon das „Wiener Schriftsteller- und Künstlerlexikon", das 1793 („von einer Gesellschaft") herausgegeben wurde, erwähnt Zauner's Thätigkeit für das Denkmal; freilich geschieht es in unsicherer Weise: „Es heißt, Zauner arbeite auch gegenwärtig an einer Marmorbüste Kaiser Joseph's II., die als ein Denkmahl dieses Kaisers und seines Künstlers in der Mitte des Josephsplatzes aufgestellt werden soll." Nachdem man sich für die Form eines Reiterstandbildes entschieden hatte, ging Z. bei der Ausführung höchst sorgfältig zu Werke. Zuerst wurde das ganze Denkmal im kleinen gegossen. Diese Ausführung war eine Zeit lang in Laxenburg aufgestellt und ziert jetzt den Schönbrunner Park. Das Gußverfahren wurde durch Z. von Grund aus studiert. In der Zeit gegen 1800 führte er die Kaiserfigur aus, gegen 1806 das Pferd. Alles gelang vortrefflich, wobei auch an die großen Reliefs am Sockel und an die Medaillons der freistehenden Pfähle an den vier Ecken erinnert sei. 1806 wurde eine Medaille geprägt zur Erinnerung an die Vollendung des Werkes. J. N. Wirt ist deren Schöpfer. Die feierliche Enthüllung fand aber erst am 24. November 1807 statt. Das Denkmal ist oft, wenngleich niemals in würdiger Weise abgebildet worden. Meist sind es Vignetten, auf denen es erscheint. Im „Voyage pittoresque en Autriche" des Grafen Alex. de Laborde kommt es als Mittelfigur einer Kopfleiste des III. Bandes vor (Zeichnung von Zix, Stich von Normand). Neuestens sind es Ansichtskarten und Lesezeichen (eines von Franz Deuticke in Wien), auf denen es abgebildet erscheint. Eine große Veröffentlichung des bedeutungsvollen Werkes, das Jedem aufgefallen sein muß, der je einmal Wien kennen gelernt hat, mangelt noch heute. — Weniger bekannt als das Josefsdenkmal ist das räumlich fast ebenso große, aber an ziemlich versteckter Stelle aufgerichtete Monument für Kaiser Leopold II. Es befindet sich in der Georgskapelle der Augustinerkirche in Wien. Auch dieses Werk ist im Sinne des Classicismus geformt. Die Erfindung hängt mehr mit Grabmälern früherer Perioden zusammen. Auf einem riesigen Sarge aus grauem Granit die liegende Figur des Kaisers, diese aus weißem Marmor. An den Langseiten je ein Marmorrelief (einerseits, wie es scheint, der Handel, andererseits die Gesetzgebung). Vor den beiden Schmalseiten je ein massiver Schemel wieder aus grauem Granit. Auf jedem Schemel ein Polster aus Bronze, auf welchem je zwei bronzene Kronen liegen. Die Seiten der Schemel durch Medaillons in weißem Marmor verziert. Neben dem Sarge steht eine überlebensgroße antikisirend geformte Gewandfigur (die trauernde Germania) aus weißem Marmor. Das Ganze ruht auf einer Stufe von röthlichem Marmor (wohl Untersberger Marmor). Kaiser Leopold II. war 1792 gestorben. Bald darauf dürfte der Auftrag für das Monument erfolgt sein. Es wurde früher als das Josefsmonument vollendet. Meusel's Archiv von 1805 bespricht es schon als fertige Sache. — Nach solchen Leistungen, wie es die zwei Kaisermonumente waren, von denen besonders das für Kaiser Josef als Zierde der Hauptstadt gelten konnte, lag es nahe, dem Künstler neben der Bezahlung auch eine öffentliche Ehrung zukommen zu lassen. Z. wurde geadelt (1807). Schon vorher hatte er die Directorstelle an der Akademie erlangt, an welcher er bis zu seiner Pensionirung am 20. September 1815 verblieb. Zu den späten Arbeiten Zauner's gehört das schlichte Collindenkmal in der Karlskirche zu Wien. Nach Füßli's Angabe zeichnete es Füger unter Zauner's Anleitung. (Der Dichter

Heinrich Collin war 1811 gestorben.) 1813 wurde das Monument errichtet. Unter den kleineren Arbeiten, die Z. neben seinen monumentalen Schöpfungen modellirt hat, nenne ich den Genius Bornii, dessen Modell sich im österreichischen Museum für Kunst und Industrie befindet. Viele Büsten sind als Zauner's Arbeiten beglaubigt, so ein Kaiser Franz II. im Hofmuseum, ein Graf Wrbna im Besitz der Stadt Wien, ein Sonnenfels in der Akademie der bildenden Künste, sämmtlich tüchtige Leistungen in antikisirender Auffassung.

Benützte Quellen: Künstlerlexica. — Encyklopädien. — Alte Reiselitteratur. — Wiener Ortslitteratur. — H. R. Füßli's Annalen II. — Journal des Luxus u. d. Moden 1802. — Meusel's Archiv 1805. — Merkwürdigkeiten der Welt 1807. — Zeitung für die elegante Welt 1808. — Jos. Ellmaurer, Das Denkmal Kaiser Josef II. — Hormayr's Archiv 1824. — Franz Gräffer, Zur Stadt Wien (1849). — Fr. Faber, Conv.-Lex. für bildende Kunst, V (1850). — A. v. Perger, Kunstschätze Wiens (1854). — Katalog der histor. Kunstausstellung in der Wiener Akademie von 1877. — C. v. Lützow, Geschichte der Akademie d. b. K. in Wien (1877). — Die Heimat (1884), Bd. IX. — Mittheilungen des k. k. österr. Museums f. Kunst u. Industrie XX. — R. v. Eitelberger, Gesammelte Schriften. Th. v. Frimmel.

Zaunring: Jörg Z., Wanderprediger (Apostel) der Brüdergemeinden des 16. Jahrhunderts, die man „Wiedertäufer" nannte, war zu Rattenberg am Inn um das Jahr 1490 oder früher geboren. „Um die Zeit", so berichten die Täufer-Chroniken, „wo die Liebe der Wahrheit angefangen hat, unter den Völkern zu brennen und das Feuer Gottes also aufgangen ist, sind auch umb der Zeugniß der Wahrheit willen in der Grafschaft Tirol Viele getödtet und hingerichtet worden", darunter Jörg Z. Letzterer war Gehülfe Jacob Huter's, der in der schweren Verfolgungszeit, die um 1530 die Gemeinden heimsuchte, Vorsteher der Tiroler Brüder war. Z. begleitete seine auswandernden Landsleute nach Mähren, wo er mancherlei Ungemach, Armuth und Noth, auch heftige innere Kämpfe der Gemeinden miterlebte. Nach vielerlei Zwischenfällen wußte er sich das Vertrauen der Seinigen in so hohem Grade zu erwerben, daß sie ihm eins der wichtigsten und schwierigsten Aemter übertrugen. Er wurde zu jenen Dienern der Gemeinde gewählt, „die von Gott und seiner Kirchen mit dem Befehl des Evangelii ausgesendet werden, die Lande zu durchziehen und aufzurichten den Gehorsam des Glaubens unter seinem Namen". Die Träger dieses Amtes heißen in den Schriften der Täufer Apostel, Sendboten Gottes, Propheten, leuchtende Sterne, Väter u. s. w. Z. erfuhr das Schicksal der meisten dieser „Apostel": er wurde im J. 1531 in der Nähe von Bamberg ergriffen und da er sich zur Lehre der Brüder bekannte, auch nicht widerrufen wollte, mit dem Schwert gerichtet. „Also hat er", wie die Chroniken sagen, „seinen Glauben und seine Lehre, davon er keineswegs abstehn wollte, mit seinem Blut bezeugt". Z. hat mehrere Schriften hinterlassen, die aber stets nur handschriftlich verbreitet und auch nur handschriftlich auf uns gekommen sind. Zwei derselben führen den Titel: „Ain kurtz anzaigung des Abentmal Christi" und „Wem Christus verhaißen wirt. Ein schöne Epistel vom Br. Jörg Zaunring an die Heiligen Gottes" (Codex 235 d. Bibliothek d. Domcapitels zu Preßburg). Die Schriften wie das Andenken Zaunring's erhielten sich lange in den Gemeinden.

Beck, Geschichtsbücher d. Wiedertäufer in Oesterr.-Ungarn. Wien 1883, S. 39 f. L. Keller.

Zaunschliffer: Otto Philipp Z., geboren in Hanau am 9. März 1653, studirte zu Herborn, Marburg und Jena, an letztgenannter Universität als Schüler von Struv und Lynker, ward 1678 lic. jur., trieb darauf die Advocatur in Hanau, kam dann aber, 1682, nach Marburg als Professor der Eloquenz

und der Geschichte, sowie zugleich als Universitätssyndikus. Im J. 1683 wurde er ebendort außerordentlicher, 1684 ordentlicher Professor der Rechte, promovirte in Heidelberg zum Doctor 1686 und ist gestorben zu Marburg am 2. März 1729. Sein Sohn Heinrich Philipp war (vgl. Hymmen, Beiträge 1, 172) Professor der Rechte zu Duisburg 1721—1728. Otto Philipp Z. ist hauptsächlich bekannt geworden durch seine Schriften über Mevius. Von einer Zusammenstellung der Widersprüche, in welche sich Mevius verwickelt haben soll, ist Z. 1688 ausgegangen; zu einem vollständigen Commentar „ad Mevii Decisiones“ ist er dann 1696 fortgeschritten; beide Werke zusammen, nebst einiger durch das erstere hervorgerufenen polemischen Litteratur bilden den zweiten Band seiner „Opera juridica“ (Frankf. 1698); und endlich besorgte er 1717 die zweite Ausgabe der Mevianischen Consilia. Dagegen sind verhältnißmäßig unbedeutend Zaunschliffer's eigene kleine Schriften, wie sie der erste Band jener Opera bis 1698 zusammenstellt und wie ihrer dann noch einige gefolgt sind. Immerhin geht auch aus ihnen hervor eine für ihre Zeit rühmliche Bemühung um das einheimische Recht, wofür die Anregung offenbar wieder von Mevius herstammt.

Strieder, Hessische Gelehrten-Geschichte 17, 333 f. — Stintzing-Landsberg, Gesch. d. deutschen Rechtswissenschaft 2, 122 fg. und 3, 1, 33 (Text).

Ernst Landsberg.

Zaupser: Andreas Dominikus Z., einer der hervorragendsten Aufklärer Baierns, ist am 28. December 1748 zu München geboren, wo sein Vater (Johann Heinrich) Kammerschreiber des Freiherrn von Rosenbusch war. In zweiter Ehe heirathete seine Mutter (Anna Margareta, 1752) den Hof- und Landschaftskupferstecher Joseph Anton Zimmermann, der sich des Stiefsohnes treulich annahm. Zum geistlichen Stande bestimmt, trat Z. in das Benedictinerstift Oberaltaich, vollendete jedoch sein Noviziat nicht, sondern verließ das Kloster aus Gesundheitsrücksichten bald wieder. Nach München zurückgekehrt, studirte er bei dem Hofgerichtsadvocaten Jos. Claudius Destouches Rechtswissenschaften, und bald treffen wir den mit gründlicher theologischer, juristischer und sprachlicher Kenntniß ausgestatteten jungen Mann in den ersten Reihen der Kämpfer für die Aufklärung Baierns, welche die Regierung Maximilian's III. Joseph in so erfreulicher Weise zu fördern bestrebt war. Im J. 1770 erschien sein Erstlingswerk „Briefe eines Baiern an seinen Freund, über die Macht der Kirche und des Pabstes“, in welchem der Nachweis geliefert wird, daß der Papst nicht über der Kirche stehe, sondern dem allgemeinen Concil unterworfen sei, da er „nicht unser Meister, nicht unser Vater, sondern nur unser Bruder“ ist. Der Kampf blieb nicht aus; so folgten (1772) die: „Zusätze eines katholischen Franken zu den Briefen über die Macht der Kirche und des Pabstes. Nebst einer Abhandlung von Ordensgelübden, und einer anderen von der wahren Andacht eines Christen“. Während der erste Theil die früheren Briefe ergänzt und gegen allerlei Einwürfe vertheidigt, werden im weiteren die Klostergelübde, besonders die „goldene“ Armuth und der Gehorsam, gegeißelt und Eltern gewarnt, ihre Kinder in den Klöstern zu „versorgen“. Z. wünscht als Zeit der Ablegung der Gelübde erst das vierundzwanzigste Lebensjahr festgestellt, diese selbst aber „auf Gutbefinden des Bischofs wiederruflich“. Die zweite Abhandlung über die Andacht bekämpft das Wortmachen und zur Schautragen des Gebets und verlangt eine bessere Unterweisung in religiösen Dingen. Im folgenden Jahre (1773) gab Z. die Briefe des spanischen Bischofs Juan de Palafox (1600—1659) heraus, in welchen das Treiben der Jesuiten in Nordamerika geschildert wird, eine Arbeit, welcher er noch im gleichen Jahre „Neue Gedanken über Palafox Briefe“ folgen ließ. Der siegreiche Kampf gegen die Jesuiten gewann unterdessen von Tag zu Tag an Umfang, und Z. gibt in

seiner Schrift: „Der Jesuit in der Apokalypsis: oder die Plage der ausserordentlichen Gattung von Heuschrecken in der Offenbarung Johannis IX. Kapitel“ der Hoffnung Ausdruck, daß sie bald überwunden sein würden. In der That durfte er wenige Monate später das Breve Clemens' XIV. — die Aufhebung des Ordens — in deutscher Uebersetzung veröffentlichen. In das gleiche Jahr (1773) fallen zwei Schriftchen „Genaue Prüfung der Lehre von den Abläßen“ und „Ist das Band der Ehe sogar ohne Ausnahme unauflöslich, als es die Kanonisten vorgeben?“ Wird in dem einen der Mißbrauch der Abläße bekämpft, so sucht das zweite eine Möglichkeit der Ehelösung unter gewissen Umständen zu befürworten. Immer eifriger wurde Zaupser's Bemühen, die katholische Kirche von dem Einflusse der römischen Curie zu befreien, je heftiger er sich angegriffen sah. Neben der Unfehlbarkeit des Papstes beschäftigte ihn stets die Inquisition. Gleichfalls im J. 1773 erschien seine „Erinnerung eines spanischen Ministers an seinen Monarchen, über die Inquisition“, ferner seine „Bedenken über einige Punkte des Criminalrechts“, drei Abhandlungen, deren erste sich gegen die Folter kehrt, deren zweite eine bedeutende Verminderung der Todesstrafe empfiehlt, deren dritte endlich die Asyle oder „Freyungen“ bekämpft, ein Recht, das er so, wie die Mönche es ausüben, für „staatsgefährlich“ erklärt. In demselben Jahre wurde Z., der schon lange functionirender Registrator gewesen war, zum Hofkriegsrathssecretär ernannt; 1775 verheirathete er sich mit Katharina v. Jörg, aus welcher Ehe ein Sohn Ludwig Edmund (1778 geb.) entsproß. Mehr und mehr trat Z. nun mit Dichtungen an die Oeffentlichkeit, die gesammelt (1818) zum großen Theil erst sein Sohn herausgab. Der Geist des Aufklärers athmet auch in seinen Gedichten; was er in seinen Abhandlungen wissenschaftlich vertritt, das tönt getreulich aus seinen Oden wieder, deren eine, die „Ode auf die Inquisition“, ihm verhängnißvoll wurde. Max III. Joseph war todt und an seine Stelle Karl Theodor getreten, dessen Regierung alle Segnungen der Aufklärung in Baiern jäh zu vernichten bestrebt war. Die überaus harmlose Ode Zaupser's erschien drei Mal „mit Erlaubniß der Zensurbehörde“, endlich aber gelang es den Gegnern, welche durch eine im gleichen Jahre (1780), wie der dritte Abdruck der Ode, erschienene Schrift Zaupser's „Ueber den falschen Religionseifer“ noch mehr erregt waren, erfolgreich gegen den Aufklärer vorzugehen. Das Büchercensurcollegium erhielt von höchster Stelle einen scharfen Verweis, daß es solche Bücher ungeahndet zum Drucke bestätige, Z. aber hatte am 16. October 1780 sein Glaubensbekenntniß abzulegen, wobei ihm eröffnet wurde, daß er künftighin ähnliche Schriften nicht mehr schreiben dürfe, da er „weder den Beruf, noch aus Mangel der erforderlichen Wissenschaft und Prudenz die geringste Anlage dafür habe“. Das Hofkriegsrathsdirectorium aber hatte schon sechs Tage vorher Befehl erhalten, Z. „mit der Kanzleiarbeit so weit zu beschäftigen, damit ihm zu theologischen und anderen ausschweifenden Schreibereien keine Zeit übrig verbleibe“. Z. lebte von nun an der Dichtkunst und schrieb außerdem seinen „Versuch eines bayerischen und oberpfälzischen Idiotikons“ (1789), sowie eine „Nachlese zum baierischen und oberpfälzischen Idiotikon“ (1789), die beide noch Schmeller benutzte. Seit 1784 war Z. zum Lehrfache übergetreten, indem er an der herzoglich-marianischen Landesakademie, dann der Militärakademie als Professor der Philosophie beinahe bis zu seinem Lebensende wirkte. Leider zwang ihn seine Kränklichkeit, im J. 1794 dem Lehrberufe zu entsagen. Erst neunundvierzig Jahre alt erlag Z. am 1. Juli 1795, von seinem Freunde Westenrieder mit geistlichem Troste gestärkt, einem schweren Brustleiden. Westenrieder schildert ihn als einen Mann „von mittelmäßiger Größe, wohl und schlank gebaut“; er „vereint im sanft blauen Auge, und im, stets raschen Gang einen zartfühlenden und zugleich nach

seinem Ziel mit Kraft hinstrebenden Mann". Z. zählt zu Baierns verdientesten Aufklärern, der als Jurist, Philosoph, Theologe und Dichter alle seine Kräfte in patriotischem Sinne dem Vaterlande lieh. Z. gehörte der bairischen Akademie der Wissenschaften als überaus thätiges Mitglied an; auch die sittlich-ökonomische Gesellschaft zu Burghausen hatte ihn unter die ihrigen aufgenommen.

Andreas Zaupser von Karl von Reinhardstöttner. Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns. Band I (1893), S. 121—226. Ebenda II, 251. III, 92, 147, 148, 246. V, 204.

v. Reinhardstoettner.

Zazikhoven: Ulrich von Z., 1214 urkundlich nachgewiesen als Leutpriester in dem Dorfe Lommis, das eine Viertelstunde von seinem Heimathsorte Zezikon im Thurgau entfernt liegt; dichtete gegen 1210 im Auftrage eines unbekannten Herrn nach einer verlorenen französischen Quelle, die 1194 durch Hugo von Morville, einen Edelmann im Gefolge des englischen Königs Richard Löwenherz, nach Deutschland gebracht worden war, einen Lanzelotroman. Diese Quelle erweist sich durch das Fehlen des Liebesverhältnisses zwischen dem Helden und Ginover, sowie durch die Namensform Artur, als älter als Chrestien de Troyes, scheint aber in der Geschichte von Iblis wie in dem Zug der Einrichtung einer förmlichen cour d'amour (8034—40) anderswoher Zusätze erfahren zu haben. Doch scheinen nicht alle Zusätze, die der mhd. Lanzelot gegenüber dem nächstverwandten französischen Prosaroman aufweist, auf diese Quelle zurückzuführen zu sein, vielmehr hat wol Ulrich, der hauptsächlich stoffliche Interessen zu befriedigen suchte, den Inhalt bereichert durch Einflechtung von Episoden und Zügen aus Wolfram's Parzival und Hartmann's Erec. Dem Einfluß des letzteren ist wol auch die hervorragende Rolle zuzuschreiben, die Erec in unserem Gedichte spielt, wie vielleicht die analoge Tristan's dem Gedichte des Eilhart von Oberge, das ebenso wie der Erec, die Eneide des Heinrich von Veldeke und auch der Parzival nebenher formellen Einfluß auf unsern Autor geübt hat, zu verdanken ist. Daneben laufen uncontrollirbare Beeinflussungen durch Spielmannsepen, auf welche allerhand „unhöfische" und alterthümliche Wendungen zurückzuführen sind, durch deren Mischung mit den erwähnten höfischen Entlehnungen der Stil ein eigenthümlich buntscheckiges Gepräge bekommt. Das erklärt sich genügend aus der Lebensstellung des von den höfischen Centren entfernten Mannes, für den charakteristisch ist, daß er, wie erwähnt, den Erec und den Parzival, aber nicht das dazwischen liegende, Epoche machende zweite Epos Hartmann's, den Iwein, gekannt zu haben scheint. Er ist einer unserer schlichtesten mhd. Erzähler: abgesehn von einigen Sprichwörtern, die seinen Umgang mit dem Volke, und Sentenzen, die seine Gelehrsamkeit beweisen, fließt seine Rede schmucklos dahin, wenn man etwa von der humoristischen Beschreibung eines schönen Pferdes durch Negationen absieht. Auf feinere technische Ausführung wie auf psychologische Detailschilderung legte er offenbar gar keinen Werth, ja er hat seine Quelle wol an mehr als einer Stelle (4170 f.) in diesen Richtungen gekürzt und dadurch deren Inconcinnitäten nur mehr hervortreten lassen. Dennoch hat das Gedicht einen gewissen Beifall gefunden: Rudolf von Ems, Ulrich Füetrer und Püterich von Reichertshausen nennen es, der jüngere Titurel (1975. 1997) und der Garel (17199. 20195. 20198) haben es benutzt. Die Anspielung Hermann's von Sachsenheim im Spiegel (Altswert 185, 13) ist unklar. Ausgabe: Hahn, Frankf. a. M. 1845. Uebersetzung mit Auszug: Hofstäter, Altd. Gedichte I. Wien 1811.

Bächtold, Der Lanzelot des U. v. Z. 1870. — G. Paris, Romania X, 465—96. — Bächtold, Gesch. d. deutsch. Litt. in der Schweiz 1892, S. 87—91. Anmerkungen S. 27 f. und daselbst angegebene Litteratur. —

Gervinus, Gesch. d. d. Dicht., 5. Aufl. S. 443—52. — Lachmann, Anmerkg. zu Iwein 5426. — Haupt, Lieder u. Büchlein u. d. arme Heinrich S. XI f. — Wackernagel-Toischer, D. arme Heinrich, S. 8. 12. — Singer, Bemerk. zu Wolfr. Parzival. Halle 1898, S. 77—84 (SA. aus Festschr. f. Heinzel). S. Singer.

Zech: Bernhard, edler Herr von Z., des heil. röm. Reiches Ritter, königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Wirklicher Geheimer Rath, entstammte einer ursprünglich in der Oberpfalz ansässigen bürgerlichen Familie. Wenn man einem im Dresdener Hauptstaatsarchiv aufbewahrten Stammbaum Glauben schenken darf, so diente noch Bernhard's Großvater, Heinrich Z., dem Pfalzgrafen Otto Heinrich zu Sulzbach als Küchenmeister; nach dessen Tode soll er Rechenschulmeister der Stadt Sulzbach geworden sein. Von seinen Söhnen ließ sich Bernhard, seines Zeichens ein Tuchmacher, in Weimar nieder, wo er als Rathsverwandter und Vorsteher des Gotteskastens bis zum 20. Januar 1651 lebte. Er ist der Vater jenes Bernhard Z., der den Namen der Familie berühmt gemacht hat. Die Mutter, Magdalene Koch, heirathete anderthalb Jahre nach dem Tode ihres Gatten den weimarischen Kammerdiener Johann Buckel; ihr Sohn, am 31. August 1649 in Weimar geboren, bedurfte noch dringend männlicher Obhut. Bis 1667 besuchte Bernhard das fürstliche Gymnasium seiner Vaterstadt, darauf länger als fünf Jahre die Universität Jena. In die Philosophie führten ihn die Professoren Götze, Bose, Müller, Weigel und Posner ein; sein eigentliches Fachstudium betrieb er bei den Juristen Strauch, Bechmann, Schröter, Simon, Tilemann, Beier, Lincke; daneben beschäftigte er sich mit der Theologie. Ueber seine Zukunft scheint sich der Jüngling nicht völlig klar gewesen zu sein; auf die akademische Laufbahn wies ihn wol mehr die eigene Neigung, auf die diplomatische Carrière die verlockende Fürsprache einflußreicher Männer hin; bei seinem litterarischen Debüt behielt er klug beide Eventualitäten im Auge. 1674 erschien von ihm in Regensburg „Der durchlauchtige Regenten-Saal, auf welchem der röm. Päpste, Keisere des h. römischen Reichs, in Türkei, Moskau und Persien, dann der Könige in Portugal, Spanien, Frankreich, Engelland, Dänemark, Schweden, Polen, Hungarn und Böheim, so auch der Kuhrfürsten im h. röm. Reiche und Herzoge zu Venedig Namen, Nachfolge, Regirung, fürnehmste Tahten und Absterben, ingleichen der höchsten Häupter der Christenheit Geschlechte, hohe Ankunft und XVI Ahnen in zwo Fürstellungen auf kurzen historischen Stamm- und Ahnen-Tafeln aufgeführet und entworfen werden“. Wahrscheinlich schon im folgenden Jahre wurde ein zweites Werk Zech's gedruckt: „Der iztregirenden Welt große Schaubühne, auf welcher die izziger Zeit in Blühte stehenden Keiserthümer, Königreiche, Frei-Fürstenthümer und Frei-Staten nach deren allerseits Uhrsprunge, Aufnehmen, Veränderungen, Ländern, Arthaftigkeiten und deren Oberherren und Unterthanen und derselben Hof-, Stats-, Justiz-, Kammer-, Kriegs- und Religions-Wesen wie auch Tituln, Wapen, Vorzügen, Macht, Ansehen, Ansprüchen, Stats-Nuzzen u. s. m. historisch und politisch abgehandelt“. Dem Regentensaal waren „Ehren-Versche einiger fürnehmen Patronen, Gönner und Freunde“ vorgedruckt; die Schaubühne kam ohne solche Empfehlung unter dem Pseudonym Friedrich Leutholf von Frankenberg heraus; sie wurde bald ein beliebtes Hülfsmittel für den Unterricht junger Adliger und Prinzen. Die zweite Auflage erschien in Nürnberg 1677; ein Exemplar der ersten lag mir nicht vor.

Schnell genug war der Verfasser bekannt geworden. 1676 bot ihm Herzog Friedrich von Sachsen-Gotha die Stelle eines Geheimen und Lehnssecretärs an. Z. entschied sich jetzt für die staatsmännische Laufbahn. Zunächst freilich mußte er die jüngeren Brüder seines Herrn, Ernst und Johann Ernst, die späteren Herzöge von Hildburghausen und Saalfeld, auf einer Reise durch die Generalstaaten und

die spanischen Niederlande begleiten; erst im Frühjahr 1678 trat er wirklich in die Geschäfte ein. Eine kleine heraldische Schrift „Evolutio insignium serenissimi principis ac domini, domini Friederici, ducis Saxoniae ...." (s. a.) ist am Schlusse dieser gothaischen Dienstzeit entstanden. 1684 kehrte er mit gleichem Amtscharakter in seine Vaterstadt zurück, 1686 beförderte ihn Herzog Wilhelm Ernst zum Hof- und Regierungsrath. Sein vom 8. August 1684 aus Weimar datirtes „Historisches Sendschreiben an Herrn Caspar Matthäum Eulembergen, e. hochwürdigen Dom-Capituli zu Naumburg Stiffts-Syndicum, wegen verschiedener alter sächsischen Grafschafften, Leißnig ꝛc." steht nebst Eulemberg's Antwort in Frisander's „Sammlung nützlicher ... Documente zur Erläuterung der Geschichte des hohen Stiffts Naumburg und Zeitz" (Frankfurt und Leipzig 1734, S. 17 u. ff.). Einen Antrag Herzog Georg Wilhelm's von Braunschweig-Lüneburg lehnte Z. ab; als er aber 1690 mit zwei andern Gesandten als Vertreter der Ernestiner nach Dresden ging, um in der lauenburgischen Successionsangelegenheit über ein gemeinsames Vorgehen des Hauses Sachsen zu berathschlagen, gedieh in ihm der Plan eines Uebertritts in kursächsische Dienste langsam zur Reife. Johann Georg III. starb darüber hin; sein Sohn, Johann Georg IV., ernannte Z. am 4. December 1691 zu seinem Hof- und Justiz-, Kammergerichts- und Grenzrath; dessen Bruder, Friedrich August I. oder, wie er sich als König von Polen zu nennen pflegte, August II., beförderte ihn am 24. December 1697 zum Wirklichen Geheimen Rath. Als solcher hat er bis zu seinem in Dresden am 21. März 1720 erfolgten Ableben treu gedient und an den Maßnahmen der an wechselvollen Schicksalen so reichen Regierung langjährigen Antheil genommen — wol nicht immer den ausschlaggebenden, bestimmenden. Dem Statthalter Anton Egon von Fürstenberg war der vielseitige Mann unentbehrlich — der boshafte Verfasser des Portrait de la cour de Pologne nennt ihn geradezu das Orakel des Fürsten — aber um die Rolle eines Flemming zu spielen, dazu mangelte ihm, was den echten Politiker charakterisirt: die Freude am Handeln und der Muth zu fehlen. Z. verleugnete auch als Minister nie den vorsichtigen Gelehrten, und ein Gelehrter ist er geblieben wie Cassiodor, mit dem man ihn nicht unpassend verglichen hat. Seine Mußestunden waren auch fernerhin litterarischen Arbeiten gewidmet. Er soll viele Bände Manuscripte gottseliger Betrachtungen über die heilige Schrift hinterlassen haben. Die Dresdener Kgl. Bibliothek besitzt von ihm mehrere eigenhändige Aufsätze zur Geschlechter- und Wappenkunde. Ebendaselbst befinden sich zwei ihm zugeschriebene Manuscripte, die fehlerhaft bereits gedruckt worden sind — das eine, „Ausführliche Nachricht und Beschreibung von denen churfürstl. sächsischen Land- und Ausschuß-Tägen von Anno 1185 bis 1718 auch wie die Steuern und Anlagen nach einander eingeführet und erhöhet worden, item wie die Bewilligungen geschehen und von denen Gerechtsamen der Land-Stände", mit einigen Erweiterungen (bis 1728) und Zusätzen von Daniel Gottfried Schreber (Halle 1754), das andere, „Das sich selbst nicht kennende Sachsen", in Moser's „patriotischem Archiv für Deutschland" Band 8, Mannheim und Leipzig 1788. Ob man in Z. mit Recht den Verfasser vermuthet — durchschlagende Beweise für seine Autorschaft fehlen — bedarf weiterer Untersuchung. Beachtung aber verdient, daß ihm so scharfe Angriffe gegen die ständischen Privilegien, wie sie in der zweiten Schrift enthalten sind, zugetraut werden konnten. Z. war ein entschiedener Absolutist; sein größtes Werk, eine Umarbeitung der längst vergriffenen „Schaubühne", verräth und soll auf jeder Seite den Wortführer fürstlicher Machtvollkommenheit verrathen. Es ist „Der europäische Herold, welcher in vier Haupthandlungen alle Kayserthum, Königreiche, freye Staaten und freye Fürstenthümer, so viel deren ietzo in der europäischen Christenheit blühen nach

ihren alten und ietzigen Kriegs- und Friedens-Begebnißen, Veränder- und Schwäch-, auch Wiedererholungen, dann beyläufftig nach ihren materialischen Beschaffenheiten, Lagen, Gräntzen, Ahrthafftig- und Fruchtbarkeiten, Sitten und Manieren der Völcker, deren Gewerbe und Maximen, auch Theilhabung am Staat, fürnemlich aber nach der Allerhöchst-, Höchst- und Hohen Monarchen und Regenten, respective Stamm- und Verwantschafften, Tituln, Wapen, Präeminentien, Hofhaltungen, Reichthümern, Einkünfften, Macht und Vermögen zu Wasser und zu Lande so wohl auch obgedachter Reiche und Lande Verfassungen und Regierungs-Arten in geist- und weltlichen Sachen, bey dem Staats- und Justitz-Wesen, derer Activ- und Passiv-Prätensionen, inner- und äußerlichen Staats-Interessen und denen Mitteln, wodurch das gemeine Wohlwesen behauptet und deren Aufnehmen, Ehr und Nutzen befördert werden könne, nicht weniger deren ritterlichen Orden und Academien samt vielen andern zum Staatswesen gehörigen wichtigen Händeln, nach ihrem gegenwärtigen Zustande kürtzlich und aufrichtig vorträgt und in einem Anhange vielerhand merckwürdige briefliche Uhrkunden, Wechselschreiben, Verträge, Bündniße, Manifesta, Edicta, Memorialien, Gutachten und dergleichen viele andere nützliche Schrifften zur Bekräfftigung und weitern Nachdencken mittheilet". 1688 erschien dieses Werk, wieder unter dem Pseudonym Friedrich Leutholff von Franckenberg, in einem, 1705 in zwei starken Folianten. Die zweite Auflage ist August dem Starken gewidmet.

Lehrhaft war dieser Polyhistor von Grund aus; lehrhaft ist er oft selbst in seinen amtlichen Schriften. „Der hat schlechten Dank, der das Gold in der Asche suchet", „Honores mutant mores", „Jura vigilantibus sunt scripta", „Vincenti oportet dare manus", „Neque superflua interdum nocent" — solche und ähnliche, gewiß auch einen Theil seines eigenen Wesens widerspiegelnde Sentenzen drängen sich dem Schreiber förmlich in die Feder. Und man mag fragen, als Kaiser Karl VI. am 3. Februar 1716 Bernhard Zech nebst dessen Ehe-Konsortin und sämmtlichen Descendenten wegen seiner geleisteten treuen und ersprießlichen Dienste in den Adelstand erhob, ob unter diesen ersprießlichen Diensten mehr die Thätigkeit des Ministers oder des Schriftstellers verstanden worden ist. Jedenfalls verdankte er die Aufnahme in das Collegium der geheimen Räthe zum guten Theil seinem hervorragenden historischen und staatsrechtlichen Wissen.

Am 26. October 1680 vermählte sich Z. mit Regine Elisabeth, der Tochter des Freiberger Superintendenten Lic. Samuel Dauderstädt. Zehn Kinder entsprossen dieser Ehe. Zwei scheinen bald nach der Geburt gestorben zu sein; zwei, Friedrich und Johanna Christina, folgten dem Vater wenige Monate nach seinem Tode ins Grab; einen Sohn, Johann Gottlob, hatte er 1707 im Kriege gegen Frankreich verloren. Von den drei ältesten Söhnen wurde Bernhard (geb. am 6. Decbr. 1681) 1729 in den Reichsfreiherrn-, 1745 in den Reichsgrafenstand erhoben; er starb in Dresden am 4. October 1748 als königlich polnischer, kurfürstlich sächsischer Wirklicher Geheimer Rath. Ludwig Adolf (geb. am 28. Juli 1683, † am 2. Mai 1760) brachte es bis zum königlich polnischen, kurfürstlich sächsischen Wirklichen Geheimen Rath, fürstlich sächsisch-merseburgischen Geh. Rath und Dompropst zu Merseburg, Wilhelm Ernst (geb. am 13. Septbr. 1690, † im Septbr. 1753) zum fürstlich sächsisch-merseburgischen, seit Merseburgs Rückfall an das Kurhaus königlich polnischen, kurfürstlich sächsischen Kammer- und Consistorialrath. Der Ahnherr des Geschlechts liegt in der Dresdener Sophienkirche begraben.

Jöcher. — Allg. hist. Lexicon, Theil IV. Leipzig 1732. — Zedler's Universal-Lexikon. — Friedrich Rudolphi, Fürstlicher Sachsen-Gothaischen Historien Beschreibung dritter Theil Vol. II S. 335. — Joh. Seb. Müller's

Annales des Chur- u. Fürstlichen Hauses Sachsen von Anno 1400 bis 1700, S. 552, 583, 594, 595, 604, 618, 642, 647, 651 und 670. — Johann Andreas Gleich, Letztes Ehren-Gedächtnis Bernhard Edlen von Zech, 1720. — Chr. Fr. Boernerus, Memoria immortalis perillustris Domini Bernhardi ... de Zech. Leipzig 1721. — J. G. Janus, Oratio panegyrica perillustris et excellentissimi Domini Bernardi de Zech. Wittenberg 1721. — Martinus Chladenius, De virtutibus domesticis perillustris et excellentissimi Domini Bernhardi de Zech .... allocutio ad filios. Wittenberg 1721. — Jo. G. Bergeri Stromateus academicus p. 306—311. Lipsiae 1745. — Portrait de la cour de Pologne, Cologne chez Pierre Marteau 1704. — Acten des Königlich Sächsischen Hauptstaatsarchivs in Dresden.

Paul Haake.

Zech: Franz Xaver Z., Kanonist, geboren zu Ellingen im J. 1692, † zu München im J. 1768 (nach Siebenkees 1772). Nach zurückgelegten philosophischen Studien trat er 1712 zu Dillingen in den Jesuitenorden ein, machte die weiteren philosophischen und theologischen Studien in Ingolstadt, lehrte an verschiedenen Ordensanstalten Philosophie, Theologie und canonisches Recht, letzteres seit 1741 in Innsbruck. Vom Jahre 1743 an lehrte er dieses Recht an der theologischen Facultät zu Ingolstadt bis 1768, wo er sich wegen seines Alters unter Niederlegung des Amtes in sein Ordenshaus nach München zurückzog. Z. hat in einer Reihe von Schriften das Kirchenrecht behandelt; sie sind eine Einleitung, ein kurzes Lehrbuch für dessen Studium, sodann Darstellungen einzelner namentlich für die Praxis wichtiger Materien, zeichnen sich insbesondere aus durch Berücksichtigung der deutschen Rechtszustände und gehören zu den besseren von Jesuiten verfaßten canonistischen Schriften, denen überhaupt Brauchbarkeit zugesprochen werden muß. Sie sind angeführt in den folgenden Schriften.

Mederer, Annal. III, 214, 217, 244, 301 sq. — Meusel, Lex. XV, 357. — Siebenkees, N. jur. Mag. I, 480. — Baader I, 2, S. 356. — Meine Gesch. III, 179 f. — Prantl, Gesch. I, 524, 584. II, 509. — v. Wurzbach 59, 243.

v. Schulte.

Zech: Julius Z., Astronom, geboren am 24. Februar 1821 zu Stuttgart, † am 13. Juli 1864 in Berg (Badeort bei Stuttgart). Er besuchte die Schulen in seiner Heimathstadt und studierte hierauf in Berlin und Tübingen, wo er sich auch 1845 als Privatdocent für Mathematik und Astronomie habilitirte. Sechs Jahre verblieb er in dieser Stellung, nahm dann eine Professur am Gymnasium zu Tübingen an, wurde aber schon 1852 zum ordentlichen Professor an der Universität — an Stelle des emeritierten Professors Nörremberg — ernannt und erhielt zugleich die Direction der Sternwarte. Z. stand unter denen, welche sich um den Zusammenschluß der deutschen Astronomen bemühten, in vorderster Linie und wurde 1863, als in Heidelberg die Constituirung der Astronomenversammlung unter Argelander's Leitung stattfand, zum Vorsitzenden für die erste ordentliche, in Leipzig abzuhaltende Tagung gewählt, starb aber noch vor Eröffnung derselben an einem organischen Leiden, gegen welches er im Bade Heilung gesucht hatte. — Z. hat sich vornehmlich als ausdauernder und geschickter astronomischer Rechner Anerkennung erworben. Als solchen gibt ihn schon seine Habilitationsschrift zu erkennen („Die vom Neunfachen der mittleren Anomalie des Saturn abhängigen Störungen des Encke'schen Kometen", Tübingen 1845). Hohen Werth beanspruchen zwei von der Jablonowskischen Societät zu Leipzig preisgekrönte Abhandlungen über historische Finsternisse („Astronomische Untersuchungen über die Mondfinsternisse des Almagestes", Leipzig 1851; „Astro-

nomische Untersuchungen über die wichtigeren Finsternisse, welche von den Schriftstellern des classischen Alterthums erwähnt werden", ebenda 1853). Die „Astron. Nachrichten" und das „Berliner Jahrbuch" enthalten von Zech Mittheilungen über die Methode der kleinsten Quadrate, den Störungskalkul und das barometrische Höhenmessen, wie auch Ephemeriden mehrerer kleiner Planeten. Auch mit reiner Mathematik beschäftigte er sich eingehend, wie verschiedene Aufsätze in Crelle's „Journal" und Grunert's „Archiv" beweisen. Vor allem sind in dieser Hinsicht aber seine viel benützten Tafeln der Gauß'schen Logarithmen zu nennen, welche er ursprünglich für die Vega-Hülße'sche Sammlung berechnete und nachher auch als Sonderausgabe erscheinen ließ („Tafeln der Additions- und Subtractionslogarithmen, für sieben Stellen berechnet", Leipzig 1849).

Allgemeine Zeitung 1864, Nr. 198. — Mädler, Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit, 1. Band, Braunschweig 1873, S. 77 ff. Günther.

Zech: Karl Ludwig Ferdinand Friedrich von Z., großherzoglich badischer Major, wurde am 9. Januar 1790 zu Ludwigsburg geboren. Sein Vater gehörte als Oberstlieutenant den schwäbischen Kreistruppen an. So kam es, daß dem Sohne das Patent als markgräflich badischer Fähnrich in die Wiege gelegt wurde. Durch Vermittelung seines Oheims, des württembergischen Generals Friedrich v. Nicolai wissenschaftlich vorbereitet, trat er 1804 als Unterlieutenant beim Leib-Infanterieregimente in den badischen Militärdienst, machte 1806/7 den Krieg gegen Preußen in Pommern, sowie die Belagerungen von Danzig und von Stralsund, theilweise als Brigadeadjutant, darauf den von 1809 gegen Oesterreich, wo er für sein Verhalten im Gefechte bei Znaim durch die Verleihung des Karl Friedrich Militär-Verdienstordens ausgezeichnet wurde, und alsdann als Compagniechef den von 1812 gegen Rußland mit, wo er sich beim Uebergange über die Beresina glänzend bewährte. Auf dem ferneren Rückzuge aber erkrankte er und gerieth zu Wilna in Gefangenschaft, welche er zu Pensa verbrachte; erst 1814 kehrte er in die Heimath zurück. Alsdann wurde er zum Hauptmann bei der Leib-Grenadiergarde ernannt, beim Ausrücken in das Feld im J. 1815 aber im Generalstabe verwendet, 1816 ganz in denselben versetzt und nun meist zur Ausarbeitung reglementarischer Vorschriften, namentlich taktischer, verwendet, auch richtete er das topographische Bureau ein. Daneben beschäftigte er sich mit schriftstellerischen Arbeiten, deren er namentlich für die Oesterreichische militärische Zeitschrift lieferte. In Anerkennung dieser Bestrebungen ernannte ihn die Universität Freiburg im J. 1826 zum Ehrendoctor. Im nämlichen Jahre zum Major aufgerückt, starb er, nachdem er lange gekränkelt hatte, am 25. September 1829 zu Karlsruhe.

Allgemeine Militär-Zeitung, Darmstadt 1829, Nr. 89. — Fr. v. Weech, Badische Biographien, 2. Bd., Heidelberg 1875. B. Poten.

Zech: Paul Heinrich v. Z., geboren am 12. Juni 1828 zu Stuttgart, besuchte 1841—45 das evang.-theologische Seminar in Blaubeuren, auf dem er sich bereits vornehmlich mit Mathematik beschäftigte, schon damals entschlossen sich späterhin dem Lehrfach in dieser Disciplin zu widmen. Nach Absolvirung des Seminars trat er in das theologische Stift zu Tübingen ein, wo er sich den vorgeschriebenen theologischen und philosophischen Studien widmete, zugleich aber fortfuhr, seinen mathematischen Neigungen mit Eifer zu folgen; auch auf Physik wie überhaupt die gesammten Naturwissenschaften dehnte er allmählich seine Studien aus. Nachdem er im J. 1849 die erste theologische Dienstprüfung bestanden hatte, trat er an die polytechnische Schule zu Stuttgart über, wo er sich während eines Jahres seiner Ausbildung in den Zeichenfächern und in der Mechanik widmete. Während der folgenden vier Jahre war er Repetent für

die mathematischen Fächer am Seminar in Urach. Von hier aus trat er mit Staatsunterstützung eine Reise nach Paris an, wo er während eines zehnmonatlichen Aufenthaltes das Collège de France besuchte, um insbesondere auf dem Gebiet der höheren Geometrie, der Physik und der Mechanik seine Kenntnisse zu erweitern. Zurückgekehrt wurde er im Herbst 1855 mathematischer Repetent an der polytechnischen Schule in Stuttgart, und im darauffolgenden Frühjahr erhielt er neben dieser Stelle auch die Repetentenstelle für Physik. 1856 promovirte er zum Dr. phil. Nunmehr begann er mit mehrfachen, theils mathematischen, theils physikalischen Veröffentlichungen hervorzutreten. 1856/57 erschienen von ihm in Poggendorff's Annalen Abhandlungen über die Ringsysteme in zweiachsigen Krystallen, 1858 über die innere konische Refraction, 1860 über Brechung und Zurückwerfung des Lichtes unter der Voraussetzung, daß das Licht in der Polarisationsebene schwinge. Eine größere Arbeit mathematischen Inhalts war die 1857 erschienene Schrift „Die höhere Geometrie in ihrer Anwendung auf Kegelschnitte und Flächen zweiter Ordnung, mit einem Anhang: Die Wellenfläche der zweiachsigen Krystalle". Dieses Werkchen sollte vornehmlich den Studirenden als kurzer Leitfaden im Gebiet der neueren Geometrie dienen, deren Material, damals noch in zahlreichen verschiedenen Abhandlungen und Werken zerstreut, den Studirenden schwer zugänglich war. In dem Anhang über die Wellenfläche der zweiachsigen Krystalle sind die geometrischen Eigenschaften derselben mittelst der Methoden der neueren Geometrie entwickelt in der Absicht, an diesem Beispiel die Fruchtbarkeit dieser Methoden zu zeigen. Der Umfang von Zech's Thätigkeit an der polytechnischen Schule erweiterte sich nun mehr und mehr; von 1857 ab war er Hilfslehrer für populäre Mechanik, Meteorologie und Experimentalphysik, seit 1862 Lehrer für Mechanik und Astronomie; in demselben Jahre wurde er auch zum Professor und Mitglied des Lehrerconvents ernannt; 1865 wurde er definitiver Hauptlehrer für Physik, Meteorologie und Astronomie. Aus dieser Periode sind zwei Veröffentlichungen Zech's aus dem Gebiete der Mechanik hervorzuheben, eine Sammlung von Aufgaben aus der theoretischen Mechanik (Stuttgart 1864, 2. Auflage 1891 mit Beifügung der Auflösungen) und eine Abhandlung über die Schwingungsbewegungen der Locomotiven (Beigabe zum Jahresbericht des Polytechnikums für das Studienjahr 1866/67). Während der siebziger Jahre verfaßte er zwei Bände der von Oldenbourg unter dem Titel „Die Naturkräfte" herausgegebenen Sammlung populärer Schriften, nämlich „Himmel und Erde, eine gemeinfaßliche Beschreibung des Weltalls" (München 1870, 2. Aufl. 1877) und „Das Spectrum und die Spectralanalyse" (1875). In beiden Schriften bethätigt er eine eigene Meisterschaft, die Ergebnisse der Forschung in klarer und anschaulicher Darstellungsweise weiteren Kreisen zugänglich zu machen; in der ersten derselben tritt er u. a. auch mit Nachdruck für die Festlegung des Osterfestes auf einen bestimmten Tag im Jahr ein. Ebenfalls im J. 1875 erschien „Die Physik in der Electrotherapie", eine Schrift, die aus Vorträgen hervorgegangen war, welche Zech im J. 1873 auf Veranlassung einer Anzahl von Aerzten in Stuttgart gehalten hatte. Die Schrift hat den Zweck, dem Electrotherapeuten die nöthige Einsicht in das Wesen und die Bedeutung seiner Apparate zu geben. Im folgenden Jahre, 1876, gab Zech in neuer Bearbeitung die 11. Auflage des Lehrbuchs der Physik von Dr. W. Eisenlohr, mit dem er persönlich befreundet gewesen war, heraus. Von größeren Schriften ist endlich noch zu erwähnen das im J. 1883 in der Wiener electrotechnischen Bibliothek erschienene „Electrische Formelbuch, mit einem Anhang, enthaltend die electrische Terminologie in deutscher, französischer und englischer Sprache". Viele kleinere Abhandlungen und Aufsätze finden sich in Zeitschriften zerstreut, wie in Carl's Repertorium für Physik, in den Jahresheften des Vereins

für vaterländische Naturkunde, den Tübinger mathematisch-naturwissenschaftlichen Mittheilungen, in Schorer's Familienblatt, in der Deutschen Revue u. a. (Eine ausführliche Aufzählung seiner Werke und Schriften findet sich in „Poggendorff's biographisch-litterarischem Handwörterbuch“ 1. Ausgabe und neue Folge). — Z. nahm auch mehrfach andere ehrenvolle Stellungen ein, die nicht unmittelbar mit seinem Amte zusammenhingen; so stand er eine Reihe von Jahren dem Stuttgarter Oberen Museum vor, ebenso war er Vorstand der meteorologischen Centralstation (Stuttgart), welche Stellung er 1884 als Nachfolger seines Collegen Schoder übernahm; in demselben Jahre wurde er ordentliches Mitglied des statistischen Landesamts; auch der Commission für europäische Gradmessung gehörte er an, in welcher Stellung er insbesondere astronomische Ortsbestimmungen, die sich auf einzelne Punkte des Landes (Bussen und Solitude) bezogen, ausführte. Auch an sonstigen Auszeichnungeu fehlte es ihm nicht; er war Ehrenritter des Kronordens (1875), Comthur des Friedrichs-Ordens II (1879), und die Landesuniversität ernannte ihn bei ihrem 400jährigen Jubiläum zum Ehrendoctor der Naturwissenschaften (1877). Daß er auch das Vertrauen seiner Collegen in hohem Grade besaß, beweist der Umstand, daß er fünf Mal zum Director des Polytechnikums gewählt wurde (1867/8, 1873/4, 1874/5, 1875/6 und 1878/9). Als im J. 1890 wiederholte Schlaganfälle seine Kräfte lähmten, ließ er sich pensioniren; er wohnte anfangs noch in Stuttgart, später zur Cur in Laichingen (schwäbische Alb). Hier starb er am 16. Januar 1893.

Schwäbische Kronik vom 3. März 1893. — Württembergischer Staatsanzeiger vom 18. Januar 1893. — Original-Mittheilung.

Robert Knott.

Zechendorf: Johann Z. wurde am 8. August 1580 zu Lößnitz im Erzgebirge geboren; sein Vater, Michael Z., war daselbst Schullehrer, späterhin aber in Schneeberg an der Lateinschule und zuletzt als Archidiakonus thätig. Mit neunzehn Jahren verließ Johann Z. die Heimath und begab sich zunächst nach Aschersleben zu einem Bruder seines Vaters; dann aber führte er ein Wanderleben, während dessen er die Schulen zu Braunschweig, Eisleben, Zerbst und zuletzt wieder in seiner sächsischen Heimath, in Schneeberg, besuchte. 1604 ging er nach Leipzig, wo er zuerst Medicin studirte, später aber der Theologie sich zuwandte. Das Baccalaureat erwarb er sich 1607, im folgenden Jahre die Magisterwürde; er studirte jedoch weiter, bis er 1610, im Todesjahre seines Vaters, an die Schule nach Schneeberg in die Stellung eines Conrectors berufen wurde. Bereits 1614 wurde er zum Rector ernannt und drei Jahre darnach in gleicher Eigenschaft an die Lateinschule zu Zwickau versetzt. Dieses Amt verwaltete er über 44 Jahre lang, bis zu seinem am 17. Februar 1662 erfolgten Tode.

Superintendent Peißker nennt Z. in der Leichenrede einen „hochgelehrten Fortpflantzer der Orientalischen Sprachen, einen weitberühmten Philologus und Polyhistor, einen wohlverdienten Mann vmb die Jugend.“ Wol besonders um der zuerst erwähnten Eigenschaft willen verdient Z. gerühmt zu werden, denn sowol die von ihm in Druck gegebenen Werke als auch seine auf der Rathsschulbibliothek zu Zwickau noch vorhandenen Manuscripte beweisen, daß er vielen Eifer auf die orientalischen Sprachen verwandt hat, deren er sieben verstanden haben soll. Die Anfangsgründe dazu hatte er, wie berichtet wird, schon in Schneeberg bei dem Rector Mag. Joh. Förster gelernt, im Persischen und Türkischen aber war er Autodidakt. Ein Verzeichniß seiner Schriften, der gedruckten wie der ungedruckten, findet sich in der schon erwähnten Leichenpredigt, sowie bei Ludovici, Hist. rect. etc. V, S. 69 f.; auch in Zedler's Universallexicon, wo übrigens als Zechendorf's Geburtsort fälschlich „Leißnig in Meißen“ genannt

wird, steht ein solches. Unter den Handschriften wird bei Jöcher besonders das Lexicon πτωτικόν ad linguam Persicam genannt. Aber nicht auf Orientalia allein beschränkte sich seine schriftstellerische Thätigkeit, auch die classischen Sprachen umfaßte sie mit, wie folgende Titel von Zechendorfschen Büchern zeigen: „Circuli graecae linguae“, „Gymnasium discendi linguam latinam“, „Didactica linguae latinae“. Seine Wirksamkeit als Rector wurde jedenfalls durch die wissenschaftlichen Arbeiten und den lebhaften Briefwechsel, in den ihn jene mit einer großen Anzahl namhafter Gelehrter brachte, stark in den Schatten gestellt und entschieden auch beeinflußt. Denn seine Vorliebe für die orientalischen Sprachen bewirkte, daß ihnen auf der Zwickauer Schule außerordentlich viel Zeit und Mühe geopfert wurde: Hebräisch, Syrisch, Chaldäisch und Arabisch trieb man damals an dieser Anstalt, und es war nur natürlich, daß darüber manches wichtigere versäumt wurde. Z. steht übrigens mit solchen Bestrebungen nicht allein da; auch Ratichius wollte eigentlich, daß der Sprachunterricht sich wenden solle „aus dem Deutschen ins Hebräische zuerst, zum theil, weil sie die Hauptsprache ist, zum theil auch, weil die älteste Gotteslehre darin beschrieben ist. Aus dem Hebräischen ins Chaldäische, und für die, welche etwas weiter kommen wollen, aus dem Chaldäischen ins Syrische und Arabische“. In dem bekannten Gutachten aber, das die Gießener Professoren 1614 über Ratichius' Lehrart ausstellten, wird diese Forderung sogar eingehend begründet. Wenn die Zwickauer Schule jedoch unter Zechendorf's Rectorat nicht besonders in Blüthe stand, so darf man die Schuld nicht allein bei ihm suchen, sondern muß vor allem bedenken, daß in die Zeit seiner Amtsführung der dreißigjährige Krieg gefallen ist; auch Zwickau hat sammt seiner Schule schwere Kriegesnoth leiden müssen, und die lange anhaltende Pest verscheuchte Schüler und Lehrer. Zechendorf's Andenken aber wurde in der Schule, die er so lange geleitet hatte, in Ehren gehalten; sein berühmter Schüler und Nachfolger im Amte, Rector Christian Daum, hat sein Gedächtniß „jährlich mit einem carmine celebriret.“

Die Hauptquelle für vorstehende Mittheilungen bildet die mehrerwähnte Leichenpredigt von Peißker nebst dem ihr angehängten Lebenslaufe, die 1662 bei Michael Göpner in Zwickau gedruckt wurde. Auf ihr beruhen direct oder indirect auch die übrigen Nachrichten über Z., die sich in Herzog's Geschichte des Zwickauer Gymnasiums (Zwickau 1869), S. 80 verzeichnet finden, ebenso die jüngste Erwähnung Zechendorf's in einem Aufsatze von Heydenreich über das Schneeberger Lyceum (Neues sächsisches Archiv, Bd. 16, S. 229—268).

P. Stötzner.

Zedler: Johann Heinrich Z., geboren zu Breslau am 7. Januar 1706, † 1763, war einer jener deutschen Buchhändler, die durch den großartigen Umfang ihrer geschäftlichen Thätigkeit ihren Wohnort Leipzig zu einem Mittelpunkte geistigen Lebens gemacht und auf die Entwicklung der Wissenschaften fördernd eingewirkt haben. Er hatte die Grenzen jugendlichen Alters noch nicht überschritten und war nur erst kurze Zeit zu Breslau in der Brachvogelischen und zu Hamburg in der Felginerischen Buchhandlung als Gehilfe thätig gewesen, als er zuerst in Freiberg, wo er sich mit einer Tochter des Kaufmanns Johann Friedrich Richter verheirathete, später in Leipzig eine Buchhandlung errichtete und sein erstes bedeutendes Verlagsunternehmen, eine Ausgabe der deutschen Schriften Luther's, die in 22 Foliobänden nebst einem Anhange 1728 bis 1734 herauskam, begann. Unternehmungen von ähnlichem Umfange waren die von ihm verlegte „Allgemeine Staats-, Kriegs-, Kirchen- und Gelehrten-Chronicke“ (20 Bde. Fol.) und die deutsche Ausgabe von La Martiniere's Dictionnaire géographique (11 Bde. Fol.). Ein Werk jedoch, das seinen Namen zu einem noch heute häufig genannten gemacht hat und besonders seiner genealogischen

Artikel wegen noch jetzt als unentbehrlich angesehen wird, ist sein von J. A. v. Frankenstein, P. D. Longolius und anderen verfaßtes „Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Künste und Wissenschaften", dessen 64. Band als Schlußband (abgesehen von vier 1751 bis 1754 erschienenen Supplementbänden von C. G. Ludovici) eine von ihm unterzeichnete Widmung mit dem Datum „Leipzig in der Ostermesse 1750" trägt. Das genannte Jahr 1750 scheint einen Wendepunkt in seiner Geschäftsthätigkeit zu bezeichnen. Aber schon der ihm gewidmete biographische Artikel in dem 1749 erschienenen 61. Band des „Universal-Lexicons" Sp. 309—311 nennt als seinen Nachfolger in der Herausgabe dieses großen Werks den Kauf- und Handelsmann zu Leipzig Johann Heinrich Wolf und berichtet, daß er sich bereits seit einer geraumen Zeit von den Handlungsgeschäften zurückgezogen habe und die meiste Zeit des Sommers auf seinem Landgute zu Wolfshain zubringe. Ueber die letzte Zeit seines Lebens fehlen Nachrichten. Nur das Jahr seines Todes findet man angegeben bei C. B. Lorck, die Druckkunst und der Buchhandel in Leipzig (Leipzig 1879) S. 13.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Zedlitz: Heinrich von Z., schlesischer Ritter und Palästinafahrer. Am 1. April 1493 brach H. v. Z. von Liegnitz auf und ritt in Begleitung seines Dieners Christoph List über Trautenau, Brünn, Wien, Semmering, Leoben, Pontafel nach Venedig, wo er am 24. April eintraf. Hier schloß er sich einer großen, im Ganzen 185 Köpfe zählenden Gesellschaft von Pilgern an und segelte in der Zeit vom 1. Juni bis 6. Juli von der Lagunenstadt nach Jaffa. Nach einmonatlichem Aufenthalt im heiligen Lande trat v. Z. mit den andern Wallfahrern am 7. August die Rückreise an, gelangte am 30. September nach Venedig und erreichte am 30. October wieder Liegnitz. Nach seiner Rückkehr vermählte sich Z. mit Barbara v. Hoberg, erwarb von den Herren v. Hoberg das Gut Giersdorf im Hirschbergischen, siedelte nach Giersdorf über und starb am 5. Juni 1510.

H. v. Z. hat über seine Jerusalemfahrt einen eigenen Bericht verfaßt, der in einer späten Abschrift erhalten ist. Diese wurde veröffentlicht von R. Röhricht in der Zeitschr. des Pal.-Ver. XVII (1895), S. 97—114, S. 185—200, S. 277—301.

M. Hippe.

Zedlitz: Philipp Gotthard Josef Christian Karl Anton Freiherr von Z.-Nimmersatt wurde am 28. Februar 1790 auf Schloß Johannesberg in Oesterr.-Schlesien geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters hatte der Vermögenslose nur zwischen dem geistlichen Stande und der militärischen Laufbahn zu wählen. Man entschied sich vorerst für jenen. Da es aber mit dem Studium nicht ging, trat er 1806 in das Husarenregiment Este (jetzt Nr. 3) ein, machte den Feldzug von 1809 rühmlich als Oberlieutenant mit, nahm aber 1811 seinen Abschied. Eine im selben Jahr abgeschlossene Ehe mit Ernestine v. Lipthai, welcher Besitzungen im Banat als Heirathsgut zufielen, sicherte ihm eine unabhängige Stellung. — Schon als Knabe mit Vers und Reim vertraut, scheinen ihn um 1810 litterarische Neigungen tiefer ergriffen zu haben. Jetzt betrat er unter Schreyvogel's Obhut und Beihilfe die Bühne mit „Turturell" (1819), einem shakespearisierenden „tragischen Märchen" voll Reminiscenzen an classische Dramen, dem 1823 die Tragödie „Zwei Nächte zu Valladolid", wieder mosaikartig aus bekannten Motiven zusammengesetzt, doch wesentlich im Stil der Spanier gehalten und beifälliger aufgenommen, folgte. Die Dramatisirung der Abencerragensage in „Der Königin Ehre" (1819) ist erst weit später vollständig dem großen Publicum vorgelegt (1834) und schweigend abgelehnt worden. Für die Gedichte dieser Periode ist der Mangel an Naturanschauung und an ihrer Statt der reichliche Verbrauch conventioneller Bilder und Phrasen charakte-

ristisch. Alle Versuche in Drama, Lyrik, Novelle („Graf Roger“ 1819) erwecken den Eindruck des Gemachten. Auch die Einzelschönheiten eines „poetischen“ Lustspiels „Liebe findet ihre Wege“ (1825) im spanischen Geschmack fanden nur in kleinem Kreise Anerkennung. Einen großen Erfolg erzielten erst die Canzonen der „Todtenkränze“ (1828), Ideendichtung in guter Schiller'scher Nachfolge mit ein paar Tropfen Byron tingirt, und die von Heine'schen Motiven stark beeinflußte, zum Theil forcirte, doch im ganzen packende Napoleonballade „Die nächtliche Heerschau“ (1829). Ueberhaupt machte sich jetzt Heine's Einwirkung auf ihn nicht unvortheilhaft geltend: durch ihn gewann er einen volksthümlicheren Ton, lernte er Sentimentalität mit Humor verbinden, wagte er freiere Aussprache der Sinnlichkeit. Ein zweiter Canzonencyklus zu Gunsten der griechischen Sache („Das Kreuz in Hellas“ 1828) blieb unvollendet. Zwei Dramen aus dieser Zeit, die Neudichtung des Lope'schen „Stern von Sevilla“ (1829) und der Trochäenzweiacter „Herr und Sclave“ (1831) behandeln Ehrenprobleme, jenes wieder mehr im classischen Stil, dieses in Form und Auffassung spanisch. — Im Frühjahr 1830 reiste Z. über München, wo ihn König Ludwig I. festzuhalten suchte, nach Stuttgart, um Cotta, mit dem er seit 1828 in Verbindung stand, für den Verlag seiner Schriften zu gewinnen. Wirklich erschienen bei ihm 1832 die „Gedichte“, 1835/7 vier Theile „Dramatische Schriften“. Z. zeigt als Lyriker im ganzen mehr wahres Gefühl und mehr Anschauungskraft der Phantasie als mancher seiner Zeitgenossen, eine angemessenere und edlere Diction, häufig ist aber auch er über Allgemeinheit und Oberflächlichkeit der Gedanken, Ziererei und Spielerei in der Form nicht hinausgekommen. Ueber der Tassotragödie „Kerker und Krone“ (1834) liegt eine allzupeinlich-weinerliche Stimmung, und das Lustspiel „Cabinetsintriguen“ (1830?) im Kotzebue'schen Genre der Heirathsgeschichten läßt keine rechte Heiterkeit aufkommen. Weit besser lag seinem ausgesprochenen Formtalent eine Uebersetzung von Byron's „Ritter Haralds Pilgerfahrt“ (1836). — Nachdem Z. bislang als liberaler Poet, neben Grillparzer der Hauptvertreter der neuösterreichischen Dichterschule, den maßgebenden Kreisen Wiens oppositionell gegenübergestanden war, trat er ihnen um 1834 näher; 1835 dachte man daran, ihm die Leitung des Burgtheaters zu übertragen; 1836 wurde er mit der Abfassung eines neuen Textes der Volkshymne auf Kaiser Ferdinand betraut. Nach dem Tod seiner Gemahlin (10. September 1836) war Z. wieder auf den unsicheren Ertrag seiner Schriftstellerei angewiesen. Freunde ermöglichten ihm 1837 eine Reise nach Paris, im Sommer 1838 nach Italien. Schon im Frühling dieses Jahres unterhandelte er mit Metternich und Sedlnitzky, die Allgemeine Zeitung zu Regierungszwecken zu gebrauchen. Jetzt trat er völlig in den Staatsdienst ein, um das System Metternich's, dem er seit 1841 unmittelbar und allein unterstellt war, publicistisch, vor allem in der A. Z. zu vertreten. Zugleich war er fortan eine Art Gesandter und litterarischer Mittelsmann Cotta's bei der Wiener Regierung und umgekehrt. Am 27. October 1838 erfolgte sein Debut in der A. Z., der er von da an fast bis zu seinem Tode ein eifriger Mitarbeiter geblieben ist; wirklich beherrscht, wie man wol gelegentlich behauptete, hat er jedoch das Blatt zu keiner Zeit. Unverändert blieb sein Standpunkt der eines überzeugten Parteigängers der jeweiligen Politik des österreichischen Kaiserstaats, eines begeisterten Sprechers für dessen geschichtliche Aufgabe, keineswegs in reactionärem Sinn, und wenn auch eifersüchtig und grollend, doch im allgemeinen nicht ohne Gerechtigkeit gegen den aufstrebenden, nach seiner Beobachtung schon damals um die Vormacht in Deutschland ringenden preußischen Staat. Seine Flugschriften „Ueber die orientalische Frage“ (1840), „Fromme Wünsche aus Ungarn“ und „Ueber den galizischen Aufstand“ (1846) galten schlechtweg als Offenbarungen des Wiener Cabinets. — Mit Metternich kam er

1840 bis 1842 drei Mal an den Rhein, wo er in Köln mit der Familie Binzer eine bald immer inniger werdende Freundschaft schloß und die Bekanntschaft mit den rheinischen Poeten Freiligrath, Simrock, Kinkel, Immermann machte. Die vielen Reisen der letzten Jahre hatten sein Auge für das Sinnfällige geschärft; zeigt noch das Fragment „Die Wanderungen des Ahasverus“ (1839) die Byron'sche Sentimentalität fast gesteigert, so kommt in den Zusätzen zur zweiten und vierten Auflage seiner Gedichte (1839, 1847) das neue Moment der Sinnlichkeit desto deutlicher zu Tage. Denselben Geist athmet auch das Spessartmärchen „Waldfräulein“ (1843), Zedlitz' beste Leistung, während von den „Altnordischen Bildern“ (1849) nur die humorvolle Bearbeitung der dänischen Kämpenweise „Svend Felding“ gelobt werden kann, hiegegen die grausige Blutrachegeschichte „Ingvelde Schönwang“ geradezu abstößt. — Dem fascinirenden Eindruck Metternichs entging Z. so wenig als einer; trotzdem erkannte er auch die schwachen Seiten des Systems. Schon Anfang 1847 ahnte er den Zusammenbruch. Aber unmittelbar nach den Märztagen ist er noch voll froher Hoffnungen, erst die Maierhebung zerstört jede Illusion. Wie allen Altösterreichern schien damals auch ihm Zusammenhalt nur mehr in der Armee gelegen zu sein. Grillparzer's Ruf an „Feldmarschall Radetzky“, die ersten Erfolge in Italien erfüllen ihn mit Enthusiasmus und machen ihn zum Rhapsoden dieser Heldenthaten. Sein „Soldatenbüchlein“ (1849) ist eine bunte, lebendige Reimchronik des 48er Feldzuges. Das zweite Heft „dem österreichischen Heer in Ungarn gewidmet“, läßt schon die Trauer über den verderblichen Bruderkampf widerklingen. — Bis 1851 blieb Z. in Oberösterreich, wo er seit 1847 gemeinschaftlich mit Binzer im Sommer (in Aussee) zu hausen pflegte. Dann wurde er von Schwarzenberg nach Wien berufen, auch die gestörte Verbindung mit der A. Z. wieder aufgenommen. Geschäftsträger mehrerer kleiner deutscher Höfe bleibt für ihn die actuelle Politik im Mittelpunkt des Interesses, während die Neigung zu litterarischer Bethätigung allmählich völlig verlischt. Früh und schwer trägt er an der Last des Alters. So wird seine Reise nach Stuttgart gelegentlich des großen Schillerfestes 1859 zugleich auch Abschied von Cotta und seinen Redactionsfreunden. Wenig später ist er gestorben (in der Nacht vom 15. auf den 16. März 1862). — Sicher ist Z. kein classischer Dichter, kein überragender Politiker; aber ebenso sicher darf er als ein lauterer Charakter, als ein warmherziger Patriot bezeichnet werden: mit allen seinen Fehlern und Vorzügen ein echter, rechter Altösterreicher.

Wurzbach 59, 249 und Castle im „Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft“ VIII (1898) mit ausführlichen Litteraturnachweisungen. — Vgl. noch: L. Fränkel, „Ein vergessener Hundertjähriger“ in „Deutsche Post“ 1890, März. Eduard Castle.

Zedlitz: Karl Abraham Freiherr von Z., Staatsminister Friedrich's des Großen, als Chef des geistlichen Departements in lutherischen Kirchen- und Schulsachen des Königs hervorragendster Mitarbeiter bei den Reformen im Unterrichtswesen.

Z. wurde am 4. Januar 1731 zu Schwarzwaldau bei Landeshut geboren. Er erhielt seine Schulbildung auf der Ritterakademie zu Brandenburg a. H. und auf dem Carolinum zu Braunschweig, das als eine Art akademisches Gymnasium vom Abt Jerusalem begründet, unter dessen Leitung damals in seiner höchsten Blüthe stand. Dem Abt und unter den Lehrern der Anstalt vornehmlich Zachariae, dem Verfasser des Renommisten, verdankte Z., wie er zeitlebens voll Dankbarkeit bekannte, das Wichtigste, was er an Bildungskeimen in der Zeit des Heranreifens zum Jüngling in sich aufgenommen hatte. Das Leben der Anstalt athmete den Geist des Zeitalters der Aufklärung, so wie er sich zu seiner reinsten und

anziehendsten Art herausgebildet hatte. Seine Universitätsstudien, die hauptsächlich die Rechts- und Staatswissenschaften und Philosophie umfaßten, machte Z. in Halle. Hier war es, wo der König ihn kennen lernte, um ihm fortan seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Michaelis 1755 Referendar beim Kammergericht in Berlin, stieg er in rascher Folge zum Oberamtsregierungsrath in Breslau und zum Präsidenten der Oberamtsregierung in Brieg auf und wurde Ende 1770 zum Wirklichen Geheimen Etats- und Justizminister ernannt. Bei einer neuen Vertheilung der Geschäfte erhielt er kurz darauf neben dem Criminaldepartement als Nachfolger des Freiherrn v. Münchhausen die Leitung der Kirchen- und Unterrichtsangelegenheiten für den größten Theil ihres Umfangs.

Der Geschichte gehört Z. an durch seine Thätigkeit als Unterrichtsminister. Seine Wirksamkeit im Bereich der Justiz tritt dahinter zurück. Beachtung verdient aber doch die Standhaftigkeit, mit der er dem König seine Unterschrift unter die Strafbefehle gegen die am Müller-Arnoldschen Proceß betheiligten Kammerrichter verweigerte.

Seine Grundanschauungen über das Erziehungswesen hat Z. in der bei seiner Einführung in die Akademie der Wissenschaften am 7. November 1776 gehaltenen Ansprache entwickelt. Das Ziel der Erziehung ist, die Menschen besser und in ihren besonderen Obliegenheiten geschickter zu machen. Das Wichtigste hierbei, die Charakterbildung, muß auf der Grundlage des Sittengesetzes Christi ruhen. Ohne Religion gibt es keine Vaterlandsliebe, ohne diese keine tüchtigen Staatsbürger. Es ist aber die Aufgabe, die Jugend so zu erziehen, daß jeder an seiner Stelle dem Staat als der allgemeinen Veranstaltung zur Beförderung des Gemeinwohls möglichst nützliche Dienste leisten kann.

Gemäß der Gliederung des Volkes in untere, mittlere und obere Schichten unterscheidet Z. Bauer-, Bürger- und gelehrte Schulen. Als grundlegende Ordnung für die Volksschule fand Z. das Generallandschulreglement von 1763 vor, das vom Consistorialrath Hecker, dem Begründer der ersten Realschule in Berlin, ausgearbeitet worden war. Schullehrerseminare gab es beim Waisenhaus zu Stettin, am Kloster Bergen bei Magdeburg und bei der Berliner Realschule. Das Stettiner erfuhr nach dem Eingehen des Waisenhauses durch Z. 1783 eine Umgestaltung und erhielt eine erweiterte Bestimmung für Pommern, die Neumark und Westpreußen. Der Mangel an Geldmitteln hinderte den Minister, seine Fürsorge für die Vorbildung der Schullehrer nach Wunsch zu bethätigen. Als Muster für die Verbesserung der Dorfschulen dienten Z. die Schulen des Brandenburger Domherrn Friedrich Eberhard von Rochow auf Rekahn. Die Absicht ging hier dahin, religiös gesinnte, denkende Menschen, ausgerüstet mit den zu ihrem Lebensberuf nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten aus den Bauernkindern zu machen. Aus dem vom König gewährten „Gnadenschulfonds“ wurden auf den königlichen Aemtern die Schulen unterhalten und neue eingerichtet, was auch beim Adel mehrfach Nachahmung fand. Als Lehrer mußten auf Friedrich's Befehl, außer in Westpreußen, großentheils Invaliden genommen werden, die freilich keinen Ersatz für berufsmäßig ausgebildete Volksschullehrer bieten konnten, aber immerhin sehr viel mehr Gutes gestiftet haben, als wenn die liebe Dorfjugend ohne alle Schulzucht hätte aufwachsen müssen.

Jeder Stadt gedachte Z. eine oder mehrere Bürgerschulen zu geben und kleinere Lateinschulen in solche zu verwandeln. Ueber die Volksschule sollte sich die Bürgerschule erheben durch Aufnahme der Geschichte und Erdkunde, der Meßkunst, des Zeichnens und der Naturkunde, sowie durch höhere Pflege des Deutschen und Einführung in das gewerbliche Leben. Eine Bürgerschule nach diesen Grundsätzen, die auch Mädchen den Zutritt gewährte, eröffnete er vor dem Königsthor in Berlin und führte ihr auch den eigenen Sohn zu.

Z. hielt es für ausreichend, wenn in jedem Bezirk einer Kriegs- und Domänenkammer, von dem Mehrbedarf der Großstädte und den Ritterakademien abgesehen, je eine höhere Schule, ein Gymnasium, vorhanden wäre. Beim höheren Unterricht komme es auf drei Dinge an: 1. auf die allgemeine Entwickelung des Verstandes und aller ihm untergeordneten Vermögen des Geistes; 2. auf Einflößung rechtschaffener praktischer Grundsätze der Sittlichkeit; 3. auf die Fundamentalbegriffe und Beobachtungen, worauf jeder besondere Theil der Wissenschaften und der Litteratur sich gründet. Die Schüler sollen befähigt werden, sich im Umkreis des höheren Geisteslebens der Zeit heimisch zu fühlen, sie sollen weder auf gelehrte Berufe eingeschult noch lediglich nach den Bedürfnissen des praktischen Lebens unterrichtet werden. Den alten Sprachen maß Z. hohen Werth für die Allgemeinbildung bei. Lateinisch sah er wie der König für jeden höher Gebildeten als unentbehrlich an. Griechisch, das er als Minister noch gelernt, begünstigte er eifrig auf den Gymnasien und drang im Gegensatz zu der Bevorzugung des Neuen Testamentes auf die Lectüre der Classiker. Fertigkeit im Französischen galt als selbstverständlich, daneben sollten andere neuere Sprachen je nach Bedarf getrieben werden. Eingehende Aufmerksamkeit wandte er der Beschäftigung mit deutscher Sprache und Litteratur zu, ebenso der philosophischen Propädeutik. Den Religionsunterricht entlastete er von scholastischem Beiwerk und suchte ihn innerlich zu vertiefen. In der Geschichte war ihm das Verständniß der Begebenheiten und Zustände die Hauptsache, in der Erdkunde die Kenntniß von der gegenwärtigen Verfassung der menschlichen Gesellschaft. Naturkunde führte er überall ein und war darauf bedacht, den Unterricht in der Physik, im Rechnen und der Feldmessung zu heben, während die reine Mathematik in engeren Grenzen vom König und seinem Minister gehalten wurde. Für Kunstübung und körperliche Fertigkeiten konnte nach Maßgabe der verfügbaren Mittel und Lehrkräfte auf den Gymnasien nur sehr wenig geschehen, weit besser war es hingegen auf den Ritterakademien hiermit bestellt.

Erregung des Ehrgeizes und Furcht vor Strafe gehörten nicht zu den Hebeln im Schulleben, die Z. liebte, um so mehr Werth legte er auf die Stärkung des Ehrgefühls. Seit der Zeit seiner Verwaltung wurde die Anrede mit „Sie“ auf der Oberstufe der höheren Schulen allgemein. War er zur Milde geneigt beim Hervortreten jugendlichen Uebermuths, so verlangte er ein Einschreiten mit unnachsichtlicher Strenge, wo eine gemeine Gesinnung sich offenbarte. Die Strafen sind der Regel nach Ehren- und Freiheitsstrafen, in schlimmeren Fällen erfolgt Entlassung. Einen festen Rückhalt bei seinem Vorgehen gewann Z. durch eine Cabinetsordre vom 5. September 1779. Sie beruht auf einer Unterredung mit dem Könige, von welcher der anwesende Cabinetsrath eine Aufzeichnung zu machen hatte, und erstreckt sich auf alle Hauptpunkte zur Verbesserung der Lehrverfassung an höheren und niederen Schulen.

Der Minister zog es wie bei den Bürgerschulen, so auch bei den Gymnasien und Ritterakademien vor, statt einen allgemein verbindlichen Lehrplan aufzustellen, zunächst einige Anstalten seinen Absichten gemäß umzugestalten, um sie als Muster auf die übrigen einwirken zu lassen, wobei er jedoch weit davon entfernt blieb, eine schablonenmäßige Gleichheit anzustreben. Unter den Ritterakademien war es die zu Liegnitz, unter den Gymnasien das Joachimsthalsche in Berlin, an denen die Veränderungen am frühesten und vollständigsten zur Durchführung gelangten, nachdem sie in Liegnitz schon vor, am Joachimsthal sogleich nach der angeführten Cabinetsordre ihren Anfang genommen hatten. An der Berliner Anstalt besaß der Minister in dem von ihm berufenen Rector Meierotto eine mit ihm eng zusammenwirkende Kraft ersten Ranges, die ihrerseits wieder durch mehrere ausgezeichnete Lehrer unterstützt wurde, so insbesondere durch Rouyer für

Mathematik, Physik und deutsche Stilübungen und durch J. J. Engel für die philosophische Propädeutik. In der Provinz leitete Z. die Neueinrichtungen mit glücklichem Erfolg bei den Francke'schen Stiftungen in Halle, am Kloster Bergen bei Magdeburg und am Elisabethanum in Breslau, mit geringerem am Marienstifts-Gymnasium in Stettin und am Collegium Fridericianum zu Königsberg i. Pr.

Bei einer Anzahl anderer Gymnasium vollzog sich eine Fortentwicklung in gleicher Richtung, nur unabhängiger von der persönlichen Einwirkung des Ministers, so bei dem vereinigten Berlinisch-Köllnischen Gymnasium unter Büsching, dem Friedrich-Werderschen unter Gedike, dem Pädagogium in Züllichau unter Steinbart, dem Halberstädter Stephaneum unter Struensee u. a. m.

Die wichtigste Aufgabe zur Sicherung der Fortschritte im Schulwesen blieb die Fürsorge für die Heranbildung geeigneter Lehrkräfte. Was hierfür geschah, hängt zuvörderst mit den allgemeinen Bestrebungen der Regierung zur Hebung der Universitäten zusammen.

Auch in seiner Eigenschaft als Obercurator der Universitäten wandte Z. seine Hauptthätigkeit zunächst einer unter ihnen, der Universität Halle, zu, ohne jedoch die anderen zu vernachlässigen. Bei dem herrschenden politischen System konnte es nicht anders sein, als daß die Regierung ihren Willen in sehr weitgehender Weise den Universitäten gegenüber zur Geltung brachte. Nicht nur, daß sie die Berufungen ganz in ihre Hand nahm, sie vervollständigte auch das Vorlesungsverzeichniß, bestimmte die zu benutzenden Lehrbücher, machte Vorschriften über die Art und Weise des Vortrags, verlangte Einsendung von Arbeiten der Studenten zur Prüfung ihres Fleißes und ihrer Fortschritte u. s. w. Als Richtziel stellte Z. es hin, „daß ein junger Mensch auf der Akademie Gelegenheit zum Unterricht in allen hauptsächlich nützlichen Kenntnissen finde“, und daß „die Köpfe der Studirenden nicht mit nahrungslosen Subtilitäten verdüstert“ würden. Mit Nachdruck bekämpfte er alles Rohe und Sittenlose im Verhalten der studirenden Jugend, doch hat hierin erst die ernst läuternde Zeit der Freiheitskriege durchgreifend Wandel geschafft.

Für den Lehrerstand ist unter den vielen Berufungen tüchtiger Männer, die von Z. ausgingen, keine wichtiger geworden, als die Friedrich August Wolf's, des bisherigen Rectors zu Osterode a. H., nach Halle. Ist es doch Wolf gewesen, der durch die Begründung der Alterthumswissenschaft, durch seine Collegien und durch sein philologisches Seminar den Philologen als Gymnasiallehrer selbstständig neben den Theologen stellte. Das philologische Seminar trat mit dem Sommerhalbjahr 1788 ins Leben, nachdem eingehende Verhandlungen über seine Einrichtung zwischen Z. und Wolf stattgefunden hatten. Es ist das Muster für die im Laufe der Zeit auf allen anderen deutschen Universitäten entstandenen philologischen Seminare geworden.

Zur Ergänzung dieser akademischen Uebungen in wissenschaftlicher Arbeit, zur Uebung angehender junger Schulmänner in der praktischen Lehrthätigkeit war das auf Zedlitz' Betrieb von Gedike am Friedrich-Werder begründete Seminar für gelehrte Schulen bestimmt. Die ihm angehörigen „Schulamtskandidaten“ — nebenbei bemerkt, eine von Z. zuerst angewandte Bezeichnung — der Regel nach zehn an der Zahl, hatten dem Unterricht beizuwohnen, nach geschehener Anleitung selbst Lehrstunden zu ertheilen, für die „pädagogische Societät“ Ausarbeitungen über schulmäßige Aufgaben zu liefern und Erweise ihrer wissenschaftlichen Fortbildung zur Verhandlung in der „philologischen Societät“ beizubringen. Das Seminar ging mit Gedike's Versetzung an das Graue Kloster ebenfalls an diese Anstalt über. Es besteht noch heute als pädagogisches Seminar in Berlin fort, hat an vielen Orten Nachfolge gefunden und ist auch als der Stamm der jetzt weitverzweigten Gymnasialseminare anzusehen. Die für die

gesammte preußische Unterrichtsverfassung wichtigste Maßnahme, die auf Z. zurückgeht, ist die Errichtung des „Oberschulcollegiums“ 1787. Es hatte ihn hierbei die doppelte Absicht geleitet, dem Staat eine einheitliche oberste Behörde zur Ausübung seiner Aufsichtsgewalt über das Unterrichtswesen in dessen ganzem Umfang zu geben, und zugleich der Unterrichtsverwaltung dadurch eine größere Stetigkeit zu sichern, daß die Entschließungen der wechselnden Minister an die Beschlüsse einer ständigen Körperschaft gebunden wurden. Das Oberschulcollegium stand als Immediatbehörde unmittelbar unter dem König, alle Lehr- und Erziehungsanstalten in der Monarchie, von der Dorfschule bis zur Universität hinauf wurden ihm unterstellt, ausgenommen blieben nur die militärischen Bildungsanstalten sowie die der französischen Colonie und die jüdischen. An dieser ursprünglichen Umgrenzung des Geschäftskreises wurden jedoch in der Folge einige Einschränkungen vorgenommen. An Stelle bindender Mehrheitsbeschlüsse, wie es anfangs die Geschäftsordnung vorschrieb, trat nachmals unter Wöllner die alleinige Entscheidung des Ministers. Die Befugnisse des Oberschulcollegiums erstreckten sich auf die Oberleitung in allen sachlichen Angelegenheiten des Unterrichtswesens, sowie auf die Prüfung, Anstellung und Dienstführung des Lehrers. Schon nach Beschluß aus der ersten Sitzung forderte die neue Behörde statistische Nachweisungen über die ganze äußere und innere Schulverfassung von allen Lehranstalten ein.

Die Errichtung der oben gedachten beiden Seminare gehörte zu den ersten Gegenständen organisatorischer Art, die das Oberschulcollegium beschäftigten. Die letzte von ihm noch unter Zedlitz' Amtsführung in Angriff genommene Maßnahme war die Einführung des „Abiturientenexamens“. Das hierüber erlassene Edict vom 23. December 1788 trägt indessen bereits die Unterschrift Wöllner's.

Am 3. Juli 1788 war Z. von der Leitung des lutherisch-geistlichen Departements zurückgetreten, am 3. Decbr. 1789 schied er aus dem Staatsdienst. Seine letzten Jahre verlebte er auf seinen Besitzungen in Schlesien; ein wiederholter Schlaganfall setzte am 18. März 1793 auf seinem Gute Kapsdorf bei Schweidnitz seinem Leben ein Ziel.

Z. gehört zu den Mitarbeitern Friedrich's des Großen, die sich dem Geist des Königs am nächsten wahlverwandt zeigten, nur daß er als jüngerer Zeitgenosse den mit dem letzten Viertel des Jahrhunderts beginnenden Umwandlungen im deutschen Geistesleben empfänglicher gegenüberstand, als sein alternder Herr und Meister. Niemand hätte befähigter als er sich erweisen können, Unterrichtsminister Friedrich's des Großen zu sein, niemand wäre aber auch ungeeigneter gewesen, es unter Friedrich Wilhelm II. auf die Dauer zu bleiben. Wöllner's Verwaltung hat in vielen Stücken wieder abgetragen, was Z. aufgeführt, bei allen späteren Fortschritten im preußischen Unterrichtswesen sind jedoch die fridericianischen Reformen der Unterbau geblieben.

A. Trendelenburg, Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. Berlin 1859. — C. Rethwisch, Der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrich's des Großen. Berlin 1881. C. Rethwisch.

Zedlitz: Leopold Ernst Gottlieb Konrad Freiherr von Z. und Neukirch, Schriftsteller, am 7. Juli 1792 auf dem väterlichen Gute Tieshartmannsdorf im Kreise Schönau in Pr.-Schlesien geboren und auf dem Pädagogium zu Halle erzogen, trat 1812 beim Kürassierregimente Fürst Moritz Lichtenstein Nr. 6 in den österreichischen Heeresdienst, machte als Officier im J. 1813 den Befreiungskrieg in Sachsen mit, wurde am 30. October in der Schlacht bei Hanau verwundet, nahm 1814 als Ordonnanzofficier des Feldmarschalllieutenant Graf Nostitz-Rieneck, welcher das österreichische Kürassiercorps befehligte, am Feldzuge in

Frankreich theil, gehörte zu den Begleitern der Kaiserin Marie Louise und des Königs von Rom auf deren Reise von Rambouillet nach dem Schlosse Weinzierl in Oberösterreich, war während des Wiener Congresses 1814/15 dem Könige Friedrich VI. von Dänemark beigegeben, ward darauf dem Hofstaate des Erzherzogs Ludwig zugetheilt, schied 1818 als Rittmeister aus dem österreichischen Dienste, begab sich zunächst auf Reisen, lebte alsdann in Schlesien und seit 1827 zu Berlin, wo er am 26. October 1864 gestorben ist. — Als Schriftsteller war er besonders auf statistischem und geographischem Gebiete thätig, die unten aufgeführten Quellen nennen die zahlreichen von ihm herausgegebenen Bücher, außerdem arbeitete er vielfach an Zeitungen und Zeitschriften. Von seinen selbstständigen Werken sind die bemerkenswerthesten: „Frankreich als Militärstaat zehn Jahre nach dem Pariser Frieden“ (Leipzig 1825); „Die Staatskräfte der preußischen Monarchie unter Friedrich Wilhelm III.“ (Berlin 1828—30, 3 Bde.); „Preußisches Adelslexikon“ (Leipzig 1836—40). Sein „Pantheon des Preußischen Heeres“ (Berlin 1835—36, 2 Bände) ist ganz unbedeutend. — Z. gehörte zu den Stiftern der Berliner Geographischen Gesellschaft.

Verzeichniß der im Jahre 1845 in Berlin lebenden Schriftsteller und ihrer Werke, herausgegeben von W. Koner. Berlin 1846. — C. von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 59. Bd. Wien 1890.

B. Poten.

Zedner: Joseph Z., der ausgezeichnete Pfleger und Bearbeiter der jüdischen Bücherkunde, wurde am 10. Februar 1804 zu Groß-Glogau geboren. In die Judengasse dieser oberschlesischen Gemeinde, aus der Männer wie H. Arnheim, David Cassel, Joseph Lehmann, Eduard und Salomon Munk, Michael Sachs u. A. hervorgegangen sind, war bereits am Anfang dieses Jahrhunderts ein bildungsfreundlicher Geist eingekehrt, der auch in dem Knaben Z. den Durst nach profanem Wissen erweckte, das er hinter dem Rücken seines frommen, nur die Pflege der rabbinischen Gelehrsamkeit erstrebenden und fördernden Vaters Jonathan sich anzueignen gezwungen war. Auf der Talmudschule zu Posen, zu den Füßen des ebenso milden als tiefdringenden R. Akiba Eger, der gleichsam die Abendröthe des verlöschenden classischen Talmudstudiums für Deutschland darstellt, fand er bald Gelegenheit, eine sichere und dauerkräftige Grundlage jüdischen Wissens fürs Leben zu erwerben. Von hier nahm er aber auch, durch das voranleuchtende Beispiel seines Meisters in seinen edlen Anlagen noch befestigt, demüthige Bescheidenheit und selbstlose, nur der Sache gewidmete Hingebung als feste, unverlierbare Eigenschaften für seine Laufbahn mit. Eine harmonische, friedsame Natur, ohne Spaltung im Herzen gleichmäßig am Ausbau seiner jüdischen wie seiner allgemeinen Kenntnisse arbeitend, hatte er im Alter von 20 Jahren bereits ebenso reiche als tiefe Kunde alter und neuerer Sprachen sich angeeignet. So sehen wir ihn denn am 1. November 1824 seinem Vater unter dem Namen der sechs Vorhänge (Exod. 36, 16) sechs Gedichte zum Geburtstage darbringen, die in hebräischer, aramäischer, syrischer, arabischer, französischer und deutscher Sprache die Gefühle für den trefflichen Vater verdolmetschen, dessen Namen Jonathan sich als Akrostichon durch alle schlingt. Von der Zartheit der Empfindung, die darin zum Ausdruck kommt, soll wenigstens das letzte hier Zeugniß geben:

In des Jahres Kreis bot manche Sonne
Oft mir sanfte Heiterkeit;
Niemals doch so ungetrübte Wonne,
Als die heutige sie beut.
Tausend frohe Lieder möcht' ich sammeln
Heut' zum würz'gen Blumenstrauß —
Aber sieh! Die matten Lippen stammeln
Nur den Vaternamen aus.

Stets nur das Eine Ziel des Wissens als Selbstzweck im Auge haltend, von Ehrgeiz und Erwerbssucht frei, beschied er sich gern, den Ruf als Lehrer an die 1827 gegründete jüdische Gemeindeschule von Strelitz in Mecklenburg anzunehmen. Ein Schulprogramm vom Jahre 1829 „über den Wortton in der hebräischen Sprache" führte seinen Namen in die Wissenschaft ein, der er längst der treueste und hingebendste Pfleger war. Dem Lehren mit Begeisterung und innerem Bedürfniß hingegeben, streute er Anregungen aus, die reichen Segen brachten. Daniel Sanders, der damals sein Schüler war, hat mit freudigem Stolze allezeit bekannt, wie viel er dem trefflichen Lehrer, dem „Meister des deutschen Stils" verdanke. Hoher Unabhängigkeitssinn und unstillbarer Wissensdurst drängten ihn jedoch, nachdem 1832 der Oberlehrer Lehfeldt nach Berlin gezogen war, um mit Dr. M. Veit als Buchhändler sich zu associiren, dessen Beispiele zu folgen und dem Landsmanne gleich es mit der Selbständigkeit zu versuchen. Allein die Aufrichtung einer Bibliothèque etrangère in Berlin, in der Werke französischer, englischer und italienischer Litteratur aufgestellt waren, vermehrte nur seine Gelehrsamkeit, ohne ihm Brot zu geben. Auch der Versuch der Gründung eines eigenen Hausstandes scheiterte, noch bevor es zur Eheschließung kam. So entschloß er sich denn, in das Haus des kenntnißreichen und für die jüdische Litteratur begeisterten Buchhändlers A. Asher als Lehrer und Correspondent einzutreten. Von der ausgebreiteten und gediegenen Gelehrsamkeit, die der anspruchslose Mann in lautloser Emsigkeit aufgespeichert hatte, sollte bald eine Arbeit Kenntniß geben, zu der ihn mehr der Drang nach Bekanntmachung des über Alles von ihm geliebten Schriftthums als das Verlangen nach Ruhm Jahre hindurch im Stillen getrieben hatte. 1840 erschien bei Veit & Comp. in Berlin, ohne seinen Namen natürlich, das noch heute nicht veraltete Buch: „Auswahl historischer Stücke aus hebräischen Schriftstellern vom zweiten Jahrhundert bis auf die Gegenwart". Das war mehr als eine Chrestomathie hebräischer Prosa. Allerorten wiesen die Anmerkungen durch Selbständigkeit der Beobachtung und kritische Schulung auf ein reiches, weit über den Rahmen des engeren Gebietes hinaus sich ausbreitendes Wissen, auf eine aus dem Vollen schöpfende Gelehrsamkeit. Die Wahl und Herstellung der hebräischen Texte zeugte von Sachkenntniß und eigenem Forschen, die Uebersetzung von Sprachgewandtheit und Geschmack, die Erklärung von Belesenheit und Schulung. Der hier namenlos auftrat, war aber ebenso wie auf dem Gebiete der geschichtlichen Prosa auch auf dem der Poesie und Philosophie zu Hause und jeden Augenblick bereit, wie das Vorwort verrieth, auch diese Gebiete durch eine ähnliche Auswahl aufzuschließen und zu beleuchten. Fünf Jahre, bevor Leopold Zunz mit: Zur Geschichte und Literatur auftrat, war hier der Beweis erbracht, „daß die hebräische Litteratur fast immer mit den Fortschritten des öffentlichen Lebens und der Wissenschaft gleichen Schritt gehalten, ja daß ihr keine bestimmte Richtung irgend einer Zeit ganz fremd geblieben, ohne daß darum ihre eigene, stetige Bewahrung der Nationalität und des Gesetzes aufgegeben und sie zu einem wesenlosen Reflex herabgesetzt worden wäre". In einem kleinen auserlesenen Kreise kannte und schätzte man den Verfasser um so höher, je mehr er selber beflissen war, sich vor der Oeffentlichkeit zu verbergen. Es war ein offenes Geheimniß und bald auch durch den Dank des Herausgebers bestätigt, daß Z. mit die Seele der von Asher und einer Anzahl der hervorragendsten Gelehrten mit ebensoviel Liberalität als Sachkunde ans Licht geförderten Ausgabe der Reisen des Benjamin v. Tudela (Berlin 1840—41) gewesen war. Es war seine Lust und innerste Beglückung, ein mittelalterliches jüdisches Buch unter der Aegide Alexander v. Humboldt's, dem es gewidmet war, durch die Trefflichkeit der Bearbeitung zugleich ein Ruhmestitel der neueren jüdischen Wissenschaft, in die

allgemeine Litteratur einmünden und aufgenommen werden zu sehen. Er hatte nicht nur die hebräische Correspondenz des Handlungshauses bei diesem Unternehmen geführt, sondern auch an der englischen Uebersetzung der Beiträge und an der wissenschaftlichen Gediegenheit und Vervollkommnung der Ausgabe seinen Theil. Kein Wunder, daß allen Freunden und Kennern des seltenen Mannes der Wunsch sich aufdrängte, so großes Können und so edle Selbstverläugnung an der richtigen Stelle verwerthet zu sehn. So schrieb Varnhagen v. Ense, der ihm liebevoll zugethan war, am 16. October 1844 in seine Tagebücher (I, 385; Mittheilung von Dr. G. Karpeles): „Aeußerst angenehm ist mir der Besuch des Dr. Sachs, der nun aus Prag hierher übersiedelt ist. Der Mann macht mir Freude. Ein richtiger Beruf, ein vollständiges Gedeihen, ein reines Verdienst und ein reines Gelingen. Er wird aber auch litterarisch thätig sein können. Möchte es dem guten Zedner nun ebenfalls endlich glücken!" Es währte nicht lange, und der Wunsch ging in Erfüllung. Durch Asher's Verbindungen gelang es, den Chef des Britischen Museums in London, Panizzi, zur Berufung Zedner's an die Abtheilung der Drucke in dieser Büchermetropole der Welt zu bestimmen. Mitte 1846 trat er, zunächst mit sechs Arbeitsstunden täglich, sein Amt an. Treu, wie er war, auch den Satzungen seiner Religion gegenüber, hatte er die Bedingung gestellt, Sonnabend und an Festtagen keinen Dienst zu verrichten, ein Ausfall an Arbeitsleistung, den er durch Mehrstunden an den Wochentagen reich hereinbrachte. Von Anfang an war sein Augenmerk darauf gerichtet, das Institut auch in Hinsicht auf seine Bestände an jüdischer Litteratur auf diejenige Höhe zu erheben, die es sonst bereits auf allen Gebieten einnahm. Mit seinem Herzen an Deutschland hängend, begrüßte er es daher nur mit gemischten Gefühlen, als 1848 bereits die Druckwerke der kostbaren Sammlung des am 10. Juni 1846 in Hamburg verstorbenen Heimann Joseph Michael für das Museum angekauft wurden und deren Handschriften nach Oxford gelangten, wohin Deutschland auch die Bibliothek David Oppenheimer's hatte wegführen lassen. „Wie beschämend", schrieb Z. am 26. Juli 1847 an Zunz, „daß nach einem eclatanten, man weiß nicht ob mehr dummen oder schlechten Streich, vielfach bejammert und bereut, nun doch derselbe zum zweiten Male begangen wird! Mein Wunsch ist so vollkommen uneigennützig, daß ich die Bibliothek lieber Deutschland erhalten als hierher gesandt wissen möchte, ganz abgesehen davon, daß ich selber noch dort wurzle." Mit stolz gehobener Brust folgte er den Verhandlungen des ersten vereinigten Landtags, ein messianisches Klingen schien ihm von Deutschland herüberzutönen. „Von Preußen aber muß das Licht kommen!" schreibt er weiter an Zunz. „Lassen Sie nur immer die ohnmächtigen Gespenster — auch in der Gestalt eines ‚Entwurfes' — spuken, die Verhandlungen der Reichsstände dürfen den Glauben befestigen, daß die wahre Emancipation der Juden sich bei uns manifestiren wird, hervorgerufen durch die Wissenschaft, und ich sehe den Tag im Geiste, wo ein Anschlag in der Universität Ihre erste Vorlesung im Auditorium Nr. 4 ankündigt und die Muse der jüdischen Geschichte abermals ein neues Blatt mit den Worten einweiht: Heute habe ich abgewälzt die Schande Egyptens (Josua 5, 9)." Der Ankauf der unschätzbaren Sammlung Michael versah ihn auf lange Jahre hinaus mit Arbeit und wissenschaftlichen Aufgaben. Bald sieben Stunden täglich im Amte beschäftigt, nahm er die ihn innerlich beschäftigenden Agenden auch in seine Muße hinüber. Denn er war ein Bücherfreund auch in dem Sinne, daß die Aufklärung über Autorschaft, Entstehungszeit, Druckort für ihn eine Herzensangelegenheit bildete. Von den Drucken über Gebühr in Athem gehalten, empfand er es schmerzlich, nicht auch den Handschriftenbeständen in der Nachbarschaft und in Oxford die gleiche Hingebung bethätigen zu können. Ganz

verzichtete er jedoch auch auf deren Ausbeutung nicht, wie seine unausgesetzten Mittheilungen an gelehrte Freunde, Allen voran Moritz Steinschneider und Leopold Zunz, und seine sorgfältigen Eintragungen in die eigenen Waben seiner Notizbücher beweisen. Daneben entfaltete er, seiner unaufhaltsamen Mittheilsamkeit zu genügen, auch eine stille Lehrthätigkeit, wie er mit Hermann Adler, dem jetzigen Chief Rabbi von England, den Führer Maimuni's las und ihm und A. L. Green die Begeisterung für die jüdische Litteratur und deren Sammellust einflößte. Still und zurückgezogen, war er doch schon durch seine Stellung am Museum der litterarische Beirath, das vielbefragte Orakel aller in Fragen des jüdischen Schriftthums Hülfesuchenden. An ihn wandte sich, wie der Brief an Zunz vom 6. April 1848 beweist, Lord Dudley Stuart, der bekannte Polenfreund, als er bei der Debatte über die Judenbill im Parlamente die Lüge von dem angeblichen Christenhasse im Judenthume zu zertrümmern sich vorbereitete. Er war auch nachmals der Berather H. Adler's und Barnett Abraham's in ihrer Replik gegen den Bischof Colenso. Dem Jews College gehörte er als Rathsmitglied und häufig auch als Examinator im Hebräischen an. Von Anfang an ein verehrter und treuer Gast im Hause des Chief Rabbi, Dr. Nathan Adler, genoß er bei aller Weltflucht und der geradezu ängstlichen Scheu vor allem Glänzen und Scheinen doch allgemach die Schätzung und Verehrung auch weiterer Kreise. Mit seinen Berliner Freunden in steter Fühlung, widmete er 1850 A. Asher zur silbernen Hochzeit die Ausgabe der zweiten Recension des Commentars Abraham Ibn Esra's zu Esther, die er einer Handschrift des Britischen Museums entnahm, in der Vorrede zugleich eine Probe von der Reinheit des Stiles, mit der er die hebräische Sprache meisterte (A. Aben Ezra's Commentary on the book of Esther, London, D. Nutt). Als nach dem Tode Asher's dessen Witwe nach London übersiedelte, fand Z. in ihrem Hause ein Asyl, das ihn die Fremde vergessen ließ. Von 10 Bedford Street Strand übersiedelte er jetzt nach 33 Montague Place, Russell Square, wo er bis zu dem Ende 1866 erfolgten Tode seiner edlen ihn mütterlich betreuenden Freundin verblieb. Seine Stellung im Museum befestigte und hob sich von Tag zu Tage. Er ward bald auch mit der Durchsicht und Prüfung der Arbeiten Anderer betraut und in allen Fragen der Erwerbung neuer Schätze zu Rathe gezogen. So ward nicht nur die Katalogisirung, sondern auch der Ausbau und die Erweiterung dieser Abtheilung des Britischen Museums sein Werk. Mit Befriedigung konnte er darauf hinblicken, wie die Sammlung von Jahr zu Jahr immer mehr dem Ideale sich annäherte, das ihm bei ihrer Uebernahme vorgeschwebt hatte. Ein halbes Menschenalter hindurch hatte er mit rastlosem Bienenfleiß und peinlicher, keiner Schwierigkeit ausweichender Sorgfalt seine Bücherschätze durchforscht und beschrieben, bevor er daran ging, in einem Katalog sie bekannt zu machen. Tausend kleine und größere Probleme geschichtlicher, geographischer, kritischer Natur waren zu lösen, Zweifel ohne Zahl hinwegzuräumen, allgemein verbreitete Irrthümer zu beseitigen gewesen, ehe der Bau schlank und leicht sich erheben konnte, dem selbst der Kenner nicht die Mühe und Entsagung ansieht, die seine Aufrichtung gekostet hat. Zu Zunzens 70. Geburtstage konnte er am 4. August 1864 die Botschaft bringen, daß „endlich die Erlaubniß zum Drucke des hebräischen Katalogs errungen“ und der erste Halbbogen bereits gedruckt war. „Von Körperleiden vielfach gestört“, hatte er die Arbeit, ein Muster wissenschaftlicher Knappheit und Präcision, in der Handschrift zu Ende geführt, deren Druck bis Anfangs 1867 sich hinzog, weil mittlerweile eine neue Erwerbung, die Handschriften und seltensten Druckwerke aus der Sammlung des am 7. März 1860 zu Triest verstorbenen Joseph Almanzi, die Arbeit Zedner's in Anspruch nahm. In den Addenda S. 793—817 konnten die neu hinzugekommenen Beschreibungen noch

Aufnahme finden. Am 11. Februar 1867 ging das fertige Werk, Catalogue of the Hebrew Books in the Library of the British Museum (VIII u. 891 S. Großoctav), an Zunz ab. Eine Correcturensendung, wie Z. sie gewünscht hatte, mußte nach dem „peinlichen Hausrecht“ ebenso wie die Beigabe fortlaufender Nummern und eines Druckfehlerverzeichnisses unterbleiben. Das „System“ verbot aber auch die Nennung des Autornamens, dem nur in der Vorrede nicht allein für die Vorbereitung des Werkes, sondern auch für die bei Erwerbung der Bücher geleisteten Dienste die gebührende Anerkennung gezollt wird. Die Beschreibung der mehr als 10 000 Bände enthaltenden Sammlung zeigt von Anfang bis zu Ende dieselbe gleichmäßige Hingebung, der nichts zu klein und keine Mühe zu groß erschien, um ein Werk ausgeglichener Sorgfalt und peinlichster Genauigkeit zu Stande zu bringen, das seither neben den Arbeiten Moritz Steinschneider's das Grundbuch der jüdischen Bibliographie geworden ist und das Lob des Meisters geerntet hat, daß „Genauigkeit und Zuverlässigkeit, die den Autor charakterisiren, das Werk zu dem besten Führer auf seinem Gebiete machen.“ 22 Jahre hatte er in Ehren und mit Anspannung aller Kräfte seinem Amte vorgestanden, als er durch den Tod seiner edlen Freundin Asher „doppelt vereinsamt“, von seinen körperlichen Leiden vor der Zeit gebrochen, von dem allezeit in ihm regen Heimweh getrieben, sich bestimmt fühlte, seine Zelte in London abzubrechen und in Berlin sich niederzulassen. Aber es sollte kein ruhiger Lebensabend, sondern eine Zeit schmerzlicher Prüfungen durch unablässiges Kränkeln und Dulden werden, was hier seiner harrte. Am 10. October 1871 hatte er im jüdischen Krankenhause der Berliner Gemeinde ausgerungen, die ihm auf ihrem Gottesacker in der vordersten Reihe ein Ehrengrab einräumte. Unendlich reicher als seine Leistungen, mit seinem Lieben und Wissen Gebiete umspannend, die fern von seinem Arbeitsfelde lagen, ein Pfleger und Kenner der neueren Litteraturen wie des Schriftthums der alten Völker, mit Wärme des Herzens und Helle des Geistes ausgestattet, aufnahmsfähig wie schöpferisch, erscheint Z. als ein besonders sympathisches und denkwürdiges Mitglied jener Reihe von Vorkämpfern und Begründern der neueren jüdischen Wissenschaft, die um L. Zunz sich geschart und an seinem Lichte sich entzündet haben. Schüchternheit und Zaghaftigkeit in Verbindung mit den Schicksalen seiner Jugend haben den zu großen Dingen berufenen Mann zurückgehalten und wie ein Mehlthau sich auf seine Entfaltung gelegt. Noch zeugt neben manchen poetischen Versuchen eine in seinem Nachlasse befindliche „Ferienreise nach Edinburg, gemacht im Sommer 1854, beschrieben in Winterabenden 1855—57“ von der Vielseitigkeit und Sprachkraft des gemüthstiefen Gelehrten, dessen edle und schöne Menschlichkeit Alle rühmen, die der Blüthen seiner Geselligkeit jemals ansichtig geworden sind. Der Verehrung, die sein lauterer Charakter verdiente, hat Leopold Zunz in den denkmalartigen Worten Ausdruck gegeben, die er in den „Monatstagen“ seinem Andenken widmet: „In Berlin ist den 10. October 1871 Joseph Zedner gestorben, der 22 Jahre Custos beim britischen Museum gewesen, dessen Katalog der dortigen hebräischen Büchersammlung ein Muster von Genauigkeit und Kürze ist, gleichwie sein Gemüth eines war von Sanftmuth und Menschenliebe.“

Moritz Steinschneider's Artikel in Nr. 44 des „Magazin für die Litteratur des Auslandes“. — Der Nachlaß Zedner's im Besitze seiner Angehörigen in Posen. — 27 Briefe an Zunz aus dem Archiv der Zunzstiftung in Berlin. — Mittheilungen Elkan N. Adler's in London.

David Kaufmann.

Zedtwitz: Adolf Erdmann, Graf v. Z., Hygieniker und Philanthrop, war am 27. September 1823 zu Asch in Böhmen geboren, entstammte aber

nicht einem der „Zweige auf Asch“ des gräflichen Gesammthauses Z., sondern dem (evangelischen) Zweige auf Duppau, der die jüngere Linie der ganzen Familie eröffnet. Z. besuchte das Gymnasium in dem benachbarten Eger und absolvirte dann auf der Prager Universität die juristischen Studien. Damals scheint er während eines zufälligen Besuchs von Oesterreichisch-Schlesien die Väter der modernen Naturheilkunde und Wasserbehandlung, Prießnitz und Schroth, kennen gelernt und so diejenigen hygienischen Anschauungen in Fleisch und Blut aufgenommen zu haben, die ihn nicht nur seitdem durchdrangen, sondern sogar als einen feurigen Apostel und emsigen unermüdlichen Verbesserer gewinnen sollten. Die Erfolge der modernen Wassercur hat er öfters in der berühmten Anstalt auf dem Gräfenberg in Steiermark am eigenen Leibe erprobt, von den Vorzügen des Vegetarismus durfte er sich ebenfalls nach langjähriger Uebung überzeugt nennen: in beiden Reformproblemen unterschied er sich merklich von vielen sogenannten Wasserdoctoren und Gemüseheiligen. Den Kampf für die von ihm verfochtene Lebensweise, die ihm weit über Magendiät hinausging und sich zur festen allseitigen Weltanschauung ausweitete, begann er wol schon in den vierziger Jahren, als er, wie er uns einmal (im „Naturarzt-Kalender“) erzählt, zuerst das Pflaster der lebenslustigen, wenig diätetisch gestimmten Kaiserstadt an der Donau betrat. Es scheint, er wollte von diesem culturell-socialen Centrum Oesterreichs aus das ganze gedehnte Ländergebiet für die bezügliche Agitation mit Beschlag belegen. Ueber die ersten Hauptthaten dieser Art im Dienste der Oeffentlichkeit sagt der Z.-Nachruf im „Naturarzt-Kalender“ für 1897 (herausg. mit dem Bunde Deutscher Naturheilvereine von Ad. Damaschke) S. 17 f. Folgendes: „Im Jahre 1866, sechs Wochen nach der Schlacht bei Königgrätz, errichtete er in Kaltenleutgeben bei Wien ein Spital für sieben Verwundete, bei deren Pflege ihm Dr. Winternitz [d. i. Wilh. Winternitz, der bekannte Hydrotherapeutiker und jetzige Wiener Universitätsprofessor] als Arzt zur Seite stand. Es waren schwere Fälle, die er sich im nahen Militärlazareth in Mauer ausgesucht hatte; mindestens drei der Verwundeten waren zur Amputation bestimmt gewesen. Graf von Zedtwitz und Dr. Winternitz hatten den Muth, auf die damals übliche Behandlung der Wunden mit Charpie zu verzichten. Der Erfolg war günstiger, als sie selbst glaubten erwarten zu dürfen: alle Verwundeten genasen. Der Leiter des großen Garnisonhospitals, der Stabsarzt Ehren, erstattete einen höchst günstigen Bericht an das Kriegsministerium und versicherte, daß er diese Naturheilmethode bei Verwundeten in Zukunft selbst annehmen würde, wenn er noch einmal zur Leitung eines Spitals berufen werden sollte“.

Seitdem wählte Z. das Studium und die Verbreitung der Naturheilkunde zur beherrschenden Aufgabe, er lebte und webte darin. Damit stand sein rastloser Kampf gegen den Impfzwang und ähnliche Schutzmaßregeln der Schulmedicin, in deren Lehren er begierig nach Angriffsstellen suchte, sowie gegen die Vivisection nebst ihrem Wissenschaftsanhange in engem Connex. Außer zahlreichen Aufsätzen in dem leitenden periodischen Organe dieser Bestrebungen, dem „Naturarzt“, im „Naturarzt-Kalender“, in den „Naturärztlichen Sprechstunden“ des Naturheilvereins zu Nürnberg und andern antimedicinischen Zeitschriften schrieb er besonders eine „Geschichte der Impfung von Lady Montague bis zu Jenner's Tod. Nach englischen Quellen“ (1891; S. 3—13 spricht er über „die Geschichte des Impfschwindels“, S. 14—51 über „die Aera der Kuhpockenimpfung“), eine kühn polemische, viel ausgebeutete Schrift wider „Die Vivisections-Gaukler“ (2., vermehrte Auflage 1890) als Publication des „Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter“, wol dem durch den bekannten Antivivisectionsagitator Ernst v. Weber in Dresden geleiteten Kreise angehörig, und „Die Naturärzte und die Bacillenlehre“, erschienen als Sonder-

abdruck aus den genannten „Naturärztlichen Sprechstunden“ Bd. IV (1895) zusammen mit des Obersten z. D. Spohr Flugblatt „Ein aufklärendes Wort zur Ansteckungslehre“ S. 11—16. Der Eingangssatz seines letztgenannten Pamphlets S. 11 stellt gleichsam Zedtwitz' Glaubensbekenntniß dar: „Ich gehörte immer zu denen, die geneigt waren, den Laien vor den Doctoren den Vorzug zu geben, da ich sie weniger den Einflüssen der Schulmedicin zugänglich hielt und weil es ja Laien waren, wie Prießnitz, Rausse, Hahn, Wolbold, Spohr, Meinert, Rickli u. s. w., welche die Grundlagen der Naturheilkunde geschaffen, indem sie alle Irrthümer und die mit dem Heilmittelwahn in Verbindung stehenden falschen Anschauungen der Schule über Natur und Entstehung von Krankheiten entschieden bekämpften“. Schärfer apostrophirt er am Schlusse die Widersacher: „Also fort mit eurer Wissenschaft, die in der Medicin doch nur mit Täuschung und Humbug gleichbedeutend ist und dem Fortschritt nur im Wege steht“. Im besondern richtet sich dies Schriftchen gegen den Naturarzt Köhler und Genossen, die eine ‚Contagion‘ (Ansteckung) im Sinne der Bakteriologie zugestehen wollten, und bekämpft „specifische Krankheitskeime“, dabei energisch die Impfung, nebenbei auch die Vivisection. Gegen „eine privilegirte Medicinerkaste“ tritt seine „Geschichte der Impfung“ eifervoll in die Schranken, und sie gipfelt, auf der Basis eingehender und eindringlicher historischer Darlegungen, in dem Schlußsatze: „Hoffen wir, daß bald die Regierungen diesem Beispiele folgen und dieses Ueberbleibsel mittelalterlichen Aberglaubens aus der Welt schaffen werden“, nämlich den Impfzwang; das „freie“ England, wo dieser damals nicht bestand, würde nun freilich jetzt im Sommer 1898 Z. noch den Kummer bereitet haben, endgültig ins impferische Lager abgeschwenkt zu sein.

Die Tendenz von Zedtwitz' ganzer Wirksamkeit liest man gut aus der Gedankenkette heraus, mit der das eben citirte Werkchen anhebt: „Die Geschichte der Impfung wie die Geschichte der Medicin und der Menschheit überhaupt ist die Geschichte menschlicher Thorheit, menschlichen Wahnwitzes, menschlicher Selbstsucht. Denn bei all den erhabenen Beispielen von Menschenliebe und Aufopferung, von der die Geschichte und das tägliche Leben uns so vielfache Beispiele liefern, ist es andererseits doch leider nur zu wahr: des Menschen ärgster Feind war von jeher der Mensch, der in seinen besten Instincten jederzeit bereit ist, die Unkenntniß, die Schwäche, das blinde Vertrauen und die Gutmüthigkeit seines Nächsten auszubeuten“. Falsch wäre es jedoch, gemäß dieser bittern Aeußerung und der herben Kriegserklärung bis aufs Messer, die jene antischolastischen Auslassungen predigen, in Z. einen er- und verbitterten Menschenhasser zu erblicken. Er war vielmehr ein unerschütterlicher Optimist vom reinsten Wasser, dessen felsenfester Glaube an die Besserungsfähigkeit der Menschheit durch Mißgunst, Spott, Schlingen und unmotivirten Gegendruck nicht abgestumpft wurde. Es soll nicht untersucht und abgewogen werden, gehört übrigens auch gar nicht hierher, was und wieviel von seinen Bestrebungen bleibenden, allgemeinen Werth beanspruchen darf — ein Humanitätsapostel, ein glühender Freund der Bedrängten unter seinen Mitmenschen, eine wahre pia anima et cara war Graf Adolf Zedtwitz ohne Zweifel. Einen solchen Eindruck hat er beispielsweise bei einem norddeutschen Führer der von ihm rastlos propagirten Bewegung hinterlassen, dem Berliner Rechtsanwalt Lothar Volkmar, der nach ausgedehnter brieflicher und redactioneller Verbindung (wegen des „Naturarzt“) mit ihm im Frühjahr 1890 in Wien zusammentraf und „entzückt“ davon u. a. folgende Schilderung entwirft: „Ein feines, kluges Greisenantlitz, das aber von innerer Frische lebte, die Gestalt kaum mittelgroß, aber wohlproportionirt, die Rede stets verbindlich, aber auch lebhaft voll Zorns gegen das Schlechte, nach Gerechtigkeit suchend, der Einseitigkeit und Halbheit feind, ein Herz voll heißer

Liebe zu allen Geschöpfen und nun ein Fleiß der seines Gleichen sucht. Ach, wir haben unendlich viel an ihm verloren!“ Z. hat die letzten Jahre seines Anderen, dem Wohl und Wehe seiner Brüder geweihten Lebens, mannichfach enttäuscht und dennoch stets hoffnungsfreudig, zurückgezogen in dem Wiener Vororte Währing verbracht. Eine alte Herzkrankheit, nach der Ansicht reichsdeutscher Freunde kaum unheilbar, trug gewiß die Hauptschuld am Verzichte auf weiteres öffentliches Auftreten und Vorausmarschiren: der den Quell von Schmerz und Qual Hunderten verstopft hatte, mußte nun selbst hart leiden. Trotzdem bewahrte er sich bis an die Siebzig ein erstaunlich frisches Aussehen. Am Ende war auch das Augenlicht dem Manne beinahe erloschen, der die Schönheiten und Wunder der Schöpfung so sinnig, so selbständig beschaut, durchdacht, ausgelegt hatte. Am Abende des 6. Aprils 1895 schied er in Währing aus diesem ihm überflüssig gewordenen Dasein, „der nimmermüde Kämpfer“, wie ihn das obgenannte officielle Jahresrepertorium seiner Meinungsgenossen, der „Naturarzt-Kalender“, bezeichnet, das ihn zugleich zu „hohen Ehren“ erhebt als einen der „besten, die die deutsche Naturheilbewegung nennen kann“. Seiner hocharistokratischen Familie scheint er allmählich ferner gestanden zu haben, wenn auch nach Zedtwitz' Tode sein Bruder Curt als Mitglied des österreichischen Reichsraths in modern-humanitärer Richtung das Wort ergriffen hat. Jedenfalls muß es auffallen, daß er im Gothaischen Gräfl. Taschenbuch z. B. 63. Jahrg. (1890) S. 1168 jeder näheren Zusätze entbehrt, im 70. (1897) S. 1281 einfach weggelassen, also todtgeschwiegen wurde, obwol sein jüngerer, schon 1879 gestorbener Bruder dasteht; sein Tod ist ebd. 69. Jahrg. (1896) S. 1314 u. 1352 vermerkt, dabei die Titulatur „k. und k. Kämmerer“, die kein Amt oder wirkliche Function einschließt.

Viele Briefe, auch Manuscripte im Besitze von Lehrer Joh. Reinelt (Philo vom Walde), Redacteur des „Naturarzt“, in Neisse, und Rechtsanwalt L. Volkmar (s. oben), dessen Briefe vom 25. August 1898 obiges Citat entstammt. Als Quelleu dienten ferner der Nachruf (Damaschke's?) vor dem 1897er „Naturarzt-Kalender“ (davor charakteristisches Porträt) und die besprochenen Veröffentlichungen. Ludwig Fränkel.

Zedtwitz: Clemens Graf von Z.-Liebenstein, Dialektdichter, wurde am 18. September 1814 zu Liebenstein in Nordwestböhmen geboren. Er gehörte zur älteren, katholischen Hauptlinie des seit lange in jenem Winkel ansässigen Gesammthauses Zedtwitz und war ein Sohn des bairischen Obersten Graf Peter Anton v. Z. und der aus Baiern stammenden Gräfin Maria Anna Holnstein. Am 26. August 1821 berührte Goethe, der sich damals Jahrelang für des Egerlandes Volksart, wie Bodenbeschaffenheit gleichermaßen interessirte, auf der Fahrt von Eger nach dem Plettenberg den Familienbesitz Schloß Liebenstein hart an der bairisch-österreichischen Staatsgrenze, und es mag vielleicht eine Spur von seiner Anregung und Theilnahme in dem späten litterarischen Debüt des volksthümlichen Poeten Z. nachgeklungen haben. Bis zum 9. Jahre unter der Leitung verschiedener Hofmeister auf dem väterlichen Herrensitz inmitten der herrlichen Natur und natürlichen Volksthums aufgewachsen, genoß Z. die höhere Erziehung im Theresianum, der bekannten „Ritterakademie“, zu Wien, 1823 bis 1829, sodann auf dem Gymnasium zu Eger und studirte darauf einige Zeit auf der Universität Prag, ohne ein bestimmtes Brotfach zu wählen. Er „versuchte es auch einige Jahre mit dem Militärleben“; da ihm „dieses aber nicht zusagte“, kehrte er 1836 in die engere Heimath zurück, um immer mehr unter der Verwaltung der ererbten Besitzungen mit feinem Ohr die Volksseele in all ihren Schwingungen zu belauschen und liebevoll in ihr Verständniß einzudringen. War er ja noch jung, jugendfrisch, aufnahmefähig und der urwüchsigen Art

seiner nächsten Volksgenossen noch nicht im Trubel der „großen Welt“, auf dem Parkett der Wiener und Prager hauptstädtischen Salons entwöhnt, als auf die Dauer alle Fasern seines Fühlens und Denkens in der Eger-Erde Wurzeln schlugen. Außer den dreißig Jahren, während welcher er die Wintermonate behufs besserer wissenschaftlicher Ausbildung seiner Kinder an den Moldauufern weilen mußte, hat ihn das politische Landescentrum nur wieder gerufen, um das Mandat als Abgeordneter des feudalen Großgrundbesitzes zum böhmischen Landtag auszuüben, und auch da gehorchte er nur einer „Pflicht“, nicht dem eignen Trieb, da auch ihm „die nationalen Zerwürfnisse immer unerträglicher wurden“. Sonach gehörte Z. also jener, jetzt fast ausgestorbenen Generation des deutschstämmigen Hochadels der österreichischen Monarchie, insbesondere Böhmens an, die unbeschadet ihres aufrichtigen conservativen Sinns in socialen Fragen die Ueberzeugung von der unvergänglichen und dort vorwiegenden Culturmission des deutschen Volkes nicht aus dem Herzen zu reißen vermögen und es auch nicht wollen, daher auch von der Betheiligung an der gegenwärtigen inneren Entwicklung des Kaiserstaates sich ganz zurückziehen. Wäre es auch bei einem Manne, der vom Wirbel bis zur Zehe mit Ideen deutscher bäuerlicher und kleinbürgerlicher Sphäre vollgesogen war, anders zu erwarten gewesen? Wer staunte auch darüber, daß er „seitdem ununterbrochen“ daheim blieb, wo ihm 1876, nach dem Tode seines Neffen Maximilian, einzigen Sohnes seines gleichnamigen Stiefbruders, die Stammgüter (seit 1426) Vorder- und Hinter-Liebenstein im böhmischen Kreise Elbogen zufielen. Als Chef der älteren Linie des Geschlechts Z. erlangte er 1879 für sich und seine Nachkommen den Doppelnamen „Zedtwitz-Liebenstein“, wie er sich fürder regelmäßig bezeichnete. Zwar führte er den Titel eines k. k. Kämmerers und war seit 1872 Comthur des Franz Josefs-Ordens, im übrigen aber übernahm er wie die meisten Mitglieder der ausgedehnten Familie kein Staatsamt. Auch folgte er darin einem bewährten, wol ökonomisch erklärbaren Brauche seines Hauses, innerhalb der Familie zu heirathen: er war zwei Mal mit Gräfinnen Z. vermählt gewesen, mit einer aus dem Zweige Schönbach und einer aus dem Ober-Neuberg. Er starb am 17. November 1896 zu Liebenstein.

„Graf Clemens Zedtwitz-Liebenstein“ — so formulirte der Patriarch die Unterschrift unter das Conterfei seines ehrwürdigen weißbärtigen Kopfes, das er 1893 A. John (s. u.) zur Verfügung stellte — hat sich mit wirklicher Begabung, nicht etwa als Gelegenheitsdilettant zu bestimmten actuellen Zwecken, der Dialektpoesie gewidmet. Er berichtet darüber selbst, an seine endgültige Niederlassung auf dem Heimathsboden anknüpfend: „daß ich in dieser langen Zeit Gelegenheit hatte, Land und Volk unseres Egerlandes genau kennen zu lernen und mich mit seiner Sprache vertraut zu machen, ist wohl nicht zu verwundern, um so weniger als ich es nie verschmähte, mit dem Volke in Berührung zu kommen, im Gegentheil stets gerne mit ihm verkehrte. Dies brachte mich also auf ganz natürlichem Wege auf den Gedanken, die Sitten, Lebensweise und Denkungsart der Egerländer zu schildern, wozu ich begreiflicherweise als passendes Ausdrucksmittel auch den Egerländer Dialekt, der mich stets anheimelte, gebrauchte. So entstanden die vier erschienenen Hefte meiner Gedichte in Egerländer Mundart, die zu meiner großen Freude vielseitig Anklang fanden. Der Hang zum Dichten plagte mich schon in meiner frühen Jugend, denn schon als Student bewegte ich mich mit Vorliebe auf diesem Felde“. Zedtwitz' Verdienst ist es, die Volkssprache seines Geburts- und Wohnbezirks, des nordwestlichen Böhmen, litteraturfähig gemacht, ja, vermöge seines Standes sogar bis in die Kreise der Aristokratie zur Geltung gebracht zu haben, indem er das Aschenbrödel des Schriftthums, die Poesie in den Lauten der sogenannten untern Be-

völkerungsschichten, aus dem niedern Niveau an Gehalt und Ansehen erhob. Folgende Sammlungen dieser Gattung — die oben von ihm angedeuteten „vier Hefte“ — gab er heraus: „As da Haimat“ (1877), „Wos Funklnoglnais“ (1880), „Alladahand“ (1882), „Dau bring ih nou wos“ (1893); letzterer Titel wird einem voll verständlich, wenn man dran denkt, daß ihn ein 79jähriger hinsetzte, wie ja überhaupt Z. erst mit 63 Jahren auf den litterarischen Markt trat, kurz nachdem er Majoratsherr geworden war. Der litterarische — d. h. hier nicht eigentlich ästhetische im engeren Sinne — litterarhistorische und völkerpsychologische Werth dieser Gedichte ist beträchtlich, und das Urtheil zweier Männer möge dafür angerufen sein, welche völliger Unterschied der Neigung, des Ausgangs- und Standpunkts in ihrer Schätzung zusammengeführt hat: Alois John's, des begeisterten Verfechters deutschböhmischer Cultur volksthümlichen Schlags, und Oskar Brenner's, des germanistisch-dialektologischen Methodikers und gelehrten Agitators für das Recht fränkischer Mundart.

Z. wußte, als er nach Dr. Lorenz, dem Senior der Egerländer Dialektdichter (1870), Dr. Urban u. a. und neben G. N. Dümmel, Krauß, Hofmann hervortrat, genau, wie sehr er etwas „Funklnoglnais“ brachte. Deshalb enthält das erste Bändchen „As da Haimat“, erst bloß „Graf Clemens Zedtwitz“ gezeichnet, noch Erläuterungen, die andern nur noch alphabetische Glossare, namentlich um die Gedichte durch Aufhellen specifisch Egerländer Formen, Ausdrücke, Wendungen dem Fremden zugänglich zu machen. Dies ist auch in der That recht nöthig; denn Z. hat sich auch um eine getreue Transscription des provinziellen Lautstandes bemüht, und so sehr der Philolog solche Sauberkeit loben und bedanken muß, den genußfreudigen Leser stören die phonetischen Zeichen in der Resonanz von Ernst und Scherz. Leider hat sichs der verstorbene gründlichste Kenner des Egerländer Dialekts, Gradl, in dessen ausführlicher Darstellung in Brenner's und Hartmann's Zeitschrift „Bayerns Mundarten“ I, S. 107 und weiterhin, die zum vollen Verständnisse der Zedtwitz'schen Muse sehr viel beiträgt, ebenso entgehen lassen, diese Erzeugnisse gleichsam zur Illustration heranzuziehen wie eine andere Autorität, Prof. Joh. Neubauer in Elbogen, der Verfasser der Schrift „Altdeutsche Idiotismen in der Egerländer Mundart“ (1888), in seinem Aufsatze „Zur Egerländer Wortforschung“ und Schiepek in dem „über den Satzbau der Egerländer Mundart“, die beide in J. W. Nagl's Zeitschrift „Deutsche Mundarten“ I. Bd. 1. Heft (1896) abgedruckt sind; auch bei Ferd. Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung bis Ende 1889 (1892), wo gemäß „Vorwort“ S. V „diejenigen Dialektproben selbstverständlich erwähnt“ sein sollen, „welche durch grammatische Einleitungen oder Glossare von wissenschaftlichem Werthe zugleich zu den Schriften über deutsche Mundarten gehören“, fehlen sie auf S. 64 f. s. v. Egerland. Nun aber muß man Zedtwitz' Dichtungen nicht bloß mit Brenner „unverfälscht in der Sprache“ nennen, sondern, was ihnen einen allgemeineren und dauerhafteren Rang verleiht, sie bringen, John's (S. 26) sachkundigstem Votum zufolge, für ihr zwar etwas begrenztes Feld „eine erste in sich abgeschlossene Epoche, die eine litterarische Analyse ermöglicht“. Letztere hat John mit Liebe und Glück doppelt unternommen, einmal im Zusammenhange der Egerländer Territorialphysiognomie und Dialektdichtung, zweitens für Zedtwitz' (den er übrigens beharrlich ohne t schreibt) Persönlichkeit besonders: in seinem „Literar. Jahrbuch. Central-Organ f. d. . . . Interessen Nordwest-Böhmens u. s. w.“ IV (1894), S. 26 f. u. 29 f. bezw. S. 34—42, bes. S. 37—40. Er stellt Z. in die Evolution dieses Stückchens deutscher Civilisation mitten hinein, kennzeichnet ihn als eine Säule deutschen Volksthums in echt conservativem Sinne, als einen Träger deutscher Dialektpoesie auf natürlichstem Untergrunde, einen prächtigen Realisten, einen

witzsprudelnden Schilderer, einen Geist, der mit klarem Dichterauge — man vergleiche des alten Grafen Porträt davor — die unüberbrückbaren Gegensätze von Einst und Heute im Egerländer Bauerndasein wie im Weltenlaufe überhaupt durchschaut und durchleuchtet. Wer in Zedtwitz' eigentliche Dialektpoesien sich eingelesen hat, wer seine vierzeiligen Gstanzln im Schnaderhüpflton, wo er „ganz besonders bedacht war, die echten Kernausdrücke der egerländer Mundart einzuflechten" (insbesondere hinter dem 1880er Bändchen) vornimmt, stimmt dem bei: gesund und zwanglos, im Thema eher bisweilen etwas zu derb — so in den Schnapsliedern von 1893 und den, bei Zedtwitz' politischer und gesellschaftlicher Stellung überraschenden freimüthigen Versen wo geistliche Dinge und der Herr Pfarrer zur Sprache kommen — worauf Brenner's (anonymes) knappes Referat über die Sammlung „Dau bring ih" in seiner obgenannten Zeitschrift II, 299 aufmerksam macht. Ueber die „flüchtig zusammengerafften losen Stoffe" seiner Vorgänger findet John (a. a. O. S. 26) ihn wesentlich hinausgeschritten. John's ‚Schildereien aus dem Egerlande' „Im Gau der Narisker" (1888) bieten, ohne Z. zu erwähnen, mannichfach einen Hintergrund für die Zedtwitz-Lectüre, vor allem Capitel IV, V, VI, XI, XV.

Z. lieferte auch zwei Folgen hochdeutscher „Vermischter Gedichte" (1893 bez. 1894), die (vgl. John a. a. O. Bd. V, S. 88 f.), ohne seinem Charakterbilde merklich neue Züge hinzuzufügen, launigen und spöttischen Humor, ehrenfest-altväterische wie weitblickend-zeitverständige Gedanken aussprechen. Nach diesen beiden Kehrseiten nüancirt Zedtwitz' Poesie, und somit würde die Aufschrift eines Bändchens, das allein Brümmer's kurzer Artikel über ihn (Lex. d. dtsch. Dchtr. u. Pros. d. 19. Jhs.[4] IV, 405) anführt, „Humoristisch-satirische Gedichte und triste Lieder" (1880), vortrefflich das Janusgesicht dieses echten Dichterkopfes widerspiegeln. Ferner soll 1894 ein Werkchen erschienen sein, das Z. selbst „Skandinavische und deutsche Sprichwörter, metrisch bearbeitet", Brümmer „Parodien und gereimte deutsche Sprichwörter, metrisch bearbeitet" benennt. In den Buchhandel ist es wol ebensowenig als mehrere andere seiner Gedichtbändchen gelangt; die Bücherlexika kennen sie nicht und auch dem Unterzeichneten blieben sie theilweise unzugänglich. Jedenfalls betrachtet man nach Gebühr den Grafen Z. als einen modern gebildeten, deutsch und volksthümlich empfindenden Aristokraten, welcher der Vergangenheit wie der Gegenwart ihr Recht zubilligt und allen Stimmungen, wie sie aus dem Nachdenken in diesen Richtungen hervorwachsen können, poetisches Gewand umzuhängen weiß. „Auch finden wir einen Clemens Zedtwitz als Compositeur einer bei Hofmann in Prag erschienenen ‚Adelen-Polka', allem Anscheine nach von dem in Rede stehenden Grafen", bemerkt Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich, 59. Bd., S. 262, hinter seiner Lebensskizze: wir trauen dem lustigen Gemüthe des Dichters mit wahrhaft musikalischem Ohre diese Leistung gar wohl zu. — Die oben in Anführungszeichen gegebenen Notizen über Z. stehen in dem Briefe, den er am 21. Juni 1893 auf Begehr an A. John richtete (s. dessen „Liter. Jahrb." IV, 38 f.); seinen Tod verzeichnet das Gothaische Gräfliche Taschenbuch, das die nackten Personalien controlliren läßt, im 70. Jahrg., S. 1318.

Ludwig Fränkel.

Zedtwitz: Ewald von Z., Romanschriftsteller unter dem Pseudonym E. von Wald-Zedtwitz, auch E. v. Wald, wurde am 23. Januar 1840 (nicht 29. Januar 1839) zu Delitzsch (Prov. Sachsen) als Sohn eines Obersten geboren, aus einer altpreußischen Militärfamilie, deren naheliegende Verzweigung mit dem gräflichen gleichnamigen Geschlechte in Böhmen seit lange abgebrochen sein muß. Mit den Eltern führte er infolge der Versetzungen ein Wanderleben durch die Garnisonen Delitzsch, Halle, Cölleda, Erfurt, Suhl, Schleusingen,

Magdeburg, also durch Preuß.-Sachsen und Thüringen. Nach dem Besuche des Cadettencorps trat er 1858 als Lieutenant in das 2. Thür. Infanterieregiment Nr. 32 (Erfurt-Naumburg), in dem sein Vater gedient hatte, 1866 in das 4. Thür. Regiment Nr. 72 zu Torgau. In letzterem fungirte er während des preußisch-österreichischen Krieges 1866 als Regimentsadjutant. Im Feldzuge 1870/71 führte er als Premierlieutenant die 2. Compagnie seines Regiments und wurde in der Schlacht bei Mars la Tour, 16. August, drei Mal schwer, zwei Mal leicht verwundet. Schüsse durch Knie und Sohle hielten ihn auf seinem Schmerzenslager im nahen Gorze in einem Kaufmannsladen zu ebner Erde fest, als am Mittag des (17. oder) 19. König Wilhelm wegen Gedränges einige Minuten davor hielt; da ließ er eine aufgeblühte rothe Rose seinem Kriegsherrn überreichen als Glückwunsch für den Sieg. Der Dichter-Maler Moritz Blanckarts (1836—83) hat in einem Gedichte „Die Rose von Gorce“ (in „Kriegs- und Siegeslieder“, 1871) diese Scene poetisch verewigt. Seine herbeigeeilte Gattin pflegte ihn so aufopfernd, daß er nach sechs Wochen ins Vaterland transportirt werden konnte; sie aber rafften Aufregung und Ueberanstrengung hinweg. Z. ging zur Erholung nach Sondershausen und Wiesbaden, bereiste Italien, die Schweiz, Oesterreich, Belgien, die Niederlande und wurde im November 1871 Hauptmann und stellvertretender Bezirkscommandeur zu Halberstadt (1. Bataillon des 3. Magdeb. Landwehrregiments Nr. 66). Da erhielt er zu Weihnachten von Kaiser Wilhelm ein an jenes Zusammentreffen erinnerndes Gemälde nebst einem bezüglichen ehrenvollen und dankenden Handschreiben, nachdem der Herrscher nachträglich den Namen jenes Spenders erfahren. Später wurde Z. zum Major befördert, 1883 nach Potsdam versetzt, nahm aber, durch die Folgen der Kriegswunden genöthigt, 1884 seinen Abschied. Schon in Halberstadt unterbrach er aber die Eintönigkeit des Kleinstadtlebens durch öftere Reisen nach Dänemark, Italien, Frankreich, Tirol und anderwärts. Von 1885 ab wohnte er in dem lieblichen wald- und seeumkränzten Eutin, seit 1890 in Meiningen. August 1894 begann, eine Nachwirkung seiner Schußverletzungen, die Nervosität sich zu verschlimmern, und er mußte nach vergeblichem Aufenthalte in Wiesbaden und Bickenbach am 1. Mai 1895 in eine Heilanstalt zu Andernach gebracht werden, wo er am 28. April 1896 sanft verschied. Auf dem Kirchhofe des reizenden Dorfs Bickenbach an der Bergstraße wurde er seinem Wunsche gemäß am 30. April beigesetzt, wo seine Schwester Gattin des Ortspfarrers Göhrs war. Mit seiner zweiten Gattin (seit 1873) Anna Wieter war er in den letzten Jahren viel gereist.

Wennschon jene Episode aus Zedtwitz' activer Soldatenperiode und sein trauriges Geschick in bestimmten, vor allem militärischen Kreisen ziemlich bekannt geworden sind, so datirt doch der weitere Ruf seines Namens vom Jahre 1880 an, da er sich auf belletristischem Gebiete zu bethätigen begann. In dem anderthalb Jahrzehnt seines litterarischen Schaffens hat Z. eine lange Reihe von Bänden veröffentlicht. Meistens erschienen diese Erzählungen erst in einer der bekannten großen Romanzeitschriften oder einem Tagesblatte, wobei er übrigens bezeichnenderweise, analog der Forderung seines Standes- und Berufsgenossen Gerhardt von Amyntor (= Dagobert von Gerhardt), nach der politischen Doctrin der betreffenden Zeitung nicht fragte (so brachte die Berliner „Volks-Zeitung“ zwei Romane Zedtwitz'). Rund ein halbes Hundert erzählende Werke, darunter aber sechs dreibändige Romane und ein zweibändiger sowie eine Anzahl Novellensammlungen; die Titel findet man vollständig in Kürschner's „Dtsch. Litteraturkalender“ bis zum 18. Jahrg. incl. s. v. und in Brümmer's Lex. dtsch. Dcht. u. Pros. d. 19. Jhs.[4] IV, 404 f. Etwa ein Drittel tragen Humoresken-Anstrich, das Militär liefert die Mehrzahl der Personen und Situationen, oft auch den ganzen Rahmen nebst Staffage. Die erstaunliche

Fruchtbarkeit seiner Feder verhinderte sorgsamere Anlage der oft sehr geschickt ausgedachten Histörchen und machte gar ein Feilen unmöglich. Daher ging ihm auch die Fähigkeit, größere Conceptionen ausreifen zu lassen, verloren, wo es mehr als das Frische, Flotte, sittlich Reine brauchte: nach Gottschall (D. dtsch. Nationallitt. d. 19. Jhs.[6] IV, 856 f.) sind sie meistens etwas stillos und sensationell. Dagegen rühmt derselbe Zedtwitz' soldatischen Humoresken frischen Humor und resoluten Ton nach und findet besonders die Schilderung des Marschtages und des Cadettenlebens ergötzlich. In einem knappen Nekrologe der „Volks-Zeitung" (Nr. 199, 29. April 1896, S. 2) bemerkt ein gut unterrichteter College anonym: „Mit Humor und großem Verständniß schilderte er Vorgänge auf dem Exercirplatz, dem Turf und dem Manöverfeld. Viele Scherze, welche man nachträglich dem Kaiser Friedrich und anderen Fürsten in den Mund legte, z. B. jene Entschuldigung eines aus Afrika zurückgekehrten Lieutenants: ‚Konnte keinen Löwen schießen, weil gerade Schonzeit war', entstammte Wald-Zedtwitz'schen Romanen. In Schriftstellerkreisen war der Heimgegangene um seines heiteren, liebenswürdigen Wesens willen sehr geschätzt". Außer an militärische Gegenstände macht sich Z. mit Geschick auch an das kleine, aus dem heutigen Leben, dessen sociale Gegensätze öfters hereingezogen werden, geschöpfte Abenteuer, das flott erzählt wird, psychologisch nie in die Tiefe greifend, nichts Mystisches oder Naturalistisches herbeiziehend, bisweilen gewaltsam und unerwartet in der Lösung, einzelnes flach, woraus sich mehr gestalten ließe (z. B. „Der Liebesvogel" in „Derjenige welcher und [7] andere Novellen"), oder sensationell ohne Spannung (z. B. ebenda „Die Königinnen der Luft"). „E. v. Wald-Zedtwitz" rechnete 1885—95 zu den besseren deutschen Unterhaltungsschriftstellern, namentlich in Humoreske und Soldatengeschichtchen, und so hätte ihm in der Nummer der „Literarischen Volkshefte" von E. Wolff und L. Berg, das 1889/90 den Officier in der deutschen Dichtung Revue passiren ließ, neben Ad. v. Winterfeld (s. d.) ein fester Platz als Vertreter einer jüngeren Generation gebührt. „Aus dem Leben meines Freundes" in „Soldatenblut" (1895) S. 1—47 schildert das Gorzer Erlebniß (S. 46 der Kaiserbrief). Schwänke „Ein Preislustspiel" und „Aprilschwank" (1885), Schauspiel „Der Pfennigreiter" (mit C. Sawersky, 1893) nach seinem Roman (1890).

Außer in dem oben citirten Artikel der „Volks-Zeitung" (falscher Geburtsort Dessau) widmete in dem Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" ein höchst sachkundiger Anonymus einen Nekrolog (1896, Nr. 419, v. 6. Mai), der vom Begräbniß ausgeht, Zedtwitz' Tod nicht, wie Brümmer u. A., nach Meiningen und den Geburtstag auf das oben in Klammer gegebene Datum verlegt; daselbst auch die Notiz, es würden „seine Reisebeschreibungen stets gern gelesen", was doch nur die 1881 mit Wedell gemeinsam herausgegebenen „Nordischen Skizzen" meinen kann; ebd. genauer Bericht über die Episode in Gorze und Abdruck des königl. Briefs. Letztere beide auch in Wurzbach's Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. (!) Bd. 59, S. 265a mit mehreren Abweichungen von den Angaben der „K. Z."; Wurzbach verweist dafür auf „Daheim" 1872/73 S. 412, Norddtsch. Allg. Ztg. 31. Aug. 1884, Sonntagsbeil. Nr. 35, für „das gemüthliche Bildniß des tapferen Officiers und nunmehrigen Schriftstellers" auf Illustr. Frauenzeitung v. 3. Febr. 1889, Nr. 3, S. 23. Ludwig Fränkel.

Zeemann: Reynier Nooms, genannt Z., Maler und Radirer, wurde in Amsterdam im J. 1612 geboren und starb nach dem Jahre 1663. Er lebte hauptsächlich in Amsterdam, hielt sich aber auch vorübergehend in Paris und Berlin auf und unternahm, nach seinen Bildern zu schließen, außerdem noch weite Seereisen. Als Radirer war er ungemein fruchtbar. Sein Werk umfaßt

177 Blätter, von denen nur zwei, die Ansicht des Pesthospitals und der Brand des Stadthauses in Amsterdam, nicht Scenen aus dem Seeleben darstellen. Von seinen Oelgemälden haben sich etwa dreißig erhalten, von denen diejenigen, in denen wir einfache nordische Seestücke erblicken, die besten sind. Bilder dieser Art besitzen die Berliner, Rotterdamer und Casseler Gallerie. Im Rijks-Museum zu Amsterdam hängen eine Anzahl Schlachtenbilder von seiner Hand, z. B. eine Darstellung der Seeschlacht von Livorno am 14. März 1653. In seiner Art steht Z. dem Marinemaler Simon de Vlieger, dessen Schüler er vielleicht war, nahe, ohne ihn je ganz zu erreichen.

Abr. Bredius, Catalogus van het Rijks-Museum van Schilderijen. 3. druk. Amsterdam 1887, S. 123. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei, Leipzig 1888. III, 761. — J. E. Wessely, Geschichte der graphischen Künste, Leipzig 1891, S. 185. H. A. Lier.

Zeerleder: Bernhard (von) Z. (1788—1862), war der jüngste Sohn des Bankiers Ludwig Z. von Bern und einer Tochter Albrecht's v. Haller. Er war zuerst Officier in österreichischen Diensten und erwarb sich hernach die Besitzung Steinegg im Kanton Thurgau. Von 1827 bis 1831 war er Mitglied des Großen Rathes von Bern, ließ sich aber durch die in der Schweiz herrschend gewordene Richtung des politischen Lebens dermaßen erbittern, daß er 1845 zur katholischen Kirche übertrat, sich an den Sonderbund anschloß und 1847 ein Luzernisches Landsturm-Bataillon gegen die Bundesarmee befehligte. Er wurde gefangen, erkannt und mißhandelt. Erst 1849 von der Anklage auf Hochverrath freigesprochen, kehrte er, die Bernische Heimath meidend, nach Steinegg zurück, um sich hier in völliger Zurückgezogenheit geschichtlichen Arbeiten zu ergeben bis zu seinem Tode 1862. Er war ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und staunenswerthem Gedächtniß, aber dabei originell bis zur äußersten Excentricität, ein fanatischer Gegner aller revolutionären Grundsätze. Von seinen historischen Arbeiten ist die bekannteste die „Erinnerung an die k. k. Generale Franz Wyß und Heinrich Henzi“ (Frauenfeld 1850).

v. Mülinen, Prodromus Schweizerischer Historiographie, Bern 1874, wo auch ein vollständiges Verzeichniß seiner gedruckten Arbeiten. — Mittheilungen der Familie. Blösch.

Zeerleder: Karl Z. von Bern, wurde geboren im J. 1780 als Sohn des Bankiers Ludwig Z., Mitglied des souveränen Rathes. Ohne Schulanstalten zu besuchen, wurde er theils durch Privatlehrer, theils in einem Pfarrhause des Waadtlandes ausgebildet und trat, da er sich dem Staatsdienste widmen wollte, sofort mit 16 Jahren in die praktische Thätigkeit in der Kanzlei. Beim Heranzug der Franzosen 1798 begleitete er seinen Bruder Ludwig in das Oberland und unterstützte ihn bei der schwierigen Rettung des Staatsschatzes. Nach Einführung der helvetischen Einheitsverfassung erhielt er das Secretariat des Justizministeriums, das er bis zur Auflösung der helvetischen Republik bekleidete. Von 1803 bis 1813 war er Mitglied des Justizrathes und beschäftigte sich nun eifrig mit geschichtlichen Studien. Die Wiederherstellung der alten Verfassung führte ihn in den Großen Rath und 1817 theilte man ihm die Verwaltung des Oberamts Aarwangen zu, allein schon 1823 wurde er zum Mitgliede des Kleinen regierenden Rathes erwählt und bekleidete nun zugleich das Amt eines Kanzlers der Akademie. Der Sturz der Patricier-Regierung, der er in einem großen Verwaltungsberichte ein vielfach anerkanntes Denkmal stiftete, bewog ihn zum Rücktritt aus dem politischen Leben des Kantons, dagegen diente er einem engern Kreise von 1831 bis 1848 als Präsident der Stadtverwaltung, als Vorsteher der Bibliothekbehörde und als Hauptbeförderer des großartigen Baues der Nydeckbrücke. Auf seinem Landsitze glücklicher Muße und wissenschaftlicher Arbeit sich ergebend, ist

er am 28. Juni 1851 gestorben. Im „Schweizerischen Geschichtsforscher“ hatte er nur eine kleine Abhandlung, betreffend „Hannibals Zug über die Alpen“ veröffentlicht; jetzt aber fand sich in seinem Nachlasse, Allen bisher unbekannt, das Hauptwerk seines Lebens, eine nahezu vollständige Sammlung von Abschriften der auf die Geschichte von Stadt und Kanton Bern sich beziehenden Urkunden bis zum Jahre 1300. Auf den Wunsch der Familie besorgte der bekannte Geschichtsforscher Ludwig Wurstemberger (s. o. S. 343) die Herausgabe, und so erhielt Bern in den Jahren 1853 und 1854 in 3 Bänden 4° ein Urkundenbuch, wie es damals noch wenige gegeben hat.

Vorrede zum Urkundenbuch, verfaßt von Bernhard Zeerleder. — Zeerleder, Alb. Karl Z. in der Sammlung Bernischer Biogr., Bd. III. — Nekrologe.

Blösch.

Zeerleder: Ludwig Z. (1772—1840) war der älteste Sohn des Bankiers Ludwig Z. von Bern. Am 5. December 1772 geboren wurde er zum Nachfolger im väterlichen Geschäfte bestimmt, erhielt aber eine weit darüber hinausgehende allgemeine Bildung. Er war Schüler, später Freund Johannes v. Müller's, als dieser in Bern Vorlesungen hielt; das Jahr 1791—92 brachte er in Paris, 1794—95 in England zu, verkehrte mit den Besten seiner Zeit, wir nennen unter ihnen nur Alexander v. Humboldt, und kam als von allen Bedingungen menschlichen Glückes bevorzugte, geradezu glänzende Erscheinung nach Bern zurück. Der Angriff des revolutionären Frankreich auf die Vaterstadt im März 1798 rief ihn zu einer schwierigen Aufgabe, welche gelingen, aber gerade deshalb für ihn verhängnißvoll werden sollte. Er wurde zum Kriegscommissar für das Oberland ernannt, wo man die Vertheidigung hoffte fortsetzen zu können. In dieser Eigenschaft hatte er nicht nur Kriegsmaterial, sondern namentlich auch einen Theil des Baarschatzes nach jenem Landestheil überzuführen. Diese Gelder den Händen der Eroberer, besonders ihrer räuberischen Feldherrn, zu entwinden und für das Vaterland zu retten, war der Zweck, den er sich setzte und mit Hülfe seines Verwandten, G. v. Jenner (s. A. D. B. XIII, 770) auch zum Theil, wenn auch mit großen Opfern, erreichte. Allein der Regierung der helvetischen Republik, deren Legitimität er nicht anerkannte, wollte er die Summe — es handelte sich um ca. 6 Millionen — nicht ausliefern; er verwaltete sie im Geheimen, und erst nachdem die Zeit der Umwälzungen überwunden und nach Napoleon's Sturz die in Zeerleder's Augen einzig als Eigenthümerin berechtigte patricische Stadtregierung 1814 wieder eingesetzt worden war, gab er sie unter vollständiger Rechnungsablage zurück. Am 24. März 1821 sprach ihm die oberste Behörde vollkommene Entlastung und gebührenden Dank aus. Unterdessen wurde er zuerst zu Kaiser Alexander von Rußland nach Basel, dann im September zum Wiener Congreß abgeordnet, um im Interesse der Stadt Bern zu wirken, die abgetrennten Gebiete von Waadt und Aargau wieder zu gewinnen. Das Ziel stand in Widerspruch mit dem, was die übrige Schweiz wollte und wollen mußte. Schwer entmuthigt kehrte Z. von seiner unglücklichen Sendung zurück, und ein Sturz aus dem Fenster, im December 1815, von dessen furchtbaren Verletzungen er freilich wieder genas, war vielleicht nicht unfreiwillig. Er sollte noch mehr erdulden. Im J. 1831 hatte die Herrschaft der Stadt über das Land ein Ende; aber jetzt forderte der Kanton die Gelder, welche Z. für die Stadt gerettet und ihr eingehändigt hatte. Blinde Parteiwuth machte ihm jetzt zum Verbrechen, was er gethan; er wurde über seine Verhandlungen verhört (1835), der „Entfremdung von Staatsgeldern“ angeklagt, gefangen gesetzt und mit äußerster Härte behandelt, zwar von den Gerichten gänzlich freigesprochen und am 31. Juli 1838 wieder entlassen, allein seine Gesundheit war zerstört; er ist am 18. Juli 1840, mit philosophischen

Gedanken und religiösen Betrachtungen beschäftigt, gestorben. — Von seiner Hingebung für das Gemeinwohl zeugte der Ankauf und die Schenkung der berühmten Sprüngli'schen Petrefacten-Sammlung an das Naturhistorische Museum seiner Vaterstadt (1803) und die Stiftung der „Haller-Medaille" für Studirende (1809).

Neuer Nekrolog der Deutschen, 1840, S. 787 ff. — Bernhard Zeerleder: Erinnerung an L. Z. Constanz 1843. — Berner Taschenbuch 1853, S. 319. — Tillier, Geschichte der Eidg. zur Zeit des sog. Fortschritts I, 382; II, 28.
Blösch.

Zeeuw: Marinus van Z., gewöhnlich Marinus van Roymerswale oder auch Marinus der Seeländer genannt, hieß eigentlich Marinus Claeszoon und war in Roymerswale auf der Insel Walcheren um das Jahr 1500 geboren. Seine Lehrzeit machte er in Antwerpen durch, wo sein Vater Mitglied der Lucasgilde war. Er schloß sich so eng an die Art des Quintin Massys an, daß bis vor kurzem sein Name unbekannt war und man seine Bilder jenem zuschrieb. Das älteste uns bekannte Bild des Künstlers ist ein heiliger Hieronymus vom Jahre 1521 im Museum zu Madrid. Eine Wiederholung davon befindet sich im Hofmuseum zu Wien. Die alte Pinakothek in München besitzt zwei vorzügliche Gemälde von seiner Hand, von denen das eine vom Jahre 1538 einen Geldwechsler mit seiner Frau, das andere vom Jahre 1542 einen Steuereinnehmer in seiner Geschäftsstube darstellt. Das Dresdner Bild vom Jahre 1541, auf dem man gleichfalls einen Geldwechsler mit seiner Frau erblickt, geht direct auf ein Original des Massys im Louvre zu Paris zurück. Sehr ähnliche Wiederholungen desselben Gegenstandes werden im Museum zu Madrid und in der Kopenhagener Galerie aufbewahrt. Weitere Werke des Künstlers sind in der Londoner Nationalgalerie, in den Museen zu Antwerpen, Genua und Wien und in englischem Privatbesitz zu suchen. Er starb im J. 1567 oder später.

Vgl. M. Rooses, Geschichte der Malerschule Antwerpens. Uebersetzt von Reber. München 1881, S. 62—63. — E. v. Engerth, Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemäldebeschreibendes Verzeichniß. Wien 1884, II, 255—257. — F. Reber, Katalog der Gemälde-Sammlung der kgl. älteren Pinakothek in München. München 1887, S. 30, Nr. 138, 139. — C. van Mander, Le livre des peintres. Traduction par H. Hymans. Paris 1885, II, 63—65. — K. Woermann, Katalog der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 3. Auflage. Dresden 1896, S. 273. — Repertorium für Kunstwissenschaft. Berlin und Stuttgart 1887, X, 283.
H. A. Lier.

Zegenhagen: Johann Z. (Ziegenhagen), einer der frühesten evangelischen Geistlichen Hamburgs, † daselbst am 17. Januar 1531. Seine Wirksamkeit in Hamburg beginnt in der Fastenzeit 1526. Aus seinem Vorleben ist nur bekannt, daß er im J. 1524, wahrscheinlich aber schon vor der Reformation, Pfarrer an der Katharinenkirche in Altstadt-Magdeburg war. Da ihm aber von seinen Gegnern in Hamburg, auch solchen, die im Rathe saßen, vorgeworfen wurde, er sei ein entlaufener Mönch, ein Schmiedeknecht, der aus allen Landen, auch zu Magdeburg, wo er Aufruhr und Zank erregt hätte, verjagt wäre, so ist dagegen zu constatiren, daß in der Darstellung der „Einführung der Reformation in der Stadt Magdeburg" von Fr. Hülße (Magdeburger Geschichtsblätter 1883, S. 209—370) nichts derartiges über Z. berichtet wird. Wir hören nur, daß, als schon in drei Kirchen evangelisch gepredigt wurde, unter den anderen Gemeinden zuerst die von St. Katharinen „einen Prädikanten annehmen wollte, der ihnen das Wort Gottes lauter und klar öffentlich nach der apostolischen Weise mit dürren Worten auszuschreien vermöchte und sich des

Evangeliums gar nicht schämte" (S. 251). Ob sich dieser Wunsch erfüllt hat, wissen wir nicht; er wurde aber wohl befriedigt, „da jedenfalls nicht lange darauf der Pfarrer an St. Katharinen, Ziegenhagen, und sein Kaplan Bode sich entschlossen, selbst jenem Wunsche zu willfahren und zu der neuen Lehre übertraten". Und wenn nun auch der Herausgeber der Magdeburger Chronik von Sebastian Langhans einen von diesem berichteten Vorgang erläuternd so deutet, als ob Z. derjenige gewesen ist, der den Pöbel gegen den katholischen Propst des Lorenzklosters aufgehetzt habe, so ist bei dieser Erläuterung wol übersehen worden, daß Langhans ausdrücklich und mehrfach den ‚Kaplan' von St. Katharinen, und nicht den ‚Pfarrer' als den Urheber dieser Rohheit nennt (s. Hertel, Historia des . . Seb. Langhans, in den Magdeb. Geschichtsbl. 1893, S. 297 Anm. 6 u. S. 300 ff.). So viele Streitschriften auch in jenen Jahren in Magdeburg erschienen, so viele bedenkliche Ausschreitungen auch Seb. Langhans, der Anhänger der alten Kirche, mit Nennung der Uebelthäter seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen anvertraut hat, so wird Z. doch nirgends genannt. Ist demnach nun zu vermuthen, daß Z. in der Zeit von 1524 bis 1526 in aller Stille und bescheiden, eher zurückgezogen als sich vordrängend seines Kirchenamts gewaltet habe, so wird diese Annahme auch bestätigt durch die Auskunft, die der Rath zu Magdeburg dem zu Hamburg am 14. August 1526 ertheilte, indem er schrieb: „Z. hat sich in Magdeburg aufrichtig gehalten, als wir nicht anders wissen, und rechte Kundschaft gegeben. Wir zweifeln nicht, daß durch Z. das göttliche Wort werde recht gepredigt, angenommen und als das höchste Gut geachtet werden". Ungefähr zur selben Zeit, da Z. sich der evangelischen Lehre zuwandte, machte sich in Hamburg, besonders in der Nicolaigemeinde, das Verlangen nach einem evangelischen Prediger energisch geltend, und sie erwählte keinen Geringeren als Bugenhagen 1524 (nicht erst 1526) zum Kirchherrn d. i. Hauptpastoren an St. Nicolai. Der Rath, noch in vielen Mitgliedern der alten Lehre ergeben, verbot freilich die Herkunft Bugenhagen's; aber zu Anfang des Jahres 1526 konnte er es nicht mehr hindern, daß die Katharinengemeinde Z. aus Magdeburg zunächst nur als Prädicanten berief. In der Fastenzeit ist er in Hamburg eingetroffen und bezog nicht die Wedem, das Pastorat, sondern wurde von Tole Anckelmann aufgenommen, einem der angesehensten Kaufleute, die schon 1517 den „allgemeinen Kaufmannsrath" gebildet hatten. Außer Z. war damals nur Stephan Kempe (s. A. D. B. XV, 599) als evangelischer Prediger hier thätig, der seit drei Jahren viele Bürger um seine Kanzel im Maria Magdalenenkloster versammelt hatte. Kempe hatte in den Fastenpredigten 1526 auch gelehrt, daß die Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt abgekommen wäre, und es wäre nicht unbillig, diese wieder einzuführen. Mit dieser Unterweisung hatte er sich begnügt. Z. aber scheute sich nicht, in seiner Kirche das Abendmahl der Einsetzung gemäß auszutheilen und die Beichtenden zu absolviren, ohne die gewöhnlichen Bußwerke vorzuschreiben, wie er es schon in Magdeburg gehalten hatte. Denn dort war in seiner Kirche so zuerst das Abendmahl gefeiert worden (s. Hülße a. a. O. S. 279). Aber nach etwa vierzehn Tagen verbietet der Rath Z. das Predigen und nach mancherlei fruchtlosen Verhandlungen zwischen den Bürgern, die Z. behalten wollten, und dem Rath, befiehlt dieser ihm, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen und fordert auch Anckelmann auf, sich zu verantworten, weil er gegen den Rath geredet und Z. beherbergt hätte. Dieser Befehl gegen Z. rief aber unter den Bürgern eine vom Rath schwerlich erwartete Aufregung hervor. Die übrigen städtischen Gemeinden nahmen sich der Katharinengemeinde an. An einem Sonntage, am 6. Mai versammelten sich nach einer von Stephan Kempe gehaltenen Predigt 400 Bürger im Lectorium des Klosters, um sich über den Schritt

des Raths zu besprechen und am folgenden Tage erwählten 2000 auf dem „gemeinen Saal" erschienene Bürger zehn Mann aus jedem der vier Kirchspiele, um den Rath nach der Ursache von Zegenhagen's Ausweisung zu fragen. In seiner Antwort äußerte der Rath die schon oben erwähnte Beschuldigung, Z. sei ein verlaufener Mönch, ein Schmiedeknecht u. s. w. Es ist offenbar, daß der Rath dasjenige von Z. behauptete, was mit Recht von unberufenen, zum Theil mit Karlstadt und Münzer geistesverwandten Mönchen und Gesellen, die in Magdeburg zu predigen angefangen hatten (s. Hülße a. a. O. S. 355), behauptet werden konnte. Der Kirchengeschworene von St. Nicolai, Joachim Wegedorn, vertheidigte Z. gegen diese Vorwürfe und nach vielem Hin- und Herreden erlaubte der Rath, daß Z. nicht nur in der Katharinenkirche predigen dürfe, sondern auch anderswo nach dem Gefallen der Bürger. Bald darauf im Sommer, als eine pestartige Epidemie in Hamburg herrschte, ergab sich eine triftige Veranlassung, Z. in der Nikolaikirche predigen zu lassen. Nachdem nämlich der Hauptpastor derselben, der bejahrte und angesehene Domherr Kissenbrügge, auf dies Amt verzichtet und als Vicepastor den Caplan Sendenhorst eingesetzt hatte, hatte dieser in der Stunde der Gefahr bei Nacht und Nebel die Wedem verlassen und war aus der Stadt gewichen. Da Niemand an der Kirche war, um die Kranken des Kirchspiels zu trösten, wurde Z. als Prädicant an Nicolai angestellt, während an Katharinen ein anderer evangelischer Prädicant, Güstrow, ihn ersetzte. Indeß diese vorläufigen Zustände konnten auf die Länge nicht so fortbestehen. Dazu kam die Wirkung der Verhandlungen des Reichstags zu Speier, wo die Städte schon am 30. Juni erklärt hatten, daß Gottes Wort nach rechtem Verstand erklärt und gepredigt werden solle und es nicht möglich sein würde, die sogen. Ceremonien fortan gleichmäßig zu beobachten. Dieser Stimmung entsprechend wählten nun die erbgesessenen Bürger und Kirchengeschworenen von Nicolai am 22. September 1526 Z. zu ihrem Kirchherrn. Er war der erste evangelische Hauptpastor in Hamburg. Es spricht für Z., daß, als ihm die Wahl angezeigt wurde, er seinen Wählern zu bedenken gab, daß er weder Doctor noch Magister wäre; sie könnten vielleicht jemand finden, der ihnen besser genüge; er könne auch das Amt nur annehmen, wenn er die Freiheit hätte, zu thun, was das Evangelium fördere. Wol mit Bezug auf die Ceremonien äußerte er, er wolle nicht gebunden sein zu thun, was das Evangelium hindere. Noch aber stand die Bestätigung der Wahl durch den Rath aus. Bürgermeister Gerdt vom Holte legte sein Veto ein und am 29. September erklärte der Rath den Wählern, der Einspruch wäre erfolgt, weil Z. die Ceremonien großentheils nicht halten wolle. Bei den nachfolgenden Verhandlungen zwischen dem Rath und den Wählern trat nun wieder der Kirchengeschworene Wegedorn warm und überzeugend für Z. ein, so daß der Rath endlich erklärte, um den Bürgern zu gefallen, wollten auch die Kirchspielherren, d. h. die im Kirchspiel seßhaften Rathmannen Z. bis Ostern als Kirchherrn behalten. In den Fasten aber wolle man sich berathen, ob Z. noch länger Hauptpastor bleiben solle. Da der Speirer Reichstag über die Ceremonien keine verbindlichen Beschlüsse gefaßt hatte, so war es vorauszusehen, daß die Beobachtung oder Verwerfung derselben Anlaß zu Mißhelligkeiten geben würde. So auch an St. Nicolai. Um Weihnachten weigerten sich die Commendisten und Vicare im Chor der Nicolaikirche zu erscheinen, in der Voraussetzung, daß, weil nun die gewohnten lateinischen Festgesänge ausfallen müßten, das Volk gegen den neuen Kirchherrn erbittert sein würde. Allein das Gegentheil war die Folge. Z. stimmte mit seinen Caplänen, dem Küster und den Schulkindern die Festgesänge mit allen dem heiligen Tage gebührenden Ehren an. „Wozu brauchen wir so viele Pfaffen", äußerte die Gemeinde, „wenn so wenige Personen die Sache ausrichten können?". Als nun

die Vicare in den folgenden Tagen sich wieder einstellten, um die Vigilien und Seelenmessen zu halten, wofür sie aus den Memoriengeldern honorirt wurden, verweigerte ihnen Z. den Eintritt ins Chor; denn, wenn sie zu Weihnachten die Gesänge von Christi Geburt zu Gottes Ehre nicht hätten singen wollen, so sollten sie jetzt auch nicht um ihres Bauches willen die Seelenmessen halten. Damit fiel eine ganze Reihe von Ceremonien, deren Beobachtung der Rath gefordert hatte, von selbst hinweg. Und die Unterlassung der lateinischen Messe bestärkte Z. nur in der evangelischen Abendmahlsfeier. Wenngleich nun auch eine zweite Pfarrkirche, die zu St. Jacobi, bald nach Zegenhagen's Wahl einen evangelischen Kirchherrn in Joh. Fritze aus Lübeck erhalten hatte, und in Katharinen noch der evangelische Vicar Güstrow predigte, so standen doch die Kanzeln und Beichtstühle des Doms und der beiden andern Pfarrkirchen sowie die zahlreichen Capellen der Stiftungen noch immer den katholischen Geistlichen zur Verfügung. Von diesen eiferte am heftigsten gegen die Neuerungen und ihre Beförderer „der angesehene Domherr Nicolaus Bustorp, der allergelehrteste unter den Predigern des Doms, denn es war kein anderer, der einen Sermon halten konnte wie dieser", der nun schon dreißig Jahre lang in Hamburg gepredigt hatte. Trotzdem der Rath am letzten Sonntag des Jahres 1526 durch die Geistlichen von allen Kanzeln sechs Artikel hatte verkündigen lassen, die u. a. die Schmähung von Personen verboten, aber die Predigt dem Worte Gottes gemäß zu halten forderten und, bezeichnend genug, geboten, den gemeinen Mann mit Sanftmuth zu ermahnen, sich nicht mit Gewalt gegen die Ceremonien zu vergehen, hörten die gegenseitigen Anklagen in den Kirchen nicht auf. Daher setzte der Rath auf den 20. Mai 1527 eine öffentliche Disputation zwischen den Gegnern an, in der besonders verhandelt wurde über die gegen Bustorp vorgebrachten Artikel. Hiebei bewährten die drei evangelischen Prediger Z., Kempe und Fritze, daß sie nichts wider Gottes Wort lehrten, womit sie offenbar auf den vorsitzenden Bürgermeister Hohusen einen günstigen Eindruck machten. Wiewol aus dem Bericht über diese Disputation nicht ersichtlich ist, wie weit jeder einzelne der evangelischen Prediger sich betheiligt hat, so ist doch zu vermuthen, daß neben Kempe besonders Z. veranlaßt war, zu reden. Denn ein ausführlicher lateinischer Brief, den schon vor der Disputation Bustorp an Z. gerichtet und in welchem er seine Grundsätze entwickelt hatte, wurde in der Disputation verlesen. Dieser Brief kann als Programm der katholischen Lehrer betrachtet werden. Nach dieser Disputation befestigte sich das Ansehen der Evangelischen. Fritze und Z. konnten im folgenden Winter zur Ehe schreiten, ohne damit Anstoß bei ihren Glaubensgenossen zu erregen. Im März 1528 wurden in den sich selbst ergänzenden Rath mehrere angesehene evangelische Männer gewählt. Da aber die zwiespältigen Predigten besonders im Dom und im Dominicanerkloster die Bürger noch immer in Aufregung hielten, so kam es am 28. April 1528 zu einer zweiten Disputation. Um endlich Friede und Eintracht herzustellen, war bestimmt worden, daß die aus der Stadt weichen müßten, welche ihre Lehre nicht aus dem Worte Gottes bewähren könnten. Der Rath in seiner Gesammtheit unter Hohusen's Vorsitz und viele vornehme Bürger waren zugegen. Auf Seite der Katholiken waren zu den bisherigen Wortführern mehrere Dominicaner getreten, zu den drei evangelischen Predigern noch der Lesemeister der Franciscaner. Der Bericht über diese Disputation ist ebenso abgefaßt wie der der ersten Disputation ohne Namensnennung der Evangelischen. Nur am Schluß wird Z. besonders genannt, als der Dominicaner Rendsborch plötzlich sich der lateinischen Sprache bedienen wollte, nachdem bisher in deutscher Sprache verhandelt worden war. Der Bürgermeister Hinrich Salsborch, „ein heimlich der

Reformation feindlich gesinnter, aber doch gewiß bedeutender Mann" (Dr. O. Benecke, Dat Slechtbok der Familie Moller. Hamburg 1876, S. 47) bestärkte Rendsborch in seinem Begehren, indem er mit Berufung auf die päpstlichen Rechte erklärte, es sei unziemlich, deutsch vor Laien über Glaubensartikel zu reden. Dadurch gereizt wandte sich Z. an den Bürgermeister mit den Worten: „Wir wissen ganz wohl, Herr Bürgermeister, daß Ihr es mit unserm Widerpart haltet. Beliebt es Euch, so stellt Euch auf ihre Seite. Wir haben es mit Euch gerade so gut wie mit ihnen zu thun". Uebrigens erklärten Rendsborch's Gegner, wenn er so gern Latein reden wollte, so würden sie ihm darin nachgeben: sie hätten auch noch so viel gelernt, um das zu können. Das Resultat war ein entschiedener Sieg der Evangelischen (s. A. D. B. XV, 600). Z. hatte unverdrossen und tapfer, besonnen und ohne Ueberstürzung jahrelang neben Kempe allein stehend, für die Reformation gekämpft, deren definitive Einführung durch Bugenhagen er noch vor seinem Ende 1531 (nicht 1529) erlebte.

Nik. Wilckens, Hamb. Ehrentempel. Hamb. 1770, S. 369—375. — Lappenberg, Hamb. Chroniken. — Sillem, Einführung der Reformation in Hamburg. Halle 1886.

W. Sillem.

Zeh: Friedrich Z., schlesischer Dialektdichter, ward am 16. April 1819 zu Straupitz am Bober geboren, besuchte das Lehrerseminar zu Alt-Döbern in der Mark und ward 1844 Adjuvant in Friedrichsgrund bei Steinseiffersdorf. Zu Friedrichshain, wohin Z. im J. 1846 versetzt wurde, machte die Noth ihn zum Dichter. Er schrieb eine Reihe von volksthümlichen Erzählungen und wurde eifriger Mitarbeiter an periodischen Jugendschriften. Seine materielle Lage besserte sich erst, als er nach zwölfjährigem Wirken in Altfriedersdorf (am Fuße der Hohen Eule) im J. 1869 einem Rufe als Lehrer an das Seyler'sche Waisenhaus in Wüstewaltersdorf folgte. Diese Stellung hat er in treuer Pflichterfüllung und nie ermattender väterlicher Fürsorge für seine Pflegebefohlenen bis an sein Ende innegehabt. Er starb am 19. Januar 1889. — Z. ist als Dialektdichter seit 1856 thätig gewesen, aber nur in kleineren Kreisen bekannt geworden. Seine mundartlichen Gedichte und Erzählungen, durchweg im Dialekt des Eulengebirges geschrieben, sind schlichte, anspruchslose Versuche, die durch den kindlichen, naturfrohen, unverbitterten Sinn, der sich in ihnen offenbart, freundlich anmuthen. Größere Bedeutung als Dialektdichter konnte Z. gleichwohl nicht erlangen, weil er eine nur einem Theil seiner schlesischen Landsleute geläufige Mundart schrieb, und weil ihm die Haupterfordernisse einer wirksamen Dialektdichtung, drastischer Humor und scharfes Auge für das specifisch Volksthümliche, nicht in genügendem Maße eigen waren. Seine mundartlichen Dichtungen sind enthalten in folgenden Sammlungen: 1. „Rute Rieslan" (Glatz 1856); 2. „Blumen aus Rübezahl's Garten" (Hirschberg 1868); 3. „Blumen aus den schlesischen Bergen" (Wüstegiersdorf 1881).

Monatsblätter. Organ des Vereins Breslauer Dichterschule. Jahrg. XV (1889), S. 41 f.: Friedrich Zeh. Ein Gedenkblatt von A. Stanislas.

M. Hippe.

Zehender: Ferdinand Z., geboren am 5. December 1829 als Sohn des um das Schulwesen seines Heimathkantons Schaffhausen hochverdienten Joh. Kaspar Zehender (1799—1880), welcher 57 Jahre lang an den höheren Schulen von Schaffhausen, zuletzt 1851—76 als Director der städtischen Realschulen, thätig war, vollendete seine theologischen Studien in Halle und Berlin und wirkte seit 1852 zunächst als Hülfsprediger und Religionslehrer in seiner Vaterstadt. 1860 wurde er nach Diessenhofen (Kt. Thurgau) an die zweite Pfarrstelle gewählt, mit der zugleich vielseitige pädagogische Thätigkeit an der dortigen

Secundarschule (Deutsch, Geschichte, Französisch, für eine kleinere Zahl von Schülern auch Latein und Griechisch) verbunden war; eine volle Lehrstelle an der Kantonsschule in Frauenfeld, die ihm schon nach Jahresfrist angeboten wurde, schlug er aus, nahm dann aber 1865 den Ruf als Prorector der Mädchenschule in Winterthur an, die unter seiner Leitung um zwei obere Classen vermehrt und zugleich zum Lehrerinnenseminar ausgebildet wurde. 1875 vertauschte er diesen Wirkungskreis mit demjenigen eines Rectors der höheren Töchterschule in Zürich, die eben damals im Entstehen begriffen war; auch hier wurde allmählich ein vierclassiges Seminar neben und im Anschluß an die Töchterschule zur Ausführung gebracht. Auch den Näherstehenden unerwartet, brach Zehender's Kraft, durch Todesfälle in seiner Familie erschüttert, vor der Zeit zusammen; er starb an einem rasch sich entwickelnden Herzleiden den 24. September 1885 in Zürich.

Der Grundzug in Zehender's Wesen war ein tiefes Gefühl für alles Schöne und Edle. In ihm war ein reiches Erbe Herder'schen Geistes, und ein sinniges Gemüth hatte die Grundstimmung humaner Auffassung harmonisch verarbeitet. Auch sein theologisches Denken war auf diese Basis gestellt, weitherzig und liebevoll, getragen von einem kindlich frommen, idealen Sinn. Als Lehrer zeichnete ihn eine treffliche Lehrgabe aus. Was er bot, war stets klar und bestimmt; er verstand in vorzüglicher Weise durch Frage und Antwort einen Gedankengang zu entwickeln. Ganz besonders eignete sich seine Art für den Töchterunterricht, einerseits durch die gemüthlich anregende Kraft, andererseits dadurch, daß ihm alle bloß sentimentale Gefühlsträumerei ferne war und er auf wirkliche Geistesarbeit drang. Milde und Ernst, liebevolles Eingehen auf die Individualität und doch volle und wenn nöthig durchgreifende Energie zeichneten auch seine Schulleitung aus; „es will uns scheinen“, sagte ein kurz nach seinem Tode erschienener Nekrolog, „es wäre der Lehrer in ihm noch leichter zu ersetzen als der Rector“. Mit der ruhigen Bestimmtheit seines Wesens und der eigenen selbstlosen Hingabe gelang es ihm, auch bei heterogener Gestaltung des Lehrercollegiums eine gewisse Harmonie des Gesammttons und ein sicheres Hinarbeiten auf ein einheitliches Ziel zu erreichen. Ueber dem Unterricht stand ihm das charakterbildende Wirken; durch die Verehrung und Anhänglichkeit, die er seitens der Schülerinnen genoß, gelang es ihm nicht nur auf deren sittliche Entwickelung großen Einfluß zu gewinnen, sondern auch der von ihm geleiteten Anstalt das allgemeine Vertrauen in den weitesten Kreisen der Bevölkerung zu erwerben. So war er in einer Zeit, da in Stadt und Land die theoretische Ausbildung des weiblichen Geschlechts verhältnißmäßig noch zurückstand, mit Erfolg bemüht, der höheren und gründlichen Bildung der Mädchen in der öffentlichen Meinung bleibenden Rückhalt zu sichern; das Richtige fand er weder in völliger Gleichstellung der Anforderungen an Knaben und Mädchen noch in einfacher Reduction der Aufgabe der Mädchenschule gegenüber der Knabenschule; er wollte für beide Geschlechter eine gleich*werthige*, aber nach der Verschiedenheit der Naturen nicht eine völlig gleich*förmige* Bildung. In diesem Sinne suchte er auch durch Gründung und Leitung des Vereins für schweizerisches Mädchenschulwesen zu wirken.

Neben und im Anschluß an seine berufliche Thätigkeit widmete Z. gerne seine Mußezeit gemeinnützigen Bestrebungen, namentlich auf dem Gebiete der Erziehung. Schon in Diessenhofen gründete er einen Sonntagslesesaal mit Bibliothek für Lehrlinge und Gesellen; auch in Winterthur und Zürich schloß er sich der Pflege der diesfälligen Institutionen mit Eifer und Hingabe an; mehrere Jahre war er Präsident der von der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft aufgestellten ständigen Commission für das Fortbildungsschulwesen. Die Ein=

bürgerung der Kindergärten in städtische Verhältnisse hatte in ihm einen ebenso thätigen als besonnenen Förderer. Mit ausgebreiteten Kenntnissen über das Gebiet der Jugendlitteratur ausgerüstet, veröffentlichte er 1880 eine kurze „Uebersicht der Entwickelung der deutschen Jugendlitteratur, begleitet von Rathschlägen zur Begründung von Jugendbibliotheken“ und stellte für die Landesausstellung in Zürich 1883 eine Musterjugendbibliothek zusammen; auf seine Initiative hin ward im Anschluß an eine Pestalozzi-Ausstellung während des Lehrertages in Zürich 1878 als bleibende Frucht derselben das „Pestalozzistübchen“ begründet und von dieser Stelle aus eine Jubiläumsausgabe von „Lienhard und Gertrud“ veranstaltet (1881), deren Redaction er übernahm. Mehrfach hat er sich selbst als Jugend- und Volksschriftsteller bethätigt; noch in jugendlichen Jahren durch anmuthige „Erzählungen für das Volk“ („Der Leuenhof“, „Der Schatzgräber“ u. s. w.) und die Redaction der von ihm begründeten belehrenden Unterhaltungsschrift „Schaffhauserblätter“, später namentlich durch die Herausgabe von fünf Bändchen „Hauspoesie“ (Gesammtausgabe 1882), einer Sammlung kleiner dramatischer Gespräche zur Aufführung im Familienkreise, und durch das populär geschriebene Lebensbild: „Dr. Jakob Dubs, ein schweizerischer Republikaner“ (1880). Z. war sehr gewandt in der Ausführung kleiner dichterischer Schöpfungen und bot solche Arbeiten mit großer Gefälligkeit, wenn nur ein leiser Wunsch geäußert wurde; so empfing die Antiquarische Gesellschaft in Zürich, an deren wissenschaftlichem Leben er auch den regsten Antheil nahm, von ihm für festliche Gelegenheiten eine Anzahl liebenswürdig ausgedachter Poesien, deren Werth über der gewöhnlichen Gelegenheitsdichtung steht. Seine pädagogischen Arbeiten legte er zunächst in den Programmen der Mädchenschulen von Zürich und Winterthur, sowie in der „Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit“ und in der von Bühlmann herausgegebenen „Praxis der schweizerischen Volks- und Mittelschule“ nieder; als selbständige Veröffentlichungen erschienen 1871 seine „Uebersicht der deutschen Litteraturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ (für den Schulgebrauch zusammengestellt); „Vorträge über Fragen der Erziehung“ (1879); „Litterarische Abende für den Familienkreis: biographische Vorträge über Dichter und Schriftsteller des 19. Jahrhunderts“ (1885) — alles Schriften, die nicht hervorragende wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen, aber dazu bestimmt waren, für Pflege des Guten und Schönen in engeren und weiteren Kreisen zu wirken und diese Bestimmung auch reichlich erfüllt haben.

Nekrologe in der Neuen Zürcher Zeitung und in der Schweizerischen Lehrerzeitung 1885. — Biographischer Abriß in Hunziker's „Bildern zur neueren Geschichte der schweiz. Volksschule“. Zürich 1889, S. 89—94.

Hunziker.

Zehmen: Achaz von Z., Woywode von Marienburg. Von dem alten deutschen Adelsgeschlechte der Zehmen, dessen Stammsitz in der Nähe von Leipzig lag, siedelte im 15. Jahrhundert ein Sproß in das preußische Ordensland über. Des Achaz Vater, Nicolaus, kämpfte noch im 13jährigen Bürgerkriege auf des Ordens Seite, blieb aber nach dem Thorner Frieden (1466) in Westpreußen sitzen und nahm die polnische Oberhoheit an. Achaz' Mutter Dorothea gehörte dem in Westpreußen hochangesehenen Geschlechte der Baysens an.

Ueber die Jugend Achaz v. Zehmen's, der ums Jahr 1485 geboren war, ist nur wenig bekannt. Vermählt war er mit Helene v. Merklichenrade aus dem Hause Powarschen, die ihm drei Söhne und sechs Töchter gebar. Von Hause aus nicht unbemittelt, erwarb er durch sparsame und geschickte Haushaltung ein beträchtliches Vermögen, so daß er bald zu den begütertsten Männern Polnisch-Preußens gehörte. Die Einkünfte der drei Starosteien Stuhm,

Mewe und Christburg waren ihm zur lebenslänglichen Nutznießung überwiesen und zahlreiche Güter und Höfe im Stuhmer und Christburger Gebiet brachte er durch Kauf oder Pfandschaft in seinen Besitz. Ja auch im herzoglichen Preußen erwarb er durch zeitweise Verpfändung der Aemter Liebemühl, Pr. Mark und Pr. Holland sowie mehrerer Dörfer ein ansehnliches Wirthschaftsgebiet. Oft mußte er dem stets geldbedürftigen Herzog Albrecht, bisweilen auch dem Polenkönige und anderen Großen in ihren Verlegenheiten mit seinem beträchtlichen Vermögen und Credit beispringen. Als Unterkämmerer von Marienburg trat er 1517/18 in die preußische Beamtenlaufbahn ein, vertauschte 1519 dieses Amt mit dem gleichen in der Pommerellischen Woywodschaft, wurde 1531 Castellan von Danzig und stieg 1546 nach dem Tode seines Oheims Georg von Baysen zur Würde eines Marienburgischen Woywoden empor, die er fast 20 Jahre lang bis an sein Lebensende bekleidete.

Während er so als polnischer Beamter verpflichtet war, die mit dem Wohle des Landes vereinbaren Interessen des Königs von Polen nach bestem Wissen und Können zu fördern, hat er daneben als Deutscher die Wahrung des deutschen Charakters Preußens als seine höchste Aufgabe betrachtet. Diese beiden einander vielfach widerstreitenden Gesichtspunkte in Einklang zu bringen, war gewiß nicht immer leicht, aber sein praktischer Verstand, seine bedeutende Menschenkenntniß und persönliche Liebenswürdigkeit verschafften ihm ein so großes Ansehen, daß es ihm gelang, schärfere Conflicte zu vermeiden. Erst als seine Lebenskraft zu erlahmen begann und die Angriffe Polens gegen das Deutschthum der Preußen sich verschärften, mußte er weichen. Zehmen's unbestreitbares Verdienst aber ist es, dem Deutschthum in Preußen kräftige Stützen zugeführt, das deutsche Bewußtsein seiner Landsleute gestärkt und die Widerstandskraft seines Landes so gestählt zu haben, daß es der polnischen Regierung auch in der folgenden schweren Zeit der Unterdrückung nicht mehr gelang, den deutschen Charakter Preußens zu tilgen.

Die stärkste Garantie für das Deutschthum Westpreußens bildete die durch den Thorner Frieden gewährte Sonderverfassung dieser Provinz. Sie hatte ihre eigene Justiz- und Finanzverwaltung und ein eigenes, vom polnischen Reichstage unabhängiges oberstes Centralorgan in dem Landtage. Den Absichten der polnischen Krone, diese Sonderverfassung wieder zu beseitigen, die Preußen zur Beschickung der Reichstage zu veranlassen und so eine Union Preußens mit den übrigen Gliedern des Reiches herbeizuführen, hat Z., wenn auch mit voller Loyalität gegen die Krone den zähesten Widerstand entgegengesetzt. Wiederholt ward er von den Ständen an den polnischen Hof geschickt, um hier durch sein persönliches Ansehen die preußenfeindlichen Absichten der Regierung zu hintertreiben. Freilich erschwerten die preußischen Stände selbst durch ihre Selbstsucht und ihre Uneinigkeit häufig ein erfolgreiches Auftreten. Z. setzte darum alles daran, die Eintracht der Stände zu erhalten und Klagen und Streitigkeiten im Lande selbst zu schlichten; aber als es der polnischen Regierung gelang, durch die Frage der sog. Execution der Tafelgüter, d. h. der Wiedereinziehung des verschleuderten Domanialbesitzes, einen tiefen Keil in die Interessengemeinschaft der preußischen Stände zu treiben, da entbrannte alsbald der erbittertste Parteikampf, und mit der Einigkeit in Preußen war es für immer vorbei.

Als ein starker Damm gegen das Andrängen des Polonismus erwies sich das Fortschreiten der Reformation in Preußen. Die polnische Regierung hatte derselben anfangs nicht die gehörige Beachtung geschenkt. Zwar wurden die ersten tumultuarischen Bewegungen in Danzig, Elbing und Thorn mit blutiger Strenge unterdrückt und die öffentliche Ausübung der neuen Lehre überall verboten, allein der stillen Ausbreitung der Reformation wurde seitens der preußi-

schen Bischöfe um so weniger ein Hinderniß in den Weg gelegt, als der schon bei Lebzeiten seines Vaters (1530) zum Könige gewählte Sigismund II. August als geheimer Anhänger der neuen Lehre galt und auch in der ersten Zeit seiner Regierung aus seiner Hinneigung zu derselben kein Hehl machte. Das änderte sich erst seit der Erhebung des thatkräftigen Polen Stanislaus Hosius zum preußischen Bischof (1549). Alsbald begann in Preußen eine eifrige katholische Reaction, doch hatte die neue Lehre hier bereits so feste Wurzeln geschlagen, daß ihre völlige Ausrottung nicht mehr gelang. In diesem Kampfe war Z. eine führende Rolle beschieden. Ohne sich äußerlich von der alten Kirche loszusagen, hatte er sich schon frühe der Reformation zugewandt. Bereits 1536 schickte er einen seiner Söhne zum Studium nach Wittenberg und suchte ihm in Melanchthon's Hause Aufnahme zu verschaffen. Zum offenen Bekennen der neuen Lehre wurde er aber erst durch Hosius' provocatorisches Auftreten bewogen. Seitdem war er ein eifriger und gefährlicher Gegner des Bischofs und bald das anerkannte Haupt der Evangelischen in Preußen, von Hosius und seinem Anhang spottweise als „Papa“ oder „Antipapa“ bezeichnet. Trotz des heftigsten Gegenstrebens der altkirchlichen Partei gelang es Zehmen's Einfluß bei Hofe und seiner rührigen Thätigkeit, für Danzig, Elbing und Thorn ein Religionsprivileg zu erwirken, das ihnen die Ausübung der neuen Lehre gestattete. Diese hatte dadurch ein für allemal in Preußen Fuß gefaßt.

Von großer Wichtigkeit für die Entwicklung Westpreußens war das Verhältniß dieser Provinz zum benachbarten herzoglichen Preußen. Je fühlbarer die Polonisirungsbestrebungen wurden, desto mehr wuchs bei den Einsichtigen beider Hälften des ehemaligen Ordenslandes das Bewußtsein ihrer Interessengemeinschaft. Wie Herzog Albrecht auf die Pflege und Befestigung freundschaftlicher Beziehungen zum Nachbarlande bedacht war, so gab es unter den westpreußischen Notabeln Niemand, der mit mehr Eifer eine freundschaftliche Ausgestaltung des gegenseitigen Verhältnisses betrieben hätte als Z. Bis an ihr Lebensende hat beide Männer das Band einer intimen persönlichen Freundschaft verknüpft. Ihre erste persönliche Bekanntschaft datirte aus dem Jahre 1523, wo Z. als polnischer Gesandter den damaligen Hochmeister in Nürnberg aufsuchte, um seine Abdankungspläne zu hintertreiben und ihm die Vorschläge der polnischen Regierung zu unterbreiten. Sie wurden später zur Grundlage des Krakauer Friedensvertrages vom 8. April 1525, und Z. befand sich auch unter den Würdenträgern, die den Ständen des neuen Herzogthums am 26. Mai 1525 zu Königsberg im Namen des Königs von Polen den Friedenseid abnahmen. In späteren Jahren aber, als die Tendenz der polnischen Regierung immer deutlicher auf allmähliche Beseitigung der privilegirten Stellung des Herzogthums hinauslief, fand der Herzog in Z. den treusten Helfer und Berather zur Abwehr dieser Bestrebungen. Unter seiner Mitwirkung erließ z. B. der Herzog 1542 die sog. Regimentsnotel, eins der wichtigsten preußischen Grundprivilegien, wodurch bei Besetzung der obersten Aemter im Herzogthum den deutschen Eingeborenen ein Vorrecht vor den Fremden gewährt wurde. — Lebhaften Antheil nahm Z. auch an der Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im Herzogthum, und mit tiefer Besorgniß erfüllte ihn der in den 50er Jahren wüthende Osiandrische Streit, der die Erhaltung der evangelischen Lehre im Osten ernstlich in Frage stellte. Dringend rieth Z. dem ganz für Osiander eingenommenen Herzog zur Duldung, er wies auf den Verfall der Universität Königsberg und die dem Katholicismus daraus erwachsende Stärkung hin und erreichte es thatsächlich, daß der Herzog auf einer Synode zu Riesenburg (Februar 1556) eine Beilegung der Zwistigkeiten bewirkte.

Als ein wirkungsvolles Mittel zur Abwehr der polnischen Ansprüche betrachtete der Herzog die Erhaltung seiner dynastischen Beziehungen. Auch hierin

leistete ihm Z. vielfache und werthvolle Dienste. In Deutschland, zumal an den brandenburgischen Fürstenhöfen, war Z. ein häufiger, gerne gesehener Gast und Ueberbringer mancher verschwiegenen Mission Herzog Albrecht's. Auch am Kaiserhofe und beim Deutschen Reichstage finden wir ihn verschiedentlich, freilich erfolglos thätig in Sachen der über den Herzog verhängten Reichsacht. — Große Hoffnungen hatte der Herzog einst an die Wahl seines Bruders Wilhelm zum Coadjutor des Erzbischofs von Riga (1530) und seine spätere Erhebung zur erzbischöflichen Würde selbst (1539) geknüpft, handelte es sich doch um die Begründung einer hohenzollernschen Secundogenitur. Auch diesen Plänen, die leider an der Unfähigkeit Wilhelm's scheiterten, hat Z. die eifrigste Förderung zu theil werden lassen, zumal er von ihrem Gelingen eine bedeutende Stärkung des Deutschthums im Osten Europas erhoffte.

Nichts trug mehr dazu bei, den dem jungen Herzogthum feindlichen Strömungen Vorschub zu leisten, als die Unsicherheit der Nachfolge in demselben, denn Albrecht's erste Ehe mit Dorothea von Dänemark blieb bekanntlich ohne männliche Erben. Da beschloß der fast 60jährige Herzog, der die Hoffnung auf einen Thronerben nicht aufgeben mochte, sich abermals zu vermählen, und es war Z., der 1549 für den Herzog auf Brautschau auszog. Unter den fürstlichen Damen, über die er Bericht einholen sollte, befand sich auch die damals am Cüstriner Hof sich aufhaltende Anna Maria von Braunschweig, Stieftochter des Grafen Poppo von Henneberg. Sie wurde ein Jahr später Albrecht's Gattin. Zehmen's Bericht scheint für des Herzogs Wahl bestimmend gewesen zu sein. Als dann wider alles Erwarten dem Herzoge am 29. April 1553 der ersehnte Erbe geboren wurde, da leitete Polen sogleich eine lebhafte Agitation ein, den Herzog zu einer Thronordnung zu bestimmen, durch welche die Vormundschaft dem Polenkönige unter Ausschluß der brandenburgischen Agnaten übertragen würde, um auf diese Weise die spätere Einziehung des Herzogthums vorzubereiten. Des Herzogs Antwort aber war das Testament vom Januar 1555, das unter Wahrung der obervormundschaftlichen Rechte des Königs die Ansprüche der Agnaten sicher stellte und so die Basis schuf, um auch nach des Herzogs Tode den Bestand des Herzogthums zu sichern. An der Lösung dieser Frage hat Z. als Berather des Herzogs bedeutenden Antheil gehabt. Ihm gebührt daher der Ruhm, Erhebliches zur Sicherung der Zukunft Preußens geleistet zu haben.

Zehmen's letzte Lebenstage wurden durch die immer stärkere Spannung zwischen Evangelischen und Katholischen und die dadurch hervorgerufene Uneinigkeit der Stände schwer verbittert. Durch die Execution der Tafelgüter, die auf den Reichstagen zu Petrikau 1562 und Warschau 1563/64 durchgeführt wurde, verlor er persönlich das ihm erblich verliehene Amt Christburg, und bei Hofe fiel er infolge seines übereifrigen Auftretens gegen diese Gewaltthat in Ungnade. Aber trotzdem kam er den Pflichten seines Amtes gewissenhaft nach, bis der 80jährige Greis auf einem Landtage zu Lessen (Februar 1565) vom Schlage gerührt wurde. Einige Wochen später begab er sich, wahrscheinlich um ärztlichen Rath einzuholen, nach Königsberg und ist hier am 24. Mai 1565 gestorben. Seine Leiche wurde in Stuhm beigesetzt.

Quellen: Ungedruckte Urkunden d. Archive zu Königsberg, Danzig, Stuhm, Elbing und Marienburg. — Acta Tomiciana. — Hipler und Zakrzewski, Stan. Hosii epistulae. — Litteratur: R. v. Flanß, Die von Zehmen und Freiherren von Güldenstern (Ztschr. d. Gesch.-Ver. z. Marienwerder, Heft 10). — R. Fischer, Ach. v. Zehmen, Woyw. v. Marienburg (Ztschr. d. Westpr. Gesch.-Ver., Heft 36). — Lengnich, Gesch. d. Preuß. Lande Kgl. polnischen Antheils.

Rich. Fischer.

Zehnder: Dr. Hans Ulrich Z. wurde am 20. Januar 1798 als das achte Kind eines Tischlers in dem Dörfchen Oberengstringen bei Höngg (Kt. Zürich) geboren und verlor schon in früher Jugend den Vater. Da nahm ihn sein Pathe und Oheim in Höngg zu sich. Weil aber der dortige Schulmeister, als der Knabe acht Jahre alt war, erklärte, daß er ihn nun nichts mehr lehren könne, brachte der Pflegevater, obgleich selbst kein reicher Mann, das Opfer, ihn in eine Schule in die Stadt zu senden und nachher auch die höheren Schulen daselbst bis in die oberen Classen besuchen zu lassen. Der einzige Nichtstadtbürger unter seinen Mitschülern machte er täglich den einstündigen Weg hin und zurück und half abends noch den Seinen bei den häuslichen und landwirthschaftlichen Arbeiten. Große Schwierigkeiten schuf unter den damaligen Verhältnissen die Berufswahl, da die Landbauern noch minderen Rechtes waren; endlich fiel der Entscheid für die Arzneiwissenschaft, und zwar auf den Rath des alten Dorfarztes, der ihn als Nachfolger wünschte. Nach damaliger Sitte bereitete sich Z. für seinen Beruf durch längeren Gehülfendienst bei einem Landarzte vor und besuchte dann den dreijährigen Curs des medicinisch-chirurgischen Kantonalinstitutes in Zürich; die gleichzeitige Bekleidung der Gehülfenstelle bei einem angesehenen Stadtarzt half über die ökonomischen Schwierigkeiten hinweg; die Opferwilligkeit seines Oheims ermöglichte dem jungen Manne sogar für den Abschluß seiner beruflichen Bildung die Universität Würzburg zu beziehen, wo damals Schönlein lehrte. Aber der dortige Aufenthalt wurde durch die Kunde vom Hinschied des Arztes in Höngg jäh unterbrochen. Z., sofort heimgerufen, machte im Mai 1821 sein kantonales Examen, erwarb sich aber dann noch nachträglich durch Einsendung einer Dissertation über knotige Lungensucht von der Facultät in Würzburg den Doctortitel. Bald nach seiner Verheirathung vertauschte er die Landpraxis mit einer solchen in der Stadt. Der Ausübung des ärztlichen Berufes blieb er auch während der Zeit treu, da er in das politische Leben eintrat und Mitglied der kantonalen Regierung war. Mit lebhaftem Interesse betheiligte er sich, theilweise in leitender Stellung, bis ins hohe Alter an den Verhandlungen der medicinisch-chirurgischen Kantonalgesellschaft.

Mit dem Jahre 1830 brach für den Kanton Zürich eine Aera großer culturellen Reformen und Neuschöpfungen an. Z., der Verbesserungen im Medicinalwesen angeregt hatte, wurde 1832 in den Gesundheitsrath gewählt; noch im nämlichen Jahre verschaffte ihm das Vertrauen der freisinnigen Partei auch einen Sitz in der gesetzgebenden Behörde, im Großen Rath. Als begeisterter Redner in Volksversammlungen ward er eine populäre Persönlichkeit; eine ungewöhnliche Arbeitskraft und Arbeitslust gestatteten ihm bei etwelcher Einschränkung seiner ärztlichen Praxis auch vermehrten Anforderungen staatlicher Beamtungen zu genügen und ließ ihn für solche in hervorragender Weise geeignet erscheinen; so ward er im Frühjahr 1834 in den Erziehungsrath und im December in den Regierungsrath gewählt. Seine große Leistung in der Regierung der dreißiger Jahre war das 1836 zur Annahme gelangte Gesetz über das Armenwesen, dessen Grundzüge bis zur Gegenwart in Kraft geblieben sind. Auch in gemeinnützigen Vereinen bethätigte er sich damals schon vielfach als Referent für Fragen der Armennoth und der gegen dieselbe ins Feld zu führenden Mittel. Als Mitglied des Erziehungs- und Regierungsrathes stimmte er für die Berufung von Dr. Strauß auf den dogmatischen Lehrstuhl der theologischen Facultät, welche Wahl den Sturz der liberalen Regierung durch die Volksbewegung des Jahres 1839 zur Folge hatte. Z. sprach sich in der dem blutigen 6. September nachfolgenden Sitzung des Großen Rathes selbst dafür aus, daß auch für diese Behörde sofortige Neuwahl anzuordnen sei, da sie in ihrer bisherigen Zusammensetzung das Vertrauen des Volkes nicht mehr besitze; diese Neuwahl brachte den vollen

Sieg der conservativen Partei für die nächste Amtsperiode. Aber wie wenig er auf die Dauer seine persönliche Popularität eingebüßt, bewies nicht nur, daß ihm 1843 als Präsidenten des Sängervereins „Harmonie“ die Leitung des ersten eidgenössischen Sängerfestes zufiel; im December dieses Jahres gelang es der freisinnigen Opposition aufs neue seine Wahl in den Erziehungs- und Regierungsrath durchzusetzen und ein Jahr später geschah das Unerwartete und Unerhörte, daß Z. — als der erste Nichtstadtzüricher — in heißem Wahlkampfe gegenüber dem geistigen Führer der Conservativen, Dr. J. Kasp. Bluntschli, auf den Bürgermeisterstuhl erhoben wurde. Als Präsident der Tagsatzung leitete er im J. 1846 auch die eidgenössischen Angelegenheiten. An dem Zustandekommen der neuen Bundesverfassung von 1848 nahm er, wenn auch nicht in erster Linie hervortretend, regen Antheil; mehrmals bekleidete er während des folgenden Zeitraums das seit Abschaffung der Bürgermeisterwürde 1850 nunmehr jährlich wechselnde Präsidium der Zürcher Regierung. Aus dieser späteren Periode seines staatlichen Wirkens datirt das von ihm ausgearbeitete Gesetz über das Medicinalwesen (1854); dann galt es, die humanitären Anstalten für Armen- und Irrenversorgung und für geburtshülfliche Klinik, für die bis jetzt in durchaus unzulänglicher Weise gesorgt war, den Anforderungen der Neuzeit und der Humanität entsprechend auszustatten. Z. trat mit voller Planmäßigkeit für die Lösung dieser Aufgabe ein; durch die Aufhebung des Klosters Rheinau (1861) wurde es möglich gemacht, eine ausreichende kantonale Pflegeanstalt für gebrechliche und arme alte Leute zu schaffen. Vornehmlich seiner zähen Energie, gegenüber hartnäckigen Sparsamkeitsbedenken im Großen Rathe, war der Beschluß der Erbauung einer großen kantonalen Irrenanstalt (1864) zu verdanken; sobald er aber auch noch gewissermaßen den letzten Theil seines Programms, die Errichtung einer neuen Gebäranstalt, gesichert sah, hielt er den richtigen Moment für gekommen, einer jüngeren Generation Platz zu machen, nahm seinen Rücktritt von den öffentlichen Aemtern und zog sich in den wohlverdienten Ruhestand zurück (1866). Die dadurch gewonnene Muße wandte er nun in erster Linie gemeinnütziger Privatthätigkeit zu; seit 1853 Präsident der Centralcommission der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, behielt er diese Stelle bis 1875 und übernahm 1867 auch noch die Redaction des Gesellschaftsorgans, der schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, die er bis in den Anfang der siebziger Jahre führte; mit jugendlicher Rüstigkeit betrieb er die Gründung einer kantonalen Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben, der Pestalozzistiftung in Schlieren, nachdem das persönliche Vertrauen eines im Ausland wohnenden Freundes die Mittel zur Errichtung einer solchen in seine Hand gelegt. Schon im November 1867 konnte die Anstalt eröffnet werden; ein volles Jahrzehnt erlabte er sich noch als Präsident der Aufsichtscommission ihrer gedeihlichen Entwickelung; sie war der Stolz und die Freude seines Alters, und erst der Tod schloß seine treue Sorge für dieselbe ab. Daneben kamen in seinem Lebensabend auch die höheren geistigen Interessen zu ihrem Recht; eine Reise nach Italien schaffte ihm reichen Genuß und an den pädagogischen Arbeiten seiner zweiten Gattin, Josephine Stadlin (s. u.), zur Ehrung von Pestalozzi's Andenken nahm er lebhaften Antheil. Aber nach ihrem Tod fühlte er sich mehr und mehr vereinsamt. Sein Wunsch, nun auch bald selbst scheiden zu können, ging in Erfüllung. Noch hatte er am 21. Juni 1877 seiner lieben Pestalozzistiftung einen Besuch gemacht, acht Tage später in einer Sitzung der kantonalen gemeinnützigen Gesellschaft an der Discussion über die Wünschbarkeit der Gründung einer Rettungsanstalt für Mädchen sich mit einem Votum betheiligt; da nahte sich ihm nach kurzem Unwohlsein am Abend des 11. Juli der Tod leicht und schmerzlos.

Mit ihm starb ein Mann, dessen Name mit der politischen Entwicklung

seiner Heimath während zwei Jahrzehnten aufs engste verbunden gewesen ist. Er war nicht ein Staatsmann ersten Ranges; als Politiker neigte er bei aller Grundsätzlichkeit seiner persönlichen Ueberzeugung weniger zu doctrinärer Starrheit als zu Vermittlung und Ausgleichung der Gegensätze. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger zu Amt und Würden gelangt, sah er es als seine Hauptaufgabe an, in treuer Arbeit an die inneren Reformen Hand anzulegen und hier gelang es ihm, Bleibendes zu schaffen, nicht sowohl als Parteimann, sondern aus patriotisch humanen Motiven; darum war ihm auch von vornherein die Ergänzung des amtlichen Wirkens durch intensive Thätigkeit in politisch-neutralen Vereinen Bedürfniß, in welchen ohne Unterschied der Parteien zum Worte und zur Mitarbeit kam, wer ein Herz für die Sache hatte. Daß er durch seine Wahl zum Bürgermeister der Schicksalsmann im Kampfe der Parteien wurde, hat ihm seitens der unterliegenden Gegner momentan grimmigen Haß und viel persönliche Verunglimpfung eingetragen, die noch lange im Stillen nachwirkte. Gewiß besaß er ja — wie alle Menschen und zumal solche, die sich aus eigener Kraft emporgearbeitet und dann in hervorragender Weise von der Volksgunst getragen worden sind — auch seine Schwächen. Aber dabei war er ein Mann, in dessen Brust ein warmes Herz für Vaterland, Volk und Menschenwohl schlug, und ihn bis ins hohe Greisenalter in thatkräftigem Wirken für dieselben festhielt; ein Mann ernster Lebensauffassung, und der doch auch, ohne sich etwas zu vergeben, mit den Fröhlichen fröhlich sein konnte; ein treu besorgter Familienvater, im privaten wie im öffentlichen Leben von erprobter Rechtschaffenheit und unbestechlichem Wahrheitssinn; vor allem und in allem ein Mann strenger Pflichterfüllung, dem in der That Arbeit das Herrlichste im Menschenleben war. Diese Eigenschaften haben ihm auch bei denjenigen, welche ihm wie der Schreiber dieser Zeilen erst in den letzten Decennien seines Lebens näher traten, volle Hochachtung erworben und sichern ihm wohl in vaterländischen Kreisen auf die Dauer ein dankbares und ehrenvolles Andenken.

Nekrolog in der Neuen Zürcher Zeitung Nr. 356 ff. (von seinem Sohn Dr. Karl Zehnder). Hunziker.

Zehnder: Josephine Z.-Stadlin, geboren am 19. März 1806 in Zug als Tochter des Arztes Dr. Franz Stadlin. Sie erhielt ihre erste Erziehung im dortigen Frauenkloster. Aber während sie nach dem Wunsche des Vaters den Beruf einer Schneiderin lernte und dann auch einige Jahre ausübte, erhielt sie zugleich lebhafte geistige Anregung und Anleitung zu weiterer Fortbildung durch einen Oheim, und bei ihrer Mutterschwester, Frau Dr. Ruepp, die in Sarmenstorf (Kt. Aargau) ein kleines Töchterinstitut leitete und eine warme Verehrerin Pestalozzi's war. Da Vater Stadlin 1829 starb, fiel die Aufgabe, für den Unterhalt und die Erziehung ihrer zahlreichen noch unmündigen Geschwister zu sorgen, vornehmlich auf Josephine. Sie gründete nun in Zug eine Privatschule. Schon zwei Jahre nachher bot sich ihr die Wahl, als Lehrerin entweder an die Mädchenschule Fellenberg's auf Hofwyl oder in das Institut Dr. Niederer's in Iferten einzutreten. Sie entschied sich für Iferten und bildete sich hier, in verschiedenen Fächern unterrichtend, zugleich unter Leitung Dr. Niederer's und seiner Gattin zur Erzieherin aus. Als Frl. Stadlin 1834 einem Ruf an das sogen. „Institut“ (höhere Mädchenbildungsanstalt) in Aarau folgte, hob Niederer in seinem Abschiedszeugniß namentlich die Festigkeit und Bestimmtheit ihrer Begriffe und die Sicherheit und Lebendigkeit in der Wiedergabe des Lehrstoffes hervor und schloß mit den Worten: „Sie gehört zu den kräftigeren Charakteren ihres Geschlechts“.

In Aarau ertheilte sie am Institut den Unterricht in Deutsch, Französisch, Geschichte und Geographie und begründete, indem sie ihre Mutter zu sich nahm,

einen eigenen Haushalt, sodaß sie gleichzeitig der Erziehung einiger Töchter, die ihr anvertraut wurden, sich widmen konnte. 1839 überließ ihr der aargauische Staat zinsfrei die Domäne Olsberg zur Errichtung eines Instituts, das bald bis zu 30 Zöglingen aufblühte und ihren Ruf als Erzieherin in pestalozzischem Geiste begründete, sodaß sie es 1841 wagen durfte, dasselbe nach Zürich zu verlegen und hier als völlig auf sich gestelltes Privatunternehmen weiterzuführen. In Zürich stieg die Zahl der Internen rasch auf 40 Zöglinge beider Confessionen; in rastlosem Bildungstriebe vertiefte Frl. Stadlin neben der Leitung der Anstalt ihre eigene pädagogische und allgemein wissenschaftliche Bildung, studirte Herbart und Beneke und hörte an der Hochschule — nachdem ihr dies durch Specialbewilligung der Erziehungsbehörde gestattet worden —, Vorlesungen über Psychologie, Physiologie, Chemie u. s. w. Unterstützt von einem zu diesem Zweck gegründeten kleinen Vereine von befreundeten Frauen verband sie mit dem Institut ein Seminar zur Bildung von Lehrerinnen und fügte für letzteres eine Musterschule hinzu; um für ihre Ideen Propaganda zu machen, redigirte sie eine Zeitschrift für weibliche Bildung, „Die Erzieherin" (5 Jahrgänge 1845—50), die von fachmännischer Seite (Mager) Anerkennung fand, und veröffentlichte das Schriftchen: „Die Musterschule am schweizerischen weiblichen Seminar, ein Beitrag zur Begründung einer Schule der Natur und des Lebens" (1850). Auf ihre Zöglinge wirkte sie erzieherisch und unterrichtlich in hohem Maße anregend. Besondere Aufmerksamkeit ward im Stadlin'schen Institute der körperlichen Gesundheit und der Pflege der Anschauung gewidmet. Die Vorsteherin unterrichtete persönlich in Pädagogik, Deutsch und Religion; für die anderen Fächer wußte sie tüchtige Lehrkräfte, namentlich aus den Kreisen der kantonalen Lehranstalten, zu gewinnen. Aber wenn auch der Religionsunterricht, den die aufgeklärte Katholikin im Geiste allgemein christlicher, religiös-sittlicher Erhebung ertheilte, ihre Zöglinge ohne Unterschied der Confession zu ergreifen und zu begeistern vermochte, auf die Frequenz wirkte dieser interconfessionelle Charakter des Instituts nicht günstig; der Zug der Zeit ging nach einer anderen Richtung als zu Anfang des Jahrhunderts. Der Zufluß von katholischen Zöglingen blieb allmählich aus und wurde von protestantischer Seite nicht ersetzt. Hinwieder traf das Stadlin'sche Institut als Pionier einer umfassenden Lehrerinnenbildung noch auf zu wenig Anklang und Verständniß. So ging denn das „Seminar" schon nach dreijährigem Bestande wieder ein und 1853 sah sich Frl. Stadlin veranlaßt, auch das Institut aufzulösen. Die dadurch gewonnene Muße benutzte sie nun, um in Vorträgen vor einem weitern Publicum und schriftstellerisch zu wirken: sie schrieb: „Morgengedanken einer Frau" (1853, 2. Aufl. 1854); „Die Erziehung im Lichte der Bergpredigt" (1856); Pädagogische Beiträge" (1863). Im J. 1858 reichte sie dem verwittweten Bürgermeister Dr. J. U. Zehnder, den sie als Hausarzt kennen und schätzen gelernt hatte, die Hand und verlebte mit ihm die letzten siebzehn Jahre in glücklicher Ehe. Aber die pädagogische Begeisterung blieb in ihr bis ans Ende ihres Lebens wirksam. In elfjähriger rastloser Arbeit sammelte sie den Stoff zu einem umfassenden Werke über Pestalozzi, das sie in sieben umfangreichen Bänden ausarbeitete. Der einleitende erste Band erschien kurz nach ihrem Tode („Pestalozzi; Idee und Macht der menschlichen Entwickelung"; Gotha, Thienemann 1875; 8°, XVI, 828 S.) und enthält sehr schätzbare Materialien für die züricherisch-schweizerische Culturgeschichte im 18. Jahrhundert, sowie eine Anzahl bisher ungedruckter Manuscripte Pestalozzi's aus den neunziger Jahren (über das Schicksal und die Verwendung des Manuscriptes der weiteren Bände, die infolge des Todes von Bürgermeister Zehnder und des geringen Absatzes des ersten Bandes nicht mehr zur Veröffentlichung gelangten, vgl. die Vorrede zum 2. und 4. Theil von Morf's Werk: „Zur Biographie Pestalozzi's").

Eine Arbeit über den Anschauungsunterricht, in den letzten Jahren ihres Lebens begonnen, war noch unvollendet, als Frau Dr. Z. am 26. Juni 1875 nach kurzer Krankheit starb.

Nekrolog in der Neuen Zürcher Zeitung 1875, Nr. 457—461 von H. S.-S. (Prof. Dr. H. Schweizer-Sidler).

Hunziker.

Zehnmark: Ludwig Z., Schriftsteller und dramatischer Dichter, geboren in Brünn 1751 (1753?), † zu Lemberg 1814, wirkte nach Universitätsstudien in Wien als Professor der Litteraturgeschichte und Geschichte an der Universität Olmütz und Brünn (1776—1782), lebte eine Zeit lang privat, bis er als Professor der Weltgeschichte 1784 nach Lemberg berufen wurde. Er ist der Autor zahlreicher popularphilosophischer und geschichtlicher Schriften, eines „Leitfaden der Vorlesungen über die Literaturgeschichte neuer Zeit" (1776), eines „Handbuch der Literaturgeschichte" (1777) ꝛc. Als Dramatiker ist er höchst unbedeutend; ihm fehlt jede Erfindung und technische Begabung. Am meisten genannt wurde das Trauerspiel „Salvini und Adelson", Wien 1774, unter dem Titel: „Die zween Freunde. Nach einer Erzählung des Hrn. Arnaud", Brünn s. a. mit geänderten Personennamen, ganz nach Schablone des englischen bürgerlichen Schauspiels, den Conflict zweier Freunde um ein Mädchen mit Entführung und italienischen Banditen treu nach der Emilia Galotti behandelnd und mit dem Gange zum Schaffote endigend. Auch Diderot's Natürlicher Sohn ist viel benutzt. Mit Recht verurtheilt die Allg. deutsche Bibliothek (Bd. 24, S. 87 ff.) das Stück unbedingt. Im Fahrwasser Weiße's plätschern die witzlosen Lust- und Singspiele, gelegentlich erscheinen Motive des Sturms und Drangs wie der Guckkasten in „Die Reisenden in Salamanca" (Brünn s. a.), die Wiener Zauberoper wird schlecht nachgeahmt in „Was erhält die Männer treu?" (Wien 1780, angeblich auf dem Nationaltheater gespielt).

Wurzbach 59, 272. — Goedeke 5^2, 317.

A. v. Weilen.

Zeibich: Christoph Heinrich Z., geboren am 28. Juni 1677 zu Mölbis bei Leipzig, erhielt seinen ersten Unterricht im Hause der Frau v. Zehmen in Zeitz und durch Privatlehrer. Nachdem er dann von 1692 bis 1696 das Gymnasium zu Altenburg besucht, beabsichtigte er die Universität Leipzig zu beziehen, ging aber, als er bei einem Brande in Brandis seine ganze Habe verloren und von dem Kammerherrn v. Bodenhausen auf Brandis ein Stipendium von 300 fl. auf sechs Jahre für Wittenberg erhalten hatte, nach letzterem Orte. Die große Gunst, die ihm seine Lehrer, besonders Röhrensee († 16. Mai 1706), und verschiedene hochgestellte Persönlichkeiten, die ihm u. A. auch Stipendien verschafften, bezeigten, bewog ihn, in Wittenberg zu bleiben und sich dort 1699 zu habilitiren. Erst 1706, als seine Schüler sich wegen des Einfalls der Schweden in Sachsen zerstreuten, verließ er nach Erlangung der theologischen Licentiatenwürde die ihm lieb gewordene Stadt, um das von den Grafen Solms-Baruth ihm übertragene Amt als Pastor und Superintendent in Baruth zu übernehmen. Im Herbst 1711 siedelte er in gleicher Eigenschaft nach Eilenburg über, wo ihm sein Wirkungskreis derart zusagte, daß er vier ihm zugedachte Berufungen, trotzdem sie ihm „mehrere Ehre und irdischen Nutzen" versprachen, ausschlug; endlich aber ging er doch im J. 1724 als „Fürstlich Sächsischer Oberhofprediger, Beichtvater, Ober-Consistorial- und Kirchenrath, auch Generalsuperintendent" nach Weimar. Von Januar 1729 bis Ende 1731 war er Superintendent und Consistorial-Assessor in Merseburg, nachher Professor der Theologie, Propst zu Allerheiligen und Consistorial-Assessor in Wittenberg. Hier, wo er seine Thätigkeit begonnen, beschloß er dieselbe auch am 24. Juni 1748;

vier Tage später wurde sein Leichnam in der Schloß- und Universitätskirche beigesetzt. Seine äußerst zahlreichen Schriften, über die auch Z. in seiner Selbstbiographie (Z., historische Lebensbeschreibungen der Stiffts-Superintendenten in Merseburg. Leipzig 1732, S. 250—272) berichtet, sind vollständig in Zedler's Universal-Lexicon LXI, 1749, S. 529—543 verzeichnet. Die Masse der deutschen und lateinischen theologischen Schriften und Abhandlungen dürfte heute kein Interesse mehr haben. Seine erste Stellung in Baruth gab ihm Anlaß zu den „Genealogischen Tabellen über das gräfliche Haus zu Solms.“ Für die Hymnologie hat sein „Baruthisches nachmals Eilenburgisches Gesang- und Gebetbuch“ Interesse, vielleicht auch „die Passion, wie sie in Baruth mit beweglicher Musik gesungen ward“. Von Werth ist noch seine „Weimarische Catechismus-Historie“. Bei Zedler befinden sich auch kurze Nachrichten über Zeibich's acht Kinder, die seiner 1713 mit Dorothea Elisabeth Wächtler, der einzigen Tochter eines vornehmen Dresdner Rechtsgelehrten (s. A. D. B. XL, 442) eingegangenen Ehe entstammten.

P. Bahlmann.

Zeidler: Karl Sebastian Z., geboren zu Nürnberg am 24. September 1719, Sohn der Capellmeisters Maximilian Z., der ihn zunächst in der lateinischen Sprache und Musik unterwies, besuchte die Spitalschule und das Gymnasium und wurde von Prof. Joh. Gabr. Doppelmayr, dem bekannten Herausgeber der „Historischen Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern“, noch besonders in der Mathematik unterrichtet. Auch in der Musik bildete er sich unter seinem Vater und dem Organisten von St. Sebald Pachelbel weiter aus. 1739 bezog er die Universität Altdorf, wo er sich neben dem Studium der Philosophie und Philologie dem der Rechtswissenschaften zuwandte. Nach Will's Mittheilung wurde er 1752 als Rathskanzlist zu Nürnberg angestellt, 1754 zum Beisitzer am Forstgerichte und 1755 am Zeidelgericht ernannt. Nach den Aemterbüchern wurde er 1755 Kanzleischreiber, 1766 Rathssecretariatsadjunct und 1769 Rathssecretär und Stadtsyndikus. In dieser Stellung starb er wahrscheinlich am 20. März 1786.

In seinen Nebenstunden befaßte sich Z. mit der Darstellung der Geschichte der Rechtslehrer an der Universität Altdorf. Nachdem er 1766 in dem 10. Bande der Luccaer Ausgabe der Werke des Hugo Donellus eine Nachlese zu dessen Leben und die Vita des Altdorfer Rechtslehrers Johannes Freigius und im selben Jahre noch als besondere Monographie das Leben des Juristen Johannes Ericius (Erkens) veröffentlicht hatte, gab er 1770 den ersten Band der „Vitae professorum juris, qui in academia Altdorfina inde ab eius jactis fundamentis vixerunt ex monumentis fide dignis descriptae“ heraus. Auf Grund der akademischen Annalen, der Nachrichten im Nürnberger Archiv und der sonstigen litterarischen Quellen behandelte er darin das Leben und die wissenschaftliche Thätigkeit der Altdorfer Rechtslehrer Johannes Thomas Freigius (Freige), Johann Busenreut, Hubertus Giphanius, Hugo Donellus, Mathias Indenius, Scipio Gentilis, Peter Wesenbeck und Konrad Rittershausen. Eine ungünstige und unbillige Recension in Schott's Unparteiischer Kritik über die neuesten juristischen Schriften hielt nach Will's Mittheilung den ohnehin hypochondrischen Verfasser von der Fortsetzung der Herausgabe ab, bis er sich endlich bewegen ließ, sein Manuscript dem Rathssyndicus Albert Colmar zu übergeben, der 1786 und 1787 in einem zweiten und dritten Band die Vitae der weiteren Altdorfer Rechtslehrer der Oeffentlichkeit übergab. Bemerkt sei, daß er, wie an der in Lucca erschienenen Ausgabe der Werke des Hugo Donellus, so auch an der Neapolitanischen Ausgabe des Scipio Gentilis großen Antheil hatte.

Auch für die Geschichte der Musik hatte er Material gesammelt, das in Gruber's Beiträgen zur Litteratur der Musik erschien.

Aemterbücher im kgl. Kreisarchiv Nürnberg. — Todtenbuch bei St. Sebald zu Nürnberg. — Will-Nopitsch, Gelehrten-Lexicon. — Litterarisches Wochenblatt von Gg. Andr. Will, Bd. 2, S. 107 ff. — Bibliotheca Norica Williana von Gg. Andr. Will, Bd. 5, S. 106. Bezüglich des Todestages sei noch bemerkt, daß er bei Will-Nopitsch, Gelehrten-Lexicon Bd. 7, S. 435 — 15. (16.) März 1785 — falsch angegeben ist. Nach dem Todtenbuch von St. Sebald wurde er am 22. März 1786 begraben, und war aller Wahrscheinlichkeit nach zwei Tage vorher — 20. März — gestorben. Mummenhoff.

Zeidler: Melchior Z., protestantischer Theolog und Philosoph, † 1686. Z. gehört zu den Theologen, welche an der Königsberger Universität im siebzehnten Jahrhunderte den Calixtinischen Synkretismus vertraten. Bedeutender aber und nachhaltiger war seine Wirksamkeit als Vertreter des Aristotelismus in der Philosophie. Er wurde geboren am 16. Februar 1630 in Königsberg, erhielt die Magisterwürde in Jena und wirkte seit 1658 als Professor ordinarius der Logik und Metaphysik an der Universität und zugleich als zweiter Hofprediger an der Schloßkirche zu Königsberg. 1663 legte er die philosophische Professur nieder und wurde zweiter ordentlicher Professor in der theologischen Facultät. 1675 am 18. Juli promovirte er als Dr. theol., ward 1681 Pastor am Dom und Beisitzer des Consistoriums, starb aber schon am 10. December 1686.

Kirchengeschichtlich hat Z. Aufmerksamkeit erregt durch seine Begünstigung des Synkretismus an der Universität und in der Kirche zu Königsberg. Im Jahre 1668 wollte er in Gemeinschaft mit dem ebenfalls und sehr entschieden synkretistischen Professor Dreier im Königsberger Studentenconvict, „Communität" genannt, das vierzigtägige Fasten einführen. Dreier hatte vorgeschlagen, daß in der „Communität" Freitags und Mittwochs oder Sonnabends durchgehends, dazu in der vierzigtägigen Fastenzeit den Studenten selten oder gar nicht Fleisch zu essen gegeben werden sollte. Z. stimmte diesem Votum zu, weil man dafür sorgen müsse, daß die Studenten sich nach den Gesetzen und Gewohnheiten der ältesten Kirche richten, da sie unser aller Mutter sei und als solche Ehrfurcht und Gehorsam zu beanspruchen habe. (Arnoldt's Kirchengeschichte s. unten S. 601.) Eine zweite Differenz betraf die Verrichtung der Taufhandlung aus Anlaß der Streitfrage, ob die kleinen Kinder, wie man sie insgemein taufe, wirkliche Sünde haben, worüber Z. 1669 eine Dissertation „de peccato actuali infantum" und 1670 dazu eine „appendix" veröffentlichte. (Näheres darüber bei Hartknoch, Pr. Kirchenhist., S. 636 ff. und D. H. Arnoldt, a. a. O., S. 602.) Welche Controversen er in seinen Vorlesungen behandelt, ersieht man aus den „Theses", welche Hartknoch in seiner Kirchenhistoria (s. unten) S. 634 bis 636 mittheilt. Als Philosoph hat sich Z. um die Pflege der aristotelischen Philosophie an der Universität Königsberg hoch verdient gemacht; er soll an Einsicht in diese Philosophie damals keinen seines gleichen gehabt haben (Brucker, histor. philos., IV. Bd., I. Th., S. 334). Von diesem Standpunkte aus schrieb er auch eine „Rhetorica ecclesiastica" (Königsberg 1672—80, neue Ausg. 1704), in welcher er die analytische Methode empfahl; dieselbe wurde auch als die sogenannte Zeidlersche Methode im ganzen Lande üblich. Ausführliche Analyse dieser Schrift bei Pisanski (s. unten) S. 349 f. Sein Bestreben, deutlich zu schreiben, ließ seine Darstellung meistens sehr breit und weitschweifig werden.

Schriften: Außer den genannten noch „Prodromus introductioni in lectionem Aristotelis praemissus" (Königsberg 1680, eine allgemeine Einleitung in die aristotelische Philosophie); „Introductio in lectionem Aristotelis, causas aperiens obscuritatis in hoc philosopho, quoad verba pariter ac res necnon modum ambo tractandi et remedia eius circa singula ista suggerens" (Königsberg 1681. Apologie für Aristoteles und Hermeneutik seiner Schriften, die von der Be-

schuldigung der Dunkelheit gerettet werden); „Analytica sive de variis sciendi generibus et mediis eo perveniendi libri III“ (Königsberg 1676, editio priori auctior et emendatior); „De genuino Veterum docendi modo, exoterico et acroamatico sive, quod idem est, dialectico et accuratiore analytico“ (Königsberg 1685); „Keddius refutatus oder Examen des Examinis über die lutherische Religion P. Jodoci Kedd, eines Jesuiten, in welchem er die lutherische Religion und Kirche vermeynet mit unwidertreiblichen Gründen bestritten und übermeistert zu haben, deren Richtigkeit aber in folgender Schrift gezeiget worden“ (Königsberg 1686. Geschrieben mit dem Vorurtheil von der Untrüglichkeit der alten Kirche: was von den ökumenischen Concilien als wahr angenommen sei, dürfe nicht disputirt oder gar in Zweifel gezogen werden); „Lutherus defensus d. i. Widerlegung des Büchleins, welches den Titel führt eines falschgenannten Johannis Angeli Praedicanten-Berufs ꝛc.“ (Königsberg 1687. 5 Alphab. und 12 Bog., eine weitläufige Vertheidigung der lutherischen Kirche, erläutert durch Zeugnisse aus den Kirchenvätern); „Refutatio Tubae pacis h. e. Detersio suspicionis, qua ipsum apud suos, quasi Papatui faveret, aspergere sibi volupe duxit Matthaeus Praetorius“ (Helmst. 1688); „Notae et animadversiones in Scrutatorem veritatis“ (Helmst. 1689); „Tractatus de polygamia et disquisitio de matrimonio cum sorore uxoris defunctae“ (1690. Polygamie durch das Neue Testament verboten; Ehe mit der Schwester der verstorbenen Ehefrau solle erlaubt werden). (Die drei zuletzt genannten Schriften sind erst nach Zeidler's Tode aus dessen Manuscripten herausgegeben.) Dazu „Homiliae selectae in duas partes divisae. Pars I in Evangelia dominicarum. Pars II in Evangelia festorum. Opus posthumum etc.“ (Königsberg 1702, 6 Alphab. und 7 Bog.). Andere minder bedeutende Schriften bei Arnoldt, Historie II, S. 384 f.

Vgl. G. C. Pisanski, Entwurf einer preußischen Litterärgeschichte in vier Büchern (1790, gedruckt Königsberg, Hartung 1886), wo sich an vielen Stellen (cf. p. 722) Analysen aller seiner wichtigsten Schriften finden. Dazu Nachrichten über sein Leben bei Christ. Hartknoch, Preußische Kirchen-Historie 1686, S. 633—646, wiederholt bei D. H. Arnoldt, Kurzgefaßte Kirchengeschichte des Königreichs Preußen (Königsberg 1769). Derselbe (Arnoldt), Historie der Königsbergischen Universität, 2. Theil (Königsberg 1746, S. 173, 179, 383 und die Zusätze dazu S. 34 und 67 f. Derselbe (Arnoldt), Nachrichten von allen in Ostpreußen gestandenen Predigern, (Königsberg 1777, S. 12, 48). — Unschuldige Nachrichten 1740, S. 546 ff., wo auch Zeidler's Bildniß vorkommt. Dazu Jöcher, Gelehrten-Lexicon und (Zedler's) Universallexicon s. v. P. Tschackert.

Zeidlmayr: Venerandus Z., Franciscaner, † zu München am 17. März 1746. Z. war aus Berchtesgaden gebürtig. Er widmete sich ursprünglich der Rechtswissenschaft, die er in Salzburg studirte, und wurde Rath und später Kanzler (Kanzleidirector) des Fürstpropstes von Berchtesgaden, in welcher Eigenschaft er sich den Ruf eines hervorragenden Rechtsgelehrten erwarb. In reiferen Jahren aber wandte er sich der Theologie zu, legte sein Amt nieder und ließ sich im J. 1715 zum Priester weihen. Bald darauf, am 6. October 1715, trat er in den Franciscanerorden ein, im Alter von 45 Jahren. Auch im Orden entfaltete er eine seiner besonderen Begabung entsprechende unermüdliche Thätigkeit; vor allem übernahm er die Arbeit, das Archiv der bairischen Ordensprovinz zu München zu ordnen; ebenso brachte er das Archiv des Klosters der Clarissen am Anger zu München in Ordnung. Zeitweilig versah er die Aemter eines Custos und Definitors der Provinz und wurde Provinzchronolog. Die Wahl zum Ordensprovinzial lehnte er aus Demuth ab. — Z. verfaßte mehrere Schriften zu Erbauungszwecken: „Ein Büchlein zum Gebrauch des dritten

Ordens des hl. Franciscus“ (München 1728); „Lebensbeschreibung des hl. Jakob de Marchia und Franz Solanus aus dem Franciscanerorden“ (München 1728); „Leben der hl. Margarita von Cortona“ (München 1729); „Geistliche Uebungen und Betrachtungen“ (München 1731; 2. Aufl. 1737); „Ein Büchlein zur andächtigen Besuchung des hl. Kreuzweges“ (München 1736). Ferner gab er heraus die „Reisebeschreibung des baierischen Franciscaners P. Valentin Rist“ (München 1736).

Vigilius Greiderer, Germania Franciscana, T. II (1781), 403, 425 s. — Cl. A. Baader, Lexicon verstorbener baierischer Schriftsteller, Bd. I, 2, (1824), S. 358 f. — P. Minges, Geschichte der Franciscaner in Baiern (München 1896), S. 150. Lauchert.

Zeiller: Martin Z., deutscher Reiseschriftsteller und Geograph des 17. Jahrhunderts, ist am 17. April 1589 im obersteyerischen Orte Räuthen bei Murau geboren, wo sein gleichnamiger Vater, ein Schüler Melanchthon's als evangelischer Pfarrer wirkte, bis er als ein Opfer der Gegenreformation aus dem Lande verwiesen wurde. Der ältere Z. lebte dann als Pestilenzprediger in Ulm, wo er 82 Jahre alt 1609 starb. Diese Schicksale des Vaters wirkten natürlich auch auf die Lebensverhältnisse und Entwicklung des jüngeren Z. zurück. Von seinem Geburtsort kam der durch einen Unfall einäugig gewordene mit seinem Vater nach Ulm und blieb daselbst bis 1680, als er zum Besuche der Universität nach Wittenberg abging. Väterliche Verbindungen und Beziehungen mögen es wol auch gewesen sein, die ihn wieder in die österreichischen Lande und seine engere Heimath brachten. Zuerst kam er nach Linz, wo er als Hofmeister einer größeren Anzahl junger Adeliger, vorübergehend auch als Lehrer an der dortigen öffentlichen Schule fungirte. Nach kleineren Reisen mit seinen jungen Pflegebefohlenen wurde er, als sich dieser Kreis von Schülern auflöste, von seinem Gönner, dem Grafen von Tattenbach, nach dem Herrschaftssitze Zeiller berufen, wo er sich der Ausbildung der beiden jungen Grafen Tattenbach widmen und sie auf ihren ausgedehnten Bildungsreisen begleiten sollte. Volle zehn Jahre stand er in diesem Dienste, um dann bei anderen Adelsgeschlechtern die gleichen Aufgaben zu lösen. So führte Z. ein Leben, das damals vielen Gelehrten beschieden war, als Hofmeister an eine gesellschaftlich untergeordnete Stellung gebunden, aber durch die reichen Zöglinge in die Lage gebracht, behaglich große Reisen zu unternehmen, die damals in der Regel dem Führer lehrreicher waren, als den Geführten. Mit dem Sohne des österreichischen Statthalters von Schwanenberg und dem eines anderen Adeligen, die er beide zuerst auf die adelige Landschule in Linz gebracht hatte, unternahm er neue Reisen, bis er 1628 seine Italienfahrt antrat, die schon um jene Zeit als wesentliches Fortbildungsmittel des Gelehrten galt. Längere Zeit weilte er in Venedig, ebenso in Padua, wo ihn die „Deutsche Nation“ mit dem Amte eines Syndicus der juristischen Facultät betraute. Als seine Zöglinge 1629 in die Heimath zurückkehrten, gab er diese Stellung auf und reiste nach Ulm, wo er sich dauernd niederließ, einen eigenen Hausstand begründete und als Verwalter verschiedener, geringe Mühe beanspruchender Aemter, zuerst 1633 als Oberaufseher des Gymnasiums, 1641 als Censor historisch-philosophischer Schriften, 1643 als Inspector der deutschen Schulen ein behagliches Leben führte, das er mit einer reichen litterarischen Production ausfüllte. — Z. galt bald, infolge seines ausgedehnten schriftstellerischen Wirkens als eine deutsche Berühmtheit. Gelehrte, Staatsmänner und Fürsten unterließen es nie, ihn auf ihrer Durchreise in Ulm aufzusuchen. Als er am 6. October 1661 als 73jähriger Mann starb, war sein Ruf als vielseitiger gelehrter Schriftsteller auch über die vaterländischen Grenzen hinaus fest begründet.

Aber trotz seinem unermüdlichen litterarischen Wirken ist es nicht leicht, sich eine klare Vorstellung von Zeiller's geistiger Individualität zu machen. Bei Persönlichkeiten ohne scharf ausgeprägten künstlerischen oder litterarischen Charakter ist im 17. Jahrhundert zumeist jede freiere Regung des Individuums durch die öde polyhistorische Richtung der Wissenschaft und Prosalitteratur von vornherein unterdrückt worden. Gelehrte und Dichter haben damals ihre persönliche Eigenart nur dann entwickeln können, wenn sie aus Neigung oder Beruf in die Lage kamen, das religiöse Leben und Empfinden auf sich wirken zu lassen. In der geistig bewegten Atmosphäre der geistlichen Litteratur konnten sie als Kirchenliederdichter, als Homileten, Apologetiker oder Polemiker sich frei entfalten. Jede andere litterarische Beschäftigung ging, abgesehen von der Lyrik und spärlichen Dramatik, im todten Compiliren auf. Die Wissenschaft gab sich zumeist zufrieden, aus vielen alten ein neues Buch zu liefern. Und diese Zustände bestimmten nun das Schaffen Martin Zeiller's, der auch nicht viel Besseres geschaffen als viele mitstrebende Zeitgenossen, und sich nicht durch litterarische Originalität, sondern nur durch die Zahl seiner Werke, durch die bewundernswerthe Ausdauer in seiner compilatorischen Thätigkeit aus der Vergessenheit in die spätere Zeit hinübergerettet hat.

Z. hat als Reiseschriftsteller einen die Grenzen Deutschlands weit überschreitenden Ruhm genossen, aber seine Schilderungen von Land und Leuten, geschichtlichen und topographischen Verhältnissen, baut er nur auf Materialien auf, die seine Vorgänger mühselig herbeigeschleppt haben. Er war so sehr im Banne des gedruckten Stoffes befangen, daß er selbst dort, wo er aus schriftlichen Quellen schöpfen konnte, daß er selbst in der Beschreibung von Ländern, die er bereist hat, selten ein selbständiges Urtheil, eine vom Herkömmlichen abweichende Anschauung vorzutragen wagt. Es galt für gelehrter, ein Citat anzubringen, als eine eigene Meinung zu haben. Es ist daher unerklärlich, wie unter solchen Umständen schon bei den Zeitgenossen Bedenken gegen seine Glaubwürdigkeit auftauchen konnten. Wie trostlos ist Zeiller's „Itinerarium Italiae Nov-antiquae oder Raißbeschreibung durch Italien" (Frankfurt a. M. 1640, bei Merian), wenn man dabei an Montaigne's Tagebuch seiner Italienreise denkt. Mit zusammengebettelten, von Anderen gemünzten Wendungen wird eine kühle Bewunderung ohne innere Antheilnahme geäußert. Wie die meisten seiner Vorgänger verräth er mehr Freude an den Curiositäten, Künsteleien und Spielereien gewerblicher Kleinkunst als an den unvergänglichen Werken der großen Meister. Aus oberflächlichem gelehrten Interesse wird hie und da auf eine antike Statue hingewiesen, von Michel Angelo kennt er nur den Moses und das jüngste Gericht, bei dem ihm offenbar nur die gewaltigen Dimensionen sehenswerth erschienen. Raphael wird nicht erwähnt, dagegen ein Altar aus Pfauenfedern, Straußeneier, in denen die Passion eingeritzt wird, mit breitem Behagen aufgezählt. Den Raritäten und Curiositäten galt sein Interesse. Weder Kunst noch Natur erregen ihn gemüthlich, und ganz der eigenartigen Entwicklung der Naturgefühle im 17. Jahrhundert entsprechend entlockt ihm ein künstlich zugestutzter Garten mehr Bewunderung als der herrlichste Zauber südlicher Landschaft.

Aber während hier noch ab und zu ein eigenes Erlebniß, eine eigene Erfahrung durchschimmern, sind die anderen zahllosen Itinerare, die er für fast alle europäischen Länder fingerfertig schrieb und die oft in vielen Auflagen erschienen, noch unselbständiger und werden mehr durch ihre Existenz als Belege für den gesteigerten Reiseverkehr, wie durch ihren Inhalt bemerkenswerth. Aber gerade die Raschheit und Leichtigkeit, mit der er das gesammelte historisch-topographische Material zu abgeschlossenen viel gelesenen Darstellungen verarbeitete, machten ihn zum berufensten Mann, als der berühmte Künstler und geniale

Buchhändler Merian eine Hilfskraft für die Texte seiner topographisch-künstlerischen Darstellungen brauchte. Für die Meriansche Topographie hat nun Z. eine Reihe von Textbüchern geliefert, die durch zweckdienliche Anordnung, geschickte Auswahl des mitzutheilenden sich vortheilhaft von den Leistungen der anderen Mitarbeiter abheben. Neben einer großen Reihe deutscher Staaten hat Z. auch Frankreich in der Topographia Galliae behandelt.

Aus dieser fast überreichen Production von geographischen Werken und Itineraren verdient nur noch ein Buch Erwähnung, d. i. sein „Fidus Achates, oder der getreue Rayßgefährt samt einem Bedenken, wie die Raysen wol und nützlich anzustellen seynd“ (Ulm 1651 und öfter), das mit seinem Verzeichniß von Reiserouten durch Europa und praktischen Anweisungen und Rathschlägen für Reisende, nicht mit Unrecht der „erste Baedeker in deutscher Sprache“ genannt wurde.

Z. greift in seiner Vielschreiberei auch in das Gebiet der schöngeistigen Litteratur über. Die in seinen Werken verstreuten Epigramme haben mehr gnomischen als satirischen Charakter. Die vielgelesene Uebersetzung von Rosset's Theatrum tragicum war mit ihren novellistischen Skizzen nicht nur ein beliebtes Unterhaltungsbuch, sondern auch eine viel ausgenützte Stoffquelle für andere Autoren. Seine Uebertragung von Garon's Le Chasse-Ennuy wurde eine vielgelesene Schwanksammlung. Am meisten aber entfaltete sich der polyhistorische Zug von Zeiller's Wesen in den eigenen belletristischen Schriften, die nichts als gelehrte Trödelbuden sind, in denen zur Bildung und Unterhaltung der Leser der ganze Bildungsstoff der Zeit systemlos zusammengetragen wird. Allerlei anekdotischer Kram, Collectanea aus allen Gebieten der menschlichen Interessen, Curiosa aus den Gebieten des Wissens und Lebens, Miscellanea, Gelehrtes und Unterhaltendes wird in buntester Folge aufgetischt. Unter diesen Sammelschriften haben die wiederholt aufgelegten „Epistel“-Sammlungen den meisten Beifall gefunden, obgleich sie ebenso ungeordnet wie die anderen, Berichte über Mißgeburten, Gelehrtengeschichte, polyglotte Reisegespräche, Notizen über Wünschelruthen und tausend anderes durcheinander gewürfelt dem Leser bieten. — Und diese Vermischung von nützlichem und polyhistorischem Kram ist auch charakteristisch für die ganze Geistesrichtung Zeiller's. Sie stempelt ihn zu einem typischen Vertreter jener gelehrten Vielschreiber des 17. Jahrhunderts, die durch die Menge des mühselig zusammengetragenen Stoffes in ihren Büchern das zu ersetzen suchen, was ihnen an Einbildungskraft und geistiger Eigenart abging.

Joerdens, Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. V, S. 598—602.

Max von Waldberg.

Zeis: Eduard Z., deutscher Wundarzt, geboren am 1. October 1807 in Dresden, vollführte seine medicinischen Studien seit 1827 in Leipzig und seit 1829 in Bonn. Hier hörte er unter anderem chirurgische und Augenkrankheiten bei Ph. F. v. Walther (1782—1849), dem er nach München folgte, als dieser an die Hochschule München zurückberufen und zugleich zum Leibarzt ernannt wurde. 1830 ging Z. nach Leipzig zurück, um hier 1832 seine Studien zu beenden. Hierauf ging er nach Dresden und übte die chirurgische Praxis aus. 1844 erhielt Z. einen Ruf nach Marburg als ordentlicher Professor der Chirurgie und Director der chirurgischen Klinik. Nach einer sechsjährigen kampf- und enttäuschungsreichen Zeit betrachtete er es als ein Glück, 1850 als Oberarzt der chirurgischen Abtheilung des Dresdner Stadtkrankenhauses in seine Vaterstadt zurückgerufen zu werden. An wissenschaftlichen Arbeiten, von denen besonders die über plastische Chirurgie allgemein anerkannt worden sind, veröffentlichte er in der Hauptsache folgende: „Handbuch der plastischen Chirurgie“ (Berlin 1838); „Abhandlungen aus dem Gebiete der Chirurgie“ (Leipzig 1845); „De nova

cheiloplasticae instituendae methodo“ (Marburg 1845); „Der Assistent oder die Kunst, bei chir. Operationen zu assistiren“ (Leipzig 1846); „Die Abtragung des Gelenkknorpels bei Exarticulationen“ (Marburg 1848); „Beiträge zur pathol. Anatomie und Pathologie des Hüftgelenks“, N. Acta Ac. Leop. Car. 1851, XXIII, 1.; „Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Stadtkrankenhause zu Dresden“, 2 Hefte (Dresden 1852 und 1853); „Beschreibung mehrerer kranker Knochen vorweltlicher Thiere“ (Leipzig 1856); „Ueber die Fractur des Proc. coronoideus ulna und über die bisweilen daraus hervorgehende Luxation des oberen Endes des Radius“, als Manuskript g. (Dresden 1859); „Die permanenten oder prolongirten Localbäder bei verschiedenen örtlichen Krankheiten“, (Leipzig 1860); „Rede zum Gedächtniß des Dr. F. A. v. Ammon“ (Dresden 1861); „Die Litteratur und Geschichte der plastischen Chirurgie“ (Leipzig 1863, mit Nachträgen von 1864); „Ueber die Heilung des intracapsulären Schenkelhalsbruches durch Knochencallus“ (Dresden 1864); „Ueber Hospitalbrand“ (Dresden 1868). Außer diesen selbständigen Schriften finden sich aus Zeis’ Feder zahlreiche Beiträge in Schmidt’s Jahrbüchern, in der v. Ammonschen Zeitschrift und in v. Langenbeck’s Archiv. So nimmt Z. einen hervorragenden Platz unter den Wundärzten seiner Zeit ein. Freilich haben ihm viele seiner Zeitgenossen diesen Platz nicht zuerkannt — eine Thatsache, die sich nicht durch seine wissenschaftliche Seite, wol aber durch seine menschlichen Schwächen erklärt. Sein Wesen war von einer Reizbarkeit beherrscht, die schon auf geringe Anlässe zu offen und zu laut antwortete. Andererseits wird Menschenfreundlichkeit und Treuherzigkeit unter seinen guten Eigenschaften besonders hervorgehoben. Sein arbeits- und sorgenreiches Leben hat er am 28. Juni 1868 beschlossen.

M. Bille, Nekrolog d. Prof. Dr. E. Zeis, in Sitzungsberichte der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden 1868/69, Dresden 1869. — Winter, Biogr. Lexicon VI, 1888. H. Frölich.

Wieland *): Johann Heinrich W. stammte aus einer Baseler Familie, welche schon im 17. und 18. Jahrhundert der Stadt Basel eine Anzahl tüchtiger Männer geliefert hatte. Der Ahnherr Hans Konrad Wieland aus Mülhausen erhielt 1587 das Basler Bürgerrecht und bekleidete in seiner neuen Heimath die Stelle eines Stadtschreibers in der kleinen Stadt. Mehrere seiner Nachkommen traten in fremde Dienste, einem Zuge folgend, welcher der Familie bis in die jüngste Zeit eigen geblieben ist.

Dem Studium der Theologie hingegen widmete sich Johann Heinrich W., der Vater des spätern Bürgermeisters, er wurde zuerst Pfarrer zu Rosenweiler bei Straßburg, bis er 1753 zum Prediger in dem jetzt basellandschaftlichen Städtchen Waldenburg ernannt wurde. 1760 erhielt er einen Ruf an die Petersgemeinde seiner Vaterstadt, welche Stelle er bis zu seinem 1769 erfolgten Tode bekleidete. Verheirathet war Pfarrer W. mit Dorothea Buxtorf, aus welcher Ehe am 14. Februar 1758 zu Waldenburg Johann Heinrich als das fünfte von sieben Kindern geboren wurde. Nach des Vaters Tod leitete die Mutter die Erziehung der Kinder, von denen Johann Heinrich für das Studium der Jurisprudenz und für den Staatsdienst bestimmt wurde. Nach Absolvirung des Gymnasiums

*) Zu Bd. XLII, S. 399.

wurde der junge W. 1770 an der Basler Universität immatriculirt, welche Anstalt damals viel von ihrem frühern Ruhm eingebüßt hatte; mehr daher als die Fachprofessoren mögen auf den angehenden Juristen die Schriften und wol auch der persönliche Umgang des Philanthropen Isaac Iselin eingewirkt haben. In Basel erlangte W. den Grad eines Licentiaten, darauf begab er sich nach Genf und von da nach Colmar, wo er in der berühmten Kriegsschule des Dichters Gottlieb Konrad Pfeffel eine Anstellung als Privatsecretär gefunden hat. Dieser Aufenthalt in Colmar war für W. von der nachhaltigsten Bedeutung; Pfeffel wurde sein väterlicher Freund, und durch ihn lernte er eine Menge von Männern kennen, welche in den verschiedensten Stellungen thätig, an der Spitze der damaligen geistigen Bewegung standen.

Was in Basel, Genf und Colmar begonnen worden war, fand in Göttingen, wo W. noch ein weiteres Jahr zubrachte, seinen Abschluß. Von der deutschen Universität kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er in seinem vierundzwanzigsten Jahre die politische Laufbahn mit der Stelle eines Kanzlisten begann. Nicht ohne Einfluß auf die künftige Stellung Wieland's ist es gewesen, daß in dem nämlichen Jahre nach dem Tode Iselin's Peter Ochs als Rathsschreiber die Leitung der Kanzlei übernahm. 1786 wurde W. Schultheiß des Gerichts, als welcher er in dem aus zwölf Beisitzern bestehenden Civilgericht den Vorsitz führte, wenn das Streitobject den Werth von wenigstens zehn Pfund betrug. Um dieselbe Zeit erlangte er auch den Grad eines Doctor juris und vermählte er sich mit Valeria Weiß, einer Verwandten von Peter Ochs. Allein schon nach zwei Jahren starb die Gattin, sodaß 1790 W. sich zum zweiten Male verheirathete und zwar mit Maria Schweighauser, der Tochter des Rathsherrn Johannes Schweighauser, Besitzers einer angesehenen Buchdruckerei. Zu diesem seinem Schwiegervater trat W. in die engsten Beziehungen, obschon im Laufe der Zeit die politischen Ansichten der Beiden wesentlich auseinander gingen. Die Ehe mit Maria Schweighauser war eine überaus glückliche. Gesunder Humor und heitere Lebenslust gehörten zu den hauptsächlichsten Eigenschaften der Ehefrau, welche sie bis in ihr hohes Alter — sie starb erst 1851 — bewahrt hat. Ruhig und gelassen nahm sie das Ungemach des Lebens auf und verstand es, Widerwärtigkeiten dem Gatten aus dem Wege zu schaffen, so daß er mit ganzer Kraft den Pflichten seiner Stellung und seines Amtes obliegen konnte. Aus dieser Ehe sind fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, hervorgegangen.

Neun Jahre bekleidete W. die Stelle eines Schultheißen, während welcher Zeit er sich im Verein mit Peter Ochs und Lukas Le Grand um das Basler Schulwesen und seine Verbesserung sehr verdient gemacht hat, dann wurde ihm 1795 vom Rathe das Amt eines Stadtschreibers von Liestal übertragen, welches für eine der begehrtesten Staatsstellen galt. Auch erhielt W. in der kleinen Landstadt die beste Einsicht in die Denkweise der Unterthanen zu einer Zeit, da sich die Folgen der französischen Revolution allenthalben in der Schweiz anfingen bemerklich zu machen. Liestal war stets ein Ort gewesen, wo freiere revolutionäre Anschauungen einen fruchtbaren Boden gefunden hatten. Zwar waren die politischen Zustände im Kanton Basel nicht schlimmer und nicht besser als in den übrigen Kantonen mit Zunftregiment. Ein erbliches Patriciat bestand nicht; allein dennoch befanden sich fast alle einflußreichen Aemter in den Händen verhältnißmäßig weniger, durch Industrie und Handel reich gewordener Familien. Dem Mittelstand wurden im allgemeinen die Schul- und Pfarrstellen überlassen, und den Handwerkern räumte man allerdings ohne gesetzliche Normirung einige Landvogteien ein, um sie bei guter Laune zu erhalten. Auch wurde durch eine schützende Gesetzgebung dafür gesorgt, daß die Leute bei ihrem Gewerbe so viel verdienten, als nöthig war, um sich und die Ihrigen ordentlich

durchzubringen. Eine höhere Bildung in französischem Geiste fand sich nur in den vornehmern Kreisen; die Universität wurde vernachlässigt und zum guten Theil dazu benützt, um jüngere Söhne anständig zu versorgen. In der Kirche, wo früher die alte Orthodoxie und der Pietismus sich bekämpft hatten, hatte letzterer den Sieg davongetragen und schickte sich nun an, auch über seinen neuen Gegner, den Rationalismus, Meister zu werden. Die Landschaft war von jeder Theilnahme an dem politischen Leben ausgeschlossen, sie war durch die Stadt vollkommen bevormundet, wobei jedoch nicht verschwiegen sein soll, daß von oben herab manche Verbesserung in der wirthschaftlichen Lage des Bauernstandes erstrebt und durchgeführt wurde.

Unter solchen Umständen wurde es dem französischen Directorium, das allerdings nicht von reinen Absichten geleitet war, nicht schwer, den Umsturz der alten Eidgenossenschaft durchzusetzen, besonders da an manchen Orten und so gerade auch in Basel eine Anzahl jüngerer für die neuen Ideen begeisterter Männer den Wünschen des Nachbarlandes in weitgehender Weise entgegenkam. Zu diesen Freunden der Neuerungen gehörte auch Johann Heinrich W. Die Revolution des Kantons Basel vollzog sich auf ruhige Weise, indem die bisher regierenden Behörden einsahen, daß die Forderung des Landvolkes, welches politische Gleichheit und eine auf der Kopfzahl beruhende Repräsentativverfassung begehrte, auf die Dauer nicht könne abgeschlagen werden. So wurde ohne wesentliche Anwendung von Gewalt eine neue den Wünschen des Landes sowol als denjenigen der liberalen Stadtbürger entsprechende Verfassung eingeführt mit einer Nationalversammlung an der Spitze, die freilich nur ein sehr kurzes Leben fristete, indem schon nach wenigen Wochen im April 1798 auch in Basel die helvetische Einheitsverfassung eingeführt wurde.

Während der Zeit der Bewegung in den ersten Wochen des Jahres war W. nicht besonders hervorgetreten. Seine Briefe zeigen, daß er die alte Regierung auf dem Laufenden erhielt und einer den Wünschen des Landes entsprechenden Verfassung das Wort redete. Er mahnte voll Besorgniß, man solle die nöthigen Verbesserungen nicht mehr hinausschieben, da sonst die Bewegung einen gefährlichen Charakter annehmen und eine unerwünschte Einmischung des Auslandes eintreten dürfte. Auch in Liestal selbst hat W. einen sehr wohlthätigen mäßigenden Einfluß ausgeübt. Nachdem nun aber die Revolution den Sieg davongetragen hatte, betheiligte sich der ehemalige Stadtschreiber von Liestal auf das lebhafteste an dem Gang der Dinge. Am 2. Februar wurde W. von seinen Mitbürgern zum Mitglied der Basler Nationalversammlung gewählt, als solcher gehörte er dem Justiz- und dem Constitutionscomité an, wozu noch einige weniger wichtige Aemter kamen. Sodann wurde W. im Verein mit Peter Ochs und Wernhard Huber zu den französischen Generalen Brune und Schauenburg gesandt, sowie in die Kantone Bern, Solothurn und Freiburg, um einerseits die Generale von dem Gedanken einer Theilung der Schweiz abzubringen und andrerseits die westlichen Kantone für die Annahme der helvetischen Verfassung zu gewinnen, wodurch allein unter den vorhandenen Umständen die Schweiz zu retten war. Die Bemühungen der Basler Gesandtschaft waren von Erfolg gekrönt, indem Brune das Theilungsproject aufgab. Auch fanden die Basler in Solothurn und in Lausanne eine sehr sympathische Aufnahme.

Wol als eine Anerkennung für die geleisteten Dienste ist es zu betrachten, wenn W. am 2. April zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt wurde; als solcher hielt er am 18. April eine Rede, in welcher er unverhohlen seiner Freude über den neuen Zustand der Dinge Ausdruck verlieh und die Regierungsgeschäfte den helvetischen Behörden abtrat.

Auch bei den Wahlen nach Einführung der neuen Verfassung wurde W. zu Ehren gezogen, indem ihm die Stelle eines Präsidenten der Basler Verwaltungskammer übertragen wurde. Es war dies keine leichte Stelle, die den gewissenhaften Mann und aufrichtigen Eidgenossen in die schwierigste Lage versetzen und ihn mehr als einmal in seinen revolutionären Ueberzeugungen wankend machen mußte; denn die Hand Frankreichs lag schwer auf dem Lande, und auch Basel hatte viel zu leiden und endlich stellte sich gar bald deutlich genug heraus, daß die neue helvetische Verfassung in vielen Dingen zu radical und unhistorisch vorgegangen war, und daß eine Modification derselben, die aber Frankreich nicht zugab, höchst nothwendig gewesen wäre. Ein Glück war es für W., daß er in Licentiat Schmid einen Regierungsstatthalter in Basel zur Seite hatte, dessen geistige und ethische Eigenschaften außer Zweifel standen. Hauptsächlich war die Ausscheidung des Staatsgutes von dem Gemeindevermögen mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und die versuchten Uebergriffe der helvetischen Regierung erschwerten W. seine Thätigkeit so sehr, daß er in einem Briefe sagt, er sei noch bei keinem Amte demüthiger geblieben als in dieser Stellung. Trotz alledem aber ist W. auf seinem Posten geblieben, bis er 1801 zum Regierungsstatthalter des Kantons Basel ernannt wurde, welche Stelle er jedoch nicht sehr lange bekleidete, da er am 28. October 1801 zum helvetischen Senator gewählt wurde; später gehörte er zu den Notabeln, welche die sogenannte zweite helvetische Verfassung zu berathen hatten, und schließlich wurde er im Sommer 1802 helvetischer Finanzminister, welche Beamtungen ihn zwangen, zu Ende des Jahres 1801 nach Bern überzusiedeln.

Aus den Briefen, die W. damals nach Basel schrieb, sieht man, daß er infolge der schweren Schicksale, die sein Vaterland in den letzten Jahren betroffen hatten, seine Ideen und Anschauungen über Politik einer gründlichen Revision unterzogen hatte. Er hielt zwar immer noch fest an den Hauptterrungenschaften der Revolution und trat allen Gelüsten nach Wiederherstellung der alten Aristokratie und Oligarchie entschieden entgegen. Allein die Durchführung absoluter Einheit auf Kosten der Kantone fand in ihm keinen Befürworter mehr und er wünschte einen Zustand herbei, der den Kantonen eine größere Selbstständigkeit gewähren sollte, ohne daß die Centralgewalt zur Bedeutungslosigkeit hinuntergedrückt würde.

In diesem Sinn und Geist, der ihm mehrfach die heftigsten Vorwürfe von links und rechts zugezogen hat, arbeitete W. in Bern als Senator und zuletzt als helvetischer Finanzminister. Bei der allerorts sich erhebenden Contrerevolution, der sich im September auch Basel angeschlossen hatte, und die W. durchaus nicht gebilligt hat, sah er keinen andern Ausweg als die Vermittlung des ersten Consuls, die ja dann auch eintrat und W. aus seiner peinlichen Lage von seiner „Galeere“, wie er sich selbst ausdrückt, befreite. Im Frühling 1803 kehrte er nach Basel zurück, um als Mitglied der Regierungscommission den Uebergang von der Helvetik zu der Vermittlungsverfassung durchführen zu helfen.

Während der Mediationszeit bekleidete W. die Stelle eines Staatsschreibers in Basel. Das Amt war ein sehr wichtiges, gerade in jenen Jahren der Mediation, da es sich für die Kantone darum handelte, nach den Stürmen der Revolution wieder in ein ruhiges Fahrwasser zurückzukehren, und zugleich Frankreich gegenüber diejenige Gefügigkeit an den Tag zu legen, welche das Land allein vor völliger Annexion retten konnte. W. galt stets als ein Anhänger der neuen Ordnung der Dinge, und die Aristokraten haben ihm nie seine Betheiligung an der Revolution ganz verziehen; allein er war ein Mann der Mitte geworden, weshalb auch, als im J. 1812 die Stelle eines Bürgermeisters

neu zu besetzen war, er an diesen höchsten Posten seiner Vaterstadt berufen wurde. Zwanzig Jahre lang hat er dieses Amt bekleidet. Als Bürgermeister von Basel, als Vertreter dieses Standes auf der Tagsatzung, als Gesandter der Eidgenossenschaft in Paris und Wien hat W. dem engern und weitern Vaterlande große Dienste geleistet. Stets trat er auf als eine vermittelnde Natur, er suchte auch jetzt, ohne seine Jugendideale zu verleugnen, den Forderungen der geänderten Zeit gerecht zu werden. Er ist auch jetzt noch ein eifriger Verfechter einer ansehnlichen Centralgewalt gegenüber den rückschrittlichen Forderungen, wie sie hauptsächlich von den aristokratischen Ständen ausgingen, er steht ein für die politische Gleichberechtigung aller Schweizer, für die Erhaltung der neuen Kantone und für die Neutralität der Schweiz im Kampfe der europäischen Großmächte.

Als nach der Schlacht von Leipzig die zu Zürich versammelte Tagsatzung die Neutralität des Landes beschloß, war W. als Vertreter Basels sehr eifrig dafür, und wurde nun auch mit dem Luzerner Vincenz Rüttimann zu Napoleon abgesandt, um ihm den Beschluß der Tagsatzung zu unterbreiten und zugleich einige Modificationen in dem Verhältniß der Schweiz zu Frankreich herbeizuführen. Hauptsächlich sollte der Rücktritt vom Continentalsystem begründet und eine Aenderung des französischen Werbesystems erzielt werden. Die Aufnahme der Gesandten in Paris war eine äußerst freundliche, und ihren Wünschen wurde Rechnung getragen. Am 12. December 1813 fand die Audienz bei Napoleon statt, bei welcher Gelegenheit W. dem Kaiser versicherte, die Schweiz sei niemals einiger gewesen als jetzt. Da aber Napoleon bei dieser Unterredung noch keine ausdrücklichen Zusicherungen bezüglich der Neutralität der Schweiz gab, so erhielten die Gesandten nachträglich noch eine solche sowol durch Caulaincourt als auch mittelbar durch den Kaiser selbst. W. wurde auch in Paris in seiner Meinung bestärkt, daß in der Schweiz alles geschehen sollte, damit die Neutralität des Landes aufrecht erhalten bleibe; allein seine Vorstellungen fanden bei dem Landammann und bei der Tagsatzung nicht die gewünschte Berücksichtigung, und noch in Paris erfuhr der Basler Bürgermeister den Rückzug der schweizerischen Armee und den darauf erfolgten Einmarsch der Alliirten.

Mit schwerem Herzen kehrte W. in den letzten Tagen des Jahres 1813 in seine Heimath zurück, wo unterdessen mit der Umgestaltung der Dinge durch Abschaffung der Mediationsverfassung begonnen worden war. Anfangs Januar 1814 stattete er in Zürich Bericht ab über seine Pariser Sendung, begab sich dann wieder nach Basel, wo man mit der Revision der Kantonsverfassung beschäftigt war. Er suchte dabei der Reaction soviel als möglich entgegenzutreten, was ihm auch in manchen Stücken gelungen ist. Auch in der eidgenössischen Conferenz zu Zürich, die an Stelle der Tagsatzung für die Uebergangszeit getreten war, that W. sein möglichstes, um die Forderungen der Altgesinnten einzudämmen, weshalb er auch das unbedingte Zutrauen der Kantone Waadt und Aargau, die in ihrer Existenz so sehr bedroht waren, besaß. Als dann diese Conferenz im April zu einer Tagsatzung der neunzehn Kantone sich erweiterte, wurde W. zum Mitglied der Commission erwählt, welche eine neue Verfassung entwerfen und zugleich mit den fremden Ministern unterhandeln sollte, wobei in erster Linie die Wiedervereinigung der durch die Franzosen der Schweiz entrissenen Landestheile zur Sprache kam. Daneben trat W. mit Nachdruck für eine Vergrößerung des Kantons Basel durch Bestandtheile des ehemaligen Bisthums ein, da er von dem gewiß richtigen Satze ausging, es liege durchaus im Interesse Basels ein seiner Größe und Bedeutung entsprechendes Landgebiet um sich zu besitzen. Wenn schließlich auch nach den Bemühungen Wieland's in

Wien nicht mehr für Basel erreicht worden ist, so ist dies jedenfalls nicht seine Schuld.

Mit Eifer befürwortete W. bei den Verfassungsberathungen eine ansehnliche Centralgewalt, für welchen Standpunkt er jedoch nur die neuen Kantone gewinnen konnte, da sowol die Demokratien der innern Schweiz als die Aristokratien allzu zähe an dem Föderativsystem festhielten, und auch die fremden Minister sich für dasselbe aussprachen. Vergeblich war auch der Versuch Wieland's, das Verbot von Sonderbünden zwischen den einzelnen Kantonen in die Verfassung zu bringen, auch in diesem Punkte siegte die absolute Kantonalsouveränetät. Trotz alledem fand der Entwurf bei der Mehrheit der Kantone heftigen Widerspruch, sodaß die Tagsatzung eine neue Commission ernennen mußte, welche die nöthigen Abänderungen an dem Entwurfe vorschlagen sollte, um denselben den renitenten Kantonen mundgerecht zu machen. Auch in dieser Commission hat sich W. als wahren Patrioten gezeigt, indem er den weitgehenden Forderungen verschiedener Kantone, welche nur ihren eignen Vortheil und nicht das Wohl der Gesammtheit im Auge hatten, mit Entschiedenheit entgegentrat. Schließlich wurde der so modificirte Entwurf von der Mehrheit der Kantone angenommen, indem die Ansprüche der einzelnen Stände gegen einander einem Schiedsgericht vorbehalten wurden. Wenn auch in Basel W. der Vorwurf nicht erspart blieb, er habe den Aristokraten und den Urschweizern zu viel Zugeständnisse gemacht, so hatte er doch das volle Zutrauen der neuen Kantone sich erhalten, was sich hauptsächlich darin zeigte, daß er mit Bürgermeister Hans v. Reinhard aus Zürich und Staatsrath v. Montenach aus Freiburg zum Vertreter der Eidgenossenschaft am Wiener Congreß gewählt wurde.

Im September 1814 reiste W. nach Wien, wo er wiederum mit seinen liberalen Ansichten auf große Schwierigkeiten stieß. Die Wünsche der aristokratischen Kantone, die auf eine völlige Herstellung der früheren Zustände hinzielten, schienen ihrer Verwirklichung entgegenzugehen dank der Zustimmung der Mehrzahl der in Wien versammelten Diplomaten, und in der Schweiz selbst konnte jeden Augenblick der Bürgerkrieg ausbrechen. Dazu war die Instruction der Tagsatzung äußerst unbestimmt. Die Schweizer Gesandten sollten den Monarchen für das bewiesene Wohlwollen danken, sollten die Anerkennung der Neutralität des Landes und seiner Verfassung verlangen und ohne jegliche persönliche Voreingenommenheit dem Congreß die Territorialstreitigkeiten der verschiedenen Kantone zur Entscheidung vorlegen; endlich sollten sie eine zweckmäßige Grenze des Landes zu erlangen suchen. Von dem Congreß wurde nun eine Commission zur Verhandlung mit der Schweiz aufgestellt, welcher Stein für Rußland, Humboldt für Preußen, Wessenberg für Oesterreich und Stewart für England angehörten, Capodistria wurde Referent derselben. Auf ihn setzte W. hauptsächlich seine Hoffnungen, die dahin gingen, daß die Commission alle Streitfragen der Schweiz entscheiden möchte, da die Kantone nicht im Stande waren, selbst diese wichtigen Entscheide zu treffen und dadurch die Ruhe im Lande herzustellen. Zu befürchten war, daß, wenn der Congreß nicht eingreife, der innere Krieg ausbreche und die Vernichtung der Selbständigkeit der neuen Kantone herbeiführe. Bei diesen seinen Bestrebungen stieß aber W. auf den heftigsten Widerspruch von Seiten Montenach's.

Die Verhandlungen über alle Punkte so auch über das Schicksal der ehemals graubündnerischen Landschaften Veltlin, Chiavenna und Bormio zogen sich ungemein in die Länge; Specialgesandtschaften einzelner interessirter Kantone thaten das ihrige, um den eidgenössischen Gesandten ihre Aufgabe noch zu erschweren, so daß W. zu Ende December 1814 auf dem Punkte war, nach Zürich zurückzukehren, und nur durch die Bitten Laharpe's von diesem Schritte

abgehalten wurde. Er suchte dann die viele Mußezeit dadurch auszufüllen, daß er jeden Morgen eine lateinische Stunde nahm und sich in Cäsar's Bellum Gallicum vertiefte.

Unter solchen Umständen, als der Congreß sich im Februar aufzulösen drohte, war die Nachricht von dem Erscheinen Napoleon's in Frankreich von der heilsamsten Wirkung gerade auch für die Schweiz, da man einen Vorstoß des Kaisers gegen dieses Land allgemein erwartete. Jetzt wurde auch in der schweizerischen Specialcommission mit neuem Eifer gearbeitet, und es wurden die von Capodistria aufgestellten Grundsätze, die im großen und ganzen mit Wieland's Ansichten übereinstimmten, angenommen. Man erhielt die Anerkennung der Verfassung durch die Großmächte, die Zusicherung der Neutralität, den neuen Kantonen wurde ihr Besitzstand gewährleistet und die Ansprüche der alten sollten mit Geld befriedigt werden. Am 31. März 1814 reisten W. und Montenach von Wien ab; einige Tage später folgte ihnen Reinhard nach. Als sie nach Zürich kamen, fanden sie eine durch Napoleon's Rückkehr bewirkte Einigkeit im Lande vor, die sie in Staunen setzte. Man rüstete, um die Grenzen zu besetzen, wobei die aristokratischen Kantone auf einen Anschluß an die Alliirten und ein offensives Vorgehen gegen Frankreich rechneten, während die übrigen nur eine Vertheidigung der eignen Grenzen im Auge hatten. Bürgermeister W. war natürlich der letzteren Ansicht, drang jedoch mit derselben bei der Tagsatzung nicht durch. Immerhin suchte er der Kriegspartei so viel als möglich entgegenzutreten und von den fremden Gesandten möglichst weitgehende Zusicherungen inbetreff des Durchmarsches der alliirten Truppen zu erhalten.

W. wurde Mitglied einer Commission, die mit den Vertretern der Mächte wegen der von diesen unbedingt verlangten Defensivverbindung unterhandeln sollte. Auch da mußte er freilich einsehen, daß er seinen bisherigen Standpunkt nicht lange behaupten konnte, was ihm allerdings in Basel den Vorwurf allzu großer Nachgiebigkeit zugezogen hat. Auch war er nicht im Stande, durch persönliches Erscheinen in Basel seine Mitbürger zu bewegen, diese Convention mit den Alliirten anzunehmen. Außer Basel verwarfen dieselbe noch Waadt und Tessin; da jedoch alle andern Kantone sich dafür erklärten, so mußte sich auch diese Minorität fügen.

Daß bei den weiteren diplomatischen Verhandlungen zur Zeit des zweiten Pariser Friedens W. nicht mehr in den Vordergrund trat, erscheint bei der zunehmenden Reaction sehr begreiflich, war er es doch hauptsächlich gewesen, der den Bestand der neuen Kantone mit Erfolg vertheidigt hatte und der allenthalben für die liberalen Ideen eingetreten war.

Der letzte Abschnitt von Wieland's öffentlicher Thätigkeit (1815—1832) galt besonders dem innern Ausbau seiner engern Heimath Basel. Stets bekleidete er das Amt eines Bürgermeisters, und als solcher war er eifrig bemüht um die Reorganisation des Schulwesens und der Universität, der Polizei und des Justizwesens. Daneben war W. trotz seinem hohen Alter ungemein thätig und ließ sich vielleicht mehr als gut war, mit Verwaltungsgeschäften überladen. Seinen Kanton vertrat er alle zwei Jahre auf der Tagsatzung, und wenn Basel auch noch in den zwanziger Jahren seinen liberalen Traditionen treu geblieben ist, so darf auch dies als ein Verdienst Wieland's angesehen werden. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß es ihm wie so manchem seiner Gesinnungsgenossen ergangen ist, für die sich anbahnende Bewegung hatte er kein Verständniß mehr, und als die Stürme der Julirevolution sich auch im Kanton Basel geltend machten, stand er denselben rathlos gegenüber. Den Forderungen der Landschaft nach politischer Gleichberechtigung, die er 33 Jahre früher gebilligt hatte, konnte er nicht mehr gerecht werden, so daß, nachdem es schon zu blutigen Kämpfen

zwischen Stadt und Land gekommen war, er im Februar 1832 sich zum Rücktritt von seinen öffentlichen Aemtern entschloß.

Schwere Heimsuchungen brachen damals über den durch den Gang der Dinge gebeugten alten Mann herein. Sein ältester Sohn Johannes, ein hervorragender Officier, starb in demselben Jahre aus Gram über den unglücklichen Verlauf des Kampfes zwischen Stadt und Land, und am 3. August 1833 fiel von einer feindlichen Kugel getroffen, bei dem Rückzuge von Liestal, sein zweiter Sohn August. Vollkommen zurückgezogen lebte nun Johann Heinrich W. bis 1838, in welchem Jahre am 4. Mai ihm der Tod ein sanftes Ende bereitet hat.

Vgl. Ochs, Geschichte der Stadt u. Landschaft Basel, Bd. 8. — Briefe von Bürgermeister Johann Heinrich Wieland aus den Jahren 1797—1803, mitgetheilt durch Karl Wieland in den Beiträgen zur vaterländ. Geschichte, Bd. 6. — Bürgermeister Johann Heinrich Wieland in den Jahren 1813 bis 1815, von Karl Wieland, im Basler Taschenbuch auf das Jahr 1863.

Albert Burckhardt-Finsler.

Verzeichniß

der im 44. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.